



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

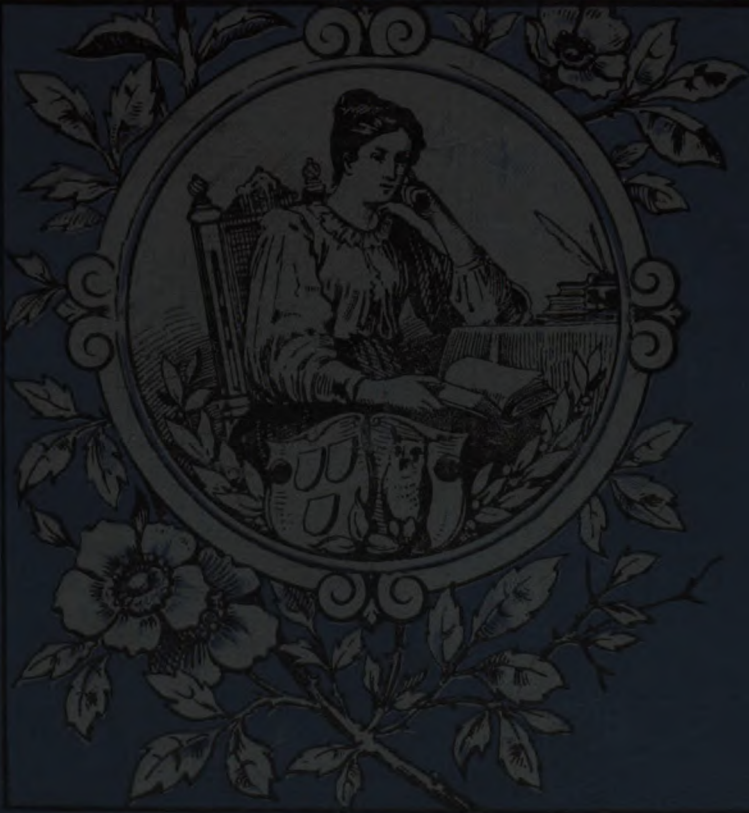
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

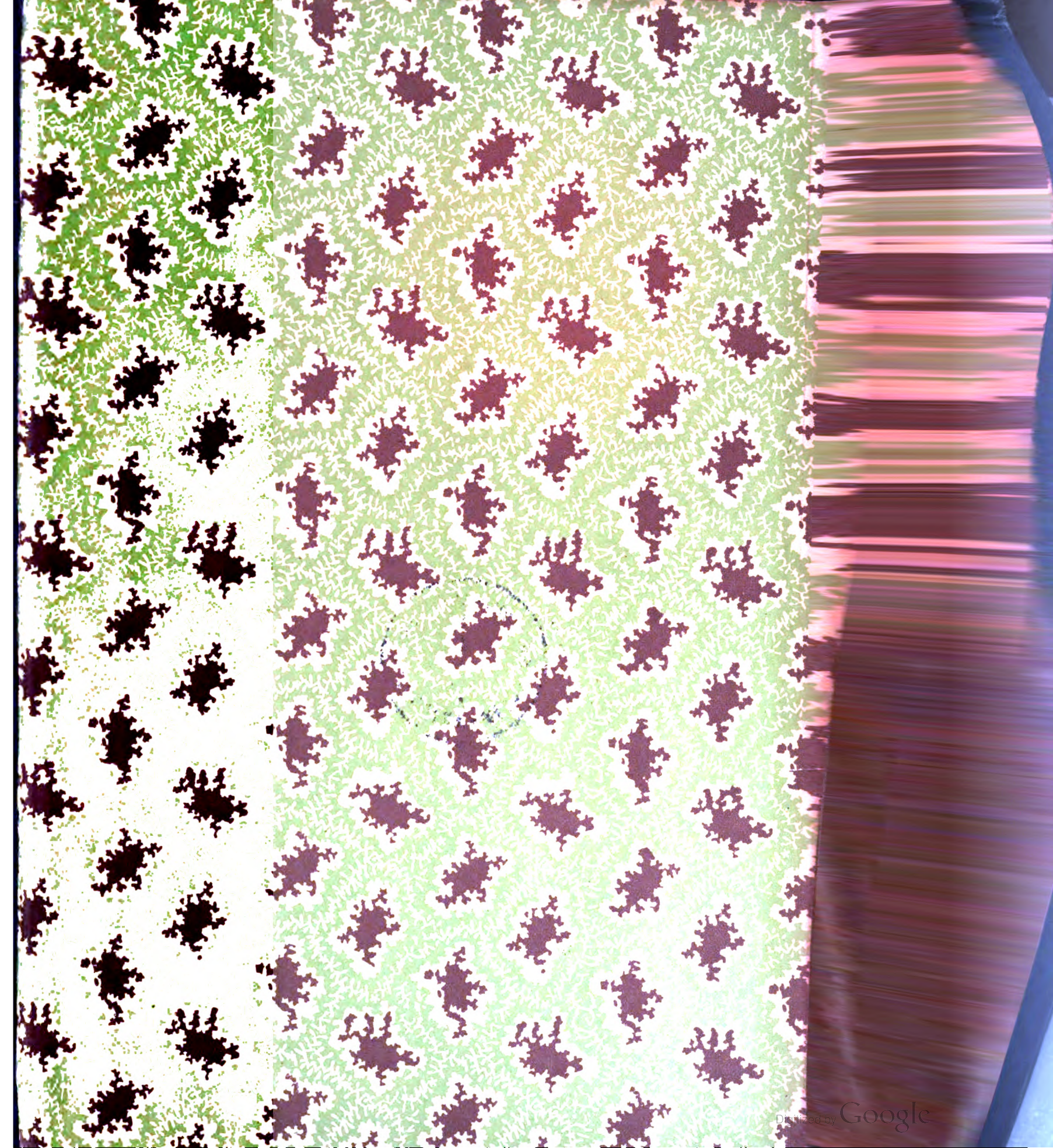
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.







©Wilm esdaffz

Die

Monatschrift

Verlag

Stempel

Verlag

18
346
261
324
233
76
170
226
495
106
236
303
499

401103

F7

499/1900

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES

Stacks
OCT 31 1978

57 676



Inhalt des siebenten Jahrganges.

Abhandlungen und Schilderungen.

	Seite
Adelmann, Helene. Die Enthüllung des Luise Otto-Peters-Denkmal's in Leipzig	628
Bacon, Therese. Frauenbestrebungen in Siebenbürgen	548
Bäumer, Gertrud. Mit Henriette Herz nach Italien 45.	100
" " Die psychischen Probleme der Gegenwart und die Frauenbewegung	385
" " Zehn Jahre Allgemeiner deutscher Lehrerinnenverein	623
Becker, Pfarrer Franz. Gesundheit im Hause	263
" Marie. Berliner Künstlerinnen bei Keller und Reiner	243
Behmertny, M. Eine interessante Organisation	302
Blum, Hans. Die Frauenfrage der Südsee	283
Bode, Dr. Wilh. Sozialpolitische Käuferinnen-Vereine	198
Bohnert, F. Kurse in der Wohlfahrtspflege für Frauen	546
Bülow, Frieda Freiin von. Der neue Roman Tolstoj's	261
" " Alte und neue Schönheit	324
Conrad, Else. Dienstbotenverhältnisse in den Vereinigten Staaten	233
Cotta, A. von. „Schmücke Dein Heim“	76
Denitz, Ada. Kanadische Frauen einst und jetzt	170
Eckart, Ilse. Die Frage des gemeinsamen Studiums an der Berliner Universität	226
Eggeling, Ingeborg. Zwei weibliche Tischlermeister	495
Elfei, Dr. Häusliche Pflege im schulpflichtigen Alter	106
" " Hausmittel	236
" " Muße	303
" " Gefahr und Verbreitung der Tuberkulose	499

	Seite
Ernst, Anna. Das sechste Gebot und die Volksschule	65
" " Zum Zwangserziehungsgesetz	513
Friedeberg, Dr. Edmund. Die Unterhaltungspflicht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch	455
Fuld, Rechtsanwalt Dr. Das Recht der Dienstboten	37
Heilborn, Ernst. Die „neue“ Frau. (Mit zwei Portraits)	5
Hühnl, Helene. Bücherhallenbewegung und Bibliothekarinnen	395
Hopp, M. C. Ein Frauenheim	117
Katscher, Leopold. Die Frauenwelt und die Geheimgesellschaften	554. 613
Körte, D. Tonika Do.	646
Kühn, Clara. Der Unterricht der weiblichen Jugendlichen im Zentralgefängnis	371
Lamping, Marie. Amerikanische Sommerfrische	563
Landerziehungsheim für Mädchen	502
Lange, Helene. Die Frauen und die Vereinsthätigkeit	1
" " Frauentage. (Mit Portrait)	93
" " Unsere „Alten“ und das Frauenstimmrecht. (Mit zwei Portraits)	129
" " Frauenfragliches zur Jahrhundertwende	194
" " Der Kampf um die höhere Mädchenschule	257
" " Flottenbewegung und Friedensbewegung	321
" " Der Reichstag und die Lex Heinke	369
" " Die besten Frauen der Erde	420
" " Weltanschauung und Frauenbewegung	577
" " Die Summe eines Dichterlebens	705
Meinhardt, Adalbert. Graphologie	28
Meyer, Dr. Heinrich. Moderne Frauenlyrik. (Mit zwei Portraits)	401
Neumann, A. Pariser Institute für studierende und erwerbende Frauen	519
Osten, M. v. d. Elektrische Lichtbäder	732
Otten, G. Hans von Kahlenbergs neueste Romane	652
Poppenberg, Felix. Venetianische Arabesken. (Mit Illustrationen)	217
" " Christlicher Adel deutscher Nation	353
" " Weltausstellungsimpression mit einem Aquarell als Duvertüre	670
" " Der Edelmann	707
Regnier, Emma. Zeitgemäße Betrachtungen über die Dienstbotenfrage	112
Rüstow, Gefängnisdirektor. Einiges über den jetzigen Strafvollzug, besonders bei den jugendlichen weiblichen Gefangenen	485
Salomon, Alice. Kinderarbeit in den Fabriken	11
" " Frauenbewegung und gesetzlicher Arbeiterinnenschutz	212
" " Die Kellnerinnenfrage — eine Frauenfrage	328
" " Frauenlöhne und Frauenelend	449
" " Die Reform des französischen Arbeiterschutzes und die Frauen	610

	Seite
Schettler, Paul. Anfang und Ende des „Drahtens“	50
„ „ Photoskulptur. (Mit Abbildungen)	151
„ „ Volksnahrungsmittel. I. Margarine	331
„ „ „ II. Der Zucker	414
„ „ „ III. Konserven	539
Spitzer, Marie. Die österreichische Frauenbewegung	586
Stritt, Marie. Der bayerische Frauentag	146
„ „ Der internationale Kongreß für Frauenthätigkeiten und Frauenschöpfungen in Paris.	641
Tremberg, Marion. „Maststunden“	148
Winkler, Elisabeth. Als Erzieherin in Rumänien	273
Winter, Elisabeth. „Keine Zeit“	714

Biographien und Charakteristiken.

Barine, Arvède. Die Laufbahn einer Frau im Osten. Autorisierte Übersetzung von E. Kroll	620
Ghild-Neuhaus, Else. Eine moderne Frau. (Mit Portrait)	349
Düsterhoff, Clara. Weibliche Philanthropie. (Mit Portrait)	735
Isolani, Eugen. Die plattdeutsche Dichterin Alwine Wuthenow. (Mit Portrait)	726
Key, Ellen. Ernst Ahlgren (Victoria Benedictson). Autorisierte Übersetzung von Francis Maro	678. 740
Lange, Helene. Henriette Schrader †. (Mit Portrait)	33
Poppenberg, Felix. Fanny Schwalb Quasimodogenita. (Mit Portrait)	477
Schmidt, Auguste. Luise Lenz-Heymann und der Allgemeine Deutsche Frauenverein. (Mit Portrait)	288
Bely, G. Franziska v. Kapff-Effenthaler	157

Romane, Novellen und Skizzen.

Adamek-Pott, P. „Und er soll dein Herr sein!“	491
Beaulien, Heloise v. Das Überflüssige	625
Beyer, Anna. Am Mummelfall	292
Brand, Joh. In der Sprechstunde	178
Christaller, Helene. Ein Brand aus dem Feuer gerettet	39. 79
Coppée, François. Das verlorene Kind. Autorisierte Übersetzung von W. Dyhrenfurth	159
Faber, P. Unsere Betty	525. 593. 656
Gerhard, Adele. Eine Lüge	335
Heilborn, Hedwig. Die Zweite	462
Gutten, J. Erlöst	551

	Seite
Klett, Gertrud J. Eine Jugendliebe	692
Megebe, M. z. Weißt du noch?	142
Milman, Lena. Marcel, ein Hotelkind. Autorisierte Übersetzung von E. Lorenzen	201
Reg, Ina. Mila	109
" " In der Schwebel	426
Rittweger, B. Eine Mutter	306
Schreiber, Adele. Es war in China	560
Siewert, Elisabeth. Ein Speisopfer	266
" " Ein Begegnen	409
" " Der Sohn	717
Swerd, G. Eine Bauerntaufe in Südbußland	433
Velh, G. Weiter	228
Wahlenberg, Anna. Echtes Silber. Autorisierte Übersetzung von E. Stine	239
Westkirch, Luise. Tanks Versuchung	20
Xilander, Marie. Sibylle	362

Gedichte. — Von Frauen und über Frauen.

Christaller, Helene. Die Enterbten	272
" " Im Lenz	484
Ed, Miriam. Novemberstürme	99
Gnade, Elisabeth. Gedichte	438
Lohfien, Wilhelm. Durch die Nacht	677
Oberdieck, Marie. Wenn ich meine Wege wandle	484
Roland, Emil. Im Lieberhann	308
Schanz, Frida. Ich trage Dich!	36
" " Sprüche	348
Schettler, Paul. Zur Jahrhundertwende	193
Sevilsky, Carl. Ein Ganzes	758
Tyrol, Marie. Treue	592
" " Ich sehne mich	592
Von Frauen und über Frauen	27. 118. 524

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Eiffengeflecht, Das. Von Hildegard Jacobi	505
„Frauenberufe“	181. 309
Gartenbauschule, Die, für Frauen. Von Anna Blum	54
Hefe-Kontrol-Stationen, Anstellung von Frauen in. Von Hildegard Jacobi	759

	Seite
Kinderpflegerinnen, Ausbildung hygienisch geschulter. Von Hildegard Jacobi	119
Kinderkrankenpflegerinnen, Neue Lehrkurse für. Von Amalie Junf	696
Kunststickerei- und Tapissiergewerbe, Das. Von Helene Simon	134
Stützen der Hausfrau, Neue Ausbildungskurse für. Von H. Jacobi	374
Taubstumme, Kindergarten für. Von Hildegard Jacobi	567
Traiteurin, Die. Von Hildegard Jacobi	245

Frauenleben und -Streben.

Seite 55. 120. 182. 246. 310. 377. 440. 507. 569. 631. 698. 760.

Frauenvereine.

Seite 57. 123. 179. 249. 313. 375. 443. 506. 571. 634. 700. 763.

Für Haus und Familie.

Seite 58. 122. 312. 376. 442. 504. 568. 697. 764.

Bücherschau.

Seite 59. 124. 185. 251. 315. 379. 444. 510. 572. 637. 701. 765.

Kleine Mitteilungen.

Seite 62. 127. 191. 255. 318. 382. 446. 511. 574. 638. 703.

Anzeigen.

Seite 61—64. 125—128. 188—192. 253—256. 317—320. 382—384. 446—448.
510—512. 574—576. 638—640. 702—704. 766—768.





Die Frauen und die Vereinsthätigkeit.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Vereine verderben den Charakter. Wenn Frauen in die Vereine laufen, so „leidet überdies ihr Hausstand darunter. Ich würde auch einfach die Zeit nicht haben zur Vereinsthätigkeit,“ so sagte mir vor kurzem eine tüchtige Frau, deren zwei Kinder fast schon erwachsen sind und deren Hausstand nur eine Überwachung, kaum persönliche Arbeit von ihr verlangt.

Ich sah mir ihr Leben an. Gewiß, es war ausgefüllt. Ein behagliches Disponieren im Haushalt, ausgedehnte Frühstück- und Mittagsthätigkeit mit Zeitunglesen und Geplauder hinterher, feine Handarbeiten, mit denen sie dem Ruf: „Schmücke Dein Heim“ nachzukommen suchte, eine hübsche, angeregte Geselligkeit, gewiß auch allerlei Mutterorgen, daneben noch die Verpflichtung gegen den eignen Geist, auf dem Laufenden zu bleiben mit neuen Büchern, Bildern, Musikalien, Theaterstücken, hier und da eine Reise zur Erholung von alledem — wo sollte da Zeit bleiben zur Vereinsthätigkeit? Der Gedanke, daß sich das alles um ein Stückchen beschneiden ließe und diese Stückchen zusammengesügt eine ganz bedeutende Summe von Kraft, Zeit und Geld repräsentieren würden, die der Vereinsthätigkeit zu gute kommen könnte — der Gedanke war ihr augenscheinlich nie gekommen.

Es war etwas Schönes um den Zehnten bei den alten Juden, an dem „der Fremdling und die Waise und die Witwen“ sich sättigen konnten, etwas Schönes um das Gebot, „daß du deine Hand aufthuest deinem Bruder, der bedrängt und arm ist in deinem Lande.“ In moderner Übertragung dürfte das, seit es eine Wissenschaft: „Armenpolitik“ giebt, seit Vereine gegen Bettelei bestehen, nicht mehr Almosen bedeuten, sondern eben jenes Opfer an Zeit, Kraft und Geld für das Gemeinwohl.

Die Männer haben sich längst daran gewöhnt, es zu leisten, meistens im unmittelbaren Dienst der Gemeinden oder des Staats; den Frauen bieten die Gelegenheit dazu in erster Linie die Vereine.

Aber nicht etwa nur die Wohlthätigkeitsvereine. Sie haben ihre große Bedeutung, die gewiß nicht unterschätzt werden soll. Sie sind ohne die rege Thätigkeit der Frauen ganz undenkbar. Und wir wollen es angesichts der unsäglichen Not, die sie lindern, gewiß nicht beklagen, daß der Zug der Frauen in erster Linie dahin geht.

Gerade die Erfahrungen aber, die sie hier machen, müßten sie einen Schritt weiter führen. In Tausenden von Fällen sind Not und Elend, besonders unter den Frauen, auf mangelnde Bildung, mangelnde Berufstüchtigkeit, andererseits auf ungenügenden Rechtsschutz, ungerechte Behandlung durch die Gesetzgebung zurückzuführen. In Tausenden von Fällen könnte nur wirksam geholfen werden, wenn in der Armen- und Waisenpflege, in den Schulbehörden, bei der Abfassung von Verwaltungsmaßregeln und Gesetzen die Stimme der Frauen gehört würde. Gerade die Frau, die am eifrigsten ihrem Wohlthätigkeitsverein dient, müßte auch am eifrigsten in den Vereinen mitwirken, die sich die Aufgabe gesetzt haben, Bildung und Stellung der Frau in Übereinstimmung mit den Forderungen einer fortschreitenden Kultur zu bringen.

Freilich, der ganze Zuschnitt dieser Vereine muß danach sein.

In ihrem Roman „Halbtier“ entwirft Helene Böhlau ein Bild von einer Sitzung, die sie ihre Heldin Isolde in dem Frauenverein einer kleinen Provinzstadt mitmachen läßt. Der Saal einer Kochschule ist mit Lannenguirlanden, Blumensträußen und Fähnchen dekoriert. „Eine heiße, sonnige Luft . . . Kleiderstoffe, ein ganzes Feld von Güten aller Arten und Formen . . . Diese vielen Frauen, in ihren vielen Kleidern, bedrückten und verstimmtten Isolde. Aus all dem Wust die kleinen, welken, dummen, vom Leben angekränkelten Mondchen, die menschlichen Gesichter . . .“ Vor weißbehängenen, sonnenbeschienenen Vorhängen sitzen die Frauen vom Vorstand; wie kompakte schwarze Schatten heben sie sich davon ab. Diese kompakten Schatten erstatten Bericht über das, was in Sache der Frauen in diesem Jahr geschehen und nicht geschehen war. „Gut bürgerliche Vereinsbefriedigung lag währenddem über ihnen.“ Und doch — es ist etwas Packendes da:

„Aus der Menge erhob sich hin und wieder eine und sprach mit einem befangenen Stimmchen von ungeheuren Dingen, unter denen die Menschheit seufzt. Sie faßte diese Dinge bei einem kleinen Zipfel und zeigte ihn wie ein winziges Fröbchen von einem ganz wunderbaren, riesigen Stoff, in den ungeheure Gestalten, geheimnisvolle, mächtige Muster eingewirkt sind . . . Diese Stimmchen drangen zu ihr, rührend, weltfremd, schmerzbeladen, ihre Seele bebrängend. Dazu parlamentarische Würde und Sicherheit, ein ganz wunderliches Gemisch. So etwas Strammes, als hätten die mächtigen dunklen Schatten der Frauen am Vorstandstisch, vor dem grellen Wintergrund, Boden unter den Füßen und könnten auf einem Grund sich regen, so etwas Gelehnmäßiges, Wichtiges, als wären die Gesetze schon da, um besser, menschenwürdiger zu leben . . . In den weltfremden, weltverlassenen Stimmchen zitterten Laute, so rührend und fallend sie auch klangen, in denen das ganz Tiefe, das große Wollen lag — das Wollen, das sich Bahn bricht, sei es wie es sei.“

Und Isolde träumt, daß sie plötzlich zu den mächtigen dunklen Schatten spreche, daß sie ihnen zuruft:

„Ibt doch etwas ganz Erstaunliches! Etwas worüber die Welt in Lachen ausbricht, in Zorn und Wut. Weil ihr zu treten versucht, wie der Mann trittet, so schwer und bedächtig — glaubt ihr, ihr habt es schon erreicht, was ihr wollt — oder werdet's erreichen? — O weh, etwas Altes! . . .“

Ich beschwöre euch, thut etwas Königliches, etwas Freies! Nichts Althergebrachtes. Nichts Kluges — nichts Vernünftiges — laßt die That der Frau wie eine lang verschüttete, eingeeengte Quelle mächtig rücksichtslos hervorprudeln — thut etwas, das davon zeugt, daß ihr den großen Willen habt, den weltüberwindenden Willen . . .“

Und zu dem Zweck sollen sie „das Recht des Weibes auf ein Kind“ und auf Arbeit verlangen.

Inzwischen werfen die würdigen Frauen am Vorstandstisch die Frage auf: „Soll die Frau den Titel des Mannes führen oder nicht?“

„Und dann kam wieder eine andre, sehr vernünftige, untadelhafte Frage — sehr korrekt. Folben war es zu Mute, als müßte draußen ein dunkles, starkes Gewitter ausbrechen. Es schien aber helle, grelle Julisonne, kein Wölkchen am Himmel. Schwüle, erdrückende Schwüle im Saal . . . Und hoch stieg aus dieser drückenden Atmosphäre etwas Starkes, Lebendiges auf. Für eine feine Seele voller Weltliebe war es auch zu spüren. Aber was ein Sturm sein sollte, war noch ein kleiner, spitzer Luftzug wie aus einer Fensterrippe.“

Die hier spricht, ist eine Dichterin. Dichterinnen lassen ihre Phantasie walten. Sie nehmen sich auch das Recht zur Karikatur. Diese liegt hier zu offen vor, um zu verstimmen. Und die Ahnung, daß es sich doch um etwas Großes handelt, klingt zu gewaltig durch. Aber wie ist es mit dem Programm, das Folde empfiehlt?

Wir wollen es, ganz abgesehen von der speziellen Forderung und ihrer sittlichen Bedeutung, auf eine allgemeine Formel bringen. Die Frauen — als ob die überhaupt ein Kollektivwesen wären — sollen plötzlich etwas ganz Neues, eine Umkehrung der bisherigen Gesellschaftsordnung, der geltenden sittlichen Anschauungen, etwas, das mit ihrer eignen Erziehung, ihren Lebensgewohnheiten in direktem Widerspruch steht, verlangen und wie ein Sturmwind alles bisher Giltige über den Haufen reißen.

Weiß denn Folde, weiß denn Helene Böhlau nicht, daß man das einfach nicht kann?

Stürme arrangiert man nicht, die werden mit elementarer Gewalt, wenn die Vorbedingungen gegeben sind, eher nicht. Und in der Menschheitsgeschichte sind Sprünge ebenso unmöglich, als das Aufsprießen, Blühen und Fruchttragen einer Blume vor unsren Augen, deren Samen wir soeben in die Erde gelegt haben. Und es giebt nur einen großen, weltüberwindenden Willen: den, der in nie ermattender Arbeit Sandkorn an Sandkorn reiht; jede Bestrebung, die sich auf andren Grund stellt, die die Entwicklungsbedingungen außer Acht läßt, wird verwehen, wenn sie auch zu ihrer Zeit noch so viel von sich reden macht.

Damit ist der Boden für die Frauenvereine, die dem Fortschritt ihres Geschlechts dienen wollen, fest umgrenzt. Und die Voraussetzungen einer glücklichen Entwicklung möchten etwa so zu fixieren sein:

1) Gründliche Kenntnis der bestehenden Lage der Frau in Bezug auf Bildungs-, Rechts-, Erwerbstand etc.; gründliche Kenntnis aber auch der geschichtlichen Entwicklung nicht nur des eignen, sondern auch anderer Kulturländer, sowie der Entwicklungsgesetze, unter denen alles geschichtliche Werden verläuft, so daß die Dinge nicht nur „bei einem kleinen Zipfel“ angefaßt werden.

2) Positive Arbeitsleistung auf einem oder mehreren der so gegebenen Gebiete, wobei volle Sachkenntnis auch in Bezug auf die in Frage kommenden, oft trocknen Einzelheiten Vorbedingung ist.

3) Aufstellung und energische Vertretung (durch Wort und That) von Forderungen, die sich aus diesen beiden Faktoren ergeben.

Oder, mehr negativ gefaßt:

Entschiedene Ablehnung alles Dilettierens auf Gebieten, auf denen die eingehende Sachkenntnis im allgemeinen und im speziellen fehlt; Ablehnung der Aufstellung von Forderungen, die erst aus noch unerfüllten Voraussetzungen erwachsen können; Ablehnung der Phrase, der Deklamation, der bloßen „Organisation“, die oft nur einem Arrangieren leerer Hülzen gleicht, kurz, der Vereinsform ohne positiven Inhalt.

Nur auf solchem Boden kann eine gesunde Vereinsbätigkeit erwachsen. Nur, wo die Führenden — denn, was man auch sagen möge, in erster Linie wird es doch auf diese ankommen — diese Bedingungen erfüllen, können sie den Mitgliedern die Stelle finden helfen, wo sie ihre Kraft einsetzen können. Auf solchem Boden aber mitzuarbeiten, erscheint mir als eine selbstverständliche Pflicht jeder Frau, die nicht durch die allerdringendsten Rücksichten verhindert ist, ihren Zehnten zu opfern. Eine Pflicht gegen sich selbst wie gegen die andern. So verderben die Vereine nicht den Charakter. Es soll garnicht geleugnet werden, daß sie es können, wenn Selbstbespiegelung und Komödiantentum Einlaß finden — ich finde, nebenbei gesagt, schon die ganz naive Gewohnheit der meisten Vereine, sich in ihren Jahresberichten selbst eine lobende Censur zu erteilen, wenig ansprechend — im übrigen aber können gerade die Vereine den Charakter erziehen. Die Notwendigkeit der Unterordnung der Person unter den Zweck, die Zucht, welche ernste Arbeit schon an und für sich ausübt, die Gewöhnung, die täglichen Dinge unter größeren Gesichtspunkten zu sehen, als sie das Haus giebt, die soziale Bethätigung, das Gefühl, für das öffentliche Interesse mitzuarbeiten, das alles sind charakterbildende Momente ersten Ranges. Es sind Momente, die ihre Wirkung auf die Führung des Hausstandes, auf die Kindererziehung, die Geselligkeit, kurz die ganze Lebensführung nicht verfehlen können, die sie zu adeln vermögen. Mag eine Frau die Pflicht gegen die Ihren noch so gut erfüllen: ihre Pflicht gegen die Draußenstehenden — auch gegen sie hat sie Pflichten — kann sie voll am besten in solchem Arbeitsverbande erfüllen. Noch — darin hat Helene Böblau recht — noch kann die Frau nicht auf eigenem Grund sich regen, noch bestreitet sie ihre Ausgaben dem öffentlichen Leben gegenüber von geborgtem Gut: soll die Zeit kommen, wo sie ihre volle Eigenart einsetzen kann, wo sie diese Eigenart in ihrer sozialen Arbeit zu voller Wirkung bringen kann, so müssen die Frauen freiwillig ihren Zehnten herbeibringen und ihre Mitwirkung denen nicht verweigern, die sie zum Zusammenschluß in gemeinsamer Arbeit rufen. Und dann — wird nicht der Sturm kommen, sondern die gleichmäßig wachsende Luftströmung wird langsam aber unwiderstehlich vor sich dabintragen, „was grau vor Alter ist,“ und den mit Trümmern und Wildwuchs bedeckten Boden freilegen — dann kann die Frau „auf eigenem Grund sich regen.“



Die „neue“ Frau.

Von

Ernst Heilborn.

Nachdruck verboten.

Aber eines muß man sich ganz klar sein: die Frauenbewegung unserer Tage bedeutet eine der größten Revolutionen in der Geschichte der Menschheit. Die Emancipation des vierten Standes, was will die groß besagen? Der vierte Stand wird sich freiheitlich entwickeln wie vor ihm der dritte Stand, und es wird im Grunde beim Alten bleiben. Hier aber ist ein Neues, wie es die Menschheit, soweit ihr historisches Bewußtsein reicht, nur mit dem Eindringen des Christentums und in dem Frühlingssweben der Renaissance erlebt hat. Wie aus diesen beiden Menschheitsverjüngungen wird die Frau auch aus der Frauenbewegung unserer Tage verwandelt hervorgehn.

Die Frau wird eine andere werden, und ihre Wandlung wird auf Charakter und Lebensgewohnheit der Männer zurückgreifen. An einzelnen Persönlichkeiten, die in der Bewegung stehen, hat sich etwas von dieser Wandlung bereits vollzogen.

Seien wir gerecht! Es sind vielleicht keineswegs die schlechtesten Männer, die sich der Frauenbewegung mit Aufgebot aller Kräfte entgegensetzen. Einzelne mag Konkurrenzfurcht, Engherzigkeit und Unsicherheitsgefühl dazu treiben, von denen rede ich nicht. Die ich meine, lieben die Frau, wie sie ist. Sie wollen sie garnicht anders haben. Sie fürchten in jeder Wandlung die Entstellung. Und ist das so unbegreiflich? Das Idealbild, das sich zeichnete, ist durch jahrhundertlange Tradition ans Herz gewachsen, die Kunst hat es verklärt. Es wäre auch eine Thorheit, naiv ungeschichtlich wäre es zum mindesten, zu behaupten, die Frauen hätten sich in früheren Zeiten in ihrer Abhängigkeit und Unselbständigkeit, in ihrem Bildungsmangel durchaus unglücklich gefühlt. Ich glaube das so wenig als ich glaube, daß sich die Handwerker zur Zeit der Zünfte oder die Leibeigenen unglücklich gefühlt haben. Erst mit dem Bewußtsein der Unfreiheit entsteht das Unbefriedigtsein. Mit solchem Bewußtseinswerden sind aber auch noch immer, früher oder später, die Ketten gefallen. Und ich gehe weiter: die Männer, die der Frauenbewegung heute rückhaltlos sympathisch gegenüberstehn, müssen den Glauben an die Menschheit haben. Den Glauben, daß jede ihrer Wandlungen sie vorwärts führt. Daß sie sich wandelnd bereichert. Freilich, was wäre das auch für ein Leben ohne diesen Glauben!

Erklärlich ist der Widerstand, doch ist er zwecklos. Zwecklos nur nicht für die Frauenbewegung selbst, die wie jede geistige Bewegung den Widerstand braucht, um an ihm zu erstarren. Mit dem erwachenden Bewußtsein der Unwürdigkeit des gegenwärtigen Zustands aber ist dieser Zustand selbst haltlos geworden. Denn in gewissem Sinne ist die Menschheitsgeschichte nichts als die Geschichte der Gefühle der Menschheit. Gefühle, sobald sie allgemein geworden sind, lassen sich noch weniger unterdrücken als Ideen. Sie werden zu Thatsachen. Und je weniger äußerlich revolutionär dieser Übergang sich darstellt, desto unaufhaltbarer ist er.

Die Frauen gehen aus der Frauenbewegung unserer Tage gewandelt hervor, und zum Teil vollzieht sich diese Wandlung schon jetzt. Die Frage nach dem innern Wesen der „neuen“ Frau beschäftigt seit ein paar Jahren auch schon unsere Litteratur, und man liest diese Bücher mit einem eignen Interesse, zumal wenn sie von Frauen geschrieben sind.¹⁾ Man darf sie aber auch mit einem Lächeln lesen; denn es sind doch nur Übergangsgeschöpfe, um die es sich bislang handeln kann.

„Halbtier“ heißt ein neuer Roman von Helene Böhlau. Halbtier — das soll die deutsche Frau bisher gewesen sein, nur eben gut, die Klasse fortzupflanzen, ohne Anteil an dem intellektuellen Leben des Volkes. Um es vorweg zu nehmen, der Roman ist eigentlich ein Anachronismus; nicht in künstlerischer Beziehung, davon sehe ich hier ab; ein Anachronismus in Bezug auf die Frauenbewegung. Es ist, als wenn in einem Hotel jemand mit einer Glocke herum liefe, die Gäste zum Sonnenaufgang zu wecken; aber die Sonne ist bereits über dem Horizont, und die Schläfer sind lange aufgestanden. Es ist ein Drama „Vor Sonnenaufgang,“ nach Sonnenaufgang geschrieben. Es prophezeit Dinge, die zum Teil schon eingetroffen sind. Rappend aber bleibt die Wucht der Leidenschaft, die aus dem Buche redet. Es ist, als handele es sich darum, in der Frau die Sklavin zu befreien, in einem Tier das Menschenbewußtsein zu wecken. Alles, was Frauenelend und Männerroheit heißt, muß diese Fsolde Frey an sich und ihrer nächsten Umgebung erfahren. Ihre Mutter, ihre Schwester zu „Fortpflanzungsmaschinen“ und Haushälterinnen erniedrigt; die naive Brutalität ihres Vaters; die rohe Brutalität ihres Bruders, der ein Mädchen so ohne weiteres verführt und sie dann halb verhungern, in die Charité und auf die Anatomie spedieren läßt ohne sich aus seiner fetten Ruhe nur um ein Haar breit zu rühren; die rohere, weil mit geistigem Raffinement gepaarte, Brutalität ihres Schwagers, der das höchste Opfer ihrer Jungfräulichkeit hinnimmt, um dann in blasierter Gleichgiltigkeit ihre Schwester zu heiraten und in der die Frau zu erniedrigen, wie er in ihr das Mädchen erniedrigt hat. Dabei sind in dies Buch der Leidenschaft unendlich viel feine Züge verwebt, und es erstrahlt ein eigner Glorienschein um das erniedrigte und geknechtete, im Leiden Größe findende Weib. Und Fsolde Frey sucht Wege bergan zu innerlicher Befreiung und Befestigung. Sie wird eine Künstlerin. Aber die Kunst erschließt sich ihr nicht. „Da lag die große, glänzende Vergangenheit des Mannes über seinem Willen wie eine Sonne, die ihm leuchtete, ihm Leben gab und Mut machte, die ihm alles verhiess. Aber sie als Weib! da lag die tote, leblose Vergangenheit des Weibes über ihr wie eine tote, dunkle Masse und drückt und erstickt und machte jede Bewegung schwer, über jeder Hoffnung lag sie, über jeder Freudigkeit . . .“ Innerlich also unterliegt sie. Und es ist nur ein tieferes Unterliegen, wenn sie ihren Schwager, in dem ihr, dem geknechteten Weib, der Mann in seiner ganzen Despotenbrutalität entgegentritt, wie einen Hund über den Haufen schießt, als er lüstern, verlangend die Hände nach ihr ausstreckt. In Wahrheit, diese Leidenschaft ist durchaus nur tödend. Und wenn Fsolde Frey nach dem Morde mit allerlei großen Gefühlen der aufgehenden Sonne entgegen-

¹⁾ Helene Böhlau: „Halbtier.“ Roman. Berlin 1899. F. Fontane u. Co. — Ilse Frapan: „Wir Frauen haben kein Vaterland“ Berlin 1899 ebenda. — Frieda Frein von Bülow: „Anna Stern.“ Roman. Dresden u. Leipzig 1898. Carl Reißner. — Clara Viebig: „Es lebe die Kunst!“ Roman. Berlin 1899. F. Fontane u. Co. — Adalbert Weinhardt: „Stilleben“ Berlin 1898. Gebrüder Paetel. — Lou Andreas-Salomé: „Menschenkinder.“ Novellenklaus. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger.

geht, ihr wird diese Sonne nicht aufgehen. Sie ist ein Nachtgeschöpf. Die ganze Unreife des Nicht mehr und Noch nicht hat Helene Böhlaus, wahrscheinlich sehr unfreiwillig, in ihr gekennzeichnet.

Die Sonne aber ist aufgegangen. Hinter dem kleinen Fräulein Halm Schlag hat sich die Thür des Rektoratszimmers zu Zürich geschlossen, und auf Grund ihres deutschen Lehrerinnenzeugnisses ist sie immatrikuliert worden. Eine schwere Zukunft, der sie entgegengeht. Die Ihrigen haben keine Sympathie (wie sollten diese braven Spießbürger auch!) für die Ziele, die sie sich gesteckt hat; ihre Stiefmutter hat sie vielleicht nur nach Zürich gehen lassen, um sie auf die eine oder andere Weise los zu werden. Die Geldsendungen, die sie von zu Hause zu erwarten hat, kommen unregelmäßiger, bleiben zuletzt ganz aus; sie darbt, es macht ihr das nicht viel, aber schließlich hat auch das seine Grenzen. In ihrer Ausgestoßenheit wendet sie sich an die Behörde ihrer Heimat mit der Bitte um ein Stipendium. Sie wird abschlägig beschieden und deshalb, doch nicht nur deshalb, der Schmerzensruf, der dem Büchlein von Ilse Frapan den Namen gegeben hat: „Wir Frauen haben kein Vaterland!“ Fräulein Halm Schlag muß ihre Studien aufgeben und sich ihr Brod als Handarbeiterin verdienen: sie ist dennoch, und um nichts weniger, eine Vorkämpferin, ist auch der Typus, der siegt. Und es ist auch das Neue um die bescheidene Gestalt dieser Lehrerin, die Fremden gegenüber ganz scheu und ganz befangen ist: eine neue, große Begeisterung ist es, die sie beseelt; die Begeisterung für ihre Studien und für die gesamte Wissenschaft zunächst. Diese Studentin hat mit dem männlichen Studenten blut-



Ilse Frapan.

wenig gemein. Ihr Empfinden ist ganz jugendfrisch und ganz idealisch. Wenn sie das Kollegiengebäude betritt, ist's ihr zu Mute, als müßte sie die Schuße, wie auf heiligem Boden, ausziehen. Sie fühlt sich im „Heiligtum“ der Wissenschaft, nach dem sie Jahre und Jahre das Sehnen getragen, und mit religiöser Andacht folgt sie dem Unterricht. Und daneben die andere, große Begeisterung für die Sache der Frauen, ihrer Schwestern, die ihr Herzenssache ist. Darum studiert sie die Rechte, um ihre leidenden Schwestern, die Männerschulbeladenen nicht zum letzten, vor Gericht vertreten zu können. Diese große Begeisterung, die in ihr lebt, giebt ihr ein neues, bisher kaum gekanntes Gepräge, und fein hat Ilse Frapan in dieser neuen Begeisterung nur einen neuen Ausfluß der urewigen Mutterliebe gekennzeichnet. „Die Geschlechtsliebe ist eine Erfindung des Mannes. Erst mit der Mutterliebe kam die höhere Liebe in der Welt: die duldbende, nichts fordernde, still selige, unerschöpfliche Seelen-

liebe.“ So lebt sich auch die neue Frau in dem Gefühl aus, das für die Frauen aller Zeiten wesensbestimmend war.

Auch Anna Stern hat in Zürich studiert. Aber bei ihr ist es doch etwas anderes. Um die innere Ruhe zu finden, will sie sich ein Arbeitsfeld erschließen. Der Mann, den sie liebt, hat sich von den kleinen Frauenkünsten ihrer Schwester jagen lassen und sich mit der verheiratet; sie muß sich eine neue Lebensbasis schaffen. Ihr Schwager, den sie liebt, ist Arzt, und in der Ausübung seiner ärztlichen Thätigkeit hat sie ihn lieben gelernt: da ist ihr's ganz natürlich, daß sie sich denselben Beruf erschließen möchte. Anfänglich hat sie auch nichts von einer „neuen“ Frau an sich; erst mit dem Beruf selbst kommt das. Aber auch ihr ist der Beruf etwas anderes als dem Mann. Nicht die Wissenschaft als solche ist für sie in erster Linie anziehend: die sorgende, pflegende, die tröstende Thätigkeit, zu der sie berechtigt, ist ihr Herzens-thun. Auch in ihr ist es wieder die Mutterliebe des Weibes, die in neuer Form alte Gefühlskraft bekunden will. Was die Poesie vergangener Zeiten in anderen Bildern verklärt hat, das scheint in anderer Weise in der neuen Frau Wirklichkeit werden zu sollen: die Mutterliebe der Jungfrau. Und auch darin bewährt sich nachher eine neue Kraft, wie Anna Stern später dem Leben begegnet. Als erprobte Ärztin führt sie das Schicksal wieder mit ihrem Schwager zusammen. Sie sieht seine Mängel und Schwächen, ganz anders wie damals als junges, eben erwachsenes Mädchen — gegen die Liebe ist sie darum nicht gefeit. Wohl aber giebt ihr ihr Beruf Kraft zu überwinden. Sie ist nicht innerlich hilflos nur auf ein Gefühl gestellt.

Was war es doch, das Fiolde Frey gebindert hatte in der Kunst das Können zu erzwingen? Daß alles, was etwas bedeutete, Männerkunst war, hatte ihr Atem und Kraft benommen.

Auch die moderne Künstlerin geht, obwohl ihr äußerlich nichts Besonderes entgegen steht, nicht die Wege des Mannes. Es ist eine andere Gefühlswelt, in die sie durch die Thatsache allein, daß sie Frau ist, versetzt wird. Ergiebt sich daraus eine gesteigerte, rastlose Leidenschaftlichkeit, ein unruhiges Hasten nach äußerem Erfolg? Ließt man Clara Viebig's Roman „Es lebe die Kunst!“ so will es einem beinahe so scheinen. Elisabeth Reinharz ist aus ihrer ländlichen Heimat nach Berlin gekommen. In dem „litterarischen“ Haus eines Berliner Banauiers darf sie eine Erzählung, die sie geschrieben hat, vorlesen, und alsbald wird für das junge Talent Propaganda gemacht. Ihr erstes Bändchen „Einfache Geschichten“ erscheint, und ohne ihr Zutun und Wissen nimmt sich eine litterarische Clique ihrer und ihres Werkes an. Sie hat Erfolg. Dann aber heiratet sie einen einfachen Buchhalter — lieben thut sie ihn nicht, aber sie fühlt sich arg einsam, und sein Charakter flößt ihr Vertrauen ein — und mit ihrer Heirat ist das Interesse der Gesellschaft für sie erloschen. Sie ist nun auf sich allein gestellt. Und damit wird die tolle Leidenschaft nach Erfolg in ihr wach. Es ist beinahe die Marlowe- Tragödie, die sie durchlebt. Nur der eine Gedanke: Erfolg. Der Maßstab, den sie anlegt: Erfolg. Sie schreibt ein Drama, und das wird allseitig abgelehnt. Auf Hintertreppen weiß sie's dennoch an einem Theater anzubringen. Es wird aufgeführt und fällt durch. In ihrer Gemütsverfassung wäre der Schlag für sie tödlich. Es rettet sie — ihre Liebe zu ihrem Kinde und dann die Heimatsluft. Sie wird fortan die Kunst innerlicher nehmen, wofern man Clara Viebig glauben darf. Aber auch hier wieder die nämliche Thatsache: die Mutterliebe, diesmal in der ureigenen Bedeutung des Wortes, giebt auch der modernen Frau Halt und Wesensbestimmung.

„Denkst du auch immer an den Nachruhm, wenn du schreibst? dann kann ich es dir vorher sagen: du arbeitest umsonst. So berühmt wie Goethe wirst du nicht. Vergesse es doch nicht: ihr seid beide Mädchen. Was alle Frauen, von Mirjam, der Sängerin, bis auf George Sand und George Eliot in der Kunst leisteten, das wiegt weder den einen Dante noch den einen Shakespeare auf.“

Aus Adalbert Meinhardts schöner, stimmungsvoller Erzählung „Stillleben“ sind diese Worte entnommen. Ich fürchte, sie sind wahr, wenn sie auch kein Prognostikon auf die Zukunft enthalten. Entscheidender jedenfalls für den Menschen selbst als seine Leistung, bleibt, daß die Leistung Persönlichkeitsausdruck sei. Auf den inneren „Erfolg“ kommt es an. Und das ist das Eindringliche an dieser Erzählung aus dem Leben zweier Freundinnen, von denen es die eine ruhmSuchend in die Welt hinaustreibt, während die andere still bei Großmütterlein sich einspinnt, daß die Weltabgeschlossenheit die reicheren und besseren Gaben zu geben hat. Mit Frauenemanzipation scheint dies „Stillleben“ also nichts zu thun zu haben; dies junge Mädchen, das eine Schriftstellerin wird, ist auch alles eher als eine „neue“ Frau; aber sie hat ihren Beruf, der sie ausfüllt, innerlich ganz ausfüllt und befriedigt, und das giebt ihr das eigene Gepräge. Sie wartet nicht wie andere Mädchen wohl auf die „Liebe“. Mehr als das; ihr Beruf macht sie gegen Liebe unzugänglich. Sie ist sich selbst genug. Da ist ein junger Arzt, der ihr sympathisch ist und der um sie anhält, und sie weist ihn zurück. Nur aus dem Gefühl des in sich Befriedigtseins heraus. Freilich wird dieser Widerstand bei ihr überwunden, und sie wird eine glückliche Hausfrau und Mutter. Aber der Widerstand war doch da, und es bedurfte nicht alltäglicher Hingebung und Kraft, ihn zu brechen.



Adalbert Meinhardt.

In der Wandlung des Verhältnisses der beiden Geschlechter zu einander bleibt das die große Frage: was wird der neuen Frau die Liebe bedeuten?

Charakteristisch erscheint mir eines: eine Anzahl der neuen Frauen werden eben zu dem, was sie sind, durch trübe Erfahrungen in ihrem Liebesleben. Solche Frey findet in dem Mann, den sie liebt, den schmachvollen Verräter, Anna Sterns Hingebung bleibt ohne Erwidern. So wird die eine zur Künstlerin, die andere zur Studentin der Medizin. Das nicht erwiderte oder getäuschte Liebesverlangen löst neue Kräfte in ihnen aus.

Anderen dieser Frauen bedeutet die Liebe anfänglich weniger als ihren Altersgenossinnen. Darin stimmen das schlichte Mädchen aus Adalbert Meinhardts Still-

leben und die erfolgslüfterne Elisabeth Reinharz ganz überein, daß ihnen der Mann, der sie umwirbt, zunächst herzlich wenig bedeutet. Und das ist vielleicht gut. Ihre Zuneigung will mühsam errungen sein, es ist gewissermaßen ein Opfer, das sie bringen, und auch dann noch ist ihr Gefühl mehr Zuneigung als Liebe. Sie sind keine Julien und finden keine Romeos. Auch in der Ehe geht Elisabeth Reinharz die Liebe erst ganz allmählich auf. Noch als Mutter ihres Kindes ist ihr das Stück, das sie schreibt, eigentlich wichtiger als ihr Mann. Erst als sie in ihm den treuesten Genossen und Kameraden entdeckt hat, fängt sie an, ihn wirklich zu lieben. Und es ist im Grunde ganz dieselbe Erscheinung, wenn Anna Stern späterhin aus ihrem Beruf die Kraft schöpft, einer unstatthaften Liebe Widerstand zu leisten.

In eigner Weise hat Lou Andreas-Salomé in ihrem psychologisch überaus feinen Novellenbuch „Menschenkinder“ die Frage nach der Liebe der neuen Frau beantwortet.

Da ist die zarte und doch knabenhafte Gestalt des „Hans“ in „Mädchenreigen“. Sie will von Männerliebe nichts, auch garnichts wissen. Sie hat ihre Freundinnen, die sie erzieht, und wird studieren. Und da kommt die Liebe dennoch über sie wie ein Dieb in der Nacht. Und wandelt ihr Empfinden. Nun will sie zu dem Manne, den sie liebt, in Demut aufschau. Er soll fürderhin ihr Ehrgeiz sein. Ihr Gefühl aber erkaltet, ängstet den Mann, den sie erwählt hat. Er teilt ihren Ehrgeiz nicht. Ist überhaupt nicht ehrgeizig. Ihm ist seine Wissenschaft etwas so Alltägliches, gewissermaßen Ererbtes: er hat seine Examina gemacht und damit gut. Ihm war auch das Kollegiengebäude seinerzeit sicherlich kein heiliger Boden, sondern ein langweiliger Kasten, in dem man ein paar Stunden täglich absitzen mußte. Für diesen armen, kleinen „Hans“ wird die Liebe die große Lebensenttäuschung bedeuten.

Und wie ein Dieb in der Nacht kommt die Liebe auch zu den beiden „neuen“ Frauen in den beiden Erzählungen „Ein Wiedersehen“¹⁾ und „Incognito“. Die russische Ärztin, die nach jahrelanger Trennung den Mann wiederfindet, den sie als junges Mädchen geliebt, macht im Grunde ganz die gleiche Erfahrung wie „Hans“. Damals, vor Jahren, hat dieser Mann die Begeisterung zu ihrem Beruf in ihr Herz gesenkt. Jetzt ist er, aller Begeisterung bar, ein satter Genießer geworden. Einen Augenblick überwältigt sie die alte Empfindungsleidenschaft, aber seine Wege sind nicht mehr ihre Wege, und am andern Morgen sucht er sie umsonst. Und daneben die kluge Erzählung „Incognito“. Eine russische Frau, die ein Blatt herausgibt und sich in ihrem Beruf einen Namen gemacht hat, trifft auf einsamer Reifestation einen jungen Mann, eben den gewöhnlichen jungen Mann, und läßt ihn, seine Empfindungen zu schonen, nicht ahnen, wer und was sie ist. Und Liebe überkommt sie, und es ist ihr, als fielen ihr Beruf, ihr ganzes früheres Sein wie ein lästiger, unbequemer Mantel von ihr ab. Ein paar Stunden ist sie ganz liebendes Weib. Dann aber erfährt der Mann, wer sie ist, und es ist ihm gar nicht mehr um sie zu thun, und mit einem wehen Verzicht findet auch sie sich in ihr altes Dasein zurück. — Die Kunst ist nicht dazu da, Fragen zu beantworten, und Lou Andreas-Salomés Erzählungen wollen eben „nur“ Kunstwerke sein. Dennoch, wollte man Lou Andreas-Salomés Antwort erraten, die sie auf die Frage nach der Liebe der „neuen“ Frau zu geben hat, sie würde lauten: die „neue“ Frau ist, wenn Liebe sie überkommt, ganz und durchaus die „alte“.

¹⁾ Zuerst veröffentlicht in der „Frau“. Jahrgang 6, Heft 5

Nur darf man im Widerstreit dieser Anschauungen das Eine nicht vergessen: wie auch die Antwort laute, nur um ein Geschöpf der Übergangszeit kann es sich bislang handeln. Doch scheint viel Grund vorhanden, der kommenden Entwicklung freudig entgegenzusehn.

* * *

Nicht darauf konnte es mir in diesem Zusammenhange ankommen, über die Frauenbücher, über die ich sprach, ein litterarisches oder künstlerisches Urteil zu fällen. Ich habe sie als gleichwertige und gleichberechtigte Erscheinungen genommen. In litterarischer Hinsicht sind sie das natürlich nicht.

Ich habe versucht, dem Bangen, mit dem so viele der Frauenbewegung unserer Tage gegenüberstehen, Verständnis entgegenzubringen. Es ist wahr, jede Wandlung birgt Gefahren. Aber ich denke noch einmal an das schüchterne, eckige Fräulein Galmschlag zurück, die mit der unendlichen Kraft ihrer Liebesbegeisterung Wissenschaft und Fürsorge für ihre Schwestern sich erwählt.

Wenn Gefahren drohen sollten — ist die Begeisterung zahlloser neuer Kämpfer, aus der die Menschheit sich verjüngen kann, nicht wert, diese „Gefahren“ auf sich zu nehmen?



Kinderarbeit in Fabriken.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.



Frau Stevens, Fabrikinspektorin im Staate Illinois, berichtet in einem Vortrag über „Die Gefahren der Kinderarbeit“ folgendes:

„In der Weltausstellung in Chicago war eine Gruppe des Bildhauers Gelet zu sehen, deren Sujet allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Es scheint danach in einzelnen Teilen Englands Sitte zu sein, daß bei Bedarf von Hilfskräften die Werkführer großer Fabriken ein Fenster öffnen und so viel Marken herauswerfen, als Arbeiter gebraucht werden. Den Kampf um einen solchen Arbeitschein hat Gelet in seiner Gruppe, die „Ein Kampf um Arbeit“ benannt ist, dargestellt.

Die Hauptfigur in der Mitte der Gruppe ist der glückliche Arbeiter, der einen Schein erobert hat. Er schwingt frohlockend den Schein hoch über seinem Kopf, blickt aber abwehrend auf einen schwächlichen, alten Mann zu seiner Linken, der sich an den Sieger anzuklammern versucht und ihn bittet, ihm die Arbeitsgelegenheit zu überlassen. Rechts von ihm versucht ein Jüngling ihm den Schein zu entreißen; augenscheinlich ist es ihm weniger um die Arbeitsgelegenheit zu thun, als darum, seine Kraft in dem Kampf zu erproben. Durch das Ringen der drei Männer ist eine Frau zu Boden, unter ihre achtlosen Füße, geworfen worden; in dieser gefährlichen Lage versucht sie mit aller ihr zu Gebote stehenden Kraft das kleine Kind neben sich zu schützen, das bei jedem Fußtritt, der sie trifft, in Lebensgefahr ist. Ein etwas größerer Junge bemüht sich, an dem Mann, der den Schein hält, heraufzuklettern; auf seinem Gesicht spiegelt sich der hungrige Ausdruck des alten Mannes, die ganze List und Rohheit des Jünglings, die Hoffnungslosigkeit des Weibes!

Die Gruppe illustriert in treffender Weise die Lage der heutigen Lohnarbeiter in der ganzen Welt. Man braucht keine Weltausstellung zu besuchen, um bildlich dargestellt zu sehen, was man in bitterem Ernst überall in der Stadt der Weltausstellung, in jeder anderen Großstadt sehen kann — Männer, die um Arbeit bitten und keine bekommen können oder die sie wie eine Gabe der Mildthätigkeit zuerteilt erhalten, während Frauen und Kinder täglich zehn Stunden lang von Unternehmern beschäftigt werden, die sich gegen ein Gesetz auflehnen, das diese zehn Stunden auf acht reduziert hat.

Die Fabrikinspektoren wissen, daß die Kinderarbeit einer der Faktoren ist, mit denen die Industriefürsten bei Aufstellung der Produktionskosten rechnen, daß die Anstellung von Kindern trotz aller Maßregeln zur Unterdrückung derselben zunimmt. Um der Kinderarbeit willen entstehen breite Straßen; Fabrikpaläste werden mit verbesserten Maschinen ausgestattet, die nur eine Entfaltung des höchsten Genies zu schaffen imstande ist, und die Zahl der arbeitslosen Erwachsenen wächst in geometrischem Verhältnis zu der Zahl der zauberkräftigen Maschinen, die von Kinderhand bedient werden können!“

Diese Worte der amerikanischen Fabrikinspektorin können als Charakteristik für die Verhältnisse großer Industriestädte weit über die Grenzen ihres Landes, ihres Weltteils hinaus gelten. Auch in Deutschland werden ganze Industrien durch Kinderarbeit gehalten; auch in Deutschland nimmt die Beschäftigung von Kindern in Fabriken stetig zu, trotzdem die deutsche Arbeiterschutz-Gesetzgebung zu den weitgehendsten in Bezug auf Einschränkung und Erschwerung der Kinderarbeit gehört. Während in England Kinder unter 11 Jahren nicht in Fabriken beschäftigt werden dürfen, in Frankreich, Belgien und Rußland die Berechtigung zur Fabrikarbeit mit dem 12. Jahre beginnt, bestimmt die Reichs-Gewerbe-Ordnung für Deutschland (§ 135), daß Kinder unter 13 Jahren in Fabriken nicht beschäftigt werden dürfen, und im Alter von 13 bis 14 Jahren nur 6 Stunden täglich, und auch nur dann, wenn sie nicht mehr zum Besuch der Volksschule verpflichtet sind. Kinder im Alter von 14 bis 16 Jahren heißen in der Reichs-Gewerbe-Ordnung „junge Leute“. Ihre Beschäftigung in Fabriken unterliegt gewissen Beschränkungen; so darf die Arbeitszeit die Dauer von 10 Stunden täglich nicht überschreiten. Für „Kinder“ und „junge Leute“, die in der Gewerbe-Ordnung unter der Bezeichnung „jugendliche Arbeiter“ zusammengefaßt werden, ist Nachtarbeit verboten; ferner müssen bestimmte Pausen innerhalb der Arbeitszeit innegehalten werden. Eine der Bestimmungen, die, seit sie in Kraft getreten ist, besonders vielen Anfeindungen ausgesetzt war, verlangt, daß Arbeitgeber, die jugendliche Arbeiter in Fabriken beschäftigen wollen, der Ortspolizeibehörde davon schriftlich Anzeige machen, mit Angabe der Fabrik, der Wochentage, an denen die Beschäftigung stattfinden soll, des Beginns und Endes der Arbeitszeit und der Pausen, sowie der Art der Beschäftigung. Der Arbeitgeber hat ferner dafür zu sorgen, daß in den Fabrikräumen, in denen jugendliche Arbeiter beschäftigt werden, an einer in die Augen fallenden Stelle ein Verzeichnis der jugendlichen Arbeiter unter Angabe ihrer Arbeitstage, sowie des Beginns und Schlusses ihrer Arbeitszeit und der Pausen ausgehängt ist.

Bei einer solchen Reihe von Ausnahmebestimmungen für jugendliche Arbeiter, die hier nur kurz angedeutet werden konnten, lag allerdings die Vermutung nahe, daß die Zahl der in deutschen Fabriken beschäftigten Kinder sehr zurückgehen würde. Leider hat sich diese Vermutung nicht bewahrheitet; vielmehr hat der Erfolg dieser Bestimmungen bisher nur darin bestanden, daß große, leistungsfähige Fabrikanten allerdings vollständig von der Einstellung jugendlicher Arbeiter wegen der damit verbundenen Mühevaltung Abstand genommen haben. Die geringere Nachfrage nach Kinderhänden hat daher das Angebot noch wohlfeiler gemacht, und kleine, wenig zahlungsfähige Unternehmungen mit schlechteren hygienischen Einrichtungen, längerer Arbeitszeit und geringerem Lohn haben allmählich die vorhandenen jugendlichen Arbeitskräfte absorbiert. So berichtet das letzte Vierteljahrsheft zur Statistik des Deutschen Reichs über die Steigerung der in Fabriken beschäftigten jugendlichen Arbeiter im Jahre 1897,

daß die Zahl der Fabriken, in denen solche Arbeiter beschäftigt werden, von 40 333 im Jahre 1896 auf 43 593 im Jahre 1897 angewachsen ist. An Kindern unter 14 Jahren wurden 1897 in diesen Fabriken beschäftigt 6151 gegen 5312 im Jahre 1896; die Zahl der jungen Leute von 14 bis 16 Jahren wuchs von 239 584 im Jahre 1896 auf 259 790, so daß die Gesamtzahl der in Fabriken beschäftigten jugendlichen Arbeiter im Alter von 13 bis 16 Jahren in dem Berichtsjahr 265 721 gegen 244 860 im Jahre 1896 beträgt. Es ist also eine Zunahme von 12 Prozent zu verzeichnen. Auch der Bericht der Gewerbeaufsichtsbeamten vom Jahre 1897 weist mehrfach darauf hin, daß die Arbeitgeber in den gesetzlichen Schutzvorschriften kein so wesentliches Hindernis für die Beschäftigung jugendlicher Arbeiter mehr zu erblicken scheinen.

Diese trocknen Zahlen beweisen, daß unser Gesetz in seiner bisherigen Fassung nicht instande ist, die Fabrikarbeit von Kindern in ausreichender Weise einzuschränken. Wenn es auch nicht verkannt werden darf, daß die Reichsgewerbeordnung die in Fabriken beschäftigten Kinder vor den maßlosesten Ausbeutungen schützt, so bleiben die Kinder bei einer 6- resp. 10stündigen Fabrikarbeit doch so großen Gefahren und schweren Schädigungen in körperlicher und geistiger Beziehung ausgesetzt, daß es durchaus unwirtschaftlich sein würde, nicht für einen weiteren Ausbau der Gesetzgebung einzutreten und die Zahl der Kinder weiter anwachsen zu lassen, die ihres natürlichen Rechts auf die Möglichkeit körperlichen Wachstums und geistiger Ausbildung beraubt sind.

Die Gefahren, denen das erwerbende Kind ausgesetzt ist, sind mannigfaltig: plötzlicher oder frühzeitiger Tod, Verstümmelung und Invaliderität, dauerndes Siechtum und sittliche Verderbnis; manchmal möchte man glauben, daß die Kinder am besten daran sind, die das erstgenannte Los trifft, denn damit findet das Elend des Kindes wenigstens ein Ende. Durch die zu frühzeitige und zu lange dauernde Arbeit wird der jugendliche Organismus im Wachstum gehemmt und geschwächt; Intellekt und Moral werden durch die Umgebung in nachteiliger Weise beeinflusst. Die Entschädigung für diesen Aufwand an Kraft und Gesundheit besteht durchschnittlich in einem Lohn von 7 bis 11 Pf. pro Stunde (4 bis 7 Mark wöchentlich), ein Verdienst, der noch nicht einmal hinreicht, um den notdürftigen Lebensunterhalt eines Kindes zu bestreiten. So kann es wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß nicht nur Staat und Gesellschaft, sondern auch die Eltern der arbeitenden Kinder selbst das lebhafteste Interesse daran haben, die Jugend und damit die zukünftige Generation vor diesen schädlichen Einflüssen und Gefahren zu schützen.

In ausgezeichnete Weise haben einige amerikanische Fabrikinspektorinnen verstanden, nicht nur die bestehenden Mißstände auf diesem Gebiet aufzudecken, sondern auch durch ihre Beobachtungen und ihre scharf präzisierten Vorschläge auf die gesetzgebenden Körperschaften einzuwirken und zur treibenden Kraft für die stetige Entwicklung und den Ausbau der Arbeiterschutzgesetze, insbesondere in Bezug auf die Fabrikarbeit der Kinder, zu werden.

In einem Zeitpunkt, in dem auch in einzelnen Teilen des Deutschen Reichs Frauen als Gewerbeaufsichtsbeamte eingeführt worden sind und sich dadurch den Frauen eine Möglichkeit eröffnet, in stärkerem Maße als bisher an den Bestrebungen zum Schutze der arbeitenden Kinder Teil zu nehmen, dürfte ein Einblick in die Arbeiten der amerikanischen Frauen zur Verbesserung dieser Gesetze von Interesse sein, umso mehr, als die gesetzlichen Bestimmungen einzelner amerikanischer Staaten in vielen Punkten mit der deutschen Gesetzgebung übereinstimmen. Unter den zahlreichen Arbeiten und Berichten über die Gefahren der Kinderarbeit, die von amerikanischen Inspektorinnen in den letzten Jahren verfaßt worden sind, verdient ein Bericht, den die bereits oben erwähnte Mrs. Stevens, Inspektionsassistentin in Illinois, bei einer Jahresversammlung von Fabrikinspektoren gegeben hat, besondere Beachtung, weil Mrs. Stevens nicht nur über persönliche Beobachtungen, sondern über eigene Erlebnisse als Arbeiterin berichten kann. Wenngleich sie noch nicht lange als Inspektorin thätig ist, so ist sie doch mehr als 30 Jahre, seit ihrem 13. Jahre, Lohnarbeiterin gewesen, und so verknüpft sie in ihrem Vortrag, der hier in einem kurzen Auszug wieder-

gegeben werden soll, in fesselnder Weise das, was sie als arbeitendes Kind selbst empfunden hat, mit den Beobachtungen, die sie später als Mitglied einer Gewerkschaft und endlich als Inspektorin bei ihren Untersuchungen über das Problem der Kinderarbeit gemacht hat. So schildert sie aus ihren eigenen Erlebnissen und Erfahrungen heraus die Gefahren und Schicksale, denen das arbeitende Kind entgegengeht, Tod und Verstümmelung, Krankheit und Siechtum, intellektuelle Schädigung und moralische Verkommenheit!

„Eine meiner frühesten Erinnerungen aus meinem Erwerbs- und Berufsleben,“ so berichtet Mrs. Stevens, „ist ein mir unvergänglich bleibender Schmerz, die Erinnerung an das lachende Gesicht einer Freundin, das sich plötzlich zu einem Ausdruck des Entsetzens verzerrte, als sie durch einen Fehltritt in die Öffnung eines Aufzugs geriet, um fünf Stockwerke tiefer zu Tode zerschmettert anzukommen. Das ist 31 Jahre her und ereignete sich in einer Baumwollspinnerei in New-Hampshire, aber auch heute noch kann ich bei meinen Inspektionen unvergitterte Aufzugsöffnungen finden. Wer kann die Zahl derer ermessen, die auf diese Weise ihren Tod gefunden haben? Aber Anlage und Schutz der Aufzüge ist bei uns noch immer nicht durch Gesetz und Inspektion geregelt, und wenn das endlich geschehen wird, werden die Unternehmer sich über Einmischung von Staat und Gemeinde in ihre Rechte, in ihre persönliche Freiheit beklagen.“

Ich war eben vierzehn Jahre alt geworden, als ich die Gefährlichkeit der Maschinen an eigener Person kennen lernen sollte, und meine verstümmelte rechte Hand wird mich, so lange ich lebe, daran mahnen. Ich war Arbeiterin in einer Weberei und machte hinter und unter meinem Webstuhl rein, während er im Gange war; die Webstühle gingen 10 Stunden täglich, und hätte ich den meinigen zu einer Zeit reinigen wollen, in der die Maschinen still standen, so hätte ich meine Arbeitszeit noch verlängern und vor halb sieben in die Fabrik kommen müssen. Der Abfall, den ich zum Reinigen benutzte, setzte sich zwischen den Zähnen eines Rades fest, und meine Hand wurde mit erfaßt. Das unterbrach den Gang des Webstuhls für einige Minuten und meine Erwerbsfähigkeit für viele Wochen. Ich verlor einen Finger, und eine Zeit physischen Leidens und noch größerer seelischer Qual folgte, denn ich fürchtete, den Gebrauch der Hand, auf der meine Erwerbstätigkeit beruhte, einzubüßen. Erst wenn ich vergessen kann, wie heimatlos, mutterlos, krank und unglücklich ich mich in jenen Wochen der Angst und Qual fühlte, dann und nicht eher werde ich aufhören, für die Abschaffung der Kinderarbeit einzutreten und zu arbeiten! —

Es giebt kaum eine Maschine, an der Kinder arbeiten können, ohne daß ihr Leben und ihre Gesundheit gefährdet wird. Man sagt oft, was ich auch vor wenigen Tagen erst wieder in einer Druckerei hören mußte, Unfälle kämen nur vor, weil Kinder unvorsichtig sind. Das ist eher eine Belastung als eine Entschuldigung für das Unrecht, das man den Kindern thut. Wir berauben die Kindheit ihres größten Vorrechts, wenn wir aus Kindern vorsichtige, achtsame alte Männer und Frauen machen, und darum sollte kein Kind unter 16 Jahren an Maschinen beschäftigt werden, die durch Dampf oder Elektrizität getrieben werden.

Die Beschäftigungsarten, die der Gesundheit der Kinder nachteilig sind, sind unzählige. In Chicago besorgen Kinder fast ausschließlich das Vergolden von Rahmen, und ihre Finger werden dadurch nach kurzer Zeit so steif, daß es für die Arbeitgeber vorteilhaft ist, sie nach kurzer Frist zu entlassen, um neue einzustellen und zu ruinieren. Es giebt hier eine Firma mit einem so hohen Prozentsatz kostspieliger Unfälle bei Kindern, daß sie seit einiger Zeit Verträge mit den Eltern oder Vormündern der Kinder abschließt, durch die sie sich der Verantwortung und der Kosten für etwaige Unfälle entledigt. Wir finden Kinder, die langsam vor heißen Öfen dahinschwimmen, Kinder, die durch die Beschäftigung mit Arsenik oder giftigen Farben zu Grunde gehen. Wir treffen Knaben, die taub geworden sind, weil sie in Räumen arbeiteten, in denen Metall gehämmert wird; Mädchen, die Maschinen mit den Füßen treiben oder deren Beschäftigung sie zwingt, täglich zehn Stunden zu stehen und die sich dadurch unheilbare Leiden zugezogen haben; Leiden und Krankheiten, die ein lebens-

Längliches Martyrium bedeuten und den Verlust der Krone des Frauenlebens, der Kraft, gesunde Kinder zu erzeugen, mit sich bringen.

Eine der größten und bedenklichsten Gefahren für das Kind, die Gefahr, Moral und gute Sitten durch das Fabrikleben einzubüßen, ist eng mit der Frage verknüpft: Was soll später aus den Kindern werden?

Wenn es auch wahr ist, daß nicht alle gut erzogenen Menschen gut sind und daß man häufig unter unerzogenen Menschen die besten Sitten und trefflichsten Charaktereigenschaften findet, so ist es doch zweifellos ebenso wahr, daß die Volksschule eine Einrichtung für die Entwicklung und Erziehung der Jugend ist, welche die Ausichten, daß die Kinder von „heute“ gute Bürger von „morgen“ sein werden, unendlich vergrößert. Aber das System der Kinderarbeit in Fabriken und das System der Volksschule in unserer Republik werden sich niemals miteinander vertragen.

Eine unserer Fabrikinspektorinnen sprach kürzlich in einem Vortrag ihr Bedauern über die Unwissenheit der arbeitenden Kinder aus, und als Beispiel für den Grad der Unwissenheit führte sie an, daß viele dieser Kinder noch nie etwas von unserm Freiheitskrieg gehört haben. Ich sah kürzlich einen griechischen Knaben zwischen 16 und 17 Jahren, der schon fast drei Jahre auf seiner Arbeitsstelle war und nur seine Muttersprache sprechen und überhaupt nicht schreiben konnte. „Das ist ein kluger Junge, ein heller Kopf,“ sagte der Werkführer zu mir. — Um so schlimmer für den Arbeitgeber und für uns alle, daß der Junge bei all seiner Klugheit weder englisch sprechen noch schreiben und lesen kann. Was für einen Wähler wird er in vier Jahren abgeben? — Es erübrigt sich wohl zu fragen, ob dieser Junge je etwas vom Freiheitskrieg gehört hat. Augenscheinlich ist ihm noch manche andre, viel nützlichere und notwendigere Kenntnis für immer verschlossen! Der enge Gesichtskreis dieser Kinder, der einem auffällt, sowie man mit ihnen spricht, ist geradezu erschreckend. Viele wissen nicht einmal, wann und wo sie geboren sind, wie ihre Eltern heißen, was ein Geburtstag ist oder ob sie je einen gehabt haben. Manche können selbst mit Hilfe von Papier und Bleistift ihr Alter nicht herausrechnen; andre können nicht einmal ihren eigenen Namen leserlich niederschreiben.

Es wird häufig behauptet, daß Abend- und Fortbildungsschulen den arbeitenden Kindern ausreichende Gelegenheit zum Unterricht bieten. Aber Abendsschulen sind geradezu eine Qual und eine Grausamkeit für ein Kind, das seine Tagesarbeit geleistet hat. In X. besteht eine Abendsschule für die in der dortigen Glasindustrie beschäftigten Knaben. Diese Kinder, von denen viele noch nicht 14 Jahre alt sind, laufen täglich etwa 75 bis 80 englische Meilen, um für die älteren Arbeiter das Material herbeizubringen und die fertige Ware fortzuschaffen. Erwachsene Männer sind bei dem Hin- und Herlaufen zusammengebrochen. Kleine Kinder halten es aus — aber auf Kosten ihrer Zukunft.

Der Unterricht in der Abendsschule ist für diese Knaben, ja für jedes Kind, das den ganzen Tag, die ganze Woche arbeitet, eine Farce! Das einzige Mittel, unsern Kindern die Grundlage einer gesunden Erziehung zu geben, besteht darin, sie von der Lohnarbeit bis zum 16. Jahr fern zu halten und sie so lange zur Schule zu schicken.

Für jedes Kind, das den Tag und häufig auch noch die Abendstunden fern von Haus und Schule verbringen muß, giebt es naturgemäß mannigfache Gelegenheit, die unmoralischen Seiten des gesellschaftlichen Lebens kennen zu lernen. Das Laster geht zu den Stunden auf den Straßen umher, in denen unsre Knaben und Mädchen von der Arbeit heimgehen, und der übermüdete Körper ist dann gerade in der richtigen Verfassung, um Neigung für eine Lebensweise zu spüren, in der Arbeit keine Rolle spielt. Der Einfluß der Umgebung und Gesellschaft, die demoralisierende Wirkung steter Beobachtung des Lasters tritt ihnen zu solchen Zeiten auf dem harten Pfad ehrlicher Arbeit entgegen, deren fühlbarer Erfolg zunächst nur in schmerzenden Gliedmaßen, armseligen Existenzen und einem Lohn besteht, der kaum für den notwendigsten Lebensunterhalt ausreicht.

Von großer Tragweite für die Zukunft des Kindes sind auch die Folgen der Arbeit, die bereits bei Gelegenheit der gesundheitsgefährlichen Beschäftigungen erwähnt wurden. Aber keine Beschäftigung, der Kinder unter 16 Jahren regelmäßig nachgeben, läßt die Hoffnung zu, daß aus den Knaben dereinst kräftige Männer werden; es giebt kaum eine Beschäftigung, welche die Mädchen nicht untauglich macht, dereinst den Pflichten der Frau, der Mutter, in vollem Umfange nachzukommen. Ich habe die Folgen des Maschinennäbens für junge Mädchen schon erwähnt. Eine andre Arbeit, der Mädchen in ausgedehntem Maße nachgeben, ist nach meiner Überzeugung ebenso schädlich, wenn nicht noch schlimmer, und das ist die Arbeit in Cigarrenfabriken.

Ich hatte in einer benachbarten Stadt Jahre Gelegenheit, Cigarrenarbeiterinnen zu beobachten. Gewöhnlich sahen sie schwächlich aus, und ich hörte viele Klagen über ihren Gesundheitszustand. Wenn eine sich verheiratete, freute ich mich deshalb stets, daß sie die Arbeit aufgeben konnte; aber nur bis ich später hörte, daß, wenn eine von ihnen überhaupt ein Kind zur Welt brachte, dies tot geboren wurde. Heut ist es in der medizinischen Welt eine anerkannte Thatsache, daß Frauen, die in ihrer Jugend in Tabakgeschäften gearbeitet haben, gewöhnlich unfruchtbar bleiben. Besser noch, als wenn schwächliche Kinder zu einem Leben dauernden Siechtums geboren werden; aber welche Anklage bleibt das trotzdem für unsre Civilisation!

Kürzlich widmete der Staat Ohio seinen großen Männern eine Statuengruppe, deren Inschrift lautete: „Dies sind meine Juwelen!“ Ich dachte an diese verkommenen und an die zu früh geborenen toten Kinder, die auch dem Staat gehören. — Solange solche Kontraste aufzuweisen sind, hat ein Staat noch keine Ursache, sich zu rühmen.“

An diese Ausführungen knüpft Mrs. Stevens eine Schilderung der in Illinois bestehenden Gesetze zum Schutz der Kinderarbeit, die in großen Zügen mit den deutschen übereinstimmen, in einigen Punkten etwas weiter gehen, in anderen dagegen hinter den deutschen Verordnungen zurückbleiben. So ist das Minimalalter, das die Berechtigung zur Anstellung in Fabriken giebt, dort auf 14 Jahre (gegen 13 Jahre in Deutschland) heraufgesetzt. Für Kinder unter 16 Jahren müssen die Unternehmer wie bei uns Listen führen, Verzeichnisse mit Namen, Alter u. s. w. in den Arbeitsräumen anbringen; ferner müssen sie Kinder jederzeit aus der Arbeit entlassen, wenn diese kein ärztliches Attest über ihre körperliche Befähigung für die von ihnen geleistete Arbeit beibringen können. Dagegen fehlen Schutzbestimmungen für Fabrikationszweige, die mit besonderen Gefahren für Gesundheit und Sittlichkeit der jugendlichen Arbeiter verknüpft sind, wie sie für Deutschland durch den Paragraphen 139a der Reichs-Gewerbeordnung gegeben sind. Nach diesem Paragraphen ist der Bundesrat ermächtigt, die Verwendung von Arbeiterinnen, sowie von jugendlichen Arbeitern für solche Fabrikationszweige gänzlich zu untersagen oder von besonderen Bedingungen abhängig zu machen. So sind denn auch eine ganze Reihe von Beschränkungen ergangen, insbesondere für Walz- und Hammerwerke (1. 2. 95), für Drahtziehereien mit Wasserbetrieb (11. 3. 92), für Glashütten (11. 3. 92), für Sichorienfabriken (17. 3. 92), für Steinkohlenbergwerke (1. 2. 95), für Zink- und Bleierzbergwerke und Kofereien (24. 3. 92), für Kobzuckerfabriken und Zuckerraffinerien (24. 3. 92), für Hechelräume (29. 4. 92), für Bleifarben- und Bleizuckerfabriken (8. 7. 93), für Anlagen zur Anfertigung von Cigarren (8. 7. 93), für Gummimarenfabriken (21. 7. 88), für Ziegeleien (27. 4. 93), für Spinnereien (8. 12. 93). Diese Beschränkungen oder Schutzvorschriften schließen im großen und ganzen die jugendlichen Arbeiter von der Beschäftigung in denjenigen Betriebsabteilungen aus, die als gesundheitsgefährlich anerkannt sind. Es ist zu hoffen, daß der Bundesrat diese Bestimmungen auf eine ganze Reihe anderer schädlicher Fabrikationszweige ausdehnen wird.

Inwieweit aber die vorhandenen Schutzbestimmungen thatsächlich durchgeführt werden und inwieweit sie nur auf dem Papier stehen, ist schwer festzustellen, solange die unzureichende Zahl der Gewerbeinspektoren die Ausführung der Gesetzesvorschriften

unsicher läßt. Nach dem Bericht der Gewerbeinspektoren vom Jahre 1897 wurden durchschnittlich im Deutschen Reiche nur 30 Prozent der in das Revisions-Register eingetragenen Betriebe revidiert; in Bayern, wo auch ein großer Teil der handwerksmäßigen Betriebe mit eingetragen ist, sogar nur 8,7 Prozent! Was nützen aber die besten Gesetze, wenn keine Garantie für ihre Durchführung gegeben ist, und gerade in diesem Punkte sind uns die Vereinigten Staaten weit überlegen. Ein verhältnismäßig großer Stab von Gewerbeaufsichtsbeamten und deren vorzüglich ausgebildetes und durchgebildetes System der Listenführung über die besichtigten Fabriken und die dort beschäftigten Kinder gewährleistet eine strenge Durchführung der Gesetzesvorschriften. Es ermöglicht den Inspektoren genau zu verfolgen, wie oft die Kinder ihre Stellung wechseln, auch die Zahl der Personalveränderungen in den Arbeitsstätten festzustellen. Das hat zu der überraschenden Beobachtung geführt, daß die arbeitenden Kinder ein wahres Wanderleben führen. Mrs. Stevens führt hierfür ein typisches Beispiel an:

„Am 22. August besuchte ich eine Zuckerwarenfabrik und fand dort 80 Kinder unter 16 Jahren. Für 63 lagen Bescheinigungen über ihr Alter vor, von denen 43 in Ordnung waren; 20 waren wertlos, weil sie nicht vorschriftsmäßig ausgefertigt waren. Die 43 gültigen Atteste stempelte ich ab; 17 Kinder, die keine Scheine vorweisen konnten, wurden nach Haus geschickt, und die 20 unvollständigen Bescheinigungen wurden den Kindern mit der Weisung zurückgegeben, sie bis zum nächsten Tage ordnungsgemäß ausfüllen zu lassen. Am 8. September besichtigte eine andere Inspektorin die Fabrik und fand 71 Kinder bei der Arbeit mit 65 vorliegenden Attesten. Nur eins davon trug den Stempel meiner letzten Inspektion, die 14 Tage vorher stattgefunden hatte. Die 70 Kinder waren also seitdem neu eingestellt und mit einer einzigen Ausnahme hatten all die Kinder, die ich dort gefunden hatte, ihre Atteste genommen und waren andre Arbeit suchend davongegangen. In derselben Fabrik fand ein dritter Inspektor am 11. September, also nur 3 Tage später, 119 Kinder und natürlich neue Listen, so daß wieder eine vollständige Veränderung unserer Register notwendig war.

Solche Erfahrungen lassen uns hoffen, daß die Mühe, welche die Arbeitgeber mit dem Führen der Verzeichnisse und Listen haben, sie zur Anstellung anderer Arbeitskräfte führen wird. Der oben erwähnte Zuckerwarenfabrikant sucht tatsächlich jetzt schon Mädchen über 16 Jahre. Er wird so viele finden, wie er nur beschäftigen kann, aber er wird sie nicht zu 4½ cent (16 Pf.) pro Stunde, dem Durchschnittslohn der in diesem Gewerbe arbeitenden Kinder, bekommen.

Dieser ewige Wechsel der Kinder ist ein Zeichen der verderblichen Bedingungen, unter denen sie leiden und die sorgsam von all denen geprüft werden sollten, die für die Lohnarbeit der Kinder eintreten. Es zeugt von einem vollständigen Verkennen der Verhältnisse, wenn Leute von dem Vorteil sprechen, der Kindern aus einer „regelmäßigen Beschäftigung“, aus „der Möglichkeit, ein Gewerbe zu erlernen“, erwächst. Die Stellungen, in denen Kinder ein Gewerbe erlernen, sind Ausnahmen; solche Fabriken, in denen durch herdenweise Anstellung von Kindern ein Vermögen gewonnen wird, sind die Stätten, wo wir die Kinder am häufigsten bei der Arbeit treffen.

Wir können mit Recht fragen, was denn ein Kind lernen kann, das heute in einer Fabrik, morgen in einer anderen mit anderer Branche arbeitet, das eine Woche Bonbons einwickelt und in der nächsten Bilderrahmen verguldet. Es ist augenfällig, daß die Arbeits- und Lohnbedingungen in diesen Fabriken so unbefriedigend sind, daß die Anstellung stets nur als Nothbehelf angesehen wird. Die nächste Stellung ist dann nicht besser, und so folgt ein Wechsel dem andern.

Darum lernen die Kinder statt eines Gewerbes in den großen Fabriken, in denen ihre Arbeit die Grundlage für die Reichtümer von Handelsgesellschaften bildet, Unbefähigkeit, Verschwendungssucht und die Neigung, ein leichtsinniges Spiel mit dem Zufall zu treiben. Kein Wunder, daß sich jedes Jahr die Zahl der ungelerten Arbeiter durch solche Leute vermehrt, die nichts gut zu arbeiten verstehen, die keine

Handgeschicklichkeit besitzen, die sie in den Stand setzt, Arbeiten zu verrichten, die einen Menschen ernähren können. So wächst die Zahl derer, die selbst in Zeiten eines industriellen Aufschwungs am Rande des Verderbens stehen und die bei dem ersten wirtschaftlichen Schwanken in den Abgrund des Pauperismus fallen.“ —

Auf Grund dieser ungenügenden Resultate eines der besten und weitgehendsten Gesetze zum Schutz der Kinderarbeit und im Interesse der Wohlfahrt der heranwachsenden Generation stellen die amerikanischen Inspektorinnen das unbedingte Verbot der Lohnarbeit von Kindern unter 16 Jahren als erstrebenswertes Endziel auf. Den Schlüssel zu der Frage der Kinderarbeit sehen sie im Zwang zum Schulbesuch bis zum 16. Jahre; die Schule soll durch alle Klassen einen Handfertigkeit-Unterricht und in den letzten zwei Schuljahren technischen Unterricht in einem Handwerk mitumfassen. Ferner machen sie die Lösung des Problems von der Gewährung einer ausreichenden Unterstützung an arme Kinder (resp. deren Eltern) abhängig, damit die Kinder nicht durch Not und Mangel zur Lohnarbeit gezwungen und der Schule ferngehalten werden. Erst dann kann die Volksschule ihre Aufgaben erfüllen; sie wird nicht nur vom Volk erhalten, sondern auch für jedes Kind des Volkes zugänglich sein. Wenn aber erst jedes Kind in einer solchen Schule sein muß, kann man sich auch gegen die Heimarbeit der Kinder in den großen Städten einigermaßen schützen.

Diese Forderungen zeigen, warum in so ausführlicher Weise auf amerikanische Verhältnisse eingegangen worden ist; sind doch alle diese Forderungen auch in Deutschland in keinem einzigen Punkt erfüllt. Ein Vergleich der Gesetze beider Staaten beweist, daß die Verhältnisse bei uns zwar teilweise anders, aber keineswegs besser liegen als in den Vereinigten Staaten, und deshalb werden auch hier alle, die an sozialen Reformen auf dem Gebiet der Kinderarbeit mitarbeiten wollen, zur Erkenntnis der von den amerikanischen Inspektorinnen aufgestellten Ziele gelangen müssen.

Auch bei uns ist die Zahl der lohnarbeitenden Kinder erschreckend groß; die Schwierigkeiten, die sich wegen geistiger und körperlicher Mängel bei der Unterbringung 14- bis 16jähriger Kinder in Lehr- und Arbeitsstellen ergeben, sind allgemein bekannt. Wohlwollende und mitleidige Menschen, Kinderfreunde, haben Wohlfahrtsvereine und Anstalten ins Leben gerufen, um diesen Mißständen abzuhelfen; sie können aber nicht künstlich dem kindlichen Organismus entsprechende Arbeitsgelegenheiten schaffen, wo solche das Bedürfnis nicht schafft; sie können selbst durch die sorgsamste Pflege nicht in kurzer Zeit ausgleichen, was in Jahren durch ungesunde Lebensbedingungen, durch ungenügende Ernährung verfehlt worden ist; sie können die Eindrücke nicht verwischen, die unbeaufsichtigte und verwahrloste Kinder auf der Straße, durch die Umgebung bei frühzeitiger Fabrikarbeit oder sonstiger Lohnarbeit gewonnen haben. Wohl können solche privaten Veranstaltungen die Existenzbedingungen einiger weniger Kinder besser gestalten, sie kräftigen, ihnen eine Ausbildung gewähren und sie in lohnenden Berufen unterbringen, aber sie können niemals verhüten, daß die Arbeiterschutzgesetze in ihrer heutigen Gestalt die Lage der arbeitenden Kinder im allgemeinen verschlimmern, anstatt sie zu verbessern.

Indem die Gesetzgebung für einige Arten von gewerblichen Unternehmungen, für Fabriken und Werkstätten, Bedingungen an die Anstellung von Kindern knüpft, durch welche die aus der Beschäftigung erwachsende körperliche, sittliche und intellektuelle Schädigung um etwas geringer wird, erschwert sie die Anstellung der Kinder, ohne sie zu unterbinden. Sie treibt damit die Kinder in die kleinsten und wenig zahlungsfähigen Betriebe, die auf billige Arbeitskräfte angewiesen sind und sich deshalb diesen Bedingungen unterwerfen müssen; sie treibt sie in die Heimarbeit und in diejenigen gewerblichen Berufsarbeiten, die noch jedes gesetzlichen Schutzes entbehren und der Kinderausbeutung daher einen günstigen Boden bieten. Auch wir müssen deshalb zunächst Ausdehnung der Gesetze zum Schutz der Kinder und der Gewerbeaufsicht auf alle Arten der gewerblichen Thätigkeit fordern, denn nur auf diese Weise kann eine Gewähr für eine in körperlicher und geistiger Beziehung gesundheitsgemäße Erziehung der Jugend gegeben werden.

Die notwendigste Ergänzung solcher Bestimmungen besteht aber in der Verlängerung der Schulpflicht oder in der Einführung obligatorischer Fortbildungsschulen in den Tagesstunden, was ja in der Praxis gleichbedeutend wäre. In diesen letzten Schuljahren müßte besonderes Gewicht auf die Ausbildung der Handgeschicklichkeit als Grundlage jeder gewerblichen Thätigkeit gelegt werden; jedes Mädchen müßte vom 14. bis zum 16. Lebensjahr am Koch- und Haushaltungs-Unterricht Theil nehmen, jeder Knabe müßte die Anfangsgründe eines Handwerks erlernen, zu dem Neigung und Veranlagung ihn tauglich erscheinen lassen. Wie notwendig daneben noch die Fortsetzung des wissenschaftlichen Unterrichts über das 14. Lebensjahr hinaus ist, beweist wohl der Umstand, daß nur ein kleiner Theil aller Kinder das in den Volksschulen vorgeschriebene Pensum absolviert; so hatten z. B. in Berlin nach den Berichten der städtischen Schuldeputation 1897/98 38 Prozent der die Gemeindegemeinschaften verlassenden Kinder die 1. Klasse nicht erreicht, 12 Prozent waren nicht einmal bis zur 2. Klasse gekommen, die sie unter normalen Verhältnissen mit 10 Jahren hätten erreichen müssen.

In den „reformatory“ und „industrial schools“, sowie in den Barnardo'schen Anstalten in England hat man den Versuch gemacht, die Kinder die Hälfte des Tages bei wissenschaftlichem Unterricht, die andre Hälfte in Werkstätten anzuleiten und ihnen durch diese getheilte Unterrichtsart eine Grundlage für ihren späteren Beruf zu geben.

Will man der Jugend eine derartige längere Schul- und Ausbildungszeit gewähren, so wird eine Reform der Armenpflege angestrebt werden müssen. Die Gemeinden müßten alsdann all den Witwen, den eheverlassenen und geschiedenen Frauen, allen, die der öffentlichen Armenpflege anheimfallen und die heute bei den allgemein üblichen, unzureichenden Unterstützungssätzen gezwungen sind, die Kinder so früh wie möglich zur Erwerbsthätigkeit heranzuziehen, die Möglichkeit eröffnen, für ihre Kinder sorgen und eintreten zu können, bis deren körperliche und geistige Kräfte soweit entwickelt sind, daß sie in einem Beruf etwas zu lernen und zu leisten im stande sind.

Nur wenn die Gesetzgebung auf dem Gebiet des Arbeiterschutzes Hand in Hand arbeitet mit der Gesetzgebung auf dem Gebiet des Unterrichtswesens und der Armenpflege, um 14- und 15jährige Kinder der Lohnarbeit fern zu halten, nur darin können die Ursachen beseitigt werden, deren Symptome heute vielfach bekämpft werden. Wenn die Gesetzgeber und die Männer der Verwaltung, die heute 14- und 15jährige Kinder „jugendliche Arbeiter“ nennen, an ihre eigene Kinderzeit zurückdenken, wenn sie ihre eigenen 14jährigen Kinder betrachten und sich vorstellen, wie hilflos diese den Gefahren des Erwerbslebens gegenüber stehen würden, müssen sie dann nicht erkennen, daß nur der weitgehendste Schutz aller Kinder die kommende Generation zu schützen im stande ist?

Amerikanische Frauen haben das erkannt und haben versucht, Wandel zu schaffen; mögen die deutschen Frauen, denen sich langsam Einfluß auf Gesetzgebung und Verwaltung eröffnet, ihnen nicht nachstehen.



T a n k s V e r s u c h u n g .

Erzählung

von

L u i s e W e s t k i r c h .

Nachdruck verboten.

Krischan Tank ist ein Ehrenmann. Er giebt den Bauern, selbst wenn sie betrunken sind, den irrtümlich erlegten Pfennig zurück, und die Bierseidel schenkt er ehrlich voll und nicht auf Schaum. Vergessene Regenschirme und Überröcke schickt er ihren Besitzern stundenweit nach. Ein Pferdezaum, den ein fremder Fuhrmann in seinem Stall zurückließ, konnte sein Gewissen bedrücken. Er gab sich die größte Mühe, den Eigentümer ausfindig zu machen, und obgleich der Zaum seinem Braunen paßte, als wär' er vom Sattler extra für ihn zurechtgeschnitten worden, wollte er ihn doch niemals gebrauchen. Der Zaum hing am Nagel, und Krischan Tank zeigte ihn feujend jedem, der bei ihm einkehrte, bis Steinwedels Großer, der Zäume brauchen konnte, ihn stahl.

Der Pfarrer von Lochhausen schlägt Tank zu allen Vormundschäften vor, und der Bürgermeister versichert, daß er einer ist, der auch den ungemessenen Weizen aufs Korn genau zurückgiebt.

Seine Bescheidenheit ist rührend. „Ehrlichkeit ist das beste Geschäft,“ sagt er trocken, wenn jemand ihn herausstreicht. Und wenn ein Radfahrer zögert, ihm zur größeren Sicherheit für die Nacht seine Börse anzuvertrauen, ermutigt Frau Lite: „Ach, haben Sie keine Bange. Zum Spitzbuben is mein Mann viel zu dumm.“

Kurz, er wandelt den schmalen Tugendpfad geradenwegs zum Himmel, und ich habe Ursache zu glauben, daß er Zeit seines Lebens auf diesem Pfade bleiben wird.

Da die Sache verjährt ist und im Grund niemand Schaden davon gehabt hat, als Krischan Tank selbst, will ich den Anfang

seiner großen Rechtschaffenheit erzählen, eine kuriose Geschichte, die aber niemand Wunder nehmen wird, der einmal Gelegenheit gehabt hat, zu sehen, aus was für sumpfigen Quellchen die großen, klaren Flüsse ihren Ausgang nehmen.

Jetzt, wie gesagt, ist Krischan Tank schuldenfreier Besitzer eines stattlichen Hauses, einer gut gehenden Wirtschaft; Ode Tank trägt seine Stumpfnase hoch und scheint mit jeder Bewegung zu fragen: „Wer kann über meinen Vater?“

Dazumal aber hatte die Eisenbahn durch die Vernichtung des Fuhrmannsgewerbes gerade die Landstraßen verödet, und die Radfahrer fingen nur eben erst wieder an, sie zu beleben. Das „Grüne Kleeblatt“ war eine verfallene Spielunte, auf die Tanks Vater soviel Hypotheken gehäuft hatte, wie ihre morschen Balken tragen wollten, und Krischan gab zwischen den Fliegenschwärmen der leeren Wirtsstube seinen besten Trinkgast ab. In der Wiege schrie der kleine Ode Peter, und Lite, die sich nie durch Engelsgebuld ausgezeichnet hatte und ihr hübsches eingebrachtes Vermögen von der trübheligen Wirtschaft Thaler um Thaler verschlingen sah, glich einer „Leydener Flasche“; so oft ihr Mann ihr nahe kam, flogen ihm die elektrischen Funken als Stachelreden an den ohnehin brummenden Kopf.

Es war eine dunkle Regennacht, kurz vor Pfingsten, und Krischan in einer Stimmung, die dazu bringt, mit den Fliegen an der Wand Krieg zu führen. Zum Fest hätte er auf einigen Besuch rechnen und mit gutem Bier und gutem Kuchen wohl ein Geschäft

machen können. Aber der Brauer, dem er Geld schuldete, schickte ihm ein schlechtes Gebräu, und Lite verstand zwar vorzüglichen Kuchen einzurühren, aber doch nur, wenn sie Mehl hatte, und es war kein Mehl mehr von der kargen Ernte des vorigen Jahres vorhanden, nicht zu Kuchen, nicht einmal zu Brot. Er hatte mit Lite darüber eine Unterredung gehabt und zu hören bekommen, was unvernünftige Frauen ihren Ehemännern bei solchen Gelegenheiten zu sagen pflegen, wie: „Johannsens und Behnsens und Paulsens kämen doch gut vorwärts. Es hänge alles davon ab, wie ein Geschäft angefaßt werde. Sie, das sähe sie schon, würden nie auf einen grünen Zweig kommen. Es sei ein Unglück, wenn ein Mann keine „Forsche“ und keine Strebsamkeit in den Knochen hätte.

Nun sann Krischan auf etwas „Forsches“ und trank dazu das schlechte Bier des Brauers, das ihm Kopfschmerz machte. Draußen rauschte der Regen. In der Kammer sang Lite Tank, um ihrem Jorn Luft zu machen, ein Wiegenlied, das auch einen Hottentottenjungen am Schlafen verhindert hätte.

Ein Gast hatte sich zu dem trinkenden Wirt in der leeren Wirtsstube gefunden, ein lustiger Wanderbursch. Krischan hat freilich später immer behauptet, es sei der Böse selber gewesen.

Der redete wie ein Wasserfall von Süd- und Norddeutschland, den Städten, die er gesehen, und den Meistern, die er zum Narren gehalten hatte. Und dann schlug er sich auf die Schenkel und schwur: Das Nürrischste sei ihm doch erst hier aufgestoßen. Zwei Stunden von Lochhausen bei der Ortschaft Sehte sei eine Windmühle, die stehe die ganze Nacht offen. Die Korn- und Mehlsäcke lägen drin aufgeschichtet bis zum Deckenbalken und hüteten wohl einander, denn er habe sich ein paar Stunden in dem Raum aufgehalten, er habe einen erquicklichen Schlaf oben auf den Säcken gethan, ohne daß Mensch oder Hund ihn belästigt hätten. Es müsse wohl hier das Land sein, wo Milch und Honig fließe und jeder Mühe habe, nur das Seinige aufzuzehren. Aber wenn er ein Gespann und einen herzhaften Gefellen aufstreiben könnte, würde er es für den besten Spaß seines Lebens erachten,

dem vertrauensseligen Müller seine Säcke auszuführen, oben auf den Rattenbühl, tief ins Bunstorfer Gehölz, oder seinet halben auch in die Scheune irgend eines braven Kerls, der es nötiger hätte, als der Fettwanst.

Krischan, der das Geplätscher dieser Neben durch seine Ohren hatte rauschen lassen wie das Träufeln des Regens draußen, hob bei dieser Wendung den Kopf. Und nachdem er eine Weile schwer atmend gefessen hatte, ging er an den kleinen Esstisch, nahm eine Flasche und ein Gläschen heraus und schenkte ein.

„Ich hab' da einen Danziger. Kosten Sie mal. Es kommt nicht auf die Zech.“

Der Bursch machte runde Augen und sah steif in das Biedermannsgezicht Krischans zwischen den zwei ehrbaren Backenbärten. Er suchte Tants Augen, aber die zwinkerten scheu, irrten ab.

Da schlug der Bursch lachend auf den Tisch. „Topp!“ nahm das kleine Kelchglas, trank es auf einen Zug leer und hielt es Krischan von neuem hin.

„Dein Danziger is gut, Wirt. Aber für „Danziger“ allein — verstehst wohl!“

„Wat willst hebbten?“

„Drei Mark werden wohl nich zu viel sein. 's is schwere Arbeit.“

Da füllte Krischan das Glas wieder und auch für sich eines. Sie stießen an, wobei Krischan ein paar Tropfen verschüttete.

„Nee,“ sagte der Bursch, „slink noch einen drauf! Kourage muß sein.“

Dann rückten die beiden eng zusammen, saßen eifrig flüsternd, bis das Geheul der Mutter und das Quarren des Wiegenkindes verstummten.

Da sah der Bursch auf die laut tickende Schwarzwälderuhr in der Wirtsstube und stand auf.

„Nu's Zeit.“

Krischan steckte eine Laterne an. Leise, vorsichtig gingen beide in den Stall, zerrten den schlaftrunkenen Braunen heraus, schirrteten ihn an Tants Kartoffelwagen und fuhren in die Nacht hinaus. Das Schild mit Namen und Ortschaft hatten sie abgenommen, die Laterne ausgeblasen.

Der Weg war durchweicht, kein Stern am Himmel, aber der Regen hörte allgemach auf.

Sie sprachen wenig. Tant war ähnlich zu Mut wie in der ersten Nacht, da er typhuskrank im Lazaret lag; er sah und hörte die Dinge um sich her wohl, aber verändert, ins Ungeheuerliche verzerrt. Wie erschreckliche Fabeltiere ängstigten ihn vorüberschießende Fledermäuse. Jeden ausschlagenden Tropfen empfand er wie einen Vosaunenstoß. 's ist keine Kleinigkeit, plötzlich, ohne Kündigung, wegzufahren, Raddrehung um Raddrehung von all dem, was eine liebe Mutter dem an ihr Knie geschmiegt Kind als Gottes Gebot eingepägt, all dem, was bis ins Mannesalter dem Gewissen als recht und löblich gegolten hat. Tant fand, daß es ein sehr hartes Stück sei. Aber er wollte sich energisch zeigen, wie Lite es verlangte.

Einmal wandte sein Genosse den Kopf.

„Für alle Fälle. Wenn du mich ruffst, Wirt, ich heiß' Jan. Mehr brauch't's nicht.“

„Ja,“ antwortete Tant nervös, „aber ruf du mich auch nicht Wirt.“

„Also Christ,“ schlug der Bursch vor.

Doch diese Abkürzung war Kriskhan eine zu peinliche Mahnung an das, was er vergessen mußte.

„Ruf mich Menne,“ sagte er, seines zweiten Vornamens gedenkend.

Danach sprachen sie nicht mehr, bis die still stehenden Flügel der Windmühle als schwarzes Kreuz vor ihnen in der schwarzen Nacht austauchten. Der Wagen rollte jetzt auf den frisch gelegten Geleisen der elektrischen Bahn, die an der Mühle vorüber demnächst von der Kreishauptstadt über Sehfte, Abenstedt bis Laterfen fahren sollte.

Fünzig Schritt vor der Mühle hielt Tant.

„Du mußt' das Ding erst ausspionieren.“

Jan glitt in den Mühlschatten, verschwand in der nur eingeklinkten Thür. Es schien Tant eine Ewigkeit, bis er wieder herauskam.

„Wie ich schon sage, da is keine Kaze in.“

Nun fuhren sie den Wagen dicht heran, strängten den Braunen ab und schickten ihn auf die Mühlwiese grasen, derweil sie ausluden.

Jan zündete die Laterne an. Da sah Tant Säcke an Säcke sich reihen, wohl an die dreihundert. Hastig, gierig griff er mit seinen vor Aufregung fliegenden Händen in

die Fülle. Aber wie er auch riß und zerrte, er konnte keinen Sack aufheben.

„Jan, Jan, hilf doch!“

Zu zweit rissen und zerrten sie. Umsonst.

„Donner, Donnerchen! Das sind lauter Zweicentnersäcke. Die kann der Müller wohl sich selbst bewachen lassen.“

Tant hätte weinen mögen.

„Das muß doch gehen!“ erklärte Jan und mit gewaltigem Anhub lupfte er einen der obersten Säcke und schmiß ihn Kriskhan auf den Rücken.

Dem krachten die Rippen. Aber feuchend in seiner Gier schleppte er die Beute aus der Mühle. Der Schweiß troff ihm wie Regen von der Stirn. In der Seite fühlte er ein scharfes Stechen.

„Nu flink noch einen.“

Er schleppte in Qualen den zweiten vor die Thür. Aber auf den Wagen konnten sie keinen heben. Atemlos mußten sie ablassen.

„Müssen wir umfüllen,“ bestimmte Jan.

Sie rollten also mit ein paar Fußtritten die beiden hinter einen Misthaufen, gingen wieder hinein. Beim Schein der Laterne banden sie die großen Säcke auf und füllten ihren Inhalt in kleinere, die in den Ecken herumlagen. Sie arbeiteten in fieberhafter Eile und hatten schon einen hübschen Vorrat tragbaren Diebesgutes hergestellt, als ein Krachen und Poltern draußen, ein Reißen und Schmettern sie aufschreckte, so plötzlich und ohrbetäubend, als rollten alle Donner des jüngsten Gerichts und die alte Mühle breche über ihren sündigen Häuptern auseinander.

Tant stieg das Haar zu Berg, seine ohnehin schwerfällige Zunge vermochte keinen Laut hervorzubringen. Nicht einmal flüchten konnte er. Er stand wie Loths Weib.

Jan, der ihm im Spitzbubenhandwerk entchieden über war, hatte rasch die Laterne ausgeblasen und öffnete jetzt spähend die Thür ein wenig. Da lugte durch die Ritze ein großes, feuriges Auge herein, ihn und den schlotternden Tant mit Tageshelle übergießend, und drei Himmel Donnerwetter von einer kräftigen Bassstimme geschrieen, fuhren ihm an den vorgestreckten Kopf.

Es hatte sich begeben, daß auf der noch nicht eröffneten Bahnstrecke heute ein Probe-

Jan und Krischan, der seinen breitkrämpigen Hut tief in die Augen gedrückt hatte.

„Das hättest nich sagen müssen, Jan, das mit Gaarden,“ verwies Tant, als sie aus Hörweite waren. „Wenn die einen Gendarm treffen, hezen sie ihn uns auf den Hals. Und über Gaarden müssen wir ja fahren.“

„Fahren wir über Goltern,“ riet der Bursch.

„Das is man eine Stunde weiter,“ seufzte Krischan. Aber das schlechte Gewissen machte ihn mutlos, er bog in den Kreuzweg.

„Lieber Gott, wenn du mich diesmal heil und unentdeckt nach Hause kommen lässest, will ich dem alten Kranzmeier, so lang er lebt, das Mittagessen umsonst geben. Ich will —“ Er brach aber mitten im Gelübde ab, bezweifelnd, daß der liebe Gott auf den Tauschhandel eingehen werde.

Schweigend hieb er auf den Gaul ein.

Jetzt kündete ein röllicher Streifen im Osten den Sonnenaufgang. Krischan blieb stehen.

„Nach Lochhausen kommen wir nich mehr.“

Jan kratzte sich hinterm Ohr. „Wir könnten die Säcke im Fuhrrentamp beim Rattenbühl in eine Kuhle werfen und holen sie nächste Nacht.“

„Nee,“ erklärte Tant bödig, „ich spann’ nu aus.“

„Bangbüchs!“

„Ich hab’ mit Diebstücken mein Lebtagniz zu thun gehabt und will’s nun auch nicht mehr.“

„Wie du magst,“ lachte der Bursch und streckte die Hand aus. „Dann gieb mir meine drei Mark.“

„Drei Mark!“ Die Empörung färbte Krischans Wangen braun. „Drei Mark, wo ich nig gehabt hab’ als Zähneklappern und einen zerbrochenen Wagen?!“

„Das ist deine Sache. Mir gehören drei Mark.“

„Drei hinter die Ohren gehören dir, weil du einen Familienvater zu so einer Dummheit beredet hast.“

„Oho!“ sagte der Bursch und krepelte die Hemdärmel auf. „Weißt’s aus dem Loch? — Willst du mir mein Geld jetzt gutwillig geben, du Lump, oder —!“

Krischan hob die Peitsche.

Er hatte aber zu lebhaft hantiert. Der abgetriebene Braune, in der Angst vor einem neuen, ungerechten Hieb, machte eine scharfe Wendung, der Wagen glitt mit dem linken Hinterrad in den Chauffeegraben und kippte gegen die Böschung.

Nun war’s aus. Mit einem einzigen Pferd die schwere Ladung aufrichten und aus dem Graben ziehen war undenkbar.

Während die beiden Spitzbuben sich nun ansahen, wie es bei Fehlschlägen auch ehrlicher Leute Gepflogenheit ist, einander in die Haare zu fahren, blitzte im ersten Sonnenstrahl aus einer fernen Bodenspalte in Jans immer wachhaltende Augen etwas Blankes, das er infolge einer langen Erfahrung sogleich als die Helmspitze eines Gendarmen taxierte.

„Die Greifer,“ wisperte er atemlos, zum erstenmal aus seinem Lumpergleichmut geworfen. „Nu, Wirt! Halt’ mir Wort, oder —“

Tant, dem alle Glieder flogen vor Angst, riß ohne ein Wort sein letztes Dreimarkstück aus der Tasche, warf es dem Kumpan zu, löste die Stränge des Gauls, schwang sich auf und jagte blind in den nächsten Feldweg. Er wagte nicht, sich umzusehen, er hatte keinen Atem, keinen Gedanken, nichts als die Empfindung seiner erstickenden Furcht.

Aber der Galopp des Braunen wurde Trab, wurde Schritt. Plötzlich stand er ganz. Das war in einem Tannenkamp. Unter dem Schutz der deckenden Bäume wagte Tant endlich, sich umzusehen. Niemand verfolgte ihn. Er stieg ab, spähte nach allen Seiten. Kein Mensch in Sicht auf der morgenfrischen Erde. Da erbarmte er sich seines Tiers, das mit keuchenden Flanken stand und dessen linker Hinterfuß aus einer tiefen Schramme blutete, die es sich beim Abgleiten des Rades gerissen hatte. Er nahm ihm das Geschirr ab, den Zügel, der es am Fressen hinderte und wühlte beides hastig unter einen Reisighaufen. Der Braune mochte heimhumpeln, wenn er sich gestärkt hatte. Krischan begann wieder zu laufen.

Instinktmäßig rannte er in der Lochhausen entgegengesetzten Richtung. Er hatte keinen Plan. Nur nicht dem Buben in der Wiege die Schande machen, die furchtbare Schande! Das war alles, was er dachte. Einmal hörte

er hinter sich rufen. Er wandte sich nicht um, er raste weiter, über Hecken und Gräben, durch Zäune, über Viehweiden, zwischen verschlafenen Röhren durch, die ihn erstaunt anäugten, weiter, weiter, fort vor der Schande, die ihm auf den Fersen saß.

Endlich konnte er nicht mehr. Es war auf dem Haidhof, daß er sich wiederfand. Kaum dreißig Schritte vor ihm leuchtete das stattliche rote Ziegeldach im Morgensonnenschein. Der Umstand dünkte ihn tröstlich. Er kannte Fritz Krüger, den Besitzer, und im Hause des reichen, geachteten Bauern suchte wohl niemand den Kornlieb. Er ging auf den Bau zu, stieß das Thor auf. Noch lag der Hof in Morgenruhe. Nur die Hähne krähten. Leise knurrte der Kettenhund. Wie die bergende Dunkelheit der Diele ihm wohlthat! Eine Leiter stand an der Bodenseite. Er kroch hinauf, warf sich in das weiche Heu, wühlte sich tief hinein und wiederholte, Thränen in den Augen, den einen Satz, der ihm beständig im Hirn hämmerte: „Herr Gott, um des unschuldigen Kindes willen! Um meines Kindes willen, lieber Gott!“

Schlafen konnte er nicht, sein Herz schlug zu wild. Seine Seite schmerzte. Vor seinen weit offenen Augen zog unablässig dieselbe Bilderreihe vorüber: der gekenterte Wagen, der Gendarm, der ihn fand, die Streipatrouillen, die nach den Dieben durchs Land sahneten, sie entdeckten, Jan oder ihn; Jan, das hieß beide.

Da schreckte ihn schriller Stimmen Geschmetter auf. Galt's ihm? Nein, aus der Kammer des Bauern drang's, des Bauern, dem er noch eben sein sicheres Glück geneidet hatte. Spähend beugte er sich vor.

Jetzt flog drunten die Kammerthür auf, der Bauer in Hemdbärmeln stürzte heraus, ihm nach, nur leicht bekleidet, die junge Bäuerin, das hübsche, runde Gesicht verzerrt von Leidenschaft, die üppigen Arme gestrafft von Jorn. Tank verstand die Worte nicht, zu schnell, zu wild schlug Rede auf Rede, oder vielmehr, der Frau Rede kam dahergetost ohne Ruh und Pause wie ein angeschwollener Bach, und wie ein vom Berggipfel herabstürzender Felsblock schlug ab und an ein Kraftwort des Mannes hinein.

Jetzt wandte sich der, griff zur Seite. Tank sah seine Augen und mit zwei Sprüngen war er die Leiter hinunter. Was diese Augen sprachen, das verstand er. Ähnliches hatten seine eigenen gesagt nach seiner letzten Unterredung mit Lite. Aber dem Haidbauern war das rücksichtslose Wollen eigen, das Lite an ihm vermischte. In rasender Wut riß er das Beil vom Nagel, schwang's hoch über dem Kopf der entsetzten Frau.

„Ruh schallst hollen!“

Aber Tank saßte von rückwärts den ausholenden Arm, riß und zerrte daran mit dem Rest seiner Kräfte. Er konnte die Wucht des Schlages nicht aufhalten, aber er veränderte die Richtung. Die blanke Schneide saufte durch leere Luft tief in den Estrich.

Auffschreiend taumelte die Frau zurück und schlug die Kammerthür hinter sich zu.

Der Bauer aber stand starr, als sei die Art ein Blitz und habe vor seinen Füßen eingeschlagen.

„Mensch, Mensch!“ mahnte Tank, „wie kann dir so was in den Sinn kommen. Deiner Tage wärst du nicht wieder froh geworden.“

Fritz Krüger rollte die Augen und fuhr sich durch das Haar, als erwache er aus einem Traum.

„— Tank — Krischan Tank, büßt du dat? Und ich — wat wull ich denn? Hebb ich — hebb ich wirklich? — Nee — nee — nee!“

Er setzte sich schwer auf die nächste Truhe. Die jäh verdampfte Wut hatte seinen Körper schlaff zurückgelassen wie einen entleerten Schlauch.

Nach einer Weile fing er an zu reden. Tank wußte soviel — mochte er auch das Ganze wissen: Vor seiner Verheiratung hatte Fritz Krüger ein Verhältnis mit einer jungen Arbeiterin gehabt. Er sorgte für das Kind, wie es seine Schuldigkeit war. Die Mutter hatte er seit Jahren nicht gesehen. Aber seine Frau, die von der Sache erfahren hatte, verfolgte ihn nun mit ihrer Eifersucht. Nicht bei Tag, nicht bei Nacht, nicht bei den Mahlzeiten, nicht bei der Arbeit hatte er Ruh. Sie schwieg nicht Sonntag, nicht Alltag. Da war ihm heut das Blut zu Kopf gestiegen, hatte ihn verrückt gemacht.

Tant redete ihm gut zu. Was eine böse Frau bedeutete, davon konnte er auch ein Lied singen. Aber zum Verbrechen durfte der Mann sich dadurch nicht treiben lassen, beileibe nicht! Dafür war er der Mann.

Den Satz wiederholte Tant mehrmals. Darüber hatte er seine Erfahrungen, seine Überzeugung. Wenn sie noch jung war, sie stand drum nicht minder fest. Zu einem Unrecht durfte der Mann sich unter keinen Umständen aufreizen lassen, durch keine Schimpfrede, keinen Hohn. Baumwolle in die Ohren, einen Schluck Wasser in den Mund und die Fäuste fest an den Leib gedrückt. So gedachte er's künftig auch zu halten.

Krüger saß noch immer wie im Bann des Entsetzens. „Dit was eenmal,“ sagte er tief atmend, „dit kümmt nich wedder — dit nich.“ Sein ganzer kraftvoller Körper schüttelte sich vor Grauen bei der Vorstellung dessen, was hätte sein können, wenn das Beil getroffen hätte, die Frau jetzt daläge, blutüberströmt, todeschlaff der junge, blühende Leib. Er hätte sich eine Kugel vor den Kopf geschossen, es gab nichts anderes.

„— Tant,“ sagte er mit bebender Stimme, „ic' bün di hüt mihr schüllig wor'n, as ic' in mien Leven got maken kann. Aber wenn ic' di mit irgend wat unner de Arme to griepen in stanne bün, denn segg't.“

Tant machte eine abwehrende Handbewegung. „Da quäl' di nich üm.“ Ihm konnte niemand helfen.

Krüger sah ihn an. „Wo kümmt eegentlich in aller Herrgottsfrüh' up mien Deel'?“

„Ic' was mäud,“ sagte Tant. „Ic' meent', ic' künn mi bi di en beten verpusten. Un denn wull ic' keen' upwecken.“

„Hest all en wieden Weg makt?“

„Ic' harr Malheur. Ic' vertell' di dat en annermal.“ Er stand auf. „Ic' mutt in de Stadt.“

„In de Stadt?“

„Ic' mutt to Wolffsohn,“ erklärte Tant. Es war ihm eingefallen. Ja, er wollte zu dem bekannten Geldverleiher. Es war die beste Erklärung seiner nächtlichen Abwesenheit. Und was sonst wäre ihm übrig geblieben?

Krüger schüttelte den Kopf, stand gleichfalls auf, ging zu einer Truhe und nahm eine Flasche heraus.

„Magst Eluck? Mi is gans benaut.“ Gierig trank Krischan; die Zunge klebte ihm am Gaumen.

Als sie die Gläser geleert hatten, sagte Friß Krüger: „Wolffsohn is en Filou. Wenn he di dat Geld gift, nimmst he di dien Huus.“

Das wußte Krischan. Aber er hatte sich drein ergeben.

„Wenn Wolffsohn dat Huus nich nimmt, denn so nimmst et de Bruer. Dat is all eens.“

„Steiht dat so?“ fragte Krüger, und wieder fuhr er sich durch die Haare. Er dachte immer nur langsam, und heut Morgen war der Kopf ihm wirr. „Dien Wertshuus is nich slecht gelegen. Do möt doch wat mit to maken sien.“

„Jo,“ erwiderte Tant, „vör een, de keen' Schulden het. Ic' hebb mit Schulden anfangen. Mi hett de Bruer in sien Klauen. Do kümmt keen wedder rut.“

Krüger legte Tant die Hand schwer auf den Arm.

„Gah nich in de Stadt, Krischan Tant, gah nich to Wolffsohn. Ic' kann di hüt niz Venaues seggen. Mien Kopp is wie verdreht. Aber du büst en rechtschapenen un flictigen Kierl, Tant. Dat wör doch den Düwel, wenn du nich in de Höcht kamen künnst, wenn en Fründ di uphelt. De Fründ bün ic'. — Du hest mi hüt mihr gerettet as mien Hof un mien Leven. Kumm Sündag un bring dien Verschreibungen mit. Denn willn wi seihn, Tant, denn willn wi seihn. Un nu mutt ic' to mien Fru.“

Tant klopfte sich Spinnweben und Mehl von seinem Anzug und schlich heim. Sein Herz war ohne Hoffnung. Sonntag! Die Hilfe kam zu spät. Bis Sonntag hatten die Häsher ihn oder Jan entdeckt, war die Schande über ihm zusammengeschlagen, die Schande, die jede Rettungsmöglichkeit abschnitt.

* * *

Lite stockte das aufgestaute Zorneswort auf den Lippen, als ihr Mann sich ächzend und taumelnd ins Haus schleppte. Er habe Mehl kaufen wollen, erzählte Krischan, gleichgiltig, ob sie ihm Glauben schenkte oder nicht; das Pferd habe ihn geschlagen. Und dann legte er sich zu Bett und sprach nicht mehr. Seine Seite schmerzte furchtbar.

Am Abend kam der Gaul in beinahe ebenso kläglichem Zustand wie sein Herr.

Den nächsten Tag war Himmelfahrt, und was im „Grünen Kleeblatt“ verkehrte, sprach von dem Raub in der Mühle, dem in Ubenstedt entwandten Wagen, den wiedergefundenen Säcken.

Frau Lite, die nicht auf den Kopf gefallen war, machte sich sogleich ihren Vers darauf. Aber ihr Schreck war so groß, daß er ihr die vorwitzige Zunge band. Sie äußerte sich in der Wirtsstube mit vorsichtiger Zurückhaltung. Zu ihrem Manne sagte sie gar nichts. Er würde sie auch nicht verstanden haben. Er rasste in Fieberhallucinationen, schwer krank von der Quetschung in seiner linken Seite und der furchtbaren, beständig in ihm fortwühlenden Aufregung und Angst.

Erst nach Wochen kroch Krischan wieder aus dem Bett, saß in der Hinterstube im Sonnenschein oder humpelte am Stock zur Wiege seines Kindes. Das Interesse an dem rätselhaften Diebstahl in der Mühle begann sich abzustumpfen. Kein Gendarm war gekommen.

Aber Fritz Krüger kam eines Tages in der neuen Kalesche, die er seiner Frau als Schmerzensgeld gekauft hatte. Er schloß sich zwei Stunden mit dem Genesenden in seine Stube ein. Als er wieder heraustrat, klopfte er Frau Lite auf die Schulter.

„Se hett en braven Mann, Fru Tank. Holl Se'n in Ehren. Un Ehr Dogen brukt Se sich nich mihr rot to plärren. Un Grillen brukt Se ook nich to fangen. De Hypotheken up Ehr Huus, de övernehm' id, un dat Geld to'm Neubau gev' id ook her. Un id bün keen Wolfsohn. Wenn Se Ehr Schülligkeit deiht, werd id Se nich schitaner'n.“ —

Die Thatfache, daß ihr Krischan es verstanden hatte, den reichen Haubhofbauern für seine Angelegenheiten zu interessieren, wirkte schmeidigend auf der Frau ergrimmtens Gemüt. Über die unaufgeklärten Vorgänge jener Nacht wurde zwischen Tank und seinem Weibe nie ein Wort gesprochen. Angeseuert von neuer Hoffnung legten beide sich ins Zeug, schaffend vom Morgen bis in die späte Nacht. Und also wurde Krischan Tank, was er heute ist, der behäbige Wirt und fleckenlose Ehrenmann. Nichts an ihm erinnert an diese bösen Stunden, als ein paar graue Haare an seinen Schläfen, ein leises Stechen in seiner linken Seite, wenn das Wetter umschlagen will, und eine abergläubische Angst vor allem fremden Eigentum auf seinem Weg, als dem unheimlichen Träger einer untwiderstehlichen, teuflischen Versuchung. „Denn,“ pflegt er gelegentlich zu erklären, „zu was der Mensch fähig is, das weiß er erst, wenn er's ausprobirt hat.“



Von Frauen und über Frauen.

Das Gute ist Freiheit der Entwicklung: alles was eine ausgelebte Form verewigen will, ist böse. Darin ist der Geist auch dem unabwendbaren Gesetz der Natur unterworfen, daß er Hülle um Hülle zerbrechen, sich ewig neue Formen, gleich den neuen Frühlingen schaffen muß. Wer dem Einhalt thut, beschränkt das Gebiet der Freiheit, thut Böses, bereitet moralischen Tod.

*

Es ist das Schicksal aller tiefen Naturen, zuletzt mit sich selbst allein zu bleiben, d. h. mit dem, was das Universelle in uns ist, und deshalb ist es keine traurige Einsamkeit, sondern die Rückkehr in die ewige Einheit des Daseins und damit in den wahren endlichen Frieden, daselbe, was die christliche Anschauung „Frieden in Gott haben“ nennt.

*

Warum haben wir modernen Menschen diese höchste Bildung nicht: einfach zu sein.

Malvida von Meyßenbug. (Der Lebensabend einer Idealistin.)



Graphologie.

Von

Adalbert Meinhardt.

Nachdruck verboten.

Ich gebe dem Publikum zurück, was es mir geliehen hat.“ — Mit diesen Worten „beginnt Labruyère sein Buch über die Charaktere und Sitten seines Jahrhunderts. Diese Worte könnte man eigentlich über jedes philosophische, jedes psychologische Buch, ja im Grunde könnte man sie über Werke freier Erfindung ebenso setzen. Der Philosoph zieht seine Schlüsse aus dem, was das alltägliche Leben der Menschen rings um ihn her ihm gezeigt hat, und die Phantasieschöpfungen des Dichters, des Romanschreibers, was vermögen sie Besseres zu bieten, als in etwas anderem Gewande, in etwas anderer Reihenfolge Wiederholungen der Bilder, die ihr Dichter sah und erlebte. Wer aber Graphologie¹⁾ studieren will, hat mehr als jene alle noch dem Publikum zu verdanken. An den Handschriften seiner Freunde muß er sich üben, deren Charakter zu entziffern, bis er sich seines Urteils gewiß genug glaubt, sich hinauswagen darf, um an den Federzügen fremder, nie gesehener Personen das errungene Wissen zu prüfen, bis er es in eigenen Werken dem Publikum wieder zurückerstattet.

Ist das Erkennenwollen des Charakters aus den Zügen der Handschrift eine Spielerei? Den ganzen Menschen versteht man doch nur, wenn man eben den ganzen Menschen sieht, sein Thun und Lassen, sein Äußeres und Inneres, was er gelitten und erlebt, mit ihm selber durchgemacht hat. Und auch dann — wie oft kann man sich täuschen! Wie schwer ist's, nur sich selber zu kennen. So mag denn ein jedes Mittel, das dazu beiträgt, menschliche Art und Gedanken leichter zu entziffern, von Nutzen sein.

Einstweilen bemühen sich die Jünger der Graphologie, ihrer neuen Disziplin mehr und mehr Verbreitung zu geben. Das Buch von Arsène Artùs, das in zweiter Auflage vorliegt, verfolgt ausgesprochenermaßen den Zweck, die noch junge Kunst zu popularisieren, allen, die sich dafür interessieren, es möglich zu machen, in ihrem Gesichtskreis sie anzuwenden.

Das Buch bietet mit seinen Hunderten von Handschriftenproben nicht nur ein Beispiel eisernen Fleißes, es interessiert nicht nur als geistreiche und ehrliche Arbeit. Es wird wohl jedem Autographensammler zu neuen eigenen Beobachtungen Anlaß geben. Zwischen Boulanger, de Brazza, Bastien Lepage, zwischen Michelet und Zola, zwischen Charles Dickens und der Königin-Regentin der Niederlande, der Judic und Garibaldi zu vergleichen, aus ihren Verschiedenheiten Schlüsse zu ziehen, ihre Ähnlichkeiten zu klassifizieren — man braucht, um das unterhaltsam zu finden, noch kein Anhänger der Graphologie zu sein.

¹⁾ Arsène Artùs. La graphologie simplifiée, nouvelle édition revue et augmentée Paris, Librairie Paul Ollendorf.

Ein jeder sieht wohl einen fremden, ihm neu entgegentretenden Menschen darauf an, was an ihm ist. Ein jeder wird wohl dafür andere, seine speziellen Kennzeichen haben, angefangen von dem viel variierten Sprichwort: „Sage mir, mit wem du umgehst“ — „sage mir, was du liest“ — oder gar „was du isst“ — „und ich will dir sagen, wer du bist“ — bis zu dem Ausspruch einer Dame, die behauptete, sie beurteile die jungen Mädchen, die sich stellungsuchend an sie wendeten, besonders nach ihren Handschuhfingern. Ob die neu wären oder abgetragen, ob zerrissen oder geflickt, daran könne man deutlich erkennen, ob solch ein Fräulein eitel sei, ob eine Verschwenderin oder sparsam, fleißig oder nachlässig faul. — Diese Charakterdeutungen nach Äußerlichkeiten fallen oft überraschend richtig aus. Von einer anderen Dame hörte ich einmal, wie sie — es war auf der Promenade eines böhmischen Badeortes — einen der Vorüberwandelnden als ehemaligen Hauslehrer in adeligem Hause bezeichnete. Sie kannte den Herrn nicht, hatte kein Wort von ihm vernommen, behauptete durchaus nicht, irgendwelche besondere Beobachtungen gemacht zu haben, sie urteilte einfach nach dem Gesamteindruck, den seine Erscheinung, seine Haltung auf ihr noch junges, weiblich sensitives Erkennungsvermögen ausgeübt. Der Mann war Gelehrter, Professor in Prag. Und es stellte sich heraus, als man sich genauer erkundigte, daß er wirklich vor vielen Jahren, in seiner Jugend, für kurze Zeit einmal als Erzieher eines österreichischen Fürstensohnes fungiert hatte.

Von solchen, mehr intuitiven Beurteilungen bis zu ernsthaften physiognomischen Studien ist es sehr weit. Niemand wird aber, weil die ersteren unsicher und leicht sind, den letzteren allen Wert absprechen. Es wirken bei dem Laienurteil so viele Nebendinge mit: Haltung, Kleidung, wo, wann und mit wem man den Betreffenden zuerst sah und hundert ähnliche Kleinigkeiten. Lavater oder Lombroso sehen auf die Schädelbildung, den Bau des Kiefers, den Schwung der Nase und der Lippen. Ebenso studiert der Graphologe, wie Aufstrich und Druckstrich, wie die großen und die kleinen Buchstaben geformt sind, ob die Linie im ganzen steigt oder fällt.

Da wird der Geist euch wohl dressiert,
In spanische Stiefeln eingeschnürt,
Daß er bedächtiger so fortan
Hinschleiche die Gedankenbahn,
Und nicht etwa die Kreuz und Quer,
Zerlichteliere hin und her.
Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! zwei! drei! dazu nötig sei. —

Bekanntlich spricht sich Mephisto-Goethe hierin schon als ein Anhänger der Graphologie aus. —

Ein gewöhnlicher Sterblicher denkt nicht an so intimes Eingehen auf die Art und das Wesen der Schrift. Er sieht nur obenhin einen Brief an: der ist von einer Dame. — Eine Rechnung oder Empfehlung. — Und der da? Natürlich! Schon wieder! — ein Bettelbrief.

Aber man soll nicht so oberflächlich, leichtsinnig, frivol aburteilen. Nicht diese Äußerlichkeiten, ob das Papier dick oder dünn, von welcher Farbe es ist, von welchem Formate, sind unmaßgebliche Verweise für die Art des Schreibenden.

Es kann auch geschehen, daß so ein Brief auf dünnem, unelegantem Bogen, der für seinen Umschlag zu groß ist, mit einer mangelhaften Adresse, unrichtig geschriebenen Straßennamen, verkehrter Marke, es kann geschehen, daß er von einer gebildeten, vielgereisten Dame herrührt. Der Laie wundert sich dann wohl, zieht aber sonst schwerlich weitere Schlüsse. Der überzeugte Graphologe urteilt: in dem Charakter der Schreibenden muß ein Untergrund von Herzensroheit, von Geistesarmut verborgen sein, den keine angelebte Bildung jemals ihr ganz verdecken wird.

Nach Arsène Arùb darf eine Adresse allein nicht genügen, um nach ihr ein endgiltiges Urteil über einen Charakter zu fällen. Sie ist jedoch von nicht zu verkennendem Wert. „Die Notwendigkeit, sich auf diese festbestimmten Dimensionen, auf die kurzen, hergebrachten Formeln zu beschränken, reizt, ärgert und zeigt grade darum oft die Persönlichkeit.“ — Eine sehr regelrechte, postalisch unanfechtbare Adresse beweist sonder Zweifel einen wohlgeredelten Geist. Druckstriche unter Stadt und Straße, oft doppelte, rühren sicher von ordnungsliebenden, etwas pedantischen Leuten her. Steht der Ortsname links oder sind Adressat, Stadt, Land und Straße in fortlaufenden Reihen geschrieben, wie eine Erzählung (man findet Beispiele von dem allen in dem Buche), so muß der Schreiber das Absonderliche lieben, seine eigenen Wege gehen, gegen Staat und Gesetz opponieren. Daß ein Künstler, der sich erboten hatte, für einen Freund ein paar hundert Adressen zu schreiben, nach den fünfzig ersten schon die Arbeit wieder abgeben mußte, weil sie so gänzlich unbureaukratisch, künstlerhaft ausgefallen war, das läßt sich wohl glauben.

Nur darüber, was es bedeutet, wenn der Name auf einer Adresse zu hoch oben auf dem Couvert steht, darüber konnte ich in dem Buche nichts finden. Zeugt es vielleicht von Idealismus? Unter deutschen Schriftstellern hat Paul Heyse, wie es Autographensammlern bekannt sein wird, die Eigentümlichkeit, daß er den Namen des Adressaten auf die obere Hälfte des Briefumschlages, ja fast bis an die Marke hinaufdrückt.

Dem Graphologen dienen alle diese Nebenumstände wohl zur näheren Bestimmung und Begründung seines Urteils. Sein eigentliches Augenmerk aber richtet er auf die Schriftzüge allein. Nicht: *le style c'est l'homme*, heißt es bei ihm, sondern: der Strich.

„Es existieren nicht zwei ganz gleiche Handschriften,“ schreibt Arsène Arùb. „Ein Schreiblehrer unterrichtet zehn Kinder zugleich nach einer und derselben Vorschrift; um zwanzig Jahre später hat ein jedes dieser Kinder, ohne es zu wissen, ohne es zu wollen, sich eine andere Hand geschaffen.“

Oft behalten freilich die Handschriften je nach Heimat und Schulung einen ähnlichen Gesamtcharakter, oft scheint es auch, als ob selbst Familienreminiscenzen von Einfluß sein könnten. Solche scheinbar unerklärliche Ähnlichkeiten sind es vielleicht, die sogenannte Schreibfachverständige beirren, wenn sie wie im Dreyfusprozeß ihr Urteil abgeben. Man kann nicht behaupten, daß die deutschen Schriftentzifferer soviel zuverlässiger wären, als jene Franzosen. Wir liegt ein Gutachten vor, in welchem der Graphologe selbst erklärt, er könne aus der Schriftprobe nicht entscheiden, ob Mann oder Frau — nun, vielleicht war auch das schon ein Urteil. — Aber mehr noch; er spricht von der Heiterkeit des Temperamentes — das freilich etwas zur Melancholie neigt; von naiver Offenheit und gut im Zaum gehaltenen Gefühlen. Wie

ehedem die gedruckten Prophezeiungen der Chiromanten pflegen die Graphologen nämlich manchmal kontrastierende Eigenschaften aufzuzählen — damit doch in jedem Fall etwas Wahres noch an der Sache bleibt. „Man macht es ihnen zum Vorwurf,“ sagt Arsène Arüß verteidigend, „daß sie in manchen ihrer graphologischen Charakterbilder Eigenschaften anführen, die einander widersprechen. Diese Widersprüche eben beweisen ja die Wahrhaftigkeit der Graphologie, denn es finden sich deren in einem jeglichen menschlichen Wesen. Es giebt auch nicht einen von der Natur oder vom eigenen Willen so vollendeten Charakter, in den sich nicht solche Ungleichheiten eingeschlichen hätten, die ihm Erblichkeit oder Umgebung zugebracht haben. Und diese Vielseitigkeit ist grade ein Charakteristikum unsrer Zeit.“

Nehmen wir an, daß Arsène Arüß kraft seines intimen Eindringens, kraft seines Studiums sich selten irrt, daß er immer die Wahrheit herausliest, alles, was die Schrift enthält, die, wie er behauptet, „der intimste, der unverfälschbarste Ausdruck dessen ist, der die Feder geführt hat, ein Produkt der Nerven und Muskeln, des Gehirns und der Gedanken, eine um so verräterischere Enthüllung, als sie unwillkürlich ist.“ — Findet man in dem Buch auch zuweilen etwas, das zu Zweifeln und zum Widersprechen anregt, so muß man häufiger sich gestehen: es ist doch auch was Wahres dran. Selbstgemachte Beobachtungen stellen sich ein zur Bestätigung dessen, was der Autor behauptet. Daß Bismarcks Namensunterschrift mit ihren graden, markigen Zügen zu dem Bilde des Mannes stimmt — wer wollte das leugnen! Recht interessant sind auch die acht verschiedenen Unterschriften Napoleons des Ersten, in früherer Zeit der ganze Name, Bonaparte, später ein N nur, ein Federzug, in fliegender Hast, in der Erregung hingeworfen. Und wie an diesen acht Namenszügen von 1793 über Austerlitz, Moskau, Leipzig nach Fontainebleau und St. Helena die Seelenstimmung des Schreibenden erklärt und nachgewiesen ist, das liest sich so überzeugend, daß man bereit ist, dem Verfasser viele seiner geistreichen Behauptungen daraufhin auch als festbegründete anzuerkennen. Daß eine Handschrift, die sich schräg unter die gerade Linie hinabsenkt, die eines unsicheren, bedrückten Geistes, die des Pessimisten sein muß, daß eine nach rechts hinaufsteigende — wie die Alexander von Humboldts zum Beispiel oder die Napoleons in seiner Jugend — von Eitelkeit und Ehrgeiz zeuge, es erscheint uns fremd, doch man kann daran glauben. Schwerer läßt sich nachfühlen und beweisen, was Arsène Arüß über die einzelnen Buchstaben in dem Kapitel „Alphabetische Graphologie“ sagt. Verschiedenen Dokumenten verschiedener Persönlichkeiten entnommen, mag wohl das eine A des Schreibers Feinfühligkeit, jenes B Grazie und Originalität und selbst das X gelegentlich, grade so gezogen wie bei Xavier de Maistre, Einfachheit und abstrakte Geistesrichtung zugleich verraten. Aber gilt daselbe für immer? Wer möchte wohl behaupten, daß nun so ein A und grade dies X überall und bei jedem Schreiber daselbe bedeuten! Bei jedem — das wäre überhaupt schon unmöglich. Der Engländer hat eine andere Schrift als der Franzose, der Italiener wieder eine ganz verschiedene, und der Deutsche, selbst wenn er lateinisch schreibt, zieht die gleichen Linien anders als sie alle drei. Man kann zum Beispiel, ohne nur die geringste Übung in der Handschriftenkunde zu besitzen, die langgezogene, fast grade 5 einer französischen kaufmännischen Hand auf den ersten Blick von einer deutschen 5 unterscheiden. — Zur Beurteilung des Romanen genügt das eine Alphabet. Der Deutsche, der Norddeutsche besonders (Österreicher schreiben meistens lateinisch) hat deren zwei. Welches er von beiden bevorzugt, ob er sie mischt, in welchem Grade, welche Lettern

er bei deutscher Schrift lateinisch hinschreibt, welche er in lateinisch geschriebenen Briefen dennoch deutsch beibehält — auch das mag zur Charakteristik beitragen.

„Bei einem fremden Alphabet,“ sagt Arsène Arüß, „ist es nicht die Schwierigkeit, die den Graphologen erschreckt. Wenn er die ihm neuen Charaktere studieren kann, wird er sie bald bemeistert haben, und da eine jede Klasse und ein jedes Alphabet ihren besonderen Typus besitzen, so ist auch das nur ein Beweis mehr zu Gunsten der Handschriftenkunde.“

Wie sehr der Geschmack an dieser Kunde sich verbreitet, dafür findet sich in dem Buche ein für den Autor ebenso schmeichelhaftes wie schmerzliches Zeugnis. Es ist das die Heranzählung der Handschriftenproben und Textauszüge, die in dem Werke: *Graphologia* von Prof. Cesare Lombroso (Ulrico Hoepli Milano) ohne Autorangabe kurzweg aus der ersten Ausgabe der *Graphologie simplifiée* von Arsène Arüß nachgedruckt sind. Bekanntlich hat ein anderer französischer Handschriftenforscher, Crépieux-Jamin, dem Italiener wegen desselben ziemlich unqualifizierbaren Verfahrens, das er gegen ihn geübt, den Prozeß gemacht. Das Handelsgericht zu Rouen verurteilte Lombroso zur Zahlung von 2500 Francs als Schadensersatz für diese Plagiate. Arsène Arüß begnügt sich damit, dem genauen Verzeichnis der ihm auf etwa 30 verschiedenen Seiten entnommenen Clichés und Texte eine Abschrift der über diesen Fall geführten Korrespondenz hinzuzufügen. Er schließt mit dem Bericht über einen Besuch von einem Beauftragten Lombrosos, der ihm sagte, „der Professor sei überrascht, zu sehen, daß die französischen Graphologen sich über diese Entlehnungen und sein Schweigen betreffs des Ursprungs der Citate so sehr beunruhigten. Ihm schienen es vielmehr Kleinlichkeiten, wenig eines Gelehrten würdig!“ . . . Professor Lombroso „mache sich immerfort Notizen, immerfort, immerfort. Dann aber, wenn er an seinem Buch arbeite, wisse er nicht mehr, da er vergeßlich und zerstreut sei, wem die Notizen zugehörten. — Und so unterschreibe er das Ganze!“ — Außerdem habe er in diesem Falle, da er von Arbeit überhäuft war und die Zeit, seine Verpflichtungen gegen das Haus Hoepli zu erfüllen, ihm nicht reichte, seiner Tochter Fräulein Nina es überlassen, in seinem Sinne das Buch zu verfassen.“ —

Es trifft sich wunderbarlich genug, daß der Plagiator also eine Frau ist und der Bestohlene — Arsène Arüß ist Pseudonym — ebenso gut. Wer weiß, vielleicht ist die ganze Wissenschaft der Graphologie mit ihrem intimen Eingehen auf Feinheiten, ihrem Beobachten von kleinen und von kleinsten Verschiedenheiten eine mehr weibliche, bedarf zu ihrer Ausübung weiblichen Spürsinn.

Jedenfalls ist das Buch von Arsène Arüß ein solches, das zum Nachdenken reizt, zum Selbstforschen Lust macht. Und wenn ich zum Anfang das Wort Labruyères: *Je rends au public ce qu'il m'a prêté* auf das Buch angewandt habe, so kann ich meinen kurzen Bericht, dies Wort etwas verändernd, nur also schließen: Ich gebe dem Autor dankbar zurück, was er mir geliehen hat.



Henriette Schrader †.

Nachdruck verboten.



Erst vor wenigen Monaten haben wir an einem Grabe gestanden, das für die Frauenbewegung viel umschloß; noch brennt die Wunde im ersten unerträglichen Schmerz, als ein neues Scheiden uns an die Notwendigkeit mahnt, auf die ewige Tragkraft der Ideen zu vertrauen, wenn ihre Träger dem Menschengeschick verfallen.

Als Träger der Ideen hat Jeannette Schwerin und Henriette Schrader ein sehr verschiedenes Geschick getroffen. Dort sank die Hand vom Pfluge, als sie ihn zu den ersten tiefen Furchen in hartem Erdreich gezwungen, als noch niemand mit sicherer Hand ihn weiterführen konnte, hier ist das schöne Los gegeben worden, ein Lebenswerk vollendet zu hinterlassen.

Das Lebenswerk von Henriette Schrader ist unsern Lesern nicht fremd. Wir haben in zwei ausführlichen Artikeln (3. Jahrgang der „Frau“, Heft 2 und 5. Jahrgang, Heft 7) das Leben und Treiben im Pestalozzi-Fröbelhaus, das dieses Lebenswerk umschloß, zur Darstellung gebracht, so daß uns heute nur bleibt, die ergänzenden persönlichen Züge hinzuzufügen, ohne die ein volles Verständnis einer Lebensleistung so schwer zu erreichen ist. Und da sich gerade in diesem Fall die äußere Erscheinung so durchaus mit dem innersten Wesen deckt, so haben wir im Hinblick auf den seither so stark gewachsenen Leserkreis der „Frau“ auch das Bild nochmals beigelegt, das, im Alter gefertigt, doch den Stempel der jungen Thatkraft, des jugendfrohen Idealismus trägt, der ihr eigen war.

Henriette Schraders Lebenswerk kann wieder die Wahrheit bestätigen: eines ganz wollen, darin liegt das Geheimnis des Erfolgs. Von dem Augenblick an, da man das junge, nach lebenswerten Interessen und Bethätigung ihrer reichen Anlagen verlangende Mädchen zu ihrem Großonkel Friedrich Fröbel schickte, bis wenige Stunden vor ihrem Tode hat der gleiche Gedanke ihrem Leben die Richtung gegeben. In einem Brief an die seit Jahren ihr innig verbundene Frau Marie Loeper-Houffelle hat sie der Grundidee ihres Lebens noch kurz vor ihrem Scheiden Ausdruck gegeben. Sie wollte die Ideen Fröbels so verwirklichen, wie es ihrer Meinung nach nur der Frau möglich ist. „Fröbel hat in echt männlicher Genialität die Entwicklungsgesetze der menschlichen Natur erfaßt und begriffen, aber es gehört die ganze Hingabe und natürliche Begabung des wahrhaft weiblichen Wesens dazu, denselben die rechte und faßbare Gestalt zu geben. Dies ist nun die Aufgabe der Frauen, welche sich zu Fröbels Lehre bekennen.“ Aber die Durchführung dieser Aufgabe erfordert ein lebendiges Durchbringen der Fröbelschen Gedanken; die übliche Kindergarten-Schablone wird ihnen nicht gerecht. Was hier vernachlässigt wird: die Individualisierung, erscheint Henriette Schrader als notwendige Vorbedingung einer fruchtbringenden Erziehung: „Darum sind mir Kindergärten mit großer Klassen- und Massenerziehung ein Greuel,

ebenso wie die ewig schwelgenden Kindergärtnerinnen, die den Kleinen alles herbringen wollen und ihnen in der That das Schönste rauben, was der Kindheit eigen sein sollte: selbst seinen Weg zu finden, seine eignen Entdeckungen zu machen und die Seele durch eigene Phantasiegebilde zu entwickeln und zu bereichern. Aber jetzt ist die Belehrungswut mehr denn je über die Menschen gekommen, und man kennt kaum noch die Keuschheit der Erzieherin den Kleinen gegenüber.“

Dem Kindergarten, der ihre Voraussetzungen erfüllt, mißt sie eine große Bedeutung selbst für solche Kinder bei, denen ein schönes Familienleben nicht versagt ist: „In der Familie ist das Kind als Glied derselben der Mittelpunkt aller Sorge und Aufmerksamkeit, wenn auch leider oft in recht verkehrter Weise; im Kindergarten ist dies nicht der Fall. Wird das Kind in der Familie, wie es sein sollte, zur Selbsthilfe und Hilfeleistung für andere angeleitet, so kann der persönliche Egoismus überwunden werden, aber es liegt die Gefahr vor, daß er sich zum Familienegoismus entwickelt. Im Kindergarten wird derselben vorgebeugt, d. h. wenn eine solche Anstalt in rechter Weise geführt wird, wenn dieselbe auf den Grundzügen des Familienlebens ruht, aber dessen Einseitigkeiten vermeidet. Der Kindergarten muß deshalb so organisiert sein, daß er eine Hauswirtschaft in sich schließt, wie dies im Pestalozzi-Fröbelhause der Fall ist. Dort hat sich in sanfter, der zarten Kindesnatur entsprechender Weise das enge Familienleben schon zu einem Gemeindeleben erweitert, an dessen Wohlsein und Gedeihen das Kind seinen Kräften gemäß mitarbeitet.“

Als eine wesentliche Seite erscheint ihr dabei die hauswirtschaftliche Thätigkeit. Wie sie selbst nie die leitende Fürsorge für ihren Haushalt aus der Hand gab und trotz der großen, jährlich wachsenden Berufsarbeit — denn so sah sie sie an — für die Pflege einer edlen Häuslichkeit und wahrhaft erfrischenden Geselligkeit Zeit und Kraft behielt, so hielt sie die hauswirtschaftliche Ausbildung auch für jede Frau, einerlei wie sich ihr Leben künftig gestalten möchte, für notwendig, und, wenn rechtzeitig und richtig in das Erziehungssystem eingefügt, auch für durchaus vereinbar mit hoher wissenschaftlicher Ausbildung. Bei ihrer festen Überzeugung von der Kraft der genetischen Methode war es selbstverständlich, daß sie den Sinn für häusliche Thätigkeit und Familienleben schon im Kinde zu einer herrschenden Stellung zu bringen suchte.

„Man muß etwas sein um etwas zu machen“ — hinter einem Programm muß eine Persönlichkeit stehen, wenn es durchgeführt werden soll. Henriette Schrader war eine Persönlichkeit. Wer auf sein eigenes Geschlecht, unter Ausschluß also der sonst nur zu leicht mitwirkenden Nebenmotive, starke Wirkungen hervorbringt, hat damit immer einen besonderen Beweis seiner Überzeugungskraft gegeben. Und eben das hat Henriette Schrader verstanden. Nicht nur junge, leicht in Begeisterung zu versetzende Mädchen, sondern einen Kreis älterer Frauen und Mütter hat sie zur Durchführung ihrer Ideen um sich zu versammeln gewußt. Was diese fesselte, fortriß, was sie zu willigen Helferinnen machte, war vor allem der hohe Idealismus einer Natur, die selbst ganz der Idee lebt, für die sie gewinnen wollte. Eine warme Religiosität, eine vornehme Gesinnung, ein lauterer Charakter, das waren die Momente, die als bleibende Züge auch denen im Gedächtnis standen, die mit ihrer eigentlichen Berufsthätigkeit keine engere Fühlung hatten. Die Stunden eines geselligen Verkehrs mit edlem, geistigem Gepräge, wie sie ihr Haus bot, werden vielen der zahlreichen Besucher aus aller Herren Ländern, die sich dort trafen, unvergeßlich bleiben.

Eine „Frauenrechtlerin“ im engeren Sinne des Wortes war Henriette Schrader nicht; bei entschiedener Überzeugung davon, daß den Frauen zur Durchführung ihrer speziellen Kulturaufgabe die vollen bürgerlichen Rechte in letzter Instanz werden müßten, entsprach es doch ihrer Eigenart, mehr daran mitzuarbeiten, sie zur Erfüllung dieser Aufgabe reif zu machen. Sie unterstützte daher auf das lebhafteste alle Bestrebungen, die Bildung der Frauen zu erhöhen; in ihrem Salon wurde die Petition um bessere



Henriette Schrader.

Ausbildung und vermehrte Anstellung von Lehrerinnen und die Begleitschrift geplant, die im Herbst 1887 die Gemüter in eine so lebhaftere Erregung versetzte.

Durch diese lebhaftere Teilnahme an allen Bestrebungen, die der Erlangung von Rechten auf dem Wege der Erfüllung von Pflichten vorzuarbeiten suchen, durch ihre eigene ausgedehnte Wirksamkeit auf erzieherlichem Gebiet, vor allem aber durch die Bedeutung ihrer Persönlichkeit ist Henriette Schrader zu einer bedeutsamen Stellung auch in der Frauenbewegung gelangt. In ihrer eigenen Häuslichkeit, ihrer Berufstätigkeit, in dem ganzen Kreise, dem sie angehörte, hatte sie das erreicht, was auch nur das

Ziel der Frauenbewegung im großen sein kann: die volle Möglichkeit der Geltendmachung ihrer besten Eigenart, die Möglichkeit, sie in Realitäten umzusetzen und so dauernde Wirkung auf Mit- und Nachwelt zu üben. Die ganze Art aber, wie sie sich gab und wie sie wirkte, war ein lebendiges Zeugnis für die Wahrheit, für die sie auch in der Theorie mit aller Lebhaftigkeit ihres Naturells eintrat: daß die Frau eine Sonderart hat und durch diese, nicht durch Nachahmung des Mannes wirkt — wobei denn freilich niemand entfernter als sie von der bequemen Auffassung sein konnte, daß eine falsche Nachahmung des Mannes schon in der Erfüllung des Schleiermacherschen zehnten Gebots liege: „Laßt euch gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre.“ Noch in dem oben erwähnten Brief an Frau Loeper erklärt sie ausdrücklich, die Frau müsse volle Freiheit haben, sich auf jedem Lebensgebiet zu bethätigen, „denn der Mann hat keinerlei Recht, den Frauen irgend etwas vorzuschreiben, aber“, fährt sie fort, „sie selbst werden mit Hilfe der modernen Wissenschaft auch mehr und mehr das Gebiet entdecken und beleben, auf dem sich ihre eigenste Natur zu einer jetzt kaum geahnten Schönheit und Würde entfalten kann.“

Das ist in gedrängter Form das Programm der ganzen Frauenbewegung, und die deutschen Frauen werden der ein warmes Andenken bewahren, die es in ihrer Weise so zu verkörpern verstanden hat wie Henriette Schrader. H. L.



Ich frage dich!

Meine Mutter trug, als ich müde war,
Als Kind mich einst durch ein Wiesenland.
Nun frage ich sie, schon Jahr um Jahr. —
Ihre Thränen fallen auf meine Hand!

Als du mich trugst durch das Käfergesumm,
Meine Mutter, wie haben wir da gelacht!
Meine arme Mutter, ich frage dich stumm,
Ich weiß keine Mär, die dich fröhlich macht.

Nur einmal, — ich litt und fieberte schwer, —
Da sprach ich dir fröhlich und ehrlich Mut.
„Mein greiser Liebling, traure nicht mehr!
Ganz nahe ist uns die selige Flut.“

Da haben wir beide still geweint. —
Meine Kraft kam wieder. — Die Flut entwich.
Ich blieb. — Bleib auch du! — Wir gehen vereint!
Meine süße Mutter, — ich frage dich!

Srida Schanz.



Das Recht der Dienstboten.

Von

Rechtsanwalt Dr. Fuld in Mainz.

Nachdruck verboten.

Vielleicht giebt es keinen Berufsstand im Deutschen Reich, der sich durch die Kodifikation des bürgerlichen Rechts minder befriedigt fühlt und minder befriedigt fühlen kann als das Gesinde. Während man erwarten durfte, daß das Reich sich bestreben werde, auch für das Gesinde die Hauptgrundsätze des modernen Arbeits- und Dienstrechts ein- und durchzuführen, während man sich der Erwartung hingeben konnte, daß die Reichsgesetzgebung zum mindesten die Beseitigung des in sich so widerspruchsvollen Rechtszustandes sich werde angelegen sein lassen, demzufolge die Erfüllung des Gesindevertrags mit strafrechtlichem und polizeirechtlichem Zwang herbeigeführt werden kann, hat das Bürgerliche Gesetzbuch diese Hoffnungen so ziemlich getäuscht. Zuzufolge der Bestimmungen des Artikels 95 des Einführungsgesetzes bleiben die landesgesetzlichen Vorschriften, die dem Gesinderecht angehören, unberührt und dies gilt insbesondere auch von den Vorschriften der Landesgesetze über die Schadenersatzpflicht desjenigen, der Gesinde zum widerrechtlichen Verlassen des Dienstes verleitet oder in Kenntnis eines noch bestehenden Gesindeverhältnisses in Dienst nimmt oder ein unrichtiges Dienstzeugnis erteilt. Eine Schranke der landesgesetzlichen Gesetzgebungsgewalt ist nur insoweit gezogen, als gewisse Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs auf das Verhältnis des Gesindes zu der Dienstherrschaft — um diesen Ausdruck zu gebrauchen, trotzdem ohne weiteres ersichtlich ist, daß derselbe auf den nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch sich ergebenden Rechtszustand nicht mehr paßt — für anwendbar erklärt worden sind, es sind dies die Bestimmungen der §§ 104—115, 131, 278, 617—619, 624, 831, 841 Absatz 2 und des § 1358, außerdem ist das Züchtigungsrecht des Dienstberechtigten gegenüber dem Gesinde nicht anerkannt worden.

Die Ausführungsgesetze, die zu dem Bürgerlichen Gesetzbuch in den einzelnen Bundesstaaten ergangen sind, hätten die Schaffung eines modernen, den heutigen sozialpolitischen Verhältnissen entsprechenden Gesinderechts ganz wohl bewirken können, allein dies ist mit Nichten geschehen; man hat es für richtiger erachtet, den versteinerten Charakter des Gesinderechts zu bewahren und zwischen diesem und dem in dem Bürgerlichen Gesetzbuch geregelten Arbeits- und Dienstrecht einen Unterschied zu konstruieren, der mit Deutlichkeit erkennen läßt, daß der Gesetzgeber noch in Ansehung der rechtlichen Behandlung der Gesindeverhältnisse unter dem Bann einer längst hinter uns liegenden Zeit mit ihren veralteten Anschauungen steht, die vielleicht angemessen waren, als das Gesinde aus unfreien bzw. leibeignen Personen bestand.

Dank dieser Überweisung des Gesinderechts an die Zuständigkeit der Landesgesetzgebungen wird im neuen Jahrhundert auf diesem Gebiete ein verworrener und unklarer Rechtszustand herrschen, der dringend nach zeitgemäßer Umgestaltung schreit. Aus der Zahl der Kontroversen, die schon jetzt mit Bezug auf das Gesinderecht aufgetaucht und zur Erörterung gelangt sind, läßt sich mit Deutlichkeit entnehmen, daß die Absichten des Reichsgesetzgebers, gewisse Vorschriften des neuen Arbeits- und Dienstrechts auf die Gesindeverhältnisse schlechthin und bedingungslos anzuwenden, nicht in Erfüllung gehn werden. Dies ergibt sich schon aus der Auslegung, die § 95 Absatz 2 des Einführungsgesetzes zum Bürgerlichen Gesetzbuch insbesondere in Preußen

seitens des Ministeriums des Innern gefunden hat. Trotzdem diese Bestimmung, welche lautet: „Ein Züchtigungsrecht steht dem Dienstberechtigten dem Gesinde gegenüber nicht zu“ offenbar den Zweck verfolgt, das Züchtigungsrecht der Dienstherrschaft in jeder Form abzuschaffen, sowohl das unmittelbare als auch das mittelbare, hat sich ein Erlaß des Ministers des Innern dahin ausgesprochen, daß hierdurch nicht die Vorschrift der altpreussischen Gesindeordnung beseitigt worden sei, die dem Gesinde das Recht versagt, wegen geringer Ehrverletzungen der Dienstherrschaft deren Bestrafung begehren zu können. Dieser Erlaß ist allerdings für die Auslegung der Gerichte nicht bindend, und es steht zu hoffen, daß dieselben sich der Ansicht des Ministeriums des Innern nicht anschließen, sondern vielmehr erkennen werden, daß das Züchtigungsrecht in jeder Form hat aufgehoben werden sollen, sowohl als unmittelbares als auch als ein der Strafverfolgung und Bestrafung im Wege stehendes Recht; allein die dem Ministerium des Innern untergeordneten Behörden, vor allem die Polizeibehörden, werden sich danach richten, und so wird in der Praxis eine Auffassung vielfach zur Geltung gelangen, die mit dem neuen Recht nicht in Einklang steht.

Noch weit bedeutungsvoller aber erscheint es, daß die Landesgesetzgebung unmittelbar die thatsächliche Wirksamkeit des wichtigsten auf das Gesinderecht anwendbaren Paragraphen des modernen Arbeitsrechts (des § 618) außer Kraft setzen kann. Im § 618 werden dem Dienstberechtigten diejenigen Schutz- und Fürsorgepflichten gegenüber dem Dienstverpflichteten auferlegt, die bislang schon einerseits dem gewerblichen Arbeitgeber, andererseits dem kaufmännischen Prinzipal oblagen. Die Verletzung dieser Pflichten berechtigt den Dienstverpflichteten zum Austritt aus dem Dienstverhältnis ohne Kündigung; nunmehr ist aber dem Gesinde der Austritt aus dem Dienstverhältnis ohne Wahrung der Kündigungsfrist als strafbarer Kontraktbruch allgemein untersagt und nur in bestimmten Fällen gestattet (Preussische Gesindeordnung vom 8. November 1810, § 136, 99, 119, 16); wegen eines der Dienstherrschaft zur Last fallenden Verstößes gegen die Fürsorgepflichten des § 618 des Bürgerlichen Gesetzbuchs kann im Geltungsbereiche der altpreussischen Gesindeordnung das Gesinde den Dienst ohne Einhaltung einer Kündigungsfrist nicht verlassen, das wichtigste Recht, das ihm der Reichsgesetzgeber hat einräumen wollen, existiert somit für das Gesinde in den altpreussischen Provinzen nicht, es muß vielmehr warten, bis es durch die Pflichtverletzung zu Schaden gekommen ist, um alsdann seine Schadenersatzansprüche geltend zu machen.

Wir haben also hier den unerhörten und geradezu ungläublichen Fall vor uns, daß in Folge der landesgesetzlichen Vorschriften eine Bestimmung des Reichsgesetzes nicht zur Wirksamkeit gelangt, somit das Verhältnis zwischen Reichs- und Landesgesetz umgekehrt wird. Ob, wie jüngst in der Deutschen Juristenzeitung behauptet wurde, die Polizeibehörde in den altpreussischen Provinzen befugt ist, der Dienstherrschaft die Befolgung der in §§ 618 und 619 enthaltenen Fürsorgepflichten auf Grund ihrer verwaltungsgerichtlichen Ermächtigungs- und Normierungsgewalt aufzugeben, ist mehr denn fraglich, jedenfalls würde, auch bei Bejahung der Frage, ein Ersatz für die unmittelbare Anwendbarkeit der §§ 618 und 619 auf die Rechtsverhältnisse des Gesindes darin nicht zu erblicken sein. Es ergibt sich hieraus für die unbefangene Betrachtung, daß die sozialpolitisch bedeutsamen Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs dem Gesinde nur zum kleinsten Teile in manchen Bundesstaaten zu gute kommen werden und es einer Aktion des Reichs bedarf, um dafür Sorge zu tragen, daß zum mindesten diejenigen Bestimmungen, die für das Gesinderecht anwendbar sein sollen, auch in Wahrheit für das Gesinde zur Wirksamkeit kommen. Der Rechtszustand, wie er sich auf Grund einerseits der Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, andererseits der Ausführungsgeetze für das Gesinde im neuen Jahrhundert entwickeln wird, ist auf die Dauer einfach unhaltbar und ein Lohn auf die Rechtseinheit.



Ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Von

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

„Ach Theodor, ich weiß wirklich nicht, die Wahl thut mir weh, gib mir doch einen Rat.“ Dies kam in klagendem, schleppendem Ton von einer Frau, nicht jung, nicht alt, nicht hübsch, nicht häßlich, eine von den Frauen, die ungerühmt und unbeachtet durch die Welt gehn und in Bescheidenheit ihre Pflicht thun, oft schwere Pflicht, ohne daß man sie darum besonders anerkennt.

„Ach was,“ brummte etwas ärgerlich der Gatte, „geh' ich dir einen Rat, so befolgst du ihn doch nicht.“

„Aber Mann, ich verlange doch einen Rat, keinen Befehl.“

„Na, ich gebe eben nicht gern nur Ratsschläge im eignen Haus; entweder laßt mich in Ruh' mit eurem Haushaltungskram oder thut dann wenigstens, was ich sage. — Nun, so schieb' mir halt mal die Bescherung herüber,“ meinte er gutmütig, nahm die Pseife aus dem Mund und machte sich daran, etwa zehn Briefe zu durchlesen, die ihm die Frau eilig herübergereicht hatte.

Er sah nicht mehr sehr jung aus, als er sich stirnrunzelnd über die Briefe beugte; Haar und Bart waren ungepflegt und lang, hinter den Brillengläsern funkelten scharf die hellen Augen.

Die Frau wandte sich wieder ihrer Arbeit zu und versuchte, die Hosen ihres Ältesten noch einmal gebrauchsfähig zu machen. Sie blinzelte, vom Licht etwas geblendet, zwischen der Arbeit ihrem Mann zu und versuchte in seinen Mienen den Eindruck der Briefe zu lesen.

„Ich denke, wir nehmen diese da“ — er hielt einen kurzen Brief mit steilen Schriftzügen hin — „das ist die Gebildetc.“

„Ach, Bildung braucht eine Stütze nicht soviel, wenn sie nur gut Hosen flicken kann,“ und sie blickte feufzend auf ihre Arbeit.

„Es ist die Buchhalterin aus der Buchhandlung für innere Mission; sie will wegen ihrer Gesundheit in kräftige Landluft. Ob das Hosenflicken ihre Force ist, bezweifle ich, aber hier hat sie ja Übung — und dann, weißt du, sie verlangt am wenigsten Gehalt und sagt nichts vom Familienanschluß; wenn sie also unangenehm ist, kann man sich zurückziehen.“

„Wie du meinst, Vater.“ Sie hatte die Angewohnheit, ihn oft Vater zu nennen, besonders dann, wenn sie ihm recht freundlich ergehen war.

„Wie heißt sie denn?“

„Lucie Zimmermann.“

„Gelt, du schreibst ihr gleich heut Abend, ich habe keine Zeit, denn ich habe noch . . .“

„Weiß schon, weiß schon, arm's Mutterle, hast nie Zeit,“ und er strich ihr leicht über den Scheitel, der schon etwas lüch zu werden begann. Sie errötete über die Liebkosung und rührte sich nicht; aber als er aus der Thür schritt, um seinen Brief zu schreiben, warf sie ihm einen dankbaren Blick nach, und etwas wie ein Lächeln blieb auf den stillen Zügen liegen, während sie eifrig Stich um Stich in dem groben Hosenstoff machte.

* * *

Nun war Fräulein Lucie angekommen. Der fünfzehnjährige Hermann hatte sie an der Station abgeholt; ein Martergang für den schüchternen Jüngling, der vergebliche Anläufe gemacht hatte, seine Gefährtin zu unterhalten, indem er ihr bei jedem Haus mitteilte, wer darin wohnte.

Sie traf die Familie um den Kaffeetisch versammelt; die Pfarrfrau saß zwischen der zweijährigen Frieda und dem fünfjährigen Robert an dem mit Wachstuch belegten Tisch,

während der Pfarrer mit langen, eiligen Schritten, die Hände auf dem Rücken, im Zimmer umherrante und, von Zeit zu Zeit am Tisch stehen bleibend, einen Schluck des dünnen Gerstenkaffees schlürfte. Die übrigen Kinder, die elfjährige Anna und der siebenjährige Hans, saßen um den Tisch herum, eifrig in die angenehme Arbeit, Butterbrote zu vertilgen, vertieft.

Aller Augen richteten sich nach der Thür, als Lucie eintrat; von dem Ehepaar freundlich begrüßt, versank sie alsbald in den Schoß der Familie am Kaffeetisch. Während man sich um sie bemühte, musterte man die neue Hausgenossin.

Sie war klein und zierlich, blondhaarig, mit einem schlichten Knoten im Nacken, und ziemlich blaß. Die Augen waren nicht zu sehen, sie hielt sie fast immer gesenkt; auch wenn sie sprach, waren sie halb von den Lidern verdeckt. Um den Mund lag ein herber, verschlossener Zug; ohne diesen hätte das Gesicht etwas sehr Sanftes, Schüchternes und Kindliches gehabt. Ihre Sprechweise war ruhig, abgemessen, aber durchaus nicht zaghaft.

Pfarrer Döring begann in seiner lebhaften Weise sofort ein Gespräch mit ihr und fragte sie, wie es ihr in der Hauptstadt gefallen habe.

„Es war schön, ich fand viel christliche Gemeinschaft, habe auch manchmal vertretungsweise den Jungfrauenverein geleitet, und meine Stellung war sehr angenehm; der Arzt aber verlangte Landluft für mich, und liebe Gefährten findet man ja überall in der Christenheit.“

„Gewiß, gewiß,“ versetzte Döring etwas hastig, „hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns, und Sie fühlen sich wohl.“

„So Gott will,“ erwiderte das Fräulein mit sanftem Ton, ohne aufzublicken.

Eine ganz leise Unbehaglichkeit bemächtigte sich des Hausherrn; frommes Geschwätz war ihm in den Tod zuwider, und der Gedanke vom nicht begehrten Familienanschluß war ihm sehr angenehm.

Die Kinder hatten das neue Fräulein während der ganzen Zeit angestarrt, was sie aber nicht zu bemerken schienen, denn nicht die leiseste Note stahl sich auf das undurchdring-

liche Gesicht mit den Madonnenzügen. Die Pfarrfrau war zu sehr mit den Kleinen beschäftigt, um zu beobachten; auch kam's ihr nicht so sehr auf der neuen Stütze Wesen, als auf ihre Tüchtigkeit an, und die sanfte Art gefiel ihr, wenn sie sich das Mädchen im Verkehr mit ihren Kindern dachte.

Die Jugend war gefättigt, wenigstens war die letzte Interpellation an die Mutter um Butterbrot mit einem kategorischen „Ihr seid jetzt satt!“ abgewiesen worden. Der elfjährigen Anna hatte man die Obhut über die zwei Kleinen anvertraut, und die andern begaben sich in Vaters Zimmer zum Unterricht, den er selbst erteilte — ein guter, aber gar ungeduldiger Lehrmeister, stets seine Ungeduld bekämpfend, doch stets vergeblich, wie es seinen Kindern vorgekommen wäre, hätten sie darum gewußt.

Ein kleiner Bursche mit struppigem Kopf brachte des Fräuleins Koffer auf einem Handkarren, und Lucie konnte sich ans Auspacken machen. Es war ein freundliches Giebelstübchen, das man ihr eingeräumt hatte, mit weitem Blick über die sanftgeschwungenen, bewaldeten Ausläufer des Schwarzwalds und in der Nähe auf den etwas verwilderten, urgemüthlichen Pfarrgarten, hinter dessen Gebüsch und blühenden Akazienbäumen der Giebel des Schulhauses und die Kirchturmspitze hervorschaute.

Lucie wurde allein gelassen und begann die Koffer aufzuschließen und ihre Sachen in dem wackeligen Lannenschrank unterzubringen, den die Hausfrau nicht ohne Seufzen für den Gast ausgeräumt hatte. Auf dem Grund des Koffers lagen Bücher, und der Pfarrer würde sich gewundert haben, wenn er jetzt des Fräuleins Gesicht hätte beobachten können. Die Augen waren nicht mehr verschleiert, sondern blickten kalt und klar in die Welt; sie waren groß und schön, doch schien es, als sei etwas darin gestorben. Sie nahm ein Buch nach dem anderen zur Hand, während ein spöttisches Lächeln um die Mundwinkel spielte; da sie aber im Zimmer nichts Verschießbares gewahrte, verbarg sie die Bücher wieder in der Tiefe des Koffers und legte nur eine Bibel auf das Tischchen am Bett; und wieder erschien das rätselhafte Lächeln auf dem Ge-

sicht. Dann steckte sie die Kofferschlüssel in die Tasche und begab sich hinunter, um sich von der Hausfrau in ihren neuen Pflichten unterweisen zu lassen.

* * *

Frau Döring war mit ihrem Fräulein, das sich zwar unwissend, aber anständig und zuverlässig zeigte, zufrieden. Der Hausherr weniger. Er war eine offene, fröhliche Natur und hatte in seiner ländlichen Einsamkeit eine Leidenschaft für Menschen, einen Hunger nach Menschen. Die neue Hausgenossin hatte sich ihm noch nicht als Mensch enthüllt; sie war eine korrekte Stütze, wie gemacht für ein Pfarrhaus, anspruchslos, mit frommen Redensarten auf den Lippen, die aber zu banal waren, um dem Menschenkenner nicht zu zeigen, daß alles individuell Empfundne ihnen fehlte. Der Mensch selbst blieb ihm verborgen, wenn er nicht das, was er vor Augen sah, als den ganzen Menschen ansehen wollte, und dagegen sträubte sich in ihm ein unbewußtes Gefühl.

So lebten sie nebeneinander her, und die Wochen vergingen. Die Kleinen waren lieber bei Schwester Anna, denn „das Fräulein thut nicht recht mit,“ erklärten sie der Mutter, und „sie lacht nie mit uns,“ worauf die Gute fest überzeugt war, daß eine Herzensgeschichte Lucie quäle. Sie hätte sie gern ihr Mitgefühl spüren lassen, wenn Lucie sie irgendwie dazu ermutigt, oder sie selbst in dem Getriebe des täglichen Lebens Zeit gefunden hätte. Abends entzog sich das Fräulein meist dem häuslichen Familienkreis und ließ den Pfarrer allein mit seiner strickenden Frau bei Bierkrug und Pfeifen, um zu lesen oder Briefe zu schreiben, wie sie sagte.

Luciens verschlossene Art schien übrigens die Familie bald nicht mehr im geringsten zu stören; lustig flutete das häusliche Leben um sie her, und niemand that sich Zwang an. Sie selber belächelte mit scharfem Blick ihre Umgebung, während sie anscheinend teilnahmslos nur mit ihrer Arbeit beschäftigt schien, und ihr Tagebuch hätte ihre satirische Anlage bald verraten.

Eines Tages konnte sich doch die Pfarrfrau nicht enthalten, ihrem Mann von ihren

Gedanken über Lucie mitzuteilen. Dieser aber zuckte die Achseln, sagte sie an den Schultern und lachte ihr ins Gesicht.

„Natürlich, Liebesgeschichten wittert ihr Weiber sofort; selbst du Wohlgeplagte, Vielgeschäftige verschwendest die Gedanken damit. — Übrigens, es ist etwas dran; Lucie hat etwas, was mir nicht recht gefällt. Ich glaube, sie ist nicht ehrlich; hast du nicht bemerkt — nie guckt sie einem offen ins Gesicht, und nie sagt sie über etwas frei ihre Meinung. Ich weiß heut noch so wenig wie am ersten Tag, was ich aus ihr machen soll.“

„Sie hat auch gar keine Liebhabereien; sie liebt die Musik nicht, malt nicht, hat weder an Blumen noch an Kindern Freude, und als ich ihr neulich das Buch von der . . . na, wie heißt sie —“

„Thut nichts zur Sache, wird irgend ein frommes Buch gewesen sein.“

„Wie heißt sie nur . . . na, es ist einerlei, ja — da dankte sie mit so einem eignen Gesicht — ich bin ja kurzfristig, aber ich möchte wetten, sie hat gelacht — und sagte, sie lese nicht gern.“

„Na, vielleicht war's nicht ihr Geschmack; meiner wär's wahrscheinlich auch nicht.“

„Aber sie will doch immer so fromm sein mit ihrem ‚so Gott will‘; sie ist sogar ‚so Gott will‘, nächsten Sonntag Kalbsbraten.“

Döring lachte fröhlich auf und wandte sich seiner Pflanzung zu, die, in unzähligen Zigarrenkisten untergebracht, die Fenster versperrte. Die Glasbedeckung zu diesen Zimmergewächshäuschen wurde von den Söhnen des Pfarrers geliefert, denen beim lustigen Spiel manche Fensterscheibe zum Opfer fiel; aus den Scherben las der Vater sich dann die schönsten Stücke heraus.

„Sieh nur, wie hübsch die Dahlien kommen,“ forderte er seine Frau zur Bewunderung auf. Aber die Bewunderung ließ auf sich warten.

„Kein Staubtuch kann man aber ausschütteln bei dir,“ war die Antwort; die nie müßige Hausfrau hatte sich nämlich während dieser Unterredung des Staublappens bemächtigt, um ihr Plaudern vor sich selbst zu rechtfertigen.

„Ja, sie kommen hübsch,“ antwortete sie jetzt ihrem Mann, „es sind doch die kleinen

da? Vergiß mir nur nicht die Gurken vor lauter Blumen.“

„Sieh her, Undankbare,“ und er zeigte ihr die lustig grünenden Gurkenpflänzchen.

Ein Jammergeschrei der Kleinsten ertönte im Flur; eilig schoß die Mutter hinaus und ließ den Gatten allein, der mit stolzen Blicken seine Pflöglinge musterte, hier ein Schnecken zerdrückte und dort ein Pflänzchen aufrichtete, dabei von Zeit zu Zeit einen Zug aus der Pfeife that, so daß die blauen Wolken sich dicht und dichter um sein Haupt ballten und in langen Streifen durch das Zimmer schwebten.

* * *

Eines Mittags nach Empfang der Post kam der Pfarrer aufgeregt in das Familienzimmer gestürzt; die Schlafrockzipfel flogen hinter ihm drein, in der Hand hielt er ein Zeitungsblatt.

„Das ist doch empörend, sieh nur, Julie, nun kommt auch in unserm Amtsblatt ein Erlass, wir Pfarrer sollen uns aller Politik enthalten und unsre Nase nicht in die soziale Frage hineinstecken. Das ist doch schändlich, eine solche Freiheitsbeschränkung!“

„Abscheulich,“ stimmte Julie zu, in etwas mattem Ton und prüfte den Riß, den sie im Begriff zu stopfen war.

Da streifte Dörings Blick Lucie, die am andern Fenster saß und ihn aufmerksam angesehen hatte. Sofort sanken die Lider über die Augen, die lebhaften Züge bekamen ihre gleichgiltige Ruhe wieder, und sie ließ rascher die Nadel durch den Stoff gleiten.

Döring rannte im Zimmer umher, die Zeitung war zerknittert, und die Quaste seines Schlafrocks schleifte am Boden. Er merkte es nicht — eifrig redete er, mehr um sich Luft zu machen, als um Verständnis zu finden; mit dem mißhandelten Amtsblatt suchte er in der Luft herum, und mit gepfeiferten Ausdrücken bedachte er seine Vorgesetzten.

„Nein, Theodor, wie du dich aufregst, du bist ja gar kein Politiker gewesen. Soll ich dir heute Abend Spiegeleier machen oder willst du Blutwurst, es ist noch ein Restchen da.“

Verständnislos starrte er einen Augenblick seine Frau an und sagte dann zerstreut: „Ja, was du willst, Blutwurst — mir ist's eins.“

Dann wurde er stille, pußte seine Brille, nahm sein Amtsblatt und zog sich zurück. Fünf Minuten später sah ihn Lucie im Garten hembärmelig die Hacke schwingen, daß die Schollen flogen. Ihr war, als erriete sie seine Gedanken, während er so auf die Erde loschlug. Ihr Auge hing sinnend an dem sonnenübergohnten Garten, in dem die weißen Lilien aufgeblüht waren; aber sie wandte sich ab von den Blumen, ein schmerzhaftes Gefühl regte sich für einen Augenblick. „Blumen sind Lügen,“ dachte sie und erhob sich, um ihrer Arbeit nachzugehen.

* * *

Es war Sonntag; Lucie war wie alle Pfarrhausbewohner eine fleißige Kirchgängerin; das gehörte zum Anstand. In jeder Predigt sah man ihr schmales Gesicht, das sich auch in der Landluft nicht färben wollte, im Pfarrstuhl, mit gesenkten Augen, ein Bild der Andacht, neben der Pfarrfrau, die stets die Verantwortung für mehrere Kinder trug, von denen sich die jüngeren nicht immer in die Stille des Gotteshauses fügen wollten. So saß sie Sonntag für Sonntag in dem weißgetünchten Kirchlein mit den verschönten, grünen Altardecken, den Mooskränzen, die von der Konfirmation her noch die Empore zierten, und lauschte den zitternden Accorden der altersschwachen Orgel oder des Pfarrers Vortrag, der ungeschminkt und kunstlos sich doch manchmal mächtig Bahn brach und den Redner mit sich forttrieb.

„Der Strom tritt über die Ufer,“ dachte Lucie auch an diesem Sonntag und schaute voll Interesse nach der Kanzel, wie man sich den Löwen in seiner Wildheit hinter sicheren Stäben ansieht.

Sein Bäffchen sitzt schon wieder auf der Seite, dachte Julie, als sie Luciens Blick zur Kanzel gewahrte; ich muß doch Knopflöcher zum Anknöpfen machen.

Die übrigen Zuhörer schienen sich weder über das schießigende Bäffchen, noch über die feurige Rede ihres Seelsorgers aufzuregen; sie saßen steif in ihren Stühlen, und nur die ältesten Weiblein wackelten mit dem Kopf; aber es war Schwäche und keine Gemütsbewegung. In den vordersten Reihen waren

die pomadisierten Köpfe der Schuljugend lebhafter als nötig, aber das hing auch nicht mit dem Pfarrer zusammen, sondern mit einer Fledermaus, die ein Junge in der dunkeln Nische entdeckt hatte und die sich vergebens vor dem Licht flüchtete.

Das Amen ertönte ziemlich unvermittelt, und bald darauf stimmte die Orgel ihre schlechte Weise an. Gluck, gluck, ertönte das Kupfergeld in den vor der Kirche aufgestellten Opferbecken, und in kleinen Trupps begaben sich die Andächtigen nach Haus; die Hausfrauen mit großen Schritten voraus zu dem aufsichtslosen Mittagsmahl, die Männer gemächlich hinterdrein.

Die Sonne glühte auf den reisenden Weizenfeldern, es war schwül, als ob ein Gewitter kommen wollte. Mittagessen und Kinderlehre, in der alles geschlafen hatte, nur er nicht, wie der Pfarrer sagte, waren kaum vorüber, als es richtig in der Ferne zu donnern begann. Lucie fühlte sich recht unbehaglich, Gewitter gingen ihr auf die Nerven.

„Denk' nur, Papa, Fräulein Lucie fürchtet sich, wenn's donnert,“ triumphierte der neunjährige Hans, „das vorigemal hab' ich's gemerkt, sie hat gezittert.“

„Ist's wahr, Fräulein?“ Also doch eine menschliche Regung, Furcht, dachte mit Genugthuung der Papa.

Lucie suchte die Achsel. „Ich bin nervös,“ sagte sie ruhig, aber sie konnte ein leises Beben ihrer Glieder nicht unterdrücken.

„Kommen Sie herüber ins Studierzimmer,“ meinte Döring gutmütig, „dort sehen Sie den Blitz nicht vor den hohen Bäumen.“

Die beiden Frauen erhoben sich.

„Nein, Mama, du mußt bei uns bleiben,“ rief der Kinderchor, „sonst gehn wir alle mit,“ fügte Hans drohend hinzu und zog die Mutter wieder auf ihren Stuhl zurück.

Die Beiden gingen hinüber. Lucie setzte sich in eine Sofaecke und verbarag das Gesicht in die Hände; Döring stand lange am offenen Fenster und freute sich des Sturms, der die Baumkronen niederbog und in seinen Haaren wühlte, während große, warme Regentropfen ihm ins Gesicht schlugen. Er hatte solchen Aufbruch gern und dachte dabei an Lucie; wie sonderbar sie heute war; war's vielleicht nicht eine gute Stunde, um mit helfendem Griff

dies verschloßne Menschenkind aus sich heraus zu bringen, das mit sich offenbar nicht recht fertig wurde, aber niemand sich nahe kommen ließ?

Er trat vom Fenster zurück und pflanzte sich beim Sofatisch auf.

„Fräulein Lucie,“ sagte er freundlich, indes ihn doch ein leises Bangen beschlich, „halten Sie's für christlich, sich so der Furcht hinzugeben? Wenn Gott ist, und daran zweifeln Sie ja nicht, so ist doch nichts ohne ihn . . .“

Sie ließ die Hände vom Gesicht sinken und schaute ihn an; ihr Gesicht war voller Hohn.

„Ich wünschte, Sie würden lieber nicht mit mir reden; ich weiß nicht, ob ich eben jetzt genug Selbstbeherrschung über meine Nerven habe.“

„So lassen Sie zum Kukuk einmal die ewige Selbstbeherrscherei fahren und zeigen Sie, daß Sie ein Mensch sind, man hält Sie ja für eine Larve.“

„Wer sagt denn, daß ich etwas anderes als eine Larve bin?“

„Ich,“ entgegnete er bestimmt, „aber Sie sind im besten Zug, alles Leben zu versteinern und eine zu werden; Sie können weder weinen noch lachen, für nichts haben Sie Interesse, an nichts Freude; ich frage mich wirklich manchmal, ob Sie eigentlich schon gestorben sind.“

„Ach,“ erwiderte sie spöttisch, „Sie halten mich für viel interessanter, als ich bin; glauben Sie mir doch, das ist meine Natur so, wie ich mich gebe; das mit der Larve war nur ein dummer Witz von mir.“

„Sind Sie von jeher so gewesen?“

„Ja — nein — das heißt, ich weiß nicht.“

„Wissen Sie, daß Sie nicht ehrlich sind?“

„O, wer ist denn ehrlich, Sie etwa immer?“

Er stuzte etwas. „Kommen Sie mir nicht mit Seitensprüngen. Warum haben Sie mir neulich abgeleugnet, daß Sie Nießsche kennen, und meine Frau fand gestern den Antichrist aufgeschlagen auf Ihrem Tisch?“

Sie errötete etwas, antwortete aber trohig: „Ich glaube, ich bin hier als Stütze engagiert worden, nicht als Objekt für beichtwäterliche Versuche.“

Der Sturmwind fuhr durchs offene Fenster, daß die Papiere auf dem Tisch aufflogen. Es bligte stärker. Lucie konnte kaum ihr Zittern verbergen.

„Warum ängstigen Sie sich so beim Gewitter?“

„Ich sagte Ihnen ja schon, es sind die Nerven,“ erwiderte Lucie ungeduldig.

„Ist das die volle Wahrheit?“

Lucie schwieg.

„Antworten Sie mir!“

„Nein.“

„Haben Sie denn gar kein Vertrauen zu mir, Lucie; meinen Sie denn, ich wollte etwas anderes, als Ihr Bestes? Ich fühle, daß etwas nicht richtig ist mit Ihnen, lassen Sie mich Ihnen doch helfen, und verschanzen Sie sich nicht hinter Komödie und Lüge, denn auch Ihr Frommsein ist Lüge. Dachten Sie mich so leicht zu täuschen, wie Ihre Gefährten in der Mission? Sie lieben Gott nicht, und Sie glauben auch nicht an ihn!“

„Ich Gott lieben?!“ schrie sie auf; „wenn es wirklich einen Gott giebt, so hasse ich ihn!“

„Lucie!“

„Ja, ich hasse ihn! Warum hat er mich ins Leben gerufen ohne meinen Willen, warum hält er mich drin fest gegen meinen Willen? Ich hab' ihn auch einst geliebt, ja“ — sie lachte höhnisch auf, „damit bin ich fertig.“

Erregt sprang sie auf. Ihre Augen brannten.

„Warum gehn Sie mir denn nach? Lassen Sie mich doch allein hinter meinen Mauern! Wollen Sie mir den einzigen Trost rauben, daß niemand weiß, daß ich leide? Soll ich mein Elend begaffen lassen? Ach, warum haben Sie mir das gethan! Ich muß einsam sein, lassen Sie mich, versuchen Sie nicht, in mich einzubringen.“

Döring war erschrocken — Welch ein Abgrund!

„Begreifen Sie mich nicht? Was stehn Sie da und reden nicht? Sind wohl erschrocken, was Sie angerichtet haben?“

Der Pfarrer faßte die Erregte ernsthaft bei der Hand und führte sie zum Sofa zurück. Widerstandslos ließ sie's geschehen. Es donnerte heftiger; Regengüsse wurden in das

Zimmer geschleudert, das Fenster schlug im Wind. Döring schloß es und setzte sich dann neben Lucie.

„Armes, krankes Kind,“ sagte er leise. Da begannen ihre Thränen zu fließen; Tropfen auf Tropfen drängte sich unter den Wimpern hervor, ein fassungsloses Schluchzen erschütterte die Gestalt. Er ließ sie ruhig weinen und störte sie nicht. Es that ihr wohl. Nach einer Pause begann er wieder:

„Meinen Sie nicht, Lucie, wenn der Mensch krank ist, innerlich, daß es besser ist, die Krankheit kommt heraus, damit sie geheilt wird? Öffnen Sie wenigstens einem Menschen Ihr Herz; diese Verslossenheit ist ja Verzweiflung zum Tod.“

„Ich kann nicht, lassen Sie mich leben wie bisher.“ Sie sah gequält aus. „Schauen Sie mich nicht so an, Sie machen ein fürchterliches Experiment mit mir.“

„Das thue ich wahrlich nicht im Leichtsinne,“ antwortete Döring ernst.

Ihr Weinen wurde leiser; mit beschwörendem Blick bat sie ihn: „Versprechen Sie mir, daß Sie mich an diese Stunde nicht erinnern wollen, sagen Sie auch Ihrer Frau nichts. Ich muß sehn, wie ich weiter lebe mit diesem Miß.“

„Ich will Ihnen versprechen, daß alles unter uns bleibt, das ist schon meine Pflicht, aber das kann ich Ihnen nicht versprechen, daß ich nie mehr versuchen soll, Ihnen zu helfen, wenn Sie mir hilfsbedürftig scheinen.“

„Ich will aber doch garnicht geholfen haben,“ fuhr sie heftig auf, „respektieren Sie meine Einsamkeit und suchen Sie mich nicht in meinem Reich auf.“

„Sie sind sehr krank; eine verzweifelte Krankheit. Einsamkeit ohne Gott erträgt kein Staubgeborner.“

„Ich habe sie bis jetzt getragen,“ erwiderte Lucie finster.

„Ohne zu leiden?“

Sie antwortete nicht und stand auf.

„Lassen Sie mich in mein Zimmer, ich habe Kopfschmerz; entschuldigen Sie mich bei Ihrer Frau.“ Lucie ging.

(Schluß folgt.)

Mit Henriette Herz nach Italien.

(Aus unveröffentlichten Tagebüchern.)

Son

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

In unserer „Weihnachtsstube“ zu Hause hing die Kopie einer alten italienischen Madonna. Wir bewunderten das Bild sehr, weil es so sanft und glatt und bunt war, ganz im Stil der „Stammbuchbilder“ von den sizilianischen Engeln, an denen wir uns begeisterten; wir fanden es viel schöner als all die alten Stiche von Raphaelschen Madonnen, die in Großmutter's Stube hingen. Sie sagte, wir hätten einen schlechten Geschmack, wenn wir einmal die bunte Madonna für schöner erklärten, und wir behielten nachher unsere unveränderte Vorliebe für uns.

Später hörte ich dann einmal, daß die Kopie auf einer Reise nach Italien entstanden sei, die die Malerin in Gesellschaft von Henriette Herz gemacht habe.

Damit gewann das Bild einen neuen Zauber. Um den goldenen Rahmen spielen die Schatten vergangener Zeiten, die bunten Gestalten der Romantik. Über den sonnigen, freundlichen Tönen zittert naive Daseinsfreude wie ein zögernder Nachschimmer der Glut, die aus Goethes Dichtung über die fahl gewordene Sinnenwelt zum erstenmal wieder flammend gestossen; kindlich träumende Versenkung in die rätselhafte Tiefe religiösen Empfindens schien die weichen Züge auf die Leinwand gebannt zu haben und das helle liebliche Lächeln des Kindes.

Und dann fand ich einmal ein paar alte Hefte — lange vergessen — die wußten von dieser Reise zu erzählen und von dem frohen, unbekümmerten ästhetischen Genießen jener glücklichen Menschen, denen die Erde so schön war, denen noch nicht die Not der Zeit die Möglichkeit, das Häßliche von sich fern zu halten, für immer verschlossen. Erinnerungen eines einfachen kleinen Menschenkinde's, das eine Zeit voll überwältigend neuer geistiger Werte offenen Herzens, enthusiastisch, miterlebt und nun im Alter in der weltvergessenen kleinen Provinzialstadt, wohin sie das Schicksal verschlagen, all die glänzenden Bilder und Gestalten aus vergilbten Papieren und verblaßten Schriftzügen neu erstehen läßt, um sie noch einmal mit stiller Freude anzuschauen und sie, zuweilen mit versagender Hand, zur Geschichte ihrer glücklichsten, reichsten Lebensjahre aneinander zu reihen.

Und so spiegeln diese anspruchslosen Aufzeichnungen eine glänzende, geistflimmernde Zeit deutschen Lebens — nicht in seinen großen, bedeutungsvollen Linien, auch nicht in den feinsten Tönen seiner so unendlich mannigfaltig abgestimmten Farben, — aber mit manchem kleinen vertraulichen Zug, den keine Litteraturgeschichte des Aufbewahrens wert hält, und den doch die Phantasie des Rückblickenden leicht erfasst und gern ihrem Wilde hinzufügt. Die Fülle dieses kleinen Menschenlebens aber ergießt sich in die wenigen Monate, von denen unter der Aufschrift erzählt wird:

„Rom. Eine Reise in alter Zeit von zwei Frauen, die eine beinahe zu groß, die andere beinahe zu klein.“ Dies „beinahe zu klein“ kehrt als der Grundton des Erzählten immer wieder, zuweilen fast entschuldigend, und dann wieder mit einer gewissen Selbstironie. Aber auch das „beinahe zu groß“ richtet eine kleine Spitze gegen die „tragische Muse“ der Berliner Gesellschaft. Aber davon nachher. Es finden sich doch auch in den vorhergehenden Berichten vom Berliner Leben um die Wende des Jahrhunderts ein paar Bilder, die es sich anzuschauen lohnt, und die möchte ich vorher schnell noch aufschlagen.

Schon die Kinderzeit. Friedrichs des Großen Tod als erstes Ereignis, mit dem die große Welt in den Lauf dieses bescheidenen Lebens eingreift — der erste bewußte kindliche Schmerz darüber, ein graues Kleid tragen zu müssen, wo die Erwachsenen in fünf Ellen langen schwarzen Kreppschleiern um den großen König trauern durften. Auf dem Hintergrund dieser Zeit das bescheidene Leben eines preussischen Beamten des 18. Jahrhunderts. Der Vater, Assistenzrat bei Carmer, schreibt am Sarge seiner verstorbenen Frau seiner vierjährigen Tochter eine Vermahnung zu tugendhafter Nachfolge der Verewigten und läßt sie mit der ganzen gerührten Zufriedenheit des ehrbaren 18. Jahrhunderts drucken. Aber die Erziehung des fünfjährigen kleinen Mädchens leitet die offiziell unvermeidliche französische Gouvernante, die es aus dem Gil Blas lesen lehrt, es abends französisch beten und sonntags eine französische Predigt hören läßt.

Und diese konventionellen Figuren in ein ebenso konventionelles Milieu gestellt, die Assistenzratswohnung, zu deren Ausstattung Kofoko und Antike in wenig erquicklichem Wettstreit beisteuerten, von dem knappen Gehalt in sehr bescheidenen Grenzen gehalten. Rosa und grün gestreifte Tapeten, oben an gemalten Schleifen gemalte Reliefs von Caesar und Cato, weißlackierte, dünnbeinige „etruskische“ Stühle nach dem Muster der pompejanischen Ausgrabungen, in der ganzen Reihe der Prunkgemächer nur zwei Sofas und auf den Spiegeltischen eine Venus, mit einer Amorette im Ohr, und Friedrich der Große, im roten Samtschlafrock auf dem Hohenzollernaar reitend, als Prachtstücke.

Unter den kleinen Erlebnissen des heranwachsenden Mädchens findet sich dann auch einmal ein Blatt aus dem Halle'schen Leben zu Anfang des Jahrhunderts, die Geschichte ihrer ersten litterarischen Bekanntschaft. Das Reichardt'sche Haus im Winterschnee, eine Studenten-Schlittensfahrt, die schellenläutend und lärmend unter den Fenstern herfaust, die Erzählerin selbst, die sich aus dem Kreis erlesener Gäste gestohlen und hinter der Gardine laufend hinausspäht, den Ball im Kopf, der der Schlittensfahrt folgen wird.

„So merke ich gar nicht, daß jemand neben mir steht, bis er mich jeder Weise zu küssen versucht. Empört stoße ich den Unverschämten von mir und gehe aus dem Zimmer — es war Friedrich Schlegel! Ich, die von Kindheit an Dichter und Maler wie Götter verehrte, die zu Goethe von Berlin bis Weimar auf den Knien hätte rutschen mögen, ich habe das Haupt der ganzen Romantik so von mir gestoßen! Hätte ich mich nicht sogar solches Kusses rühmen können? Es that mir ordentlich leid, so sehr mein natürliches Gefühl gegen solche Grobheiten war. Wir sind in Rom wieder gute Freunde geworden, aber natürlich ohne Erörterung, denn er wird wohl viele Frauen geküßt haben, ich habe mir auch meinen Verlust nicht nachzahlen lassen.“

Dann folgen die Aufzeichnungen fortlaufend dem Berliner geselligen und litterarischen Leben, und leicht ergänzt, wem die Gestalten vertraut sind, die oft ungeschickten kleinen Skizzen zu bunten, lebendigen Interieurbildern.

Schlegels Geburtstag — auf gut Berlinisch von dem Bernhardtischen Freundeskreise durch einen Ausflug mit Weinflaschen und Eßkörben nach der Mühle an der Spree gefeiert. Schlegel hat in demselben Jahr seinen „Blumenstrauß“ herausgegeben, und mit sinniger Beziehung auf dies Ereignis mußten, ganz dem Huldigungsstile der Zeit entsprechend, die Weine den Ländern angehören, aus deren Sprache die dort gesammelten Gedichte übersetzt waren.

„Aber wie wir zusammentrafen, bezog sich der Himmel, es fing leise an zu regnen, und da wir diese wässrige Libation nicht sehr anregend fanden, wurde mein Vorschlag, den Thee bei mir zu trinken, angenommen. Gewiß war niemand glücklicher als ich, den gefeierten Dichter in unsern Salon einzuführen. Als sich der verehrende Kreis um ihn geschlossen, erhob sich Frau Bernhardi (nachherige Frau von Knorring) und überreichte ihm einen bunten Blumenstrauß und einen Lorbeerkranz, mit Glossen auf Verse von ihm selbst. Er nahm es anerkennend hin, und fühlte sich veranlaßt, poetisch zu antworten. Ich führte ihn in des Vaters angrenzendes Zimmer, das, nur durch eine Glashür von uns getrennt, uns nun das Bild des dichtenden Schlegel zeigte.“ —

Weniger Glück bei den Berliner „guten Familien“ hatte Brentano; er war ungezogen, um Gegenstand solcher Theevistenhuldigungen zu werden.

„Brentano hatte sich erboten, ein Stück für uns zu schreiben. Die Männer der beiden Frauen, die mitspielen sollten, fanden es unpassend; man machte ihm Vorstellungen, und er versprach Verbesserungen. Die nächste Probe war bei mir. Er hatte mir die Rolle seiner Frau gegeben, damit er mich gehörig schlecht behandeln konnte, wie ich glaube. Die Probe begann. Die Veränderungen waren aber nach dem Urtheil der Männer nur noch anstößiger geworden. Brentano geriet in Zorn, rief brüllend aus: da kann man ja toll werden! ergriff sein Barett, packte seine Schriften zusammen, lief im Sturmschritt weg und kam nicht wieder.“

Das war schon nach 1806 und 1807. Allzuschwer und allzulange wurde die Noth der Zeit, wie's schien, in diesen Kreisen nicht empfunden. „Verhungert waren wir ja noch nicht. Unsere Armeen hatten sich schlecht geschlagen, nun, daran waren die alten Generäle schuld. Sollte sich darum die Jugend langweilen?“ So schwärmte man nach wie vor zusammen für Jffland, Kogebue und Schiller; nur wenige Auserlesene, die Schlegels Vorlesungen mit einigem Gewinn gehört hatten, folgten den Kreisen Rahels und des Prinzen Louis Ferdinand in der Verehrung Goethes. Mehr als einen Akt der Iphigenie aber durfte die Liebhaberbühne, die das Interesse der Erzählerin von der Noth des Vaterlandes abzieht, zu ihrem Schmerz ihrem Publikum noch nicht zumuten. In ihrem Kreise ging der Goethe-Enthusiasmus so weit, daß man wohl im Winter morgens um 6 Uhr sich versammelte, um Tasso zu lesen. Daß dem Herrn Assistentenrat die Gehälter nicht ausgezahlt wurden, beeinträchtigte die Geselligkeit nicht, man nahm die notwendigen Einschränkungen als guten Spaß. „Man trank Thee in Strömen von 7 bis 12, man aß den kalten Sonntagsbraten auf Butterbrod und brannte zwei Talglichter.“ Shadow, Hermsdorf, Brentano, v. Höder, Robert waren die regelmäßigen Montagsgäste.

Feierlicher freilich ging es zu, wenn der Herr Assistenzrat selbst am Donnerstag sein „Kränzchen“ hatte. „Da kamen alte Excellenzen, Priester und Präsidenten, die noch nicht den langen Zopf abgelegt hatten; wenn sie aber ausritten, mit dem Reitknecht hinterdrein, denselben in die Rocktasche steckten und zu Tisch der Wirtin einen schönen Blumenstrauß überreichten.“ Aber altpreussische Gravität und die schönheitsgelige Ungebundenheit der neuen Geistesaristokratie, so seltsam sie im geselligen Leben nebeneinander stehen, so wunderbar sie sich mischen, sie finden ihre höhere Einheit in den führenden Geistern des Berliner, des nationalen Lebens, in Schleiermacher und Fichte.

„Die Frauen gingen in die Kirche, um Schleiermacher zu hören, die jungen und älteren Männer in seine Vorlesungen, beide Geschlechter, die vornehme Welt, Prinzen und Gesandte zu Fichte. Er hatte mich auch eingeladen, und ich begleitete meinen Vater dorthin, der mich keine Vorlesung versäumen ließ.“

* * *

Eine bescheidene Zuschauerin ist's, die erzählt, an wenige Punkte nur ihres einfachen Lebenslaufes knüpfen sich die Beziehungen zu der mächtigen, reichen Bewegung in der deutschen Geistesentwicklung, und sie sind, ob auch lebendig gefühlt, nicht so erschöpfend wiedergegeben, wie wir es wohl möchten. Die Erzählerin erlebt nicht Weltgeschichte, sie erlebt Familiengeschichte, aber ungewollt bringt sie manchmal einen Zug, der uns auch das Bedeutungsvolle der Zeit charakteristisch markiert.

Erst die Reise nach Rom stellt sie für eine kurze Zeit in die Atmosphäre jener geistigen Bewegung, der sie bis dahin noch immer von fern zugeschaut, und ein Schimmer jener Welt von Licht und Schönheit liegt über ihrem Schaffen und leuchtet aus ihrem Erzählen.

Im Juli 1817 tritt sie erwartungsvoll und auch mit ein wenig heimlichem Grauen vor der „großen Frau“, wie Henriette Herz bei ihr meistens kurzweg genannt wird, die Reise „im Einspänner über Posen nach Italien“ an. In Posen nämlich soll sie mit der Herz zusammentreffen, die dort nach dem Tode ihrer Mutter von einem befreundeten Pfarrer noch „fürmlich in den Schoß der Kirche“ aufgenommen wurde. Daß das Unternehmen mit dem Einspänner, einem „sehr charaktervollen Pferde“ und einem betrunkenen Fuhrmann im märkischen Sande ein wenig gewagt war, zeigten ihr schon ihre ersten Erlebnisse. Aber eine Tagereise brachte sie doch ans Ziel, d. h. bis Posen.

„Nach dem Abendbrod trat ich nun zum erstenmale mit der großen Frau in das Schlafgemach: — fest zugeklemmte Fensterladen, ich, die ich immer bei offenem Fenster geschlafen hatte! — aber Italien! — ich schlief wenig, ungeachtet ich ein treffliches Bett hatte; der matte Lampenschimmer zeigte mir meine Schlafgefährtin, es wurde mir angst, aber Italien! — wenn ich jetzt noch das Geheimniß eines großen Geldsackes entdecken sollte, so — — —“

Am nächsten Tage geht es dann von Posen bis Jüterbog, am dritten von Jüterbog bis Wittenberg, aber auch nicht ohne Hindernisse.

„Ich meinte gerade, Muße zu meinem ersten Reisebildchen zu haben, da unser Wagen einen Hügel hinauf sollte, sollte, lieben Freunde, denn die Pferde weigerten sich mit einemmal so kräftig, daß sie trotz allem Geprügel auch nicht einmal Miene machten zum Ziehen. Die große Frau mußte heraus, aber auch das machte keinen Eindruck auf die gefühllosen Bestien. Vor Ärger und Mitleiden wußte ich nicht, was

beginnen, bis Leseur (der französische Diener, der sie begleitet) einen vorüberfahrenden Bauern bewegte, seine Pferde vorn- und seinen Wagen hintenanzulegen, und mit diesem Schlepp durchzogen wir denn noch den Sand sehr gravitatisch."

Über Leipzig und Hof geht es dann nach Baireuth, wo die Herz Jean Paul aufsucht, ohne ihn zu treffen; von dort nach Nürnberg, tagelang im Regen ohne eine andere Aussicht, als die an der Rückwand des Wagens aufgehängten Hüte und Hauben, die vollgestopften Reisebeutel und die Reisepfeisefammer.

In Nürnberg fühlen sich die Berliner aber doch als Kulturmenschen, und beim Anblick der „dürerisch dünnen, großen Betten, bei Erbsen und Pöckelfleisch in Zinn aufgetragen“ befällt sie gelindes Entsetzen. Und noch mehr rümpfte die Königin der Berliner Theegefellschaften und ihre Begleiterin die Nase, als sie von Herrn v. Haller in den Zwinger geführt werden: „schlechte Tische und Bänke, alles besetzt mit Damen und — Biergläsern!"

Auch den künstlerischen Enthusiasmus der Erzählerin vermag Nürnberg nicht zu entzünden. „Was soll ich von der Lorenzkirche sprechen, es ist die Aufgabe aller Reisenden, davon entzückt zu sein; ich gehe zwar nicht mit Verachtung an den deutschen Bildern vorüber, aber die rechte Einsicht davon will nicht recht lebendig in mir werden. Goethe hat doch wohl recht, wenn er meint, daß der liebe Gott sich auch manchmal gern mit dem Teufel unterhält, denn wenn ihn in einemfort die deutschen Heiligen so anstarren, so muß ihm hier die Zeit lang werden.“ — „Wir waren auch auf dem berühmten Johanniskirchhof," heißt es nachher, „haben Dürers Grab gesehen und ein Blatt Unkraut gepflückt, — aber mit Verehrung!" —

* * *

„Die Herz sitzt mit Niethammer auf dem Sofa im Fräuleinstift, wo wir Wohnung genommen haben, und läßt sich verehren. Nicht beneidenswert, aber ihr doch augenscheinlich angenehm“, so beginnt der Bericht über München. „Aber mir ist zu Mute, wie dem Hahn, dessen Schnabel man auf den Tisch legt und von ihm aus einen geraden Kreidestrich zieht. Er glaubt sich an den Strich gebunden und rührt sich selbst nach dem schönsten Futter nicht, mein Strich ist die Landstraße nach Rom.“

Jakobi und Schelling werden von den Reisenden besucht. „Beide wollen mir meinen Goethe nicht lassen, immer stellen sie das Christentum gegenüber. An der Herz habe ich dabei keine Hilfe; ich belle dagegen, aber wie die kleinen Hunde, die sich bei allem Spektakel doch innerlich fürchten; ein Philosoph und ein christlicher Philosoph, das ist zuviel für mich.“

In Innsbruck schickt die Herz nach Eichendorff, der sie herumführen soll. Mit ihm sehen sie Schloß Ambras, in ihren Gefühlen dabei ist doch noch mehr von der conventionellen Berliner Salonluft als von Romantik. „Als wir in den finstern kleinen engen Burghof einfuhren, schauderte ich vor dem ganzen erbärmlichen Mittelalter, ich könnte Gott alle Tage auf den Knien danken, daß ich mein Leben nicht durch diese finstern Gemächer schleppen darf. Denke ich mir dann dazu noch das schnurrende Spinnrad, den gebietenden, Lumpen leerenden Ritter und die schöne Ritterfrau, die aus dem Schädel ihres Geliebten trinken mußte und nicht rasend wurde —“

„Den 21. August kamen wir nach Trento; wir sind in Italien! —“

(Schluß folgt.)



Anfang und Ende des „Drahtens“.

Eine Jubiläumsbetrachtung.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Für die technische Kultur der Menschheit giebt es drei Perioden. Das Altertum, die Periode der primitiven Technik, hatte es gleichwohl zu höchst ansehnlichen Resultaten gebracht. Zu höheren, als wir im allgemeinen annehmen. Wir brauchen nicht gerade an die Kolossalbauwerke der Pyramiden und Pagoden zu denken, die schließlich weniger einen Triumph der Technik darstellen als einer heute kaum noch vorstellbaren Ausbeutung und Disziplinierung menschlicher Massenkraft. Vielmehr als Erfinder, als Konstrukteure rein technischer, maschineller Kunstwerke sind die Alten schon groß gewesen. Aber in ihrer primitiven Art; und erst unser Zeitalter des Stahls und Eisens hat dann, vielfach ohne an die technischen Kenntnisse des Altertums anzuknüpfen, da diese inzwischen längst verloren gegangen waren — so gründlich verloren, daß einige derartige Kunststücke der Alten, wie z. B. das berühmte griechische Feuer, noch bis zum heutigen Tage unaufgeklärtes Geheimnis geblieben sind — eine neue Periode der technischen Kultur heraufgeführt, die Periode der komplizierten Konstruktionen, so komplizierter Wunderwerke, wie sie die Alten allerdings kaum ahnen konnten; man vergleiche nur die immerhin ganz geistvoll und zweckmäßig erdachten und doch so primitiven Webereinrichtungen ältester Zeiten, wie sie heute noch bei den Orientalen im Gebrauch sind und doch die bewundernswürdigsten Kunstwerke zustande gebracht haben, mit den mechanischen Webstühlen von heute, man denke an unsere Schnellpressen, an unsere Lokomotiven, an unsere Schreibmaschinen und tausend andere Konstruktionswunder. Am anschaulichsten wird der Unterschied der beiden — nein, aller drei Perioden beim Automaten. Denn der Automat hat schon jene beiden Perioden hinter sich und steht bereits in der dritten, der Periode der größten Leistungsfähigkeit mit den scheinbar einfachsten Mitteln, die gleichwohl das Resultat der raffiniertesten technischen Spekulationen sind, das Ergebnis erst der technischen Fortschritte der allerletzten Jahrzehnte. Das Altertum hat seine viel bewunderten Automaten gehabt: die fliegende hölzerne Taube des Archytas von Tarent um 400 v. Chr., den fliegenden Adler, den Pausanias erwähnt, die kriechende Schnecke des Demetrios Phalereus, den künstlichen Menschen des Ptolemäus Philadelphos. Selbst Verkaufsautomaten sind bei den alten Griechen schon in Gebrauch gewesen. Die Konstruktion einer Reihe technischer Spielereien des Altertums hat Heron von Alexandria beschrieben, der Erfinder des allbekannten Heronsballs und des Heronsbrunnens; er lebte um 100 v. Chr. und hat außer diesen beiden bis auf uns gekommenen „Wasserkünsten“ u. a. auch einen Apparat zur Erzeugung von Geistererscheinungen mittels Spiegel konstruiert; wir

können aus Herons Beschreibungen auf die verhältnismäßige Primitivität auch der Konstruktionen aller inzwischen verloren gegangenen technischen Kunststücke des Altertums schließen. Die Periode der komplizierten Konstruktionen nun erlebte der Automat bereits am Ausgang des Mittelalters, als durch Peter Hele 1500 die Taschenuhren erfunden waren. Die mittelalterlichen Uhrwunder, wie die berühmte Uhr des Straßburger Münsters mit den zwölf Aposteln und dem krähenden Hahn, stammen aus dieser Zeit; und die Androiden oder künstlichen Menschen des französischen Mechanikers Bauconson und des schweizerischen Jakob Droz im 18. Jahrhundert — letzterer hat sogar der menschlichen Sprache ähnliche Worte hervorgebracht — waren Meisterwerke eines kunstvollen Mechanismus. Die moderne Technik ist aber in die Lage gekommen, ähnliche Meisterstücke mit verhältnismäßig viel einfacheren Konstruktionen herzustellen, der Automat ist, wie gesagt, bereits in das Stadium der vereinfachten Technik getreten, die doch nichts weniger als eine primitive Technik ist, weil sie sich neuer, d. h. natürlich neu entdeckter oder erst jüngst erkannter Naturkräfte bedient, vor allem der Elektrizität.

Und eine Erfindung, die gerade in diesen Tagen ein besonderes Jubiläum feiern kann, ist seit kurzem im Begriff, in das dritte Stadium, die Periode der vereinfachten Technik zu treten. Der „elektro-magnetische Staats-Telegraph“ feiert am 1. Oktober das 50jährige Jubiläum seiner offiziellen Einführung für den Privatverkehr des deutschen Publikums. An diesem Tage vor fünfzig Jahren wurden die Linien Berlin-Braunschweig-Hannover-Köln-Nachen (mit der Seitenlinie Düsseldorf-Elberfeld) und Berlin-Wittenberge-Hagenow-Hamburg für die Öffentlichkeit freigegeben. Die Telegramme durften bis hundert Wörter enthalten, die Gebühr richtete sich nicht nur nach der Anzahl der Wörter, sondern auch nach der Entfernung: so kostete eine Depesche bis zu zwanzig Wörtern von Berlin nach Magdeburg 1 Thaler 2 Silbergroschen, nach Hamburg aber bereits 2 Thaler, nach Hannover 2 Thaler 8 Silbergroschen und nach Nachen gar 5 Thaler 6 Silbergroschen. Von Berlin nach Potsdam — diese Strecke wurde zwei Monat später, am 1. Dezember 1849 eröffnet — kam ein einfaches Telegramm noch immer doppelt so teuer wie heute durchs ganze deutsche Reich, nämlich 10 Silbergroschen, und da außerdem 5 Silbergroschen Bestellgeld hinzutraten, so war das dreimal so viel.

Die elektrische Telegraphie war damals erst einige zwanzig Jahre alt. Ørsted's Entdeckung, daß eine in der Nähe des Schließungsdrahtes einer Voltaschen Säule aufgestellte Magnetnadel je nach der Richtung des Stromes nach der einen oder der anderen Seite hin abgelenkt wird, und die andere Entdeckung, daß ein ganz schwacher Strom ausreicht, diese Ablenkungen der Magnetnadel auf große Entfernungen hin zu übertragen, sobald die Nadel von zahlreichen Drahtwindungen umgeben wurde, hatten zwar schon im Jahre 1820 die Möglichkeit des elektrischen Telegraphen erwiesen; aber noch standen die ersten Versuche allzu sehr in jenem Stadium des komplizierten Mechanismus. Ampère und Ritchie hatten noch in demselben Jahre 1820 Modelle konstruiert mit nicht weniger als 30 Nadeln und 60 Leitungsdrähten, Fechner 1829 ein solches mit 24 Nadeln und 48 Drähten; sie funktionierten ganz brav, aber an ihre Ausführung im großen war natürlich bei dieser Komplikation nicht zu denken. Erst Gauß und Weber in Göttingen gelang das Telegraphieren mit einer Nadel und einem Draht, durch den sie 1833 die Sternwarte mit dem physikalischen Kabinett ihrer Universitätsstadt verbunden hatten, nachdem es im Jahre vorher P. v. Schilling-

Cannstadt wenigstens im Modell bereits auf eine Nadel und zwei Drähte gebracht hatte. Unter Anwendung von Elektromagneten mit beweglichem Anker, dessen Hebel auf einem durch Uhrwerk vorübergeführten Papierstreifen Punkte und Striche erzeugte, konstruierte dann der amerikanische Maler Morse seinen Schreibtelegraphen, der gleich die telegraphischen Zeichen selbstthätig niederschrieb, während der sonst ebenso vollkommen funktionierende Wheatstonesche noch ein Zeigertelegraph war, bei dem ein durch ein Uhrwerk getriebener Zeiger durch eine am Anker des Elektromagneten angebrachte Hemmungsvorrichtung von der entfernten Abgangstation aus nach Belieben vor jedem am Rande eines Zifferblattes verzeichneten Buchstaben angehalten werden konnte. Der Morsesche Schreib- und der Hughesche Typendruckapparat, welcher letzterer mittels einer Klaviatur von 28 Tasten gleich die telegraphierten Buchstaben, Ziffern und Interpunktionszeichen nach Art der Schreibmaschinen aufs Papier druckt, sind seither die beliebtesten geworden. Den Höhepunkt der Komplikationsperiode aber bildeten die sogenannten Multipler- oder Vielfachtelegraphen, welche die gleichzeitige Beförderung von zwei und mehr Telegrammen auf demselben Leitungsdraht ermöglichten. Delany behauptet sogar mit einer von ihm erfundenen sehr komplizierten Konstruktion bis zu 72 Telegramme gleichzeitig befördern zu können.

Haben wir somit in diesem halben Jahrhundert, auf das die „elektromagnetische Staats-Telegraphie“ am 1. Oktober d. Js. zurückblicken kann, oder in diesem Dreivierteljahrhundert, das die elektrische Telegraphie überhaupt alt ist, die Periode der komplizierten Technik auf diesem Gebiet erlebt, so dürfen wir jene der primitiven Technik in dem optischen Telegraphen sehen, wie er vor etwas mehr als hundert Jahren, nämlich im Jahre 1793, durch Claude Chappe erfunden und am 10. Juli dieses auch sonst ja so denkwürdigen Jahres offiziell von Paris nach Lille eröffnet wurde. Diese im Vergleich zu den elektrischen höchst primitiven optischen oder Zeichen-telegraphen, die aus hohen Gerüsten in Abständen von acht zu acht Stunden bestanden, worauf bewegliche Balken durch Ferngläser zu beobachtende Signale gaben, können übrigens auch zu den Erfindungen gezählt werden, die das Altertum schon gehabt, die der Kulturmenscheit aber dann wieder verloren gegangen sind. Denn von dem großen griechischen Tragiker Aeschylus erfahren wir, daß sich bereits Alysänneustra die Eroberung Trojas und damit die bevorstehende Rückkehr des von ihr betrogenen Gatten Agamemnon noch in derselben Nacht durch Feuerzeichen auf den Bergen hinüber-telegraphieren ließ, über eine Wegstrecke von 70 deutschen Meilen hin. Der römische Militärschriftsteller Flavius Vegetius Renatus, der um 400 n. Chr. lebte, berichtet sogar schon von optischen Telegraphen, die genau nach demselben Prinzip konstruiert waren wie die fast anderthalb Jahrtausend später neuerfundenen: an den Warttürmen befestigter Plätze waren danach schon damals Balken angebracht, durch deren senkrechte oder wagerechte Stellung Nachrichten in die Ferne gegeben wurden.

So haben wir beim Telegraphen die primitive Periode zweimal gehabt, und während wir erst seit einem halben Jahrhundert in einer Periode der komplizierten Konstruktionen stehen, bricht schon die neue Epoche an, die auf einen bisher unerläßlich scheinenden Hauptbestandteil verzichten will, auf den Leitungsdraht. Als ich im Jahre 1896 in einer Tageszeitung unter der Spitzmarke „Depeschen ohne Draht“ die folgende Notiz las: „Der berühmte Elektriker Nicola Tesla kündigt an, er sei nach mehrjährigen Versuchen zu dem Schlusse gelangt, daß es bald möglich sein werde, ohne Telegraphendrähte zu telegraphieren, und das nicht nur nach jedem Punkte der Erde,

sondern auch nach den näher liegenden Planeten. Es kann geschehen durch wissenschaftliche Ausnutzung der elektrischen Wellen. Tesla hofft in Bälde die Ausführbarkeit seines Gedankens zu demonstrieren“ — da sah ich höchst vorsichtig nach dem Datum der betreffenden Zeitung, und siehe da — es war der 1. April! Also wohl einer der beliebten Aprilscherze unserer witzigen Feuilletonredakteure. Aber vorsichtig, wie man so unmittelbar nach Entdeckung der Röntgenstrahlen in bezug auf Unmöglichkeitserklärungen in Sachen der Naturkräfte sein mußte, unterstrich ich nur den Passus, der sich auf die Telegraphie nach dem Mars bezog, und schrieb dazu in Blaustift das ominöse Datum 1. April mit einem Ausrufungszeichen. Man sollte doch erst abwarten.

Nun, und hat Tesla sein Versprechen auch nicht eingelöst, so vergingen doch noch keine anderthalb Jahre, da war durch den Italiener Marconi die Telegraphie ohne Draht zur Thatsache geworden. Durch alle möglichen Hindernisse hindurch, durch Mauern und ganze Städte gingen die elektrischen Wellen, deren Wesen schon der Bonner Professor Heinrich Hertz in seinem berühmten Buche „Untersuchungen über die Ausbreitung der elektrischen Kraft“ erläutert hatte, als dem der Licht- und Schallwellen in bezug auf Fortpflanzungs-, Spiegelungs- und Brechungsfähigkeit durchaus analoges. Hertz zeigte, wie elektrische Schwingungen von so enormer Schnelligkeit, daß ihrer Hunderte von Millionen sich in einer Sekunde vollziehen, in entfernten Metallkörpern elektrische Störungen herbeizuführen vermögen, ohne durch im Wege stehende nichtleitende Körper gehindert zu werden; und Marconi war der dem Forscher kongeniale Erfinder, dem es die geeigneten Apparate für Erzeugung und Aufnahme dieser Hertz'schen Wellen zu konstruieren gelang. Vor einigen Wochen erst hat die Firma Siemens und Halske zwischen dem Strande von Laboe an der Kieler Außenförde und einem Postdampfer auf dessen Fahrten von Kiel nach Korsör Versuche vorgenommen, die eine telegraphische Korrespondenz ohne Leitungsdraht bis zu einer Entfernung von 45 Kilometern erzielten, und bei den eben beendeten englischen Flottenmanövern hat sich die drahtlose Telegraphie so bewährt, daß Marconi bereits mit Zuversicht von der baldigen Möglichkeit spricht, nach Amerika hinüber drahtlos zu telegraphieren. Auf den Hawaiiinseln will man die einzelnen Eilande, zwischen denen es Meeresarme von der Breite des Kanals zwischen Frankreich und England giebt, bereits durch Marconische Apparate telegraphisch untereinander verbinden. Die drahtlose Leitung der Elektrizität, die es erforderlich machen wird, daß sich unsere Deutschländer schleunigst auf eine andere Verdeutschung des unerwünschten und umständlichen Fremdworts „Telegraphieren“ besinnen, als es das kaum eingeführte schöne, kurze Wort „Drahten“ ist, da es dann ja nichts mehr zu „drahten“ geben wird, sie ist, wie auf dem Nachbargebiete des Fernsprechens, das nach einer Konstruktion von Professor Duffaud in Genf ebenfalls ohne Leitungsdraht möglich sein soll, die neue Epoche dieser gewaltigen Kulturerrungenschaft, die dritte Periode dieses Zweiges der Technik, in der bald nichts mehr unmöglich sein wird, vielleicht auch nicht mehr die Telegraphie nach dem Mars!





Von Friedenau nach Marienfelde.

Von Anna Blum.

Nachdruck verboten.

Die Gartenbauschule für gebildete Frauen in Friedenau bei Berlin wird zum 1. Oktober d. Jz. nach Marienfelde, einem Vororte von Berlin, verlegt. Die Besitzerin und Leiterin der Anstalt, Fräulein Dr. Elvira Castner, hat in der Villenkolonie Marienfelde, die, eine halbe Stunde von dem Dorfe gleichen Namens entfernt, hart an der Berlin-Dresdener Bahn liegt und durch zwei Bahnstrecken höchst bequem mit Berlin und den westlichen und südlichen Vororten verbunden ist, ein Terrain von 5 Morgen guten Bodens erworben, das nach Bedarf durch Sicherung des Vorkaufsrechtes erweitert werden kann. Der stattliche Bau besteht aus einem größeren, ausschließlich für die Schule bestimmten Gebäude, das durch einen eingerückten, durch alle Stockwerke gehenden Mittelbau mit dem kleineren Wohnhause der Besitzerin verbunden ist.

Die Inschrift über der Thür des Hauptbaues: „Gartenbauschule für Frauen“ belehrt den Vorübergehenden über den Zweck des langgestreckten Gebäudes, das über einem hohen, luftigen Souterrain sich zwei Stockwerke hoch erhebt. Nach vorn heraus liegen eines der beiden hohen Lehrzimmer, das Laboratorium, das durch breite, hohe Fenster eine Fülle von Luft und Licht erhält, und das Gesellschaftszimmer für die Schülerinnen, zum Ausruhen nach angestrenzter Arbeit bestimmt und dementsprechend behaglich eingerichtet. An der Nordseite finden wir das zweite große Lehrzimmer, das zugleich als Zeichensaal benutzt werden soll, und das Ankleidezimmer, ein größerer, höchst praktisch mit zierlichen, in die Wand eingelassenen Porzellanwaschbecken, mit Kleiderrechen und -ständern versehener Raum, der besonders für die externen Schülerinnen bestimmt ist, die hier ihre Arbeitsanzüge aufbewahren und nach beendetem Tagewerk wieder ihre Straßentoilette anlegen können. Nach dem Garten hinaus liegen das große, schöne Wohnzimmer, das Anrichtezimmer, die Küche und die übrigen Wirtschaftsräume.

Unterrichtlichen Zwecken dient auch ein an der Hinterfront befindlicher Anbau, dessen flaches Dach eine große Veranda trägt. Er enthält einen Küchenraum für das Einmachen der Früchte, das Einkochen von Fruchtsäften, die Bereitung von Beerenwein und das Dörren von Obst, so daß dem Unterricht in der so wichtigen Obstverwertung eine vorzügliche Lehrstätte bereitet ist. Neben der Küche ist ein Arbeitsraum, in dem die Zöglinge, soweit es für ihren Beruf nötig ist, mit Tischlerei, Glaserei, Korbflechterei und sonstigen Handfertigkeiten vertraut gemacht werden sollen. Auch enthält dieser Anbau den Raum für den Motor, der die Anstalt mit Wasser versorgen wird, da der Kolonie Marienfelde die Wasserleitung noch fehlt.

Ehe wir uns dem Wohnhause zuwenden, sei noch des hübschen Häuschens gedacht, in dessen Oberstock dem Hausmann mit seiner Familie eine behagliche Wohnung eingerichtet ist, während den unteren Raum eine große Waschküche und ein Hühnerhaus einnehmen.

Das Wohnhaus, über dessen Thür ein Bienenkorb und die Inschrift: „Ohne Fleiß kein Preis“ angebracht sind, enthält im ersten Stockwerk die Wohnung der Leiterin der Anstalt.

Das zweite Stockwerk erstreckt sich ungeteilt über das Wohnhaus und die Anstalt und enthält zu beiden Seiten des breiten, hellen und luftigen Korridors die Schlafräume. In der Anstalt sind deren für 32 Schülerinnen vorhanden, die je zwei ein geräumiges, einfach, aber sehr behaglich eingerichtetes Schlafzimmer teilen. Auch die Badeeinrichtung befindet sich auf diesem Korridor.

Der Bodenraum erstreckt sich ebenfalls über das ganze Gebäude und bietet neben schönen Giebeln und Bodenzimmern, die als Schlafräume für die weiblichen Dienstmoten, als Fremdenzimmer und bei Bedarf auch zur Vermehrung der Anstaltsräume Verwendung finden sollen, einen mächtigen Wascheboden, sowie Wirtschaftsräume für die Anstalt und das Wohnhaus.

Der gesamten praktischen Einrichtung des ganzen Baues entsprechen die großen, luftigen

Keller. Vorbedachter Raum ist für alle möglichen Zwecke vorhanden, und jeder Raum ist dabei aufs zweckmäßigste ausgenützt und eingerichtet.

So zeigt das ganze Bauwerk, zu dem im Februar dieses Jahres der erste Spatenstich gemacht wurde, vom Keller bis zum Giebel einfache Vornehmheit in der Anlage, sowie die größte Zweckmäßigkeit.

Für den Garten ist bis jetzt nur der Boden vorhanden; seine Einteilung und Gestaltung wird ihm erst der Fleiß der arbeitenden Damen zu geben haben. Die Plätze für zwei große Gewächshäuser und ein Bienenhaus sind schon bestimmt.

Die von Friedenau nach Mariensfelde überfiebende Gartenbauschule für gebildete Frauen ist die erste und bislang einzige derartige Anstalt in Deutschland. Daß ihre Errichtung einem Bedürfnis entspricht, hat, beweist ihr Ausblühen, durch welches die Erweiterung und dadurch die Verlegung notwendig geworden ist, da in Friedenau Raumangel eine Ausdehnung der Anstalt verhinderte.

Die alte Anstalt konnte 12 interne Schülerinnen aufnehmen und ungefähr die gleiche Zahl von externen an dem theoretischen und praktischen Unterricht in den Lehrzimmern und im Garten teilnehmen lassen; auch einige Hospitantinnen, die sich nur an den praktischen Gartenarbeiten beteiligten,

konnten zugelassen werden. Doch war die höchste Zahl aller Zöglinge, die Hospitantinnen inbegriffen, 30, und viele Meldungen mußten zurückgewiesen, resp. für spätere Termine vorgemerkt werden. Die erweiterte Anstalt kann im Hause bis 40 interne Schülerinnen bequem unterbringen und als Externe und Hospitantinnen weitere 20 Damen zum Unterricht, resp. zu den praktischen Arbeiten zulassen.

Für das Wintersemester waren bis Mitte August bereits 26 Damen angemeldet, und es steht zu hoffen, daß das neue Heim der Anstalt ebenso voll besetzt sein wird wie das alte. Jede ausgebildete Gärtnerin, besonders diejenigen, welche den vollen 2jährigen Ausbildungskursus absolviert hatten, war bis jetzt eine Empfehlung für die Anstalt; jede bewährte sich und damit die empfangene Ausbildung, sei es in selbständiger Arbeit auf eigenem Grund und Boden, den vier von den Damen schon erworben haben, sei es in ihren Stellungen als Gärtnerinnen in Besitzerfamilien und an Anstalten mancherlei Art.

Die Resultate der ersten fünf Jahre des Bestehens der Anstalt — sie wurde 1894 gegründet — liefern den Beweis, daß mit ihrer Gründung den nach Arbeit suchenden Frauen des gebildeten Mittelstandes ein wertvoller neuer Erwerbszweig erschlossen ist.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Frau Mathilde Weber**, Tübingen, feierte vor kurzem ihren siebenzigsten Geburtstag. Über die reiche Wirksamkeit der in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung so viel und rühmend genannten Frau haben wir seiner Zeit im Maiheft des 2. Jahrgangs berichtet; die Teilnahme aller Kreise ihrer Vaterstadt und der in der Bewegung stehenden Vereine weit über die Grenzen ihrer engeren Heimat hinaus an der Feier dieses Tages hat für den weitgehenden Erfolg ihres Wirkens Zeugnis abgelegt. So sandten der König und die Königin von Württemberg aus Friedrichshafen folgendes huldvolles Telegramm:

„Auf die Kunde von dem schönen Feste, das Sie heute begehen, können wir uns nicht verlagern, Ihnen unsere wärmsten und innigsten Glückwünsche auszusprechen.“
Wilhelm. Charlotte.

Als eine gewiß besonders bedeutungsvolle Anerkennung ist die Adresse anzusehen, die Frau Professor Weber von einer Deputation der Tübinger Stadtverwaltung, den Herren Professor Dr. v. Schönberg, Heug und Schott, überreicht wurde.

Wir entnehmen ihr folgendes:

„Erinnern wir uns doch, daß alle humanitären Bestrebungen auf dem weitverzweigten Gebiete der Krankenpflege und der Armenfürsorge Ihres Schutzes und Ihrer Anteilnahme von je sich erfreut haben. Und werden wir doch stets dessen eingedenk sein, daß Sie in Wort und Schrift und durch opferwillige That die Privatwohlthätigkeit geweckt, organisiert und sie der Gemeindeverwaltung bei ihren wirtschaftlichen und sozialen Aufgaben als Gehilfin fördernd und ergänzend zur Seite gestellt haben. Auch dem weiblichen Bildungs- und Erziehungswesen galt ihr regstes Interesse, Ihre Vorträge dieser Art gewannen landauf, landab den Beifall der Kenner. Aus dem schönen, vollen Strauß gemeinnütziger Werke, die unsere Stadt wesentlich Ihnen verdankt, nennen wir insbesondere den Sanitätsverein, den Hilfs- und Armenverein, den Frauenbildungsverein, die bessere Ausgestaltung der Kinder- und Industrieschule, das Jägerstift, das Doppelwohnhaus für arme Familien und das Frauenheim. Als „Wohlthäterin der Stadt“ darf Sie daher der Gemeinderat am heutigen Tage feierlich begrüßen und seiner Anerkennung Ihrer vielen seltenen Verdienste um das Gemeinwohl mittelst dieser Adresse dankbaren Ausdruck verleihen.“

Zahlreiche Vereine, die sie ins Leben gerufen oder deren Arbeit sie leitend oder mitwirkend gefördert, sprachen ihr in Glückwunschsadressen den Dank

der deutschen Frauen für den Einfluß aus, den Frau Mathilde Webers Lebensarbeit für die sozialen, wirtschaftlichen und Bildungsinteressen der Frau ausgeübt hat.

* **Die Zahl der Waisenspflegerinnen** in Berlin hat sich wieder erheblich vermehrt; in den meisten der 254 Gemeinderäte wirken bereits Frauen mit, in den größeren bis fünf. Jetzt sind, wie der Dezerent, Stadtrat Kämpf, bekannt macht, wieder 58 Frauen hinzugekommen, so daß die Gesamtzahl der Pflegerinnen schon über 300 beträgt. Daß sich die Mithilfe der Frauen in der Waisenspflege bewährt hat, geht aus der erneuten Auforderung zur Mitarbeit hervor, die Stadtrat Kämpf an die Frauen richtet. Es heißt darin:

„Bei der Wichtigkeit, welche die Teilnahme der Frauen an den Aufgaben der Gemeinde-Waisenträte für die sachgemäße Erledigung hat, und bei dem großen Nutzen, den die Allgemeinheit aus einer regen Thätigkeit der Frauen auf diesem Gebiete zu ziehen in der Lage ist, empfehlen wir den Gemeinde-Waisenträten auch fernerhin überall da, wo es angängig erscheint, die Zahl der Pflegerinnen zu vermehren und bitten diejenigen Frauen, die ihre Kräfte der gemeinnützigen Thätigkeit zu widmen bereit sind, dies entweder dem Vorsitzenden des Waisentrates ihres Bezirks oder der unterzeichneten Verwaltung mitteilen zu wollen.“

* **Über gerichtlich bestrafte Schulkinder** hat die städtische Schuldeputation in Berlin aus Anlaß einer Eingabe des preussischen Volksschullehrerinnen-Bereins an das Justizministerium amtliche Erhebungen anstellen lassen.

Danach betrug die Zahl der Gemeinbeschulkinder im Jahre 1898 201 975, davon 100 635 Knaben und 101 340 Mädchen. Gerichtlich bestraft wurden in dem Berichtsjahr 359 Kinder, das sind 0,18 pCt.; davon waren 310 Knaben, 39 Mädchen und zehn Kinder, deren Geschlecht aus den Berichten nicht erkennlich war. Davon besuchten die 1. Klasse 71 Knaben, 9 Mädchen, die 2. Klasse 114 Knaben, 10 Mädchen, die 3. Klasse 82 Knaben, 14 Mädchen u. s. w. Diese wurden wie folgt bestraft: Mit einem Verweis: 199 Knaben, 27 Mädchen; mit Geldstrafen (1 bis 5 Mark) 3 Knaben, 1 Mädchen. Mit Haft (2 bis 7 Tagen) 7 Knaben, 0 Mädchen. Mit Gefängnis: 101 Knaben, 11 Mädchen und zwar von 1 Woche bis zu 1½ Jahren; in einem Falle wegen Diebstahls im Wiederholungsfalle. Den Gefahren der Großthat entsprechend, fanden die meisten Verurteilungen wegen Diebstahls statt: 232 Knaben, 34 Mädchen, wegen Unterschlagung 26 Knaben, 1 Mädchen, wegen Einbruchs 1 Mädchen, wegen Bettelns 5 Knaben, wegen Sachbeschädigung 10 Knaben, wegen Erregung öffentlichen Argernisses 1 Mädchen.

* **Die Crainsche Höhere Mädchenschule in Berlin** und die damit verbundenen andren Lehranstalten feierten am 17. September d. J. ihr 25 jähriges Jubiläum. Frä. Lucie Crain, die mit seltener Energie diese Anstalten aus den klein-

sten Anfängen geschaffen hat, gehört zu den ersten Schulfürsprecherinnen, die in ihrer Schule mit dem Grundsatz Ernst machten: Mädchen sind in erster Linie durch Frauen zu erziehen. Das mächtige Anwachsen der Anstalten hat bewiesen, daß die weiten Kreise, die ihre Kinder dahin schickten, mit diesem Grundsatz durchaus einverstanden waren.

* **Das Mädchengymnasium zu Karlsruhe** hat seine ersten vier Abiturientinnen entlassen. Sie bestanden sämtlich das Examen mit gutem Erfolg.

* **Fräulein Goldmann** aus Danzig hat in Zürich ihr Doktorexamen magna cum laude bestanden. Das Thema ihrer Dissertation lautete: Danziger Verfassungskämpfe unter polnischer Herrschaft.

* **Miss Smith Lewis** in Cambridge, welche sich durch die Entdeckung und Herausgabe von Grundtexten des alten und neuen Testaments ausgezeichnet hat, ist von der Universität Halle der Dokortitel „honoris causa“ verliehen worden.

* **Die Universität Illinois** hat einen Lehrstuhl für wissenschaftliche Haushaltungskunde für Frauen errichtet.

* **Totenschan.** Am 12. September starb unerwartet nach kurzer Krankheit der Hofbuchhändler **Wilhelm Moeser** im 55. Lebensjahre. Aus einer reichen, vielverzweigten Thätigkeit gerissen, wird er in weiten Kreisen auf das schmerzlichste vermisst werden, nicht zum wenigsten von uns. Unserer Zeitschrift, die im Verlag der Firma erscheint, deren Inhaber er war, ist er ein stets bereiter Helfer und Förderer gewesen. Zu der Ritterlichkeit, die Anlage und Erziehung ihm den Frauen gegenüber zur zweiten Natur gemacht hatten, gesellte sich die vornehme Denkweise, die Gerechtigkeit gegen jedes ehrliche Streben mit sich bringt und die ihn auch den strebenden Frauen gegenüber nie verließ. So stand er unserer Zeitschrift nicht nur mit geschäftlichem Interesse, sondern mit warmem innerem Anteil gegenüber. Und ein ebenso warmes Andenken, wie wir, werden die Berliner Gymnasialkurse für Frauen ihm bewahren. Von Anfang an hat er ihrem Vorstand als Schatzmeister angehört; er hat ihnen sowohl persönliche Opfer gebracht als auch eine nicht geringe Geschäftslast im Interesse der Sache willig auf sich genommen. Auch sie verlieren in ihm einen persönlich liebenswerten, umsichtigen Helfer, wie ihrer die arbeitenden Frauen noch nicht viele besitzen. Und die Überzeugung: „Wir haben einen guten Mann begraben“ klingt in der aufrichtigen Trauer aus, mit der die Mitglieder unsrer Vereinigung an seinem Grabe stehen.



Frauenvereine.

Die Gründung einer Centralstelle für Vorträge in Frauenvereinen.

Bei der diesjährigen Generalversammlung des Vereins: Frauenbildung — Frauenstudium war von der Abteilung Wiesbaden ein Antrag auf Gründung einer Centralstelle für Vortragschulen eingereicht worden. Allseitig brachte man dem Vorschlag Sympathie entgegen und betraute die Abteilung Mannheim mit der Bildung einer Commission hierfür. Diese fand jedoch eine Centralstelle ohne Zuziehung sämtlicher Frauenvereine dem Zwecke nicht entsprechend, denn nur wenn möglichst alle Vereine Deutschlands sich behufs Organisation ihrer Vortragsabende mit der Centralstelle in Verbindung setzen, wird es möglich werden, solche Redner in ausgiebiger Weise zu gewinnen, die für die Frauenbestrebungen am förderlichsten sind. Bei dem bisherigen Mangel an einheitlicher Verwaltung konnte manche Rednerin, mancher Redner, der an sie ergangenen Einladung nicht entsprechen, weil ein einzelner Vortrag ihnen zu große Opfer auferlegt hätte. Auch den Vereinen war es selten möglich, die nötigen Geldopfer für größere Reisevergütung zc. zu tragen. Dem will die Centralstelle abhelfen, indem sie die Vortragschulen gruppiert und sich bemüht, den Wünschen und Bedürfnissen der verschiedenen Vereine nach Möglichkeit gerecht zu werden, dabei auch die materielle Frage in möglichst günstiger Weise lösend. Seitens einer Anzahl hervorragender Rednerinnen und Redner sind bereits Zusagen zu einzelnen sowie zu mehreren zusammenhängenden Vorträgen eingelaufen, so daß von dieser Seite die Centralstelle erfreuliche Unterstützung gefunden hat. Andererseits darf wohl mit Bestimmtheit darauf gerechnet werden, daß sämtliche Vereine sich frühzeitig mit der Centralstelle (Frau Alice Benschmeier, Schriftführerin der Abteilung Mannheim des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium, L. 12, 18, Mannheim) in Verbindung setzen.

Der Frauenbildungsverein zu Cassel

(Vorstand: Frl. Auguste Förster) zählte im Berichtsjahr 1898—99 361 Mitglieder, von denen der sechste Teil etwa an der Vereinsarbeit thätig mitwirkt. Mit der Zahl der Mitglieder ist auch die der Schülerinnen in den verschiedenen Anstalten des Vereins erheblich gewachsen. Die Fachschule wurde von 479 Schülerinnen besucht. Sie giebt Gelegenheit zur Ausbildung in allen Arten von Abeitarbeiten, Zeichnen, kunstgewerblichen Arbeiten, im Plätten, umfaßt einen Unterrichtskursus in Rechnen, Deutsch und Litteratur und einen kaufmännischen Kursus. Auch der Besuch der Koch-

schule ist ein sehr reger. Der Kinderhort mußte wie alljährlich die Durchschnittszahl der aufzunehmenden Kinder erhöhen, diesmal auf 105, trotzdem konnten nur die dringendsten Fälle Berücksichtigung finden. Auch das Heim, das im Laufe des Berichtsjahres 41 Frauen und Mädchen Aufnahme gewährte, konnte nicht allen Gesuchen entsprechen. Die Kurse zu beruflicher Ausbildung umfassen die Ausbildung von technischen Lehrerinnen, (Handarbeit, Turnen, hauswirtschaftliche Fächer) eine kaufmännische Schule, die neben dem Unterricht in den kaufmännischen Fächern auch Gelegenheit zur praktischen Ausbildung bietet, dadurch daß die Schülerinnen unter Aufsicht der Lehrerin in den Morgenstunden alle Ladengeschäfte in dem aus den Borräten für die Vereinsanstalten hergestellten Laden versehen, und die Ausbildung von Hausbeamtinnen.

Erwähnenswert ist noch, daß der Vorstand mit Beginn des Geschäftsjahres 1898—1899 eine Altersversorgung für sämtliche Lehrerinnen der Vereins-Anstalten eingerichtet hat. Die älteren Lehrerinnen erhalten von April 1898 an lebenslänglich je 100 Mark jährlich; für die jüngeren Lehrerinnen und Hausbeamtinnen wird vom Verein ein jährlicher Pensionsbeitrag in eine sichere Pensionskasse geleistet (Allgemeine deutsche Pensionsanstalt für Lehrerinnen, Berlin, bezw. Preussischer Beamtenverein, Hannover), der zum 60. Lebensjahre eine Pension von 300 M. sichert.

Der Frauenerwerbs- und Ausbildungsverein in Bremen

(Vorstand: Fräulein Lucie Lindhorn, Fräulein Ottilie Hoffmann) vollendet im April 1899 sein erstes Jahr im eigenen Heim und hat mit den Erfolgen dieses Jahres einen neuen, bedeutamen Abschnitt seiner langjährigen, segensreichen Thätigkeit begonnen. Das Arbeitsgebiet des Vereins umfaßt eine Fortbildungsschule mit Unterricht in Deutsch, Englisch, Französisch und Anleitung in allen für den Eintritt in Geschäfte notwendigen kaufmännischen Fertigkeiten, eine Nähsschule, einen Kursus zur Ausbildung von Kinderpflegerinnen; die Gesamtzahl der Schülerinnen dieser Anstalten betrug für das Jahr 1898 487; ferner eine Wirtschaftsschule, die aus der Verschmelzung der bereits bestehenden Kochschule mit dem Frauenerwerbsverein mit drei Unterabteilungen hervorgegangen ist, der Kochschule, der Bremer Küche und der Abteilung für Waschen und Plätten. Die kaufmännische und gewerbliche Abteilung mit dem Zweck, kaufmännisch und gewerblich beschäftigten Frauen und Mädchen in den Klubräumen Gelegenheit zu geselligem Zu-

sammensein, Unterhaltung und Belehrung zu geben und sie zugleich zum Verständnis des Begriffes der Berufsgenossenschaft zu erziehen, zählte im letzten Vereinsjahr 175 Mitglieder gegen 110 im vorigen. Die Stellenvermittlung für kaufmännisch Angestellte vermittelte bei 133 Bewerberinnen 95 Stellen, die für Hausbeamtinnen bei 148 Bewerberinnen 76 Stellen. Mit einer Zahl von 31 Schülerinnen wurde im Jahre 1898 zum ersten Male ein Kursus für kunstgewerbliches Zeichnen und Kunsthandarbeit abgehalten. Mit dem Vaterländischen Frauenverein gemeinsam wurden verschiedene gut besuchte Samariterkurse veranstaltet.

Für Haus und Familie.

Billiges Fleisch.

Von Alfred Hofmann.

In einem Irrenhaus Westdeutschlands lebt ein Narr, der die soziale Frage auf eine sehr einfache Weise lösen möchte: er will aus Kartoffeln Fleisch machen. So unfinnig die Idee scheint, so erklärlich ist es, daß einer darauf verfallen konnte; denn Kartoffeln und mageres Fleisch enthalten ungefähr gleich viel Nährstoff, nämlich ca. 25 %. Wer also je 1 kg Kartoffeln und 1 kg Fleisch kauft, bezahlt in beiden Fällen darin 750 gr Wasser, das er aus dem Brunnen billiger erhalten könnte. Und im ersten Augenblick erscheint es durchaus nicht gerechtfertigt, daß die übrigen 250 gr Nährstoff der Kartoffeln mit etwa 5 Pfennig und die 250 gr Nährstoff des Fleisches mit dem Dreißigsfachen: mit mindestens 150 Pfennig bezahlt werden; denn daß der Nährstoff im Fleisch zur Hauptsache Eiweiß und in der Kartoffel sogenanntes Kohlehydrat ist, daß sind rein chemische Unterschiede, mit denen das naive Gemüt wenig anfängt. Dem müßte schon anschaulich gezeigt werden können, wie das Eiweiß der eigentliche Nährstoff ist, aus dem sich der Körper in Magen und Lunge den Ersatz für verbrauchte Muskelsubstanz und Muskelkraft kocht, indem er sozusagen mit Fett einbeizt und die sogenannten Kohlehydrate zur Mischung braucht. Erst wenn derartig die Wichtigkeit des Eiweiß vor allen andern Nährstoffen deutlich wird, ist der hohe Preis der speziell eiweißhaltigen Nährmittel verständlich. Dann zeigt sich allerdings auch, daß der Ruf nach billigem Fleisch nichts weiter ist als der Ruf nach billigem Eiweiß. Insofern war der erwähnte Irre schon auf keinem falschen Weg, wenn er dieses aus andern Nahrungsmitteln gewinnen wollte; denn alle Nahrungsmittel, die „pflanzlichen“ sowohl wie die „tierischen“ enthalten Eiweiß, nur meist nicht in genügender Menge; oder wenn das der Fall ist, wie z. B. bei den Hülsenfrüchten (trockenen Erbsen, Bohnen, Linfen), nicht genug in verdaulichem Zustand. Während nämlich das Eiweiß des Fleisches ohne weiteres vom Blut aufgenommen und als Muskel angelegt wird, geht fast die Hälfte des Eiweiß in Hülsenfrüchten unverdaut durch den Magen und hat nicht nur keinen Nutzen, sondern verursacht sehr oft direkte Beschwerden. Außerdem müßte man, um die täglich notwendige Portion von 120 gr Eiweiß z. B. in Erbsen zu sich zu nehmen, täglich mindestens 500 gr trockener Erbsen essen, das wären annähernd 9 Pfund oder 4½ Liter Erbsensuppe, also schon

ein kleiner Eimer voll. Bei andern pflanzlichen Nahrungsmitteln ist das noch ungünstiger. Von Kartoffeln z. B. müßte man täglich ca. 24 Pfund verzehren, um den Körper mit dem nötigen Eiweiß zu versehen.

Allerdings würde dann der gesamte tägliche Eiweißverbrauch nur etwa 50 Pfennig kosten, also beträchtlich weniger als bei Fleisch. Das legt natürlich den Gedanken nahe, die 120 gr Eiweiß aus den 24 Pfund Kartoffeln chemisch zu gewinnen, oder wie der Irre sagte, aus Kartoffeln Fleisch zu machen. Und das nun, was bei dem Irren offener Wahnsinn schien, ist durch den bekannten Bonner Professor Dr. Finkler zur exakten Lösung gebracht worden. Eigentlich geht er noch darüber hinaus, indem er sein „Fleisch“ aus noch billigeren Rohstoffen herstellt. Zwar macht er noch nicht „aus Steinen Brot“, aber er gewinnt aus sonst wertlosen Pflanzen- und Tiersubstanzen das Eiweiß in verdaulicher und durchaus reiner Form und bietet in seinem „Tropon“ tatsächlich das lang-ersehnte billige Fleisch.

So garantiert er endlich auch den breiten Volkstreffen eine ausreichende Ernährung, die bislang in Wirklichkeit nicht möglich war, weil eben die Pflanzenpeisen zu wenig verdauliches Eiweiß enthalten und ausreichende Fleischportionen den Minderbemittelten zu teuer waren. Ein Pfund Tropon kostet zwar 2,70 Mark, hat aber eben so viel Ernährungswert wie 5 Pfund besten Rindfleisch oder 100 Eier. Es ist ein hartes Pulver, das absolut keinen Geschmack hat, bei jahrelanger Aufbewahrung nicht verdirbt und jeder Speise zugefügt werden kann. Wer $\frac{1}{10}$ Pfund, also 50 gr täglich seinen anderen Speisen: dem Gebäck, den Getränken, Suppen, Gemüsen u. s. w. beimischt, hat durch eine tägliche Mehrausgabe von 27 Pfennig einen vollständigen Ersatz für jede Fleischspeise.

Dementsprechend hat man nach der Bekanntgabe der Finklerschen Erfindung auf dem IX. Internationalen Kongress für Hygiene zu Madrid sofort in zahlreichen Kliniken und hervorragenden Heilanstalten genaue wissenschaftlich beobachtete Proben angestellt und ist zu den überraschendsten Erfolgen gekommen. Auch von dem schwächsten Magen wird Tropon genommen und verdaut. In kurzer Zeit werden Gewichtszunahmen festgestellt, die bislang nicht möglich waren, und — was für die Hausfrau vielleicht das Wichtigste ist — noch obendrein pro Kopf beträchtliche Ersparnisse erzielt. In allen Nachkreisen wird deshalb die Verwendung von Tropon in Krankenhäusern, Menagen, als sogenannte „eiserne Portion“ beim Militär, als Sportnahrung eifrig besprochen und empfohlen. Aber die eigentliche Aufgabe des Tropon liegt darin, daß es ein Nahrungsmittel für die breitesten Kreise wird. Seine leichte Zubereitung, indem es allen gewohnten Speisen beigemischt werden kann und also gar keine Aenderung der Lebensweise herbeiführt, seine vielfache Verwendung zu Tropon-Suppenmehl, Tropon-Chokolade und -Kaffee, Tropon-Kindernahrung, Tropon-Zwieback und -Biskuits, seine ungemein leichte Verdaulichkeit und sein geringer Preis machen es in Wahrheit nicht nur zum billigsten Fleisch, sondern zum wertvollsten Nahrungsmittel der Gegenwart überhaupt.





Oedipus oder das Rätsel des Lebens. Tragödie in fünf Akten von Gertrud Prellwitz. Freiburg. Friedrich Ernst Fehrfeld 1898.

Die alte Faustfrage, religiös empfunden und so gelöst. Das Problem:

„Die Starken stürzen, die Freudigen fallen,
Menschenglück ist der Weg zur Qual
Strebend zur Sonne, sinkend in Nacht, —
wozu ward der Mensch?“

Und die Lösung:

„Ich sehe das Licht! Was durch die Nacht geht, Freunde,
das dunkle Schicksal, das ist ja verhüllt der Gott des Lichts. — Durch Schuld und Schmerzen, es führt kein anderer
Weg hinan.“

König Laios von Theben, der Kadmossohn, dem alles gelang, hat das dunkle Rätsel heraufbeschworen in die zitternde Welt, als er frevelnd die Hand ausstreckte bis an die Grenze der Menschheit und sprach: „Vorwärts! Nun bleibt mir zu werden wie die Götter!“ und sich vermaß, die Nacht zu zwingen. Da hat er sich und sein Volk in die irrende Ode verbannt, aus der nur die Lösung des Rätsels befreit. Die Sphinx liegt vor seinen Thoren. Er sucht die Lösung vergebens.

Fern von der Heimat wächst Oedipus heran, die Sehnsucht der Kadmosstinder zum Lichte im Herzen:

„Und wie ich wuchs, das goldene Zäun, das moos um mich
her — geheimnisvoll wach es süße Melodien, und dann kam ein
Tag, da lernte ich's begreifen: Phoebus Apollo ist's, der Gott
des Lichts, — der spricht zu mir!“

In sein sonniges Leben tönt das Weinen der Welt nach dem Glück, tönt die Kunde von dem Unglück Thebens; und der Gott fordert von ihm die Lösung des Rätsels. „Wie die wehende Flamme vom Sturmwind getrieben“ folgt er willenlos dem Ruf. Der Weg geht durch Schuld. Er erschlägt Laios, der den wiedererkannten Sohn auf dem Weg zur Sphinx aufhält, und dann kann er das Rätsel lösen:

„Wehe, wehe das Rätsel vom Leben, es ist das Rätsel vom
Menschengeschick,
Seligem Lichte treibt freudige Flamme liebend der Hauch des
Hohen zu.

„Wehe, was lauscht sie den lodenden Liedern, wehe, die tönen
aus Tiefen der Nacht, —
Und sie sträubt sich dem heiligen Gotte, und verfällt in Fluch —
das Schicksal heißt Schuld!“

Aber der Weg, den er nun gehen muß, der Sühne und Entfagung, ist dem Licht- und liebeschneidenden Kadmosskinde zu schwer. Er widerstrebt dem inneren heiligen Zwange und wird seiner Mutter Gatte. Das ist sein Verbrechen. „Es giebt nur ein Verbrechen in der weiten Welt, das verbrach ich! — Den Gott, den ich liebte, den verfiel ich.“ Jetzt erst fühlt er die Nacht. Er ruft das Volk zum Gericht über den Mörder von König Laios, dabei

erfährt er, daß er den Vater erschlagen und die Mutter sich vermählte. Da blendet er sich — und als das Volk noch in dumpfem Bangen über der Kadmosstinder fluchvolles Los klagt, da richtet er sich als Sieger auf: „Thebaner, mein Volk, was klagt ihr der Nacht, ihr Blinden?! Lernt sehen, es leuchtet das Licht!“ Lichte Schleier fenten sich dann hernieder, umweben ihn, hüllen ihn ein. „Sinnelsglanz — Phoebus Apollo kommt er, den Liebling zu holen? — Ein Gott wird Oedipus, ein Gott! —

Zur Gottheit, zur Gottheit berufen das Kadmosgeschlecht!“

Oedipus ist eine Gedankendichtung — und deshalb kein Drama. Das alte Faustproblem, es ist aus der religiösen Spekulation nicht voll in das Licht lebendiger Wirklichkeit getreten. Es sind keine leibhaftigen Menschen, die wir sehen; über allen liegt diese mythisch-prophetische Stimmung, die allerdings mit künstlerischer Kraft zum Ausdruck gebracht ist, wie ein verhüllender Schleier. Sie reden und handeln und empfinden alle in ganz gleicher Weise unter dem Bann dieser Stimmung, kein scharf umrissener Charakter unter ihnen. Wir empfinden nichts für den Sonnensohn, wir erleben nur in seinem Schicksal allgemein Menschliches. Im übrigen zeigt die Dichtung die begabte Anfängerin: bühnentechnisch ausgezeichnet angelegte Szenen, wie die erste, auch die Sphinxscene, neben merkbaren Inkongruenzen im Aufbau; wenn zu der seltenen Kunst der Stimmungsmalerei, über die die Dichterin verfügt, sie die der Charakteristik erwürbe, würde sie Hervorragendes leisten. G. B.

„Vornehm“. Roman von E. Vely (Berlin, Rudolf Roffe). On revient toujours à ses premières amours — so giebt uns auch die Verfasserin, die im Hannover alten Regimes, im welfischen Hannover, sehr wohl zu Hause war, hier ein Bild aus der Zeit, wo die alten Überlieferungen mit den neuen Verhältnissen noch in lebhaftem Widerstreit lagen. Die alte Schlossdienerfamilie, in deren „guter Stube“ noch Ernst August und Friederike, Georg und Marie und endlich die Prinzen und Prinzesslein aus Gmunden hängen, in der auch die Töchter die Namen Friederike und Mary tragen und ihre Kleider mit Trauerbrotschen, auf denen Georg V. prangt, schließen, ist gar gut geschildert. In diese Familie, deren höchstes Gut strenge Ehrenhaftigkeit und bürgerliche Reputation ist, trägt die Tochter durch ihr Liebesverhältnis zu einem Offizier, dessen „Vornehmheit“ es ihr angethan hat, einen tiefen Zwiespalt hinein, der den eigentlichen Gegenstand der gewandt und anregend geschriebenen Erzählung bildet.

„Zur Frauenfrage“ von Eliza Jochenhauser. Zweite Folge. Berlin, Carl Lunder. (Preis 2 Mark.) Wie in der ersten Sammlung, so sind auch diesmal eine Reihe von Essays über die Frauenfrage aus der Feder der kundigen Verfasserin zusammengestellt und veröffentlicht worden. Wir heben daraus hervor: Das antagonistische Verhalten Deutschlands in der Frauenfrage; Halbheiten in der Ärzinnenfrage; Die Zunahme der Ehescheidungen und die Emanzipation der Frau; Die neue Frau der neuen Welt; Die englische Ehefrau vor dem Gesetz; Das Gemeinewahlrecht der Frau in den Vereinigten Staaten; Das Frauenstimmrecht in Amerika. Gerade auf dem Gebiet der Frauenbewegung in fremden Ländern, aus dem hier so mancherlei zur Veröffentlichung kommt, ist die Verfasserin vorzüglich orientiert. — Die erste Folge der Essays erschien inzwischen in zweiter Auflage.

Das illustrierte Konversationslexikon der Frau (Verlag Julius Beyer, Berlin) ist nunmehr bis zur 12. Lieferung erschienen. Als besonders gut möchten wir die bisher erschienenen juristischen Artikel hervorheben — bei dem Artikel Frauengefängnisse vermischen wir freilich ein Eingehen auf die Notwendigkeit weiblicher Gefängnisaufsicht und -Inspektion; ferner die Artikel „Erziehung“ und „Erzieherinnenberuf der Frau“, die neben ihrer sachlichen Bedeutung auch stilistisch als hervorragende Leistungen bezeichnet werden müssen, und „Frauenstudium“, „Frauenstimmrecht“, die vorzüglich über ihren Gegenstand orientieren. Dagegen enthält die 9. Lieferung einen Artikel über Frauenkongresse, der sowohl in Bezug auf die darin dokumentierte Sachkenntnis als auch in Disposition und Stil so tief unter dem Niveau dessen steht, was bis dahin über die verschiedenen Gebiete der Frauenfrage gebracht ist, daß man nicht begreift, wie bei der Menge kompetenter Mitarbeiter, die das Verzeichnis für dies Gebiet aufweist, eine derartige Behandlung eines so wichtigen Gegenstandes möglich ist. Die Angaben sind von Anfang an ganz kritiklos und ohne irgend einen erkennbaren leitenden Gedanken aus der Fülle des vorliegenden Materials herausgegriffen, dazu zum Teil ungenau, zum Teil geradezu unrichtig und vollständig ungeeignet, ein Bild von der Bedeutung der Frauenkongresse zu geben. Es ist sowohl im Interesse der Mitarbeiter als auch der Abonnenten zu beklagen, daß das Niveau des Werkes durch derartige Mißgriffe herabgedrückt wird.

Das gilt auch noch, wenn auch in ganz anderem Sinne, in Bezug auf die 10. Lieferung und den Artikel Frauenfrage, soweit er sich auf Deutschland, und zwar auf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte bezieht. Bis dahin gehört gerade dieser Artikel zu dem Allerbesten, was das Lexikon bietet. Er giebt eine ebenso feine und geistvolle, als objektive Darstellung und Würdigung der in der Frauenbewegung zum Ausdruck kommenden Ideen. Damit bricht er ganz plötzlich bei der modernen deutschen Frauenbewegung ab; und nun tritt eine den ursprünglichen Intentionen und der anfangs gut durchgeführten Anlage des Artikels vollkommen widersprechende Nivelierung der Persönlichkeiten und Richtungen ein, die keinem Leser ermöglicht, sich eine zutreffende Vorstellung, geschweige denn ein Urteil, über die

deutsche Frauenbewegung zu bilden. Es hat fast den Anschein, als ob äußere Gründe hier zu einer gewaltsamen Modifikation des Artikels geführt haben, die ihm gerade in diesem für uns wichtigsten Teil den Wert einer historischen Würdigung nach einem bestimmten, wissenschaftlich berechtigten Maßstab nimmt. Auf merkwürdige Mißgriffe und Ungenauigkeiten am Schluß des Litteraturnachweises wollen wir nicht eingehen.

Die Sache ist um so bedauerlicher, als für viele Kreise, die sich für das Werk interessierten, doch gerade die Behandlung der deutschen Frauenbewegung von entscheidendem Wert war. Hoffentlich bringen die folgenden Lieferungen nicht noch mehr so unliebsame Überraschungen. Das 12. Heft bringt wieder einen so tüchtigen, sachlich und klar gehaltenen Artikel über „Genossenschaften“, daß daneben Mißgriffe, wie die erwähnten, doppelt befehlen. A. R.

„Das Recht der Frau auf Arbeit,“ eine soziologische Betrachtung von Karl Günther, Rechtsanwalt und Notar bei dem königlichen Ausgericht in Rechem a. R. (Berlin und Leipzig, Georg Wattenbach.) Man weiß eigentlich nicht recht, was die kleine Schrift soll. Sie tritt mit einer starken Beschränkung für die Zulassung der Frauen zu allen Berufsarten ein, was nicht ganz neu sein dürfte und auf 10 Druckseiten natürlich auch nicht gründlich behandelt werden kann. Dabei macht der Verfasser halt und meint, einem weiteren Versuch des Eindringens der Frau in Staat und Kirche würde eine weise und starke Regierung die Antwort entgegenhalten: „In Staat und Kirche regiert der Mann.“ Das sind Ansichtssachen, und so zu denken, ist das gute Recht des Verfassers. Daß er aber behauptet, die berufenen Vertreterinnen der Frauenbewegung wollten auch garnicht dort eindringen, „wo nach deutschem Taftgefühl das Auftreten derselben verlegend erscheinen würde“, das ist ein starker, und für jemand, der auf dem Gebiet der Frauenbewegung soziologische Beobachtungen anstellt, unverzeihlicher Irrtum. Die deutsche Frauenbewegung zielt auf garnichts anderes ab, als der Frau die volle bürgerliche Gleichberechtigung zu erringen. Das ist schon unzählige Male ganz offen ausgesprochen worden, so z. B. noch auf der Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Stuttgart 1897; sie ist sich freilich bewußt, daß dies ihr Endziel nur in allmählichem Vordringen und Aufwärtssteigen zu erreichen sein wird.

„Die Kohlenbrenner.“ Erzählung von Zacharias Nielsen. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Pauline Kleiber. (Leipzig, Fr. Wihl. Grunow.) Es sind überaus stimmungsvolle Bilder, die uns Nielsen aus dem Leben der weltabgeschiedenen Kohlenbrenner Seelands vorführt. Kräftige Gestalten von individueller Prägung leben sich vor uns aus; in das Stilleben hinein greifen die großen Zeitereignisse, deren Gang wir von fern verfolgen. Die Herzenskämpfe und Verwickelungen zwischen dem Helben, Svend Børgesen, und Mine sind zu spannender Darstellung gebracht — kurz, das Buch gehört zu denen, die man gern liest und gern gelesen hat, weil es Spuren zurückläßt. — Die Ausstattung ist eine höchst geschmackvolle.

„Vademecum der weiblichen Gesundheitspflege“ von Sanitätsrat Dr. Livius Fürst (Würzburg, A. Stubers Verlag). Das kleine Büchlein bringt eine Anzahl von Einzelabhandlungen aus dem Gebiet des weiblichen Geschlechtslebens bezw. der speziellen weiblichen Gesundheitspflege, die vielen Frauen willkommen sein werden. Der Verfasser bezweckt, durch diese Aufsätze in durchaus decenter Form teils positive Winke und Ratsschläge zu geben, teils Mißgriffe zu verhüten. Als einen nicht geringen Vorteil dürfte sich auch der Umstand erweisen, daß die Frau auf Grund der Lektüre der kleinen Artikel weiß, wann sie sich unbedingt an den Arzt zu wenden hat, um eine dauernde Schädigung ihrer Gesundheit zu verhüten.

„Vom Egoismus der Geschlechter.“ In dem Dirschen Buch über den Egoismus ist der so bezeichnete Aufsatz von Fräulein Marie Mellien verfaßt worden. Sie weist darin in einer knappen, historischen Übersicht die Entstehung des Geschlechteregoismus nach. Die fließende und interessante Darstellung steht überall auf dem festen Boden einer tüchtigen Quellenkenntnis. Wir machen ausdrücklich auf den Aufsatz aufmerksam.

„Das Bürgerliche Gesetzbuch in vollständiger Bearbeitung.“ Von Richard Haenschke, Rechtsanwält beim königlichen Landgericht I. (Berlin SW., Alexandrinenstraße 27, Carl Ringer, Preis 50 Pf.) Bei der großen Bedeutung, die eine genaue Kenntnis des mit dem 1. Januar 1900 in Kraft tretenden Bürgerlichen Gesetzbuches für jedermann hat und der Schwierigkeit, sich solche Kenntnis aus dem bloßen Gesethestext zu verschaffen, wird die vorliegende vollständige Bearbeitung sehr willkommen sein. Sie will dem nicht juristisch

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“, Berlin S., Stallpfeiferstraße 84/85.

Eine Frage für die Köche.

Frägt man irgend eine geschickte Köchin, womit sie Suppen, Saucen zc. verbrüht, wird meist die Antwort: „Mit Brown & Polson's Mondamin“, da es hierfür das beste Mittel ist. Ferner frage man, ob sie auch schon die neuen Recepte für die warmen Mondamin-Gerichte versucht hat. Wenn nicht, kann man diese Recepte in einem Buche kostenlos und franco von Brown & Polson erhalten. Man braucht nur unter deutlicher Adressenangabe an Brown & Polson, Berlin C. 2, sofort zu schreiben. Geschickte Köche schätzen das Verdienst und die leichte wie schnelle Anwendung des Mondamin's bei warmen Speisen. In den kalten Wintertagen sind diese neuen Recepte der Familie sowohl wie der Köchin gern willkommen. Mondamin Brown & Polson ist überall in Packeten à 60, 30 u. 15 Pf. erhältlich.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksaßen versendet Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12]
Berlin W., Mauerstr. 85.

Vor kurzem erschien in vierter Auflage:

Herbert Spencer,

Die Erziehung

in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.

In deutscher Übersetzung herausgegeben von

Dr. Fritz Schultze,

ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagog. Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden
Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig.

Hermann Haacke.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frl. Adelman, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frl. Helena Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Malzertrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Einberung bei Heilzuständen der Atmung, Nerven, Muskeln zc. (z. B. 75 Pf. u. 1.50 M.).
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Malaria (Malaria) zc. verordnet werden. (z. B. 1 u. 2.)
Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. (z. B. 1.—)

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogeriehandlungen.

geschulten Leser bei der Beantwortung der am häufigsten wiederkehrenden Fragen auf rechtlichem Gebiet behilflich sein und scheint in der knappen, klaren Fassung wohl geeignet dazu.

Kleine Mitteilungen.

Für Frau Jeannette Schwenk wird im Monat Oktober zu Berlin eine Gedächtnisfeier abgehalten werden. Ort und Datum werden noch veröffentlicht.

Ein neuer Frauenklub wird am 1. November in Berlin W., Schellingstraße 5 eröffnet werden. Er soll vor allen Dingen einen Sammelplatz für die im Erwerbsleben stehenden Frauen bilden. Der Jahresbeitrag ist auf 6 Mark festgesetzt. Beitrittserklärungen sind an Frä. Rathenau, Wendlerstraße 25, und an Frä. Hildegard Lehnert, Steglitzerstraße 52, zu richten.

Frä. Anna Haberland wird in Berlin eine Klasse für Vortragskunst eröffnen. Das Nähere darüber wird noch bekannt gegeben werden. Dieser Entschluß wird bei der hervorragenden künstlerischen Bedeutung von Fräulein Haberland sicher von vielen freudig begrüßt werden.

Der zweite Jahrgang der kaufmännischen und gewerblichen Unterrichtskurse für Lehrerinnen an Fortbildungsschulen wird am 6. November in den Räumen der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin, Tempelhofer Ufer 2, eröffnet. Bei der steigenden Wichtigkeit, die das weibliche Fortbildungsschulwesen von Jahr zu Jahr gewinnt, wird auch die methodische und sachliche Ausbildung der weiblichen Lehrkräfte für dieses spezielle Arbeitsgebiet eine immer dringlichere Aufgabe. Diejenigen Lehrerinnen, denen die Fortbildung der weiblichen Jugend unseres Volkes am Herzen liegt, und die dieser Arbeit ihre Kraft widmen möchten, seien auf die „Lehrerinnen-Kurse der Victoria-Fortbildungsschule“ aufmerksam gemacht.



Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.
40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Mk.
(Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.)

für
Frauenvereins-Mitglieder

beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum

Vorzugspreis

von 40 Pf. = 24 Mk. pro Lieferung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 III
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere
Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

In der „**Kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsanstalt für die weibliche Jugend**“ (Direktor Hellermann) Berlin, Alte Jakobstraße 127 wird mit dem Beginn des neuen Schuljahres Anfang Oktober zum ersten Mal: ein Kursus in der **Stenographie** (Stolzesches System) eröffnet werden. Der Unterricht findet zweimal wöchentlich, am Dienstag und Freitag von 6—7 Uhr statt, unter Leitung des Landtagsstenographen Herrn L. Goepel. Vorbedingung für die Aufnahme von Schülerinnen ist das Entlassungszeugnis der I. Klasse einer höheren Mädchenschule. Aufgenommen werden nicht mehr als zwanzig Teilnehmerinnen. — Die Aneignung der Systemregeln erfolgt in ca. 30 Lehrstunden, also während des Wintersemesters; daran schließt sich dann ein Fortbildungskursus. Das Honorar beträgt monatlich 2 M. Bei der mit jedem Jahre sich steigenden Nachfrage nach tüchtigen Berufsstenographen, die imstande sind, Vorträge und Diskussionen bei Versammlungen, Congressen u. s. w. aufzunehmen, machen wir ganz besonders auf diese Kurse aufmerksam.

Die **Kunstwebeschule des Lette-Vereins** beginnt Anfang Oktober ihren zweiten Kursus. Auf vielfach ausgesprochene Wünsche hin und infolge der bereits gemachten praktischen Erfahrungen wird Gelegenheit geboten werden den Lehrkursus durch Vermehrung der Arbeitsstunden auch in vier Monaten zu absolvieren. Für Beschäftigung im Accord innerhalb eines Jahres ist den Schülerinnen bekanntlich durch Kontrakt mit der Nordischen Kunstweberei G. m. b. H. garantiert. Durch einen Freund der neuen Technik ist der Lette-Verein in die Lage gesetzt, Unbemittelten für den nächsten Lehrkursus Erleichterungen zu gewähren. Hierauf bezügliche Gesuche sind unter Einreichung von Zeugnissen oder Attesten möglichst bald in der Registratur des Lette-Vereins, S. W. Königgräberstraße 90 einzureichen.

Bei **Magenleiden** wird häufig eine Diätkost verordnet, deren man leider allzubaub überbrüssig wird, da die meisten diätetischen Speisen wenig anregend sind. Nervöse Verstimmung und langsamer Rückgang der Kräfte ist

Was giebt es Herrlicheres

als eine Tasse

Hausen's Kasseler Hafer-Kakao

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarme, Magen- und Darmleidende.

Nur echt in blauen Cartons von 27 Würfeln = 40—50 Tassen zu Mk. 1.—

Gesang-Unterricht

Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor
ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122 c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

darum unausbleiblich. Eine große Zahl hervorragender Ärzte empfehlen daher Hausen's Kaffeler Kaffee-Kakao (nur echt in blauen Kartons von 27 Würfel = 40—50 Tassen für M. 1.—), der äußerst appetitanregend, delikat schmeckend und so leicht verdaulich ist, daß ihn jeder Kranke vertragen kann.

Dieser Nummer liegen Prospekt der Verlagshandlungen
C. Pierson in Dresden,
Georg P. W. Callwey in München

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Das Placierungsbureau
 von Frau Joh. Simmel,
 geprüfte Lehrerin,
 Berlin W., Stauffstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellenjuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Balancen werden so viel wie möglich Erfindungen eingezogen.
 Honorar 2 1/2% des ersten Jahresgehalts.
 Keine Einschreibgebühr. [9]

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
 Zentralleitung: Leipzig, Hofstraße 35.
 Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Gübner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2—1/4. [8]

Unterricht in der * * *

* Handschriftendekung!

10 Unterrichtsbriefe. Beste Empfehlung. Prosp. grat. u. fr. durch die Graphologische Austauschstelle (best. seit 1892) von Frl. S. B. Wieland, Tübingen, Hölderlinstr. 4.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunstnäherie und industriell Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdanken ihren Ruf der musterghftigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle besten Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciel zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstnäherie.

Singer Co. Nähmaschinen Akt. Ges. Hamburg.

frühere Firma: G. Heidinger.

Lehrerinnen-Kurse der Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

Unter dem Protektorat J. M. der Kaiserin u. Königin Friedrich.
 S.W. Tempelhofser Aker 2.

II. Jahrgang.

1. Vortragskurse: Pädagogik, Nationalökonomie.
 2. Kaufm. Kursus: Buchführung, Km. Rechnen, Km. Schreiben, Maschinenschreiben, Stenographie.
 3. Gewerbl. Kursus: Schneidern, Putzmachen, Maschinennähen, Nähzeugschneiden.
- Beginn: 8. November.
 Sprechst. Mittwoch u. Freitag 5—6, im Amtszimmer, Vorderhaus III. Ausführl. Prospekt daselbst.
 Der Vorstand.

Handelsinstitut für Damen

von Frau Elise Brewig, [1]
 gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
 Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
 Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.
 Kleine Klassen. Tüchtige Lehrtr. Näh. Höh. Stellenvermittlung. Pensionsnachweis.

M. le Professeur de la Peine et Madame informent leurs amis et connaissances d'Allemagne que leur pension est transférée à Paris 12 — Villa du Bel-Air — Jardin.

Prix: 175 francs. avec leçons — 150 francs. sans leçons.

Damen-Loden,

Cover-Coat, Tucho, Cheviot etc. etc., ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt u. nadelfertig. f. Reiss, Sport u. Fahrrad geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16,50 M. Costümé 18,00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
 Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Internationales Heim,

Berlin SW., Galeschestraße 17, I. blickt am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionpreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung des Zimmers pro Tag. [6]

Mrs. Selma Spranger
 Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges

von
 Elisabeth Joachimsthal [21]
 BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts
 Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solle Preise. Beste Referenzen.

Das photographische Atelier

von
 Frau Gertrud Bierack,
 Neue Friedrichstr. 70,
 empfiehlt sich zur Anfertigung aller modernen Photographien zu billigen Preisen. Gruppenaufnahmen auch außer dem Hause.

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Postbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Auslande 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Postbuchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Postbuchdruckerei, Berlin S.



Das sechste Gebot und die Volksschule.

Von

Anna Ernst.

Nachdruck verboten.

Man nimmt es ernst mit dem sechsten Gebot in der Volksschule. Da steht es schwarz auf weiß als erstes Gebot aus der Reihe jener zehn „Du sollst“ für die jungen, oft noch nicht sechsjährigen Anfänger, als Mene Tekel neben der biblischen Geschichte vom Paradiese. Die andern neun Gebote folgen ihm in ihrer alten Ordnung, gewissermaßen ununterstrichen. Und dieselbe hervorragende Stelle wie in der sechsten nimmt es in der fünften Klasse ein, wieder eine Überschrift, die das Ganze überschattet. Dann rückt es ein in Reih und Glied, immer noch eine volle Zahl in Klasse vier und drei; in Klasse zwei und eins tritt es nebst all seinen Schwestergeboten an Selbständigkeit zurück hinter dem dritten Artikel, dem dritten, vierten und fünften Hauptstück.

Daß das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen“ den Jüngsten zuerst geboten wird, daß es seine eigentliche volle Ausschöpfung überhaupt auf einer Unterstufe erfährt, daß es zweimal wie der ethische Grundgedanke neben der Geschichte vom Paradiese mit seinem einzigen Menschenpaare steht, daß es nach den oberen Klassen zu, wo die Kinder Wissende und Halbwissende, Versuchte und Versuchende geworden sind, in den Hintergrund tritt, mag gerechte Bedenken erregen; eins wenigstens beweist der eine hier angezogene Lehrplan einer sechsstufigen Volksschule: das sechste Gebot, das Gebot des Lebens, des kommenden Lebens, ist in seiner elementaren Bedeutung erkannt und gewürdigt worden. Es steht als Schlüssel vor all den Beziehungen zwischen Mensch und Mensch, zwischen Mensch und Gott, mit ihm steht und fällt die Göttlichkeit der gewaltigen Symphonie des Lebens. Die Volksschule darf und soll es hineinragen in jeden Lehrgegenstand, an dem seine wirkende Kraft in irgend einer Form offenbar wird, der Beweise bietet

von der erhaltenden Macht sittlicher Reinheit und der vernichtenden Macht ungezügelt sich durchsetzender Triebe.

Nehmen wir an, daß die Volksschule es thut, überall zu rechter Zeit und überall in rechter Art, ein milder Richter, ein berebter Warner, der Gesetze sprechen läßt, die ewig an der Arbeit sind, sich selbst zu verwirklichen und in allen Lebensformen Gestalt zu gewinnen: welche Aussicht hat sie auf Erfolg?

Die Schule hat eine Gegenschule und der Lehrer einen Gegenlehrer, der malt mächtiger als Worte. Er setzt sich nicht ans Steuer, wenn das Schiff im Hafen liegt, und übt nicht die Kommandorufe in träger Ruhezeit, er bläst in die vollen Segel und begleitet es auf voller Fahrt; das ist das Leben, wie es sich dem Kinde zeigt in seiner Umwelt: im eigenen Hause, auf der Straße, im Tagesverkehr mit seinesgleichen, auf Volksfesten und Abendvergnügungen, wo es die Erwachsenen als eine Masse vor sich sieht, deren Thun und Treiben, deren Beifall, Billigung, Bewunderung, Geltenlassen zum Maße wird, an dem es selber Erlaubtes und Unerlaubtes zu messen sich gewöhnt.

Da sitzen unter den kleinsten Schülern schon solche mit bleichen Wangen, müden Augen; sie haben einen leeren Blick und gleichen Nachtwandlern in ihrer völligen Unempfindlichkeit für alles, was nicht unmittelbar als erweckender Reiz auf die Sinne wirkt. Das sind die Opfer ihrer Schlafstätten. In schlechter, schnell verbrauchter Luft teilen sie nicht nur das Zimmer mit verschiedenaltigen und andersgeschlechtigen Personen, sondern auch das Lager, das enge, kleine, schmale Bett, dessen Rissen, Decken, Federtwiste u. s. w. kaum je frische Luft auffaugen, von dem Ungewaschenbleiben etwaiger Bezüge durch Monatsreihen ganz zu geschweigen. Es ist erbarmungswürdig, wie die Mehrzahl unserer Volksschulkinder schläft.

Einundzwanzig Familien aus einem großen, statistischen Material herausgegriffen, mögen diese Verhältnisse beleuchten. Dieselben Bilder mit geringen Abwechslungen wiederholen sich überall.

1. Familie S. 7 Personen schlafen in einem Zimmer auf 4 nächtlichen Lagerstätten, von denen die eine den Eltern zukommt; und zwar: ein 5jähr. Mädchen in einem Bette, ein Zwillingspaar, 1½ J., in einem Bette, und zwei Mädchen, 14- und 12jähr., auf gemeinsamem Strohsack.

2. Familie Sch. In der Küche nächtigen in einem aufgestellten „Nähm“, wie die Leute sagen, Großmutter, Mutter und Enkel, letzterer 11 J. alt, es sind Schlafgänger der Familie; in dem einzigen Wohnzimmer schlafen 8 Personen in 4 Betten. Eins dieser Betten gehört ungeteilt dem vierten Schlafgänger der Familie, einem jungen Manne von 24 J.; das zweite Bett gehört den Eltern, in dem dritten, „Ausziehbett“, schlafen ein Knabe von 14 J., ein Knabe von 11 J. und 2 Mädchen von 9 und 6 J. Das vierte Lager, eine „Schlafbank“, teilen zwei Mädchen von 13 und 10 J., die bis vor kurzem auch noch ihre 15jähr. Schwester neben sich hatten, so daß 9 Personen auf das winzige Zimmer kamen.

3. Familie T. 7 Personen kommen auf ein Zimmer. Die 5 Kinder haben 2 Betten, in dem ersten schläft der älteste Knabe, schon Laufburche, und das älteste Mädchen, 12 J. alt; das zweite Bett teilen 2 Mädchen von 11 und 5 J. und ein Knabe von 7 Jahren.

4. Familie W. 6 Personen und ein Schlafraum. Der Vater hat sein eigenes Bett, die Mutter und die 13jähr. Tochter schlafen zusammen, 3 Knaben, 11-, 9-, 7jähr., schlafen in 3 Betten.

5. Familie J. 6 Personen teilen das Zimmer. Es schlafen in einem Bett: der Vater mit einem 8- bis 9jähr. Knaben, die Mutter mit einem 4jähr. Töchterchen, 2 Schwestern, 12- und 7jährig.

6. Familie B. 9 Personen schlafen in einem Zimmer. Eine alte Frau, die sich der Familie nützlich macht, hat ihr „aufgestelltes“ Bett für sich. Die 6 Kinder schlafen folgendermaßen: 4 Schwestern, die älteste 13jähr., die jüngste 4jähr., teilen 1 großes „Ausziehbett“, 2 Knaben, 14jähr. und etwa 6jähr. liegen auf der Erde auf gemeinsamem Laubsack.

7. Familie F. Die 5 Glieder dieser Familie verteilen sich auf 2 Betten, und zwar schlafen 2 Schwestern, 13- und 11jähr., in dem ersten, Vater, Mutter und ein 8jähr. Knabe in dem zweiten Bett.

8. Familie Fr. Von den 4 Kindern dieser Familie schläft das jüngste, 2jähr., bei den Eltern, ein 15jähr. Mädchen und 2 Knaben von 10 und 8 J. schlafen auf gemeinsamem Laubsack.

9. Familie G. Die Eltern, die im Zimmer schlafen, stellen für die Kinder Betten in der Küche auf. Hier teilen das Lager erstens 2 Knaben von 12 und 10 J., zweitens 1 Mädchen von 13 J. und 1 Knabe von 9 J.

10. Familie Sch. 10 bis 11 Personen schlafen in einem Zimmer, auf 3 Betten verteilt. Der Vater und sein 18jähr. Sohn schlafen zusammen, Mutter, Großmutter, ein 13jähr. und ein 2jähr. Mädchen entfallen auf das zweite Bett; wiederum 4 Personen, 2 Knaben und 2 Mädchen von 12 bis herunter zu 4 Jahren, kommen auf das dritte Bett. Die älteste Tochter hat vorübergehend eine Stellung als Vertreterin einer erkrankten Hausfrau; ist sie daheim, so findet eine Verschiebung statt, und einer der Knaben von Bett Nr. 2 kommt als dritter in Bett Nr. 1.

11. Familie G. 7 Personen schlafen in einem Zimmer. Das kleinste Kind hat eine Wiege. Die 4 andern Kinder schlafen zusammen in 1 Bett; es sind 3 Knaben von 17, 13, 7 J. und 1 Mädchen von 11 J.

12. Familie G. Im Zimmer schlafen außer den Eltern 2 Knaben von 8 und 3 J. und ein 2jähr. Knabe, der das Sofa für sich hat. 4 Mädchen, das älteste 12 J., das jüngste 5 J. alt, schlafen in der Küche in 2 Betten.

13. Familie D. Die Mutter und die 13jähr. Tochter schlafen in der Küche in 1 Bett; das Zimmer ist an „Herren“ vermietet.

14. Familie H. 2 Mädchen, 11- und 9jähr., schlafen in 1 Bett und teilen das Zimmer mit den Eltern.

15. Familie K. 8 Personen schlafen in einem Zimmer. Der Vater und ein 16jähr. Sohn schlafen im ersten Bett, die Mutter schläft mit der 14jähr. Tochter zusammen; eine 29jähr. Näherin, die seit 10 Jahren in der Familie wohnt, hat 1 Bett für sich, ebenso ein 6jähr. Mädchen. Das 5. Bett teilen ein 23jähr. und ein 11jähr. Mädchen.

16. Familie K. Die Mutter und die 14jähr. Tochter schlafen in 1 Bett, der Vater teilt mit ihnen das kleine Kabinett; im Wohnzimmer schlafen 2 „Herren“.

17. Familie J. Die Eltern und die Großmutter schlafen in der Ladenstube, in der Küche schlafen 4 Kinder: 3 Mädchen von 12, 10, 5 J. und 1 Knabe von 9 J. in 1 Bett, neben ihnen in der Wiege liegt der 9 Monate alte Walter. Die 2 Wohnzimmer sind vermietet, das eine an 4 „Einlogierer“, das 2. an eine Familie von 4 Personen. Die eine Wohnung beherbergt also 16 Personen — das Haus enthält 32 Wohnungen.

18. Familie H. Die Mutter schläft mit einem 9jähr., die Tante mit einem 11jähr. Mädchen in einem Bett. Das jüngste Mädchen schläft allein.

19. Familie G. 9 Personen schlafen in einem Zimmer. Die an einem bösen Fußleiden kranke Großmutter und 1 Mädchen von 5 J. schlafen zusammen; die Eltern und das jüngste Kind (ein Baby) teilen das zweite Bett, in dem dritten Bett schlafen 1 Knabe von 9 J. und 2 jüngere Mädchen; ein kleiner Krüppel, noch nicht 2jähr., dessen Lebenslicht seit vielen Monaten im Erlöschen scheint, hat ein Bettchen für sich.

20. Familie L. Die Eltern und ein 3jähr. Knabe, der sein Bett für sich hat, schlafen im Zimmer; im Kabinett schläft ein 24jähr. Gehilfe des Vaters (Schneider), ein 11jähr. Mädchen, das mit der 9jähr. Schwester und einem jüngeren Bruder das Bett teilt.

21. Familie B. 7 Personen schlafen in einem Zimmer. Die Kinder sind folgendermaßen verteilt: 2 Knaben, 13-, 12- oder 11jähr., und 1 Mädchen von 6 J. in 1 Bett und ein 4jähr. Kind teilt mit einem 3jähr. das Sofa.

Es sind nicht weniger als 93 Kinder in diesen 21 Familien. Von diesen schlafen nur 11 (11,8 %) in einem besondern Bett, und zwar zur Hälfte die jüngsten, höchstens bis zu 3 Jahren gerechnet, für die Wiege, Wagen oder Kiste ausreicht. Die Höchstzahl für ein Kinderbett ist 4, sie tritt 6 Mal auf (28,57 % der Familien). Schon einmal wäre zu viel bei der Ungeheuerlichkeit der Zusammenstellung, die an schädlichem Einfluß wächst durch die Personenüberfülle oder die Kleinheit der Schlafräume.

Dieses Zusammenschlafen erzeugt ein körperliches und sittliches Elend, das sich der Bepreßung entzieht. In allerzartester Jugend sind solche Kinder meist unschuldig

Schuldige. Sie wissen nicht, was sie thun. Aber danach fragt die Natur nicht, diese sichere Zählerin, sie ist unerbittlich, sie thut nie einen Schritt vom Wege. Die Wirkungen werden zu Ursachen, das kleinste Glied bedeutet eine Kette. Diese Kinder bedroht ein unsäglich trauriger Doppelverfall.

* * *

Die „Soziale Praxis“ vom 20. September 1898 berichtet: „Ein großer Fabrikant von Armentières hat in seiner Fabrik eine besondere *casse des logers* gegründet, die den Zweck hat, den kinderreichen Arbeiterfamilien Wohnungen zu sichern, in welchen den Kindern verschiedenen Geschlechts getrennte Schlafräume angewiesen werden können. Die Organisation dieser Kasse ist die folgende: Völlig vom Unternehmer finanziert, steht sie unter Verwaltung einer aus drei Arbeitern und dem Unternehmer selbst gebildeten Kommission. Jeder Arbeiter, der seit fünf Jahren im Betriebe beschäftigt ist und mehr als drei Personen, seien es bejahrte Eltern oder Kinder, zu unterhalten hat, erhält einen monatlichen Zuschuß von 75 Cent. pro Person. Dieser Zuschuß wird jedoch nur gewährt, wenn die Verwaltungskommission sich durch Augenschein überzeugt hat, daß der betreffende Arbeiter eine Wohnung von mindestens drei getrennten Räumen besitzt. Ein Arbeiter, der eine ungenügende Wohnung sofort verlassen will, kann bei der Kasse die Mittel zur Lösung des Mietvertrags unentgeltlich entlehnen.“

Hier versucht ein einsichtiger Mann bis zu den Wurzeln vorzudringen, um das Kranke zu entfernen, das die Säfte an ihrer Quelle zersetzt. Er will die Glieder einer Familie von einander sondern, sobald bei den jungen Menschenkindern zur Neugierde das Unterscheidungsvermögen sich gesellt, und das Angesehene und Gehörte Gedanken und Sinne zu beeinflussen beginnt.

Ach, wären wir bei uns so weit, dieses Bestreben als das notwendigste anerkennen zu können, eine brennende Frage aus der Trennung der Schlafräume heranwachsender Brüder und Schwestern zu machen!

Vorläufig türmen sich vor dieses Ziel Berge von Schmutz. Not und Verzweiflung haben sie zusammengetragen, jetzt umhüllen Stumpfsinn und Gewohnheit sie mit einem Anstandsmantel. Es gilt als ehrlicher Broterwerb, so viel Schlafgänger wie möglich in das einzige Familienzimmer aufzunehmen, und ohne Bedenken läßt man die frühreifen, altklugen Kinder mit fremden Erwachsenen beiderlei Geschlechts in einem Raum nächtigen. Man tröstet sich, wenn man bei dem Selbstverständlichen überhaupt noch des Trostes bedarf, mit dem Bewußtsein: Ich stehle ja nicht — wir stehlen ja nicht. Und mit der Frage: Sollen wir denn stehlen? entwaftet man jeden Vorwurf, begegnet man jeder Bitte um Abstellung.

Hier wird ein Raub begangen, für den es keine Sühne, kein Wiedergutmachen giebt; das Schamgefühl der Kinder wird vernichtet, und etwas Positives tritt an seine Stelle, eine sprechende, thätige, handelnde Schamlosigkeit, die dem Anstand und der guten Sitte den Krieg erklärt und sich zu tierischer Roheit auswächst. Sie ist oft schon Erbe und bedürfte des Wachstums nicht, um zum Verderber zu werden. Schamlose Eltern kennen keine Ehrfurcht vor der Unberührtheit des Kindes, sie bergen nichts in verhüllendem Schleier und lassen die Unfertigen Wirklichkeiten sehen, denen sie unterliegen.

Unter den vorgeführten Familien befinden sich hauptsächlich solche, die keine Schlafgänger aufzuweisen hatten. Im allgemeinen aber ist der Prozentsatz der Kinder,

die mit Fremden in einem Zimmer schlafen, kein kleiner. Wieviele solcher Armen müssen die Verführung einer älteren Schwester oder junger Schlafmädchen in allen Einzelheiten miterleben!

Es ist nichts Seltenes, daß Eltern ihre Söhne und Töchter aus Rücksicht auf sich selber mit Gefellen, Gehilfen u. s. w. zur Nacht in einem Nebenraume unterbringen. „Dem Reinen ist alles rein,“ lautet ihr Wahrspruch. Zwar stellt sich ihm in ihren Kreisen eine Welt von Erfahrungen entgegen, doch Bequemlichkeit, Heuchelei, die Scheu vor nüchternem Insaugefassen finden an ihm immer einen willkommenen Verteidiger. Er muß selbst da herhalten, wo Vater oder Mutter für sich selbst „unreine“ Verhältnisse geschaffen haben und sie, als ihr gutes Recht, dem Wissen der Kinder nicht vorenthalten. Hier zerfällt das kühn citierte Wort: „Dem Reinen ist alles rein“ in sich selber. Das Unreine kann niemand rein erscheinen, und gar bald wandelt sich das mißbrauchte Wort in die trostlose Wahrheit: „Dem Unreinen ist alles unrein.“

Aus diesen Verhältnissen kann sich in der Volksschule leicht ein Verzagen und ein Stel ergeben. Dieselben Augen, die eben noch kindlich erwartungsvoll blickten, derselbe Mund, der eben noch Kunde gegeben von gesundem und gutem Erfassen, wird plötzlich entstellt durch ein unkindliches, cynisches Lachen, ein Lachen hinter der Thür; das will sich verstecken und kann's nicht, denn es steigt aus der Tiefe auf. Augen begegnen sich, die Augen Wissender, Besserwissender, die sich schnell verständigen. Der Komparativ des Besserwissens ergiebt sich aus dem Vergleich mit dem thörichten Lehrer. Er erwähnte eben harmlos, was nicht harmlos zu nehmen ist; er berührte eben voll Ernst, was in die Welt der Zote gehört; er vermaß sich zu adeln, was diesen Besserwissenden als ein Gebräu von Genuß und Schmutz erscheint, Verhöhtes und Begehrtes, das allem Denken die Richtschnur giebt, das sich in alle Beziehungen drängt, sie zer Sprengt, zerstört, zertrümmert und auf eine Einheit, eine Einzigkeit reduziert.

Diese Opfer ihrer Schlafstätten werden, wenn Dumpsheit und Schlassheit sie nicht völlig benimmt, in der Schule zu schlimmen Versuchern. Sie üben durch ihr Gebaren eine auflösende Kritik am Unterricht, der wie überflüssig und unwahr erscheint, diesem einen Herrschenden gegenüber. Aber sie gehen auch selbst einweihend und verführend vor. Selbst der größten Aufmerksamkeit des Lehrers und ewig neuer Ablenkung und Inanspruchnahme der Kinder gelingt es nicht ganz, ihrem verderblichen Einfluß die Spitze zu bieten. Sie selber beharren in ihrem Dunstkreis, und nur die Begabtesten, die hervorragend Elastischen vermögen sich darüber hinaus zu schwingen. Freilich fallen sie immer wieder zurück; es ist etwas im Kern ihres Seins unterbunden.

* * *

Nun giebt es im Schulleben, im Klassenleben, unabhängig davon plötzliche Wellen von Unlauterkeit, die ganze, sonst freie Kinderscharen gleichsam überfluten. Es sind unsichtbare Wogen, die nur durch ihre Wirkungen zu Tage treten. Etwas Boreingenommenes, wie Abwesendes, bemächtigt sich der betreffenden Kinder; sie sind zerstreut, minder empfänglich, es ist, als atmeten sie eine schwerere Luft, die die Brust bedrückt. Zugleich ist es wie eine geheime Verbrüderung: eine gemeinsame Last und eine gemeinsame Lust äußert sich in ähnlichen Symptomen und umschlingt sie mit einem Bande.

Oft ist's recht schwer, oft verhältnismäßig leicht, diesem Krankheitserreger auf die Spur zu kommen. Schwer ist's, wenn bei allen Beteiligten das Lustgefühl überwiegt, unerwartet leicht, wenn bei einigen die Last allgemach alle Lust unterdrückt

oder niemals aufkommen ließ. Dann stärkt die Sehnsucht nach Befreiung, nach dem früheren Zustande ungetrübten Gleichgewichts das Vertrauen zum Lehrer, und die Ursache jenes plötzlichen Verschlungenseins Vern- und Spielfroher und Harmloser zeigt sich dem Tastenden als etwas Konkretes. Oft greift außerhalb der Schule Liegendes aufklärend hinein und erhellt das Dunkel wie ein Blitz.

Doch diese Helle macht oft noch ratloser als das Dunkel, und wo man Rat wüßte, scheitert alles Bemühen an jener weiteren Umwelt, den Gesetzen und Einrichtungen des Staats und der Kommune. Sie erweisen sich als schlimmste Gegner dessen, was die Schule lehren soll, ja stempeln sie zum Lügner.

Hier ein Beispiel. Unter den Neuversetzten einer Oberklasse war eine Schar, die sich durch nichts fesseln ließ. Müde, zerstreut, mit ewig wandernden Gedanken vermochte sie dem Unterricht nicht zu folgen. Die Zahl ward größer, zugleich aber andersartig. Ein Interesse, ein greifbares Etwas trat hervor, jenes jähe Aufzuden und Lebendigwerden, sobald ein Ausdruck, das Erwähnen einer Thatsache, eine Bibelstelle an die Zusammengehörigkeit der Geschlechter, an ihr Verhältnis zu einander gemahnte. Es waren auch Kinder da, die sich augenscheinlich dem dumpfen Damm zu entziehen suchten, allein die Kraft dazu nicht fanden. Da machte die Klassenlehrerin eines Tages ihre Armenbesuche. Eine neue Arme, eine alte Frau, befand sich auf ihrer Liste. Die Vierundsiebzigjährige war ausgegangen, als sie bei ihr vorsprechen wollte, zu ihrem Sohne. Er hatte in dem nämlichen Hause, in dessen hinterem, nur vom Hofe aus zugänglichem Seitenflügel mit seinen unzähligen Wohnungen die Alte Einmieterin war, eine auf die Straße führende Kellerwohnung inne. Der Sohn war Arbeiter auf der kaiserlichen Werft, wie die Hausgenossen berichteten. Arbeiter auf der kaiserlichen Werft, das klang so ehrbar! Aber die Kellerwohnung und ihre In-fassen räumten mit all den Gedankenverbindungen, die schon das Wort „kaiserlich“ erweckt hatte, gründlich auf. Auf der Treppe, die hinunterführte, spielte der etwa elf-jährige, einzige Sohn des kaiserlichen Werftarbeiters mit einer Anzahl ziemlich gleichaltriger Duben Karten. Ihre Blicke waren frech, sie machten dem unbekanntem Eindringling nur auf Befehl Platz, nicht ohne Zotenreiherei. Unten hockte die Alte strickend vor zurückgeschlagenen Portieren. Mit einem Blick konnte man etliche zusammenhängende Räume überfliegen. Überall Portieren, das letzte erschaubare Gemach schloß mit niedergelassenen Vorhängen ab.

O über diese Kellerwohnung mit all ihren ekelhaften Einzelheiten! Ein paar junge Mädchen stürzten hervor. Die großen, goldenen Ringe in den Ohren, das stark gebauschte Haar erdrückten fast die angemalten, seelenlosen Gesichter. Durch sie genoß der kaiserliche Werftarbeiter sein Leben, durch sie konnte er ein Kapital für die Zukunft sammeln, derselbe, der seine Mutter von der Stadt unterstützen lassen wollte.

Als die Untersuchende aus dem Keller wieder auf die Straße gelangte, standen dort zwei ihrer Schülerinnen. Sie warteten, sie beobachteten. Es lag ein festes Forschen und Fragen in ihrem Blick, ein rechthaberisches: Was sagst du nun? Das Besserwissen feierte einen Triumph, nicht ohne Schadenfreude.

Eine Untersuchung ergab, daß einige dreißig Mädchen der betreffenden Schule, aus dem schlimmen Hause allein etwa zehn, scharfe, eifrige Beobachterinnen all der Vorgänge waren, die sich in diesem Keller abspielten, der Knaben gar nicht zu gedenken. Einige wenige dieser Mädchen atmeten erleichtert auf, ja sie weinten, als sie sprechen durften und konnten. Sie litten und kämpften. Der krasse Widerstreit zwischen dem

Sollen, daß die Schule sie lehrte als ein Gottesgebot, und dem Bestehenden, daß die reifen, fertigen Menschen duldeten, schufen, liebten, erweckte schmerzende Zweifel. Sie schwankten. Das Häßliche, Verpönte zeigte sich oft so schön; es zog an, es stieß ab; darum eben reizte es; es ließ nicht los.

Anderere waren mit sich völlig im reinen, altkluge kleine Erwachsene, nüchterne, nackte Seelen, bei denen man weder auf Verlorengehen, noch auf Stehenbleiben schließen kann. Sie werden immer mit den Thatsachen und der Notwendigkeit rechnen. Ihre Notwendigkeit heißt: „Ich lebe, darum muß ich auch genug zu essen haben und etwas, womit ich mich kleide. Irgendwie muß es mir werden, so oder so.“

Noch andere aber lebten, webten, arbeiteten mit allen Fasern ihres Verstandes, mit aller Bildnerkraft ihrer Phantasie nur in dem, was ihre weit geöffneten Sinne ihnen täglich zuführten. Das war ihnen nicht genug. Sie gingen dahin, wie in einem Kaufsch oder in den Folgen eines Kaufsches.

Natürlich tauschten all diese Kategorien ihre Erfahrungen untereinander aus und zogen andere in ihren Kreis. Es war eine schwere, weite Verseuchung.

Die Eltern, die in dem Hause selber wohnten, zu einem Wohnungswechsel zu bewegen, wäre ein vergeblicher Versuch gewesen bei der zu geringen Anzahl kleiner und kleinster Wohnungen, den hohen Mietspreisen und den sonstigen, vielfach unbilligen Ansprüchen der Vermieter. Ein Armenpfleger, der Prediger der freireligiösen Gemeinde, versprach, sich um Abhilfe zu bemühen. Er versprach es zaghaft, an dem Erfolge zweifelnd, fast furchtsam, und was er that, blieb fruchtlos.

Run fiel dem Hauptlehrer der infizierten Schule — die Verseuchung beschränkte sich nicht auf eine Klasse — die Aufgabe zu, hier vorstellig zu werden. Es geschah, auch zaghaft und ohne Glauben an einen Sieg. Doch da kam eines Tages die frohe Nachricht, es solle dem Treiben ein Ende gemacht und das Haus gesäubert werden.

Zur Ehre der Kinder sei es gesagt, die Mehrzahl freute sich, als sie es erfuhr, und alle erfuhren es aufs schnellste, die einen aus dem Munde ihrer Eltern — in dem übervollen Hause konnte es keine Geheimnisse geben, und was die Eltern wissen, pflegen sie in diesen Kreisen den Kindern nicht vorzuenthalten — die andern durch ihre Kameraden.

Wenige Wochen darauf, am Freitag vor dem Beginn der Weihnachtsferien, wurde in der zweiten Klasse das Festevangelium gelesen. Das Wort „Weihnachten“ wirkte auf eins der Mädchen wie ein elektrischer Schlag. Es sprang auf, und Stunde und Ort völlig vergessend, rief es aus: „Sie ziehen doch nicht aus, die Mädchen! Die Frau hat es meiner Mutter erzählt. Sie dürfen wohnen bleiben, die Polizei hat es erlaubt. Die Frau sagt, sie hat sich sehr gefreut, es ist ihr allerschönstes Weihnachtsgeschenk.“

Das allerschönste Weihnachtsgeschenk! O Heiland der Welt! Solche Geschenke — macht solchen Menschen eine Obrigkeit an dem Feste deiner Geburt!

Das allerschönste Weihnachtsgeschenk! Welch eine Dissonanz, die das Herz zerreißt, den Glauben zum Bankrott bringt! Sie trägt Disharmonie in den ganzen polyphonen Aufbau der Gesellschaft. Des Robbertus mehrfach citiertem Ausspruch: „Die Rot und der Schmutz des Hauses werden ewig zunichte machen, was die Schule bewirken soll,“ kann nach solchen Erfahrungen ein anderer zur Seite gestellt werden: „Die Herrenmoral und die Gleichgiltigkeit des Staats, wie beide sich in den von ihm gebilligten und geduldeten Einrichtungen zeigen, werden ewig zunichte machen, was die Schule bewirken soll.“

So steht der Staat, wie er als Gründer und Schützer der Schule in die Erscheinung tritt, gegen den Staat, wie er in seinen Polizeimaßregeln in die Erscheinung tritt. Die Dissonanz wird nicht gelöst. Unsrer Jugend gleicht den Kindern einer unglücklichen Ehe. Zwischen Vater und Mutter hin und her geworfen, werden sie Zeugen ihres erbitterten Kampfes. In diesem Kampfe straft einer den andern Lügen. Autorität wendet sich gegen Autorität. „Du sollst nicht“ — „Du darfst“ — dort nichts als Worte und Bitten, hier das Leben selbst mit seiner kräftigen Sprache.

Was ist Wahrheit? Wo ist die Wahrheit?

Kinder vor solch eine Frage stellen, heißt sie verderben. Die Armen an Geist und an Seelenkraft schließen einen Kompromiß und ergeben sich. Das geschieht aus unbewußter Notwehr. Ihr Instinkt lehrt sie: nur Hindämmern kann erhalten. So stumpft sich ihr sittliches Gefühl ab; Gleichgiltigkeit verstopft alle lebendigen Quellen, aus denen ein Charakter seine Nahrung zieht. Sie erwerben sich keinen Halt, keine Gesinnung, sie haben kein sittliches Rückgrat.

Die Stärkeren stellen sich auf seiten des Siegers. Er hat alles für sich. Er atmet Luft und Freude und Freiheit, um ihn schart sich die große, bunte Menge und lockt und lacht und lacht. Dieses Lachen hat recht, denn es verlacht zugleich. Warum soll man sich zu den Verlachteten halten? Das ist dumm, sehr dumm.

Und dieses Verlachtwerden gilt in erster Linie der Schule mit ihren unwahren Lehren. Diese Unwahrheiten zerplazen wie Seifenblasen, sobald sie sich ins Leben wagen. Der Beweis ihrer Ohnmacht, hier ist er erbracht. Sie hat gefordert im Namen des sechsten Gebots für sich und für die ihr anvertrauten Kinder, sie ward abschlägig beschieden, denn die Verächter des sechsten Gebots baten auch — sie erhielten.

Die Prostituirenden und die Prostituirten, also geschützt und geschirmt, schlagen der Schule ins Gesicht und zeihen sie der Lüge.

Wie kann Unsitlichkeit einen Staat, ein Volk zu Grunde richten, wenn dieser Staat, dieses Volk sie schützt? Gewiß weiß der Staat es besser, dieser mächtige, allumfassende, er würde sich seiner Feinde, die seine Fundamente untergraben und ihn dem Untergange weihen, wahrlich nicht erbarmen.

Dieselbe Behörde, deren Organe die noch nicht Sechsjährigen in die Schule zwingen, in der ihnen viermal die Woche die Heiligkeit der Gebote Gottes gepredigt wird, liefert den Kindern den Beweis der absoluten Richtigkeit des Gelehrten.

Was uns als eine Ungereintheit erschien, das sechste Gebot mit der Geschichte vom Paradiese zu verknüpfen, diesem Honigmond zu Zweien mit seiner Unmöglichkeit eines Fehltritts, weil selbst das Denken sich keines Dritten zu bemächtigen vermochte, erhält durch derartige Zustände einen tiefen, verborgenen Sinn. Das sechste Gebot gehört in das Paradies der Kindheit, der unversuchten, der übertretungsunfähigen. Wo es mehr ist als leerer Schall, wird es aufgehoben, verlausuliert, es verschwindet in einer Verfenkung.

* * *

Neben diesen Massenerscheinungen jähren Erkrankens, diesen Massenimpfungen mit schlechter, unreiner Lymphe, die unsere staatlichen Einrichtungen ohne Bedenken dem zartesten Alter zu teil werden lassen, giebt es trostlose, jammervolle Einzelfälle.

Da ist ein braves, tüchtiges Geschöpf, ein echtes Kind, trotz schwerer Erlebnisse und ernster Häuslichkeit. Der Frohsinn bricht sich immer wieder Bahn, der Spieltrieb behauptet sein Recht. So oft er auch in der Schule in betrübliche, kleine Verlegen-

heiten führt, im Grunde genommen ist er ein Erretter vor schlimmem Verderben. Aber jetzt, ganz plötzlich, hat er sich von seinem Liebling geschieden, er kommt noch ein paar mal zu Gaste, versuchsweise, ob das alte, trauliche Verhältnis nicht wieder herzustellen sei — es gelingt nicht, und nun bleibt er aus. Das Kindliche in dem sorgen- und notumspannenen Kinde, jetzt endlich ist's zertreten.

Das kam so. Der Vater starb. Die Mutter heiratete wieder, mußte sich aber bald von ihrem Manne scheiden lassen, um nicht alles zu verlieren. Sie hatte eine hübsche Einrichtung, nahm sie doch eine „gehobene“ Stellung ein; ihr erster Mann war Barbier gewesen, und sie war Friseurin. Für körperlich anstrengende Arbeit war sie nicht kräftig genug, auch zu verwöhnt. Ihre Ersparnisse hatte die zweite Ehe verschlungen. Sie suchte nach neuer Kundschaft, fand aber wenig zu thun. Von ihren beiden Töchtern starb die eine nach langer, schwerer Krankheit. Die Verhältnisse gingen völlig bergab. Die Notkehrte ein, jede Arbeit war willkommen — wäre willkommen gewesen, wenn sie sich nur immer geboten hätte. Aber sie fehlte oft. Es gab Tage voller Sorgen um die Miete, es gab Hungertage und Tage, an denen die Möbel aus der guten, alten Zeit, an denen das Herz hing, vor dem Verkauf standen. Doch die Furcht vor diesem Äußersten trieb zu einem andern Äußersten. Die Frau nahm einen Herrn in Pension, der gut zahlte. Er wußte auch, was gut war, und richtete sein Leben demgemäß ein. Er hatte viele Abendgäste und gab große Gelage mit Damen; Wein und Likör wurden nicht gespart, und seine Wirtin war auch sein Gast. Das kleine Mädchen weinte bitterlich, als es seine Mutter zum ersten mal betrunken sah. Ach ja, die Mutter trank, bald nicht nur als Gast unter Gästen, sondern auch für sich allein. Sie brauchte Trost, sie hatte sich über vieles zu trösten, nun hatte sie einen Tröster gefunden, der sich bewährte. Das kleine Mädchen wurde elend und bleich. Sein guter Freund, der Spieltrieb, war entflohen. Es aß gut und trank auch gut. Es mußte die Herren und Damen bedienen, da fiel stets etwas für die Kleine ab. Wein und Likör wurden ihr aufgezwungen, es war so spaßig, sie halb lustig, halb weinerlich zu sehen.

Sie sah und hörte; sie wußte. Treue Arbeit Tag und Nacht, und du kannst getrost verhungern. Sperre den Vogel, der da singt: „Du sollst keusch und züchtig leben!“ in einen Käfig und decke ihn zu, damit er verstumme, und du lebst alle Tage herrlich und in Freuden, es geht dir wohl auf Erden! Die Verheißung knüpft sich nicht an das vierte Gebot, sie knüpft sich an kein Gebot, sie knüpft sich an eines Gebotes Übertretung.

„Sperre den Vogel ein, der da singt: ‚Du sollst keusch und züchtig leben,‘ und decke den Käfig zu, damit der Vogel verstumme, und die Verheißung ist dein.“

Das lernte das Kind aus dem Weisheits-, dem Wahrheitsbuche des Lebens.

Die Schule, in der man die Decke vom Käfig nahm, wurde dem Kinde verhaßt. Es konnte den Vogel nicht singen hören, anfangs der Mutter wegen, die es immer noch liebte, dann, weil das eigne Ohr reine Töne nicht mehr ertrug.

Diese Geschichte wiederholt sich in mannigfachen Variationen ungezählte Male. Auch hier zeigt sich Wechfeldauer. Beides zerrt an allen Saiten tief und rein menschlichen Empfindens, der Wechsel — die Dauer. Abgründe von Leid, Kampf, Weh, Brutalität, Niederzwingen Fluggeschaffner lösen einander ab, verschiedengestaltig in den Einzelschicksalen; dabei ein Festes, Dauerndes, allen Gemeinsames, der Sieg der Unfrömmlichkeit, weil sie zahlt, erhält, satt macht. Sie ist die Göttin des Augenblicks,

und über den Augenblick hinaus haben die Eingengtesten, die Kinder der Knappheit und Kargheit, die Menschen des Aus-ber-Hand-in-ben-Mund-Lebens nicht zu sehen gelernt. Ihr gedrücktes Gehirn sieht immer nur den nächsten Schritt erleuchtet.

* * *

Anderen Töchtern des Volks wird ein anderes Lebensbilderbuch vorgelegt, ihre Gedanken darum zu ranken und ihre Schlüsse zu ziehen. Die Eltern kommen nicht aus, sie nehmen uneheliche Kinder in Pflege. Jeder neue Pflegling bringt nicht nur sich selbst, sondern den interessantesten Gesprächsstoff für Wochen, ja Monate, ins Haus; ganz erschöpft ist der Stoff selbst nach Jahren nicht. Er trägt alle nur denkbaren Elemente in sich, von niedrigster Gemeinheit bis zu romantischer Schwärmerei, von absoluter Rohheit bis zu echter, großer Liebe. Diese Elemente werden durcheinander gerüttelt und geschüttelt, gesiebt und wieder gesiebt und nochmals gemischt und geeint, und als Resultat zeigt sich fast durchgehends die Auffassung: Je vornehmer und reicher der Vater des Kindes, um so weniger ehrvergeben ist die Mutter, ja das Minus wächst oft zu einem Plus empor, zu dem Nimbus einer Märchenprinzessin, einer Romanheldin. Je ärmer, niedriger gestellt der Vater des Kindes ist, um so mehr nähert sich das Mädchen der Ehrlosigkeit; es nähert sich ihr, denn wirklich ehrlos ist es nicht. Eine Doppelmoral, in anderem Sinne noch, als wir das Wort zu erfassen gewohnt sind, zeigt sich dem Kinde, dem in der Schule ans Herz gelegt wird: du sollst keusch und züchtig leben.

Was Vorteil bringt, die Lebenshaltung auch nur um ein Geringes steigert, was, wenn auch mit den allerschmutzigsten Fäden mit oberen Gesellschaftsschichten verbindet, steht in keiner Beziehung zu dieser Christenforderung. Das sechste Gebot, wie die meisten Gebote, ist gut für kleine Leute unter kleinen Leuten. Es hebt sich wieder zu einem Gebot empor, dessen Übertretung eine Verheißung in sich trägt. Ja, es muß eine zwiefache Verheißung in sich tragen, auch für den, der keine äußern Vorteile daraus zieht, für den Mann. Würde er sonst zu den tausend Künsten greifen, das Ziel zu erreichen, und „Opfer“ bringen? Jede Geldzahlung erscheint diesen Geldarmen als Opfer. Andererseits lüßt er nichts ein. Er bleibt in Amt und Würden, er bleibt in Machtstellung, in Ehrenämtern, er spielt die nämliche Rolle wie zuvor, niemand entzieht ihm auch nur ein Tüpfelchen seines Ansehens, ja, ohne Zaudern vertraut man ihm Posten an, die mit Verantwortlichkeit für die Erziehung der heranwachsenden weiblichen Jugend verknüpft sind.

Das Kind hat fortan seine eigenen Gedanken, wenn die Schule das sechste Gebot behandelt. Es wandert seine eignen Wege. Die angeschlagenen Töne, die zu Andacht, Versenkung, Vertiefung einladen, beginnen bei ihm einen Ringeltangelgalopp, sie werden Ausgangspunkt einer lustigen Flucht zu dem sonnigen, menschenumdrängten Astartetempel des Lebens. Es lauscht verwundert, wenn ihm gesagt wird, hier von diesem Gebote, dem Gebote, das mit dem vierten im allerinnigsten Zusammenhang steht, gelte es als Gottesruf: Ziehe deine Schuhe aus, das Land, darauf du trittst, ist heiliges Land. Nun gut, es zieht seine Schuhe aus zu leisem Treten; aber schnell gefaßt, patscht es in eine Pfütze und watet darin voll hellen, schadenfrohen Behagens. Die Schule, die arme, betrogene, unwissende Schule! Oder sollte auch sie eine Betrügerin sein, noch dazu eine bewußte?

Mühsam, fast könnte man sagen auf Schleichwegen liebender, schonender Sorgfalt, gelingt's dann und wann, eine Kinderchar durch reine, freie Wochen zu bug-

fieren. Plötzlich ist's vorbei. Das alte, widerliche Gespenst grinst wieder aus dem Kinderlachen, und bald sammelt es alle um sich und tanzt mit ihnen tolle Reigen. Wie kam es nur? Ach, man vergißt immer wieder, daß es gefährlich sein kann, Gedichte und Lieder, ja Choräle lernen zu lassen. Der Blocksberg liegt neben dem deutschen Parnas, und was an Rhythmen und Reimen und Melodien von diesem zu jenem hinüberklingt, wird in einem Hegenkessel voll Unflat aufgefangen und umgebraut. Da hocht das dunkle Heer jener, die nichts Reines vertragen; sie fälschen, färben, parodieren und tragen dann ihr Nachwerk auf alten, lieben, edlen Melodien hinaus auf Gassen und Straßen, hinein in die Häuser, in die Familien und hin zu den Kindern.

Bei Kindern ist nichts zu verdrängen; kein Gedicht, das einst bewegte, rührte, tröstete, kein frommes Lied, das zu der Seele rebete und auch ihr Echo ward. Das ist das Verhängnisvolle. Neues findet jungfräulichen Boden, schnell faßt es Wurzel, überschattet und beschirmt von jener herrlichen, edel vollstümlichen Melodie, die ver-gewaltigt wurde, um ihm Leben zu geben. Und diese Melodien, diese Rhythmen, die welkenhoch erhaben sind über allem Gemeinen, sie werden für das arme, infizierte Kind zum Träger des Gemeinen. Sobald sie erklingen, erklingt das Gemeine mit.

* * *

Die Volksschule ist auf einem Schlammvulkan erbaut, man darf es nie ver-gessen. Vielleicht teilt sie das mit vielen menschlichen Einrichtungen, mit so vielen, daß es scheint, die Menschheit selber wohne, ruhe, beruhe darauf. Zuschütten und hinunterzwingen und immer wieder neue, feste, gesunde Stoffe dem Schlamm bei-gesellen, bis er seine Wesenheit verliert — dieser Aufgabe ist die Volksschule nicht gewachsen. Niemand leistet ihr ehrliche Hilfe, weder Staat, noch Gemeinde, noch die Gesellschaft. Ja diese weitere Umgebung des Kindes macht ihre Lehren zu einer Kinderfabel, zu einer gut gemeinten und doch überflüssigen Täuschung. Selbst der Vormund der Unmündigen, die Schulaufsichts- und Verwaltungsbehörde bis zu ihren höchsten Spitzen, raubt ihr noch etwas von der geringen Kraft, die ihr trotz alles Entgegenarbeitens immer noch eignet. Das ist natürlich; gleicht sie doch in mehr als einer Beziehung einer Verwaisten aus der untersten Volksschicht. Die sie zu leiten, über sie zu bestimmen haben, kennen das Milieu nicht, ihre vollen Klassen, die Klassen gebrochener, angekränkelter, angefressener Kinder, unter denen die reinen, freien, ungebrochenen nur ganz sporadisch auftauchen. Sie kennen nur das Milieu der leeren Klassen, das am grünen Tisch zurechtgezimmert und fein gepinselt wird. Solch eine Kraftberaubung, die als Kraftsteigerung betrachtet wird, ist die Beibehaltung der Voll-bibel zum Bibellefen in der Schule. Alle schönen Worte, und seien sie noch so tief und wahr empfunden, helfen hier nichts den Thatsachen gegenüber, die sie zu leeren Worten machen. Die Bibel ist zu gewaltig, zu groß, zu wahr für unfertige Menschen. Es wird niemand von einem Menschenauge verlangen, daß es in die Mittagssonne schaue, und dennoch behaupten, man entzöge der Sonne den höchsten Bewunderungs-zoll: die Bibel muß uns zu heilig sein, sie schmähenden Kinderlippen und nach unreinen Reizen lüfternen Kinderaugen auszusetzen. Dazu das heimliche, das verschwiegene Suchen, das noch tiefere Spuren zieht, das Grübeln über halb Verstandenes — die Scheinbestätigung der täglichen Erfahrung: das sechste Gebot ist das einzige Gebot, das eine greifbare, abschätzbare Verheißung hat — in seiner Übertretung. Wer einmal ein Kind überraschte, wie es 1. Mos. 19, 31 u. f. f. verschlang oder 2. Sam. 16,

20 . . . mit der seltsamen Einfassung: Und Absalom sprach zu Ahitophel: Rate zu, was sollen wir thun? Und: Zu der Zeit, wenn Ahitophel einen Rat gab, das war, als wenn man Gott um etwas gefragt hätte — der schlägt die Bibel in der Schule mit schwerem Herzen auf; es nützt dem pochenden Gewissen wenig, daß er sagt: „Du kannst ja nichts dafür, du heiliges Buch, es ist Menschenwahn.“

„Des Lebens Fadel wollten wir entzünden,
Nun aber bricht aus jenen ew'gen Gründen
Ein Flammenübermaß; wir stehn betroffen.“

Die Bibel ist das Flammenübermaß für Kinder. Wir, die wir an ihr des Lebens Fadel entzünden wollten, stehn betroffen; die Kinder aber starren sich die Augen krank.

Die Volksschule kämpft einen Riesenkampf, und wieder ist es die soziale Frage, die ihre Frage ist. Hier ist ein Ausschnitt aus dem ungeheuren Kampfe, nur eine Skizze des einen kämpfenden Flügels. Dem Lebensbeobachter wird es nicht schwer fallen, sich die Skizze zu vervollständigen.



„Schmücke Dein Heim.“

Von

A. von Cotta.

Nachdruck verboten.

Unter den kategorischen Imperativen, mit denen die moderne Reklame breite Bildungsschichten beglückt hat, ist wohl keiner, der einem so unseligen Mißbrauch dient, wie der obige. „Mensch, ärgere dich nicht, koche mit Gas und pflege dein Antlitz“ können kaum zu so sittenverderblichen Konsequenzen führen, wie die anscheinend harmlose Aufforderung, sein Heim zu schmücken. Als ob nicht schon der Urbäter-Hausrat unserer „guten Stuben“ aus dem Anfang und der Mitte des Jahrhunderts den sündigen Keim in genügender Triebkraft enthalten hätte, um jede künstliche Pflege desselben überflüssig erscheinen zu lassen! Aber wie unverfänglich waren im Vergleich zu unserm heutigen Zimmerschmuck die Glaschränke mit den Hochzeitsgeschenken und dem besten Porzellan! Auch die gestickten oder geschorenen Rückenkissen in Gazeüberzug, der Kronleuchter und die Plüschmöbel unter den Staubblusen atmeten noch den Frieden einer Unschuldswelt. Brauchten sie doch nur bei feierlichen Gelegenheiten ihrer Hüllen entkleidet und von dem illusorischen Staub gesäubert zu werden, den trotz aller Vorsichtsmaßregeln die argwöhnische Gemütsart der Hausfrau darunter witterte.

Aber wer hat heute noch eine weltabgeschiedene „gute Stube“, und wer hat heute keinen „Salon“?

Der Durchschnitts-Salon unserer „Damen“ jeden Standes ist es, der in mir eine tiefe Sehnsucht nach Schmutzlosigkeit erweckt.

Ich will von den Makartsträußen, von den vergoldeten Palmenwedeln und den künstlichen Blumenstöcken der Portiersstuben schweigen, obwohl sie noch nicht gar

lange soweit „heruntergekommen“ sind, aber ich betrete nicht viele der Berliner Empfangszimmer, ohne mich im stillen zu verwundern, wie die Bewohner es möglich machen, unter diesen hunderterlei Gegenständen, die nur zum allerkleinsten Teil Gebrauchsmöbel sind, nicht anzustoßen. Wenn diese Überladung der engen Räume dem Zweck dienen sollte, die Gewandtheit der Bewegungen auszubilden und gleichsam einen allseitigen Eiertanz einzulernen, so hätte sie nicht überlegter angeordnet werden können; auch insofern wäre die betreffende Kunstübung moralisch berechtigt, als es sich vielfach dabei um eine Schonung von Pietätswerten handeln würde.

Wieviele „Andenken“ unter dem zum Teil veralteten, unschönen und an sich wertlosen Zierrat, der im Laufe der Jahre angehäuft wird, von der Kotillonschleife bis zum ausgehenden Photographiealbum! Aber auch die Anhänglichkeit kann zum Laster werden, ob sie sich schon unter der Maske der Tugend einschleiche.

Vor kurzem zählte ich in dem Zimmer einer eleganten jungen Frau 183 Stück sogenannter Nippes, wie man diese unqualifizierbaren Gegenstände zu bezeichnen pflegt. An den Wänden gab es kaum einen Quadratfuß Fläche, der nicht von einem Bilde oder einer sinnlosen Draperie aus bunten Shawls bedeckt gewesen wäre; dazwischen machten sich unechte japanische Fächer in schreienden Farben breit und die neumodischen Kettengehänge, in denen ungezählte Photographien und Ansichtskarten ihren Platz gefunden hatten.

Auch der Spiegel erfreute sich einer teilweisen Umhüllung und einer Verzierung durch dahinter gesteckte bronzierte Palmenblätter. Darüber schwebte dann noch eine bunte Cerevisklappe aus der Studienzeit des Gemahls, die ebenfalls ihr Scherflein zu dieser Farbensymphonie beisteuern mußte.

Auf dem vorschriftsmäßigen ovalen Tisch in der Mitte des Zimmers waren in regelmäßigen Abständen Prachteinbände unbekanntes Inhalts ausgelegt, zwischen denen die eingestreuten Wäschen, Kästchen und Dosen offenbar eine anmutige Abwechslung herstellen sollten; jedenfalls blieb nicht eine Hand breit Raum auf der Tischplatte (will sagen Decke) frei zu einem unvorhergesehenen Gebrauch.

Noch habe ich nicht von den Ausschmückungen der Fenstervorhänge gesprochen; es waren daran zu meiner Überraschung Fächer, Photographieen, Bandschleifen und papierne Schmetterlinge in sinnreicher Weise befestigt. Der Schreibtisch verschwand geradezu unter den darauf aufgestellten Photographieständern, Mappen, Leuchtern mit bunten Wachskerzen und den oben erwähnten Nippes jeglicher Art. Ob jemals daran geschrieben wird, weiß ich nicht, würde es jedoch für ein beinahe unausführbares Kunststück halten. Ebenso gebrauchsunfähig erschien das offizielle Nähtischchen am Fenster, auf dem ein gesticktes Schutzdeckchen über das andere gebreitet war; als Schlußdekoration thronte darauf ein vergoldetes Arbeitskörbchen in Form eines mit rosa Schleifen und künstlichen Blumen besteckten Damenhutes, damit nur ja nicht die eigentliche Bestimmung schamlos hervortrete!

Auf dem mit gestickter Bordüre bekleideten Kaminsims standen natürlich die unvermeidlichen Zwillingssvasen mit verblichenen künstlichen Blütenzweigen zwischen zahllosen unbezeichnenbaren Galanterieartikeln, und in der Ecke, neben einem bunt beklebten Ofenschirm, ein unmögliches Spinnrad, mit roten Seidenbändern umwickelt, als Sinnbild des häuslichen Fleißes!

Noch habe ich ein Wandbort zu erwähnen vergessen, auf dem eine Sammlung von etwa 50 Porzellanhündchen verschiedener Größe und Klasse den Hauptstolz der

Hausfrau bildet; sie vervollständigt sie noch fortwährend durch Ankäufe in Fünfzig-Pfennig-Bazaren und glaubt mit der Zeit etwas Hervorragendes daraus zu machen. Nicht weit von dieser interessanten Gegend — denn es handelt sich ja überhaupt nur um einen Raum von höchstens 4 Metern im Quadrat — schaukelte ein künstlicher grüner Papagei (ebenfalls ein Bazarstück), der noch aus ihrer Mädchenzeit stammt und somit Zeugnis für die oben erwähnte Pietät ablegt. Und nun habe ich wohl das Inventar dieses Muster-Damenzimmers vollständig beisammen, wenn ich außer verschiedenen kleinen, mit Flakons und Photographien beladenen Tischchen noch des mit seidnen Decken behangenen Pianinos gedenke, dessen obere Fläche selbstverständlich auch nicht des Schmuckes entbehrt; ich erinnere mich aber nicht mehr genau, welcher Kategorie von Luxusartikeln die darauf ausgestellten Gegenstände angehören.

Fasse ich den Gesamteindruck zusammen, so muß ich sagen, daß es der einer verwirrend unschönen Mannigfaltigkeit von Farben und Formen war, in der das Auge vergeblich nach einem Ruhepunkt suchte. Als das Bezeichnendste erschien mir aber, daß mit Ausnahme der Sitzgelegenheiten jedes Möbel durch Form und Auspuß seinem ursprünglichen Zweck entfremdet und dieser auch äußerlich möglichst verkleidet war. Zu einer solchen Stillosigkeit verführt der ausschweifende Gang „sein Heim zu schmücken!“

Wenn man nun bedenkt, wie, abgesehen von der Verschwendung, die mit der Anhäufung wert- und zwecklosen Zierrats verbunden ist, die Zeit der Hausfrau oder der Dienstboten durch die Reinhaltung derartiger Ausstellungsräume in Anspruch genommen wird, so sieht man allerdings in solchen Geschmacklosigkeiten keine Harmlosigkeit mehr. In dem von mir beschriebenen Falle z. B. weiß ich, wie schwer der mit fünf Kindern gesegnete Haushalt von dem zeitraubenden Staubwischen belastet wird, und wenn ich auch annehmen will, daß dieser Fall kein absolut typischer ist, so lehrt er doch die lokale Pugsucht in ihrer höchsten Steigerung am besten als ein Übel erkennen.

Wie der Unsitte zu steuern wäre, ist eine andere Frage. Einfachheit bleibt immer das Vorrecht der höchsten Bildung, und der Geschmack daran kann eben nur durch diese gewonnen werden, was ein weiter Weg, wenn auch kein Umweg ist.

Zunächst könnte vielleicht schon eine vernünftigeren Wertung von Zeit und Raum den schlimmsten Übertreibungen die Spitze abbrechen. Vor allem aber heißt es, sich von der Botmäßigkeit unter Tapeziere und Dekorateur befreien, die den schlechten Geschmack der Überladung mit verhältnismäßig wohlfeilem, d. h. wertlosem Material aus den Möbelmagazinen in unsere Häuser einschleppen. Man braucht nur die Muster sogenannter „stilvoller Einrichtungen“ in den Läden anzusehen, um sich über den Ursprung der Unsitte klar zu werden. Aber wie viele Frauen lassen denn bei der Einrichtung ihrer Häuslichkeit einen selbständigen Geschmack walten? Die Mehrzahl überläßt sicher Auswahl und Zusammenstellung den oben genannten Autoritäten, sonst würde man nicht so vielfach der gedankenlosen Nachahmung geschmackloser Vorbilder begegnen.



Ein Brand aus dem Feuer gerettet.

Von

Helene Christaller.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 44.)

Am nächsten Tag kam Lucie nicht herunter; die Hausfrau fand sie fiebernd im Bett, als sie nach ihr schaute.

„Armes Fräulein, was fehlt Ihnen denn, ist es noch von diesem dummen Gewitter gestern?“

„Ja, ich konnte Gewitter nie vertragen; schon als Kind schrie ich bei jedem Donnerschlag.“ Sie log, ohne zu erröten.

„Nun, hoffentlich bekommen wir sobald kein Gewitter wieder,“ sagte die Pfarrfrau tröstend und dachte dabei seufzend an die große Wäsche, die heute eingeweicht stand und der Vollendung harrete, aber sie sagte:

„Wir werden gut allein fertig, bleiben Sie nur liegen, ich bringe Ihnen nachher homöopathische Tropfen herauf, sowie mein Mann aus der Bestunde kommt, er hat sie eingeschlossen. — Schlafen Sie noch ein bißchen, gelt? Mögen Sie Kaffee oder soll ich Ihnen Kakao machen?“

„Danke, ich möchte einstweilen garnichts, Sie sind sehr freundlich.“ Sie legte einen Augenblick die fieberheißen Finger in die kühle Hand Juliens.

Nun war sie allein. Es war still da oben; der Lärm der Haushaltung drang nur aus der Ferne zu ihr herauf; in tiefen Atemzügen sog ihr Herz die beruhigende, lindernde Stille ein. Auf dem großen Birnbaum vorm Haus hüpfen lustig pfeifend die Stare herum und trugen Würmchen in das niedliche Häuschen, das Hermann ihnen zur Wohnung hergerichtet hatte. Die Sonnenstrahlen schimmerten auf dem glänzenden Laub und den kleinen, grünen Birnchen. Ein Bienschchen kam zu ihr hereingesummt und suchte ängstlich brummend wieder einen Ausweg. Aus der Schule hörte

man durch die offenen Fenster die Kinder her-sagen — Bibelsprüche im Chor gesprochen mit einer sonderbar falschen Betonung. Es war alles so einschläfernd und friedlich, und ihr war plötzlich, als sei sie ein Kind im Vaterhaus: sie war krank und brauchte nicht in die Schule zu gehn, die Mutter umsorgte sie mit zarter Liebe, der Vater kam ab und zu herein und scherzte mit ihr. Man gab ihr Himbeertwasser zu trinken, und es war ihr so matt und doch wohl zu Mut, weil niemand verlangte, daß sie ihre Mattigkeit überwinde. Bald zwölf Jahre trennten sie von dieser Zeit; die sanfte, kränkliche Mutter mit den müden Augen war ihr inzwischen gestorben, und bald war ihr der fromme Vater gefolgt. Sie sah ihn noch vor sich, wie er zur Morgenandacht am Kaffeetisch mit leuchtenden Augen seinen Psalm gelesen hatte; ein kleiner, magerer Mann mit eisgrauen Locken und kühner Adler-nase und einem weichen, weiblichen Mund. Ja, sie hatte allerlei überwinden müssen in diesen zwölf Jahren und Schlimmeres als den Tod der Eltern.

Kinderschritte ertönten auf der Treppe, machten Halt vor ihrer Thür, und nach kurzem Zögern klopfte es. Auf Luciens „Herein“ erschien Anna; die Ärmel aufgestreift, die Hände rot und runzlich vom Waschen, die Schürze naß, der blonde Zopf in großer Verwirrung.

„Vater schickt mich mit dem Afonit; alle zwei Stunden sollen Sie drei Tropfen in Wasser nehmen, hat er gesagt; und hier sei auch ein Sträußle, und Sie sollten bald wieder gesund werden.“

Sie legte ihre Rosen auf die Bettdecke und stellte die Arznei neben das Bett.

„Danke, Kind — ja, hilfst du denn mit waschen?“

„Mutter hat's erlaubt,“ sagte sie stolz, „sie thut auch mit; wir kochen heute nicht, aber's giebt Sauermilch zu Mittag. Ich darf Taschentücher waschen, 's Dorle und die Mutter machen das andere. Wir helfen all, der Robert thut Holz holen und Feuer schüren, die andern pumpen und tragen Wasser, und Vater spannt grad' das Seil.“ Sie deutete zum Fenster hinaus, wo der Vater das Waschseil um die Obstbäume band. „Aber jetzt muß ich fort. Thut der Kopf arg weh?“

Ohne Antwort abzuwarten, eilte das schwächliche Geschöpfchen aus der Thür, und in großen Sprüngen ging's die steile Treppe hinunter.

Lucie blieb ihren Gedanken überlassen. Still schaute sie die Rosen an, ohne sie anzurühren; sie liebte Blumen nicht. Blumen hatten geholfen, sie zu belügen und um Frieden und Glück ihres ganzen Lebens zu bringen. Sie sah hart aus, als sie jetzt an den Mann, der ihr ganzes Dasein vergiftet hatte, dachte; der ihr Treue geschworen hatte und sie brach, dem sie alles gegeben und der ihr alles genommen, um ihr nichts als Leid zurückzulassen. Bei einem Gewitter war's, da bekam sie seinen Abschiedsbrief; so grausam traf sie dieser Schlag, daß sie sich lange nicht erholen konnte danach; schreckliche Nervenkrämpfe suchten sie heim, Jahre lang, besonders zu Gewitterzeiten. Langsam genas ihr Körper; ihre Seele nicht. Dabei die Menschen, vor denen sie ihr Leid verbar, die ahnungslosen Eltern, vor denen sie heiter zu erscheinen sich bemühte; der Vater, vor dessen Augen sie den Zusammenbruch ihres Glaubens und aller Hoffnung verheimlichen mußte, Gebetslieder auf den Lippen und dem im Herzen fluchend, dem sie galten! Ist er überhaupt, daß ihn mein Fluch treffen kann? Sie war am Rande des Wahnsinns gewesen.

Matt lehnte sie sich in die Kissen zurück; wie die Erinnerung an alles dies sie aufregte! Die Rosen dufteten stark, sie konnte es fast nicht ertragen; er meint es ja so gut, dachte sie: fast glaube ich, er ist auch gut.

Wenn ich nur wieder an etwas glauben könnte, und wenn es auch nur ein Mensch wäre! Aber das Wünschen ist umsonst; ich

glaube, ich habe irgendwo meine Seele verloren . . . Ist sie gestorben oder verdorben, oder schläft sie nur?

Ach, es ist alles Thorheit; sich selbst genug sein, keinen Menschen in sich schauen lassen, alle betrügen, belügen und über die dummen Betrogenen sich lustig machen, vom Leben mitnehmen, was man kann, niemand lieben, andre durchschauen, die Puppen tanzen lassen, wie man pfeift. — Sie dachte an ihre Thätigkeit als Buchhalterin, an die von Salbung triefenden Worte, die gefalteten Hände, die ganze Komödie, die sie gespielt hatte. Ein höhnisches Lächeln erschien auf ihrem Gesicht und nahm ihm alles Liebliche. Plötzlich aber brach sie in Thränen aus, ihr ekelte vor allem. „Ich gehe fort von hier,“ sagte sie sich; „die Umgebung bekommt mir nicht, ich werde kindisch und fürchte mich gar vor den schwarzen Augen hinter den Brillengläsern. Sie wollen stets so zudringlich tief schauen.“ Mit einem leisen Ruck der Decke warf sie die Rosen auf den Boden und legte sich müde zur Seite, um zu schlafen.

* * *

Ein paar Tage waren vergangen. Lucie huschte wieder im Haus herum in ihrer geräuschlosen Art, war tapfer auf dem Posten bei der großen Bügelei und entzündete die Hausfrau durch ihre Geschicklichkeit im Kragensbügeln.

Döring hatte bis jetzt noch mit keinem Wort die Sonntagsunterredung erwähnt, er war unbesungen Lucie gegenüber, vielleicht etwas herzlicher als sonst. Einstweilen suchte er ihr auf neutralem Gebiet zu begegnen, indem er sie in allerlei Fragen des sozialen und geistigen Lebens hineinzog.

Lucie war zuerst ungerne darauf eingegangen, denn sie hatte mit Besorgnis bemerkt, daß es ihr unmöglich wurde, Döring gegenüber an ihrer bisherigen Methode festzuhalten, bei der sie verleugnete, was ihr gefiel, und lobte, was ihr gering und unwert erschien, in dem krankhaften Wunsch, sich vor den Menschen zu verbergen und unbedingt einsam zu bleiben, unbedingt sicher vor der Menschen Liebe und Mitleid, unvertundbar durch der Menschen Haß und Verachtung.

Heute war ein abscheulicher Regentag; alle Kinder waren im Wohnzimmer versammelt; es schienen doppelt so viel zu sein als sonst in dem engen Raum. Ein muffiger Geruch von feuchten Stiefeln und Bubenkleidern erfüllte das Zimmer; der Regen klatschte an die Fenster, tropfte von den Bäumen auf den Rasen und weichte die lehmigen Wege des Gartens bis zur Grundlosigkeit auf. Die Mutter saß an ihrem Nähtisch, einen Korb voll zerrissener Strümpfe neben sich, Anna mußte ihr helfen. Hans buchstabierte im Lesebuch und zog die Worte entsehrlich auseinander, sodaß der Mutter war, als müsse sie beständig auf einem Bein stehen bis das Wort zu Ende; die andern beschäftigten sich mehr oder minder vorwurfsfrei am Tisch.

Lucie hatte Vorhänge gebügelt, und der Pfarrer willigte auf die Bitten seiner Frau ein, Lucien beim Aufmachen zu helfen; Frieda und Robert waren „zum Zusehen“ mitgetrippelt in die gute Stube. Der Pfarrer war ziemlich schweigsam, er hatte sich geärgert in der Schule, dann war eine etwas stürmische Privatstunde im Griechischen mit Hermann gefolgt, in der der Vater erst über den Sohn, dann über sich selbst zornig wurde. Mit einer Wolke auf der Stirn hatte er sich an die Arbeit gemacht; doch schien das Hämmern auf die kleinen Nägel, welche die Gardinen befestigen sollten, eine wohlthätige Ableitung.

„Hübsches Wetter heute, Herr Pfarrer,“ begann Lucie das Gespräch, „man möchte mit seiner Pistole liebäugeln, wenn man eine hätte.“

„Sie haben hoffentlich keine, das Tragen von Waffen ist in meinem Haus verboten.“

„Nein, ich habe keine, ich hätte auch den Mut nicht.“

„Weil's knallt?“

„Ach,“ sie lachte; „aber — to sleep perchance to dream: — ay there's the rub, for in that sleep of death what dreams may come, when we have shuffled off this mortal coil? Ach, ob wir überhaupt träumen werden; ich wünsche es nicht. Das Nichts ist unbedingt einem Etwas vorzuziehen.“

„Bei welchem Philosophen haben Sie sich denn Ihren Pessimismus angelesen?“ meinte ein wenig spöttisch der Pfarrer.

„Weber bei Hartmann noch bei Schopenhauer, noch bei dem konsequenten Mainländer; das Leben hat mich pessimistischer gemacht, als der pessimistischste Philosoph.“

„Ich habe noch keinen Menschen, vollends keine Frau gefunden, die so gar nichts Positives besessen hätte, wie Sie. Wie halten Sie das nur aus?“

„Ja, das frage ich mich selbst manchmal.“

Sie hatten ganz die Kinder vergessen; ein fröhliches Lachen erscholl vom Sofa.

„Frieda, gehst du vom guten Sofa herunter!“ Eilig hob Lucie das unbeaufsichtigte Kind von dem roten Sammetstolz des Hauses herunter, und beruhigte sein getränktes Geschrei mit einem halben Beck.

Der erste Vorhang hing; in blauweißen, gestärkten, harten Falten, denen Lucie vergeblich einen künstlerischen Schwung zu verleihen suchte.

„Ich wundere mich, daß Sie nicht zu den Frauenrechtlerinnen gehen,“ sagte Döring hämmernd, während Lucie ihm unthätig zusah. „Das wäre doch ein Feld für Sie zum Regieren.“

„Da bin ich nicht selbstlos genug dazu, um für eine Partei zu arbeiten; und regieren kann ich auch so. Was sollte mich denn treiben? Liebe zu meinen Geschlechtsgenossinnen? — Ich liebe niemand. Glauben an die gerechte Sache? Ich glaube an nichts; ja doch, an etwas; nämlich an die Schlechtigkeit, Ungerechtigkeit und Dummheit der Männer —, ja und auch der Frauen, nur daß ich für letztere so eine thörichte, manchmal sehr lebhaftige Regung von Mitleid habe. Noch so eine dumme Angewohnheit von früher! Darum freu' ich mich auch über die Bewegung; ganz tot bin ich noch nicht, ich kann noch hassen, und ich hasse die Ungerechtigkeit.“

„Und die Männer,“ fiel Döring ein.

„Ja, auch die Männer, als die Verkörperung der Ungerechtigkeit.“

„Na, na!“

„Glauben Sie mir, die Geschlechter sind verfeindet mit einander; es giebt keine größere Feindschaft als zwischen Mann und Weib; man überdeckt's nur mit Blumen, wie man's mit den Gräbern voll Verwünschung und Ekel auch macht.“ Sie hatte heftig geredet; die

Arme auf dem Rücken, an das Fenster gelehnt, blickte sie ihn kampflustig an.

„Sie sind so bitter und paradox, daß sich eigentlich mit Ihnen gar nicht darüber disputieren läßt,“ antwortete Döring hitzig und klopfte sich im Eifer auf die Finger. „Nicht nur die Liebe, auch der Haß macht blind.“

„Nein, disputieren wir nicht darüber, wie kann man auch mit einem Mann über Frauenfragen disputieren wollen.“

Sie hatte sich in Hitze geredet, die Augen blitzten, und ein leichtes Rot verschönte ihr Gesicht, während das weiche, blonde Haar sich in einigen Strähnen losgelöst hatte, die sie sich bemühte hinters Ohr zu streichen. Ein sanftes Wohlgefallen beschlich Döring und kämpfte mit seinem Ärger.

Über ihren Streit hatten sie ganz die Kinder vergessen, und als jetzt die Pfarrfrau eintrat, um nach dem fertigen Werk zu sehen, fand sie die beiden so tief im Gespräch, daß sie ihren Eintritt ganz überhörten. Mit einem Blick überfah sie das Zimmer und stürzte mit einem Entrüstungsschrei auf Frieda los, die artig und geschäftig bei dem Kohlenkasten saß und den ganzen Inhalt ausgeräumt hatte. Erschreckt fuhren die beiden Pflichtvergessenen empor, und Lucie entwand geschwind dem kleinen Robert den Nägelvorrat, der unter seinen Händen bedenklich zusammengeschmolzen war.

„Aber Fräulein,“ sagte Frau Döring klagend, „haben Sie denn gar nichts bemerkt?“

„Nein,“ kam es kleinlaut von Luciens Lippen, indes ihre Augen nach den fehlenden Nägeln umherpähten, „wir sprachen zusammen.“

„Heben Sie doch Ihre gebildeten Gespräche mit meinem Mann lieber auf eine Zeit auf, wo Sie keine Pflicht vernachlässigen!“ Sie war gereizt. „Ach, und hier in meinem guten Sofa, Robert, du unartiger Junge,“ — wupps, hatte er eine Ohrfeige — „da hat er alle Nägel hinein gesteckt.“

„Na, 's ist nicht so schlimm, Frau, daß du dich so aufregst,“ beschwichtigte Döring, „die Kohlen kehrt man zusammen. Junge, heul' nicht, es regnet genug heut, und hol' einen Besen. Und nun, nachdem 's gedonnert, eingeschlagen und geregnet hat, laß den Friedensbogen am Himmel aufziehen und schau' dir deine schönen Vorhänge an; sieh', das hab'

ich mir in deinem Dienst geholt,“ und er wies auf seinen blau angelaufenen Fingernagel hin.

„Die werden auch bald wieder ihre Schönheit verloren haben,“ meinte Frau Döring seufzend, schaute aber doch wohlgefällig auf diese Entfaltung von Sauberkeit an den kleinen, nischelosen Fenstern; „rauch' sie mir nur nicht so bald gelb!“ Dann nahm sie die beiden Kleinen an die Hand, indes Lucie mit dem inzwischen gebrachten Besen den Schaden wieder gut machte und Döring seine Nägel einsammeln ging.

* * *

Lucie saß oben in ihrem Liebestübchen am Fenster und schaute in den sommerlichen Garten. Sie war allein zu Haus; vor einer Stunde war Frau Döring mit den Kindern spazieren gegangen, es wurde Annas Geburtstag im Wald gefeiert. Hermann war sehr gekniet gewesen, als sich Lucie Kopfweh's halber entschuldigte. In seinem männlichen Herzen entwickelten sich anbetende Gefühle für die schöne Hausgenossin, wovon diese aber noch in völliger Unkenntnis war. Der Vater verstand seinen Sohn besser und jagte dem jugendlichen Liebhaber, mit der den Vätern oft ihren Söhnen gegenüber eigenen Grausamkeit, manches Mal die Schamröte ins Gesicht durch allerlei Anspielungen oder Witze. Es war nicht böse gemeint, erbitterte aber den Jüngling zeitweise gegen den Vater aufs höchste und trug auch nicht zur Annehmlichkeit der griechischen Stunde bei, da jeder Fehler auf seine unglückliche Liebe zurückgeführt wurde. „Die Wissenschaft sei deine ganze Liebe, der widme einstweilen deine Gefühle,“ riet ihm der Vater, auf ein fünfzehnjähriges Exerzitium hintweisend.

Wie ausgestorben lag das sonst so lebhaftes Haus, denn auch Dorle, das Mädchen für alles, war mit, um neben den Rüben auch die Freuden des Hauses zu teilen. Der Pfarrer wollte nachkommen und war soeben aus der Thür getreten, um vorher einen Krankenbesuch zu machen. Lucie hatte ihm nachgesehen, wie er hastig den mit Blumen eingefakten Weg durch den Garten hinschritt, im Vorbeigehen eine Sonnenblume anband, an einer selbst okulierten Rose roch, und dann hörte sie das Knarren des Gartenpfortchens.

Drei Stunden! Für drei Stunden war sie ganz ihr eigener Herr, kein Blick durfte an ihrer Seele herumtasten, kein zweites Wesen würde in einer Luft mit ihr atmen. Wie, wenn sie versuchte zu musizieren? Sie erschraf; wie konnte ihr solch' ein Wunsch kommen! Sechß Jahre war es her, seit sie ein Instrument nicht mehr angerührt hatte, seit sie zum letztenmal ihre Empfindungen in Gesang hinaus gejubelt oder geklagt hatte. Warum kam ihr die Lust zum Singen? Erfüllten sie denn Empfindungen, die sie in Musik umsetzen konnte? Aber es hörte sie ja niemand heute, sie war ja allein, so herrlich allein! Ach, daß sie unter Menschen mußte, um nicht zu verhungern!

Im guten Zimmer stand das wenig benutzte, ausgespielte Tafelklavier, auf dem höchstens einmal die Pfarrfrau zur Morgenandacht mit schwachem Fingeranschlag einen dünnen Choral spielte, oder auf dem Anna ihre Tonleitern übte.

Mit bebenden Fingern schlug Lucie einen Accord an, wie träumend ging sie über die Tasten, bis ihr Spiel kräftiger wurde — Chopin. Sie saß im Stuhl zurückgelehnt, die Augen halb geschlossen. Dann eine kleine Pause, und eine einfache Weise erklang; Lucie sang mit halblauter, weicher Stimme, — schwermütig:

Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht,
Er fiel auf die bunten Blaublümelein,
Sie sind verweltet, verborret.

Die Stimme wurde stärker, sie war von eigentümlichem, zitterndem Wohlklang, und es lag ein rührendes Jagen im Ton, wie die ersten bewußten Worte eines von schwerer Fieberkrankheit Genesenden.

Lucie hatte einen Zuhörer. Döring war aus dem Dorf gekommen und wollte nach dem Wald, als er vom Wind hergetragen die verwehten Klänge vernahm und seinen Ohren nicht traugend, in den Garten trat. Er war nicht gerade musikalisch, aber das schlichte Lied griff ihm ans Herz. Als es verklungen war, wartete er vergeblich auf Fortsetzung, es blieb alles still oben, und der Pfarrer setzte nachdenklich seinen Weg fort.

Zwei Stunden später hörte Lucie die heimkehrende Familie. Die Knaben hatten sich die Hüte mit grünem Eichenlaub geziert, und die Mädchen trugen große Sträuße aus Korn-

blumen und Klatzfrosen. Die kleine Frieda schlief im Sitzwagen; das Hütchen hing im Nacken, und die zarten, hellen Härchen bedeckten die im Schlaf geröteten Wangen, während das Köpfchen vergebens nach einem Halt suchte.

Lucie ging die Treppe hinunter; auf dem schmalen Gang eilte ihr als erster der kleine Robert entgegen, ein kurzstieliges Sträußchen in der Hand.

„Das hab' ich dir mitgebracht, weil du Weh hast.“

Lucie nahm ihm die Blumen ab; mit seinen hellen Augen blickte das frische Knabengesichtchen sie treuherzig an. Ihr fiel es auf, wie sehr er doch seinem Vater glich; da beugte sie sich rasch hinunter und drückte einen scheuen Kuß auf das ehrliche Gesichtchen, worauf sie errötend davon lief. Robert blieb verdußt im halbdunkeln Flur stehen, da hörte er seinen Vater kommen.

„Papa, sie hat mir einen Kuß gegeben!“

„Wer denn, mein Bürschchen?“

„Ei, das Fräulein.“

„Das ist recht, hast du sie denn wieder geküßt?“

„Nein, ich hab' mich geniert.“

„Dummes Männle,“ lachte der Vater und strich seinem Liebling über den kurzgeschornen Kopf, während er in das von der Abendsonne erhellte Zimmer trat. Lucie kam herein, den Arm voller Mäntel und Hüte.

„Nun — guten Abend, wie geht's, was macht der Kopf? Besser?“ Und Döring richtete sich ein wenig aus dem Lehnstuhl auf, in den er sich hineingeworfen hatte, um Lucie die Hand zu reichen.

„Danke, ja, es ist besser; haben Sie einen schönen Spaziergang gehabt?“

„Ja, es war nur schade, daß Sie nicht mit waren; Hermann war ganz melancholisch darüber, er sah aus, als ob er dichten wollte.“

Lucie lachte ein wenig: „Ja, das ist so das Alter, in dem die ersten Dichteranfälle auch sonst ganz normale Menschen heimsuchen.“

Das Zimmer füllte sich allmählich; es war ein lustiges Stimmendurcheinander, jedes wollte Lucien seine Abenteuer erzählen; nur Hermann hielt sich düster abseits.

„Nun, mein Junge, suchst du einen Reim? Vielleicht kann ich dir aushelfen: Sonne —

Bonne, Herz — Schmerz, leiden — meiden, auch Scheiden paßt.“

„Aber Vater,“ fuhr der errötende Junge auf mit einem Blick nach Lucie.

„Oh, verzeih, du denkst gewiß über deinen lateinischen Aufsatz nach; ja, das ist auch auf jeden Fall nützlicher.“ Der Vater lachte gemüthlich.

Lucie hatte indes vor jedes Kind eine große Tasse voll warmer Milch gestellt, nebst ein bis drei Schnitten Butterbrot, und eine wohlthätige Ruhe entstand, aus der höchstens ein energisches „bitte, noch mehr Milch“ heraus tönte.

Die Pfarrfrau trat ein. Die gelösten Gütbänder fielen ihr auf den Rücken; sie hatte einstweilen die schlafende Frieda mit Mühe entkleidet und zu Bett gebracht. Matt ließ sie sich nun auf einen Stuhl sinken.

„Ah, ich bin müd,“ seufzte sie.

„Aber es war doch nett, gelt, Mutter?“ meinte Döring freundlich. „Wer holt seinem faulen Vater den Schlafrock?“ wandte er sich an die gesättigte Jugend. Ein Wettrennen begann, bei dem Robert weinend unterlag, und im Triumph ward der Schlafrock herbeigeschleppt.

„Und jetzt singen wir ein Abendlied; komm Mutter, setz' dich ans Klavier, oder bist müd? Wie wär's, Fräulein Lucie, könnten Sie nicht aushelfen?“

„Ich?“ Lucie war peinlich überrascht.

„Sie spielt ja nicht,“ warf Anna ein.

„Nun, wenn ich sie recht schön bitte, spielt sie vielleicht doch.“

Lucie zögerte immer noch —

„Aber Vater,“ sagte Julie verwundert, „quäl' doch nicht, wenn sie doch keine Freude an Musik hat!“

„Ich will es thun,“ sagte Lucie endlich leise und schritt ins Nebenzimmer, die Thür offen lassend. Döring blieb auf der Schwelle stehn und winkte den andern ab, näher zu treten. Nach einigen einleitenden Accorden begann Lucie anzustimmen und alle fielen ein:

Wenn im letzten Abendstrahl
Goldne Wolkberge steigen
Und wie Alpen sich erzeigen,
Frag ich oft mit Thränen:
Liegt wohl zwischen jenen
Mein ersehntes Ruhesthal?

„So ist's recht,“ nickte Döring ihr freundlich zu, als sie geendet hatte. „Es ist was Schönes, wenn man singen kann. Thaten Sie's ungern?“

„Ich weiß es nicht recht.“

Dertveil war die Sonne hinter den schwarzblassen Hügelketten versunken. Durch die offenen Fenster wehte ein kühler Lufthauch herein, und das kleine Volk rüstete sich zur Ruhe.

* * *

Frau Döring merkte eine Veränderung an Lucie; sie wußte nicht, war ihr dieselbe angenehm oder nicht. Wo war das stille, zurückhaltende Mädchen von früher hin? Welche lebhaften Debatten entspannen sich jetzt am Familientisch, oft gar nicht sehr für die Kinder geeignet; deshalb schickte sie auch Hermann rechtzeitig ins Bett und versöhnte ihn mit seinem Schicksal, indem sie ihm, als halb Erwachsenen, eine Schnitte Wurst abends auf sein Butterbrot legte.

Aber nicht nur wegen der Kinder war's ihr nicht recht; ihr selbst war's nicht angenehm. Da sprachen sie von Sachen, mit denen sie sich zu beschäftigen keine Zeit, und sie gestand sich's ehrlich, auch keine Lust hatte. Die arme Frau blieb ganz ausgeschlossen aus der Unterhaltung, und die beiden waren oft so eifrig, daß sie ihr Weggehen gar nicht merkten, wenn es ihr zu langweilig wurde.

Und was für sonderbare, freie Ansichten das junge Mädchen entwickelte! Frau Julie wurde ganz nervös, wenn das Dienstmädchen einmal ins Zimmer kam. Wenn die etwas auffchnappen würde, dachte sie — es wurde ihr ganz heiß dabei.

Auch heute wieder gab es lange Debatten; man sprach von dem Berliner Kongreß und der Frauenfrage.

„Nun, ich dünkte die Frauen könnten ganz zufrieden sein mit dem, was Stöcker und Rathusius ihnen zugestimmt haben,“ meinte Döring begütigend auf einen herben Ausfall Luciens über die dort gehaltenen Reden.

„Nun, erstens haben Stöcker und Rathusius uns nichts zuzubilligen, die erkennen wir in der Frauenfrage doch nicht als Autorität an, und zweitens: man merkt die Absicht, und man wird verstimmt.“

„Welche Absicht?“

„Nun, die ist doch klar. Den guten Herren wird's angst, himmelangst. Ihr getreustes Publikum, die Abnehmer ihrer altbadenen Ware, droht von ihnen abzufallen. Man muß wirklich Konzessionen machen, es ist schrecklich! Aber lieber den Emanzipierten ein Emanzipierter werden, Pseudoemanzipierter allerdings, als die Rundschaft verlieren.“

„Sie können es aber doch auch ehrlich meinen.“

„Können, können, freilich könnten sie; ich glaub' aber nicht an andere Motive, wenn sie sich's auch selber weiß machen. Vor dreißig Jahren, da schwang Herr Nathusius noch frisch das Schwert, um die Frauenbewegung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Da war er so ungeheuer besorgt, daß die Frauen durch zu viel Bildung ihre holde Lieblichkeit verlieren könnten. Nun, darein schießt er sich jetzt, es kommt ihm jetzt vielleicht nach dreißig Jahren nicht mehr so auf die Lieblichkeit an; kann auch sein, die gebildeten Frauen haben ihn von der Grundlosigkeit seiner Angst überzeugt.“

Die Pfarrfrau schloß vorsichtig die offenen Fenster.

„Biel geschadet hat uns sein tapferes Schwertschwingen damals nicht; Hedwig Dohm hat ihm eine allerliebste Nase gedreht, das Büchlein muß ich Ihnen doch leihen, ich fand es zufällig in einem Antiquariat; nun, der gute Mann mußte sehn, daß trotz seiner Anstrengungen die Frauenbewegung vorwärts geht. Also retten wir, was zu retten ist, lenken wir wenigstens in christliche, das heißt in kirchliche Bahnen.“

„Was haben Sie denn für einen Haß auf uns arme Pfarrer?“

„O, meinen Sie, ich liebe die Doktoren mehr? Die sind in der Frauenfrage weit schlimmer, das sind die ärgsten Reihhämmer, die's giebt. Denken Sie nur an die Kliniker von Halle!“

„Es ist ja manches richtig an dem, was Sie sagen“ . . .

„Alles sogar,“ fiel ihm Lucie ins Wort.

„Abwarten und ausreden lassen. Ich bin ganz mit Ihnen einverstanden, daß der Frau alle Berufe geöffnet werden müssen, zu denen sie Neigung und Begabung hat; nichts sollte

ihr grundsätzlich verschlossen bleiben. Aber ihr Auflehnen gegen die Herrschaft des Manns führt zu nichts; der Mann bleibt doch der Stärkere, geistig und körperlich, und wir werden von unsrer Stärke Gebrauch machen.“

„Ah, also brutale Gewalt?“ fuhr Lucie auf.

„Ja, wenn die Frau sie herausfordert.“

„Gut; aber wer hat uns zuerst herausgefordert? Ist's nicht der Mann gewesen, der der Frau in seiner Angst um die Herrschaft den Weg zur Bildung und Selbständigkeit abzuschneiden versuchte, damit sie nicht zu größerer Macht komme? Ein Herrscher, dem's so angst um seine Herrschaft sein muß, ist nicht so von dem Bewußtsein seiner Herrschertwürde von Gottes Gnaden erfüllt, als wie Sie's darstellen wollen. Bei Ihnen trifft's vielleicht nicht zu, denn Sie gehören zu den Herrennaturen. Sie haben aber nicht schon deshalb das Recht zu herrschen, weil Sie zufällig männlichen Geschlechts sind. Herrennaturen finden sich grad so unter den Frauen.“

„Ich glaube, die echte Frau läßt sich ganz gern beherrschen, ist's nicht so, Alte?“

„Manchmal,“ lächelte Julie.

„Freilich,“ gab Lucie zu, „aber nur von dem Mann, der sie liebt und den sie wieder liebt, weil sie zu ihm hinauffieht, oder wenigstens eine Zeit lang meint, es thun zu können. Aber sehen Sie sich doch einmal in Ihrer Gemeinde um! Ich glaube, wir könnten gut bei der Hälfte der Familien finden, daß es besser um das Wohl des Hauses stünde, wenn die Frau mehr Macht hätte, als der Mann.“

„Ich geb's zu, wenn's vielleicht auch ein bißchen hoch gegriffen ist; allerdings ist die Bauersfrau auch grad' so gebildet wie ihr Mann.“

„Na ja, da haben Sie's,“ triumphierte Lucie; „wo die Bildung ganz gleich ist, wie beim Landvolk, da bleibt dem Mann nur noch die körperliche Kraft. Und daß die auch bei der Frau geringer ist als nötig, dafür sorgt schon der Mann, der natürlich seine Frau weder mit schwerer Arbeit während der Schwangerschaft verschont, noch ihr Zeit zur Erholung nach der Entbindung gönnt. Er könnte am Ende auf ein paar Schoppen verzichten müssen, und das geht doch nicht!“

„Ja, das ist wahr,“ sagte Frau Julie, „denke an den Gemeindepfleger und die arme, zarte Frau, die er mit Schlägen aus dem Bett trieb nach der Geburt des achten Kindes.“

„Es giebt allerdings viel Roheit, und ich freue mich heut noch, daß ich ihn in der Predigt brandmarkte, wenn ich mir dafür auch einen gehässigen Artikel in seinem Demokratenblatt und des Mächtigen bittere Feindschaft zuzog.“

Er goß sich ein Glas Bier ein und blies schmunzelnd einige Dampfwolken in die Luft, bei der Erinnerung an seine gefälschte Entgegnung im gleichen Blatt.

„Es ist mir übrigens ganz recht, wenn ich die Fragen einmal mit einer Frau besprechen kann; mir liegt nicht daran, recht zu behalten, sondern was gerecht ist, ausfindig zu machen. Ich lasse mich ganz gern überzeugen.“

„Gern?“ fragte Lucie mit etwas zweifelhaftem Gesicht, „das glaube ich Ihnen in diesem Fall nicht ganz, sonst wären Sie schon längst überzeugt, vielmehr von selber darauf gekommen.“

„Und ich möchte euch überzeugen, daß es Zeit ist, zu Bett zu gehen; es hat elf geschlagen,“ mahnte Frau Döring.

Die andern hörten nicht darauf, und der Pfarrer sagte:

„Was ist schließlich diese ganze Frauenfrage anders, als ein Streben nach Glück! Wir wollen's gut haben auf Erden; wir fürchten viel zu sehr das Leiden und vergessen, daß unterm Druck erst der geistliche Mensch wächst.“

„Nun, was das anbelangt, an Druck hat's uns nicht gefehlt bisher,“ meinte Lucie etwas bitter. „Es giebt auch einen Druck, der so stark ist, daß man unterliegt.“

„Gott legte diesen Druck auf uns, er weiß, wie weit er gehen darf.“

„Er giebt uns aber auch die Kraft, ihn abzuschütteln, wenn er seine Pflicht gethan hat.“

„Ja wenn —!“

Frau Döring legte ihre Arbeit zusammen und stand auf, auch die andern erhoben sich.

„Nun trösten Sie sich, Fräulein Lucie,“ meinte Döring, „vielleicht dürfen Sie in einem andern Leben ein Mann sein und das Rad hat sich für uns gedreht. Heute herrlich und

in Freuden, morgen in der Flamme, heute den Hundes preisgegeben, morgen in Abrahams Schoß. Schließlich wird es ja zwischen jedem und jeder heißen: was mein ist, das ist dein; deine Niedrigkeit meine Demütigung, deine Stärke meine Kraft, dein Reichthum mein Glanz. Reichen Sie mir darauf die Hand?“

„Ich wünschte, es wäre so, wie Sie sagen; hier auf Erden merkt man noch wenig von solcher Verbundenheit.“

„O doch,“ sagte Julie und schaute nach ihrem Mann; „wenn man jemand lieb hat, wie die Mutter zum Beispiel das Kind.“

„Nun,“ sagte Döring fröhlich, „dann wollen wir also liebende Menschen werden; gute Nacht, Fräulein Lucie, und schlafen Sie gut!“ Er schüttelte ihr herzlich die Hand, und sie trennten sich.

* * *

Frau Julie bekam scharfe Augen; sie sah das Keimchen schon, ehe es noch die Erde recht durchbrochen hatte. Luciens lebhaftes Wesen und die plötzliche Freundschaft mit ihrem Mann beunruhigte sie immer mehr, besonders da sie merkte, daß der Pfarrer großes Gefallen an ihrer Unterhaltung fand, wenn sie auch fast immer stritten. Sie kam sich so grenzenlos überflüssig vor, so bei Seite geschoben. Manche Viertelstunde verbrachte sie schluchzend im Zimmer der schlafenden Kinder, wenn die beiden wieder so vertieft waren, daß sie auf nichts achteten. Ach, sie hatte ihn ja so lieb, ihren Mann, und sie gönnte ihm gern die Unterhaltung, aber er sollte sie nicht so vergessen. Es ist sein Wesen so, er meint's nicht böse, aber er merkt nach Männerart nicht, was im Herzen der Nächsten vorgeht; ich will's ihm doch einmal sagen, er muß mich ja verstehen, meinte sie schließlich.

Heute war sie ins Zimmer gekommen, als die beiden plötzlich verstummten; deutlich glaubte Julie eine gewisse Befangenheit zu bemerken, besonders bei Lucie, die überhaupt erregt schien. Sie war sofort wieder hinausgegangen, mit einem Herzen voll Weh und Bitterkeit, um sich in dem Studierzimmer zu verstecken.

Dort standen auf großen Regalen die Bücher ihres Mannes. Mit umflorten Augen

las sie die Titel, sie hatte sich nie sonst drum bekümmert. Schoppenhauer, „Ethik“, buchstabierte sie, davon hatten sie ja gestern gesprochen. Sie zog den Band heraus und begann zu lesen. Die Buchstaben tanzten vor ihren Augen, und die Gedanken wirbelten; sie nahm sich zusammen, aber sie verstand nichts.

„Ach, was bin ich dumm,“ seufzte sie. Die Thränen tropften auf die gelblichen Blätter des Buchs; sie wollte ja so gern recht gebildet sein, um ihrem Mann mehr zu bieten. Bitterlich schluchzend legte sie den Kopf in die Arme auf den Tisch. Die Uhr tickte gleichmäßig ruhig an der Wand, ein starker Duft von Tabakrauch machte sich bemerkbar. Sie begann wieder zu lesen und sich einzelne Worte einzuprägen, die sie sich von ihrem Mann erklären lassen wollte.

„Frau Pfarrer,“ ertönte draußen langgezogen die Stimme des Mädchens, „die Plätteisen sind jetzt heiß.“

Hastig trocknete sie sich die Augen, schob das Buch an seinen Platz und eilte hinaus. Auf dem mit braunem Wachsstück bezogenen Tisch schimmerten noch ein paar Thrärentropfen.

Dorle guckte neugierig nach ihrer Herrin, die sich über ein Brett mit geschnittenen Zwiebeln hückte.

„Sind die aber scharf,“ meinte Frau Döring zu dem Mädchen, das mit feinen runden, hellblauen Augen sie zubringlich teilnehmend ansah.

„Ja, dees send halt neue, die heißet viel ärger,“ half Dorle ihrer Frau aus der Verlegenheit. Er wird ihr halt was g'sagt habe, dachte die Dienerin verständnisvoll und machte sich am Herd zu schaffen.

Julie begann zu bügeln. Es war heiß und dampfig in der geräumigen Küche, und den Frauen stand der Schweiß auf der Stirn. In Juliens Kopf schwirrten allerlei Gedanken. Was sollte sie ihrem Mann heut kochen? Es gab Sauerkraut, das mochte er nicht. Dazwischen fielen ihr eben gelesene, unverständene Worte ein, die sie behalten hatte: Metaphysik und Ethik, der intelligible Charakter, Erkenntnisgrund der Moral . . .

„Wieviel Eier soll ich zu den Späkle nehme, Frau Pfarrer?“ störte Dorle sie in ihrem Gedankengang.

Sie fuhr erschreckt auf. „Ach so, fünf, wie gewöhnlich.“

Lucie trat zur Rükenthür herein. Wie hübsch und jung sie aussieht und wie zierlich sie sich kleidet, dachte Julie und blickte an ihrem eignen Hauskleid hinunter, das sich kaum von dem der Magd unterschied.

„Kann ich helfen?“ fragte Lucie und griff nach einem Bügeleisen.

„Wenn Sie diese Schürzen nehmen wollen,“ und sie entzog dem Mädchen in einem Gefühl von Eifersucht die Krage ihres Mannes, die Lucie gerade in Angriff nehmen wollte. Sie sollte nicht für ihn arbeiten, das war ihr Recht; schweigsam bügelten beide nebeneinander.

Lucie warf einen hastigen Blick auf ihre Herrin. Diese war heut so schweigsam; sollte sie erzürnt auf sie sein? Sie war vorhin auch so rasch aus dem Zimmer gelaufen, als sie dem Pfarrer von ihrem Leben erzählt hatte. Ja, sie hatte es ihm alles gesagt; wo waren ihre Vorsätze hingeschwunden? Aber da einmal die Scheidewand durchbrochen war, lernte sie die Wohlthat kennen, sich einem Menschen anzuvertrauen. Und Döring ließ ihre sich anfangs sträubende Seele nicht aus seiner Gewalt. Bei jeder Gelegenheit wußte er sie zu fassen, wenn sie abstaubte oder wenn sie ihm half im Garten arbeiten, Rosen okulieren, Seehlinge auspflanzen. Schließlich wich sie ihm nicht mehr aus; sie bekam Vertrauen, und er versuchte sie aus der bitteren, alles verneinenden Stimmung herauszubringen. „Wenn Sie nur glauben könnten,“ hatte er ihr vorhin gesagt.

„Glauben? Glauben denn Sie an all' das Zeug?“

„Ich weiß nicht, was Sie alles unter dem Zeug' verstehen, aber ich glaube allerdings an den ewigen Gehalt, den unsre Religion uns bietet; oder trauen Sie mir zu, daß ich andernfalls Pfarrer geblieben wäre?“

„Nein, Ihnen nicht.“

„Die Schalen, in denen uns dieser ewige Gehalt geboten wird, mögen zerfallen, gut — so werst zu den Scherben, was brüchig und alt geworden ist. Sie, Fräulein Lucie, schauen, wie so viele, oberflächlich nur die Schalen an; sie gefallen Ihnen nicht, also verwerfen Sie alles. Vom Inhalt wissen Sie nichts,

geschweige denn, daß Sie ihn selbst gekostet hätten. — Übrigens, an diesen Glauben hab' ich nicht gedacht, als ich Ihnen vorhin Glauben wünschte; ich meinte die Fähigkeit der Seele, sich einer Idee oder einer andern Seele, also auch dem, was die Pantheisten Weltseele nennen, hinzugeben."

Diese Worte wollten Lucie nicht aus dem Sinn. Also glauben können! Ich verstehe ihn; ach, mir scheint, ich glaube schon, nämlich an dieses tüchtige, ehrliche, tapfere Menschenherz. Dörings Gestalt stand lebhaft vor ihren Augen; er war nicht schön, zuerst war er ihr sogar häßlich erschienen; sie war ästhetisch veranlagt. Aber nun? War er nicht ihr Retter, begann er nicht, sie wieder mit dem Leben auszuföhnen? Ein warmes Gefühl von Dankbarkeit wallte in ihr auf. Auch das hatte er sie gelehrt: dankbar sein; und hier drückte es sie nicht, Verpflichtungen zu tragen.

Eifrig war unterdes ihre Hand geschäftig gewesen; immer leerer wurde der Korb, aus dem sie sich Arbeit holte. Ein lebhafter Schmalzgeruch im Verein mit dem Bügelbunst erfüllte die Küche; auf dem Herd prasselten die Späßen in der Pfanne. Hungerige Kindergesichter schauten öfters durch die Thür, „ob's bald was gäbe, sie seien hungrig.“ Die beiden Frauen am Bügeltisch merkten nichts, bis Dorle sie ansprach.

„Wer könnt' esse, Frau Pfarrer; soll i jetzt anrichte?"

* * *

Julie besann sich. Sollte sie heute schon mit ihrem Mann sprechen, oder es lassen und noch weiter beobachten? Sie beschloß eine Gelegenheit abzuwarten.

Der Hausherr liebte es, nach Tisch im Studierzimmer seinen Kaffee zu trinken und dabei zu plaudern. Seit einiger Zeit forderte er immer Lucie auf, mit hinüberzukommen, zum Ärger seiner Frau, der auf diese Art die Zeit, in der sie ihren Mann allein für sich hatte, stark verkürzt wurde.

Auch heute waren sie wieder zu dritt in dem gemütlichen Zimmerchen. Die Kinder spielten im Garten. Döring spazierte auf und ab, sein Pfeifchen in der Hand; die beiden Frauen saßen mit einer Arbeit am Tisch.

Lucie lehnte träumerisch im Stuhl und ließ oft ihre Hände rasten; in ihren dunkeln Augen lag ein warmer Schimmer. Mir ist zu Mut, wie einem Rosenstock, der blühen will, dachte sie; unwillkürlich lächelte sie über den Vergleich.

Döring bemerkte es und fragte: „Was denken Sie so Schönes?"

Julie blickte sie forschend an; ein helles Rot ergoß sich über des Mädchens Gesicht.

„An was ich dachte? An Rosen.“

„Das klingt ja beinah wie bei der heiligen Elisabeth: Herr, Rosen.“

Dorle trat ein und rief Lucie ab; das kam ihr gerade gelegen.

Eine Zeit lang war es still zwischen den beiden Zurückgebliebenen.

„Sie hat doch einen tüchtigen Kern,“ unterbrach Döring das Schweigen und blickte nachdenklich vor sich hin.

„Lucie?“ fragte Julie schmerzlich berührt.

„Ja, wer sonst?“ erwiderte der ahnungslose Mann; „wenn ich so sehe, wie sie mit jedem Tag fast einen Schritt vorwärts kommt, das ist eine Freude zu beobachten. Und wie hübsch und mädchenhaft sie dabei wird; sie blüht förmlich auf.“

„Ja,“ erwiderte Julie tonlos.

„Man kann sich wirklich unterhalten mit ihr, wie mit einem Mann, besser oft sogar; ich muß mich manchmal tüchtig wehren.“

„Wenn du nur kämpfen kannst,“ versuchte Julie mit blaffen Lippen zu scherzen.

„Ja, das ist mir auch eine Freude! Weißt du, wie sie mich neulich nannte, als ich die Suttner'schen Friedensbestrebungen angriff? — „Zukünftiger himmlischer Kriegsminister.““

Sie bemühte sich zu lächeln, während ihr die Thränen in den Augen standen.

Er bemerkte es nicht; mit männlicher Unbekümmertheit peinigte er unwissentlich seine Frau und redete von dem, was ihn besonders beschäftigte, ohne auf den Eindruck zu achten.

„Welch eine hübsche Stimme sie hat,“ fuhr er fort, „ich wünschte, sie sänge öfters.“

„Wollen wir nicht von etwas anderem sprechen?“ unterbrach Julie gequält.

„Warum?“ Döring drehte sich erstaunt um und blickte seine Frau an.

„Ich kann's nicht mehr hören, ich bitte dich. O, wenn Lucie doch nie gekommen wäre!“

„Ja, warum denn in aller Welt?“ Er wurde ungeduldig.

„Ach,“ und ihre Thränen begannen zu fließen, „ich weiß ja, daß ich dir nicht genügen kann, aber du hast's nicht gemerkt, ehe sie kam. Wir waren so glücklich.“

„Ja, sind wir denn das jetzt nicht?“

„Du vielleicht, ich nicht; du hättest es auch gut merken können, wenn du nur Augen für etwas anderes als Lucie gehabt hättest. Was sie betrübt, wenn sie still ist, wenn sie lächelt, das ist dir interessant. Wenn ich rotgeweinete Augen habe, das merkst du garnicht.“

„Ich glaube wahrhaftig, du bist eifersüchtig.“ Döring lachte auf; es klang aber nicht sehr lustig.

„Nenn es, wie dir's beliebt, ich sage dir nur, so kann es nicht fortgehen; ich gehe zu Grund dabei.“ Sie war totenblaß und saß ganz still auf ihrem Stuhl.

Robert steckte den Kopf herein.

„Hinaus,“ donnerte der Vater ihn an und riegelte die Thür ab.

„Daß jetzt das Heulen und sage mir nur, wie du auf diese hirnverbrannte, verrückte Idee kommst.“ Er fuhr sich aufgereggt durch die Haare.

„Lucie liebt dich, ich hab's längst gemerkt; glaub mir, so etwas bleibt einer Frau nicht verborgen, das merk' ich an hundert Zeichen, und du . . .“

„Gesezt den Fall, es wäre so — aber wohl gemerkt, ich sage nicht, daß es so ist — wie kannst du wagen zu sagen, ich liebe sie.“ Er trat drohend vor sie hin.

„Welcher Mann fühlt nicht sein Herz weich werden, wenn er merkt, ein Mädchen liebt ihn,“ schluchzte Julie.

„Ich habe aber gar nichts bemerkt,“ fiel Döring ein.

„Und sie ist hübsch und jung und talentvoll, während ich das alles nicht bin. Ach wär' ich doch nur tot, dann könntest du sie ja heiraten.“ Sie brach von neuem in Thränen aus.

„Jetzt wird mir's aber doch zu arg; hüte deine Zunge, Frau, und überlege, was du sagst,“ brauste Döring auf.

„Ich hab' mir so Müh' gegeben, dir zu gefallen in letzter Zeit, ich hab' probiert, so Sachen zu lesen, von denen du sprichst — aber du hast nichts gemerkt, und wenn ich etwas gesagt hab' bei eurem Gespräch, dann hast du's nicht einmal gehört.“

„Da weiß ich nichts von.“

„Und ihr sprecht auch über mich, du beklagst dich bei ihr über mich, ihr macht euch wohl gar lustig, ich hab's wohl gemerkt.“

„Jetzt hab' ich's aber satt, wie kannst du so erlogene Sachen behaupten!“ schrie Döring sie an.

„Natürlich, ich lüge! Als ob ich nicht merkte, wie ihr verstummt, wenn ich eintrete,“ antwortete Julie höhnißch. „Und ich sage dir, sie muß aus dem Haus, oder ich gehe! Ach Gott, ach Gott,“ und sie brach in jammernbes Weinen aus.

Döring rannte wütend im Zimmer herum, stieß die Stühle auf den Boden und murmelte zornig vor sich hin: „Diese Verrücktheit, nein, diese Verrücktheit!“

„Ich gehe fort, besinne dich!“ Er riß den Hut vom Nagel und stürmte hinaus . . .

Julie war wie gebrochen. — Nun hab' ich mir ihn auf immer entfremdet, ach, was thun, es ist ja alles, alles aus. — Wache ich oder träume ich? wenn ich doch nur tot wäre! Daß man so elend, so verzweifelt werden kann! — Ach Theodor, Lieber, ach verzeih mir doch, ich bin so unglücklich. Sie hätte aufschrein mögen, um die Qual ihres Herzens zu erleichtern. In den Polstern des Sofas suchte sie ihr Stöhnen zu ersticken, daß die andern es draußen nicht hören sollten.

* * *

Döring war unterdessen auf dem kürzesten Weg aus dem Dorf gerannt. Er sah keinen Menschen und grüßte niemand, so daß ihm die Leute verwundert nachstarrten.

Ein großer Zorn brannte in ihm, und daneben regte sich ein leises, wehes Schmerzgefühl. Er lief, ohne zu wissen wo, nur fort, nur etwas thun! Endlich war er im Wald, schweißgebadet, denn die Sonne brannte, und es war früh am Nachmittag. Er zog den Rock aus und setzte seinen Weg fort, ohne die Schritte zu maßigen.

Was war nur in Julie gefahren? Er kannte sie ja gar nicht wieder. Ach, und es war so schön gewesen bisher, das sollte alles jetzt vorbei sein! Welch eine Freude war's gewesen, diesem verdursteten, verschmachteten Menschenkind einen Labetrant zu reichen, die unsicheren Schritte auf einen guten Weg zu leiten. Und nun! Jetzt gerade sollte er sie hinauslassen, wo sie kaum anfang zu genesen, und nur weil Julie glaubte, daß sie ihn liebe. War es denn wahr? Er hatte es sich noch gar nicht klar gemacht. Und wird sie denn stark genug sein, das Leben draußen zu tragen?

Ihm würde sie überall fehlen, gestand er sich ein; sie war ihm lieb — wie eine Schwester, eine Freundin, sagte er sich. Eine große Traurigkeit überkam ihn.

Ermattet warf er sich ins Moos; lange lag er und starrte in das dunkle Grün der Tannentwipfel über ihm. Vielleicht ist's doch besser, sie geht, dachte er schließlich, wenn es mir und ihr auch wehe thut.

Es herrschte tiefe Stille um ihn, die durch ferne Kuckukrufe nur noch deutlicher zu seinem Bewußtsein kam. Er wußte nicht, wo er sich befand; es mußte auch schon spät sein, denn die Sonnenstrahlen fielen schräg durch das Geäst der schlanken, glattstämmigen Weißtannen. Der Boden war mit Moos und Farnkraut bedeckt, einige späte Heidelbeeren hingen noch an den niederen Stauden.

Er stand auf, um den Weg zu suchen. Da mußte doch wohl die Mairisenbacher Sägmühle in der Nähe sein. Richtig — dort unten hörte er auch den Bach rauschen. Müde und hungrig machte er sich auf den Weg; er hatte ein gutes Stück bis heim.

Sein armes Weib, was mochte sie jetzt machen! Wie gedankenlos war er doch gewesen, diese ganze Zeit; wie mußte sie gelitten haben, bis dieser Ausbruch heute kam; er machte sich Wortwürfe und gelobte sich, daß er's wieder gut machen wolle, sie sollte ihm nichts vorzutwerfen haben. Er war ein Mann und kein Knabe, er konnte, was er wollte.

Energisch warf er den Kopf zurück und trat aus dem Wald. Als er auf der fahlen Berghöhe fortschritt, wo der Wald durch einen Sturm vor Jahren entwurzelt worden war, merkte er, daß ein Gewitter am abendlichen

Himmel aufzog; ein kalter Windstoß veranlaßte ihn, den Rock anzuziehen. Er beschleunigte seine Schritte; daheim mochten sie sich ängstigen. Das Wetter rückte näher, es blißte und donnerte, und der Regen begann in Strömen zu gießen. Der Himmel wurde immer finsterner, aber er kannte jetzt den Weg.

Nach langem, ermüdendem Wandern war er endlich daheim, durchnäßt und erschöpft. Im Wohnzimmer war Licht, aber es war ganz still, die Kinder schliefen wohl schon.

Als er den nassen Gartenweg herunterkam, wo die tropfenden Dahlien ihn streiften, bemerkte er, wie sich ein schwarzer Schatten von der Hausthür loslöste. Seine Frau stürzte ihm entgegen und hängte sich schluchzend an seinen Hals.

„Theodor, verzeih mir, mache alles, wie du's willst, nur sei mir wieder gut.“

Er küßte die zitternde Frau liebevoll und sagte: „So, nun kann die Sonne wieder scheinen, und morgen reden wir weiter; jetzt aber bin ich hungrig, müde und naß und möchte mich in deine Pflege begeben.“

„Du Armer,“ und eilig sprang sie die Treppe hinauf, um ihre Liebe und Reue in Thaten umzusetzen. Das Mädchen war schon zu Bett; in der finstern Küche blieb sie einen Augenblick stehn, faltete die Hände und sagte innig: „Lieber Gott, ich danke dir.“

* * *

Lucie saß währenddes in ihrem Zimmer; sie hatte schon am Mittag einen Brief geschrieben an ihre Tante und endlich den Entschluß gefaßt, von hier fortzugehn. Aber rasch; je kürzer der Abschied, um so besser; sie traute sich nicht viel Kraft zu.

Die heutigen Vorgänge im Haus waren ihr nicht ganz verborgen geblieben. Der Pfarrer war so plötzlich fortgerannt, sie hatte ihn gehen sehn, und am Thürenzuschlagen merkte sie, daß er zornig war. Seine Frau hatte den ganzen Mittag Migräne gehabt und war nicht erschienen; dazu Roberts Erzählung, „Vater sei so arg böse gewesen und Mutter habe geweint.“

Sie wollte ja schon lange gehn, denn sie fühlte, daß es mit jedem Tag schwerer werden würde. Es war so schön gewesen, so unsag-

bar schön. Wie geborgen hatte sie sich gefühlt in seiner Hand, wieviel Gutes und Edles war in ihr erwacht und strebte jetzt ans Licht. Sie würde nun wieder leben können, da sie lieben konnte. Es gab noch etwas für sie auf dieser Welt, bei dem ihre Gedanken freudig verweilen konnten. Tausendmal lieber unglücklich lieben, als gar nicht lieben.

Sie stand am offenen Fenster und schaute zum Himmel; in der Ferne wetterleuchtete es noch: „Ich wünschte, ich könnte beten, damit ich für ihn beten dürfte.“

Tapfer kämpfte sie das Weh der Trennung hinunter und fing an, ihre Sachen einzupacken, damit sie morgen fort könnte. Als sie aber im Bett war und wußte, es war zum letztenmal unter diesem Dach, da brach der mühsam zurückgedrängte Schmerz durch, und schluchzend barg sie ihren Kopf in den Kissen.

* * *

Am andern Tag ging Lucie. Von schwerer Sorge befreit, hatte Frau Döring ausgeatmet, als sie ihren Entschluß mitteilte; sie hatte nicht gefragt warum, sie hatte ihr nur die Hand gedrückt und sich nicht bemüht, ihre Erleichterung zu verbergen.

Döring hatte nur genickt, als seine Frau in sein Zimmer kam, um Luciens Fortgehn mitzuteilen. Eifrig schreibend saß er am Tisch und schob ihr einen Bogen hin.

„Schau, wie ich fleißig gewesen bin, das ist der Anfang zu meinem längst geplanten Buch ‚Determinismus im Christentum‘.“

Er hatte sich in die Arbeit geflüchtet. Aber als seine Frau draußen war, ließ er die Feder sinken und nahm sie auch nicht mehr auf. Also heute schon! Mußte es denn so rasch sein?

Das Mittagmahl verlief schweigend, und nur die Kinder entwickelten ihren gewohnten Appetit. Döring aß hastig, ohne zu wissen was. Lucie brachte keinen Bissen über die Lippen; das Herz war ihr wie zugeschnürt; ihre Hände waren kalt und ihr Gesicht blaß. Schwarze Ringe lagen unter den großen, übermäßig aussehenden Augen.

Der Pfarrerin Herz ward weich; es lag überhaupt seit gestern eine zärtliche Milde in ihrem Wesen. Als sie Abschied von Lucie nahm, schloß sie sie in die Arme und

küßte sie, während beiden die Thränen in die Augen traten.

Hermann hatte von den letzten Sommerblumen einen Strauß gebunden. Heute war er sicher vor des Vaters Rederei; dieser hatte ihm sogar freundlich auf die Schulter geklopft und gesagt: „Na, Kopf hoch, mein alter Junge.“

„Geh du allein mit Lucie an die Bahn, Theodor,“ hatte die Frau gebeten; und nun stand er wartend mit der kleinen Reisetasche, bis sie von allen Abschied genommen hatte. „Sie geht zu einer kranken Tante,“ hatte die Mutter die neugierigen Fragen der Kinder beschwichtigt.

Schweigend schritten nun die beiden durch das Dorf; es war ziemlich menschenleer. Ein feiner Regen rieselte vom gleichförmig grauen Himmel; die Straße war schmutzig, und in den Pfützen schnatterten die Enten.

Es war eine halbe Stunde bis zur Station, der Weg ging durch abgeerntete Kornfelder und Wiesen.

„Sie werden mir manchmal schreiben, gelt Lucie?“

Sie nickte nur.

„Was denken Sie jetzt anzufangen?“

„Zuerst gehe ich zu einer Tante. Früher floh ich stets ihre Gesellschaft, denn sie ist alt und wunderbar.“

Wieder herrschte eine Weile bedrücktes Schweigen.

„Ich will sehen,“ meinte sie dann, „ob ich geeignet sein werde, Kranke zu pflegen.“

„War Ihnen das nicht besonders unangenehm?“

„Ja, aber ich glaube, ich kann es jetzt; ich habe mich sehr verändert in letzter Zeit.“ Und nach einer Pause: „Das verdanke ich Ihnen.“

„Ich werde Sie sehr in meinem Leben vermissen, mehr als ich mir einzugestehen wage.“ Döring schaute sie nicht an, als er das sagte.

Ein kleiner, barfüßiger Junge kam hinter ihnen her, das Stationsgebäude war in Sicht. Lucie zog den Schleier über ihr Gesicht und kämpfte tapfer mit den Thränen.

Es war leer auf dem Bahnhof, nur ein Beamter schritt mit verdrossenem Gesicht durch den Regen. Nun brauste der Zug heran;

noch einmal schaute sie dem Freund in das bekümmerte Gesicht, ein letzter Händedruck.

„Wir bleiben Freunde, Lucie? Gott behüte Sie.“

„Ich wünschte, ich könnte sagen,“ flüsterte Lucie leise, „dein Gott sei mein Gott, aber es geht auch so.“

Ein letzter Blick, sie stieg ein, und fort eilte der Zug.

* * *

Wochen waren vergangen; es war Herbst geworden. Kalt wehte schon der Novemberwind über die leeren Felder; im Garten senkten die erfrorenen Dahlien die schwarzen Köpfe; nur die Winterastern gewährten mit ihren zarten lila und weißen Blüten einen freundlichen Anblick.

Das Ehepaar saß im Studierzimmer beisammen, aus dem Wohnzimmer hörte man das Loben der Kinder herüber. Es klopfte; man brachte die Post. In dem dicken Pack Zeitungen fand sich auch ein schmales, gelbliches Couvert, von Lucie. Ungebuldig rissen Dörings Finger den Umschlag auf. Bald vier Wochen hatte er nichts von ihr gehört, zu lang für seine Sehnsucht. Er las:

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren letzten Brief, der mir viel wert gewesen ist. Es ist gut von Ihnen, daß Sie mich nicht aufgeben wollen; ich bin ja ein sehr geeignetes Objekt und sehr bedürftig eines Seelsorgers. Ob Sie als Pfarrer aber viel Freude an mir erleben werden? Vielleicht eher als Mensch, und das ist auch etwas. Wenn Ihr Gott so groß ist, wie Sie mich versichern (den man mich keinen lehrte, war es nicht, der eiferte um seine Ehre), dann wird ihn mein Meinen und Zweifel nicht weiter erzürnen. Drum dürfen Sie sich auch nicht sorgen um mich, denn ich kann Ihnen sagen, daß mir's eben trotz allem besser geht, als seit vielen Jahren. Ihr Werk! — Sie werden sagen: Gottes Werk!

Meine Thätigkeit als Pflegerin hier sagt mir zu. Ich habe die Frauenstation, ein Feld, auf dem man sich immer neue Entrüstungsvorräte holen kann und Beweise genug, um die Abscheulichkeit der Männer zu brandmarken. Meine Patienten erzählen mir viel,

und wo sie schweigen, reden ihre Leiden, die abgekehrten Glieder, die Schmerzensschreie und die Apathie, in die manche versunken sind.

Es sind zwei Säle; ich habe die sogenannten Anständigen; Schwester Martha, eine Diaconissin, ist bei den Prostituierten, doch werden wir nächstens tauschen. Ich könnte Ihnen viel berichten; jetzt habe ich auch gelernt, ohne Ohnmachtsanwandlungen die schrecklichsten Operationen mit anzusehn; der gütige Gott muß sehr starke Nerven haben, daß er diese Notschreie aus Millionen Frauenthelen mit solchem Gleichmut ertragen kann. Doch damit darf ich Ihnen nicht kommen mit Ihrem starkmütigen Jakobusprogramm: „Achtet es eitel Freude, wenn ihr in mancherlei Ansechtungen fallt.“ Trotzdem wünsche ich, daß Ihnen solche Ansechtungen erspart bleiben, wenn nicht um Ihretwillen, so vielleicht um meinetwillen, denn ich bin noch weit entfernt, dieses Programm zu dem meinen gemacht zu haben. Was Sie trifft, schlägt auch mich.

Ich komme Ihnen wohl sehr erziehungsbedürftig vor? Also zeigen Sie, was Sie können und machen Sie Ihr seelsorgerisches Meisterstück an mir. In den langen Nächten, in denen ich wachen muß, habe ich viel Zeit, an alles zu denken, und das Heimweh will mich manchmal überkommen. Ich wünschte, ich könnte Sie wieder einmal lachen hören. Grüßen Sie Ihre Frau.

Von Herzen bleibe ich

Ihre Lucie Zimmermann.

Schweigend reichte Döring den Brief seiner Frau hinüber, dann ging er ans Fenster und blickte still in den Garten hinunter. Seine Gedanken waren bei Lucie, er sah sie in der schlichten Tracht der Pflegerinnen von Bett zu Bett gehn, nicht gerade fröhlich, aber heiter. Es ist gut so, wie alles gekommen ist, dachte er, und ich glaube, daß sie zu überwinden beginnt. Mein Buch macht bei alledem auch gute Fortschritte.

Frau Döring las indes den Brief; dazwischen beobachtete sie ihres Mannes träumerisches Hinausstarren. Als sie geendet hatte, stand sie auf, trat zu ihm hin, legte den Kopf an seine Schulter und sagte leise: „Mein lieber, lieber Mann.“

Frauentage.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Für die deutsche Frauenbewegung beginnt langsam die Zeit der Erfüllung. Dafür durfte die 20. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, die vom 1. bis 4. Oktober zu Königsberg i. Pr. abgehalten wurde, als Beweis gelten.

Ein solcher war schon der offizielle Empfang und die Bewirtung der Teilnehmerinnen an der Versammlung durch die Stadt Königsberg, ein solcher die gegen Schluß der Tage mehr und mehr ins Riesenhafte wachsende Beteiligung an den Verhandlungen, so daß der größte Saal der Stadt, der geräumige Börsensaal, die Zahl der Herbeiströmenden nicht zu fassen vermochte; der bedeutsamste vielleicht aber ist die Begrüßungsrede des Oberbürgermeisters Hoffmann, die offen den Wert der Frauenarbeit für die Gemeinde anerkennt, und damit das Erreichen der nächsten Stufe, die die Frauenbewegung sich gesetzt hat, in nicht allzuferne Aussicht stellt. Nach einigen freundlichen Willkommensworten ging der Redner auf die ernste Arbeit ein, die die Frauen nach Königsberg geführt habe:

„Man raunt sich sogar ins Ohr, die Arbeit gelte dem Wettkampf mit der Männerwelt. Da sollten wir wohl gar auf der Hut sein, unsre Stellung verpallidieren und mit dem schweren Geschütze der Rechte und des Gebrauchs, oder auch der Vorurteile und des Mißbrauchs vorgehen. Das werden wir nicht thun, und wenn es bisher manches Mal auch so geschienen, als mißgönnte die Männerwelt den Frauen die Entfaltung ihrer Arbeitskraft oder das Streben nach höherer geistiger Bildung, so war daran gewiß nicht Brotnöth oder Veringschätzung, sondern einzig wohl die Selbstgefälligkeit schuld, die uns glauben ließ, im Manne sei alles vereinigt, was des Weibes Seele erfüllen und erheben kann. Diese Selbsttäuschung hat, Gott sei's gedankt, schon lange der Selbsterkenntnis Platz gemacht. Wir räumen es ein, daß nur wenige unter uns jenem Bilde gleichen, welches des Weibes Sinn und Wesen bauernd und ausschließlich fesseln soll. Der prometheische Funke des Forschungstriebes ist auch der Frauennatur nicht vorenthalten worden, und ungezählte Angehörige des weiblichen Geschlechts sind gezwungen, eine Zeit lang oder auch lebenslang für sich allein stehend den Kampf ums Dasein aufzunehmen. Zu diesem Kampfe das Rüstzeug zu schmieden, Tausenden und Abertausenden, vielleicht Millionen Frauen die Fähigkeit zur wirtschaftlichen Selbstständigkeit beizubringen, dies glaube ich als eins der schönsten Ziele der Frauenbewegung erkannt zu haben.

Die wirtschaftlichen und kulturellen Wirkungen dieser Bestrebungen sind zu groß, als daß die Verwaltungen großer Gemeinwesen ihnen aus dem Wege gehen könnten. Im Gegenteil, die Kreise kommunaler Verwaltung kreuzen sich an manchen Stellen mit jenen Bestrebungen. Auch Ihr diesmaliges Programm bestätigt diese Behauptung. Das Kostkinderwesen untersteht der kommunalen Waisenspflege, hier wie auf den Gebieten der Sorge für die Notleidenden und Kranken sind wir schon lange auf die Hilfe edler Frauen angewiesen. Andererseits hoffen Sie bei Gründung und Unterhaltung weiblicher Fortbildungs- und Erwerbsschulen von den Kommunen thätkräftige Beihilfe. Auch wir, die städtischen Verwaltungen, haben ein Interesse daran, daß die Ansichten über das Erstrebenswerte und Erreichbare bei Zeiten geklärt werden, damit dem Verfehl anheimfallende Versuche vermieden werden. Hiernach werden Sie, verehrte Damen, es erklärlich finden, daß die städtischen Behörden Ihren Beratungen mit großem Interesse entgegensehen, daß sie Ihren Verhandlungen den besten Erfolg wünschen, sie selbst aber von denselben eine reichliche Ausbeute von Fingerzeigen und Winken erhoffen. So heiße ich Sie alle, werte Festgenossen, namens der Stadt Königsberg herzlich willkommen.“

In der That haben Mitglieder städtischer Behörden den Verhandlungen vom Anfang bis zum Schluß mit regster, zum Teil thätiger Teilnahme beigewohnt.

Diese Verhandlungen zerfielen wie gewöhnlich in zwei Teile: die eigentliche Generalversammlung, die die engeren Angelegenheiten des Vereins zu erledigen hatte, und den damit verbundenen Frauentag, der die Bestimmung hat, die leitenden Ideen der Frauenbewegung in die Weite zu tragen.

Aus der Generalversammlung sei zunächst das Wichtigste verzeichnet.

Der Rechenschaftsbericht, den Auguste Schmidt, die sich auch diesmal wieder alle Herzen gewann, als Vorsitzende gab, enthüllte ein Anwachsen der Thätigkeit des Vereins und der ihm angehörenden Zweigvereine und Ortsgruppen nach allen Richtungen hin. Mit Entschiedenheit wurde auf die bürgerliche und politische Gleichberechtigung als letztes Ziel der Frauenbewegung hingewiesen, zugleich aber betont, daß der Weg dahin die Arbeit sei, wie sie innerhalb der Zweigvereine des Verbandes von jeher geübt wurde. Diese Arbeit hat schon seit lange sozialen Charakter getragen; von jeher hat auch die Erweiterung der öffentlichen und privaten Rechte der Frau auf dem Programm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins gestanden. Seine Eigenschaft als juristische Person hatte aber bisher daran gehindert, dies Programm zu vollem statutarischen Ausdruck zu bringen. Die Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuchs und andre mit dem sächsischen Vereinsrecht zusammenhängende Umstände ließen jetzt endlich die betreffende Statutenänderung zu, so daß das Arbeitsprogramm des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und sein Statut sich jetzt decken.

Die Einzelberichte über die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein unterhaltenen Gymnastikurse für Mädchen (Fräulein Dr. Windscheid) über die verschiedenen Veranstaltungen für Rechtschutz (Leipzig: Frau Luise Pache; Hamburg: Frau Eichholz; Frankfurt a. M.: Frau Bröll) über Volks-Unterhaltungsabende (Frau Marie Hecht) vervollständigten das Bild der Thätigkeit des Vereins; ein von Frau Eichholz eingebrachter Dringlichkeitsantrag in Bezug auf die Einbeziehung der Hausindustrie und Heimarbeit unter die §§ 135 bis 396 der Gewerbenovelle wurde der Arbeiterinnenschutz-Kommission des Bundes Deutscher Frauenvereine zur Erledigung überwiesen. — Allerlei Anregungen, u. a. die von Fräulein Dr. A. Gebser in Bezug auf die Reformkleidung — von Frau Oberstabsarzt Jäger in Bezug auf hygienische Reformen — wurden mit Interesse entgegengenommen.

Auch der Charakter der auf dem Frauentag gehaltenen öffentlichen Vorträge zeigte ein durchaus einheitliches Bild; bis auf wenige, die der Verbreitung der allgemeinen Ideen der Frauenbewegung zu dienen bestimmt waren, entrollten sie Bilder geleisteter und noch zu leistender Arbeit, durchweg von Berichterstatterinnen gegeben, die selbst mitten in dieser Arbeit stehen und das betreffende Gebiet theoretisch und praktisch beherrschen. Das nachstehende Programm mag zunächst den äußeren Rahmen veranschaulichen:

1. Bericht über die Wirksamkeit des Königsberger Vereins „Frauenwohl“, erstattet durch dessen Vorsitzende, Frau Pauline Bohn, Königsberg.
2. Vortrag von Frau Henriette Goldschmidt, Leipzig: „Die Frau in der bürgerlichen Gemeinde.“
3. Vortrag von Frau Helene von Forster, Nürnberg: „Reform des Kostkinderwesens.“
4. Bericht über das (unter Leitung von Frau Betty Naue stehende) Münchener Arbeiterinnenheim.
5. Bericht über Hauspflege, erstattet von Fräulein Bertha Lappenheim, Frankfurt a. M.
6. Vortrag von Fräulein Margarete Henschke, Berlin: „Obligatorische Fortbildungsschulen für Mädchen.“
7. Referat über Obst- und Gartenbau als Erwerb für Frauen, erstattet durch Fräulein Anna Blum, Spandau.
8. Vortrag von Fräulein Alice Salomon, Berlin: „Arbeiterinnenschutz.“
9. Vortrag von Frau Vieber-Böhm, Berlin: „Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit.“
10. Vortrag von Frau Marie Stritt, Dresden: „Die Stellung der Frau im Neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.“
11. Vortrag von Fräulein Helene Lange, Berlin: „Weltanschauungen.“

Als hervorstechenden Zug sämtlicher Vorträge darf man wohl die eingehende Sachkenntnis, die logische Schärfe und das mutige Eintreten auch für die letzten, aus dem Gegenstand sich ergebenden Konsequenzen hervorheben. Energisch wurde die Forderung der Beteiligung der Frau an den kommunalen Arbeiten betont, da nur so die Durchführung auch der Aufgaben, die der Verein auf sein Programm gesetzt hat, gesichert erscheine; energisch das Eintreten für die Arbeiterinnen und die Solidarität der Frauen aller Gesellschaftsklassen; ebenso entschieden die Notwendigkeit des Kampfes gegen Unfittlichkeit und Alkohol, energisch endlich die Forderung einer Änderung des Familienrechts, das der Frau und Mutter eine entwürdigende Stellung antweist. Und

wieder und wieder wurde auf die Notwendigkeit eines Einflusses der Frauen auf die Gesetzgebung, auf das Frauenstimmrecht, hingewiesen.

Daß das alles geschehen konnte, ohne irgendwelche Mißstimmung hervorzurufen, das verdanken wir außer der Vorarbeit unserer Pionierinnen in erster Linie der Art, wie diese Forderungen vertreten wurden, wie man die geschichtlichen Entwicklungsmöglichkeiten dabei im Auge behielt und sich bewußt blieb, daß das Fundament vor dem Giebel errichtet werden muß. Nicht von heute auf morgen werden sie erfüllt werden, aber dieser letzte Frauentag des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins im scheidenden Jahrhundert darf doch dem kommenden ein freudiges: Glück auf! zurufen; die Grundlagen für das Gebäude der Zukunft sind nicht auf Sand gebaut; ihr fester Grund ist redliche Arbeit gewesen.

Diese Stimmung erfüllte die Versammlung, erfüllte eigentlich ganz Königsberg; sie ist bis zum Schluß durch nichts getrübt worden. Daß der noch vor einem Jahrzehnt ziemlich schwierige Boden so gut bereitet war, dafür gebührt der Dank nicht zum geringsten der rührigen, unermüdet arbeitenden Vorsitzenden des Königsberger Vereins Frauentwohl, Frau Pauline Bohn, die wir unsren Leserinnen hiermit im Bilde vorführen, und die im Verein mit ihren Vorstandsdamen und andren Helferinnen dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein in großartiger Gastfreundschaft die Stätte bereitet hatte.

Nach Schluß des Frauentages fand noch eine von Fräulein Alice Salomon einberufene und geleitete Versammlung junger Mädchen statt, die sie für die Arbeit in Haus und Gemeinde (in der Art der Mädchengruppen in Berlin) zu gewinnen suchte. Auf 20—30 hatte sie gerechnet — über 500 junge Mädchen erfüllten die Aula des Kneiphöfischen Gymnasiums — zahlreiche andre hatten zurückgehen müssen. Fräulein Salomon entwickelte einen wohlgegliederten Plan, der die Teilnahme der jungen Mädchen auf den verschiedensten Gebieten der Wohlfahrtspflege umfaßte; in hellen Scharen eilten Arbeitswillige herzu, wie es denn überhaupt als einer der schönsten Erfolge der Königsberger Tage gelten kann, daß den vielen Wohlfahrtsveranstaltungen, denen die Helferinnen mangelten, ein neuer Zufluß von Arbeiterinnen gesichert ist.



Frau Pauline Bohn.

Vorsitzende des Vereins Frauentwohl in Königsberg i. Pr.

* * *

Unmittelbar nach der Königsberger Versammlung tagten in Berlin die Delegierten der mit dem Verein Frauentwohl-Berlin noch zusammenhängenden Zweigvereine. Die dort behandelten Themen deckten sich mehrfach mit den vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein jetzt oder früher erörterten; so die Beteiligung der Frau an der kommunalen Arbeit, die Arbeiterinnenfrage bezw. Arbeiterinnenschutz, die Sittlichkeitsfrage, die Gefängnisfrage. Auch die dort gestellten Forderungen waren dieselben, wie sich denn ja bei den deutschen Frauenvereinen, die in der Bewegung stehen, kaum ein Unterschied in Bezug darauf nachweisen lassen dürfte. Sie sind sich völlig klar darüber,

daß nur volle Beteiligung am Gemeindeleben und an der Gesetzgebung ihnen die wirksame Durchführung ihrer Kulturmission sichert.

Es ist gewiß wünschenswert, daß die Besprechung dieser Fragen möglichst vielfach und vielseitig geschieht, und unzweifelhaft ist in den in Berlin gehaltenen Reden manch gutes und tüchtiges Wort enthalten. Frau Zerbst brachte Einzelheiten über die Arbeiterinnenfrage, die, wenn sie auch nicht neu waren, doch gleich dem Ceterum censeo immer dem Gewissen der Mitlebenden wieder nahegebracht werden müssen; Fräulein Dr. Augspurg stellte die oft gestellten Forderungen in Bezug auf die Beteiligung der Frau an der kommunalen Verwaltung in scharf gegliederter, übersichtlicher Weise zusammen; Fräulein Pappritz schärfte, wie wir es so oft von Frau Wieber-Böhm gehört haben, eindringlich die Gewissen in Bezug auf die Sittlichkeitsfrage, und Fräulein Friedländer behandelte die von Fräulein Marie Mellien zuerst auf die Tagesordnung der Frauenvereine gebrachte Gefängnisfrage — ohne freilich deren Initiative zu erwähnen.

Alle diese Fragen können, wie gesagt, gar nicht oft genug und eingehend genug besprochen werden. Es ist sehr erfreulich, daß auch der vom 18.—21. Oktober tagende Allgemeine bayerische Frauentag einen Teil davon auf sein Programm gesetzt hat. Es gilt, das von Luise Otto begonnene und von den tüchtigsten Kräften bis jetzt geförderte Werk heute, wo die unermüdlige Arbeit unserer Vorgängerinnen endlich freiere Bahn geschaffen hat, nach jeder Seite hin auszubauen und zu ergänzen.

Das also wäre freudig zu begrüßen. Aber auf den Delegiertentag des Vereins Frauenwohl fällt ein ganz neues Licht durch einen Vortrag von Fräulein Lischnewska, der, von Seiten der Delegierten unwidersprochen geblieben,¹⁾ offenbar die Anschauungen der Versammlung wieder spiegelte und das Programm des auf dem Delegiertentag beschlossenen neuen Verbandes enthält. Für den Kenner der deutschen Frauenbewegung brachte er unerwartete Überraschungen. Es ist da eine ältere und eine jüngere Richtung unterschieden. Die Führerinnen der älteren, heißt es, seien vor neuen Ideen zurückgeschreckt, um sich in idealen Träumen zu ergehen. Da kam die jüngere Richtung mit neuen Ideen, neuen Forderungen: die Sittlichkeitsfrage, das Frauenstimmrecht, die Reform des Familienrechts, der Eintritt der Frau in die kommunalen Ämter, die Reform der Frauenkleidung, die Gründung von wissenschaftlichen Vorbildungsanstalten für schulpflichtige Mädchen. Alle diese Fragen seien von ihnen zuerst aufgeworfen worden. Die ältere Richtung, die nur die Erwerbsfähigkeit ins Auge faßte, habe, die Rednerin erkläre das ausdrücklich, nicht eine von diesen Ideen und Forderungen erhoben. Die jüngere Richtung übe scharfe Kritik am Bestehenden, sie verfolge die Arbeit der Gesetzgeber, die Presse habe sich ihr rückhaltlos erschlossen. Die ältere Richtung habe von den Jüngeren, den „Radikalen“, urteilslose Ergebenheit verlangt — es bestehe das Bestreben, sie an die Wand zu drücken. Um die neuen Ideen im Bunde deutscher Frauenvereine erfolgreich zu vertreten, müsse man zu einem festen Verbande zusammentreten.

Im ersten Augenblick stuzte ich — das hatte ich doch alles schon einmal gelesen — so oder ähnlich — wo doch gleich? Plötzlich ging mir ein Licht auf — nicht in Prosa, sondern in Versen war's, in Goethes kostbarer *Baccalaureus*-Scene —

„Indessen wir die halbe Welt gewonnen,
Was habt ihr denn gethan? genickt, gesonnen,
Geträumt, erwogen, Plan und immer Plan —“

Und weiter:

„Dies ist der Jugend edelster Beruf!
Die Welt, sie war nicht, eh' ich sie erschuf;
Die Sonne führt ich aus dem Meer herauf;
Mit mir begann der Mond des Wechsels Lauf
Auf meinen Wink, in jener ersten Nacht,
Entfaltete sich aller Sterne Bracht.“

¹⁾ Er ist inzwischen offiziell als „ausgezeichnet“ anerkannt worden. „Die Frauenbewegung“ vom 15. Oktober 1899.

Wer, außer mir, entband euch aller Schranken
 Philisterhaft einlemmender Gedanken?
 Ich aber frei, wie mir's im Geiste spricht,
 Verfolge froh mein innerliches Licht
 Und wandle rasch, im eigensten Entzücken,
 Das Helle vor mir, Finsternis im Rücken."

Und eigentlich wäre es auch genug mit des alten Mephisto köstlicher Antwort:

„Original, fahr hin in deiner Pracht!“ —

wenn nicht die unglaubliche Harmlosigkeit so mancher unsrer politischen Zeitungen, die vermutlich ihrem jüngsten Reporter die Rubrik „Frauenbewegung“ zur Übung anvertrauen, diese Versicherung der „Jüngsten“ für bare Münze genommen und ihren Lesern weitergegeben hätte. So sei denn in aller Kürze daran erinnert, daß die Sittlichkeitsfrage schon in den sechziger und siebziger Jahren unter einem Martyrium, von dem diese „Jüngsten“ nichts ahnen, von Frau Guillaume-Schad mit solcher Energie vertreten worden ist, daß ihre polizeiliche Ausweisung aus vielen Städten erfolgte; daneben sei nur noch Marie Hofmann genannt. Es sei ferner erwähnt, daß die Reform des Familienrechts nicht nur zuerst von Luise Otto Peters mit scharfer Begründung als notwendig hingestellt worden ist (die darauf bezügliche Petition, bei Abfassung des neuen Bürgerlichen Gesetzbuchs der Frau im Familienrecht die ihr gebührende Stellung als Rechtspersönlichkeit zu geben, wurde vom Reichstag der Kommission für das Bürgerliche Gesetzbuch zur Berücksichtigung empfohlen), sondern auch die überaus wirksame „Petition und Begleitschrift, betreffend das Familienrecht“ zc. (Leipzig, Moritz Schäfer), die der Vorstand des Bundes Deutscher Frauenvereine s. Z. dem Reichstag einreichte, von zwei Mitgliedern der „älteren Richtung“, Auguste Schmidt und Henriette Goldschmidt-Leipzig verfaßt worden ist. Es sei dann daran erinnert — ich gebe nur rasch ein paar der bekanntesten Thatsachen — daß die Gründung wissenschaftlicher Vorbildungsanstalten für Mädchen schon Ende der sechziger Jahre mit aller nur wünschenswerten Entschiedenheit von Luise Büchner, Ulrike Henschke u. a. verlangt worden ist. „Halb, halb, halb,“ das möchte Luise Büchner über jede deutsche Mädchenschule schreiben, „bis es endlich ein Herz erbarmte.“ Und 1872 — das so nebenbei — verlangten J. Mitheue und M. Stoepliasius unter ganz anders schwierigen Verhältnissen, als die „Jungen“ sie jemals gekannt haben, eine akademische Bildung für Lehrerinnen. Der Eintritt der Frau in die kommunalen Ämter ist eine der ältesten Forderungen der deutschen Frauenbewegung; auch hier greife ich nur rasch eine Gedächtnisthatfache heraus: 1875 forderte Frau Henriette Goldschmidt auf dem Frauentag in Gotha die Einstellung der Frau bei der Sittenpolizei, in Kranken-, Armen- und Arbeitshäusern, Gefängnissen, Volkstüchen und Schulen. Diese Forderungen sind seither immer wieder unermüdllich gestellt worden. Für die Arbeiterinnen — auch den Gedanken der Solidarität aller Frauen haben natürlich die „Jungen“ nach ihrer Meinung zuerst gehabt — ist der Allgemeine Deutsche Frauenverein schon seit seiner Begründung eingetreten. An den 1867 in Hamburg tagenden Kongreß der volkswirtschaftlichen Vereine wurde die Bitte gerichtet, sich der Interessen der Arbeiterinnen anzunehmen; der Arbeitertag in Gera wurde gleichfalls 1867 aufgefördert, der Frauenarbeit nicht hindernd in den Weg zu treten. Als dann die Lohnverhältnisse der Frauenarbeit immer schlechter wurden, bildeten die damit zusammenhängenden Fragen den Gegenstand lebhaftester Erörterungen auf den Generalversammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Lübeck (1881) und Düsseldorf (1883), wo Marianne Menzler, in Weimar (1885), wo Julie Bertram auf das entschiedenste für Organisation der Arbeiterinnen, Entfernung der Zwischenpersonen, Rechtsschutz, Lohnreformen zc. eintraten. Daß Luise Otto „in ihren Kreisen kein Verständnis“ für diese Gedanken fand, die seither immer wieder zur Erörterung gekommen sind, ist einfach eine Unwahrheit. Wenn aber Gedächtnis und Studium nicht in diese aschgraue Ferne zurückreichten, so hätte doch vielleicht das überaus wirksame, sachkundige Eintreten von Frau Elisabeth Gnauck-Rühne für die Arbeiterinnen, so hätten die Arbeiten von Gertrud Dyhrenfurth vielleicht

bekannt sein dürfen. In der unendlichen Mühe und dem warmen Interesse, das diese „bürgerlichen“ Frauen an ihre Untersuchungen über Lohn- und Lebensverhältnisse der Arbeiterinnen gesetzt haben, liegt ein Stück Solidaritätsgefühl, das für sich selbst spricht.

Das sind nur so ein paar Stichproben in Bezug auf die „Ideen und Forderungen“ der Alten; hätte ich die Geschichte der deutschen Frauenbewegung zu meinem Spezialstudium gemacht, so würde ich mit bedeutend mehr aufwarten können.

Und was endlich das Frauenstimmrecht angeht, so ist es von vornherein ein Bestandteil des Denkens unsrer Pionierinnen gewesen. Um nur einige von denen zu nennen, die noch leben: glaubt Fräulein Wischniewska vielleicht, daß Jenny Hirsch, die Übersetzerin der „Subjection of Woman“, Lina Morgenstern, Henriette Goldschmidt, Henriette Tiburtius, Mathilde Weber, Auguste Schmidt nicht ebenso genau wie sie wissen, daß nur das Frauenstimmrecht die übrigen Rechte der Frau gewährleisten kann? Wenn wir aber heute davon sprechen können, so ist es, weil sie weise davon geschwiegen haben. Und wenn Fräulein Wischniewska findet, daß der älteren Richtung „das Spielende, Kindliche“ anhaftet, nun, das ist eben Ansichtssache. Mir macht es einen kindlichen Eindruck, wenn ich lese, daß Frau Sauer den Abgeordneten Hirsch an seine Zusage erinnert habe, dafür zu sorgen, daß die Frauen das Stimmrecht bekämen. Das Frauenstimmrecht, das bei uns noch in recht weitem Felde liegt, wird das Resultat eines Drucks der öffentlichen Meinung sein, der nicht eher einsetzen wird, als bis die Leistungen der Frauen dazu Veranlassung geben. Vorarbeit durch Erörterung des Themas ist, seit die Zeit es gestattete, seitens der „Alten“ gleichfalls geleistet; u. a. schon durch Fräulein Marie Mellien 1892, dann in ununterbrochener Reihenfolge in Wort und Schrift bis heute hin. Und schon auf der 19. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Stuttgart (1897) ließ die Offenheit, mit der durch den Mund von Marie Hecht das Frauenstimmrecht für den einzig wirksamen Schutz der Frauen öffentlich erklärt wurde, nichts zu wünschen übrig.

* * *

Es ist immer etwas Häßliches um Undank und Selbstüberhebung; am wenigsten aber stehen sie der jetzigen Generation der deutschen Frauen an. Wir können heute ernten, weil unsre Vorgängerinnen gesät haben. Wenn heute den Bestrebungen der Frauen die Presse sich erschlossen hat, wenn einzelne Zeitungen sogar das Lächerliche mit höchstem Ernst berichten (dahin gehört doch wohl der nicht etwa ironisch gemeinte Passus, daß männliche Energie in der Bewegung liege, mit der Fräulein Augspurg — die Asche ihrer Cigarette abstreiche), so möchte das wohl damit zusammenhängen, daß die ältere Generation so lange heroisch ertragen hat, daß das Ernste lächerlich gemacht wurde. Aber die Zeit, in der die Presse kritiklos der Frauenbewegung gegenübersteht, wird sicher kurz bemessen sein; sie wird bald genug die Notwendigkeit einer kritischen Behandlung erkennen. Die hübsche kleine Lektion, die der „Vorwärts“, der natürlich „seine Freude dran“ hat, dem Berliner Delegiertentag erteilt: der Verein Frauenwohl und die verwandten Vereinigungen brauchten nicht zu glauben, daß sie nur dadurch die Anerkennung der Vorgesrittensten erlangen könnten, daß sie in corpore die soziale Frage lösten, — ist einstweilen nicht übel.

Die genannten Vereine sind zu einem Verband zusammengetreten, der im Bunde deutscher Frauenvereine eine hervorragende Rolle übernehmen zu können glaubt. Da er sich nicht eine einzige Aufgabe gestellt hat, die nicht vom Bunde bereits in Angriff genommen wäre oder nicht in der Richtung seiner hervorragendsten Vereine läge, so stände dem durchaus nichts entgegen, wenn er — wirklich arbeiten will. Das werden wir abzuwarten haben. Diese Arbeit wird freilich eine bescheidenere Anschauung von der eigenen Bedeutung zur Voraussetzung haben und eine gründliche Korrektur in Bezug auf die Auffassung der Leistungen der Vorgängerinnen und Mitlebenden. Daß wir heute auf festem Boden stehen, danken wir unsren Vorkämpferinnen in schwerer Zeit,

danke wir auch unsren Studentinnen, Ärztinnen, weiblichen Doktoren, danke wir der von Fräulein Lischnowska so niedrig eingeschätzten Privatthätigkeit. Aus den Reihen derer, die hier Tüchtiges geleistet, sind die ersten Frauen in die kommunale Thätigkeit einberufen worden; von dort wird die Straße weiterführen. Ihnen sei Ehre und Dank. Die Anschauungsweise aber, die den Worten zu Grunde liegt:

„Hat einer dreißig Jahr vorüber,
So ist er schon so gut wie tot.
Am besten wär's, euch zeitig totzuschlagen“ —

die wollen wir ruhig „den Neusten“ überlassen, die ja auf Mephistos klassische Autorität hin „sich grenzenlos erdreusten“ dürfen.



Novemberstürme.

Hoiho! durch die Luft geht wilde Jagd,
Es pfeift und kreischt durch die Föhren.
Die Buche bebt, die Eiche kracht —
Was noch lebt — das gilt's zu zerstören.

Der Herbst sitzt müde von allem Thun
Auf öder Felsen Kanten.
Hat brav gehaust, laßt ihn jetzt ruhn.
Ans Werk ihr, seine Trabanten.

Nun reißt die letzten Blätter vom Baum,
Laßt Ziegelsteine splintern,
Laßt tief hinein in ihren Traum
Die müde Erde zittern.

Hoiho! nun peitscht ihn, den wilden Sturm,
Es geht über Land und Meere.
Daneigt sich — er fällt schon — der spitze Thurm,
Es wankt und kämpft die Galeere —

Die schont, doch das Schiff mit stolzer Pracht —
Der Bug sich spreizt und brüstet —
Das bohrt in den Grund noch diese Nacht.
Wir verderben, wie uns gelüstet.

Und nun singt den herrlichen Lobgesang,
Ihr meine wilden Jungen!
Euch hat bis jetzt ein Lebenlang
Kein Meister noch bezwungen.

Wohin euer rasend Fahrzeug kam,
Da lächelt euch immer Gewährung.
Hoiho, Hojotoh! — noch jeder vernahm
Das prasselnde Lied der Zerstörung.

Nun wirbelt, nun tollt, nun jubelt und lacht,
Nun tötet, mordet und hauset —
Ihr seid ja des Herbstes wilde Jagd,
Seid die Geißel, die trifft und sauset.

Und wenn wir uns gründlich ausgelacht,
Dann jauchzen wir gellenden Ruf —
Und stürzen durch zischender Flammen Pracht
Des Feuers — in den Vesuv.

Miriam Erk.



Mit Henriette Herz nach Italien.

(Aus unveröffentlichten Tagebüchern.)

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 49.)

Henriette Herz geht natürlich Goethes Spuren nach, wenn sie in Italien reist. Wer beherrschte die litterarische Bildung jener Zeit und thäte das nicht! Aber der Enthusiasmus ist andächtiger, jugendfrischer bei ihrer Reisegefährtin. Die hat die „italienische Reise“ mitgenommen und wird von heiligem Schauer erfaßt bei dem Gedanken, daß der alte Lohndiener, der sie in Bologna herumführt, der flinke Jüngling sein könnte, der Goethe „fast in denselben Tagen“ vor 31 Jahren herumjagte.

In Ferrara ist die Goethe-Wallfahrt nicht sehr ergiebig: Ariosts Grab und seine Büste in der Bibliothek, Handschriften von ihm und Tasso, ein alter, wurmfestiger Stuhl, der in irgend einem Zusammenhang mit ihm steht und zum Erstaunen ihrer Reisegefährtin nicht unter der „großen Frau“ zusammenbricht, als sie sich der Pflicht des gebildeten Reisenden, litterarische Erinnerungen möglichst allseitig und erschöpfend zu pflegen, gegen ihn entledigt. Vor allem ist aber doch das Sinnen der Reisenden auf die Räume der Prinzessin, auf persönliche Erinnerungen an sie gerichtet. Ein Vorssaal, der zu einer Kapelle und auf einen weiten, offenen Altan führt, bietet weiter nichts als die Vermutung, daß sie ihn oft betreten, und einige anstoßende Kabinette mit Bacchuszügen und Arabesken von Dosso Dossi entsprechen kaum dem Hintergrund, den ihre Phantasie für das Bild der Eleonore geträumt. Auch das letzte Ergebnis alles Fragens und Forschens ist eine Enttäuschung — weiter nichts, als ein kleiner Spiegel, der so stand, daß ein eifersüchtiger Herzog, namens Alfonso, seine treulos geglaubte Gemahlin unausgesetzt beobachten konnte.

In Florenz steigt man im Hotel Alle Quattro Nazioni ab, „wo die Herz in einem fürstlichen Bett mit seidenen Behängen schlafen wird; meine Phantasie sieht schon eine Krone auf ihrem Haupt.“ Das Haupterfordernis aber für eine Dame, die in einer italienischen Stadt standesgemäß auftreten will, ist ein Cavaliere. Einer ist zu beschaffen in einem Bekannten der Herz, aber einer für zwei Damen, das ist weder aristokratisch noch überhaupt anständig. Signora Dombrowska, die Wirtin, findet es sogar so durchaus unmöglich, daß sie der Herz mit viel Aufopferung und Selbstverleugnung den ihrigen anbietet.

Von nun an ist das Tagebuch voll von Eindrücken der italienischen Natur und Kunst, und es ist eigentümlich, wie die Romantik des künstlerischen Genießens und Schaffens die Berliner Assistenzrats Tochter des alten Regime aus der korrekten Dürftigkeit des heimischen Milieus allmählich löst, wie sie ihr Auge und Herz erschließt für die träumerische Pracht der Kirchen, deren aufstrebende Pfeiler sich oben in farben-

gefättigter Dämmerung verlieren, für die zarte Schönheit ihrer kindlich frommen Madonnen und in Andacht versunkenen Heiligen. Es ist etwas Überwindendes in dieser Richtung, etwas, dem sich kein Künstlergemüt entzieht. Die Herz, als neu getaufte Protestantin und Jüngerin des Schleiermacherschen religiösen Klassicismus, macht in ihren Erinnerungen an Rom¹⁾ dogmatische Betrachtungen darüber; sie veranlaßt Niebuhr, einen protestantischen Geistlichen zur Gegenwirkung nach Rom zu rufen; es wird wohl wenig genügt haben.

Mit Immanuel Bekker geht die Reise von Florenz weiter nach Rom. Er ist übrigens dick und bequem und entspricht nicht ganz den Ansprüchen, den die „große Frau“ an ihren Cavaliere wohl zu stellen berechtigt wäre. Er drückt sich um die Pflicht, seine Damen zur Hochzeit des Kronprinzen von Sardinien in die Kapelle zu begleiten, und läßt die „große Frau“, als der zu einer Ausfahrt bestellte Wagen nicht eintrifft, nicht nur früh um 4 Uhr allein in Florenz nach einem andern herumlaufen, sondern bringt sie auch noch in die unangenehme Situation, mit einem in anbetrach der Morgenstunde sehr unvollkommen bekleideten italienischen Fuhrherrn verhandeln zu müssen. Daß sie sehr verstimmt ist, versteht sich von selbst.

Von zwei Dragonern begleitet, der unsicheren Zeiten wegen, ziehen die Reisenden in Rom ein. „Ecco la porta da Roma“, sagt der eine, „die Herrschaften haben nichts mehr zu befürchten.“ Aus den Träumen von Constantins glänzendem Einzug in die ewige Stadt weckt sie des Professor Bekker nüchterne Frage nach dem deutschen Hotel Franz. Es liegt an der Via Felice, gegenüber dem großen Obelisk und der spanischen Treppe. Ein paar deutsche Künstler, vor allen kenntlich durch die „deutsche“ Tracht, kommen gerade von der Treppe her, als die Herz den ersten Blick aus dem Fenster wirft. „Philippo“, ruft sie erfreut hinaus. Es ist Philipp Weit, der Sohn der Dorothea Schlegel; und mit ihm und Schadow, der wie viele andre in Rom zu Füßen des Fräulein von Härtel „fromm“ geworden, geht es zu Frau von Humboldt, die ganz in der Nähe wohnt.

Der Härtelsche Salon ist so recht eigentlich der Brennpunkt für die religiöse Romantik in der jungen, deutschen Künstlerschaft. Nina von Härtel, der Tieck und Brentano in Wien „zu Füßen gelegen“, der A. W. Schlegel in Florenz allabendlich vorgelesen, hat religiöse Sehnsucht nach Rom geführt. Die sanfte Gewalt ihrer stillen, vornehmen Lieblichkeit macht sie zur Muse der jungen Künstler. Sie ist wie eine der Gestalten aus Fouqués Zauberring mit den träumenden Augen und den lilienweißen Händen. Um die römische Lampe, die Eggers immer so stellt, daß er die Wirtin aus dem Schatten ruhig beobachten kann, sammelt sie ihre Freunde zur künstlerischen Verehrung der Mutter Gottes und aller Heiligen. Auch die beiden Weits und der Kronprinz von Baiern sind häufig ihre Gäste. Später wird sie die Braut Overbecks.

Bei Frau von Humboldt ist es lebhafter und abwechslungsreicher. Alles, was an Fremden in Rom ist, kommt hier zusammen. Die Erzählerin schildert den Humboldtschen Salon, wie sie es fast allabendlich dort gefunden: Henriette Herz und Frau von Humboldt auf dem Sofa, um den Tisch ihre drei Töchter, Gabriele, Caroline und Frau von Hedemann. Auf einem andern Sofa, in einiger Entfernung vom Tisch, die Künstler und daneben ein Stammsitz für den Kronprinzen von Baiern,

¹⁾ Henriette Herz. Ihr Leben und ihre Erinnerungen. Herausgegeben von Ludwig Fürst. Berlin 1850. S. 220 ff.

der ja nicht ruhig schlafen konnte, ehe er nicht in Frau von Humboldt wie in einem Spiegel alles wiedererblickt hatte, was er den Tag über gesehen und genossen.

„Ich habe nie eine Frau gesehen,“ berichtet die Erzählerin, „welche die Gabe der Unterhaltung in so ausgezeichnetem Grade besessen hätte, wie Frau von Humboldt; sie trat nie als Sprecherin hervor, der Zauberton ihrer Stimme erschien immer nur wie eine musikalische Begleitung ihrer Gedanken, die aus dem Herzen kamen. Nie war ein dozirender Ton in ihrer Rede, was man uns deutschen Frauen oft mit Recht vorwirft. Elle savait causer — wofür wir eigentlich kein deutsches Wort haben, denn plaudern ist doch zu gemein für die süße, gemüthliche causerie, die nichts ergründen, nichts bedeuten, nichts mit Ernst berühren will; die Gedanken müssen nur wie Seifenblasen im Sonnenschein glänzen und keine Spur hinterlassen, als das Andenken einer angenehmen Stunde. Wenn sie schwieg, so sprach doch noch das schöne, geistvolle Auge und belebte vielleicht die Gedanken des Beschauenden, denn es war immer ein lebendiges Gespräch in ihrem Zirkel. Dabei machte sie den Thee, alles so einfach und ohne Prunk. Es waren immer mehr Fremde da als Tassen.“

Wie wußte Frau von Humboldt für die Künstler zu sorgen! Hatte irgend einer ein Bild der Vollendung nahe, so mußte jeder Fremde das Atelier besuchen. Er wurde beim nächsten Besuche gleich gefragt, ob er auch da gewesen sei. — War der arme nun auch ganz gleichgiltig für solchen Anblick, so konnte er doch so ungebildet vor ihr nicht erscheinen — und war er ein Enthusiast, nun, so that er wohl mehr als beschauen.

Das Abendmahl von Giotto hatte sie zeichnen lassen, und da die Begeisterung für die ganz alten Meister der Kunst eben zum Himmel stieg, so wurde R. . . . beredet, den Stich auszuführen. Der bedächtige Künstler wollte das Unternehmen wohl nicht ohne einige Sicherheit beginnen, und so verband man sich durch Unterzeichnung zur Ausführung des Kunstwerks. Frau von Humboldt sprach mit allen Fremden mit Enthusiasmus von dem Zauber des Bildes, der Gast ließ sich natürlich begeistern, er versprach, den Künstler aufzusuchen, um zu unterzeichnen. Frau von Humboldt aber war bereit, es ihm zu erleichtern; sie selbst hatte eine Liste auf ihrem Schreibtisch, und so konnte der gute Vorsatz des Touristen nicht in Vergessenheit geraten. Darum wurde sie wohl scherzend die Künstlermama genannt. Ihre Liebe und ihr Verständnis für die Kunst gaben ihrem Urtheil aber auch die Weihe einer heiß erstrebten und freudig empfangenen Anerkennung.“

Eine weniger glückliche Rolle spielen die Niebuhrs in der römischen Gesellschaft. „Die Ministerin Niebuhr war keine Frau, die die Geselligkeit belebte. Sie hatte als Frau eines berühmten Gelehrten die Meinung, selbst sehr vorzüglich zu sein, da sie einem solchen Manne genügen könne; das ist ein Stolz, den man sehr oft bei Frauen findet, die sehr bescheiden sein würden, wenn sie keinen Mann hätten. Ob sie dabei gewinnen, weiß ich nicht. Für die, welche ihre eigene Meinung verfechten müssen, ist es lächerlich, wenn die Gegnerin mit vielem Stolze sagt: ‚Mein Mann ist auch der Meinung.‘ A la bonne heure! Niebuhr verdiente gewiß, von Künstlern und Gelehrten verehrt zu werden. Er wußte sie zu schätzen und stand ihnen bei in der schweren Lage, die sie zur Zeit des Kriegs in fremdem Lande ertragen hatten. Man erzählte sogar, daß er seine Equipage aufgegeben und das dadurch gesparte Geld lange Zeit für die Bedürfnisse einer armen Künstlerfamilie gespendet habe. Die fremden Touristen waren zwar nicht so sehr entzückt von Niebuhr, denn für die war er

eigentlich gar nicht da. Bald ließ er sich entschuldigen, wenn einer sich anmelden ließ, daß er eben seine Kinder unterrichte, bald, daß er sich balbiere und dergleichen unministerielle Entschuldigungen mehr.“

Natürlich will Henriette Herz nun auch einen Salon in Rom öffnen. Aber ihre Räume im Deutschen Hotel erscheinen selbst den Ansprüchen ihres Kreises gegenüber zu schmucklos. Der erste Verschönerungsversuch hat jedoch unerwartete Folgen. Sie hat die Thorwaldsensche Nacht angeschafft und sie, mit einem dicken Kranz immergrünen Laubes umgeben, über das Sofa gehängt. Der erste Besuch in dem so geschmückten Salon ist Canova mit seinem „Gefolge“. Er wird dem Wandschmuck gegenüber an den Theetisch gesetzt, aber das stellte sich als ein faux pas heraus, denn sein Verhältnis zu Thorwaldsen, der zu gleicher Zeit in Rom war, war nicht das beste. Und da er das Kunstwerk andauernd mit erstauntem Ausdruck fixierte, ohne etwas zu äußern, wurde die Situation peinlich, und man war froh, als der glänzende Gast aufbrach. Er ist dann nie wieder gekommen. Henriette Herz spricht in ihren römischen Erinnerungen nicht gerade mit Begeisterung von ihm.

Mit Humboldts, Butis und den Künstlern wird der römische Karneval in vollen Zügen genossen, sogar der ernste Dverbeck springt am letzten Tage der „großen Frau“ auf den Wagen, um ihr die Laterne auszublasen. Der heftigste Confetti-Kampf spielt sich aber vor dem Palaste Ruspoli ab, wo der Kronprinz von Baiern mit seinem Gefolge eine Erhöhung besetzt hält. Wo in der ganzen römischen Geselligkeit wäre er auch nicht an der Spitze gewesen! Er teilt nicht als Fürst, sondern als begeisterter Jünger das Arbeiten und Streben der Künstler, und als der Genußfähigsten einer ihre Feste. An einem Sylvesterabend in der deutschen Künstlerschaft verlangt er beim Gesundheitstrinken, daß sie ihn auch „Du“ nennen, wie sie es untereinander thun, „sie haben aber soviel Takt, daß sie die Nacht über das Märchen verträumen.“ Bei einem großen Feste, das die Künstler ihm zu Ehren geben, erscheint er wie alle andern in Wams und Barett, der deutschen Tracht, die in Baiern, wie man sich erzählte, schon verboten war, und hatte bei einem bairischen Künstler, der auch an dem Feste teilnahm, selbst für diese Tracht gesorgt. In der Mitte zwischen Frau von Humboldt und Henriette Herz wird er von Rückert überfallen, der ihm ein langes, langes Gedicht vorliest. Rückert ist eine komische Figur in der römischen Gesellschaft. Sein langes, schwarzes, lockiges Haar nach deutschem Schnitt und seine Riefengestalt hatten ihm den Namen „Simon Magon“ eingetragen. „Er lebte viel in der Umgebung von Rom, in Genzano und L'Arricia, durchstrich dort die Wälder, erschreckte die Menschen durch sein wildes Aussehen und lehrte die Frauen deutsche Klöße kochen, die sie der schweren Aussprache wegen Colossi nannten. Mitunter machte er artige Gedichte, die aber nichts Riesenhaftes an sich hatten. Hier, wo die Natur, die Gegenwart und die Vergangenheit Gedicht ist, bedarf es da der kleinlichen, ängstlichen Reimerei?“ Er hatte überhaupt in der römischen Gesellschaft kein sehr empfängliches Publikum.

Im Sommer kommt Dorothea Schlegel nach Rom, und die ganze deutsche Gesellschaft, Henriette Herz, Fräulein von Härtel, Dverbeck und Eggers, ziehen mit ihr und ihren Söhnen hinaus nach Genzano. „Eggers erholt sich in der heiteren Geselligkeit da draußen von einer bequemen Selbstsucht, deretwegen er nicht in Rom bleiben darf.“ Ausflüge in die Umgebung, zu den Ruinen des alten Arricia, zum Blumenfest nach Genzano, Eselritte um den Albaner See und in die Kastanienwälder, die durch

allerlei ungefährliche wahre und grausige erdichtete Räubergeschichten einen geheimen Reiz bekommen hatten, und dann wieder Aufführungen und ausgedehnte Mittagstajeln — damit gehen die Sommerwochen hin.

„Unsere Lucinde,“ so spricht die Erzählerin von Dorothea Schlegel, „war eine gemüthliche, geistreiche Frau. Frauen, die mit einem Herzen voll Liebe geboren werden, und wenn sie auch noch soviel Geist haben, dürften doch nach dem Geist des Mannes. Aber Dorothea Schlegels Geist, ihrem Herzen, genügte nicht, wie so vielen, nur der Widerschein dessen, was sie selbst ausstrahlen. Das ist eine Täuschung, die so viele Frauen in einem Unwürdigen, oder, wenn ihr Schönheitsgefühl sie bestimmt, in einer Statue Herz und Geist sehen läßt. So war Dorothea Schlegel nicht. Ihr volles Herz hatte sie nicht getäuscht. Schlegel war gewiß einer der geistreichsten Menschen. Er hatte nur zu viel Körper, dem zu Gefallen ließ er oft den Geist ruhen. Freilich, in früherer Zeit war das anders; ein Bild, das Schleiermacher besaß und das ich auch kopiert habe, hat noch andere Augen.“

Im September kehrt Dorothea Schlegel nach Rom zurück. Sie hat zum Entzücken der Erzählerin die ehemalige Wohnung von Angelika Kaufmann gemietet, das Haus, in dem Goethe sie oft besucht, und den Garten, in dem er eine Pinie gepflanzt! Die Herz geht mit ihrer Reisegefährtin noch weiter südwärts nach Neapel. Der schwedische Dichter Atterbom begleitet sie, um in Neapel mit einem Freund zusammenzutreffen, der ihn weiter durch Italien führen soll. „Wenn wir es nur nicht thun müssen,“ denkt die Erzählerin besorgt, „denn ein Dichter, der wie er in Rom ohne die geringste Aufregung von der Peterskirche bis ins Forum wandelt, kommt mir vor wie eine Mumie, die vor vielen tausend Jahren in viele tausend Ellen Binden eingewickelt ist, und, wenn ihre vergangene Poesie plötzlich herausgewickelt würde, für uns doch kein Verständnis gäbe.“ In Veletri treffen die Reisenden Thorwaldsen; er wird dort schon erwartet von einer gespenstisch großen und hageren Miß Madenjie, die eine in Rom viel bellatschte, unglückliche Liebe zu ihm hatte. „Thorwaldsen ist ein angenehmer, stets heiterer Reisegefährte. Das graue, volle Haar zu den hellen, klaren, blauen Augen, dazu die noch schöne, jugendliche Gestalt, die doch aber zugleich etwas Kindliches hat. Wenn ich sagen sollte, welche Sprache er am besten spricht, so würde ich immer sagen: die Marmorsprache.“ Thorwaldsen sprach bekanntlich, da er seine Muttersprache in Italien verlernt und keiner andern ganz mächtig war, sehr ungewandt. Mit Thorwaldsen zusammen wird Pompeji besucht, ja, die „große Frau“ läßt sich sogar zu einer Besteigung des Vesuvs verführen.

„Hinauf bis zum Krater des Vesuvs bin ich gefahren, geritten, gekrochen, gesprungen. Dabei war ich servita come una piccola regina, wie mich mein Führer versicherte. Die große Frau gezogen und gestoßen von drei Führern; sie wollte getragen sein, wie es sich für eine große Königin schickt, aber keiner wollte es unternehmen.“

Wir fuhren gestern Abend um 10 Uhr mit dem Schweden (Atterbom) und dem Dänen (York) ab, zuerst bis zu dem Hotel, wo die schottische Miß mit ihrer Tante und Thorwaldsen wohnte. Die Tante war krank geworden, die Miß sollte nicht allein mit Thorwaldsen mit, also ging er auch nicht und wir blieben ohne Künstler. Er selbst kam an den Wagen, aber die Beredsamkeit der großen Frau war umsonst. Wir fuhren nach Resina ab. Der Kutscher schlug in dem stillen Ort an die Thür eines Hauses. Da krochen Menschen und Esel, mehr als wir brauchen

konnten, aus allen Thüren, und einer, mit einem niedlichen Lehnstuhle aufgezäumt, wurde mir mit vieler Beredsamkeit vor die Wagenthür geführt. Der Zug war bald in Bewegung.

Der Weg geht lange sehr bequem zwischen Weingärten hin. Der Mond schien glänzend auf die vollen Trauben. Die Luft war so lau und weich, daß selbst auf der Höhe kein Wind wehte. Leute mit Obst und Wein hatten sich unserm Zug angeschlossen; es war, wie ich mir das Reisen im Mittelalter vorstelle. Ich selbst kam mir wie eine reisende Märchensfürstin vor; es war alles so schön, daß ich von mir selbst keine gewöhnliche Vorstellung haben konnte; ich war voran, die andern oft weit zurück, und wenn ich mich umsah, kamen sie mir auch sehr romantisch vor.

Vor jeder Feuersäule das dumpfe Rollen unter uns.

Beim Eremiten stiegen wir auf einem weiten Plage ab. Zwischen den Bäumen hindurch, die ihn umgeben, ist eine herrliche Aussicht. Jetzt riefen die Führer. Noch geht es eine halbe Stunde auf den Felsen ruhig fort. Vor der letzten scharfen Spitze wurden die Tiere an wüste Lavamassen gebunden. Nun werden die Menschen eingespannt. Die lange Schärpe, welche fast jeder Italiener trägt, bindet mein Führer zum Teil los, wirft sie über seine Schulter und bindet das Ende an meinen Gürtel. So steigt man, mit der linken Hand den Gürtel haltend, die Rechte mit einem Stabe versehen, auf kunstlosen Stufen über die scharfe, spitze Lava hinauf. Die große Frau, auf ihre Diener zu beiden Seiten gestützt, machte einen wunderbar tragischen Eindruck. Ihre Züge waren schmerzlich verzogen, alles an ihr, ihre Größe, ihre Gewandung, erschien wie in antikem Stil. Jetzt hatten wir die Höhe erreicht, und nun lag ein neuer Berg, der jetzige Krater, vor uns. Wir lagerten uns und wurden gleich von gewaltigen Explosionen begrüßt. Mit Knall und Sausen erhob sich die Flamme, die glühenden Steine rollten, eine dunkle Rauch- und Aschenwolke stieg dabei noch immer senkrecht in die Höhe, unten noch glühend erleuchtet, oben immer dunkler werdend.

Jetzt gingen wir höher steigend auf den Aschenraum, der den Krater umgiebt; kürzlich erst gefallene Steine, dampfende Schlünde umgaben uns, aber seit zwanzig Tagen darf man nicht mehr den Krater hinauf.

Es war indessen ganz klar geworden und man sah von dem dunklen, trachenden Berg in die grünsten Schluchten hinab. Jetzt war nun das Hinabsteigen das lustigste Gehen von der Welt. Der Weg, zu dem wir anderthalb Stunden gebraucht hatten, war auf einer andern Stelle in zehn Minuten zurückgelegt. Als mir der Führer diesen Weg zeigte, wunderte ich mich nicht wenig über die Zumutung. Es schien mir unmöglich, ohne Sturz hinabzukommen. Und doch hätte man bei dem besten Willen garnicht stürzen können, man wäre nur in der Asche versunken. Es war das lächerlichste Bestreben, ordentlich zu gehen; wie über Meereswellen schwankte, flog man hinab, der Fuß versank in Asche, das Kleid festgehalten von rollenden Lavaklumpen. Die Männer schienen zu fliegen. Ich war zuerst unten und besah mir nun den lächerlichen Wandelzug. Unsere unglückliche Königin kam zuerst nicht von der Stelle, endlich ergriff auch sie das unaufhaltsame Geschick. Als sie aber zu Worten kommen konnte, schwur sie, diesen Weg nie wieder zu betreten.

In Messina stiegen wir gleich vom Fels in den Wagen und dann vom Wagen ins Bett. Die große Frau ist immer noch sehr angegriffen."

Noch ein paar Wochen in dem alten Kreise in Rom folgen der Reise nach Neapel. Die Abende verlebt man jetzt meist bei Dorothea Schlegel im Hause der

Angelika Kaufmann. Ihre Geselligkeit trägt viel mehr noch den Charakter der Bohème als die der Herz. Nichts weiter als ein Diener im Vorzimmer ist notwendig, um das gesellschaftliche Decorum zu wahren. Dort verkehrt auch Grillparzer, der sich aber in Italien außerordentlich unglücklich fühlt und kein sehr wertvoller Gesellschafter gewesen zu sein scheint.

Henriette Herz reist dann mit Frau von Humboldt zusammen ab, bis La Storta von Künstlern und Freunden begleitet. Die Erzählerin bleibt in Rom zurück mit Dorothea Schlegel. Im Gefolge von Metternich kommt Friedrich Schlegel nach Rom und vertauscht bald seine Wohnung auf dem Quirinal mit der bescheideneren bei seiner Frau.

Die Aufzeichnungen werden aber von hier an unklar. Man sieht, die Erzählerin hat, ohne Tagebücher oder Briefe zu Grunde legen zu können, nur aus der Erinnerung im späten Alter allerhand Eindrücke noch zurückzurufen versucht. Die Schriftzüge werden unleserlich, die Absätze immer kürzer.

Und dann bricht es mitten im Satz ab — und die versagende Hand der Greisin hat unter das Ganze noch einmal das Wort *Berangers* gesetzt, mit dem sie ihre Aufzeichnungen einleitete: „Dieu, en me créant, m'a dit: Sois rien!“



Häusliche Pflege im schulpflichtigen Alter.

Von

Dr. med. Elfei.

Nachdruck verboten.

Die gesundheitsgemäße Erziehung der Kinder ist in der Großstadt ungemein erschwert. Zu den Anstrengungen der Schule kommen die Schädlichkeiten, die in der Unnatur eines riesengroßen Gemeinwesens liegen. In der kleinen Stadt dürfen die Kinder sich ohne Aufsicht in den Straßen umhertummeln; sie dürfen mit ihren Kameraden über die Mauern der Stadt hinaus weite Spaziergänge machen. Im Sommer werden die Turnübungen im Freien, eine halbe Meile von der Stadt entfernt, vorgenommen. Die ganze Schule marschirt zweimal wöchentlich für den ganzen Nachmittag auf den Turnplatz mit Turnermützen, im weißen Kittel, wie ein kleines Regiment Soldaten, der Turnwart mit den Trommlern voran und die Riegenführer daneben. Einmal im Jahre findet das große Turnfest auf einer weiten Halde statt, in dem nahe gelegenen Wäldchen, wo Preise verteilt werden und Kraft und Geschicklichkeit „noch etwas wert“ sind. Und die Ernährung? Wer wird ihr in einer kleinen Stadt besondere Aufmerksamkeit schenken? Mit geröteten Wangen und fliegendem Atem stürzt der Knabe die Treppe hinauf, fordert rasch in der Küche eine recht dicke Butterstulle und läßt sich dazu einen Apfel geben, um sofort zu dem eben verlassenen Spiele zurückzukehren. Das bekommt vortrefflich. Der Knabe gedeiht zu einem kräftigen Burschen, und das Mädchen verrät keine Zeichen von Bleichsucht. Im Sommer die erfrischenden Flußbäder, im Winter Schlittschuhlaufen und Schlittensfahren thun das ihre, um die Gesundheit zu festigen und Geist wie Gemüt zu erfrischen.

In der Großstadt ist das alles anders. Angstlich muß das Kind über die Straße geführt werden. Allein spazieren gehen, ohne Begleitung Erwachsener, ist ein unbekannter Genuß. Feste im Freien kommen wohl vor, aber es fehlt die Poesie der frischen, ungebrauchten Natur. Rein noch so unschuldiges Vergnügen, das nicht mit einer gewissen Unruhe, einer aufregenden Hast und einer nur zu berechtigten Angst vor Gefahren mannigfacher Art verbunden wäre. Man wird sagen: wir haben doch das Radfahren, das Tennisspiel und viele andre sportliche Vergnügungen der Jugend. Gewiß; wenn sie nur gesundheitsgemäß betrieben würden. Aber die Art des Interesses, das zum Beispiel dem am weitesten verbreiteten Radfahren von Seiten der Kinder gewidmet wird, erscheint mehr geeignet, ihr Gemüt zu vergiften, als ihren Körper zu kräftigen. Da verliert sich ganz die gesundheitsliche Bedeutung, und nur der Sport tritt in den Vordergrund, alle Gedanken und Unterhaltungen der Kinder in Anspruch nehmend. Es hat etwas geradezu Widerwärtiges, junge Kinder sich über die Gladiatoren des Radsports unterhalten zu hören und ihre lebhafteste Erregung zu bemerken, wenn sie die Vorzüge der verschiedenen Marken in allen technischen Einzelheiten äußerst sachmännisch erörtern. Darum soll aber nicht die wohlthätige Wirkung des Radfahrens auch für Schulkinder geleugnet werden, sobald die Fahrten nicht allzulange ausgedehnt werden, nicht länger, als zwei Stunden etwa, und wenn ferner dabei nicht lange Straßenzüge, sondern nur Chaussees und Waldwege berührt werden.

Will man für die häusliche Pflege bestimmte Normen feststellen, so muß man von vornherein erklären, daß die körperliche Erziehung von der geistigen, der moralischen unzertrennlich ist. Wie bei dieser mehr zu verbieten als zu befehlen ist, so bei jener; und wie bei der sittlichen Erziehung die Stählung des Willens die Hauptsache, so auch bei der körperlichen die Kräftigung der Energie die erste und wichtigste Aufgabe. Man spricht von einer Lebensenergie. Diese Energie ist nicht nur etwas vom Willen Unabhängiges, in den Geweben Schlummerndes — das nicht bestritten werden soll —, sondern es ist auch eine Eigenschaft des Charakters, des Geistes, die erst erworben werden will, das, was Kant die Kraft des Gemütes nennt. Jenem pädagogischen Aussprüche entsprechend „man muß Knaben riskieren, um Männer zu gewinnen“, soll die häusliche Pflege darauf ausgehen, nicht zu verweichlichen, sondern zu kräftigen, nicht zu gewähren, sondern zu entziehen. Man darf nicht dem Kinde morgens Kraftschokolade geben und zulassen, daß es bis in die späte Nacht hinein im Bette seine Phantasie durch Romane erregt. Man muß den Kindern gegenüber stark sein, nicht jeder Schwäche nachgeben, nicht jede leichte Krankheitserscheinung ernst nehmen, sondern strengste Pflichterfüllung von ihnen verlangen, auch bei kleinen Mattigkeits- und Erkältungszuständen, die am besten überwunden werden, wenn man sie gar nicht beachtet.

Besondere Pflege soll man der Hautthätigkeit zuwenden. Diese Pflege muß freilich schon im frühesten Kindesalter beginnen. Der Ausspruch „in einer gesunden Haut stecken“ hat auch ganz wörtlich genommen etwas Nichtiges. Denn von der Haut aus kommen unsere meisten Erkrankungen, sei es durch Ansteckung, durch Erkältung, oder durch Verletzung. Daher muß man die Haut widerstandsfähig machen, das heißt abhärten. Dies geschieht am besten durch kalte Waschungen und kühle Bäder. Schon das neugeborene Kind sollte nach Ablauf der ersten vier Wochen kühl gebadet werden. Das Wasser darf nicht mehr als 24° R. warm sein. Auch kalte Übergießungen sind schon frühzeitig von Nutzen. Hierdurch werden die Hautgefäße gekräftigt, sie vermögen sich besser zusammenzuziehen und auf alle sie von außen treffenden Reize zweckentsprechend zu antworten. Das an der Oberfläche abgekühlte Blut dringt aber auch zu den inneren Organen und bewirkt hier gleichfalls eine Zusammenziehung der Gefäße, ferner eine Stärkung der Muskeln, insbesondere des für das Leben wichtigsten Herzmuskels.

Auch eine verständige Kleidung trägt viel zur Gesundheit des Kindes bei. Man soll im Sommer leichte Kleidung wählen und das Kind nicht durch Shawls vor jedem Luftzug bewahren. Aber wenn es kälter wird, darf man nicht glauben dem Kinde

zu nützen, indem man es durchfrieren läßt. Das ist eine falsche Art, abzuhärten, gerade so verfehrt, wie wenn man einen Ofen heizt und Fenster und Thüren aufsperrt. Für kleine und schwächliche Kinder ist der Wärmeverlust gleichbedeutend mit Kräfteverlust.

Hinsichtlich der Ernährung ist bei der Pflege des Kindes weniger erforderlich, als manche Mütter häufig glauben. Die Kinder sollen vor allem regelmäßig ihre Mahlzeiten einnehmen. Das ist dem Magen dienlich. Sie sollen keine schweren Gerichte und keine kostbaren Leckerbissen genießen. Das könnte sie der einfachen und gesunden Kost abgeneigt machen. Viel Milch, Butterbrot, wenig Kartoffeln, mäßige Mengen Fleisch und Eier, reichlich Gemüse und Obst, das sind die wesentlichsten diätetischen Vorschriften. Keine aufregenden Getränke, wie starken Kaffee und Thee, vor allem absolut keinen Alkohol. Das gilt bis über die Zeit der Pubertät hinaus. Die Surrogate und künstlichen Nährpräparate haben keinen Wert für die Pflege gesunder Kinder. Sie mögen bei manchen Krankheitszuständen zur Anwendung gezogen werden. Im allgemeinen gilt auch für die Ernährung der Grundsatz: gesundheitsgemäß ist das Naturgemäße.

Wichtig ist die Sorge für regelmäßige Verdauung. Namentlich junge Mädchen vernachlässigen sich hierin und ziehen sich dadurch mancherlei Beschwerden zu, wie Kopfschmerzen, Appetitlosigkeit und Bleichsucht.

Die schulpflichtigen Kinder müssen durchaus täglich mindestens eine Stunde in guter, frischer Luft spazieren gehen. Sie müssen rechtzeitig das Bett aufsuchen, damit sie bei frühem Aufstehen ausgeschlafen haben. Bei vorübergehenden Schwächezuständen ist ein kurzer Schlaf am Nachmittag zu erstreben, bevor die Schularbeiten begonnen werden. Zeigt sich aber eine derartige Abspannung, daß die Kinder nicht dem Unterricht folgen können, daß sie elend aussehen, ohne Appetit sind und mit großem Schlafbedürfnis, so muß man sie für einige Wochen, sogar auf ein Halbjahr aus der Schule nehmen, sie aufs Land bringen und von jeder geistigen Thätigkeit fern halten.

Der Ehrgeiz der Kinder darf nicht in übertriebener Weise angespornt werden. Es genügt, wenn sie sonst fleißig sind, daß sie mit leidlicher Zensur verfeßt werden. Ob sie einen höheren Platz erreichen, sollte den Eltern im Interesse der Gesundheit ihrer Kinder gleichgiltiger bleiben, als es oft der Fall ist. Ebenso sollten sie bei der Berufswahl die Gesundheit im Auge behalten und nicht das Studium ertrozen wollen, wenn vielleicht eine körperliche Thätigkeit in guter Luft ihnen für den Augenblick, wie auch für ihre Zukunft, dienlicher ist.

Eine gefährliche Klippe bedeutet für jeden heranwachsenden Menschen die Zeit der Geschlechtsreife. Geht alles gut, ohne Störung vorüber, so bedarf es keiner besonderen Maßnahmen. Merkt aber das sorgsame Auge der Eltern krankhafte Veränderungen an ihrem Kinde, so ist es ratsam, demselben einige Andeutungen über die Vorgänge im Körper zu machen und durch Fernhaltung aller sinnlichen Reize in Lektüre und Vergnügungen, durch eine nüchterne Lebensweise, vielleicht auch durch eine Verminderung der geistigen Anstrengung die Schädlichkeiten eines vorübergehenden Zeitabschnittes zu verringern.

Wenn man nach diesen einfachen Grundsätzen die häusliche Pflege der Kinder im schulpflichtigen Alter leitet, wird man mit den Resultaten zufrieden sein und nicht Unmögliches erwarten von außerordentlichen Verordnungen, die einen Zwang da ausüben sollen, wo die Natur versagt. Dann wird es zwar nicht gelingen, die Kinder vor allen Krankheiten zu bewahren, die ihnen so mannigfach drohen; aber sie werden in den Stand gesetzt werden, die unvermeidlichen Gefahren siegreich zu bestehen.



M i l a.

Skizze von
Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Was für ein wunderschöner Tag war das doch gestern gewesen! — Wie war sie gefeiert worden! Noch als Vierzigjährige! — Die Königin des Festes hätte man fast sagen können — o nein! Es waren ja Jüngere da. — Aber alle Herren hatten sie ausgezeichnet durch Huldigungen — unaufhörlich.

Um den breiten Mund legt sich ein verlegenes Lächeln, ein schief übergewachsener Zahn hebt die wulstige Oberlippe und drängt sich so energisch vor, als wolle er seinen starken, gelben Brüdern durchaus den Rang ablaufen. Sie legt den struppigen, grauen Kopf in die breite Hand, die kurzen, stumpfen Finger drücken sich tief in die schlaffe Wange; sie träumt.

Plötzlich springt sie auf.

„Weshalb nicht! — Ich thu's! Es war so wunderhübsch.“

Geschäftig läuft sie im Zimmerchen umher, von der kleinen Kommode zum Schrank, vom Schrank zum Kleiderständer. Endlich liegt alles schön beisammen auf dem Bett. Mit hurtigen Fingern streift sie ihr Kleid ab, auch das Unterkleid, und ein grauweißer, steifgestärkter Unterrock umraschelt im Nu die kleine, volle Gestalt. So! Nun das duftige Mattblaue übergeworfen — hier ein Schleifchen — dort eins — ah! Sie steht vor dem kaum meterhohen Spiegel und dreht sich hin und her; ihre kleinen, kurz-sichtigen Augen glimmern über die ganze Pracht hin. Der struppige graue Kopf taucht befremdend auf aus den jartblauen Rüschchen, sie fährt mit den Händen, wie ordnend und glättend, an beide Schläfen, dann besinnt sie sich lächelnd. „Rauh ist ja modern, nur nicht diese pedantische Glätte! Ganz unkleidbar!“ Eine kleine Wendung

nach links. Wie hübsch im Nacken die Löckchen zittern! Und sie sind nicht gebrannt. Ihr Blick haftet nachdenklich an dem kurzen, dicken Hals, den der tiefe Kleidausschnitt brutal freigiebt, der rot-graue Ton des Fleisches irritiert sie ein wenig, sie beugt sich näher an das Glas. „Nun ja! Aber manche nehmen Puder — so etwas würde ich nie thun; wozu auch? Das Natürliche ist immer das Schönste.“

Sie summt eine Walzermelodie und wippt schwerfällig auf den breiten Füßen.

„Herein!“

„Um Gottes Willen!“

„Ach, Anna, du!“ Ein helles Rot huscht über das faltige Gesicht; „lache mich nur nicht aus, es machte mir so viel Spaß.“ Sie sieht mit treuherzig-bittendem Kinderblick zu der Freundin auf.

Das hagere Gesicht der Anderen zieht sich in die Länge, die harten Augen ruhen durchbohrend auf all dem Schmuck. „Solche Lächerlichkeit! Ich komme zum Repetieren und finde dich so.“

„Aber das macht doch nichts. Ich repetiere gern mit dir. Warte — ich stecke nur die Spirituslampe an; während wir die erste Seite durchnehmen, kocht das Wasser. Kleine Kuchen habe ich auch noch — von gestern; die Rätin hat mir ein Körbchen voll herüber geschickt; lieb von ihr, was? Überhaupt diese Hochzeit. Ach, es war wunderschön. Göttlich habe ich mich amüsiert. Wie reizend alle waren — die Herren, ich habe unaufhörlich getanzt.“

„Ja, davon habe ich schon gehört. Du hast dich benommen wie eine Achtzehnjährige. Komm mal näher! Also wirklich in diesem

Aufzug bist du dagewesen? Ich wollte es nicht glauben, dachte, es sei übertrieben. Sag' 'mal, schämst du dich eigentlich gar nicht, Emilie?"

Milchens fleischige, behaarte Arme hängen an dem blauen Gajekleide herunter, die matten Augen blinzeln erstaunt. „Schämen?" sagt sie in ängstlicher Verwunderung, „worüber denn?"

„Willst du dich gefälligst einmal im Spiegel besehen," sagt Anna und macht vom Sofa aus eine steife Handbewegung, „vielleicht fällt's dir dann doch allmählich ein."

Milchen schüttelt ratlos den grauen Kopf; was will die Anna heute nur von ihr, sie hat ja lange genug in den Spiegel gesehen; aber sagen will sie es ihr lieber nicht. Sie tritt von der Spirituslampe fort und bewegt sich auf das Bücherchränken zu.

Der Blick der andern folgt ihr unablässig. „Dieser kurze Rock! Man sieht die Enkel, beim Tanzen gewiß die halbe Wade. Und dieser Ausschnitt und die nackten Arme! Und alles, alles; es ist empörend. Hast du eigentlich gar kein Gefühl dafür, wenn dich die Herren aufziehen?"

„Ach, sie ist neidisch! denkt Milchen, die Arme! Gewiß ist sie niemals gefeiert worden; und in ihrem guten Herzen bedauert sie die Freundin. Ja, es muß hart sein, wenn man immer übersehen wird. Etwas unvermittelt, wie es ihr häufig passiert, leiht sie ihrem Gedankengang gleich Worte. „Vielleicht, wenn du dich etwas heller kleidetest . . ." mit-leidig streift ihr Blick das einfache, schwarze Kleid.

„Was faselst du da? Ich soll mich hell kleiden! Glaubst du, ich möchte auch so als lächerliche Person herumlaufen wie du?"

„Als lächerliche Person! — Ich? Befindest du dich nicht gut, liebe Anna? Komm, nimm eine Tasse heißen Kaffee, der thut immer gut."

Sie kramt geschäftig im Wandschränken nach Tassen, Milchtopf und Zuckernapf, ordnet alles auf dem Sofatischchen und schiebt die Bücher zur Seite. „So! einen Moment noch, dann erquickst du dich." Recht herzlich schauen die matten Auglein aus dem fleischigen, häßlichen Gesicht auf die Freundin; Besuch hat

sie zu gern. Vorsichtig nimmt sie das blaue Gajekleid auseinander und setzt sich zierlich.

„Zischzisch!"

„O, das ist aber schnell gegangen." Behende hüpfte sie durchs Zimmer, klappert und hantiert, und bald ziehen aromatische Kaffeedüfte in die ironisch geblähten Nasenflügel der Anna.

* * *

„Na, ihr mögt sagen, was ihr wollt, recht ist es nicht von uns, daß wir sie so herumlaufen lassen und daß keine ihr etwas sagt. Einen Anlauf habe ich neulich genommen, ich konnte doch nicht stillschweigen, wie ich sie in dem ausgeschnitten Kleid vor mir herumhüpfen sah; aber sie begreift so schwer. Ihr gestriger Aufzug in dem Konzert hat mir klar betwiesen, was ich gleich dachte; mit Andeutungen richtet man bei ihr nichts aus. Du bist doch eigentlich ihre beste Freundin, Martha, sage du ihr doch einmal die Wahrheit."

Fräulein Martha sinnt vor sich hin; also deshalb war die Ärmste gestern so still, fast verschüchtert, als ich sie nach der Hochzeit fragte; ihr gutes Herz sträubt sich gegen die Zumutung. „Laßt sie," sagt sie endlich, „wir wissen doch alle, daß unter dem lächerlichen Flitter sich ein goldenes Herz, ein warmes Gemüt, ein tiefes Wissen, die edelsten Empfindungen bergen; sehen wir also über diese Eigenart, die allerdings unsympathisch wirkt, hinweg. Ihr stark ausgebildeter Schönheitsinn führt sie zu Verirrungen, man kann es ja nicht läugnen; aber die betreffen nur ihre Person. Unser Milchen hat eine intensive Freude an allem Schönen und Guten."

„Gott, Martha, was soll die lange Rede?" Fräulein Anna setzt die Theetasse recht fest auf die bestickte Serviette, der kleine, silberne Löffel klirrt aufgeregt; „wir wissen ebenso gut wie du, daß Mila ein durchaus tüchtiger Charakter ist; ich als Verwandte doch wohl am besten; aber ihre gräßliche Eitelkeit mit der Freude am Schönen zu entschuldigen — soviel Raibetät bringe ich denn doch nicht auf."

„Das sage ich auch, sie pußt sich zu sehr." Die Frau verwitwete Kanzleirat sagt es ohne Zögern, sie rührt langsam das Getränk da vor sich um; plötzlich verschwindet die Tasse

in ihrer Hand und dem gesenkten Blick schiebt sich ein Bild vor — greifbar, klar.

Drei Kinderbetten im engen, verbunkelten Zimmer, auf jedem Kissen ein fieberheißes Köpfchen, auf den Decken unruhige Händchen — dicke, schwere Krankenluft ringsum, leises Wimmern und Stöhnen; in der Ecke dort ein alter Lehnstuhl, hineingeschmiegt ein todblasses, achtzehnjähriges Mädchen, ihre Älteste, ihr Abgott, so jung, so liebrend sonst — jetzt hüftelnd, fröstelnd, ein herzzerreißendes Bild. Sie selbst, erschöpft von Nachtwachen, von Angst und Sorge, zwiefacher Sorge — würden die Kräfte reichen? Die Wärterinnen sind teuer und so anspruchsvoll. Sie hockt nieder vor dem Lehnstuhl und nestelt an der alten, warmen Decke, die abgekehrte Hand der Kranken berührt lieblosend ihre Wange, mühsam verschluckt sie die Thränen. Da weht ein leichter Luftzug zu ihr hin; es hat nicht geklopft. Ganz leise öffnet und schließt sich die Thür, ein bekannter, oft verspotteter, tänzelnder Schritt, noch unsicherer als sonst im Bemühen leise aufzutreten, und eine hellgekleidete Gestalt nähert sich ihr, legt den Arm um ihre Schultern und sagt herzlich: „Jetzt helfe ich Ihnen; ich habe es nicht früher gewußt.“

„Fräulein Mila! Die Ansteckung!“

„Ach was!“ Das bekannte trillernde, jugendliche Lachen, das die schwere, stidige Luft so hell durchzittert und alle Köpfchen von den Kissen hebt; „bange machen gilt nicht. Legen Sie sich jetzt, bitte gleich, ja? Ich bleibe hier, auch die Nacht, habe mich schon auf alles eingerichtet, will Ihnen gar keine Umstände machen.“

Sie entfaltet einen großen, grellbunten Sphawl; ein Packetchen mit Butterbrot und ein winziges Fläschchen mit Wein kommen zum Vorschein. „Darf ich mir das solange ins andere Zimmer legen? Wie blaß Sie sind.“ Ihr freundlicher Blick ruht auf dem übermüdeten Gesicht vor ihr und umfaßt das ganze Zimmer; „kein Wunder, seit Wochen und allein! Wie schön, daß ich Ferien habe.“

Dann geht sie leise von Bett zu Bett, streichelnd, herzend und küßend. „Heute noch

hübsch still liegen!“ spricht sie, „und morgen, wenn Onkel Doktor es erlaubt, erzählen wir uns etwas.“

„Geschichten, Tante Mila,“ fordert das Jüngste. Sie nickt so herzlich, so lieb und legt den Finger auf den Mund. Alle Köpfchen ducken sich wieder, und in jedes Herzchen ist ein Lichtstrahl gefallen: Morgen, morgen!

Die junge Dame im Lehnstuhl streckt die Hand aus; sofort ist Mila bei ihr. Ganz sachlich hebt sie einen Stuhl über den kleinen Teppich fort und setzt sich geräuschlos. „Fürchten Sie sich wirklich nicht?“ fragt die ehemalige Schülerin, die Spottlustigste in der ganzen Klasse, „niemand ist seit Wochen zu uns gekommen, Scharlach steckt ganz gewiß an; hatten Sie es schon?“

„Das weiß ich nicht,“ lacht Mila sorglos, „bitte, sagen Sie mir, wenn Sie nachher sich legen wollen, ich möchte gern, daß Ihre Mama sich jetzt ganz ungestört ruhen kann.“

„Mama ist ganz zu Ende“ — die blasser Hand spielt mit der hellblauen Schleife, die seitwärts an Milas Kleid angebracht ist. „Wie hübsch Sie sich gemacht haben.“

„O, nicht doch; ich liebe helle Farben, und hier ist es ohnehin dunkel genug.“

Die junge Dame beugt den schmalen Kopf etwas und drückt die blassen Lippen auf die breite, warme Hand in ihrem Schoße.

* * *

„So veronnen, Liebe? Sie lassen ja Ihren Thee kalt werden.“

Frau Kanzleirat schreckt auf, ein feines Rot huscht über das früh gealterte, farblose Gesicht. Wie durfte sie sich so gehen lassen! Hastig nimmt sie einen Schluck. Das Thema „Mila“ umschwirrt sie noch — Frau Geheimrat hat sich jetzt daran beteiligt, nicht eben zu Gunsten der Besprochenen; in ihrer Verlegenheit nickt sie einstweilen nur zu jedem Wort der einflußreichen Dame mit dem Kopf und denkt mit unaussprechlicher Erleichterung: Gott sei Dank, daß Mariechen nicht hier ist; sie hätte sich vielleicht fortreißen lassen.



Zeitgemäße Betrachtungen über die Dienstbotenfrage.

Von

Emma Regnier.

Nachdruck verboten.

Es wäre falsch, wenn wir von der Dienstbotenfrage sprechen wollen, auch gleich mit den Dienstboten zu beginnen. Vielmehr müssen wir zuerst die Verhältnisse ins Auge fassen, aus denen die Dienstmädchen hervorgehen und die Verhältnisse sondieren, in die sie eintreten.

Eine Hausfrau stellt sich oft mit Aufopferung ihrer ganzen Persönlichkeit in den Dienst ihrer Familie. Es giebt genug Frauen, die nur für ihre Familien leben. Sie sind so recht das eigentliche Vorbild der deutschen Hausfrau. Sie sind auch bestimmend für das Maß von Leistungen, die man von einem tüchtigen deutschen Dienstmädchen verlangt. Aber nur in den seltensten Fällen entsprechen die Mädchen den Erwartungen. Woran mag das liegen?

Wir haben es hier mit einem Konflikt der Interessen zu thun, einem Konflikt, der sich auf verschiedene Weise äußert.

Wo die Hausfrau ganz Interesse und Hingabe an ihre Familienpflichten ist und dasselbe Interesse, dieselbe Hingabe von ihren Dienstboten erwartet, da macht sich bald ein Zwiespalt im Verhältnis bemerkbar. Denn den außergewöhnlichen Leistungen solch einer tüchtigen Frau stehen meistens nur die mittelmäßigen Leistungen eines ungeschulten jungen Mädchens gegenüber, dessen Sinn natürlicherweise weit mehr auf das bißchen Verdienst, als auf die entsprechende Arbeitsleistung gerichtet ist.

Noch ärger ist der Konflikt bei jungen und unerfahrenen Frauen, deren Sinn durch Vergnügungen von den Haushaltungsfragen abgelenkt wird. Solch junge Frauen verlangen oft, daß das „Mädchen für alles“ auch für alles da sei.

Bedenken wir nun — wo kommt so ein Mädchen her? Welche Erziehung, was für eine Vorbildung hat es gehabt?

Die wenigsten Dienstmädchen, selbst aus der Stadt, haben Vorkenntnisse der Hausarbeit in besseren Bürgerfamilien. Und gar erst die Mädchen vom Lande, aus denen sich der größte Teil der Dienstboten rekrutiert, was wissen denn die von städtischer Hausarbeit! Solche Mädchen waren bisher in Feld und Stall thätig. Sie fangen gewöhnlich in der nächsten Ortschaft mit einem halbländlichen Dienst an und kommen dann in die Großstadt mit der Voraussetzung, daß ein paar kräftige Arme und guter Wille die besten Vorbedingungen für den häuslichen Dienst seien. Unerfahren kommen also diese Mädchen in die Großstadt, dazu noch häufig voll bäuerlichen Stolzes und Unverstandes, mit dem beschränkten Gedanken, daß Kräfte zur Hausarbeit die Hauptsache seien.

Systematisch, von unten auf zu lernen, wäre ja nun das Richtige für sie. Aber dazu kommt es nur hie und da, wenn ein glücklicher Zufall ein Mädchen unter die Aufsicht einer tüchtigen Frau bringt.

Eine tüchtige Frau ist aber diejenige, die Verständnis für die Lage hat, in der das Mädchen steht, für die Verhältnisse, aus denen es hervorgegangen ist, und die weder Zeit noch Geduld spart, um das Mädchen anzulernen und zu erziehen. Es gehört dazu nicht nur das bloße Einlernen mechanischer Fertigkeiten, sondern auch die Durchbildung der Charakteranlagen und eine verständige Einwirkung auf das Temperament eines Mädchens.

Man wird sagen: das ist aber viel verlangt! Und wie viele Frauen geben sich wohl die Mühe, auf Charakter und Temperament ihrer Dienstboten einzuwirken! Wir wissen, es handelt sich meistens nur um das Verhältnis zwischen Arbeit und Lohn. Soviel Arbeit, soviel Lohn. Da kommt dann die Enttäuschung — denn der Mensch ist keine Maschine. Wenn sich die häusliche Arbeit wie die Fabrikarbeit einteilen ließe, so könnte schon eher eine gewisse Regelung des Verhältnisses zwischen Herrschaft und Dienerschaft erzielt werden, aber bei dem intimen Zusammenwohnen und der Unmöglichkeit, eine feste Einteilung in die mannigfaltigen häuslichen Arbeiten zu bringen, wird der alte Konflikt weiterbestehen, außer in Fällen, wo bessere Einsicht herrscht. Das Interesse, das eine Frau der Persönlichkeit ihres Dienstmädchens entgegenbringt, wird das Interesse des Mädchens an der häuslichen Arbeit steigern. Der Unterschied zwischen Menschen ist nicht so groß, daß Freude und Schmerz, Wohlwollen oder Übelwollen auf den Gebildeten einen so total anderen Eindruck machen sollten, als auf den Ungebildeten. Es giebt freilich tausendfache Abtönungen der Gefühle. Aber die psychologische Grundlage ist bei jedem normalen Menschen gleich, und es ist klar, daß schlechte Behandlung auf die feineren Empfindungen abstumpfend wirkt, während gute Behandlung sie anregt und entwickelt.

Die Kluft zwischen Frau und Dienerin ist zu groß. Man arbeitet zu sehr nebeneinander und nicht genug miteinander. Unter den herrschenden Umständen ist es oft kaum möglich, selbst da nicht, wo die Hausfrau mit den besten Absichten, den vorurteilslosesten Ansichten zu Werke geht, diese Kluft zu überbrücken.

Darum erheben sich auch jetzt viele Stimmen für die Forderung eines geschulten Dienstpersonals.

Es wäre ein großer Schritt vorwärts, wenn jede größere Stadt auf diese praktische Art die Frage lösen wollte, wenn Mittel und Wege gefunden würden, daß auch unbemittelte Mädchen einige Schulung in einer Haushaltungsschule bekommen könnten, ehe sie in Dienst gehen, oder wenn Herrschaften sich's angelegen sein ließen, ein gut veranlagtes Mädchen das Fehlende lernen zu lassen. Das würde in jeder Beziehung eine segensreiche Wirkung ausüben, auch auf die Haushaltungsschulen selbst.

Die kleinen Ansätze zu Haushaltungsschulen, die wir bis jetzt in einigen Großstädten haben, genügen weder ihrer Einrichtung noch der Zahl nach, um den ganzen Bedarf für ein geschultes Dienstpersonal zu decken. Viele sind auf einer Stufe, die den Anforderungen höherer Bürgertöchter eher entspricht, als den Bedürfnissen einfacher Landmädchen.

Fürs erste — und vermutlich noch auf lange Zeit — ist aber die Hauptschule der Dienstboten das Haus, die Familie. Da müssen wir zusehen, was zu machen ist, um eine Besserung der herrschenden unerquicklichen Zustände anzubahnen.

Wenn mehr Wert, mehr Gewicht auf richtige und umfassende Schulung für die häusliche Arbeit gelegt würde, wenn man diese nicht als untergeordnete Beschäftigung ansehen wollte, zu der sich jedes Mädchen, jede Frau die Fähigkeit so von ungefähr aneignen könnte, dann würde für diese Art Arbeit eine ganz neue Wertschätzung entstehen.

So wie die Zustände eben sind, steht die häusliche Arbeit bei der Allgemeinheit in Mißkredit und leidet an allgemeiner Unterschätzung.

Wer aber unterschätzt sie zumeist? Doch wohl die, die am wenigsten davon verstehen! Wer ist denn das? — Zumeist die Männer, oberflächliche Frauen und junge Mädchen.

Daß die meisten Männer die häuslichen Arbeiten unterschätzen, ist zu bekannt, als daß man viel darüber zu sagen brauchte. Sie sehen darin eine Summe von untergeordneten Geschäften, die weder besonders einträglich, noch besonders verdienstvoll erscheinen. Aber manche Frau ist in ihrem engen Kreis, durch ihre angestrenzte Wirksamkeit in ihrer Art ein Held. Dem Durchschnittsmann mangelt es einfach am richtigen Verständnis für die aufreibenden Pflichten der Hausfrau. Er begreift selten, wie vielfachen Anforderungen sie gerecht werden muß, wieviel komplizierter eine Hauswirtschaft ist als manches Geschäft. Zeit, Kraft und Intelligenz gehören zur guten Leitung eines Hauswesens ebenso wie zur Ausübung irgend eines Berufs.

Wir sehen von der exceptionellen tüchtigen Hausfrau, die nur Hausfrau ist, ganz ab, weil durch diese Einseitigkeit die Unterschätzung der häuslichen Arbeit erst recht Platz griff. Gerade jetzt, wo die Anschauungen in so vielen Dingen in der Umänderung begriffen sind, wäre der Zeitpunkt für die Frau gekommen, eine bessere und richtigere Wertschätzung der häuslichen Arbeit zu bewirken. Das ganze Arbeitsgebiet würde dadurch auf ein höheres Niveau gehoben.

Die Voraussetzung, daß durch die Ausbreitung der Industrie die Arbeit der Frau im Hause geringer geworden sei, ist nur zum Teil richtig. Wenn auch gewisse Dinge jetzt nicht mehr im Hause gefertigt werden, weil sie als Fabrikartikel billiger zu haben sind, so hat das gesteigerte Bedürfnis nach Luxus und Komfort der Hausfrau der besitzenden Kreise weit mehr Arbeit aufgebürdet, als sie unter einfacheren Verhältnissen hatte. Durch verfeinerte Gewohnheiten ist der Haushaltungsapparat heutzutage viel komplizierter als vor fünfzig Jahren.

Die Entlastung durch die Industrie auf einer Seite ist zu einer Belastung auf der anderen Seite geworden. Der Luxusartikel ist Massenartikel geworden und überflutet das Haus des einfachsten Bürgers wie das des Millionärs. In einem so übertrieben angehäuften Hausrat Ordnung und Sauberkeit zu halten, hat schon die Kräfte mancher Frau und manches Mädchens erschöpft. Weder Speisen noch Kleidung sind mehr von der einfachen Beschaffenheit wie vor dem Aufschwung der Industrie. Eine Menge Bedürfnisse werden uns aufgedrängt, um nur ein recht großes Absatzgebiet für die Industrie zu schaffen. Auge, Ohr, Gaumen, Gefühl finden nur noch Befriedigung in erhöhten Reizen. Stilvolle Einrichtungen, modische Kleidungen, rauschende Vergnügungen, Tafelluxus sind ganz alltägliche Dinge auch für den mittleren Bürgerstand geworden.

Nicht ein Weniger, sondern ein Mehr von Arbeit ist dadurch der Hausfrau von heute geworden. Das alles weist darauf hin, daß die Hauswirtschaft keine Spielerei ist, die man so nebenbei betreibt und die sich ganz leicht erlernt. Ein intelligentes, weibliches Wesen wird leicht zu ihrem Ziel gelangen, wenn es mit Ernst und Eifer die praktische Ausbildung in der häuslichen Arbeit anstrebt, das ist richtig — aber die Frage ist nicht, wie leicht junge Mädchen, die den guten Willen haben, und Frauen, die Lebenserfahrung und Intelligenz besitzen, sich Kenntnisse in der häuslichen Arbeit aneignen können, sondern wie wichtig es ist, diese Kenntnisse als einen wesentlichen Teil der Aufgaben im Frauenleben anzusehen, als einen Teil der Kulturarbeit, die sie im Leben der Nation vollbringt — und die durch die allgemeine Unterschätzung auf einer zu niedrigen Stufe bleibt.

Der Wohlstand eines Volkes ist auf ein gutes Wirtschaftssystem basiert. Kulturfortschritte sind wiederum auf den Wohlstand einer Nation gegründet. So hängt eins am anderen, und der Staatskörper ist dem menschlichen Körper zu vergleichen, wo nur die richtige Nahrungszufuhr die Adern mit frisch pulsierendem Lebenssaft füllt. So schafft ein richtiges Wirtschaftssystem dem Staate die richtige Stoffzufuhr, die ihn lebefähig und gesund erhält.

Die Familie bildet den Staat im Staate. Hier wiederholt sich dasselbe Spiel. Die Frau steht als Verteilerin der Produkte in engster, natürlicher Beziehung zum Wirtschaftsgebiet, wenn auch heute viele Frauen diesen Bann durchbrechen und ihren Wirkungskreis in anderen Berufen finden.

Eins sollte aber den Frauen klar sein: die Ehe ist ein Beruf für sich! wenn auch in Ausnahmefällen die begabte Frau, auch als Gattin und Mutter, einem zweiten Berufe nachgehen kann.

Gerade für solche Fälle aber, in einer Zeit, wo die Frau nach den höchsten Berufen strebt, brauchen wir erst recht die geschulte häusliche Arbeiterin, das Dienstmädchen des Fortschritts!

Es ist unverkennbar, daß die Hausfrau sich in einer ebenso großen Notlage befindet wie das Dienstmädchen; daß die Dienstbotenfrage nicht als eine einseitige anzusehen ist. Unerfreuliche und unleidliche Zustände machen beiden Teilen das Leben schwer. Auf beiden Seiten wächst die Erbitterung immer mehr an.

Die Hausfrau hat gegen junge, ungeschulte Kräfte, gegen den unausgebildeten Verstand zu kämpfen. Die Mädchen stehen mancher Unbill machtlos gegenüber. Die meisten Leiden erwachen ihnen aber aus der verständnislosen Auffassung, die die Durchschnittsfrau von den Verhältnissen hat. Die wenigsten Frauen haben die Lehre vom Milieu in dem Sinne erfaßt, daß sie sich sagen, auch das Dienstmädchen ist ein Produkt seiner Verhältnisse.

Nun kommt ein neuer Umstand dazu. Die Dienstboten haben sich organisiert. Oder sagen wir: sie sind organisiert worden! Wir wollen damit keineswegs das Verdienst auf der einen oder anderen Seite schmälern, das in einem ordnungsgemäßen und zeitgemäßen Vorgehen liegt. Wir wollen überhaupt fürs erste keine Kritik an diesem Vorgang üben. Aber wir wollen demselben Beachtung schenken und uns genau über alles informieren, was vorgegangen ist, um uns daraus allmählich ein Urteil zu bilden.

Es liegen Berichte über die erste sozialdemokratische Volksversammlung vor, die sich mit der von anderer Seite angeregten Dienstbotenbewegung beschäftigte. Diese Versammlung fand am 17. August in Berlin statt. Frau Lily Braun sprach über die Dienstbotenfrage, ihre Ursachen und ihre Ziele. Sie beleuchtete zuerst die Entwicklung der Dienstbotenverhältnisse in historischer Weise. Sie unterzog die verschiedenen Zeitalter bis in die Gegenwart einer Kritik und warf dann die Frage auf, was die bürgerliche Gesellschaft für die Aufbesserung der Lage der Dienstboten gethan habe. Sie führte an, daß die freisinnige Partei im Jahre 1893 im Reichstag für eine Gleichstellung der Dienstboten mit den gewerblichen Arbeiterinnen eingetreten sei, aber gegen die Aufhebung der Gesindeordnung gestimmt habe. Im Jahre 1897 habe der Reichstag eine Resolution „Lenzmann“ angenommen, das Arbeitsverhältnis der land- und forstwirtschaftlichen Arbeiter und Dienstboten zu regeln; die Sache sei aber im Sande verlaufen. Rednerin behauptete: die bürgerlichen Kreise und die bürgerliche Presse verhielten sich stumm oder feindlich; auch die bürgerlichen Frauenrechtlerinnen, sowie deren Blätter, verhielten sich sehr zurückhaltend und vorsichtig. Die Sozialdemokratie allein habe sich der Dienstbotenfrage angenommen. Zum Schluß wurden von der Rednerin folgende Resolutionen vorgeschlagen und angenommen.

Die Versammlung erklärt:

Wir begrüßen mit Befriedigung die neu entstandene Dienstbotenbewegung als eine erste Regung des Selbstgefühls und erstarkenden Klassenbewußtseins dieser rechtlosen Schicht des Proletariats. In der Erkenntnis, daß die männlichen und weiblichen Dienstboten unter einem Ausnahmegesetz stehen, das ihre Bürgerrechte einschränkt, sie wehrlos der Willkür ihrer Arbeitgeber preisgibt und ihnen die Möglichkeit nimmt, mit allem Nachdruck für ihr Interesse zu kämpfen, fordern wir:

1. Abschaffung der Gesinde-Ordnung und der Dienstbücher.
2. Aufhebung des Gesetzes vom 24. April 1854.
3. Ausdehnung der obligatorischen Kranken- und Unfallversicherung auf alle Dienstboten.
4. Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbeordnung.

Wir verlangen ferner, angesichts der gesundheitswidrigen Wohnungsverhältnisse der Dienstboten, den schleunigen Erlaß orts- oder landespolizeilicher Verordnungen, die

- a) einen hygienisch angemessenen Minimal-Luftstrom festsetzen;
- b) die Bestimmung treffen, daß diese Räume durch nach außen gehende Fenster gehörig ventiliert, mit Heizvorrichtung versehen, von innen verschließbar und von Retiraden und dergleichen in entsprechender Entfernung sein müssen.

Die Durchführung dieser Bestimmungen ist behördlich zu kontrollieren, und wo die Wohnräume der Dienstboten diesen Anforderungen nicht entsprechen, sind die Hausbesitzer und Mieter zu bestrafen und die fernere Benutzung des betreffenden Raumes zu verbieten.

Um der Ausbeutung der Dienstboten durch gewerbsmäßige Arbeitsvermittler ein Ziel zu setzen, verlangen wir die Errichtung öffentlicher oder kommunaler Arbeitsnachweise, soweit die Arbeitsvermittlung nicht von den Dienstboten-Organisationen selbst in die Hand genommen werden kann. Die Erringung aller dieser Forderungen wird zum großen Teil von dem energischen, vereinten Kampfe aller Dienstboten abhängen, und in diesem Kampfe sichern wir der Dienstbotenbewegung unsere Unterstützung zu.

Es wäre zwecklos, hier über die einzelnen Forderungen zu diskutieren. (Die durchführbaren unter diesen Forderungen sind zum Teil schon viel früher durch Frau Schwerin gestellt worden. D. R.) Die Quintessenz ist: die Dienstboten wollen gesetzlichen Schutz. Es handelt sich nicht um eine Lohnfrage. Die Sache ruht mehr auf ethischer Basis. Angestrebt wird eine Höherstellung des Standes und ausreichenderer körperlicher Schutz.

Wir alle wissen zum Beispiel, daß die Wohnungsfrage für Diensthofen eine sehr ernste und wichtige ist. Die meisten Mädchenkammern auf dem Lande und in der Kleinstadt sind unter dem Dach gelegen und unmittelbar den herrschenden Temperaturverhältnissen preisgegeben. Im Winter sind es wahre Eiskammern und im Sommer die reinsten Hochöfen. Und die Berliner Kloben und Hängebetten ohne Luft und Licht sind bekannt. Eine Änderung in diesen Dingen käme nicht nur den Mädchen, sondern auch allen Frauen sehr erwünscht. Selbst der kälteste Denkende wird sich vom praktischen Standpunkt aus sagen, daß ein Mensch, der eine gute Nachtruhe hinter sich hat, zur Arbeit eher zu brauchen ist, als einer, der vor Kälte, Hitze oder aus Luftmangel schlecht ausgeruht ist. Es steht aber nicht im Bereich des einzelnen, der zur Miete wohnt, mit solchen Forderungen bei den Hausbesitzern durchzubringen. Es muß hier eine einheitliche Verbesserung der Mädchenkammern durchgeführt werden. Das wäre Sache der Behörde.

So wünschenswert und löblich es auch erscheinen mag, daß sich die Behörde dieser und mancher der Forderungen der Diensthofen nach sorgfältiger Sichtung annehmen möchte, so macht es doch die immer zweischneidige polizeiliche Regelung allein nicht. Freundlichere, angenehmere, bessere Zustände erwachsen doch daraus für die Beteiligten nur in beschränktem Maße.

Man bedenke, wie scharf zugespitzt das intime Zusammenleben zwischen Familie und Dienerschaft dadurch wird. Wir halten ja jetzt schon die Kluft, die der Bildungsunterschied zwischen der Hausfrau und ihrer Mitarbeiterin zieht, für bedauernswert und finden, daß Annäherung für beide Teile richtiger wäre als Scheidung. Wir sind Frauen — wir sind aus einem Geschlecht — wir müssen alle noch um eine Höherstellung unserer Persönlichkeit ringen.

Unseres Erachtens wäre da der richtige Weg, daß die vorangeschrittenen, aufgeklärten Frauen Sorge tragen, daß humanere Anschauungen über den Lebensanteil, die Bildungsvorteile, die ein Dienstmädchen in einem gediegenen Bürgerhause finden sollte — verbreitet werden. Daß alle Frauen einsichtsvoll genug denken lernen, daß auch ein Dienstmädchen Anspruch hat auf das allgemeine Menschenrecht — zu leben — und zwar unter Umständen — ein wenig gut zu leben.

Es giebt Leute, die über gesteigerte Ansprüche des Personals klagen. Die Klagen mögen unter Umständen zutreffen. Aber meistens kann man die Wahrnehmung machen, daß die Ansprüche der Diensthofen die Möglichkeit der Erfüllung, d. h. die Mittel der Herrschaften nicht übersteigen. Viel Kleinlichkeit der Auffassung und Engherzigkeit des Gemüts liegen solchen Klagen einer Hausfrau zu Grunde. Im allgemeinen sind die Verhältnisse, in denen eine Familie lebt, ein Selbstregulator. Man kann sagen: „Wie die Herrschaft — so das Gesinde.“

Es ließe sich noch vieles über Einzelfälle sagen, wo die Schuld entweder bei den Mädchen, bei der Hausfrau oder in äußeren Umständen zu suchen ist. Manchmal schlägt das Verhältnis zwischen der besten Hausfrau und dem besten Mädchen fehl. Fast erscheint es wie Wiederholung, dies nochmals hervorzuheben, aber die Sache ist die — man kann nicht oft genug betonen: die Frauen müssen sich angewöhnen, diese Dinge aus einem weiteren Gesichtskreis zu beurteilen als bisher. So ist z. B. die Diensthofenbewegung nicht als etwas, das man gleich von vornherein verdammen soll, anzusehn. Im Gegenteil, man kann sie nur als ein gutes Mittel begrüßen, um die Anschauungen zu einer gewissen Klärung zu bringen. Es ließe sich doch auch die Bewegung der Dienstmädchen als hervorgegangen aus dem erwachten Standesbewußtsein der Frau ansehen. Es wäre somit etwas, das uns alle angeht! Also eine Sache, bei der jedes Parteinteresse, jeder Klassengegensatz schwinden sollte.

Wir stehen hier vor großen Fragen, die die ganze Frauenwelt angehen. Es wäre sehr falsch, wenn die gebildete Frau der Diensthofenbewegung stumm und feindlich gegenüberstehen wollte.



Ein Frauenheim.

(Sloane Gardens-House, London.)

Von

M. C. Hopp.

Nachdruck verboten.

In der großen Stadt London, wo so viele Menschen jeder Art und jedes Standes wohnen, giebt es ein merkwürdiges Haus, das von Frauen jeder Art und jedes Standes bewohnt wird. Es ist einzig in seiner Art und ist das Wohnhaus der „Gesellschaft für Damenwohnungen“ (The Ladies' Dwelling Company). Es enthält an 150 Zimmer, die von ungefähr 120 Damen bewohnt werden. Dieselben sind hier wie zu Hause und frei wie in keiner Pension oder chambre garnie, während sie andererseits sich einer Sicherheit und eines geselligen Verkehrs erfreuen, wie man sie nur in großer Gemeinschaft haben kann.

Es ist interessant, sich dieses Haus näher anzusehen. Wir steigen zunächst in die unteren Regionen, wo die Küchen sind sowie die Vorrats- und Speisekammern, und die Kofferräume, wo die überflüssigen Koffer der Bewohnerinnen übereinander angebracht sind, und der Maschinenraum mit der Maschinerie für den Aufzug. Hier sind auch die ungeheuren Dampfkessel, in denen das heiße Wasser bereitet wird, das so reichlich überall im ganzen Hause zu jeder Zeit zu haben ist.

Im Parterre ist die Eintrittshalle mit der Portierloge, wo alle Erkundigungen eingezogen werden. Um diese Loge befinden sich zu beiden Seiten kleinere, die je nach den Stagen und Zimmern des Hauses numeriert sind und wo Briefe, Bücher und kleine Pakete abgegeben werden. Auch ist neben der Portierloge ein Wartezimmer für solche, die die Damen in Geschäftsangelegenheiten sprechen wollen. Dann kommen das Bureau und Wohnzimmer der Aufsichtsdame (Lady Superintendent). Hier werden die Mieten wöchentlich bezahlt, Gesuche und Beschwerden eingereicht, auch Coupons gekauft für Kohlen, Holz, Öl und Stiefelreinigung; letztere kosten einen halbpenny (5 Pfennig) das Stück; man klebt sie auf einen der schmutzigen Stiefel, die man abends vor seine Thür stellt und am nächsten Morgen rein wieder findet. Dann ist da ein großer Salon zum Empfang von Besuchern oder zum Aufenthalt für die Damen des Hauses; auch kann das Vereinszimmer für allerhand größere Arbeiten benutzt werden, die man im Salon nicht gut vornehmen könnte. Ein Lesezimmer enthält die meisten der täglich und wöchentlich erscheinenden Zeitungen. In diesem Zimmer darf nicht gesprochen werden, und so kann man hier ungestört schreiben, lesen und studieren. Jede Dame bezahlt einen Shilling vierteljährlich oder 2 Pence die Woche als Beitrag für die Zeitungen. Hier sind auch drei Bücherbretter mit Kurzbüchern, Wohnungsanzeigern und Nachschlagebüchern jeder Art, die man gegen einen Beitrag von 1 Shilling vierteljährlich benutzen kann. Dieser Beitrag wird zur Anschaffung neuer Bücher verwendet. Ein Musikzimmer mit einem schönen Flügel steht allen denen zur Verfügung, die üben wollen; für diese ist ein Stundenplan wie an einer Schule ausgearbeitet. In ihren eigenen Zimmern dürfen die Damen keine musikalischen Instrumente und keine Tiere haben, da unliebsame Töne die Nachbarinnen stören könnten. In dieser Etage ist auch das Zimmer der Sekretärin der Gesellschaft. Das vielleicht (!) wichtigste Zimmer in diesem Teil des Hauses ist der Speisesaal, welcher mit kleinen, peinlich saubern Tischen besetzt ist. Er ist zu bestimmten Stunden für Mahlzeiten offen, die ein täglich wechselndes Menu mit festgesetzten

mäßigen Preisen haben. Niemand ist
nehmen, was für die außerhalb und
bedeutet.

Vom Parterre nun steigt man in
Privatzimmer der Damen befinden. D
an Größe, Gestalt und Lage sehr vers
schieden sind danach natürlich auch die
12 Schilling die Woche und ein mö
haben außer dem Schlafzimmer noch
begnügen sich mit einem Schlafzimmer,
zu einem Wohnzimmer umdekorierten, in
Auf jedem Korridor sind Wasch- und
heißem Wasser versehen sind. Ein
verschafft einem das Vergnügen eine
Kasten nehmen alle Abfälle und dergl
haben möchte. Eine Anzahl Stubenmä
die Zimmer zu bestimmten Zeiten. K
gestattet, doch bereitet sich manche ihr
allein, wenn sie müde und abgeheht

Und wer sind nun die Frauen,
so viele ergößliche Spitznamen gegeb
Ragenhaus), The Women's Barrack
käfig), The Old Maids' Paradise (d

Es sind Witwen und unverhe
eigenen Haushalt haben oder solche,
weder Zeit noch Geschick für häusliche
Schreibmaschinen-Schreiberinnen (T
Künstlerinnen, Schneiderinnen, Kran
voll, es bezahlt sich, die Aktionäre
Bewohnerinnen ist es ein Segen. W
sich nach der Decke strecken. Große
die mit Herzensgüte, Umsicht und Kl
rinnen das Leben behaglich zu m
stehenden, heimatlosen, arbeitenden

Von Frauen

Nur wenn man den Frauen den W
wird man sie zu Gegnerinnen machen. Man
Bewegung, wie sie unser Erwachen zu den P
darstellt, nicht unterdrücken. Dieses Erwachen
Aber wenn man dem natürlichen Wachstum
man es in eine falsche Richtung drängen un

Mme. E. Piczyńska.

Schaffen, — das ist's! Auf andere
Leben fortsetzen, also immer der Zukunft ent

[Faded text from the reverse side of the page, likely bleed-through from the next page.]

Frauenleben und -Streben.

[Faded text from the reverse side of the page, likely bleed-through from the next page.]

wald, die
des Königl.
mit gutem
bestand die
undohr, die
gleichfalls in

November ihren
ersten Pionieren
noch gegen die
n hatten. Sie
n des Vereins,
bsfähigkeit der
er Frauenfrage
s. Lange Zeit
brifführerin ge-
lant der heutigen
e erste Bekannt-
Ideen Stuart
t Woman sie
ch rebigierte sie
der lange Zeit
n die Ideen der
verbreitete.

soniffen auf den
zieht der Bericht
aliches Bild. Die
Mutterhäusern be-
ständig häusliche
sonders von Frauen
Iwar hat sich die
onen (im Vorjahre
nur um 28, bezw.
er Tagespflegen ist
r Nachtpflegen von
n Durchschnitt sind
Nacht und 75 Kranke
unter 2436 Frauen,
und 229 Männer.
reicher Hilfskräfte
wegen Mangels an
estorben sind unter
unnähernd der sechste
Pflegestationen sind

Voranschlag für die
is Ministerium des
e Assistentin des
lassen.

der Regierung dem
r zweiten und dritten
ektion vorgeschlagen.
lich durchgehen.

* **Der bayerische Frauentag**, der vom 18. bis 21. Oktober in München abgehalten wurde, hat einen sehr befriedigenden Verlauf gehabt und das tüchtige Können der süddeutschen Frauen bewiesen. Wir kommen in nächster Nummer noch darauf zurück.

* **Dr. Ritter v. Töpsly**, der neue Dozent für Geschichte der Medizin an der Wiener Universität, begrüßte bei Eröffnung seiner Vorlesungen seine Hörerinnen mit der Erklärung, daß er das medizinische Studium der Frau für die größte Errungenschaft des zur Reize gehenden Jahrhunderts halte.

* **Frl. Josephine Goldblatt-Kammerling** eröffnete vor kurzem ein Mädchengymnasium in Lemberg. Frl. Kammerling ist die erste geprüfte Gymnasiallehrerin in Galizien, und wird als solche ihre Anstalt selbst leiten. (Vgl. die Augustnummer.)

* **Frl. Valerie Szczepanik** bestand an der technischen Hochschule zu Lemberg die Staatsprüfung mit Auszeichnung.

* **Frl. Salomea Perlmutter** aus Lemberg hat in Bern den Doktorgrad der Staatswissenschaften erhalten.

* **Mme. Dr. de Riva Monti** ist der Lehrstuhl der vergleichenden Anatomie an der Universität Pavia überwiesen worden. Einer ihrer Arbeiten ist durch das Institut Lombard ein Preis von 3000 Frcs. zuerkannt worden.

* **Frl. Bonfiguoria** ist in Frankreich zu einem Kursus der Ophthalmologie zugelassen.

* **Die Frauenbewegung in Japan**, die mit außerordentlichem Eifer und großer Umsicht von einer Gruppe von Frauen der höchsten Gesellschaft geleitet wird, beginnt beachtenswerte Resultate zu zeitigen. Die Frauen werden jetzt in Staatsbetrieben, in den Telephonämtern, in gewissen Bankhäusern und sogar bei der Eisenbahn angestellt. Der „Djimmin“, die große liberale Zeitung in Tokio, bemerkt dazu mit Recht, daß die Frauen dadurch, daß sie nach und nach diese verschiedenen Stellen zu erobern wissen, das sicherste Mittel zur Verbesserung ihrer Lage in Japan ergriffen haben.

* **Totenschan.** Frau Charlotte Embden-Heine starb kurz vor ihrem 99. Geburtstag in Hamburg an Altersschwäche. Wir verweisen unsere Leser auf den im Novemberheft des vor. Jahrgangs der „Frau“ erschienenen Artikel, der das Lebensbild der Schwester Heinrich Heines zeichnete.

mäßigen Preisen haben. Niemand ist gezwungen, seine Mahlzeiten im Hause zu nehmen, was für die außerhalb und weit ab Beschäftigten eine große Annehmlichkeit bedeutet.

Vom Parterre nun steigt man in die Stagen A, B, C, D und E, wo sich die Privatzimmer der Damen befinden. Da das Haus ein Eckhaus ist, sind die Zimmer an Größe, Gestalt und Lage sehr verschieden, aber alle Stagen einander gleich. Verschieden sind danach natürlich auch die Mieten. Ein unmöbliertes Zimmer kostet 7 bis 12 Schilling die Woche und ein möbliertes $10\frac{1}{2}$ bis $13\frac{1}{2}$. Einige der Damen haben außer dem Schlafzimmer noch ein Privatwohnzimmer, die meisten jedoch begnügen sich mit einem Schlafzimmer, das viele mit großer Geschicklichkeit bei Tage zu einem Wohnzimmer umdekorierten, in dem auch der kleinste Winkel ausgenutzt wird. Auf jedem Korridor sind Wasch- und Badestuben, die immer reichlich mit kaltem und heißem Wasser versehen sind. Ein Penny in das dazu bestimmte Loch geworfen verschafft einem das Vergnügen eines schönen, heißen Bades. Hygienische Müllkästen nehmen alle Abfälle und dergleichen auf, die man in seinem Papierkorb nicht haben möchte. Eine Anzahl Stubenmädchen versorgen den täglichen Dienst und reinigen die Zimmer zu bestimmten Zeiten. Rein wirkliches Kochen ist in den Privatziimmern gestattet, doch bereitet sich manche ihr Täschchen Thee oder Bovril lieber oben bei sich allein, wenn sie müde und abgehetzt nach Hause kommt.

Und wer sind nun die Frauen, die in diesem Hause wohnen, dem man schon so viele ergötliche Spitznamen gegeben hat: The Cattaries, The Pusseries (das Ragenhaus), The Women's Barracks (die Frauentaserner), The Hen Coop (Hühnerkäfig), The Old Maids' Paradise (das Alte Jungfern-Paradies) u. c.?

Es sind Witwen und unverheiratete Damen, die nicht Mittel genug zu einem eigenen Haushalt haben oder solche, die mit dem Kopf oder den Händen arbeiten und weder Zeit noch Geschick für häusliche Arbeiten haben: auch Journalistinnen, Lehrerinnen, Schreibmaschinen-Schreiberinnen (Type-writers), Buchführerinnen, Sekretärinnen, Künstlerinnen, Schneiderinnen, Krankenpflegerinnen u. s. w. Das Haus ist immer voll, es bezahlt sich, die Aktionäre erhalten ihre 5 prozentige Dividende, und den Bewohnerinnen ist es ein Segen. Man weiß, wieviel man auszugeben hat und kann sich nach der Decke strecken. Große Anerkennung verdient dabei die Aufsichtsdame, die mit Herzensgüte, Umsicht und Klugheit es sich angelegen sein läßt, den Bewohnerinnen das Leben behaglich zu machen, das nicht immer leichte Leben der allein-stehenden, heimatlosen, arbeitenden Frau.

Von Frauen und über Frauen.

Nur wenn man den Frauen den Anteil verweigert, den sie an der sozialen Arbeit verlangen, wird man sie zu Gegnerinnen machen. Man kann in der That eine aus Gewissensimpulsen hervorgehende Bewegung, wie sie unser Erwachen zu den Pflichten und dem Verantwortlichkeitsgefühl für die Gesamtheit darstellt, nicht unterdrücken. Dieses Erwachen ist eine Wachstumserscheinung, eine Phase unserer Entwicklung. Aber wenn man dem natürlichen Wachstum eines Organismus willkürliche Grenzen setzen will, kann man es in eine falsche Richtung drängen und Abnormitäten hervorbringen.

Mme. E. Pieczynska. (L'Appel des Femmes aux Fonctions publiques.)

*

Schaffen, — das ist's! Auf andere veredelnd wirken, Kinder, leibliche oder geistige zeugen, das Leben fortsetzen, also immer der Zukunft entgegen, nie zurück!

Malvida von Meyenbug.





Ausbildung hygienisch geschulter Kinderpflegerinnen.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Da endlich junge Mütter mehr und mehr anfangen, ihre Kinder nicht mehr, wie es sonst üblich war, im zartesten Alter jungen unverständigen Mädchen, welche selbst noch im erziehungsbedürftigen Alter stehen, oder alten, ebenso unverständigen und mit gefährlichem Eigensinn behafteten Kinderfrauen anzuvertrauen, so ist das Bedürfnis nach geschulten Kinderpflegerinnen entschieden vorhanden. Es giebt genug mustergiltige Institute, die junge Mädchen zu den sogenannten Kinderfräulein — also für die Erziehung der schon herangewachsenen Kinder heranbilden, aber es fehlt an solchen Lehranstalten, welche die sorgsame Ausbildung geschulter Kinderpflegerinnen übernehmen. Und doch ist die Nachfrage nach wirklich geschulten Kräften stetig im Wachsen begriffen, und gut bezahlte Stellen stehen denen in Aussicht, welche die Pflege neugeborener Kinder, die künstlich ernährt werden, übernehmen können. In Einsicht dessen hat sich der Verein „Kinderpoliklinik mit Säuglingsheim“, der mit allen Mitteln bestrebt ist, die Kindersterblichkeit herabzusetzen und das Los armer, kranker und verwaister Säuglinge durch sorgsame Pflege zu verbessern, die weitere Aufgabe gestellt, junge Mädchen in der Kinderpflege gründlich auszubilden. Es soll ihnen eine so vollkommene Ausbildung zu teil werden, daß sie die Pflege und Wartung eines Kindes und vorzugsweise eines Säuglings in gesunden und kranken Tagen durchaus selbständig zu übernehmen vermögen. Die Lehranstalt ist den Anstalten des Vereins „Kinderpoliklinik mit Säuglingsheim“ in der Johannisstadt zu Dresden, Arnoldstraße 1, angegliedert, die Anmeldung geschieht durch persönliche Vorstellung oder schriftlich bei der Oberin des Heims.

Bedingungen der Aufnahme sind:

1. Ein Minimalalter von 18 Jahren.
2. Ein befriedigendes ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand der Bewerberin.

3. Eine ausreichende allgemeine Bildung.

Ferner sind der Anmeldung beizulegen:

4. Ein selbst verfaßter und selbstgeschriebener Lebenslauf.
5. Empfehlungen bekannter Persönlichkeiten oder in Ermangelung dieser ein Führungsattest von einem Geistlichen, Schuldirektor oder einer entsprechenden Persönlichkeit der Ortsbehörde.
6. Die zur polizeilichen Anmeldung genügenden Papiere.

Wird die Bewerberin angenommen, so hat sie sich schriftlich zu verpflichten, ein volles Jahr im Dienste des Vereins zu verbleiben. Zur Sicherung ist eine Kaution von 100 Mark zu stellen; im einzelnen Falle kann auf Antrag von der Stellung der Kaution Abstand genommen werden. Nach Ablauf des Jahres wird die Kaution mit den Zinsen zurückgezahlt.

Die Pflegerinnen erhalten dagegen in der Anstalt des Vereins freie Wohnung, Verpflegung sowie Dienstkleidung und freie Wäsche. Nach Ablauf von 6 Monaten erhalten sie, wenn sie in der Ausbildung genügend vorgeschritten sind, ein monatliches Taschengeld von 10 Mark. Während der 6 monatlichen ersten Ausbildung ist die Oberin sowie der dirigierende Arzt berechtigt, jederzeit diejenigen Pflegerinnen, die sich zur weiteren Ausbildung ungeeignet erweisen, zu entlassen. Ebenso hat jede Pflegerin das Recht, nach 14 tägiger Kündigung auszuscheiden; es werden dann jedoch für jeden der ersten 6 Monate 15 Mark von der Kaution zurückbehalten. Jede Schülerin genießt eine vollständige praktische Ausbildung, die sie befähigt, jedes gesunde Kind von der Geburt an entsprechend zu verpflegen und bei kranken Kindern dem Arzte eine nützliche Hilfe und eine allen Anforderungen entsprechende Krankenpflegerin zu sein.

Ebenso erhalten die Pflegerinnen einen vollkommen ausreichenden Unterricht über die Pflege und Ernährung des gesunden und kranken Kindes, sowie die Krankenpflege überhaupt seitens der Anstaltsärzte und ferner über die Grundzüge der Pädagogik durch eine geeignete weibliche Kraft.

In praktischer Beziehung werden die Pflegerinnen im Säuglingsheim, sowie in den Polikliniken des Vereins beschäftigt. Die Unterweisung in der praktischen Pflege erfolgt durch die Oberin; dieselbe ist dem Verein gegenüber auch verantwortlich für die Überwachung der jungen Mädchen in jeder Beziehung. Die Dauer der Ausbildung beläuft sich auf ein Jahr, dann werden die Elevinnen einer theoretischen und praktischen Prüfung unterzogen und erhalten über den Ausfall derselben ein

Zeugnis. Mit Hilfe desselben wird es ihnen nicht schwer fallen, entsprechend gut dotierte Stellen zu finden. Auch wird der Verein sich für das weitere Fortkommen seiner Schülerinnen interessieren und kann dies um so eher, da stets Nachfragen nach bewährten Pflegerinnen bei ihm einlaufen. Es werden gern 300—600 Mark jährliches Gehalt für derartige Pflegerinnen gegeben. Auskunft erteilt bereitwilligst die Oberin des Säuglingsheims, Dresden, Arnoldstraße 1.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Gedächtnisfeier für Frau Jeannette Schwerin**, von dem Vorstande des Bundes Deutscher Frauenvereine, dem Berliner Frauenverein, der Deutschen Gesellschaft für ethische Kultur und zehn weiteren Frauen- und Wohlfahrtsvereinen veranstaltet, vereinigte am 14. Oktober Freunde und Mitarbeiter der Verstorbenen im Festsaale des Berliner Rathauses. Die Feier wurde eingeleitet durch einen vom Dirigenten komponierten Gesang des Otto Schmidtschen Chors „Du ruhest aus.“ In ihrer nun folgenden Ansprache stellte Fräulein Helene Lange über das Lebensbild der Verstorbenen, das sie zeichnete, das Wort des Weisen: „So lange du lebst, so lange es in deiner Macht steht — sei gut.“ Sie zeigte, wie Frau Schwerin in unermüdlicher sozialer Arbeit dies Wort verwirklicht hat im Dienst der Wohlfahrtspflege, und dann der Frauenbewegung, wie die Arbeit in diesem Sinne, vereint mit der seltenen Fähigkeit ihrer Natur, Menschen zu gewinnen, und mit einem klaren Blick für die Forderungen und Bedürfnisse der Zeit, ihr ihren weithin erkennbaren Einfluß auf das Wachsen und Werden der Frauenbewegung sicherte.

Nachdem vom Chor das Mendelssohnsche Engelsterzett gesungen war, sprach im Namen der Gesellschaft für ethische Kultur Herr Dr. F. W. Foerster über die Bedeutung der Verstorbenen im Hinblick auf die Kulturkämpfe und -Fragen der Zeit. Er zeigte, wie sie in ihrem Wirken verwirklicht habe, was der ringenden Zeit Erlösung, Befriedigung ihrer tiefsten Lebensfragen verheißt, den Heroismus der Mutter. Und so schöpfen aus der Betrachtung dieses Lebens alle die neue Überzeugungskraft, die von dem Eintritt der Frau in die Kulturarbeit eine schönere Zukunft erwarten.

Die Feier schloß mit dem Chor: „Gott ist die Liebe.“ — Die beiden Ansprachen werden in der Wochenschrift „Ethische Kultur“ im Druck erscheinen.

* **Im Berliner Frauenverein** wurde am 19. Oktober im Anschluß an einen Vortrag von Frau Dr. Jochenhauser die Dienstbotenfrage verhandelt. Die Thesen, die die Rednerin zur Diskussion stellte, forderten vor allem Abschaffung der partikularen Gesindeordnungen, sowie der Gesindebücher, die den Dienstboten allen andern Arbeitern gegenüber in eine Ausnahmestellung bringen und keinen praktischen Wert haben. Die positiven Forderungen der Rednerin bezogen sich in erster Linie auf Unterstellung der Dienstboten unter die Gewerbeordnung, die dann natürlich durch entsprechende Zusätze den Bedürfnissen des häuslichen Betriebes angepaßt werden müßte, sowie unter die Kranken- und Unfallversicherung. Von den Herrschaften verlangte die Rednerin eine ausgiebige Berücksichtigung des § 618 des Bürgerlichen Gesetzbuches, sowie Beseitigung alles dessen, was den Dienstboten in seiner sozialen Stellung herabsetzen muß, ebenso Ersatz der Trinkgelder durch eine von der Herrschaft gewährte Vergütung für besondere Arbeit. Eine wesentliche Hebung des Standes in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung ist aber an die Bedingung einer besseren Ausbildung geknüpft, und obligatorische Fortbildungsschulen sind daher eine Grundforderung zur Lösung der Dienstbotenfrage. Durch kommunale Arbeitsnachweise würde dem Vermittlungsunwesen gesteuert werden können.

Die Diskussion ergab, wenn auch natürlich manche Meinungsverschiedenheiten im einzelnen, so doch eine erfreuliche Übereinstimmung in den Hauptforderungen und ein allseitiges Verständnis für die Notwendigkeit sowohl einer intellektuellen als auch einer wirtschaftlich-sozialen Hebung des Standes und für den Causalzusammenhang zwischen beiden.

* **Die Gymnasialkurse für Frauen in Berlin** haben am Schluß des Sommersemesters wiederum drei Abiturienten entlassen: Fräulein Brüg, Fräulein

Blumenfeld und Fräulein Grunewald, die sämtlich vor der Prüfungskommission des Königl. Zwilling-Gymnasiums die Maturitätsprüfung mit gutem Erfolg bestanden. Zu gleicher Zeit bestand die Prüfung in Magdeburg Fräulein Randohr, die den größten Teil ihrer Ausbildung gleichfalls in den Berliner Kursen erhalten hat.

* **Jenny Fleisch** feiert am 25. November ihren 70. Geburtstag. Sie gehört zu den ersten Pionieren der Frauenbewegung, zu denen, die noch gegen die allerstärksten Vorurteile anzukämpfen hatten. Sie gehörte mit zu den Begründerinnen des Vereins, der so viel zur Hebung der Erwerbsfähigkeit der Frauen und damit zur Lösung der Frauenfrage beigetragen hat: des Lettevereins. Lange Zeit hat sie in diesem Verein als Schriftführerin gewirkt. Wenn ihr schon dafür der Dank der heutigen Generation gebührt, so auch für die erste Bekanntmachung weiterer Kreise mit den Ideen Stuart Mills, dessen Subjection of Woman sie übersezte. Mehrere Jahre hindurch redigierte sie ferner den „Frauenanwalt“, der lange Zeit neben den „Neuen Bahnen“ allein die Ideen der Frauenbewegung in Deutschland verbreitete.

* **Über die Arbeit der Dialonissen** auf den Berliner Krankenpflegestationen giebt der Bericht für das Jahr 1898 ein anschauliches Bild. Die mit 104 Dialonissen aus zwölf Mutterhäusern besetzten 14 Pflegestationen üben ständig häusliche Pflege von schwer Erkrankten, besonders von Frauen in meist unbemittelten Familien. Zwar hat sich die Zahl der gepflegten 3075 Personen (im Vorjahre 3047) in 2858 (2833) Familien nur um 28, bezw. 25 vermehrt; aber die Zahl der Tagespflegen ist von 25 582 auf 27 315, die der Nachtpflegen von 5744 auf 6345 gestiegen. Im Durchschnitt sind täglich etwa 17 Kranke in der Nacht und 75 Kranke am Tage gepflegt worden, darunter 2436 Frauen, 350 Kinder unter 15 Jahren und 229 Männer. Trotz der Heranziehung zahlreicher Hilfskräfte mußten 588 Gesuche um Hilfe wegen Mangels an Kräften unerfüllt bleiben. Gestorben sind unter der Pflege 483 Kranke, also annähernd der sechste Teil. Die Ausgaben für die Pflegestationen sind auf 84 456 Mark gestiegen.

* **Karl Bruhe.** In den Boranschlag für die nächste Finanzperiode hat das Ministerium des Innern das Gehalt für eine Assistentin des Fabrikinspektors einstellen lassen.

* **In Holland** ist seitens der Regierung dem Parlament die Anstellung einer zweiten und dritten Assistentin der Gewerbeinspektion vorgeschlagen. Der Antrag wird voraussichtlich durchgehen.

* **Der bayerische Frauentag**, der vom 18. bis 21. Oktober in München abgehalten wurde, hat einen sehr befriedigenden Verlauf gehabt und das tüchtige Können der süddeutschen Frauen bewiesen. Wir kommen in nächster Nummer noch darauf zurück.

* **Dr. Ritter v. Löpsly**, der neue Dozent für Geschichte der Medizin an der Wiener Universität, begrüßte bei Eröffnung seiner Vorlesungen seine Hörerinnen mit der Erklärung, daß er das medizinische Studium der Frau für die größte Errungenschaft des zur Reife gehenden Jahrhunderts halte.

* **Frl. Josephine Goldblatt-Kammerling** eröffnete vor kurzem ein Mädchengymnasium in Lemberg. Frl. Kammerling ist die erste geprüfte Gynastiallehrerin in Galizien, und wird als solche ihre Anstalt selbst leiten. (Vgl. die Augustnummer.)

* **Frl. Valerie Szegemanik** bestand an der technischen Hochschule zu Lemberg die Staatsprüfung mit Auszeichnung.

* **Frl. Salomea Perlmutter** aus Lemberg hat in Bern den Doktorgrad der Staatswissenschaften erhalten.

* **Mme. Dr. de Riva Monti** ist der Lehrstuhl der vergleichenden Anatomie an der Universität Pavia überwiesen worden. Einer ihrer Arbeiten ist durch das Institut Lombard ein Preis von 3000 Franc. zuerkannt worden.

* **Frl. Bonfiguoria** ist in Frankreich zu einem Kursus der Ophthalmologie zugelassen.

* **Die Frauenbewegung in Japan**, die mit außerordentlichem Eifer und großer Umsicht von einer Gruppe von Frauen der höchsten Gesellschaft geleitet wird, beginnt beachtenswerte Resultate zu zeitigen. Die Frauen werden jetzt in Staatsbetrieben, in den Telephonämtern, in gewissen Bankhäusern und sogar bei der Eisenbahn angestellt. Der „Djimmin“, die große liberale Zeitung in Tokio, bemerkt dazu mit Recht, daß die Frauen dadurch, daß sie nach und nach diese verschiedenen Stellen zu erobern wissen, das sicherste Mittel zur Verbesserung ihrer Lage in Japan ergriffen haben.

* **Lotenschan.** Frau Charlotte Embden-Heine starb kurz vor ihrem 99. Geburtstag in Hamburg an Altersschwäche. Wir verweisen unsere Leser auf den im Novemberheft des vor. Jahrgangs der „Frau“ erschienenen Artikel, der das Lebensbild der Schwester Heinrich Heines zeichnete.

—Me—

Für Hans und Familie.

„Hygienische Winke für Wohnungssuchende“ von Professor F. v. Esmarck (Berlin 1899, Verlag von Julius Springer).

Wenn die Frau die Wächterin über die Gesundheit der Familie, die „Trägerin der praktischen Hygiene“ (vergl. die Frau 1898, Dezemberheft) genannt wird, so hat sie, da sie als mitverantwortlicher „Hausminister des Innern und Außern“ das Ausschauen der Wohnung meist allein zu besorgen hat und bei der Wahl ein sehr gewichtiges — wenn nicht das entscheidende — Wort zu sprechen hat, auch die Pflicht, sich über die hier in Betracht kommenden hygienischen Anforderungen unterrichtet zu halten. Da aber Gelegenheit zu gründlichem Unterricht in Hygiene den Frauen zur Zeit noch gänzlich fehlt¹⁾, und sie sich angewiesen sehen, ihre Belehrung über hygienische Fragen — Fach- und Berufsfragen für die Hausfrau — lediglich aus der nicht immer wissenschaftlich lautereren Flut populärer Schriften zu schöpfen, so werden wohl der gebildeten Frau, die über ernste Fragen des praktischen Lebens nicht gern hintändelt, hygienische Winke für Wohnungssuchende aus berufener Feder im Bedarfsfall sehr willkommen sein. — Gleich dem vom kaiserlichen Gesundheitsamt im selben Verlage herausgegebenen „Gesundheitsbüchlein“ wird auch hier aus erster Quelle frisch aus der Werkstatt hygienischer Forschungsarbeit ohne Vermittlung von Minderberufenen ein anregend und klar geschriebenes Büchlein geboten, das für den praktischen Fall alles Wissenswerte authentisch enthält, und zwar so knapp gefaßt, daß es zum Wohnungssuchen mit dem Notizbuch²⁾ in die Tasche gesteckt werden kann. Der Verfasser beschränkt sich darauf, es dem Mieter an Hand seiner Ratsschläge leicht zu machen, gröbere hygienische Mißstände in einer Wohnung zu entdecken; denn „freilich nach einer alles hygienisch Wünschenswerte vereinigenden Mietwohnung dürfte er lange suchen!“ Wie es bei lichtvoller Denk- und Darstellungsweise nicht anders möglich ist, treten im Buche scharf die Schatten unserer modernen Mietwohnung, unseres vielfach unhygienischen Wohnens hervor. Es wird nach des Verfassers wohlbegründeter Ansicht zur

Zeit trotz hochgeschraubter Mietpreise „in den großen Städten nur wenige Wohnungen geben, die ganz den hygienischen Anforderungen entsprechen, welche zum gesunden und behaglichen Wohnen notwendig sind.“

Aber muß, soll und wird das so bleiben? Der Verfasser hofft auf einen weiteren Erfolg: „Es ist bekannt, daß sich das Angebot meist nach der Nachfrage richtet, und das pflegt auch in Betreff der Wohnungen der Fall zu sein. Nur so ist es beispielsweise zu erklären, daß jetzt in den meisten größeren Mietwohnungen eigene Badezimmer vorhanden sind, die man vor einigen Jahrzehnten noch sicher nicht gefunden hätte. Was nach dieser Richtung hin möglich war, sollte doch auch in Bezug auf Heizung, Ventilation und ähnliches zu erreichen sein, wenn nur die Mieter, die Wohnungssuchenden darnach fragen und dem Hausbesitzer so fortgesetzt die Notwendigkeit der Verbesserung ins Gedächtnis zurückrufen.“ —

Gewiß wird das Büchlein nach dieser Zeit hin reiche Früchte tragen, zum Besten der Familie, der privaten und damit der öffentlichen Gesundheitspflege. Die hygienischen Winke werden zu hygienischen Forderungen werden unter dem Einfluß der Wohnungssuchenden, der Frauen, sofern sie ihren Vorteil zu fassen verstehen. Denn das hygienisch Wünschenswerte deckt sich vielfach mit dem praktisch-wirtschaftlich Wünschenswerten, so daß wir uns nicht verlagen können, einige Details anzuführen. Wenn beispielsweise ein hygienischer Wink dahin geht, die Fen bei Neubauten so einzurichten, daß sie vom Korridor aus beheizt, vom Zimmer aus reguliert werden können — die Zimmerluft bleibt dadurch reiner, staubfreier — oder den Buzraum (sowie die Waschküche) für die höher gelegenen Stockwerke vom Hofe nach dem Dache zu verlegen, oder einen Aufzug für Brennmaterial und dergl. vom Keller und Hof nach der Küche in dem Bauplan vorzusehen, oder an der alten Tradition des Fremdenzimmers festzuhalten, um ein Referenzzimmer, Isolierzimmer für Krankheitszeiten zur Verfügung zu haben, so begrüßt Referentin und mit ihr gewiß noch manche Hausfrau diese wirtschaftlich praktischen, die Arbeit vereinfachenden Vorschläge mit wärmstem Einverständnis, und das „hygienisch einwandfreie Mietshaus“ beginnt auch für die Hausfrau ein Ideal zu werden, an dessen Verwirklichung mitzuarbeiten, soweit es in unsern Kräften steht. Pflicht jeder einzelnen Frau, Pflicht jedes Wohnungssuchenden ist!

Wenn nun der Zweck des kleinen Buches ein doppelter ist, nämlich dem Wohnungssuchenden im praktischen Falle nützlich zu sein und zugleich das Ideal des hygienisch einwandfreien Mietshauses seiner Verwirklichung näher zu bringen, so ist Zweck des Referates auch ein doppelter, nämlich 1. die Frau auf ein lesens- und beherzigenswertes Buch aufmerksam zu machen und 2. die Mitverantwortlichkeit der Frauen an hygienischen Hoch- oder Tiefstand der Nation anzudeuten, sie zum Nachdenken darüber, zur Mitarbeit im kleinen

¹⁾ Anmerkung: Von den Universitäten Jena, München, Würzburg und Königsberg abgesehen, wo allerdings berufene Vertreter wissenschaftlicher Hygiene, die Herren Professoren und Dozenten Gärtner, Buchner, R. B. Lehmann und Nagler hygienische Vorlesungen den Frauen zugänglich gemacht haben. Val. Ferienkurse für Lehrerinnen in Jena, Volkshochschule in München, bakteriologische Vorlesungen für Frauen in Würzburg und hygienisch-bakteriologische Übungskurse für Frauen und Krankenpflegerinnen in Königsberg. Vgl. andererseits Breslau, wo Prof. Cohns Vorlesungen über Augenhygiene wohl von Volksschullehrern, nicht aber von Lehrerinnen besucht werden durften — nach Referatsbeschluss! Das rapide Anwachsen der Arzttätigkeit aber verlangt Berücksichtigung ausanhygienischer Forderungen ebenso dringend in den Mädchenschulen wie in den Gymnasien, und Lehrer wie Lehrerinnen haben dasselbe Interesse an Ausanhygiene und Schulhygiene überhaupt! Siehe Deutsche mediz. Wochenschrift 1898, Nr. 33. Prof. Cohn: über die Zulassung von Frauen zu hygienischen Vorlesungen.

²⁾ Anmerkung: Am besten quadriert zur Elastierung des Papiertes! Jedes Quadrat bedeutet einen Quadratmeter, besser ein „Schrittmeter“, da die Wohnungen rascher auszumessen als mit Metermaß auszumessen sind.

Areife anzuregen. Zum Schluß möchten wir noch an Verfasser und Verlagsbuchhandlung die Bitte richten, für die Neuaufgabe die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht mit einigen hygienisch guten und hygienisch verwerflichen Bauplänen und Wohnungstypen aus Nord und Süd, Ost und West, mit einigen Abbildungen von richtig und unrichtig konstruierten Heizungs- und Ventilationsanlagen es dem guten Willen der Häusererbauer erleichtert werden könnte, die hygienischen Winke in hygienische Thaten umzusetzen. A. J.

„Die Kraftküche.“ Von Johanna v. Schow und Frau Dr. Engelsen. Preis 0,40 Mark. Verlag von Ad. Bodenburg, Berlin W. 9. (Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verleger gegen Einsendung des Betrages von 0,50 Mark.) Die vorliegende kleine Kraftküche will kein Kochbuch ersetzen. Sie will nur eine Ergänzung bilden der bisherigen Kochbücher; ihre Rezepte sollen den Weg angeben, nach dem unsere tägliche Kost auf einfachstem und gleichzeitig auf billigstem Wege zur Kraftkost werden kann. Nachdem die Wissenschaft begonnen, auch in die Küche ihren Einzug zu halten, wissen wir heute, daß „ernähren“ etwas anderes und weit mehr ist, als satt machen, und nachdem festgestellt worden ist, daß die vorzüglichste Quelle aller Muskelkraft, also jeder Arbeitsleistung,

jedes Herzschlages, jedes Atemzuges in dem Eiweiß zu finden ist, müßte die eiweißreichste Kost, in erster Linie also Fleisch und Eier, immer mehr in den Vordergrund treten für eine rationelle Ernährung. Aber Fleisch und Eier sind teuer, und am Herde der kleinen Leute werden sie nur ausnahmsweise in Portionen genossen, die über den Begriff der Zukost hinausgehen. Außerdem giebt es viele Fälle, in denen andauernder Fleischgenuß schädlich wirkt. So hat man Versuche gemacht, neue Eiweißquellen zu erschließen und hat eine Anzahl Eiweißpräparate geschaffen, die dem Körper zu seiner in den meisten Fällen nicht ausreichenden Ernährung das Plus schaffen sollen, ohne welches er sich auf die Dauer im Vollbesitz seiner Kräfte nicht erhalten kann.

Der Zweck des kleinen Schlüssel ist nun, die praktische Küche für das Tropon, das vornehmste dieser Präparate, zu erschließen. Wir haben über dieses neue Nahrungsmittel, dem jedenfalls eine große Zukunft bevorsteht, in voriger Nummer unter dem Titel: billiges Fleisch schon berichtet und verweisen auf diesen Artikel. Die Verfasserinnen des Büchleins, zwei bekannte Autoritäten auf dem Gebiete der Kochkunst, haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Anwendung dieses neuen Nahrungsmittels möglichst einfach und allen zugänglich zu gestalten.



Frauenvereine.

In der Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins, Bülowstraße 14 I, sind vom 1. Oktober 1898 bis zum 30. September 1899 54 Kranke verpflegt worden und zwar 8 unverheiratete, 46 verheiratete Frauen und Wittven. Von diesen haben 49 aus Krankenkassen, denen sie angehörten, einen Zuschuß zu den Kosten ihrer Verpflegung bekommen, während 5 ganz aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind. Die Zahl der Pflegetage betrug 798 — davon entfielen 116 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 51 (20 große, 31 kleinere), darunter 4 Total-Exstirpationen, 5 Laparatomieen und 11 Vorfalloperationen. Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 758 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden.

Bei der Aufnahme in die Pflegestation werden in erster Reihe die Hausarmen sowohl unserer Vereinsmitglieder, als die unserer Freunde berücksichtigt, welche die Anstalt durch Beiträge unterstützen. Von diesen Kranken kommen zunächst solche in Betracht, die keiner Krankenkasse angehören, folglich am bedürftigsten sind. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Frä. Dr. Tiburtius zu, an welche die Kranken zur Konsultation zu verweisen sind und zwar entweder morgens von 8–9 Uhr in der Pflegestation, Bülowstraße 14 I,

bei Frä. A. Knopp, oder vormittags von 10–12 und nachmittags von 2–4 Uhr in der Wohnung von Frä. Dr. Tiburtius, Bülowstraße 14 II. Um Mißbräuchen vorzubeugen, müssen die Aufzunehmenden bei der Konsultation eine Empfehlungskarte derjenigen Persönlichkeit mitbringen, von der sie geschickt werden. Ausgeschlossen sind Kranke mit ansteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, Alte Schönhauserstraße 23/24, Hof pt. sind vom 1. Oktober 1898 bis zum 30. September 1899 1144 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen betrug 3781. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 23650 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags, nachmittags von 1/2 5 Uhr an, in der Alten Schönhauserstraße 23/24 Hof pt., statt. Behandelnde Ärztinnen sind Frau Dr. med. Bloch, sowie die VDr. med. Frä. Bluhm und Agnes Hader. Als Beistauer zu den Unterhaltungskosten ist pro Person und Konsultation ein Betrag von 10 Pf. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arznei, müssen sich deswegen aber an eine der behandelnden Ärztinnen wenden.





„Unter dem Eschenbaum.“ Neue Dichtungen von Frida Schanz. (Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing.) Den zahlreichen Verehrerinnen der Dichterin wird das hübsche kleine Bändchen als Weihnachtsgabe hochwillkommen sein. Sie lernen Frida Schanz wieder von den verschiedensten Seiten darin kennen: das Capriccio „Sterbekameraden“, „das letzte Zeugnis“, „der Blinde“, sie geben Zeugnis von einem reichen, vielseitigen Seelenleben, das die hellsten Töne wie die tiefsten kennt und anzuschlagen versteht.

„Idole.“ Geschichte einer Liebe. Von Rosa Mayreder. (Berlin, S. Fischer.) Es ist keine gewöhnliche Liebesgeschichte, die uns Rosa Mayreder vorführt, und sie ist nicht in gewöhnlicher Weise dargestellt. Eine herbe Lebensauffassung spricht daraus. Die Liebe zu einem Arzt, einem ungewöhnlichen, ganz in seine Berufsarbeit versunkenen Mann erfüllt das ganze Leben der Heldin. Aber er ist ein Anhänger der Theorie, „daß Männer, die stark auf Kosten des Gehirns leben, Frauen aus geschonten Bevölkerungsschichten heiraten sollen“; die nervös belastete „höhere Tochter“ verläßt er trotz seiner Neigung. Daß die Verfasserin keinen gewaltsamen fünften Akt herbeiführt, sondern die Erzählung einfach mit der Ode schließen läßt, die das Leben in solchen Fällen auch meistens verhängt, ist ein Zeichen seiner künstlerischer Begabung und Beobachtung.

„Im Mund der Leute.“ Erzählung von Luise Glaz. (Leipzig, Fr. Wih. Grunow. Fein gebunden 6 Mark.) In geschicktem Aufbau wird uns hier die Geschichte eines Künstlers erzählt, den Kleinstadtgelatsch um einer gefühnten Jugendschuld willen von seiner Höhe zu reißen sucht und der äußerlich überwindet, weil er innerlich überwunden hat. Die einzelnen Gestalten, ohne über das Typische hinauszugehen, sind doch lebendig erfasst und hingestellt, und die Kleinstadtlust umweht uns auf Schritt und Tritt, im „Reichengrabem“, wo sich die Brautpaare zu finden pflegen, wie im Kunstverein.

„Handbuch der Psychologie für Lehrer.“ Eine Gesamtbarstellung der pädagogischen Psychologie für Lehrer und Studierende von Dr. James Sully. Deutsch von Dr. J. Stimpfl. Leipzig. E. Wunderlich 1898. (Preis broch. 4 Mark.) Der durch die „Untersuchungen über die Kindheit“ auch in Deutschland bekannte Psychologe verwerthet in seinem Handbuch die Ergebnisse seiner Forschungen über die Kindesseele zum Nutzen der pädagogischen Praxis. Das Buch entspricht dadurch ganz

besonders dem Bedürfnis der Schule und zeichnet sich vor so vielen der gebräuchlichen deutschen Leitfäden und Handbücher durch die Fülle von praktischen Hinweisen und die Reichhaltigkeit des zu Grunde gelegten Beobachtungsmaterials vorteilhaft aus. Wer in den Untersuchungen über die Kindheit vorzugsweise eine Zusammenstellung von Einzelbeobachtungen sah, dem wird dies Werk die erwünschte Ergänzung dazu bieten. Die deutsche Übersetzung ist diesmal auch bedeutend besser als die des ersten Werkes und daher uneingeschränkt zu empfehlen.

„Goethes Vater.“ Eine Studie von Felicie Ewart. (Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1899. Preis 2 Mark.) Die Studie bietet eine sorgfältige Zusammenstellung des litterarhistorischen Materials über den alten Rat, die dem Forscher allerdings nichts Neues bieten wird, für den Laien aber durch ihre Reichhaltigkeit und durch manche interessante Einzelheiten von Wert ist. Im übrigen ist es weniger eine Charakteristik, als vielmehr eine Apologie des alten Goethe den Goethebiographen gegenüber, deren litterarisches Urteil über den Herrn Rat nach der Ansicht der Verfasserin „der liebevollen Vertiefung entbehrt“, ja, oft „von kaum verhehlter Abneigung diktiert ist“. Unter dieser ausgesprochenen Tendenz leidet einerseits die Objektivität und Unbefangenheit in der Beurteilung des zu Grunde gelegten Materials, andererseits die Einheitlichkeit der Charakteristik. Die litterarhistorischen Quellen, die der Verfasserin die Angriffspunkte für ihre Kritik bieten, sind außerdem zum Teil kaum solche, die es sich noch zu widerlegen lohnt. Über Dünker, Viehoff, Laves u. s. w. ist die Goethekritik ja hinaus. Von einem Eingehen auf die neueste Litteratur findet man aber in der Studie nicht viel. Immerhin mag auf manche Äußerung, manchen Zug aus dem Leben des alten Rats durch diese entgegengesetzte Auffassung seiner Persönlichkeit ein neues Licht fallen.

„Blüten und Perlen deutscher Dichtung.“ Für Frauen ausgewählt von Frauenhand. 31. Auflage. Mit einem Titelbild und 19 Bildern in Autotypie nach Originalzeichnungen von Ferd. Selt und J. G. Jüllhaas. (Halle a. S., Hermann Wesenius. Preis: Eleg. geb. mit Goldschnitt 6 Mark.) Die 31. Auflage zeigt zur Genüge die Beliebtheit der Sammlung an und widerlegt wohl am besten die oft ausgesprochene Anschauung, daß das Interesse für Gedichte bei unsrer Frauenwelt erloschen sei. Von den Bildern wünschte man verschiedenes, vor allen Dingen aber das Titelbild, dringend durch andre ersetzt zu sehen.

Die „**Dokumente der Frauen**“, bringen in Heft 15 einen interessanten Zeitartikel von Auguste Fickert über den Kulturkampf in Finnland; ein daran anschließender Aufsatz informiert über die finnländische Frauenbewegung. Z. W. Teifen, der bekannte Schriftsteller, erteilt den wohlverdienten Rat: Frauen, gründet für eure Töchter Gymnasien! Henriette Fürth aus Frankfurt a. M. spricht ein Nachwort zur Goethefeier: Der Mensch Soethe. Ein Artikel: „Zur Frauenbewegung“ bringt ferner eine eingehende Würdigung der Frauendebatten auf dem sozialdemokratischen Parteitag in Osterreich. Diese Halbmonatsschrift ist zum Preise von jährlich 3 fl. durch alle Buchhandlungen sowie durch die Administration, Wien, VI. Magdalenenstraße 12, zu beziehen.

Die weiteren bisher veröffentlichten Lieferungen 13—15 des **Illustrierten Konversations-Lexikons der Frau** (Verlag von Martin Didenbourg, Berlin) enthalten wieder einige Artikel, deren Lektüre wohl unsern Leserinnen interessant sein dürfte; wir weisen vor allem hin auf die Artikel Güterrecht, Handelsfrau, Handlungsgehilfinnen, Hausbeamtinnen.

In Paul Neff's Verlag in Stuttgart erschien:

„**Handbuch der französischen Umgangssprache**.“ Vollständige Anleitung, sich im Französischen sowohl als im Deutschen richtig und geläufig auszubringen. Von Eduard Courcier. 27. Aufl., neubearbeitet und vermehrt von Paul Banderet. Die Auflage bietet, gegen die vorige gehalten, mancherlei Verbesserungen. Der Stoff ist besser geordnet, manche Teile haben eine beträchtliche Einschränkung oder Vereinfachung erfahren, ganz neue Teile sind hinzugefügt worden, so ein Kapitel

Anzeigen.

Die dreispaltige Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“, Berlin S., Stallfreiberstraße 34/35.

Mondamin - Wintergerichte.

Mondamin schätzt man meist nur als Sommerpeise; jedoch besitzt es ausgezeichnete Eigenschaften gerade zum Bereiten warmer Speisen. Mondamin erwärmt und kräftigt den Körper, es ist ein willkommenes Nahrungsmittel in kalten Tagen. Jeder wird daher erfreut sein, zu lesen, daß Brown & Polson verschiedene neue Recepte für heiße Speisen haben, wie: Eiercreme, Soufflés, Apfelschnitten zc. Um allen Gelegenheit zum Gebrauch zu geben, bietet die Firma die Recepte in einem Buche kostenlos, franco an. Man braucht nur unter deutlicher Adressenangabe sofort an Brown & Polson, Berlin C. 2, zu schreiben.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen. Solo, Ensemble und Chor ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122 c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.

Vor kurzem erschien in vierter Auflage:

Herbert Spencer,

Die Erziehung

in geistiger, sittlicher und leiblicher Hinsicht.

In deutscher Übersetzung herausgegeben von

Dr. Fritz Schultze,

ordentl. Professor der Philosophie und Pädagogik und
Direktor des pädagog. Seminars an der technischen Hochschule zu Dresden.

Geh. 3 Mk. Eleg. gebd. 4 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Leipzig.

Hermann Haacke.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—180 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Adelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frä. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Nahrungsmittel bei Reizzuständen der Verdauungsorgane, bei Catarrh, Nervenleiden zc. 31. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen

Malz-Extrakt mit Kalk

gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Malaria (Malaria) zc. verordnet werden. 31. M. 1 u. 2. wird mit großem Erfolge gegen Malaria (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. 31. M. 1.—

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

über die Aussprache, ein Wörterbuch, eine kurze Grammatik, eine Anzahl neuer Gespräche, die denen, welche in Frankreich reisen, wirklich gute Dienste zu leisten bestimmt sind.

„Petit vocabulaire systématique de la langue française“ von Eduard Courcier, als Sonderausgabe des oben erwähnten Handbuchs, desgleichen eine Sonderausgabe der kurzgefaßten Konversations-Grammatik.

„Heilsundige Frauen im Altertum.“ Unter diesem Titel hat Dr. Julian Marcuse in Nr. 32 der Zukunft einen interessanten Aufsatz veröffentlicht, der über seinen Gegenstand allerlei bisher noch wenig verwertetes Material aus ersten Quellen beibringt. Wir möchten nicht verfehlen, unsere Leserinnen darauf hinzuweisen.

„L'Appel des Femmes aux Fonctions publiques.“ Par Mme. E. Pieczynska. (Bern, Schmid & Franke.) Der kleine, bei Gelegenheit einer öffentlichen Versammlung der christlichen Gesellschaft für das Studium der sozialen Fragen zu Bern gehaltene Vortrag enthält mancherlei Beherzigenswertes. Er mahnt nachdrücklich, die Kräfte, die heute in der Frau zum Leben erwachen, für das soziale Leben fruchtbar zu machen.

„Präparationen für den Unterricht an einfachen Fortbildungsschulen“ von Julius Tischendorf und August Marquard. II. Teil. Das zweite Fortbildungsschuljahr. (Leipzig, Ernst Wunderlich. Preis brosch. 2,40 Mark, geb. 2,80 Mark.) Die dargebotenen Entwürfe sollen nur die Wege zeigen, welche die Verfasser an ihrer Schule einschlagen; sie bedürfen daher, wenn sie für andere Schulanstalten nutzbar gemacht werden sollen, in vielen Fällen der Umgestaltung. Solche Umgestaltung fordern die Verfasser z. B. auf dem Gebiet der Formenlehre, wo jeder Lehrer die von ihnen benutzten grundlegenden Aufgaben durch solche, die der Umgebung seiner eigenen Schüler entstammen, zu ersetzen hätte. Die Präparationen umfassen den Rechenunterricht, die Formenlehre — hier finden wir sogar noch einige Anregungen



Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.

40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Fr.
(Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.)

für
Frauenvereins-Mitglieder

beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum

Vorzugspreis

von 40 Pf. = 24 Fr. pro Lieferung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

Berlin, Potsdamerstraße 40 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere
Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

zum perspektivischen Zeichnen und mehrere hübsche Abbildungen, um „das plastische Auge“ zu bilden —, den Deutschunterricht (a Aussagungen, b Lektüre), den Religionsunterricht und schließlich noch Beiträge zur Ausgestaltung des Schullebens, nämlich Schulnachrichten, eine vollständige Entlassungsfeier, ein Programm zu einem Unterhaltungsabend und als Anhang ein Formular einer Hauptbuchtafel, einer Versäumnisanzeige und Klassen-Versäumnis- und Penur-Tabellen.

Die Schüler werden im Rechnen und im Deutschunterricht (Abschnitt a) in die Lebens- und Erwerbsverhältnisse einer Person verkehrt, damit der Unterricht eine konkrete Grundlage erhält und sichere Richtlinien und sich nicht in eine Menge zusammenhangloser Einzelaufgaben auflöst. Bei der Lektüre ist Sorge getragen, daß in jedem Jahre wertvolle Vorträge aus den verschiedenen Gebieten des Realunterrichts wieder geweckt, bezw. befestigt und ergänzt werden.“ Es finden sich Abschnitte naturkundlichen, geographischen und geschichtlichen Inhalts, von denen die Aufsätze einer Gruppe immer ein einheitliches Ganzes bilden, um die Herausarbeitung einer geschlossenen Gedankenreihe zu ermöglichen.

Das Gebotene ist vorzüglich und kann daher mit bestem Gewissen jedem Lehrer empfohlen werden. M. v. W.

Kleine Mitteilungen.

Frau Eilse Brewig, Vorsteherin des bekannten Sprach- und Handelsinstituts für Damen, Berlin W., Blumenthalstr. 12 II. blühte am 7. Oktober auf eine 25-jährige Lehrthätigkeit und zugleich auf eine 20-jährige Thätigkeit als Handelslehrerin zurück. Aus Anlaß dieser Feier wurde der Jubilarin von ihren zahlreichen Schülerinnen jehiger und früherer Berliner und Potsdamer Handelsschulen in Gegenwart der Lehrerinnen und unter feierlicher Anwesenheit einer Schülerin als Ehrengabe ein schöner Schreibisch übergeben. An dieser Gabe beteiligte sich auch Frau Vina Morgenstern an der Spitze der Schülerinnen der von ihr gegründeten Kochschule des Berliner Hausfrauenvereins, an der Frau



*Was giebt es Herrlicheres
als eine Tasse*

Hausen's Kasseler Hafer- Kakao.

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes
Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarmer,
Magen- und Darmlidende.

Nur soht in blauen Cartons von
27 Würfel = 40-50 Tassen zu Mk. I.—,
grüne Cartons sind eine Nachahmung.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher
Lehrerinnen u. Erzieherinnen
in England,
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston
Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.

Kaiser Wilhelm-Spende,
Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 6 Mark) lebenslängliche Alters-Renten
oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Drucksachen versendet
Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12]
Berlin W., Mauerstr. 85.

Verlag von Ad. Bodenburg, Berlin W. 9.

Soeben erschienen:

Die Kraftküche

von **Johanna v. Sydow** und **Frau Dr. Engelken.**

Ein Handbuch in Miniaturformat zum Gebrauch neben dem gewohnten Kochbuch einer jeden Hausfrau. Der Zweck dieses kleinen Büchelchens ist, wie die Verfasserin im Vorwort schreibt, die praktische Küche für das Tropon als Krafterzeuger zu öffnen. Die denkbar ergiebigste Nahrung in konzentrierter Form ist es geeignet, auch die billigste und sparsamste Küche zur Kraftküche zu machen.

**Als zweckmässigste Ergänzung sollte es
bei keinem Kochbuch fehlen.**

Preis 50 Pfennig incl. Porto.

Brewitz seit 5 Jahren den Unterricht in Wirtschaftslehre und Buchführung erteilt.

In der Jahresversammlung der **Comenius-Gesellschaft** betonte der Vorsitzende in dem Bericht über Zwecke und Ziele ihrer Bestrebungen, daß sie, eingedenk des Mannes, der schon vor zweihundert Jahren für gleiche Bildung von Mann und Weib eingetreten sei, der modernen Frauenbewegung ihre Aufmerksamkeit zugewandt hätten und zwar hauptsächlich der Ausbildungs- und Studienfrage und der Eröffnung neuer Erwerbsmöglichkeiten. Als eine solche erscheine ihnen bei der fortgesetzten Neugründung von Bücherhallen und Volksbibliotheken in allen größeren Städten Deutschlands der Beruf der Bibliothekarin; sie wenigstens vertreten im Prinzip seitens der Comenius-Gesellschaft den Grundsatz, daß Frauen die Stellen an Bücher- und Lesehallen zugänglich zu machen seien.

h. h.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt:

Deutsche Hausfrauen-Zeitung.

Verlag:

Berlin W., Potsdamerstr. 92, bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Damen-Loden,

Cover-Coat, Tuche, Chevot etc. etc., ausprobt, wetterfeste Qualitäten, decatirt u. nadelfertig, f. Reise, Sport u. Fahrrad geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab. Loden-Mäntel 16,50 M., Costüme 18,00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunstfädelerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der **Singer Co.** verdienen Ihren Ruf der mustergiltigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle dem Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstfädelerei.

Singer Co. Nähmaschinen Akt. Ges. Hamburg.

frühere Firma: G. Neidinger.

M. le Professeur de la Peine et Madame informent leurs amis et connaissances d'Allemagne que leur pension est transférée à Paris 12 — Villa du Bel-Air — Jardin.
Prix: 175 francs. avec leçons — 150 francs. sans leçons.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentraleitung: Leipzig, Gohsestr. 88. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frä. Gübner, Berlin W., Augustenburgerstr. 23. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/22—1/24. [3]

Aufenthalt in England

für Damen höherer Stände, verbunden mit Reisen durch England und Schottland.

Preis bei dreimonatlich. Aufenthalt 600 M. — Ausserdem Pension mit oder exclusive Unterricht zu mässigen Preisen. — Anmeldungen zu richten an Miss Ross, Berlin-Schöneberg, Barbarossa-Strasse 74, Haus I. Anmeldungen zum Frühling sind jetzt einzureichen.

Das photographische Atelier

von

Frau Gertrud Bierck,
Neue Friedenstr. 70,

empfeht sich zur Anfertigung aller modernen Photographien zu billigen Preisen. Gruppenaufnahmen auch außer dem Hause.

Internationales Heim,

Berlin SW., Pallasstr. 17, l. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionpreis à geteilt. Zim. 2 Mk. b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung des Zimmers pro Tag. [3]

Mrs. Helma Springer
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges

von
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Handelsinstitut für Damen

von Frau Elise Brewitz, [1]
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenhaffstr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrtr. Maßh. Stellenvermittlung. Pensionenachweis.

Das Pianiergrobureau
von Frau Joh. Simmel.

geprüfte Lehrerin.

Berlin W., Platzstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Gelehrerinnen, Kinderärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Balancen werden so viel wie möglich Erläuterungen abgegeben.

Honorar 2 1/2% des ersten Jahresgehalt.
Keine Einschreibengebühr. [1]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2615) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.



Unsere „Alten“ und das Frauenstimmrecht.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Die organisierte Arbeit unsrer Frauenvereine hat so etwas von dem Vorrücken ganzer Kolonnen auf dem Schlachtfelde an sich; hierher und dorthier kommen sie, scheinbar getrennt, und doch einem gemeinsamen Ziel zustrebend. Ihnen voraus aber schwärmten einzelne Schützen, des Feindes Stellung und Blöße erspähend, mit kühnem Handstreich hier und da ihrer Sache dienend, ohne Schutz durch Reich' und Glied; kühne Gesellen, die der Kugeln nicht achten.

Auch wir haben solche Vorläuferinnen gehabt. Und einer von ihnen möchte ich heute dankbar gedenken: Hedwig Dohm.

Als gewandte Schriftstellerin und Menschenkundige ist sie weiten Kreisen bekannt. Ihre Schrift: Das Stimmrecht der Frauen, 1876 in erster, 1893 in zweiter Auflage¹⁾ erschienen, muß aber wohl recht unbekannt geblieben sein, nach der Sicherheit zu schließen, mit der vor kurzem im Kreise der Kundigen oder doch kundig sein Sollenden das Frauenstimmrecht „als völliges Brachfeld“ bezeichnet wurde. Welche Vorarbeit innerhalb der Frauenvereine schon auf diesem Felde geleistet ist, habe ich im vorigen Heft der „Frau“ kurz berührt; heute möchte ich auf die eingehende, schlagende und erschöpfende Behandlung hinweisen, die der Gegenstand durch Hedwig Dohm gefunden hat. Ich fasse kurz ihre Gedanken zusammen.

Ein Hauptfaktor der großen geistigen Revolution unsrer Zeit ist die Frauenbewegung, die eine Reform aller bestehenden Verhältnisse anstrebt. Das Centrum dieser Aktion ist das Stimmrecht der Frauen. Seine Erlangung ist nur eine Frage

¹⁾ Der Frauen Natur und Recht. Von Hedwig Dohm. 2. Auflage. Berlin, Friedrich Stahn.

der Zeit. Das Munizipal-Stimmrecht der englischen Frauen, das politische Stimmrecht, das die Frauen in einzelnen Staaten bereits ausüben, sind nur Vorläufer des allgemeinen Frauenstimmrechts. Das Prinzip ist darin anerkannt; es handelt sich nur noch um eine Erweiterung der Praxis. Es giebt keine Argumente gegen die Frauenrechte, als solche, die aus Gemütsregungen, Gewohnheit und Vorurteil stammen. Für die politischen Rechte der Frauen gelten genau dieselben Argumente, deren Anerkennung man in Bezug auf die politische Emanzipation der Besitzlosen, der Arbeiter und zuletzt der Neger erzwungen hat. Die Gründe gegen das politische Recht der Frau lauten: 1. Die Frauen brauchen das Stimmrecht nicht. 2. Die Frauen wollen das Stimmrecht nicht. 3. Sie haben nicht die Fähigkeit, es auszuüben. 4. Ihr Geschlecht schließt die Frau selbstverständlich von jeder politischen Aktion aus.

1. Die Frauen brauchen das Stimmrecht nicht.

„Das heißt: die Männer sind von je her so gerecht, so edel gewesen, daß man getrost die Geschicke der Hälfte des Menschengeschlechts in ihre reinen Hände legen konnte. All ihre Mißgriffe und Vaster haben sich von je her nur gegen ihresgleichen gerichtet. Abseits auf einem Piedestal stand das Weib, und bei ihrem Anblick verstummt im Busen des Mannes die Lockungen des Bösen, und der Quell der Tugend that sich auf.“

Nie hat ein Mann ein Weib betrogen, geschändet, gemordet, in Tod und Verzweiflung getrieben.

Die Frauen brauchen das Stimmrecht nicht. Nein, sie brauchen es nicht in Arabien, in Utopien und in allen jenen Feen- und Märchenländern, an die kleine Kinder und große Männer mitunter glauben.“

Die Meinung der Geschichte fällt anders aus. In langem Schreckenszug führt Hedwig Dohm uns geknechtete, elende, als Hexen gemarterte, als Wittwen verbrannte, von Männern verkaufte, gemißhandelte, geschändete Frauen vor; ein lebendes Veto gegen das apodiktische Wort: die Frauen brauchen das Stimmrecht nicht.

2. Die Frauen wollen das Stimmrecht nicht.

„Die Frauen, die das Stimmrecht nicht wollen, erklären sich für eine untergeordnete Spezies der Gattung: Mensch . . . Wenn nur eine einzige Frau das Stimmrecht fordert, so ist es Gewaltthat, sie an der Ausübung desselben zu hindern . . .“

„Ich habe alles, was ich brauche“, sagt die Frau eines liebevollen Gatten, zu dessen hervorragenden Eigenschaften ein wohlgefülltes Portemonnaie gehört. Gewiß, meine Gnädigste, aber um Sie handelt es sich ja gar nicht, es handelt sich um die Gattin jenes Truntenbolds, der das zitternde Weib zu Boden schlägt und sie und das Kind dem Hunger preisgibt. Es handelt sich um jenes junge Mädchen, das seiner Natur Gewalt anthut und zur Ehe schreitet mit dem ungeliebten Mann, um der Versorgung willen, oder um dem Elend eines leeren und einsamen Daseins zu entgehen. Es handelt sich um jene alte Jungfer, die Tag für Tag über ihre Nadel gebeugt freund- und freudlos dahin sieht. Ach, es handelt sich um noch viele andere, gnädige Frau, von denen Sie nie etwas wußten und nie etwas wissen wollen.“

3. Die Frauen haben nicht die Fähigkeit, das Stimmrecht auszuüben.

„Dies Argument ist nicht ernsthaft zu erörtern. Es giebt keine körperlichen und geistigen Eigenschaften, die in irgend einem Lande Bedingungen des Wahlrechts wären. Die Schwachen und Kranken, die Krüppel, die Dummen und die Brutalen, in Amerika der noch uncivilisierte Neger, sie alle sind wahlberechtigt. Tollends dem allgemeinen Wahlrecht gegenüber ist dieser Vorwand unhaltbar. Jede Frau, die schreiben und lesen kann, sieht an Fähigkeiten über dem Mann, der diese Kunst nicht versteht.“

Das giebt selbst der in Bezug auf die Frauenfrage völlig altgläubige Professor Sybel zu, indem er sagt: „Wer überhaupt das suffrage universel auf sein Programm schreibt, hat keinen vernünftigen Grund, die Frauen auszuschließen.“

4. „Die Frau wird durch ihr Geschlecht selbstverständlich von jeder politischen Aktion ausgeschlossen.“

„Selbstverständlich, so selbstverständlich wie der Satz $2 \times 2 = 4$. Wer sagt das? Der Mann. Wie beweist er es? Er bedarf keines Beweises, weil dieser Begriff eine ihm eingeborne Idee ist und sein Gefühl sich gegen die politisch emanzipierte Frau empört . . .

Du hast keine politischen Rechte, weil du ein Weib bist! Du hast keine politischen Rechte, weil du ein Jude bist! hieß es Jahrhunderte hindurch. Du hast keine politischen Rechte, weil du ein Subra bist, dekretiert das indische Gesetzbuch. Du hast keine politischen Rechte, weil du schwarz bist und ein Neger, spricht der Sklavenhalter, und weil du schwarz bist, darum bist du mein Sklave, und deine Kinder gehören mir, und ich darf sie verkaufen.

Was ist ein Neger? was ist ein Jude? was ist ein Weib? was ist ein Subra? Unterdrückte Menschen. — Unterdrückt von wem? Von ihren Brüdern, die stärker sind als sie. Kain und Abel! Abel fiel als erstes Opfer im Kampf ums Dasein. Stirbt vielleicht erst mit dem letzten Menschenpaar der letzte Kain, der letzte Abel?

Weil sie ein Weib ist. Das heißt, weil sie Mutter und Pflegerin des Kindes ist, und vor dieser heiligen Pflicht keine andere Thätigkeit bestehen kann.

Der bedeutendste der amerikanischen Quäker berichtet als die allgemeine Erfahrung, daß diejenigen weiblichen Mitglieder, die im öffentlichen Leben am meisten leisten, sich auch als die besten Gattinnen und Mütter erweisen.

Sehr erklärlich. Je harmonischer eine Frau ihre Kräfte entwickelt, je mehr sie die Beredlung ihrer Geminnung, ihres Gesamtwesens anstrebt, je besser wird sie auch ihre Mutterpflichten erfüllen. Was im allgemeinen wirkt, wirkt auch im besonderen. Je höher sie als Mensch steht, je höher als Mutter.“

Und mit flammendem Zorn ruft sie denen zu, die nur „die Dame“ kennen, die stets von der „Sphäre des Weibes“ reden:

„Geht auf die Felder und in die Fabriken und predigt eure Sphärentheorie den Weibern, deren Rücken sich gekrümmt hat unter der Wucht centnerschwerer Lasten! Könnt ihr allen Frauen ein behagliches Dasein schaffen und einen Mann, der für sie sorgt? Nein. Ihr könnt es nicht. Seid ihr Sphärenanbeter auch alle, alle verheiratet, und habt ihr allesamt arme Mädchen geheiratet, um der Versorgung des weiblichen Geschlechts Rechnung zu tragen? Nein, ihr habt es nicht gethan. Nun denn, aus dem Wege mit euch! Gebt Raum und Luft für die Millionen an Geist und Körper gesund gebornen Geschöpfe, die da verkümmern, weil sie Frauen sind!“

Was sie weiter an Argumenten der Gegner anführt, rechtfertigt vollkommen den Ausspruch:

„Wir wohnen bei Fragen über Frauenangelegenheiten stets dem merkwürdigen Schauspiel bei, von Frauen logische Gründe zu vernehmen, während die Männer auf einem Meer von Gefühlen, Instinkten und pietätvoller Gläubigkeit sanftiglich dahintreiben.“



Hedwig Dohm.

Aus dem Atelier „Eloira“, München und Augsburg.

Und mit voller Ruhe zieht sie die letzte Konsequenz und antwortet auf die Frage, ob die Frauen nicht schließlich noch im Parlament sitzen sollen: „Gewiß. Selbstverständlich.“ Und so ruft sie den Frauen zu:

„Vergeßt das Eine nicht: Anspruch ohne Macht bedeutet nichts. Dem Despotismus ist immer nur eine Grenze gesetzt worden durch die wachsende Macht der Unterdrückten . . . Organisiert euch! . . . Die Menschenrechte haben kein Geschlecht.“

Das war 1876. Das war eine der älteren Generation, der „das Spielende, Kindliche“ anhaftet, die vor den „neuen“ Ideen zurückschreckte. Das ist das „Brachland“ Frauenstimmrecht.

Ich empfehle das Bändchen warm zur Anschaffung für die Bibliothek des Vereins „Frauenwohl“ zu Berlin.

* * *

Aber noch eine unsrer „Alten“ wollen wir hören. Sie hat in diesen Tagen das siebzigste Jahr vollendet. Und wenn sie in der richtigen Erkenntnis, daß die Frau, die im Dienst des Gemeinwohls arbeiten will, zunächst selbst erwerbsfähig gemacht werden muß, jahrelang ihre Hauptkraft dem Letteverein gewidmet hat, so dachte doch auch sie den Gedanken, in dessen Dienst schließlich auch dieser Verein steht, wie alle unsre Erwerbsvereine, voll zu Ende. Ich meine Jenny Hirsch.¹⁾

Wer die Bände des von ihr herausgegebenen „Frauenanwalt“ durchblättert, wird die meisten Fragen, die heute die Frauen beschäftigen, eingehend darin erörtert finden. Hier möchte ich nur auf das Vorwort zur zweiten Auflage von Stuart Mills „Sörigkeit der Frau“ (1872) hinweisen, in dem sie uns in knappem Umriß ihr Glaubensbekenntnis in Bezug auf die Frauenbewegung gegeben. Während in der Phantasie der Epigonen unsre Vorgängerinnen in dem Streben nach Erhöhung der Erwerbstätigkeit völlig aufgingen, sehen wir Jenny Hirsch aus der Betrachtung der englischen Frauenbewegung die weitgehendsten Konsequenzen ziehen:

„Die Verhandlungen des alljährlich zusammen tretenden Kongresses zur Förderung der sozialen Wissenschaften . . . legen Zeugnis dafür ab, was Frauen für die Reform mangelhafter Gesellschaftszustände leisten und wirken. Erinnern wir ferner daran, daß Frauen insbesondere der erzählenden Litteratur in dem Roman eine bessere und höher zielende Richtung geben, und bedenkt man endlich, daß den selbständigen Frauen das Stimmrecht bei Municipalwahlen zusteht, so läßt sich nicht leugnen, daß die Frauen in England bereits ein bedeutender Faktor des staatlichen Lebens geworden sind.“



Jenny Hirsch.

Aus dem Atelier von Erich Sehm & Co. in Berlin.

¹⁾ Siehe auch die Novembernummer (Frauenleben und -Streben).

Aus diesen Verhältnissen, gleichzeitig aber auch durch die damit im grellsten Widerspruch stehenden Bestimmungen des Landesrechtes über die Rechts- und Handlungsfähigkeit der Frauen, von denen Stuart Mill behauptet, daß sie den Krüppeln, Unmündigen und Bödsinnigen gleichgestellt seien und wodurch dem Manne eine geradezu unumschränkte Gewalt über Vermögen und Person der Frau eingeräumt wird, ergibt sich als logische Konsequenz der Anspruch der Frauen auf das aktive Wahlrecht. Von der einen Seite haben die Frauen durch ihre Leistungen ihre Befähigung für politische Handlungen, ihre Urteilskraft und ihren Scharfblick dargethan, von der andern erklären sie es der Gerechtigkeit angemessen, daß die Gesetzgebung nicht lediglich von solchen geordnet werde, welche von der Anschauung ausgehen, die Frau befinde sich in einem Untervürdigkeitsverhältnis zum Manne.“

Wenn nun auch England das einzige Land ist, in dem die Frauenfrage eine so ausgeprägte politische Färbung angenommen hat, so weiß Jenny Hirsch doch sehr wohl, daß auch in den übrigen Ländern die Frauenfrage sich dahin zuspitzen muß. Auch in Deutschland. Sie weiß wohl, daß schon jetzt — schon damals — den Frauen für ihre Leistungen im Dienst der Waisen und Witwen, der Verwundeten und Kranken ein weit uneingeschränkteres Bürgerrecht gebührte, als man ihnen gewährt hat und vorläufig gewähren zu wollen scheint. Den Weg dahin sieht sie klar vor sich. Wenn die Frau im eben erstandenen Deutschen Reich noch nicht Wahlrecht und Wählbarkeit für das Parlament oder für städtische Ämter verlangt, so ist es, weil sie, deutscher Überlieferung treu, zunächst die Erziehungsfrage zu lösen sucht.

„Die Frauenbewegung in Deutschland geht dahin, den höheren Unterricht und den Unterricht an der Volksschule für das weibliche Geschlecht mehr als dies bisher geschehen, in die Hände von Lehrerinnen zu legen und Frauen für das höhere Lehramt zu befähigen; sie geht dahin, den Frauen den Zugang zu denjenigen Gewerben, Künsten und Wissenschaften zu ermöglichen, zu deren Erlernung und Ausübung sie sich befähigt fühlen, die Schranken zu entfernen, welche Geschlecht und Herkunft in dieser Beziehung gezogen, damit eine enorme Summe von Arbeitskraft, welche brach gelegt ist, dem Allgemeinen zugute komme, damit viele Tausende von Frauen statt eines verkümmerten, elenden, gedrückten Daseins ein glückliches, beglückendes und ehrenvolles Leben durch redliche, frische Arbeit führen können. Erst wenn dieser Standpunkt erreicht ist, dürfte man in Deutschland an politische Rechte für die Frauen denken.“

Unzweifelhaft wird auch für uns der Augenblick kommen, wo wir durch die Zucht der Arbeit und des Gedankens, durch die unausbleibliche Wirkung tüchtiger Leistungen auf die öffentliche Meinung so weit sein werden, daß wir das Frauenstimmrecht nicht nur fordern — das ist eine sehr einfache Sache — sondern mit Erfolg fordern werden; auch dann noch sei dankbar derer gedacht, die vor einem Vierteljahrhundert schon die ersten tiefen Furchen in das Brachland gezogen, die erste keimkräftige Saat in die Erde gelegt haben.¹⁾

¹⁾ Der obige Artikel stand bereits im Satz, als mir Nr. 22 der „Frauenbewegung“ zu Gesicht kam. Die darin von Frä. Lischnewska versuchte gekünstelte Deutung des völlig klaren Wortlauts ihrer Rede macht den Hinweis auf die Bedeutung unsrer Vorgängerinnen selbstverständlich nicht überflüssig (Frä. Lischnewska erklärt nämlich, daß sie nicht die Früheren, sondern nur die gegenwärtig so arg Miskandigen habe treffen wollen; das seien vor allen Dingen Auguste Schmidt und ich, die wir erst — das ist ihre bescheidene Meinung — aus den Händen der „radikalen Frauen“ die „neuen“ Ideen, „das neue, größere Leben“ widerwillig hätten hinnehmen müssen), denn sie ist für mich so wenig überzeugend wie vermutlich für die Urheberinnen der sonstigen Entgegnungen. R. Berthold hat in Nr. 45 der Zeitschrift „Ethische Kultur“ den Punkt hervorgehoben, der uns angesichts des frischen Verlusts am meisten empört hatte: „Was nun die Aufforderung zur Organisation der Arbeiterinnen betrifft, so war es ein Mann, der der Frauenversammlung im Reichstagsgebäude die Beistimmung ersparte, daß in Berlin dieser Gegenstand berührt wurde, ohne daß man der Frau gedachte, die die Arbeiterinnenfrage tatsächlich als neue Idee in das Programm der Frauenbewegung einführte, der Frau Jeannette Schwerin.“ So dürfte wohl der Versuch, die unbequemen Konsequenzen jener Rede abzuschütteln, vergeblich sein. Im übrigen habe ich auf die Ausführungen und kläglichen Verdächtigungen in Nr. 22 selbstverständlich keine Antwort. S. 2.

Das Kunststickerei- und Tapissieriegewerbe.

Von

Helene Simon.

Nachdruck verboten.

Noch und mehr dringt die Maschine auch in solche Gewerbe ein, die man lange als unangreifbare Domäne der Handarbeit ansah. Wie das Spinnen und Weben auf dem Handstuhl mit dem Einzug des mechanischen Betriebs allmählich aus dem Bereich der häuslichen Thätigkeit gewichen ist, das Nähen und Stricken zunehmend schwindet, so führen auch gegen das häusliche Sticken stetig sich vervollkommnende Stickmaschinen einen unausgesetzten Kampf, der zwar kein rascher Siegeszug ist, aber zäh und leise weite Gebiete des Handstickens an sich gerissen hat.

Diejenigen Zweige des Stickereigewerbes, die heute noch zum großen Teil der Handarbeit gehören, sind: 1. die eigentliche Kunststickerei oder Gold-, Silber- und Seidenstickerei; sie bringt Stickereien für Kirchen, militärische und Vereinszwecke, wie Altardecken, Uniformstickereien, Fahnen, Wappen u. s. w. fertiggestellt in den Handel; 2. die Tapissiererei, das ist die Herstellung angefangener und vorgezeichneter Stickereien, die erst von den Käuferinnen fertiggestellt werden, oder solcher fertigen Stickereien, die als eigengefertigte der Käuferinnen gelten sollen.

Beide Gewerbezweige erscheinen heute im Handel vollständig getrennt. Allein das eigentümliche chronologische Verhältnis, in dem sie zu einander stehen, läßt auf eine innere Verwandtschaft schließen, die sich zwar gegenwärtig verleugnet, in der Folge aber zu Ansehen kommen könnte.

Die Übertragung der Tapissiererei von Frankreich nach Deutschland geschah in den dreißiger Jahren, in denen die in Verfall geratene Kunststickerei fast vollständig verschwand. Die Tapissiererei machte dann auf deutschem Boden ebenfalls einen Entartungsprozeß durch, der mit ihrem wirtschaftlichen Niedergang zu Ende der siebziger Jahre abschloß. In dieser Zeit setzte die Kunststickerei wieder ein und brachte es verhältnismäßig schnell zu einer Neublüte, während die Tapissiererei im Kampfe mit widerwilligen Elementen heute noch darum ringt.

In früheren Jahrhunderten waren die Frauen an der erwerbsmäßigen Herstellung von Gold-, Silber- und Seidenstickereien nur in der Minderzahl beteiligt. Die Kunststickereien wurden im wesentlichen von Stickern in Werkstätten hergestellt. In der Zukunft durften Frauen nur als Gehilfinnen ihrer Angehörigen in der Stickwerkstätte beschäftigt werden und hatten nicht das Recht zur ordnungsmäßigen Erlernung des Gewerbes und zur Gewinnung der Meisterschaft. Erst mit dem Verfall der alten Stickkunst drang die Frauennarbeit mehr und mehr ein, weil den Männern die zu erzielenden Löhne nicht mehr genügten und sie sich andern, einträglicheren Gewerbezweigen zuwandten. In einer alten Encyclopädie¹⁾ heißt es, daß die Sticker bereits 1825 verschwunden seien und ihr Talent für die Stickkunst verloren hätten. Trotzdem spielten im ersten Viertel unsres Jahrhunderts speziell die Gewandsticker noch immer eine Rolle. Sogar bis gegen die Mitte der vierziger Jahre giebt es noch vereinzelte Stickwerkstätten, in denen Sticker und Stickerinnen nebeneinander arbeiten. Erst als die Gewandstickerei ganz aus der Mode kommt, verschwinden auch Sticker und Stickwerkstätte vollständig; die Gold-, Silber- und Seidenstickerei geht, soweit ein Boden für sie bleibt, wie z. B. in der Uniformstickerei, aus den Händen der Arbeiter in die der Arbeiterinnen und aus der Werkstätte in die Heime über.

¹⁾ Dr. Johann Georg Krünitz: *Ökonomisch-Technologische Encyclopädie des allgemeinen Systems der Staats-, Stadt-, Haus- und Landwirtschaft und der Kunstgeschichte.*

Standen die Frauen bei der erwerbsmäßigen Kunststickerei nicht im Vordergrund, so war doch das Sticken schon in vorgeschichtlichen Zeiten ein wesentlicher und liebenswürdiger Bestandteil des weiblichen Hausfleißes. Wahrscheinlich wurde die Vorbereitung von Stickereien für die häusliche Fertigstellung schon früh geschäftlich betrieben. Jedenfalls ist die Tapissiererei als Herstellung angefangener Kanevasstickereien in Frankreich schon zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein sehr bedeutender Gewerbszweig.

Das Wort „Tapissiererei“ stammt aus Flandern. Früher verstand man darunter die Herstellung handgewebter Wandbekleidungen, die im Mittelalter vom Orient nach Flandern, von dort nach Italien und Frankreich kamen. In Frankreich erhielten sie den Namen „Gobelin“, und nach den Vorbildern der Gobelinweberei kam früh die Gobelinstickerei auf. Später bildete diese Gobelinstickerei, sowie andere angefangene Kreuzsticharbeiten auf Stramin, bei deren Herstellung Frankreich einen außerlesenen Geschmack in Bezug auf Formen und Farben entwickelte, unter dem Sammelnamen „Tapissiererei“ den vorerwähnten Gewerbszweig.

In Deutschland war in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts der Absatz solcher angefangenen Kanevasarbeiten noch gering. Teils waren die Absatzkreise noch beschränkt dadurch, daß Frauen der mittleren Klasse vollauf von andern Beschäftigungen, wie Waschen, Plätten, Nähen, Weißsticken u. s. w. in Anspruch genommen waren, teils fertigten die Frauen der höheren Stände noch Stickereien nach Zeichnungen in der Art der vielgestaltigen, alten Kunststickerei an. In diesen Kreisen trat das Sticken bereits mehr und mehr an die Stelle des Nähens. Es war die Zeit, in der sich der Boden für Wilhelm von Humboldts ästhetisierende Betrachtungen über den Reiz einer Tätigkeit, die den Gedanken ungehindertes Schweben gestattet, während die geschickten Finger edle Formen und Farben hervorzaubern, täglich verbreiterte.

Soweit bereits Tapissierereien gewerblich hergestellt wurden, besorgten es Kurzwarenläden und einzelne Frauen, die teils ihre Modelle aus Paris bezogen, teils nach Mustern des Sticlmusterverlags arbeiteten. Dieser hatte sich in Berlin im Anschluß an die hier bereits seit Anfang des Jahrhunderts stattfindende Produktion von Sticmaterialien, Wolle und Seide vor dem Sticgeschäft entwickelt.

Der erste Tapissiereladen wurde in Berlin im Jahre 1836 gegründet. Lange Zeit blieb das Geschäft in Händen weniger Firmen, die sich aber früh zu Großbetrieben entwickelten. Während sie den Laden beibehielten, sprengten sie gleichsam seinen Rahmen, indem sie schon in den 40er Jahren über den örtlichen Kundenbedarf hinaus an die Provinzen, England, die Vereinigten Staaten, Südamerika, Italien, ja selbst nach Frankreich ihre Waren absetzten. In den 50er Jahren wurde in Berlin auch das erste Geschäft in vorgezeichneten und angefangenen Leinenstickereien von einem früheren Gewandzeichner ins Leben gerufen, auf das in der Folge noch zurückzukommen ist, weil es — anfänglich ein in wenigen Händen befindliches Kunstgewerbe, später in den Konkurrenzkampf der Tapissiererei hineingerissen, — zu dessen Zuspitzung wesentlich beigetragen hat.

Die aufkommende Mäntel-, Kleider- und Wäschekonfektion erweiterte den Absatzmarkt der Tapissiererei außerordentlich. Im Vergleich zu den billigen Konfektionsartikeln wurde das häusliche Schneidern immer weniger lohnend und wurde dementsprechend eingeschränkt.

Die Berliner Tapissiererei verstand es, ihrer sozialen Funktion, der Ausfüllung der so entstehenden Lücke, nachzukommen. Ja, sie wußte sogar noch darüber hinaus ihren Markt auszudehnen durch Entwicklung eines außerordentlichen Anpassungsvermögens an die verschiedensten nationalen und lokalen Neigungen. Von keinerlei ästhetischen Bedenken belastet, nur bestimmt von wirtschaftlichen Beweggründen, konnte sie noch einer verhältnismäßig geringen Kaufkraft entgegenkommen und so ihre Erzeugnisse in weite Bevölkerungskreise tragen, in denen ein Bedürfnis für dieselben nicht eigentlich bestand, denen es gleichsam erst anerzogen wurde. Nur durch diese Verzichtleistung auf kunstgewerbliche Ansprüche wurde es möglich, der an

bestimmten Schönheitsvorschriften festhaltenden französischen Tapissiererei auf dem eigenen Boden Konkurrenz zu machen, bezw. sie zu unterbieten. In Berlin arbeitete man für ein Publikum, für dessen Kaufkraft die französischen Preise zu hoch waren und dessen Geschmack keinerlei traditionelle Ansprüche bestimmten. Sehr bald machte die deutsche Tapissiererei denn auch ihre edle Abstammung durch die Geschmackslosigkeit ihrer figurlichen Darstellungen aus dem Menschen-, Tier- und Pflanzenreich mit naturalistischen Präntionen und in schreienden Farben vergessen. Sie gab biblischen und geschichtlichen Erzählungen ein neues Leben von sehr zweifelhaftem Wert und stellte den „Einzug der Königin Victoria“, „Peter durch seine Mutter gerettet“, den „Aufbruch zur Falkenjagd“¹⁾ und andere, bald mehr heroische, bald mehr sentimentale Vorwürfe in Plüschstickereien auf Stramin her. Daneben kamen pergestickte Tische, Ampeln, Fußbänke und Schellenzüge, wie man sie jetzt nur noch in Karussells sieht, auf. Auch die übrigen Perlstickereien, anfänglich auf grauem, später auf hartblauem Hintergrund, finden sich in der Großstadt, weil sie noch nicht alt genug sind, um als Antiquitäten zu gelten, nur noch in den Kumpelkammern pietätvoller Leute, während man ihnen auf dem Lande noch als pièces de résistance der bäuerlichen Prunkstube begegnet.

In den 50er und 60er Jahren ging das Geschäft in der einmal eingeschlagenen Richtung seinen gleichmäßigen Gang. Man fuhr fort, Pariser Ideen mehr oder minder glücklich zu verwerten, sie der deutschen Leistungsfähigkeit, der verschiedenen Kaufkraft und den verschiedenen Geschmacksrichtungen des In- und Auslandes anzupassen. Der Tapissiererei kamen in dieser Zeit neben ihrem Anpassungsvermögen und dem durch die Verschiebungen innerhalb der häuslichen Thätigkeit sich erweiternden Absatzkreise die Entfaltung des großstädtischen Lebens zugute, die Entwicklung Berlins zur Zentrale des Zollvereins, die durch den Ausbau der Eisenbahnen verbesserten und vermehrten Verkehrs- und Absatzwege und die Hebung des Postwesens. Bereits Mitte der 60er Jahre war sie ein sehr bedeutender Zweig des Berliner Gewerbelebens und spielte innerhalb der immerhin bescheidenen Grenzen eines Luxusgebietes eine Rolle auf dem Weltmarkt.

Allerdings behielt Paris seine tonangebende Stellung bis 1870. Bis dahin hatte die Berliner Tapissiererei sich in beständigem Kampf gegen die französische Konkurrenz zu behaupten. Erst das Kriegsjahr brachte ihr die vollständige Unabhängigkeit; zufolge der Einschließung von Paris gelang es, den Gegner auch auf diesem Felde zu schlagen.

Neben der gesamten Produktion gewöhnlicher Artikel monopolisierte Berlin nun auch die Produktion besserer Ware für In- und Ausland. Damit beginnt die große Zeit der Berliner Tapissiererei. Speziell der Absatz nach England und Nordamerika steigt bis 1874 von Jahr zu Jahr in außerordentlichem Maße. In diesem Jahre erreicht der Absatz nach den Vereinigten Staaten, dem einzigen Land, für das zahlenmäßige Angaben vorhanden sind,²⁾ einen außerordentlichen Höhepunkt, um im folgenden Jahre noch plötzlicher, als er emporgestiegen, auf einen Tiefstand zu sinken, von dem er sich seither nicht wieder erholt hat. Daß dies nicht lediglich dem stark steigenden Zoll auf die Ausfuhr nach Amerika zuzuschreiben ist, beweist der gleiche, wenn auch etwas langsamer sich vollziehende Prozeß in den andern Ländern. Bis zum Ende der 70er Jahre hatte sich der Niedergang der Kanewasstickerei auch für das freihändlerische England und das Inland vollzogen.

Man spricht bezeichnenderweise von einem „Kanewassturz“ Ende der 70er Jahre, eine Benennung, in der die Plötzlichkeit des Niederganges sehr adäquat zum Ausdruck kommt. Es war in der That ein Sturz. Der Kanewasartikel trat seine Geltung fast vollständig an sogenannte Phantasiestickereien in beliebigen Sticharten und auf beliebigen Stoffen ab, und für diese beweglicheren und unabhängigeren Arbeiten war man nicht, wie für die monotone Kanewasstickerei, auf die übergedulden deutschen Stickerinnen

¹⁾ Amtlicher Bericht über die allgemeine Ausstellung deutscher Gewerbeserzeugnisse, Berlin. Bd. 1, 1844.

²⁾ In den Berichten der Ältesten der Berliner Kaufmannschaft.

angewiesen. Sie wurden in England und Amerika selbst hergestellt, während für die vornehme Kanevasstickerei, speziell die Gobelinstickerei, Frankreich seine alte Stellung wieder einnahm. Die Berliner Tapissiererei im alten Sinn des Kanevasartikels behauptete sich im wesentlichen nur für Stapelware, „Schuhe, Pantoffeln, Hosenträger zc.“, wie sie heute größtenteils nur noch in Arbeiterkreisen gekauft werden. Erst seit wenigen Jahren kommt die deutsche Tapissiererei auch für bessere Kanevasfachen wieder auf, jedenfalls aber hat sie ihre Monopolstellung seither nicht wiedergewonnen.

* * *

Woraus erklärt sich nun der Kanevassturz? „Aus der Abwendung der Geschmacksrichtung von der Kanevasstickerei“ heißt es in den Ausstellungsberichten und in den Berichten der Ältesten der Kaufmannschaft.

Aber diese Kanevasstickerei behauptete sich in dem wechselsüchtigen Paris über ein Jahrhundert und verschwand auch jetzt nicht; im Gegenteil, Frankreich gewann seine eine Zeit lang an Berlin abgetretene Monopolstellung zurück. Nicht von der Kanevasstickerei überhaupt, sondern von ihren entarteten deutschen Artikeln wandten In- und Ausland sich angeekelt ab.

Wollen wir untersuchen, wodurch diese Entartung veranlaßt wurde, so müssen wir zum Ausgangspunkt der deutschen Tapissiererei zurückkehren.

In den ersten Jahrzehnten fehlte es der aufblühenden Industrie, wie sich aus zeitgenössischen Berichten ergibt, unangesehen an geeigneten Arbeitskräften. Paris besaß eine geschulte, traditionelle Berufsarbeiterschaft für die Tapissiererei. Wie war es Berlin nun möglich, trotzdem mit so überraschender Schnelligkeit neben Paris aufzukommen?

An und für sich ist die Technik der Kanevasstickerei eine überaus einfache. Man weiß, daß bereits die Händchen 5- und 6-jähriger Kinder den Kreuzstich mehr oder minder geschickt machen und daß jede einigermaßen in Handarbeit geübte Frau die elementare Technik der Straminstickerei ohne weiteres beherrscht, wenn man von künstlerischen Formen und Farbgebung in Entwurf und Ausführung absieht. Es ist das der Umstand, dem die deutsche Tapissiererei ihren rapiden wirtschaftlichen Aufschwung verdankt. Wollte Berlin neben Paris schnell aufkommen, so mußte es billiger produzieren. Das gelang ihm, indem es, wie früher gesagt, auf jeden künstlerischen Wettkampf und seine Voraussetzung, die Ausbildung einer Berufsarbeiterschaft, verzichtete. Diese Verzichtleistung wiederum wurde nur dadurch möglich, daß sich in Deutschland, wenn auch nicht geschulte Stickerinnen, so doch in Handarbeiten geübte Frauen fanden, die die Arbeit im Nebenerwerb übernahmen.

Die Berliner Tapissiererei verstand es, sich den weiblichen Hausfleiß aller Stände nutzbar zu machen. „Man trug“, wie es in der Sprache amtlicher Berichte heißt, „die Arbeit in die Häuser der besser gestellten Familien, deren weibliche Mitglieder die Beschäftigung nur zur Ausfüllung ihrer Mußestunden zu benutzen brauchten.“ Damit war die Möglichkeit, Paris schnell und ohne Aufschub zu unterbieten, geschaffen. Gleichzeitig erklärt sich hieraus auch die Klage über mangelnde Arbeitskräfte, die während der ersten Entwicklungsstadien der Berliner Tapissiererei in allen zeitgenössischen Berichten wiederkehrt. Denn diese Nebenerwerberinnen waren natürlich bald durch häusliche, bald durch gesellschaftliche Rückichten verhindert, den von ihnen übernommenen Verpflichtungen nachzukommen. — Der Tapissierer war indes ein Mann, der sich zu helfen wußte. Reichten die Berliner Frauen-, Mädchen- und Kinderhände nicht aus, überstieg ihre Unzuverlässigkeit das erträgliche Maß, wagten sie gar, gegen die Löhne auffässig zu werden, so kehrte die Tapissiererei der früh korumpierten Großstädterin den Rücken und wanderte in die anspruchslosere und euisigere Provinz, teils in die kleinen Städte, teils auch unter die Landbevölkerung, und zwar unter diese im Winter, wenn die Landarbeit ruhte. Das ergab natürlich einen sehr komplizierten Arbeitsapparat. Als Abhilfe dafür fand sich das System der Austeilerin, die die Arbeit partiellweise übernahm und an Unterarbeiterinnen weitergab. Diese Austeilerinnen wurden nun erst die eigentlichen Medien des Lohndrucks. Da die Unternehmer keineswegs Entschädigung dafür zahlten, daß sie der Verteilung der Arbeit an eine Unzahl zer-

splitterter Kräfte und den damit verbundenen Verschleppungen und Ärgernissen durch die Austeilerinnen enthoben wurden, mußten diese sich für die übernommenen Verpflichtungen, pünktliche Inempfangnahme und Ablieferung, Expedieren und Wiedereinholen der Arbeit, anderweitig schadlos halten. Dadurch wurden die Löhne der Unterarbeiterinnen um weitere 20 bis 30 % verkürzt, so daß sie jetzt in der Stunde 8 bis 7 Pf. und weniger, anstatt wie früher 10 Pf. verdienten. Das ging um so eher, als sich eine zunehmende Anzahl von Nebenerwerberinnen der höheren und höchsten Gesellschaftskreise fand, die zwar um jeden Preis Arbeit übernahmen, aber um keinen Preis mit dem Unternehmer selbst in Verbindung getreten wären, und für deren etwaige Unpünktlichkeit die Austeilerinnen mit ihrer Nacht- und Sonntagsruhe aufkommen mußten. Wir haben hier eine Form des Sweaters, der in der Regel wahrscheinlich weit übler daran ist, als seine Opfer. — Geschädigt wurden von denen, die um ein bloßes Taschengeld arbeiteten, naturgemäß die große Anzahl von Witwen und Waisen, deren kleine Pension nicht ausreichte, ihre Bedürfnisse zu decken, von solchen Personen ganz zu schweigen, die notgedrungen den Versuch machten, mit einschlägigen Arbeiten einen Lebensunterhalt zu verdienen. Es kommt hinzu, daß die Tapissieristen sich sehr früh auch der Gefängnisarbeit bedienten, die bekanntlich alle Vorzüge der Arbeit im geschlossenen Betrieb, wie pünktlich eingehaltene Lieferungsfristen, gleichmäßige Ausführung u. s. w., ohne die Kosten und Verpflichtungen desselben hat. Schon in dem amtlichen Ausstellungsbericht aus dem Jahre 1844 wird erzählt, daß eine „Demoiselle einen Teppich und ein Paradies“ ausstellte, die von den weiblichen Sträflingen Brandenburgs und Spandaus gestickt waren, und daß sie dadurch im Stande war, Paradies und Teppich zu sehr billigen Preisen abzugeben.

Dieser Ausgangspunkt, die Verbilligung der Produktion durch Beschäftigung von Nebenerwerberinnen und die dadurch ermöglichte weitgehende Demokratisierung von Erzeugnissen, die ihrer ganzen Natur nach dazu gänzlich ungeeignet sind, war und ist der technische und soziale Krebschaden der Tapissiererei.

So nur kam es, daß ein Artikel Schleuderware der Bazare wurde, der seinem Wesen nach dem Bazarismus widerstrebt. Es ist die faule Wurzel ihrer Erfolge, an der die vor wenigen Jahren noch blühende Industrie Ende der 80er Jahre zu Grunde ging, und an der ihre nach allen Himmelsrichtungen ausgestreckten Zweige vergleichsweise plötzlich verdorrten.

* * *

An die Stelle der Kanevasstickerei war, wie wir hörten, in den 80er Jahren die Phantasiestickererei auf vorgezeichneten Stoffen getreten. Nebenbei nahmen die Tapissieristen alle Arten vorgezeichneter und angefangener Leinen- und Kartonnagesachen auf und nötigten die Leinenspezialisten ihrerseits zur Aufnahme anderer Tapissierartikel. Dadurch vermehrte sich die Konkurrenz außerordentlich. Ein wildes Unterbieten brachte die Leinenbranche bald auf dasselbe Niveau, auf dem der Kanevasartikel angelangt war. Das Aufkommen der Warenhäuser beeinträchtigte die Sticläden, und allmählich wurden neben den Warenhäusern alle Arten Kurz-, Weißwaren-, Posamenten- und Passementiergeschäfte die Hauptabnehmer für billige und billigste Tapissierereien. Nun machte sich von allen Seiten eine lebhafte Reaktion gegen die Verwilderung des Geschmacks und der Technik geltend. Eine ähnliche Bewegung zur Hebung des Kunsthandwerks, speziell auch im Stickerergewerbe, wie sie sich in England teilweise unter der regen Agitation der Frauenbewegung vollzogen hatte, begann nun in Deutschland. Daneben nahm der Konkurrenzkampf zu, und noch heute arbeiten der Großtapissierist für bessere Waren und der Sticläden unter dem unausgesetzten Druck der Schleuderkonkurrenz, die sich mehr als je als sozialer Übelstand geltend macht und die Sticlöhne auf einem von allen bessern Unternehmern beklagten Niveau hält.

Eine Stickerin für Phantasiewaren kann bei zehnstündiger, eifriger Arbeit, uneingerechnet das Aufspannen in den Stickrahmen und das Hin- und Hertragen von Wohnung zu Geschäft 1 Mark bis 1,50 Mark verdienen. Eine sehr gewandte Modellstickerin für seine Arbeiten kann es im günstigsten Fall zu einem Jahresverdienst von

6—700 Mark bringen.¹⁾ Das Durchschnittsjahresverdienst einer geübten Modellstickerin ist 400—450 Mark; das der gewöhnlichen Stickerin bis 300 Mark. Dabei ist die Arbeit eine unregelmäßige; sie fordert in der Saison äußerste Anspannung aller Kräfte, was ganz besonders für die Stickerinnen der Sticläden um die Weihnachtszeit gilt, zu andern Zeiten hält es oft schwer, ausreichend Arbeit zu finden.

Bei den bisher angeführten Löhnen handelt es sich aber durchweg um bessere Ware. Der gewöhnliche Stramin-Stapelartikel ist heute dermaßen heruntergekommen, daß ein Paar Pantoffeln, an dem man bei zehnstündiger Arbeit 2 Tage arbeitet, mit 1 Mark bezahlt wird. Diese Angabe stützt sich auf die Leistungen in den Gefängnissen, also auf die Produktion von Arbeitern, bei denen ein festes Einhalten der Arbeitszeit und angespannte Tätigkeit gewiß vorauszusetzen ist.

Neben den billigen, fertigen Artikeln kommen immer mehr bloß vorgezeichnete Sachen auf, weil sich der umständlichere Produktionsprozeß angefangener Stickereien immer weniger lohnt und auch bei den fertig in den Handel kommenden Stickereien jedes Verhältnis zwischen Leistung und Entschädigung aufgehört hat.

* * *

Es ist nun hier wieder auf die früher erwähnte Gold-, Silber- und Seidenstickerei zurückzugreifen. Wir wissen, daß diese Kunst seit den 30er Jahren verloren gegangen war, resp. sich fast nur für die Uniformstickerei als Heimarbeit erhielt. Hier vor allen Dingen hat die Ende der 70er Jahre einsetzende Bewegung im Interesse des Kunstgewerbes segensreich gewirkt, und es ist kunstverständigen Unternehmern gelungen, unter unausgesetzten Kämpfen gegen die Unterbietung durch minderwertige Arbeit wieder eine Berufsarbeiterschaft von hoher Leistungsfähigkeit heranzubilden. Hier finden wir heute wieder die Stickwerkstätte und eine dem Sticker der Zukunft ebenbürtige Stickerin, deren Erzeugnisse den besten Werken des Mittelalters an Vollkommenheit nicht nachstehen. Aber die gedrückte Lage des Gewerbes erhält die Löhne auch in diesem Zweige auf einem sehr niedrigen Niveau. Eine Künstlerin kann nach sechsjährigem Lehrgang mit der für Nerven und Augen gleich anstrengenden Arbeit nicht viel mehr als einen Durchschnittsverdienst von 12 Mark die Woche erzielen.

Und wieder ist es die Nebenerwerberin, die ihre verhängnisvolle Rolle spielt. In zahlreichen Ateliers arbeiten Frauen für Spottpreise Gold-, Silber- und Seidenstickereien, deren Minderwertigkeit zwar leicht erkenntlich ist, deren Billigkeit aber doch die Käufer anzieht, auf die Preise drückt und somit die Löhne in den gegebenen Grenzen hält.

Zimmerhin sind in der Kunststickerei die Wege zum Bessern gewiesen. Hier handelt es sich um eine konzentrierte Berufsarbeiterschaft, für die die gewerkschaftliche Organisation nicht ausgeschlossen erscheint, ja von den besten Unternehmern beinahe gewünscht wird.

* * *

Ganz anders liegt die Sache bei der Tapissiererei. Sie beruht, wie wir wissen, in zwiefacher Hinsicht auf dem weiblichen Hausfleiß: erstens entnimmt sie ihm ihre Arbeitskräfte, zweitens ihre Kundschaft. In diesem letzteren Sinn beruht somit der ganze Fortbestand der Tapissiererei in ihrer heutigen Gestaltung auf dem Bestand des weiblichen Hausfleißes in seiner traditionellen Form.

Wir sahen, wie das Aufkommen des maschinellen Nähens und die dadurch ermöglichte Konfektion, das ist die großindustrielle Herstellung fertiger Kleidungsstücke, die häusliche Schneiderei zunehmend einschränkte, daneben gingen andere Tätigkeiten, wie Waschen, Plätten, Weißsticken zc. mehr und mehr in den Gewerbebetrieb über. Analog dem Verdrängen des häuslichen Spinnens und Webens durch die mechanische

¹⁾ Es handelt sich hier um Lohnarbeiterinnen, nicht um das mögliche Einkommen einzelner, selbständiger Stickerinnen, die eher als Unternehmerinnen zu betrachten sind.

Arbeit ging die Beeinträchtigung der genannten häuslichen Tätigkeiten durch ihre wachsende Industrialisierung. An ihre Stelle trat, wie wir wissen, wenigstens für die Mittelklasse teilweise das Sticken.

Alein auch hierfür hat sich der Boden bereits verschoben, einerseits, weil die Frau heute mehr als früher aus der Enge des häuslichen Daseins in das öffentliche Leben hinaustritt, andererseits durch das Aufkommen der mechanischen Bestickung. Die ausgelegten Massenartikel, wie sie Kurbelmaschine und Plattstichmaschine herstellen, sind eine gewaltige Verführung, Augen und Hände für andere Dinge zu nutzen, als für das Besticken von Decken und Decken, Visitenkartentaschen, Schreibmappen etc.

Die Produkte der genannten Maschinen kann indes auch der Laie von der Handarbeit unterscheiden. Dagegen ahmt die Ringschiffchenmaschine (die gewöhnliche Singer'sche Nähmaschine, die durch An- und Abschrauben eines Apparats bald zum Nähen, bald zum Sticken gebraucht werden kann) die Handarbeit sehr genau nach. Die Dame, die nicht die Handarbeit um ihrer selbst willen liebt oder darauf verzichtet, eigengefertigte Geschenke zu machen, kann heute mit kaum vergrößerten Kosten die geschmackvollsten Stickerien vergeben oder ihre Räume damit schmücken. Aber die Ringschiffchenmaschine läßt sich nicht in der Tasche mit in Gesellschaft nehmen. Sie ersetzt auch im Haus die ruhige und graziöse Handarbeit nicht. Ferner fehlt ihr der eigentümliche Reiz, den die Handarbeit selbst gerade durch ihre Unregelmäßigkeit erzielt. Die Maschinennadel fährt gleichgiltig und schnell über den Stoff, während die Hand zögernd jeden Stich auf seine künstlerische Wirkung prüfen kann.

Sind so die Erzeugnisse der Maschine von denen der Hand verschieden, so besteht ein noch weit größerer Unterschied zwischen ihren sozialen Funktionen. Wir wissen indes, daß im gewerblichen Leben ein Erzeugnis das andere verdrängt, und wir haben zur Genüge gesehen, daß soziale Funktionen dem Wechsel unterworfen sind. Trotzdem ist das stückende Weib, wie früher das nähende oder spinnende Weib, noch immer ein Typus. Aber während das Spinnen und Nähen dem notwendigen Bedarf diene, dient das Sticken dem Luxus oder ist Sache des Spieltriebs: Spieltrieb in dem schönen Sinne, den ihm Schiller gegeben hat, aber auch in jedem banalern Sinne. Die durchschnittliche Stickerin sticht, wie der Mann raucht oder spielt, zum Zeitvertreib, aus Geselligkeit oder auch — aus Verzweiflung und mit verzweifeltem, Augen und Nerven gefährdendem Eifer. „Nur einmal in sich selbst hineinschauen . . .“ läßt Gabriele Reuter in „Aus guter Familie“ ihre Agathe sagen. „Da stürzen gleich die Wasser der Trübsal, die an den schwachen Stellen meines Herzens loden und wühlen, über alle vom Verstand aufgeschütteten Dämme. Hilfloses Ringen — die Angst eines Ertrinkenden. — Und dabei Gardinenkanten häkeln und Decken sticken! Wieviel Decken habe ich eigentlich schon in meinem Leben gestickt?“

Bei diesen Stickerinnen aus Verzweiflung setzt der Umschwung ein.

„Die Mädchen aus guter Familie“ hören mehr und mehr auf, sich willenlos in ein bloß stückendes Dasein zu ergeben. Teils bewirkt die ideelle, teils die materielle Not die Erschließung immer neuer Arbeitsgebiete für die Frauen. Es ist einerseits der eiserne Zwang der Mittellosigkeit, der Bürgertöchter (ich sehe hier von den Arbeiterklassen ganz ab) Musik-, Zeichen-, Turn- und wissenschaftliche Lehrerinnen, Billeteusen, Telegraphistinnen, Telephonistinnen, Buchhalterinnen, Schreiberinnen u. s. w. werden läßt, andererseits das Erwachen der Frau zum Weltbürgertum und eine veränderte soziale Auffassung, die der begabten Frau eine andere geistige Betätigung gestattet, als die Gedankenandienzen beim Sticken zu Wilhelm von Humboldts Zeiten. Das sind heute freilich wesentlich noch Ausblicke. Denn einstweilen sind die stückenden Frauen, vor allen Dingen die Töchter, nur in bestimmten Schichten im Abnehmen. Von da aus sichert es aber langsam durch und untergräbt von allen Seiten den guten alten Kundenkreis der Tapissiererei.

Damit soll keineswegs gesagt sein, das gewerbliche Sticken werde aufhören, noch daß es wünschenswert sei, wenn das häusliche Sticken überhaupt verloren ginge. Wahrscheinlich ist es in vielen Lebenslagen eine der Natur der Frau entsprechende

und wohlthuende Beschäftigung. Was aufhören soll, ist das Sticken um jeden Preis, das Sticken sowohl aus ideeller als aus materieller Verzweiflung. Die Frau soll Schönes schön sticken, sofern sie Zeit und Neigung dazu hat oder es zu ihrem Beruf macht. Als Konsumentin und Produzentin zugleich muß sie den Weg zum Kunsthandwerk mitmachen, sofern sie ihn nicht anbahnt.

Es ist anzunehmen, daß in Zukunft das Stickereigewerbe nach zwei verschiedenen Richtungen auslaufen wird. Einerseits wird die Produktion vorgezeichneter Stickereien für das noch stickende Publikum und die maschinelle Stickerei, vom gewöhnlichen Stapelartikel bis zum Kunstgewerbe, für das nicht mehr stickende Publikum gemeinsamer Fabrikbetrieb werden. Daneben wird sich die Entwicklung aller Handstickerei zum Kunsthandwerk im Anschluß an die Kunststickerei vollziehen müssen.

Wohnt der Maschinenarbeit an sich die Tendenz zur Verdrängung der Nebenerberinnen inne, so verlangt die Kunststickerei die geschulte Berufsarbeiterin, wenn sie einen wirklichen Höhepunkt erreichen will. Sie bedarf der vergleichsweisen Muße und des unge störten Fortarbeitens, des edeln Materials, dem das Hin- und Hertragen unzutraglich ist, kurz der Atelierarbeit, wie wir sie heute bereits für die Gold-, Silber- und Seidenstickerei in Deutschland, für die Tapissiererei in Frankreich und teilweise in England haben.

Zur Beschleunigung dieser Entwicklung können nun Gesellschaft und Staat gleichzeitig und in zwei verschiedenen Richtungen beitragen. Es handelt sich erstens um die Bildungsaufgabe einer Geschmacksläuterung, zweitens um die Sanierung der Industrie durch ihre Nugharmmachung für berufliche Arbeitskräfte.

Die Läuterung des Geschmacks erlebt bereits gegenwärtig durch die Wechselwirkung einer auf die Asthetisierung des täglichen Lebens gerichteten Zeitströmung und des Erwerbstrieb's intelligenter Kunsthändler eine erfreuliche Förderung. Aber das genügt für die Tapissiererei in keiner Weise. Soll sich der Geschmack nicht von ihr abwenden, sondern seine Läuterung ihr zu gute kommen, so liegt hier Staat und Gemeinde die Pflege der Technik ob, sowohl durch Verbesserung des Handarbeits- und Zeichenunterrichts in der Volksschule, als durch Gründung von Gewerbeschulen in einer Form, die auch die Ausbildung proletarischer Kunststickerinnen ermöglicht; dabei ist es sehr wohl denkbar, daß ein Teil der Auslagen durch den Absatz der Arbeiten vorgeschrittener Schülerinnen, wie z. B. im Letteverein gedeckt wird. Im Anschluß an die Heranbildung eines Berufsarbeiterstandes hätte dann die öffentliche Meinung die Bekämpfung der Nebenerberinnen, wenigstens so weit als sie Lohnrückerinnen sind, mit Energie zu betreiben. Speziell die Frauenbewegung müßte nach englischem und amerikanischem Beispiel Konsumentin und Produzentin über ihre Pflichten aufklären. In England haben leitende Frauen unter Unterstützung der Krone die Produktion auf eine höhere Stufe zu heben gewußt. In Amerika hat sich eine Konsumentinnen-Liga von New-York, Philadelphia, Boston und Chicago aus Frauen der Mittelklasse gebildet, die bemüht ist, über die Produktionsverhältnisse Aufklärung zu verbreiten und die Konsumentinnen dahin zu bringen, soweit es gegenwärtig möglich ist, nur solche Ware zu kaufen, von der der Kaufmann nachweisen kann, daß sie nicht Erzeugnis des Sweating-Systems ist; unterstützt werden ihre Bestrebungen durch Gesetze, denen zufolge in mehreren Staaten nicht fabrikmäßig hergestellte Artikel eine Marke mit der Aufschrift „Tenement made“ tragen müssen.

Es handelt sich hier für die Frauen um eine Emanzipation, die darum nicht minder wichtig ist, weil sie nicht zu den programmmäßigen Emanzipationsfragen gehört. Einerseits um die Emanzipation von einem engen, krämerischen Gesichtskreis, der dazu führt, um des lieben Taschengeldes halber als Produzentin, um einer kleinen Ersparnis willen als Konsumentin durch das Feilschen beim Einkauf eines Luxusgegenstandes die bedürftige Stickerin, gleichviel ob Proletarierin oder Beamtenwitwe, und — schließlich sich selbst zu schädigen.

Andererseits handelt es sich um die Emanzipation der bürgerlichen Frauen von jenem falschen Schamgefühl, das in der bezahlten Arbeit noch immer eine Erniedrigung, in der Verwertung eine Entwertung sieht.

Will die bürgerliche Frau ihren Anteil an der gewerblichen Stickerie oder jeder andern Produktion behaupten, so muß sie sich ihrer Pseudonymität begeben, muß mit den gleichen Lohnansprüchen für gleiche Leistungen auf den Arbeitsmarkt hinaustreten. Es ist Aufgabe der Öffentlichkeit und speziell der Frauenbewegung, mitleidlos in das Dunkel des Nebenerwerbberinnentums hineinzuleuchten, ohne Rücksicht auf die unerläßlich gewordene Zerstörung ehrwürdigen Spinnwebes und traditionellen Staubes.



Weißt du noch?

Eine Weihnachtsbegegnung.

Von

M. J. Megehr.

Nachdruck verboten.

Einsam waren sie beide. Sie trafen sich, wie man sich zuweilen in einer großen Stadt trifft, d. h. nachdem sie vielleicht hundert Mal achtlos an einander vorbeigegangen waren.

Beide hatten sie nicht recht gewußt, was sie mit diesem Abend anfangen sollten, mit einem Abend, dessen Luft so sehr von Lannenduft und Lichterglanz erfüllt scheint, daß es uns schmerzlich berührt, wenn nichts davon bis zu uns zu dringen vermag. Natürlich hatten sie sich im Anfang gegen eine solche sentimentale Auffassung gesträubt. Es war ja nicht nötig, daß man allein blieb! Sie besaßen beide Freunde und Bekannte genug, aber der eine hatte ganz vergessen sich mit ihnen zu verabreden, während der andere erst am Nachmittage von einer Geschäftsreise zurückgekehrt war. Was aber konnte es Gemütlicheres geben, als so ein paar einsame Stunden am leise knisternden Kamin, dem mehr oder minder stilvoll eingerichteten, bei der kleinen, blauen Flamme, unter dem summenden Kessel, die sich in den blanken Wänden einer Rumflasche und einer metallenen Zuckerdose wiederpiegelte?

Und doch geschah es, daß alle diese Requisiten der Behaglichkeit sich urplötzlich allein und im Finstern befanden, während ihre Besitzer draußen den Schlüssel in der Korridor-thür umdrehten und schnellen Schrittes die Treppe hinabeilten.

Von Osten der eine, von Westen der andere, steuerten sie beide, ohne es zu wissen, demselben Ziele zu und unter der bunten Laterne, über dem Thorbogen eines bekannten Lokals stießen sie auf einander. Sie thaten's im buchstäblichen Sinne, denn während der eine, von plötzlichen Gewissensbissen erfaßt, zurücktrat, um einer lahmen Streichhölzerfrau ein paar Groschen in die stumm ausgestreckte Hand zu legen, waren die Augen des anderen gerade auf einen Apfelsinenarren gerichtet, vor dem ein Hund zusammengekrümmt und zitternd auf der Matte lag.

Der Wind setzte die ziemlich einsame Straße hinab und brachte mit seinen Stößen und mit seinem feinen, weißen, krümelnden Schnee, den er ihnen in den Rockfragen streute, die zwei Herren für einen Moment aus dem Gleichgewicht.

„Pardon!“

„Pardon!“

Sie versuchten die Hüte zu lüften, und dabei sahen sie einander an.

Das war doch nicht . . . ? Aber dazu sieht er eigentlich zu jung aus!

Das war — das war ja . . . ! Nein unmöglich, daß er schon so viele graue Haare haben kann!

Trotzdem behielten sie einander im Auge, durch den leichten Zigarrendunst, durch das

Getwirr von Kellnern und Gästen, die alle bestrebt schienen, einen behaglich vergnüglichen Ausdruck auf ihren Gesichtern festzuhalten, als wollten sie einander bestätigen: „Im Gasthause, ja nicht wahr, im Gasthause, da ist's doch am besten?“

Es fiel den beiden ein, daß sie sich eine Ewigkeit nicht gesehen und ebenso lange nicht an einander gedacht hatten. Freunde waren sie niemals gewesen, nur Jugendbekannte, Kinder von entfernten Verwandten, die in derselben Stadt lebten, sich hinter dem Rücken manchmal ein bißchen verflachten, aber doch treu zusammenhielten, sei's bei Weihnachten, Geburtstagen und Konfirmationen, sei's beim Schweineschlachten, Obstern, Pflaumenmusrühren und anderen hohen Familienfesten.

Einmal, an einem Christtage, hatten die Jungens — sie mochten so zwischen dreizehn und fünfzehn Jahr gewesen sein — jenen furchtbaren Zwist gehabt, der sie eigentlich für immer auseinander brachte. Aber obgleich man sich auf beiden Seiten der ungeheuerlichsten Beleidigungen schuldig gemacht hatte, die Jahre hindurch bis ins kleinste Detail in jedem Gedächtnis aufbewahrt blieben, so konnten sich doch jetzt beim besten Willen die beiden Herren nicht besinnen, worum es sich eigentlich gehandelt hatte.

Sonderbarer Weise aber stand ihnen plötzlich dasselbe Bild vor Augen, der Moment nämlich, wo sie sich totenblaß, mit zusammengekniffenen Lippen und sprühenden Augen auf einander stürzten, um in enger Umschlingung die ganze hohe Treppe herunter zu rollen, während oben die Mamas in ihren schönen Festhauben und raschelnden Seidenkleidern die Stubenthür aufrißen und unten das ganze Dienstpersonal mit Besen und Schaufeln aus der Küche eilte: „Schon wieder die Katzen — die verdammten Katzen.“

Fast gleichzeitig mußten die beiden Herren ein Lachen verbeißen, und mit einem Mal wußten sie, daß kein Zweifel möglich war. A tempo erhoben sie sich, und in der Mitte des Lokals streckten sie einander die Hände entgegen.

„Felix! Guten Abend!“

„Also doch kein Irrtum, mein lieber Georg!“

Nicht lange, und die beiden Jugendbekannten saßen allein in einer behaglichen kleinen Nische, auf dem Tisch duftete die frisch gemischte Bowle.

Jetzt war einer über den andern schon wieder ganz au fait. Gelegentliche Beziehungen zwischen den Familiengliedern hatten ja noch lange bestanden. Man wußte also, daß die Eltern gestorben und wie die Geschwister versorgt waren, daß Georg sich sein jugendliches Aussehen, trotz der Reisestrapazen für ein angesehenes Haus, erhalten hatte, während Felix' Haupt im Altentstaub des Gerichtszimmers so früh zu bleichen begann.

„Willst du nicht kosten, Georg?“ sagte der Amtsrichter und goß den Inhalt des Bowlenlöffels in das emporgehobene Glas. „Ich denke, sie wird gut sein! Dein Vater fand sie freilich immer zu süß bei uns. Weißt du noch, wie die beiden Alten darüber fast jedesmal ein bißchen aneinander gerieten? Aber übrig gelassen haben sie nie etwas!“

Der Kaufmann lächelte: „Dieselbe Geschichte bei unsern Müttern, du erinnerst dich doch! Die eine hatte ihr Marzipanrezept aus Tilsit und die andere aus Gumbinnen, und es gab immer einige kleine Differenzen wegen der bitteren Mandeln und des Rosenwassers. Zum Backen aber kamen sie doch zusammen, nirgends gab es ja einen so schönen Kamin, wie in unserem alten Hause, weit draußen vor dem Thor. Die Schwestern durften den Guß rühren, während wir die Verpflichtung hatten, mit kleinen Blasebälgen die spröden Holzkohlen anzufachen. Mein Gott, wie genäsig sie waren, diese Schwestern, wie oft sie blitzschnell mit ihren Fingern in den weißen Zuckerteig fuhren! Aber wehe uns, wenn wir es wagten dasselbe zu versuchen. Einmal aber thaten wir's doch, wir hielten ihnen beide Hände fest, ich eurem Lottchen und du unserer Hedwig, und wir schworen hoch und teuer, daß wir sie ohne Gnade küssen würden, wenn sie es versuchten, auch nur den kleinsten verräterischen Laut von sich zu geben. Und siehe da, sie schwiegen, gab es doch auf der ganzen Welt nichts Häßlicheres als von so gräßlichen Jungen geküßt zu werden. Aber das weißt du wohl nicht mehr?“

„Ob ich's weiß!“ Der Amtsrichter nahm sein Glas und trank es aus. „Ja, ja,“ fuhr

er fort, indem er sich von neuem einschenkte, „so lange wir Kinder waren, haben unsere Mütter alljährlich das Marzipan zusammen gebacken und unsere Familien den Weihnachtsabend in Gemeinschaft verlebt. Immer sollte es abgeändert werden und immer blieb es beim Alten! Zuletzt wurde doch immer jemand geschickt, mit einem gehorsamen Kompliment und daß sich alle die Ehre geben würden.“

„Ja gewiß, und einmal war ich es, der diese Bestellung machte. Noch wie heute weiß ich, daß ich den weiten Weg in der Dämmerung unternahm, der Himmel war schwer und dunkel, und hier und da tummelte eine kleine Schneeflocke durch die stille Luft. Im ganzen Hause aber konnte ich keine Menschenseele finden, bis ich am Ende in die Küche kam. Da stand sie, deine kleine, runde, freundliche Mama und schnitt mit einem großen Messer die Honigkuchen von den langen Blechen, während sie auf die Mägde wartete, die, wie sie sagte, mit dem übrigen gleich herein kommen mußten!

Und sie kamen, sie brachten große Lasten von frischen Christbrotten, von warmen Mohnstollen und kleinen Krugeln und Plätzchen. Die Wärme des Backofens strahlte von ihren frischen Gesichtern, in ihren Kleidern war ein Duft von Tannenholz, und ihr Haar und ihre gefalteten Brusttücher hatte der Winter mit seinen tausend flimmernden, weißen, feuchten Federchen überstreut. Die eine nickte mir zu: „Ja gelt, jetzt wird's Weihnachten, junger Herr!“ Und ich nickte wieder, und mein Herz wurde weit: „Ja, jetzt wird's Weihnachten!“

Deine Mutter packte mir noch Taschen und Hände voll, da ich schnell wieder nach Hause mußte. An der Hausthür kam sie mir noch nachgelaufen: „Wenn's Bahn wird, schicken wir euch den Schlitten, mein lieber Felix!“

„Wir schickten ihn auch, jetzt besinne ich mich ganz genau. Die beiden Jahre vorher hatte es grüne Weihnachten gegeben, und der tiefe Schnee war ein großes Ereignis. Das Glockengeläut tönt mir noch in den Ohren, ich höre unsere Hunde anschlagen, und dann turdet ihr einer nach dem anderen aus Pelzen und Decken gewickelt. Deine gestrenge Mama schalt ein bißchen, weil irgend etwas vergessen worden war, und dein Papa brummte unter

seinem Kopfschwall, denn er war entsetzlich eingemummelt. Nachher wurde er auch noch von meinem Alten gröblich angefahren, weil er sich unterstanden hatte, die Thür der Weihnachtsstube zu öffnen, hinter der der Hausherr, hochrot und in Hemdsärmeln, mit Festmachen der Lichter beschäftigt war, was er bekannlich auf der ganzen Welt allein verstand, und die dennoch immer trippten! Zuletzt aber fand sich doch noch Gelegenheit, die hübschen, aber eigentlich verbotenen Geschenke auf die Plätze der Eltern zu schmuggeln.

Indessen probierten drüben in der Weihnachtsstube Gäste und Hausgenossen die verschiedenen Kuchenforten und wärmten sich an Thee und Grog. Wir Kinder aber saßen in einer Ecke, weißt du noch, die Ecke, von der wir grad den Lichtstreif sehen konnten, der von der Thür des Weihnachtszimmers in die halbdunkle Eckstube fiel? Ich weiß noch, daß deine Sehnsucht damals nach Schlittschuhen stand, während meine leidenschaftlichen Wünsche von einem Überzieher erregt wurden, der nicht aus Vaters altem Rock gefertigt wäre. Ich erinnere mich so genau an deine Kousine Ida, die sofort sterben zu müssen erklärte, wenn ihr der Besitz von Elise Polkos Dichtergrüßen versagt würde. Lotte und Hedwig schwärmten gemeinsam für silberne Medaillons, während die kleinen Geschwister ihrer Sache ganz sicher waren. Wußten sie doch so genau, daß in jedem der beiden befreundeten Häuser das Christkind, unter Beihilfe der buckeligen Glücksette, fünf volle Tage hinter verschlossenen Thüren an Puppenkleidern und Ballen und Säcken für Kaufläden gearbeitet hatte.“

„Und dann sprangen wir alle plötzlich wie elektrifiziert empor. Nach so langem, ungeduldigem Warten, weißt du doch noch, wie der Baum glänzte und wie unsere kleinen Schwestern erst blaß, dann rot wurden, während sie stöckend mit ihren Weihnachtsgedichten begannen? Und wie die Leute von der Küche herein kamen und euer Kutscher sich so viel Mühe gab, das Knarren seiner neuen Stiefel zu mähsigen. Meine resolute Mama aber sagte den Zaghaften am Armel und sagte mit einer Stimme, die eigentlich leise sein sollte: „Na, was soll das nun werden, man immer vorwärts!“

Die Bekannten aus Kinderzeiten hörten plötzlich auf zu sprechen. Ohne es selbst zu wissen, blickten sie ein bißchen träumerisch vor sich hin.

Wie war es möglich, daß zwei gereifte Leute, mitten im interessanten Getriebe der Großstadt, auf den Polsterbänken eines Restaurants sich von so unbedeutenden Dingen unterhalten konnten! Morgen vielleicht würden sie sich darüber wundern, heute aber wunderten sie sich nicht.

„Ach ja!“ sagte der Amtsrichter, während er die Asche von seiner Zigarre abstreifte und ein kleiner Seufzer seine Lippen teilte. „Wir hatten dann immer so herrliche Bäume; ich glaube, es ist gar nicht mehr derselbe, dieser eigentümliche Duft nach Tannennadeln, Pfefferhuchen und gelbem Wachs!“

„Was aber die Hauptsache ist: es freut sich niemand mehr so. Die Dienstboten sind mit nichts zufrieden, obgleich sie ihre Weihnachtsabmachung schwarz auf weiß in der Tasche tragen. Unser August aber stieß noch einen Zuchzer aus, über den er nachher in die bitterste Verlegenheit geriet, als er seine flammenrote Wolljacke in die Augen bekam. Rinna, das Hausmädchen beschwor flüsternd, daß es in der ganzen Stadt kein schöneres Kleiderzeug geben könnte, als das, was ihre Madame für sie ausgesucht hatte, und die Köchin, die zehn Jahre da war und Ostern heiraten wollte, bekam einen kleinen Ohnmachtsanfall über eine winzige goldene Brosche, die noch aus Mutters Jugendzeit stammte.“

„Na, na, Georg — ganz so friedlich und freundlich blieb die Sache aber doch gewöhnlich nicht bis zu Ende. Ich weiß noch sehr gut, welchen nachdrücklichen Ragenkopf mir meine Mutter versetzte, als ich mit den neuen Schlittschuhen eine Probe auf eurem blank gewachsenen Fußboden abhielt!“

„Und wie trotz der berühmten Lichtaufstreckerei meines Alten mein neuer Überzieher doch mit Wachsflecken bedeckt war und ich in heiße Thränen ausbrach, während Rousine Ida das Drafel der Dichtergrüße über ihre Zukunft befragte — sie ist trotz des Hochzeits-

liedes eine alte Jungfer geblieben, die arme Ida — und die Kleinen ihre Puppen bis auf das letzte Garderobestück auszogen!“

„Dann aber kam das Abendessen, und alles war wieder gut!“

„Ja, ja, die schönen Bierkarpfen, die Mohnklöße, die mir heute ein schrecklicher Gedanke wären, und die unergleichliche Bowle.“

„Aber deinem Vater war sie doch immer zu sauer, Felix!“

„Und deinem immer zu süß, Georg!“

„Sie wurde aber, wie gesagt, allemal ausgetrunken!“

„Ausgetrunken, ja! Und diesem Schluß werden wir mit der unserigen wohl ebenfalls recht nahe gekommen sein.“

Der Amtsrichter hob den Deckel. „Ein einziges Glas noch für jeden — ein stilles Glas für die liebe Vergangenheit und die lieben Menschen, die auch alle dahin sind.“

Sie vermieden es einander anzusehen, während sie austranken, dann aber blickten sie sich plötzlich um. Der Saal des Restaurants strahlte noch wie vorhin im Glanze seiner Vergoldungen, seiner Malereien und Lampen. Aber in den Nischen und an den Tischen war es leer geworden, und die Kellner drückten sich gähmend an den Wänden umher.

Die beiden Herren standen auf, unter der bunten Laterne des Thorbogens fuhr ihnen eine Ladung Schnee ins Gesicht.

„Die alten Zeiten —“ begann der Kaufmann noch einmal, „die alten Zeiten sind freilich vorbei, aber . . .“

„Was aber?“

„Nun, man ist doch wohl selbst schuld, daß nicht eine neue und vielleicht ebenso schöne —“

„Du meinst?“

„Ich meine, daß es doch schade wäre, wenn unsere Nachkommen nach dreißig Jahren, nicht am Weihnachtsabend zusammentreffen könnten, um sich in einer gemütlichen und — meinethwegen auch ein bißchen gerührten Stimmung zu fragen:

„Weißt du noch?“



Der bayerische Frauentag.

von

Marie Stritt.

Nachdruck verboten.

Ein glücklicher Gedanke in glücklichster, in allen Teilen gelungener Ausführung! Damit wäre der Gesamteindruck charakterisiert, den der vom 18. bis 21. Oktober abgehaltene erste bayerische Frauentag wohl bei allen Teilnehmern hinterlassen hat. Ganz besonders mußte er sich denen aufdrängen, die schon einige Erfahrung auf diesem Gebiet besitzen und einen vergleichenden Maßstab anlegen konnten. Wir haben großartigere, glänzendere, mit komplizierterem Apparat ins Werk gesetzte nationale und internationale Frauenkongresse mitgemacht, wir haben wohl auch bei Veranstaltungen im kleineren Rahmen hie und da eine größere Sicherheit in Arrangement und Leitung, ein energischeres „Draufgehen“ wahrgenommen — niemals aber haben wir eine so starke, unmittelbare Wirkung der gegebenen Anregungen auf ein empfängliches Publikum erlebt, niemals so deutlich empfunden, wie tief unsere Ideen bereits im Volksbewußtsein Wurzel geschlagen haben, welche hochehrfreulichen Fortschritte die Frauenbewegung auch — außerhalb der Frauenbewegung, in scheinbar noch unbeteiligten Kreisen gemacht hat.

„An die bayerischen Frauen in Stadt und Land“ war auf Anregung des Vereins für Fraueninteressen von den Münchener Bundesvereinen der Ruf ergangen, dem etwa 50 Delegierte aus 14 größeren und kleineren und kleinsten Städten als Vertreterinnen von Vereinen, die auf den verschiedensten Gebieten eine lokale Thätigkeit entfalten, gefolgt waren. Wie diese Arbeit, auch die bescheidenste, im Dienst des Gemeinwohls ihnen unmerklich den Blick geweitet und ihnen das Verständnis für die großen Fragen der Zeit erschlossen und gefördert hat, das konnte man nicht nur bei jeder Gelegenheit im persönlichen Verkehr mit den Delegierten, von denen viele zum erstenmal einer derartigen Veranstaltung beiwohnten, sondern vor allem an der intensiven Aufmerksamkeit und der begeisterten Anteilnahme erkennen, mit der sie den Vorträgen und Verhandlungen folgten.

Mit großem Verständnis und Takt war das, drei heiße Arbeitstage umfassende Programm zusammengestellt. Überall an schon Bestehendes anknüpfend, eröffneten alle Referate und Diskussionen den Ausblick auf die größeren Frauenaufgaben der Gegenwart und Zukunft, vor allem auf dem Gebiet der sozialen Hilfsthätigkeit und der Organisation der Frauenarbeit. Aus der Erkenntnis der Unzulänglichkeit privater Vereinsarbeit leiteten sie die Notwendigkeit der Staats- und Gemeindefürsorge und einer den veränderten wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen Rechnung tragenden gesetzlichen Regelung, von den erweiterten Pflichten die Forderung erweiterter Rechte für die Frauen ab.

Die Referate und lebhaften Diskussionen über „Mädchenhorte“, „Reform des Kostkinderwesens“, „Fortbildungsunterricht für Mädchen“, „Thätigkeit der Frauenkommission im städtischen Arbeitsamt München“, standen in dieser Beziehung durchweg auf der Höhe der modernen Anschauungen. Besonders interessant gestaltete sich die lebhafteste,

durch die vortrefflichen, klar und sachlich gehaltenen Referate der beiden Vorsitzenden der Münchener Handelsgehilfsinnenvereine eingeleitete Diskussion über „die Organisation der Handelsgehilfsinnen“, durch die Beteiligung von Anhängern der verschiedensten Richtungen, von denen die grundlegenden Prinzipien moderner Berufsorganisationen klargelegt wurden. Mit der verständnisvollen Behandlung der aktuellen Dienstbotenfrage, und mit der Erörterung der Lage der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe, die in der Annahme der vom Referenten Herrn Dr. Brendel aufgestellten Thesen als Resolution abschloß, ist der Münchener Frauentag unserer bürgerlichen Frauenbewegung mit gutem Beispiel auf neuen Wegen vorangegangen.

Als das bedeutsamste Ereignis des Frauentages — und zugleich als bedeutungsvolles Zeichen der Zeit — möchte aber die Beteiligung der Oberin der bayerischen Schwestern vom Roten Kreuz an den Verhandlungen anzusehen sein. Zum erstenmal bei einer derartigen Gelegenheit fand unseres Wissens hier eine Annäherung und eine Aussprache von jener Seite statt, die der Frauenbewegung bisher so durchaus fern, ja im ganzen ablehnend gegenüber stand. In liebenswürdig gewinnender Weise deutete dies Frä. v. Wallmenich in den einleitenden Worten ihres Vortrages über „die Krankenpflege als Frauenberuf“ an, indem sie über allem Trennenden hinweg das Gemeinsame in den nach Zweck und Mitteln so grundverschiedenen Frauenbestrebungen hervorhob, die Befriedigung und das Glück einer lebenaussfüllenden Thätigkeit. Klar und fesselnd war der historische Überblick über die Entwicklung des geistlichen und weltlichen Diakonissenwesens, den uns die Rednerin gab, und wenn auch die Wege, die sie wies, weitab von unseren Wegen liegen, und die Frauen, statt zu einer freien, edlen Lebensfreude, die uns auch für unser Geschlecht als Ziel vorschwebt, nach alter Weise immer noch mehr zur Resignation und dadurch nur zu leicht zu physischer und psychischer Verkümmung führen müssen — wenn uns auch beispielsweise die Ablehnung einer entsprechenden Entlohnung dieses schwersten und verantwortungsvollsten Frauenberufes sehr sonderbar berühren mußte, so waren doch auch die übrigen Ausführungen interessant und lehrreich. Sie berichteten von einer anderen Welt, die — so rückständig sie uns auch in vielen Dingen erscheinen mag — unserer Welt in einer Beziehung jedenfalls voraus ist — in der Disziplin.

Daß die höhere Bildungsfrage des weiblichen Geschlechtes bei dieser Gelegenheit nicht mit Stillschweigen übergangen wurde, war selbstverständlich. Sie kam in einem Vortrag über den Zweck des Mädchengymnasiums zur richtigen Geltung. „Die Frau im Erwerbsleben“, „die Stellung der Frau im neuen Bürgerlichen Gesetzbuch“ und das allgemeine Thema „Kann es Grenzen der Pietät geben?“ wurde in größeren Vorträgen in den Abendversammlungen besprochen. „Die idealen Gesichtspunkte der heutigen Frauenbewegung“, die sonst gewöhnlich erst am Schluß die erfreuliche Perspektive auf eine bessere Zukunft zu eröffnen pflegen, legte Fräulein Ika Freudenberg, deren Initiative dieser wohlgelungene Frauentag in erster Linie zu danken ist, schon im einleitenden Vortrag am ersten Abend dar.

Alle Verhandlungen waren zahlreich von allen Kreisen der Bevölkerung besucht, die Abendversammlungen überfüllt. Ein eigenartigerer Schauplatz für die Vorgänge dieser drei schönen Herbsttage, als der prächtige, originelle alte Rathausaal, den der Magistrat der Stadt München den Frauen zur Verfügung gestellt hatte, läßt sich kaum denken. Er gab den Verhandlungen ein ganz besonderes Relief und Kolorit. Dazu kam der alte Zauber der fröhlichen Münchener Stadt, der sich auch über den

ersten bayerischen Frauentag breitete. Der frische, freie Zug, der ihn von Anfang bis zu Ende charakterisierte, verheißt viel Gutes für die Zukunft — und vielversprechend scheint uns auch die Thatsache, die wir auf anderen Frauentagen leider noch sehr selten, in München aber mit großer Befriedigung wahrgenommen haben — die gemeinsame Arbeit von Männern und Frauen auf den wichtigsten sozialen Gebieten. Nicht nur „die Idee der Einheit und Solidarität aller Frauenbestrebungen“, die im Sinne unseres Bundes der Einladung zum ersten bayerischen Frauentag zu Grundlage, sondern auch „die Idee der Einheit und Solidarität aller Kulturbestrebungen“ ist dadurch zum glücklichsten Ausdruck gekommen. Möchten die vielfachen Anregungen, die die bayerischen Frauen mit nach Hause genommen haben, auch in diesem Sinne Früchte tragen!



„M a l s t u n d e n.“

Von

Marion Tremberg.

Nachdruck verboten.

„— — — Sie soll sich von den Anstrengungen der Schule erholen und dann nur noch etwas Koch- und Malsstunden nehmen“ — so lauteten die Zukunftspläne der Mutter einer höheren Tochter. Die beiden „Stunden“ scheinen in der Ideenverbindung mit einander verwandt zu sein, und zwar durch den zuversichtlichen Begriff: Rezept, dessen Vorkommen nach der unausrottbaren Meinung des Publikums auch in der Malerei nicht zu entbehren ist.

Wenn nun der Entschluß, Malsstunden zu nehmen, gereift ist, werden entweder im Bekanntenkreis, auf afternoon-teas, dem verkappten Kaffeeklatsch der Großstadt, Erkundigungen eingezo-gen, in welchem Atelier die Malerei, bei mäßigem Honorar, am schnellsten „beigebracht“ wird, oder das Adreßbuch muß herhalten, um unter der Rubrik „Maler“ das möglichst nah gelegene Atelier herauszufinden. Die betreffende Lehrkraft für Porträt, Blumen oder Landschaft sei nunmehr gewählt. Bei der Anmeldung werden Beweise der bisherigen Beschäftigung mit der Kunst vorgezeigt, z. B. irgend eine mühselig hergestellte Nachahmung einer „Dahheim“- oder „Gartenlauben“-Illustration nach „eigener Idee“, farbig ausgetuschelt (woraus die bewundernde Familie bereits koloristische Begabung ersieht) oder die keineswegs naturwahren Vorlagen von der Hegg, Klein, Vouga u. a. sind gedanken- und verständnislos nachgepinselt — die Umrisse werden natürlich zuvor durchgepaust — aber „kopieren wird ihr leicht,“ behauptet die Mutter. Manchmal werden auch die Familienhunde, Papageien, Kanarienvögel zc. als Modell benutzt und zu vorzüglichsten Gebilden umgestaltet. Nicht selten ist auch das junge Mädchen mit einer Rolle Schulzeichnungen beladen, die sie mit einem gewissen dunklen Gefühl von Unzulänglichkeit schüchtern überreicht. Nach Prüfung aller „Erzeugnisse häuslicher Kunst“ fragt die begleitende Mutter unfehlbar: „Glauben Sie, daß meine Tochter Talent hat?“ Diese Frage ist einfach nicht zu beantworten, lautet die Erwiderung, zunächst muß eine zeichnerische Grundlage gelegt und Sehen gelernt werden. Darob Erstaunen. „O, sie soll keine Künstlerin werden, sie ist ja unsere einzige Tochter, wir möchten nur, daß sie Farben mischen lernt, um Geschenke zu malen und daß sie auf Reisen die Gegend aufnehmen kann.“ Daß Zeichnen dem hier Verlangten zu Grunde liegen muß, ist den Leuten leider eine völlig unbekannt Thatsache. Gegenvorstellungen sind meistens nutzlos.

Zwei Vormittage wöchentlich werden zugesagt, denn an den übrigen muß die „Kochstunde“ stattfinden.

Ist die Lehrerin auf den Erwerb durch Unterrichten angewiesen, so läßt sie sich die Schülerin nicht entgehen und widmet sich ihr redlich. Es stellt sich natürlich heraus, daß jegliche Vorbildung für das Malen fehlt; das Material wird ohne Verständnis befünstelt, denn auch „Pappe“ ist geduldig, Pinsel und Farben sind jedoch widerspenstig und die Lust geht verloren. Der Beginn der Unterrichtsstunden wird nicht mehr pünktlich innegehalten, oder sie werden vorzeitig abgebrochen. Ausdauer fehlt selbst beim Kopieren; an manchem mißlungenen Versuch sind die schlechten Utensilien schuld, an denen die Dilettantin stets sparen will; hierzu kommt der gänzliche Mangel von Beobachtungsgabe für Licht- und Schattensflächen, Glanzlicht oder gar Spiegelungen und last not least — grenzenlose Unsauberkeit. Empfindet die Schülerin ihre Schwächen, so schiebt sie häufig die Schuld auf die Art des Unterrichts, es stellt sich dann „zufällig“ ein Augenleiden ein oder der Hausarzt verbietet das lange Sitzen, auch ist Logierbesuch in Sicht; diese Gründe werden schriftlich mitgeteilt, und die Malkstunden haben ein Ende. Erfahrene Lehrerinnen merken sehr bald das Bevorstehende und kommen all den mühsam erdachten Gründen zuvor, indem sie von einer Fortsetzung des „malerischen Zeitvertreibs“ abraten und in solchem Fall die Kochstunde warm empfehlen.

Es giebt ferner eine Art von Schülerinnen, die man „Atelierfey“ nennen kann; sie besuchen in der Woche verschiedene Ateliers und lieben den Wechsel. Solche Atelierfeyen werden 60 bis 70 Jahre alt und verursachen der Lehrmeisterin, je älter sie sind, desto mehr Mühe, denn das, was sie in mehr oder minder kurzer Zeit in den vielen Ateliers abgesehen, gelauscht und genommen haben, liegt wie Kraut und Rüben in ihrem undisziplinierten Malksinn durcheinander und wuchert schier unausstrotzbar immer wieder hervor. Sie haben eben eine unglückliche Liebe zur Malerei. Unter diesen Feyen befinden sich oft Unbemittelte, denen aus Mitleid Freiplätze gewährt werden, doch lobnen sie das nicht selten mit Undank, indem sie Kopien, bezw. nach Studien der Lehrerin zusammengestellte Bilder, als eigene Originale ausstellen und zu Schleuderpreisen verkaufen, wodurch die Urheberin der Werke natürlich schwer geschädigt wird.

Eine besondere Kategorie bilden dann die Offiziersfrauen, deren Männer ein Kommando in die Hauptstadt führt und die die Erlaubnis erhalten, ihre freie Zeit zum Malen zu verwenden, „weil es ihm Freude macht.“ Diese Frauen, gewöhnlich ohne jegliche Vorbildung, verlangen Kunst-Extrakt, denn sie sind vom Großstadtleben so in Anspruch genommen, daß sie nur einen, höchstens zwei Tage wöchentlich mit je zwei Stunden der Kunst opfern wollen; sie wünschen gleich Landschaften nach der Natur zu malen oder Porträts nach dem Leben in Pastell auszuführen, auch quantitativ soviel wie möglich zu profitieren. Selbstverständlich verläßt dieser Unterricht ohne nennenswerten Erfolg, denn vom Zeichnen wollen auch sie nichts wissen.

Ihnen am nächsten verwandt sind die agrarischen Gattinnen, Mütter und Töchter und die weiblichen Angehörigen der Volksvertreter. Die Agrarierinnen haben, wenn sie nicht in der Nähe einer Großstadt leben, durchschnittlich den geringsten Begriff von Kunst. Hier gilt es, neue Arbeiten vorzuschlagen, einzurichten und stets helfend bereit zu sein. Irgend welche Vorstudien halten sie für überflüssig und zeitraubend, zumal auch hier wieder die Aufenthaltszeit sehr kurz bemessen ist. Nachdem so einigermaßen die „crème“ des oberflächlichsten Einblicks abgeschöpft ist, kehren sie stolz heim, denn sie haben — „Malkstunde gehabt.“ Im nächsten Jahre versuchen sie nun, sich's bequemer und billiger einzurichten, denn da „Papa“, der diesmal kein Mandat erhalten hat, zu Hause bleibt und Familienmitglieder nicht entbehren will, taucht der Gedanke auf, eine Künstlerin auf 1 bis 2 Monate — au pair kommen zu lassen. Au pair? Soll sie vielleicht im Brodbacken, Würstmachen oder Gänserupfen unterwiesen werden? Nein, nichts von alledem. Man höre und staune — gute Landluft und freier Aufenthalt soll die Gegenleistung sein! Es ist nicht zu glauben, daß gebildet sein wollende Menschen so wenig Überlegung und Einsicht und soviel Dreistigkeit besitzen, ein solches Angebot zu machen. Sie bedenken nicht, wieviel Zeit, Mühe und Kosten

eine Malerin für ihre Ausbildung verwendet hat, um in ihrem Lehrberuf den stets wachsenden Anforderungen zu genügen, und wie schwer bei der heutigen Konkurrenz ein auch nur kleiner pekuniärer Gewinn beim Unterrichten erzielt wird! Wer je „au pair“ auf Gütern gewilt hat, wird bestätigen, daß man meistens die Arbeitskraft der Malerin in ungeniertester Weise ausnützt. Die Künstlerin sollte sich für den Monat mindestens 100 Mark Honorar ausbedingen, außerdem freie Hin- und Rückreise. Der Verein der Künstlerinnen zu Berlin hat es sich zur Pflicht gemacht, Sommerstellen ohne Gehalt nicht zu vermitteln.

Gewöhnlich lautet bei solchen Landstellen die Abmachung auf 3 bis 4 Stunden Vormittag- und 2 bis 3 Stunden Nachmittag-Unterricht, sei es im Zimmer oder im Freien. Es wird dabei allerlei Theoretisches über Kunst erörtert, auch wohl das Gebiet des Kunstgewerbes betreten; im Anschluß an das Theoretische zeigt sich plötzlich Lust zu praktischen Versuchen. Es stellt sich nämlich heraus, daß die Wohnräume ein zu altmodisches Aussehen haben und die Gelegenheit günstig ist, ihnen ein modernes Gewand zu verleihen. Die eichenen Thüren, deren Reiz bisher in den großen, gemaserten Holzflächen bestand, müssen nun stilisierte Pflanzenornamente à la Eckmann, Heine etc. aufnehmen, deren Motive am liebsten der Zeitschrift „Jugend“ entnommen werden sollen; die alten Öfen aus Urgroßmutter's Zeit mit ihren lüftrefarbenen Rachein liefern gleichfalls wahre Tummelplätze malerischer Ausdrucksweise. Des weiteren fordert der moderne Geschmack hölzerne Wandfüllungen im Speisesaal, die der Dorf-tischler zu abnorm billigen Preisen, jedoch in zweifelhafter Haltbarkeit, liefert, und die nun dem Brandstift zum Opfer fallen. Ofenschirmdekorationen werden entworfen, Schablonenmuster für Friese, Wandbelleidungen und Vorhänge gefertigt, kurzum, das vielseitige Können der Lehrerin wird nach Herzenslust ausgebeutet. Als selbstverständlich nehmen solche Leute an, daß die Künstlerin ein halbes Duzend Adressen bester Bezugsquellen billiger Materialien preisgiebt, ohne zu bedenken, wie schwer es ihr selbst geworden, wichtige Firmen ausfindig zu machen und Handwerker einzuarbeiten.

Ist die Schülerin mal am Selbstarbeiten verhindert, so wird der Lehrerin nahe gelegt, das begonnene Werk zu vollenden; trotzdem sollen aber die verlorenen Unterrichtsstunden nachgegeben werden. Was die Erholung anbetrifft, so besteht sie in Ausfahrten (falls die Pferde nicht der Schonung bedürfen) oder in Gesellschaften, zu denen die Künstlerin selbstverständlich in bester Toilette zu erscheinen hat; ist sie musikalisch oder deklamatorisch beanlagt, so soll sie in die meistens monotone ländliche Gefelligkeit angenehme Abwechslung hineinbringen. Freie Zeit zu eigener Arbeit, die ihr anfänglich zugesagt ward, läßt sich wegen der Essensstunden nicht erübrigen. Jedoch soll nicht bestritten werden, daß es auch Gutsfamilien giebt, die mit vollem Verständnis für die künstlerischen Leistungen und in taktvoller Weise der Hausgenossin entgegenkommen und sie zu fesseln wissen; dann ist es für sie eine Freude, Unterweisungen zu geben.

Jede Art von Unterricht ist für den Lehrenden mit Verantwortung verbunden, und je tiefer die Erkenntnis hiervon eingewurzelt ist, um so ernster und treuer wird er den zu erfüllenden Pflichten nachkommen. Wenn auch nicht jedes mit der Kunst sich beschäftigende Wesen zum Künstler herangebildet werden soll und kann, so liegt es doch auf der Hand, daß ihm zunächst eine gewisse Grundlage gegeben werden muß, auf der man den weiteren Aufbau vornehmen kann. Für den Maler sind und bleiben die Fundamente wohlgefestigte zeichnerische Kenntnisse. Wer käme wohl darauf, in der Musik sämtliche Anfangsgründe zu überspringen und vielleicht mit Beethovenschen Variationen den Unterricht zu beginnen? Warum wird denn so häufig in der darstellenden Kunst die eigentliche Grundlage außer Acht gelassen? Hier ist es Pflicht des Lehrenden, energisch aufzutreten, Halbheiten zu verhüten und dafür zu sorgen, daß der Pinsel schleunigst mit Kohle oder Kreide vertauscht wird. Dank den energischen Bestrebungen der Künstlerinnenvereine giebt es eine große Anzahl Zeichenschulen, die, zum Teil staatlich oder städtisch subventioniert, vorzügliche Erfolge aufweisen. Höchstens 30 Prozent aller ihrer Schülerinnen widmen sich dem Künstlerinnenberuf; die übrigen erlangen eine gründliche Vorbildung für Privatwecke.

Ich kann nicht schließen, ohne einen etwas heißen Punkt zu berühren, nämlich die Honorarangelegenheit. In eigentümlich ungeschickter Weise wird nämlich von einer nicht geringen Zahl von Privatschülerinnen die Begleichung des Honorars behandelt. Eine feinfühligere Künstlerin hat so wie so immer ein undefinierbares Gefühl, wenn sie das Äquivalent ihrer Mühe entgegennimmt. Von höchster Peinlichkeit ist da der Moment, wenn die taktlose Schülerin vor ihr steht, im Portemonnaie nach den einzelnen Geldstücken sucht und schließlich einen größeren Schein zum Wechseln übergibt. Seltsam ist es, daß häufig gerade Aristokratinnen sich diese Unartigkeit zu schulden kommen lassen, ja leider muß gesagt werden, daß in ihren Kreisen unpünktliches Zahlen — selbst bis zur Hervorrufung von Mahnbriefen — nichts Ungewöhnliches ist. Wird das Honorar stillschweigend hingelegt, so wird die Lehrerin das stets dankbar empfinden.

Wenn in dem bisher Gesagten vorwiegend bestehende Schattenseiten und Mißstände geschildert wurden, so muß andererseits auch erwähnt werden, daß in den Maltstunden nicht selten allerlei Erfreuliches, ja Beglückendes auf beiden Seiten zu Tage tritt. Die Fortschritte tüchtiger, strebsamer Schülerinnen, ihr wachsendes, künstlerisches Verständnis und Interesse gehalten sich für die Lehrende zu Quellen höchster Befriedigung und Schaffensfreudigkeit. Solchen Jüngerinnen wird die unterrichtende Künstlerin ohne Zweifel stets wohlwollend, beratend und fördernd zur Seite stehen, zumal wenn man ihr volles Vertrauen entgegenbringt.



Photoskulptur.

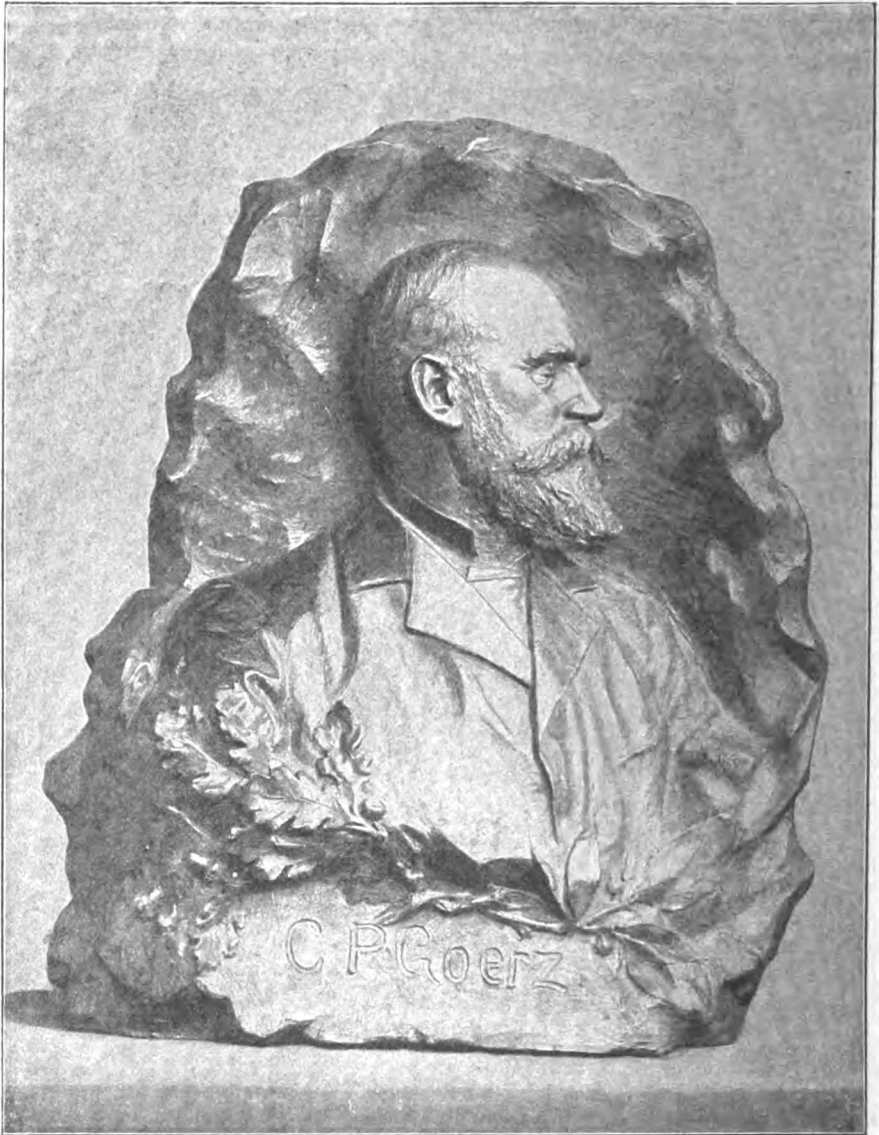
Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

Es ist doch etwas um das Ende eines Jahrhunderts. Wie mit einem zu Rüste gehenden Spätsommertag, da der emsige Feldarbeiter mit dem schwindenden Sonnenball noch einmal alle seine Kräfte zusammennimmt, sie verdoppeln möchte, um soviel noch hineinzubeimsen in seine Scheunen, wie immer möglich; aber wie er auch fleißig schafft, es bleibt soviel noch zu heuern für den kommenden Tag! Was haben die letzten Jahrzehnte nicht alles an technischen Findungen gebracht, ja, nur das letzte Jahrzehnt allein: Röntgenstrahlen, Farbenphotographie, Telekroskop, Kinematograph und Mikroskop, Telegraphie ohne Draht, Acetylen, flüssige Luft, Aetherion u. s. w. u. s. w.; beinahe jeder Monat dieser letzten Jahre stand in einem andern Zeichen des Entdeckerhimmels. Als sollten zwischen dem scheidenden Heut und dem herandämmernden Morgen noch schnell die sämtlichen Probleme gelöst werden, über die Jahrtausende lang die grübelnde Menschheit gesonnen. Aber Probleme sind wahre Hydraköpfe: aus jedem gelösten entspringen zwei neue; und so hinterläßt das sterbende Jahrhundert dem neuerstehenden mehr der ungelösten Fragen zum Erbe, als je ein früheres vom vorangegangenen überkommen hat. Gewiß nicht zum Schaden der künftigen Geschlechter, wenn sie von der abtretenden Generation nicht allein vorgezeichnet erhalten, in welche Bahnen sie ihre Forschungen zu leiten haben, sondern auch alle wichtigen Vorarbeiten bereits gethan finden; mag der Andréeflug uns keinerlei Kunde vom Nordpol mehr bringen, dieser anscheinend völlig vergebliche Versuch hat doch das Problem so klar gezeigt, daß seine Lösung nur noch eine Frage der nächsten Jahre, höchstens Jahrzehnte sein wird.

Man braucht nicht gerade das vollkommen lenkbare Luftschiff und die Telegraphie zum Mars hin von diesen nächsten Jahrzehnten des zwanzigsten Säkulums zu erwarten; es giebt soviel hübsche Dinge auch sonst noch, die eher ein endgiltiges Gelingen



Aus dem Atelier von W. Seltz, Berlin.

erhoffen lassen, als jene ganz großen Probleme. Z. B. die Photographie in natürlichen Farben, die immer noch erst halb gelungen ist. Und eine der hübschesten Erfindungen hat nun schnell noch das heurige Jahrhundert dem kommenden vorweg genommen, dem es nach der festen Meinung aller zugebacht war.

Wer hätte nach den paar erfolglosen Versuchen, die bisher gemacht wurden, um auf dem Wege der Photographie nicht allein Licht- und Schattenbilder, sondern auch direkt plastische, körperhafte Abbilder von Personen und Gegenständen zu erhalten, auch nur geahnt, daß noch in unsern Tagen ganz plötzlich die Kunde kommen würde, das Problem der „Photoskulptur“ sei gelöst! Es hat einmal Willème in Paris einen sehr umständlichen Versuch gemacht, indem er um eine Person, deren Büste er auf photographischem Wege zu erlangen hoffte, vierundzwanzig photographische Apparate aufstellte und nun ebensoviel verschiedene Silhouetten von ihr erhielt, die sich zum Teil

beden und auf einen Thonblock übertragen, ein ungefähres plastisches Abbild ergaben; aber nur sehr ungefähr, da es im Grunde nur die hervorspringenden Formen zuverlässig zeichnete, die tieferliegenden Teile, wie beispielsweise die Augen, aber gar nicht. Und der Berliner Pötschke versuchte es damit, daß er eine große Anzahl von photographischen Aufnahmen im Kreise herum machte, die Silhouetten ausschnitt und um eine senkrechte Achse aufeinanderfolgend befestigte. Die Schnittkanten gaben dann, wenn sie recht dicht beieinander waren, d. h. wenn eine Anzahl von Aufnahmen gemacht worden, die Umrisse des Modells wieder, die Fugen brauchten nur noch mit



Aus dem Atelier von W. Selke, Berlin.

Modellierwachs gefüllt zu werden. Natürlich war solch ein umständliches Verfahren nur bei leblosen Modellen möglich; eine kleine Goethebüste ist denn auch alles, was Pötschke gelungen ist.

Das sind die paar erwähnenswerten Versuche früherer Jahre, das Problem der Photoskulptur zu lösen. Man hat kaum davon gesprochen. Dem Photographen Willy Selke, einem Königsberger, blieb es vorbehalten, die auf den ersten Blick beinahe phantastisch erscheinende Sache auf ebenso geistvolle wie einfache Weise zu bewerkstelligen. Alle guten Einfälle sind ja — hinterher, wenn sie ein anderer eben gehabt hat! — so einleuchtend einfach, so kolumbussehaft. Das kleine Geheimnis dabei war das große Prinzip der Zerlegung in die kleinsten Teile, jenes Prinzip, das in die höhere Mathematik schon vor mehr als zweihundert Jahren von Newton und Leibniz als Infinitesimalrechnung eingeführt wurde, das aber erst in

diesen Tagen ganz eigenartige Anwendung fand in der Zerlegung eines Bewegungsbildes in eine Unzahl fabelhaft schnell aufeinanderfolgender Bewegungsmomente; zuerst beim Anschütz'schen Schnellseher, dann beim Edison'schen Kinematographen; am bewußtesten beim Plehner-Szczepanik'schen Telectroskop, bei dem das Bild auf der Aufgabestation tatsächlich ganz im mathematischen Sinne in eine unendliche Zahl von kleinsten Punkten zerlegt werden soll, um sich dann auf der Empfangsstation wieder zum einheitlichen Bilde zusammenzusetzen.

Der Kinematograph spielt auch bei dem Selske'schen Photokulpturverfahren eine Hauptrolle, ja durch ihn erst wurde es überhaupt möglich. Der Erfinder ging von dem Gedanken aus, daß, wenn man einen plastischen Körper sich in eine große Anzahl dünner Scheiben zerschnitten vorstellt, etwa wie man einen Kettig zerschneidet, und von jeder dieser Scheiben eine besondere photographische Aufnahme machen würde, dann die sorgfältig in ihren Konturen ausgeschnittenen photographischen Abbilder aufeinandergelegt eine genaue plastische Wiedergabe des Modells darstellen würden. Es handelte sich also nur noch um eine Methode, solche ideellen Parallelschnitte an dem Modell vorzunehmen. Nun, der photographische Apparat braucht nicht Messer und Meißel, er braucht nur Licht und Schatten, um scharfe Konturen zu erzielen. Es kam also darauf an, über das Modell, das angemessen hell zu beleuchten war, einen scharfen Profilschatten zu werfen, der stufenweise von der größten Breite des Profils bis zur letzten noch belichteten Dhrspitze oder Schulterkante vorrückte. Die verschiedenen Schattensufen konnten aber mit Hilfe des Films, dieses mit genau zu bestimmender Geschwindigkeit beweglichen, lichtempfindlichen Celluloidbandes des Momentphotographen, im Nu alle hintereinander abkonterseit werden, in einer einzigen Momentaufnahme. Das ist der Anteil, den der Kinematograph bei der Geschichte hat, daß er mit einer Aufnahme von Sekundendauer zwanzig, vierzig, fünfzig Bewegungsmomente in Bilde festhält. Demgemäß ist der scheinbar so einfache und doch in seiner Mechanik komplizierte Apparat Selske's folgendermaßen hergerichtet: Über dem Stuhl mit dem zu „Photokulptierenden“ erhebt sich ein System von elektrischen Bogenlampen, deren durch blaue Scheiben magisch gedämpftes Licht das Profil des Modells von allen Seiten scharf beleuchtet. Innerhalb des Lichtbogens ist eine bandartige Blende angebracht, die sich nach den Konturen des Modells einstellen läßt. Diese Blende wirft beim Beginn der Aufnahme einen scharfen Schlagschatten über die größte Breite des Profils. Der Lichtapparat bewegt sich nun auf Rollen um ein paar Millimeter nach vorn, alsbald entschwinden die äußersten Randkonturen, wie die Nase z. B., ins Dunkel, und nur noch die um ebensoviel Millimeter weiter vor gelegenen Partien des Gesichtes erscheinen belichtet. In demselben Moment ist, da der Lichtapparat mit dem Kinematographen in Verbindung steht, eine erneute photographische Aufnahme geschehen. So geht das weiter: wieder rückt der Lichtapparat einige Millimeter vor, wieder wird eine weitere Gesichtspartie in Schatten gehüllt, und wieder erscheint auf dem nächsten Felde des Films eine photographische Aufnahme der noch vom Lichte getroffenen Partien des Modells, bis schließlich auch der letzte vorstehende Haarschopf am Ohr unter der Blende verschwindet. Damit ist die Aufnahme von einigen 40 bis 50 kinematographischen Bildern beendet. Diese brauchen nur noch bis zu Lebensgröße auf Kartonpapier übertragen und ihre Konturen mit einer haarscharfen Intarsiensäge sorgfältig ausgeschnitten, die so erhaltenen Lichtschnittpappen der Reihenfolge nach genau aufeinandergeklebt und die kleinen treppensufenartigen Absätze mit plastischer Masse ausgefüllt zu werden, und die aufs Höchste porträtähnliche Form ist fertig. Es erübrigt nur noch, von dieser Form Abgüsse zu machen, um die Reliefs je nach Wunsch in Elfenbeinmasse, Marmor oder Bronze auszuführen. Die Originalform bleibt im Atelier des Künstlers aufbewahrt, wie beim Photographen die „Platte“ zum Nachbestellen. Noch nach Jahren und Jahren können immer wieder neue Abdrücke bewirkt werden, die Möglichkeit der Vielfältigkeit ist unbegrenzt.

Bisher sind auf diesem Wege Flach- wie auch Hochreliefs hergestellt worden, diese sogar bis zur vollen Büstenfülle, so daß es nur noch als eine Frage der Zeit erscheint, auch ganze Büsten und Statuen nach dem Selske'schen Verfahren zu erzeugen:

eine Kombination von zwei Kinematographen mit einer sinnreichen Abänderung der Blende und einer entsprechenden Komplikation des beweglichen Beleuchtungsbogens müßte das Kunststück wohl zuwege bringen. Einstweilen muß es noch beim künstlerisch arrangierten Relief sein Bewenden haben. Aber wir stehen ja gerade gegenwärtig überhaupt im Zeichen der Neubelebung der Reliefkunst: eine Anzahl unserer besten und modernsten Bildhauer hat sich der lange stiefmütterlich behandelten Kunstgattung in den letzten Jahren angenommen, nicht zum mindesten in Folge des aufstrebenden Kunstgewerbes, dem sich bereits unsere besten Künstler zur Verfügung gestellt haben;



Aus dem Atelier von W. Sella, Berlin.

die Medaillenkunst wird sogar neuerdings von Staatswegen lebhaft gefördert. So ist die Sellsche Erfindung zugleich in hohem Grade zeitgemäß. Und weil sie eben in eine Zeitströmung hineintritt, die weite Kreise erfassen soll, so mögen auch unsere Bildhauer, die im ersten Moment wohl an eine unliebsame Konkurrenz denken konnten, getrost der Sache ihren Lauf lassen. Wie die in den letzten Jahrzehnten auf eine so hohe Stufe der Entwicklung gelangte Photographie der Kunstmalerei keinen Abbruch gethan, sich im Gegenteil als ein unentbehrliches Hilfsmittel erwiesen hat, so wird auch die Photokulptur der wirklichen hohen Bildhauerkunst keinerlei Schaden zufügen, ihr aber vielleicht ebensoviel Dienste leisten können, wie jetzt die Photographie der Malerei. In jedem Falle steht eines zu erwarten: Durch den Umstand, daß es mit

Hilfe der neuen Erfindung möglich wird, zu einem für viele erschwingbaren Preis ein Porträtrelief zu erhalten, das die eigenartige Auffassung eines bedeutenden Künstlers zwar nicht ersetzen kann und will, dafür aber mit absoluter Porträttreue nicht erst nach tagelangen, beschwerlichen Sitzungen, sondern nach einer einzigen von kaum 4 bis 5 Sekunden ein plastisches Abbild hervorzaubert, wird das Interesse an plastischer Kunst in weitere Kreise als bisher getragen. Zweihundert Mark — soviel kostet ein lebensgroßes Relief in bronzierter Elfenbeinmasse nach dem Seltjeschen Verfahren — wird sich noch manch einer leisten können, der das Dreifache, das eine gleichartige Skulptur von Künstlerhand kostet, nicht mehr daran zu wenden vermöchte.

Ist aber erst der Wunsch allgemein geworden, seine abwesenden Lieben nicht nur in Rahmen und Photographiealbum um sich zu haben, sondern auch so körperlich wie möglich — und es ist wohl denkbar, daß die Photoskulptur unsern Sinn dahin beeinflussen wird — so zieht die Bildhauerkunst aus dieser Gewinnung ganz neuer, weitester Kreise für skulpturellen Zimmerschmuck nicht zum letzten ihren wohlbemessenen Gewinn auch. Die Photoskulptur wird für die Erziehung des großen Publikums zum Geschmack an plastischen Bildwerken jedenfalls mehr thun, als die staatlichen Bemühungen mittels prämiierter Hochzeits- und Taufmedaillen. In Italien, wo die Bildhauerarbeit seit jeher billig ist, findet man z. B. das Porträtrelief auf den Friedhöfen ganz allgemein; die Photoskulptur wird es auch auf unseren Erinnerungsstätten heimisch machen. So wird diese neue Erfindung so recht eine Angelegenheit des Jahrhunderts, eine Valetgabe: das scheidende Säkulum giebt uns in letzter Stunde noch die Kunst, lebendigste und beständigste Erinnerung zu bewahren an alle, die uns des Gedenkens wert sind, die märchenhafte Kunst, mühelos und mit möglichst geringen Opfern unseren Lieben dauernde Male zu setzen in Stein und Erz.



Aus dem Atelier von W. Seltz, Berlin.

Franziska von Kapff-Essenther.

Nachruf von E. Vely.

Kachorud verboten.

„Ich habe viel gebuldet und ertragen,
Was mancher nicht ertrug —
Mein Stolz erhob mich über das Verzagen,
Wenn mich des Schicksals ehr'ne Rute schlug.“

Ida v. Düringsfeld.

Im Oktober des Jahres 1876 ging durch alle Zeitungen ein Schrei der Entrüstung und eine donnernde Philippika darüber, daß „im fünften Jahre des deutschen Reiches noch ein verdienstvolles Schriftstellerverpaar verhungern konnte, das nicht gebettelt hatte und von dem die Schillerstiftung keine Notiz genommen,“ und das man klaglicher als Armenhausbewohner bestattete — denn in Stuttgart, der Schriftsteller- und Buchhändlerstadt, wo dies geschah, folgten nur vier Personen den Särgen, die das Ehepaar Düringsfeld-Reinsberg bargen.

Wie habe ich des tragischen Ereignisses von damals und des lieblosen Begräbnisses gedenken müssen, als die Zeitungen die Nachricht vom freiwilligen Tode der unglücklichen Lebenskämpferin Franziska von Kapff-Essenther brachten! Von einem Spaziergang nach Hause kommend, hörte ich, daß der Baron Reinsberg mir einen Besuch hatte machen wollen; seine Frau sei leicht erkrankt im Hotel Silber, wüßte mich kennen zu lernen und bäte die junge Kollegin um ihren Besuch. Ida v. Düringsfelds warmerherzige und tiefe Gedichte wie die Kulturstudien des reiselustigen Ehepaars hatten mich stets gefesselt, und ich freute mich, ihnen nun persönlich zu begegnen. Am folgenden Tage aber schon las ich beider Tod in der Zeitung. Ida von Düringsfeld war noch in derselben Nacht am Herzschlag gestorben; der Wirt hatte auf die sofortige Entfernung der Leiche gedrungen, und der Gatte und treue Kamerad hatte sich, überwältigt von namenlosem Schmerz, müde vom Kampf ums Dasein, mit Cyankali vergiftet. Es ergab sich, daß das Schriftstellerverpaar dem Nichts gegenübergestanden; alle Versuche, in Stuttgart, wohin sie „zuletzt“ gereist, noch Manuskripte abzusetzen, waren gescheitert. Ihre Not hatten sie niemand geklagt. —

Und jetzt, nach fast fünfundzwanzig Jahren, kann es auch noch geschehen, daß eine so hochbegabte und bedeutende Frau, eine so unermüdblich tapfere und brave Kämpferin aus dem Leben gehen muß, weil die Wogen der Not über ihr zusammenschlagen, weil Hand und Mut ihr endlich, endlich lahm geworden, weil sie nicht den elendesten Strand mehr erreichen kann, um ruhend den Fuß aufzusetzen.

Ja, es ist tragisch, tief tragisch! Und dieser letzte Sprung des gehegten Wildes ist eine Anklage gegen die ganze Menschheit, ihre Kurzsichtigkeit, ihre Achtslosigkeit, Oberflächlichkeit. Wer zu stolz ist, zu klagen und zu bitten, wer seinen Kummer und sein Elend nicht an die Landstraße trägt, wer sich selbst hilft und sich immer wieder selbst zu helfen sucht, dem wird auch erbarmungslos „hilf dir selber!“ zugerufen. Schwache klammern sich an, heißen Hilfe, Mitleid und finden sie. Der starke Kämpfer zerschellt endlich am Felsen. —

Ich bin nur vereinzelt Male mit Franziska von Kapff-Essenther in Berührung gekommen, aber immer habe ich den Eindruck einer hochbedeutenden Persönlichkeit gehabt — immer waren wir gleich auf einem Gebiet, fernab vom Wege der Alltäglichkeit. In der kurzen, sonnenscheinbestrahlten Epoche ihres Lebens lernte ich sie kennen, als das Theater des Westens in Berlin gebaut wurde. In einer großen, literarisch-künstlerischen Gesellschaft wurde mir „Frau Blumenreich“ vorgestellt, eine fast kümmerliche Persönlichkeit in unscheinbarer Gewandung zwischen all den andern in Samt und Seide, mit flimmernden Diamanten; die kurzsichtigen Augen bedeckte eine Brille. Mir selbst

mußte erst der Name einfallen, den ich schon Jahrzehnte kannte, weil er über so mancher Erzählung gestanden, die mich interessiert hatte: „von Kapff-Effenther“.

Was lag nicht schon alles hinter dieser Frau an Leid und Lebenserfahrung! Eine sehr unglückliche Ehe mit dem Architekten von Kapff, einem österreichischen Landsmann; der brutalsten Behandlung war sie gewichen. Ihre ersten, bedeutenden litterarischen Anfänge waren während dieser Prüfungszeit entstanden. Dann die Verbindung mit dem zweiten Gatten, die beide als so überaus glücklich rühmten. Sie war auf romantische Weise entstanden: Franziska v. Kapff-Effenther — in erster Ehe kinderlos — hatte eine tiefergreifende Kindergeschichte geschrieben. Ihr späterer Gatte wandte sich schriftlich an sie, ihr von seinem Leid erzählend; er stand mit mehreren mütterlosen Kindern da. Aus dem Briefwechsel wurde eine persönliche Begegnung, und bei dieser faßte die Einsame den Entschluß, jenen Kindern eine zweite Mutter zu werden. Ihr selbst erwachsen aus der neuen Ehe zwei eigene Kinder; alle, jene übernommenen wie diese, waren ihr Glück und ihre Freude.

Und als dem Manne Plan um Plan fehlgeschlug, war sie die Ernährerin der Familie und vereinte sich in Arbeit mit ihm; — sie gab von ihrem Geist, sie erfand; er war meistens das ausführende Werkzeug. Dann kam scheinbar „das Glück“. Die Theaterträume des phantastischen Männerkopfs sollten in dem phantastischen Theater des Westens ihre Verwirklichung finden. Man sah von einer Wohnung in der Kantstraße, deren Möblierung nach Zeichnungen des Erbauers des Theaters stattgefunden, auf die sich erhebenden Mauern des Kunstinstituts herab, für das der Gatte der Schriftstellerin Künstler engagierte, Hausdichter anwarb und den Fundus beschaffte. Und für sie sollten nun Tage der Ernte kommen, des Genusses nach so viel Schwerem, Durchkämpfem. Wie Seifenblasen zerflatterten die Träume, statt der Direktion — der Sturz aus der Höhe.

Berlin sprach gerade so viel von der Affaire, als sie wichtig für die betreffenden Kreise war. Franziska von Kapff-Effenther kehrte zu ihrer unermüdblichen Arbeit zurück; sie kämpfte gleich treu weiter. Das Hirn mußte erfinden, die Hand schreiben — die große Familie wollte erhalten sein. Sie ist eine der ersten gewesen, die das Kleinleben, das Beamtenmilieu, das Ringen der Frau nach geistiger Freiheit, nach dem Recht auf Arbeit in dem Rahmen der Erzählungen für Familienblätter brachte.

Bei dem Bestreben, mit der Vielschreiberei nur das Nötigste zu erringen, ist ihr natürlich viel Ursprünglichkeit und Vertiefung abhanden gekommen. Sie hat nicht zu denen gehört, die bitten und Mitleid anrufen konnten, und darum ist sie endlich „todesmüde“ aus der Welt gegangen; die Hand war lahm, das Hirn ermattet. Ihr Gatte und ihre Kinder waren in Amerika, und sie fand den Mut nicht mehr, ihnen zu folgen, als die Nachrichten von dort immer schlimmer wurden. Nur noch den traurigen Entschluß zu sterben konnte sie fassen. Aber wer beschreibt den Schmerz, die Fülle von Verzweiflung und Grausen, als sie den ersten Versuch gemacht, sich durch Opium zu vergiften und wieder erwachte — wer kann nur ausdenken, was sie umherirrend gelitten, was empfunden, als sie auf dem Bett im kleinen Hotelzimmer des 4. Stockes ruhte, ehe sie ein Ende machte!

Vielleicht, wenn sie sich mitgeteilt, hätte sie offenere Herzen und Hände gefunden, als sie gedacht nach den Erfahrungen, die das Leben ihr gebracht. Vielleicht! Von selber scheint sich keiner nach ihr umgesehen zu haben, der ihr nahe gestanden — der Schwarm aus der kurzen, sonnigen Zeit war in alle Winde zerflogen.

Sie konnte nicht mehr! — Dem Verzweiflenden genügt zuletzt ein Sandkorn, das Maß überrieseln zu lassen — das ist ihr die Pfändung um einer ärztlichen Rechnung willen gewesen. —

Ein tief beklagenswertes Schicksal ist das dieser talentbegnadeten Frau gewesen; nicht die Mitschweibern, nicht die Kollegen allein muß es erschüttern, die weitesten Kreise sollten an ihrem Hügel der Dichterklage gedenken: „Wer kennt die Last, die sie zusammenbrach?“



Das verlorne Kind.

Eine Weihnachtsgeschichte.

Von

François Coppée.

Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von W. Dyhrenfurth.

Nachdruck verboten.

I.

Es war am Morgen des Tages vor Weihnachten, als gleichzeitig zwei wichtige Thatfachen sich vollzogen: Die Sonne erhob sich, und Herr Jean Baptiste Godefroy erhob sich auch.

Ohne Zweifel, die Sonne ist — im tiefsten Winter, nach vierzehn Tagen Nebel und bedecktem Himmel, wenn der Wind sich glücklich nach Nordost gedreht hat und wieder trocken, klares Wetter bringt — eine alte Freundin, die jeder mit Wonne willkommen heißt, wenn sie plötzlich das morgendliche Paris mit einer Flut von Licht übergießt. Und überdies ist sie ein Wesen von hoher Bedeutung. Ehedem war sie eine Gottheit, nannte sich Osiris, Apollo und was weiß ich, sonst! Noch ist es nicht zwei Jahrhunderte her, da herrschte sie in Frankreich unter dem Namen Ludwigs XIV. Aber auch Herr Jean Baptiste Godefroy, der steinreiche Finanzier, Direktor des Comptoir général de crédit, Verwaltungsrat mehrerer großer Gesellschaften, Deputierter und Mitglied des Generalrats von l'Eure, Offizier der Ehrenlegion u. s. w. u. s. w., war eine nicht zu verachtende Persönlichkeit; und schließlich war die große Meinung, die die Sonne von sich haben durfte, sicherlich nicht schmeicheltaster, als die, welche Herr Jean Baptiste Godefroy von seiner Bedeutung hatte. Wir waren also berechtigt zu verkünden: am fraglichen Morgen gegen $\frac{7}{8}$ Uhr erhob sich die Sonne, und Herr Jean Baptiste Godefroy erhob sich auch.

Freilich war das Erwachen der beiden Mächtigen ganz und gar verschieden. Die

gute, alte Sonne! Sie begann den Tag mit lauter Liebeshwürdigkeiten. Der nächtliche Raufrost hatte die entlaubten Platanen des Boulevard Malesherbes, an dem das Hôtel Godefroy lag, wie mit Zucker kandiert; und nun vergnügte sich die große Zauberin zu allererst damit, die Bäume in riesenhafte Bouquets von rofigen Korallen zu verwandeln. Nachdem sie dieses köstliche Stückchen Fantasmagorie vollbracht, teilte sie mit unparteiischem Wohlwollen ihre zwar wärmelosen, aber fröhlichen Strahlen an all die bescheidenen Passanten aus, die die Nothwendigkeit, ihren Lebensunterhalt zu gewinnen, so zeitig ins Freie trieb. Sie hatte das gleiche Lächeln für den kleinen Beamten im verschoffenen Überzieher, der sein Bureau zu erreichen eilte, wie für die Grisette, welche in ihrem ärmlichen Mäntelchen zusammenschauerte, für den Arbeiter, der sein halbes Rundbrod unter dem Arme trug, wie für den Pferdebahn-Kondukteur, der an seinem Zählapparat klingelte, und für den Kastanienverkäufer, der seine erste kleine Pfanne mit Maronen röstete. So bereitete die brave Frau Sonne allen Menschen Freude. Im Gegensatz zu ihr erwachte Herr Jean Baptiste ziemlich mißvergüht. Er hatte am vergangenen Tage einem Diner beim Landwirtschaftsminister beigewohnt, das vom Relevé nach der Suppe bis zum Salat von Trüffeln gestroht hatte, und sein siebenundvierzigjähriger Magen litt unter dem quälenden Gefühl heftigen Sodbrennens. Und deshalb erklärte Charles, der Kammerdiener, nach der Art, wie Herr Godefroy sein erstes Zeichen mit der

Klingel gab, der Küchenfee, während er heißes Wasser für den Bart seines Gebieters zurecht goß: „Sapperment! . . . Unser Affe scheint ja heute in prächtiger Laune . . . Wir werden einen bösen Tag haben, meine arme Gertrud.“

Dann trat Charles auf den Fehenspitzen, mit bescheiden niedergeschlagenem Blick in das Schlafgemach, zog die Vorhänge zurück, zündete Feuer an und traf alle erforderlichen Vorbereitungen zu der Toilette in der diskreten Weise und mit den achtungsvollen Bewegungen eines Sakristans, der vor der Messe des Herrn Curs die heiligen Gegenstände auf dem Altar verteilt.

„Was für Wetter heut?“ fragte in kurzem Ton Herr Godefroy, während er die weiche, grauwollne Unterjacke über seinem bereits etwas zu majestätisch gewordenen Schmerbauch zu knöpfte.

„Sehr kalt, gnädiger Herr,“ antwortete Charles. „Um 6 Uhr zeigte das Thermometer 7 ° unter Null. Aber wie gnädiger Herr sehen, hat sich der Himmel aufgeklärt, und ich glaube, wir werden einen schönen Vormittag haben.“

Während er sein Rasiermesser schärfte, näherte sich Herr Godefroy dem Fenster, lüftete einen der kleinen Vorhänge, erblickte den mit Licht bedeckten Boulevard und schnitt eine leichte Grimasse, die einem Lächeln ähnelte. Mein Gott, ja, man kann ganz Stolz und würdevolle Haltung sein, man kann vollkommen wissen, daß es von schlechtem Geschmack zeugt, vor Domestiken irgend einem Gefühle Ausdruck zu geben — und doch kann das Erscheinen dieser lumpigen Sonne, mitten im Dezember eine so angenehme Überraschung sein, daß man Mühe hat, sie zu verbergen. Herr Godefroy ließ sich also herab zu lächeln. Wenn ihm freilich in diesem Augenblick jemand gesagt hätte, diese instinktive Befriedigung teile er mit dem Druckerlehrling in der Papiermühle, der da unten vor dem Hause auf dem gefrorenen Kinnstein schlitterte, so würde das Herrn Godefroy gewaltig chofiert haben. Und doch war es so. Eine Minute lang unterzog sich der von Geschäften fast erdrückte Mann, dieser Würdenträger der politischen und finanziellen Welt, dem kindlichen Vergnügen, die Passanten und Wagen zu betrachten, die

fröhlich den Duft des goldigen Nebels durchschnitten.

Doch keine Sorge, es dauerte kaum eine Minute. Über einen Sonnenstrahl sich freuen, paßt wohl für unbeschäftigte, nicht aber für ernsthafte Leute — für Frauen, Kinder und Dichter, für die Kanaille. Herr Godefroy hatte ganz andere Dinge im Kopf; in Sonderheit heute war sein Programm geradezu überlastet. Von 8½ bis 10 Uhr sollte er in seinem Bureau mit einer Anzahl vielbeschäftigter Herren eine Sitzung abhalten — alle, wie er, seit dem Morgengrauen wohl rasiert und angekleidet; alle, wie er, ohne jede Spur von Seelenfrische. Sie sollten zusammenkommen, um eine Menge Geschäfte zu besprechen, die sämtlich den einen Zweck verfolgten: Geld zu machen. Nach dem Dejeuner — er durfte sich nicht einmal lange aufhalten bei seinem Gläschen Cognac — mußte Herr Godefroy in sein Coupé springen und zur Börse fahren, um dort mit wieder andern Herren zu konferieren, die sich ebenfalls hatten früh erheben müssen und romantischen Träumereien so wenig zugänglich waren wie er selbst; und immer wieder aus dem gleichen Motive: Geld zu machen. Von da ging es ohne einen Augenblick Zeitverlust zu einer neuen Gruppe Sozien, die, ohne von jarten Gefühlen angefochten zu werden, unter dem Präsidium Herrn Godefroys tagen und sich mit ihm an einem großen, grünen Tisch mit hohen Bureau-Dintenfässern über unterschiedliche Mittel, Geld zu machen, unterhalten sollten. Hierauf sollte er in seiner Eigenschaft als Deputierter in drei oder vier Kommissionen und Subkommissionen erscheinen. Überall dieselben großen, grünen Tische mit den hohen Bureau-Dintenfässern, an denen er sich mit andern Herren von gleich geringer Sentimentalität zusammensand, die sämtlich — man darf mir glauben — ganz so unfähig wie er waren, auch die kleinste Gelegenheit, Geld zu machen, unbenuzt vorübergehen zu lassen, immerhin indes die Freundlichkeit hatten, ein paar kostbare Nachmittagsstunden zu opfern, um nebenhin den Ruhm und das Glück Frankreichs sicher zu stellen.

Er hatte sich rasch rasiert, wobei die graugesprenkelte Barttrause stehen blieb, die ihm eine gewisse auffallende Ähnlichkeit mit einem

Auergnaten und einem Mitgliede jener großen Affenarten verlieh, und schlüpfte nun in einen Morgenanzug, Rock und Hose von gleichem Stoff, deren eleganter und ein wenig jugendlicher Schnitt bewies, daß der auf die Fünzig justicrende Wittwer noch keineswegs darauf verzichtet hatte, zu gefallen. Dann stieg er in sein Bureau hinunter, wo das Defilé der gefühl- und phantasielosen Leute begann, deren einziges Streben war, ihre geliebten Kapitalien zu vermehren. Die Herren schwärmten von den verschiedenen projektierten Unternehmungen, die sämtlich von hoher Bedeutung waren, sei es, daß es sich um eine neue Eisenbahn handelte, die ferne Wüsten verbinden sollte, oder um die Gründung einer kolossalen Fabrik nahe bei Paris oder ein Bergwerk zur Förderung von wer weiß was in irgend welcher südamerikanischen Republik. Selbstverständlich um die Frage, ob die zukünftige Bahn viel Reisende oder Fracht zu befördern haben werde, ob die Fabrik Zucker oder Nachtmühen liefern sollte, noch ob der Tiefe des Bergwerks gebiegenes Gold oder Kupfer zweiter Güte entsiegen werde. O nein! Die Gespräche Herrn Godefroy's und seiner morgendlichen Kreunde drehten sich ausschließlich um die mehr oder minder großen Gründervorteile, die in den ersten, der Emission folgenden acht Tagen bei der Spekulation in diesen Aktien zu gewinnen standen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit in Bälde keinen andern Wert zu besitzen bestimmt waren, als den ihres papiernen Gewichts und ihres vorzüglichen Druckes.

Die von Zahlen schwirrenden Besprechungen dauerten genau bis 10 Uhr. Als die Stunde schlug, begleitete der Herr Direktor des Comptoir général de crédit — immerhin übrigens ein in finanziellen Geschäften, soweit dies möglich, anständiger Mann — mit ausgezeichnetster Rücksicht seinen letzten Besucher, einen alten, im Golde schwimmenden Gauner, bis auf den Vorflur. Es war das ein Herr, der sich, wie es häufig vorkommt, der allgem reinsten Achtung erfreute, anstatt in Poissy oder Gaillon, während einer vom Gericht festzusetzenden Zeit, auf Kosten des Staats eingelagert zu werden, um sich dort einer ehrlichen und gesunden Beschäftigung, wie z. B. der

Anfertigung von Filzpantinen oder billigen Bürsten, zu widmen. Hierauf schloß der Herr Direktor unerbittlich für jedermann seine Thür — um 11 mußte er auf der Börse sein — und begab sich nach dem Speisesaal.

Der Saal war verschwenderisch ausgestattet. Mit dem massiven Silbergerät, das die Borde, Büffet und Credenzen bedeckte, hätte man die Schatzkammer einer Kathedrale füllen können. Ungeachtet der Vertilgung einer ansehnlichen Menge doppeltkohlen-sauren Natrons hatte sich Herrn Godefroy's Sodbrennen nur wenig gegeben, und der Finanzier hatte deshalb nur ein Frühstück bestellt, wie an Verdauungsschwäche Leidende es sich gestatten dürfen. Inmitten dieses luxuriösen Tafel-services, angefichts dieser Umgebung, die ein Loblied auf das Wohlleben zu enthalten schien, unter dem starren Blick eines Haushofmeisters mit 200 Louis Gehalt, das sich durch gelegentliche, kleine wirtschaftliche Betrügereien um das Doppelte vermehrte, speiste also Herr Godefroy mit ziemlich kläglicher Miene weiter nichts, als ein paar weiche Eier und ein paar Bissen eines zarten Kotelettes. Ach, und das eine Ei schmeckte noch dazu nach dem Stroh. Der Geldmann knabberte grade an seinem Dessert — ein reines Nichts, ich bitte, ein bißchen Roquefort für zwei oder drei Sou höchstens — als sich eine der Thüren öffnete und, geführt von seiner deutschen Bonne, der Sohn des Direktors, der kleine vierjährige Raoul, ins Zimmer trat, grazios und niedlich in seinem blauen Samtkittel, wenn auch etwas schwächlich und etwas zu blaß unter dem enormen Filzhut mit der weißen Feder.

Diese Erscheinung wiederholte sich pünktlich jeden Morgen um $\frac{1}{4}$ 11 Uhr, während das zur Fahrt nach der Börse angespannte Coupé vor der Thür hielt, und der Schweißfuchs, den Herr Godefroy durch die Bemühungen seines Kutschers seiner Zeit für 1000 Francs über dem Wert erstanden hatte, mit ungeduldigem Fuß das Pflaster des Hofes stampfte. Der berühmte Finanzkünstler beschäftigte sich von 10 Uhr 45 Minuten bis 11 Uhr mit seinem Sohne. Nicht mehr und nicht weniger. Er hatte grade eine Viertelstunde übrig, um sich seinen väterlichen Gefühlen hinzugeben. Nicht als ob er seinen Sohn nicht geliebt hätte.

Großer Gott, nein! Er betete ihn an — in seiner Weise. Aber was will man . . . die Geschäfte!

Mit 42 Jahren, mehr als reif und ziemlich abgenutzt, hatte er sich aus reiner Großmannsucht in die Tochter eines Klubkameraden verliebt geglaubt, des Marquis von Neufontaine, einer übertünchten Ruine und alten Spielratte, die ohne das prahlerische Mitleid Herrn Godefroy's mehr als einmal im Klub kompromittiert gewesen wäre . . . Der zusammengetrachte, doch stets sehr hüte Edelmann, der soeben noch eine neue Müze für die Badesaison in Mode gebracht hatte, war nur zu glücklich, der Schwiegervater eines Mannes zu werden, der ihm seine Schulden bezahlte. So überlieferte er denn dem stark mitgenommenen Bankier ohne jeden Skrupel ein naives, siebzehnjähriges Kind von süßer, zarter Lieblichkeit, das direkt aus einem Kloster der Provinz kam, keine andere Mitgift besaß, als seine Pensionsausstattung, und keinen andern Schatz, als seine aristokratischen Vorurteile und seine romantischen Ideen. Herr Godefroy, Sohn eines wucherischen Rechtskonsulenten aus Andelys, war trotz seines fabelhaften Aufsteigens auf der gesellschaftlichen Leiter ein Plebejer geblieben, und zwar ein recht gewöhnlicher. Er verletzte seine junge Frau in all ihren feineren Gefühlen; und die Dinge fingen schon an, eine böse Wendung zu nehmen, als das arme Kind bei seiner ersten Entbindung dahingerafft wurde. Fast elegisch, wenn er von seiner verbliebenen Gemahlin sprach, die sich, wenn sie sechs Monate länger gelebt hätte, ohne Zweifel hätte scheiden lassen, liebte Herr Godefroy den kleinen Raoul aus mehreren Gesichtspunkten: zunächst als seinen einzigen Stammhalter; dann als das seltne und ausgezeichnete Produkt eines Godefroy und einer Neufontaine; endlich, und nicht in letzter Linie, aus der Achtung heraus, die dem Geldmenschen der Erbe von mehreren Millionen abnötigte. Das kleine Bébé biß sich also seine ersten Zähne an einer goldnen Kinderklapper durch und wurde wie ein Prinz erzogen. Nur konnte sein mit Arbeit überlasteter, bis über die Ohren in Geschäften steckender Vater ihm nicht mehr als 15 Minuten täglich weihen — wie heut während des

Roqueforts — und überließ ihn den Domestiken.

„Guten Tag, Raoul.“

„Guten Tag, P'pa.“

Und der Herr Direktor des Comptoir général de crédit warf seine Serviette bei Seite, hob den kleinen Raoul auf sein linkes Knie, nahm das kleine Händchen des Kindes in seine fleischige Rechte und küßte es wiederholt. Bei meiner Ehre! er vergaß den Aufschlag von 25 Centimes auf die drei Prozent, die grasgrünen Tafeln und die ungeheuren Dintenfassern, vor denen er gleich nachher so große Interessenfragen erledigen sollte; er vergaß sogar seine Abstimmung am Nachmittag für oder wider das Ministerium, je nachdem er für sein Nest von Marktflecken die Sous-Präsektenstelle, die zwei Steuereinnahmeposten, drei solche für Feldhüter, vier Tabakstrafen und die Pension für den Better eines Betters erhalten würde oder nicht, dessen Anteil ein Opfer des zweiten Dezember geworden war.

„Pa? und das Christkind? . . . Wird es mir nicht was Schönes in meine Schuh legen?“ fragte Raoul plötzlich in seiner kindlichen Weise.

Nach einem „Ja, wenn du artig gewesen bist,“ nahm der Papa im sichersten Winkel seines Gedächtnisses — sehr überraschend für einen radikalen Deputierten, der alle antiklerikalen Anträge mit einem energischen „Zehr gut!“ zu unterstützen pflegte — Notiz davon, daß er Spielzeug einzukaufen habe. Dann wandte er sich an die Bonne:

„Sie sind doch stets mit Raoul zufrieden gewesen, Fräulein Bertha?“

Die Deutsche, die sich selbstredend für eine Österreicherin ausgab, in Wahrheit aber die Tochter eines mit vierzehn Kindern gesegneten pommerischen Landpastors war, wurde bis unter die Wurzeln ihres hellblonden Haars rot wie eine Tomate, als ob man eine Frage von äußerster Indecenz an sie gerichtet hätte. Nachdem sie diese Probe eines verängstigten Respekts abgegeben, antwortete sie durch ein blödes Lächeln, das die Wißbegierde Herrn Godefroy's in Bezug auf die Führung seines Sohnes völlig zu befriedigen schien.

„Es ist heut schön, aber kalt,“ begann der Finanzmann wieder. „Wenn Sie mit Raoul nach dem Park Monceau gehen, Fräulein,

werden Sie, nicht wahr, dafür sorgen, daß er warm angezogen ist."

Nachdem das Fräulein Herrn Godefroy durch einen zweiten Anfall blöden Lächelns auch über diesen Punkt beruhigt hatte, umarmte er den Kleinen ein letztes Mal, erhob sich vom Tisch — die Wanduhr schlug elf — und wandte sich rasch nach dem Vestibül, wo Charles, der Kammerdiener, ihn in seinen Pelz hüllte und die Thür des Coupés hinter ihm schloß. Worauf der treue Diener unmittelbar in das kleine Café der Rue Miromesnil eilte, um das Rendezvous mit dem Groom der Baronin von gegenüber zu einer Partie Billard nicht zu versäumen, 30 Points, Billardieren natürlich verboten.

II.

Dank dem Schweißfuchs, der um 1000 Francs zu teuer bezahlt war (die Folge eines Aupfernfrühstücks, das der Pferdehändler dem Kutscher Herrn Godefroys offeriert hatte) — dank also diesem ungewöhnlich teuren Tier, das indes ein guter Traber war, konnte der Herr Direktor des Comptoir général de crédit ohne Verspätung seine Geschäftsrunden erledigen. Er erschien an der Börse, führte hinter den vielen monumentalen Dintenfässern den Vorsitz und beruhigte sogar um Punkt 3,5 Uhr durch Abstimmung für das Ministerium Frankreich und das besorgte Europa über etwaige Krisengerüchte; denn er hatte die fraglichen Vergünstigungen durchgesetzt, einbegriffen die Pension für jenen Wähler, dessen „Onkel“ — was die Bretagne so „Onkel“ nennt — zur Zeit des Staatsstreichs den Posten eines unbesoldeten Supernumerars verloren hatte.

Sichtlich mild gestimmt durch die Genugthuung, zu diesem Akt verspäteter Gerechtigkeit haben beitragen zu können, erinnerte sich Herr Godefroy jetzt an die Gaben des Weihnachtsmannes, die er Raoul versprochen hatte, und ließ seinen Kutscher vor einem großen Spielwarenladen halten. Hier kaufte er ein phantastisches, holzgeschnitztes Pferd auf einem Rädergestell, hohl, mit einer Kurbel an jedem Ohr, das er in seinen Wagen schaffen ließ; ebenso eine Schachtel Bleisoldaten, alle einander so ähnlich wie die Grenadiere jenes

russischen Regiments unter Paul I., die alle schwarze Haare und Stumpfnasen hatten, und zwanzig andere solche prächtigen, kostbaren Spielsachen. Während er dann, auf den Rissen seines gut federnden Coupés sanft geschaukelt, nach Hause zurückkehrte, dachte der reiche Mann, in dem trotz allem ein väterliches Herz schlug, mit Stolz an seinen Sohn.

Sein Knabe würde heranwachsen und die Erziehung eines Prinzen genießen. Ja, wahrhaftig, er würde ein Prinz sein; denn dank den Errungenschaften von 89 gab es keine andere Aristokratie mehr, als die des Geldes; und Raoul würde ja eines Tages ein Kapital von zwanzig — fünfundzwanzig — vielleicht, wer weiß, dreißig Millionen besitzen. Wenn schon sein Vater, der kleine Provinziale, der Sohn des bössartigen Winkelschreibers, sein Vater, der einst für 22 Sous im Quartier latin gespeist hatte, der sich wohl bewußt war, daß er jeden Abend, wenn er seine weiße Kravatte anlegte, ausah wie ein feierlicher Speißbürger, wenn dieser Vater, trotz der ihm durch seine Geburt anhängenden Mängel, ein kolossales Vermögen hatte anhäufen können, unter der parlamentarischen Republik ein Stückchen König werden und eine Dame als Gemahlin heimführen konnte, deren Vorfahr bei Marignan gefallen war — auf was sollte Raoul da nicht rechnen dürfen, Raoul, der von Kindheit an die Schönheit eines Sprossen aus edlem Geschlecht an sich trug, Raoul, dessen Blut durch die mütterliche Abstammung geläutert war, Raoul, dessen Intelligenz wie eine seltene Blume gepflegt werden würde, der von der Wiege ab schon fremde Sprachen sprechen lernte, der im nächsten Jahr schon seinen Pony besteigen sollte, Raoul, der eines Tages dem Namen seines Vaters den seiner Mutter anzuhängen ermächtigt sein würde, sich also Godefroy de Neufontaine nennen durfte — Godefroy als Vorname — und was für einer! königlich, mittelalterlich, auf hundert Schritte nach den Kreuzzügen riechend —. Mit Millionen, welche Zukunft, welche Carrière! — Und der Demokrat — kein Zweifel, es giebt solche, wie dieser! — träumte naiv von der Wiederherstellung einer Monarchie — in Frankreich ist alles möglich — sah seinen Raoul, nein, seinen Godefroy de Neufontaine,

aristokratisch vermählt, hoch angesehen im königlichen Schloß, später, wer weiß, ganz nahe dem Thron, mit dem Kammerherrnschlüssel auf dem Rücken und einem funkelnagelneuen Wappen auf seinem Silberservice und den Wagenschlägen! . . . O Thorheit über Thorheit! So träumte der im Golde sitzende Emporkömmling in seinem Wagen, der mit all dem Spielzeug angefüllt war, das er zum Weihnachtsfest gekauft hatte — ohne sich klar zu machen, daß dies Fest dem Geburtstage eines sehr armen, kleinen Kindes galt, in einem Stall, als Sohn herumirrender Eltern geboren, die man aus Barmherzigkeit darin aufgenommen hatte.

Aber da ruft schon der Kutscher: „Port, siou plait!“ Man ist vor dem Hôtel angelangt, und die Stufen des Portals hinaufsteigend, sagt sich Herr Godefroy, daß er eben noch Zeit habe, seine Abendtoilette zu machen. Plötzlich sieht er im Vestibül die ganze Dienerschaft mit bestürzten Mienen im Kreise um sich versammelt; auf einer Bank niedergesunken liegt in einer Ecke die deutsche Bonne, die, als sie ihn bemerkt, einen Schrei ausstößt und ihr in Thränen gebadetes Gesicht in den Händen verbirgt. Herr Godefroy hat das Vorgefühl eines Unglücks.

„Was soll das heißen? . . . Was giebt es?“ . . .

Charles, der Kammerdiener — ein Schelm schlimmster Sorte — blickt seinen Herrn mit mitleiderfüllten Blicken an und stottert verwirrt: „Herr Raoul!“ . . .

„Mein Sohn?“ . . .

„Er ist fort, gnädiger Herr! . . . Diese dumme Deutsche! . . . Seit vier Uhr nachmittags!“ . . .

Der Vater taumelt ein paar Schritte zurück, wie ein von der Kugel getroffener Soldat; und die Deutsche stürzt, wie eine Verzweifelte weinend, zu seinen Füßen. „Verzeihung! — Verzeihung!“ Die Lakaien schwärzen durcheinander:

„Bertha war gar nicht im Park Monceau — dort unten bei den Festungswerken hat sie den Kleinen verloren. — Wir haben den Herrn Direktor überall gesucht; wir haben nach dem Kontor geschickt, nach der Kammer. — Denken Sie nur, gnädiger Herr, die Bonne

hat sich jeden Tag hinter dem Walle, an der Porte d'Asnières, mit ihrem Liebhaber getroffen. — Nein, schrecklich! — In einem Viertel voll Zigeunern und Vagabunden! Wer weiß, vielleicht ist das Kind gestohlen! — Der Polizeikommissar ist schon benachrichtigt — Ist das zu glauben? Diese scheinheilige, zimperliche Liese! — Rendezvous mit einem Liebhaber, einem Landsmann von ihr! — 'Nem preußischen Spion, natürlich!“ —

Sein Sohn! Verloren! Herr Godefroy hörte es vor seinen Ohren brausen und rauschen, als solle ihn der Schlag treffen. Er sprang auf die Deutsche zu, packte sie mit einem Griff seiner Faust am Arm und schüttelte sie wütend.

„Wo haben Sie ihn aus dem Gesicht verloren, Glende? — Sagen Sie die Wahrheit oder ich erwürge Sie! — Wo? Wo denn?“ —

Doch das unselige Mädchen konnte nur weinen und um Gnade flehen. Aber Ruhe! — Sein Sohn, sein eigener Sohn verloren, gestohlen? Es war ja nicht möglich! Man wird ihn finden, wird ihn auf der Stelle zurückschaffen. Kann er nicht das Gold mit vollen Händen austreuen? Er wird die ganze Polizei in Bewegung setzen. Kein Augenblick zu verlieren!

„Charles, es soll nicht ausgespannt werden — ihr andern da, paßt mir auf diese Person auf. — Ich fahre nach der Präfektur.“

Und Herr Godefroy, mit einem Herzen, das pocht, als ob es springen sollte, mit vor Schrecken gestäubtem Haar, wirft sich auf eine neue in sein Coupé, das in wütendem Trabe davon rollt. Welche Ironie! Er sitzt in dem mit Spielsachen gefüllten Wagen, auf denen Lichter aufblitzen, sobald eine Gaslaterne oder einer der hell strahlenden Läden beim Vorbeifahren das Innere erleuchtet und hundert glänzende Funken weckt. Denn man darf nicht vergessen, es ist heut das Fest der Kinder, das Fest des himmlischen Neugeborenen, den die Weisen aus dem Morgenlande und die Hirten, vom Stern geleitet, anzubeten kamen.

„Mein Raoul! . . . Mein Sohn! . . . Wo ist mein Sohn?“

Immerfort wiederholt es sich der von Angst gepeinigte Vater, während er das Leder

der Rissen mit den Nägeln zerkrallt. Was nützen ihm, dem reichen Manne, dem mächtigen Manne, jetzt seine Titel und Ehren, seine Millionen? Er hat nur einen einzigen Gedanken, der, wie mit einem feurigen Nagel über seinen Brauen, in seinem schmerzvoll brennenden Hirn festgehalten wird: „Mein Kind, wo ist mein Kind?“ . . .

Man ist an der Polizei-Präfektur angelangt. Aber kein Mensch ist mehr da; die Büreaux sind schon lange geschlossen.

„Ich heiße Godefroy, Deputierter des Departements de l' Eure — mein Sohn hat sich in Paris verirrt; ein Kind von vier Jahren! . . . Ich muß den Herrn Präfekten durchaus sprechen.“

Und ein Louis wandert in die Hand des Portiers.

Der Biedermann, ein Veteran mit grauem Schnurrbart, führt ihn, weniger des Goldstücks wegen, als aus Mitleid mit dem armen Vater, nach den Privatjimmern des Präfekten und hilft ihm den Eintritt erzwingen. Endlich wird Herr Godefroy bei dem Manne eingeführt, auf dem jetzt seine ganze Hoffnung ruht. Ein stattlicher Beamter in Abendtoilette — er war im Begriff auszugehen — von reservierter, etwas anspruchsvoller Haltung, das Monocle im Auge.

Herr Godefroy sinkt mit vor Erregung kloppernden Knien in einen Fauteuil, bricht in Thränen aus und erzählt in wirren, von Schlüßen unterbrochenen Sätzen sein Unglück.

Der Präfekt — auch ein Familienvater — fühlt sich stark ergriffen, verbirgt aber gewohnheitsmäßig sein geseigertes Gefühl und giebt sich ein wichtiges Ansehen.

„Und Sie sagen, Herr Deputierter, daß das Kind sich gegen 4 Uhr verloren haben müsse?“

„Jawohl, Herr Präfekt.“

„Bei einbrechender Dunkelheit — Teufel! — Und ist nicht vorgeschritten für sein Alter, spricht noch schlecht, kennt seine Adresse nicht und kann seinen Familiennamen nicht aussprechen?“

„Nein! . . . Ach Gott, nein . . .“

„In der Gegend der Porte d'Asnières? — Ein verdächtiges Viertel — doch beruhigen Sie sich — wir haben dort einen

recht intelligenten Polizisten — ich werde telephonieren.“

Der unglückliche Vater bleibt fünf Minuten allein. Was für grausame Kopfschmerzen, wie toll sein Herz schlägt! Dann erscheint plötzlich der Präfekt wieder; ein Lächeln umschwebt seine Lippen, sein Blick drückt Befriedigung aus: „Aufgefunden!“

Welcher Schrei stürmischer Freude, den Herr Godefroy ausstößt! Wie er sich auf die Hände des Präfekten stürzt, sie preßt zum Zerbrechen!

„Man muß gestehen, mein Herr Deputierter, daß wir Glück haben — ein kleiner Blondkopf, nicht wahr? Ein bißchen blaß — blauer Samtanzug — Filzhut mit weißer Feder?“ —

„Er ist es! — Zweifellos, mein kleiner Raoul!“

„Gut. Er hält sich bei einem armen Kerl auf, der in jener Gegend wohnt und eben seine Meldung auf dem Kommissariat erstattet hatte. — Hier haben Sie die ausgegebene Adresse: Pierron, rue des Cailloux in Levallois-Perret. Mit einem guten Wagen können Sie Ihren Jungen vor Ablauf einer Stunde wieder haben. — Freilich werden Sie,“ fährt der Beamte fort, „Ihr Söhnchen nicht grade in aristokratischer Umgebung finden, bei ‚Herrschaften‘, wie unsere Agenten sagen. Der Mann, der ihn aufgefunden hat, ist ein ganz einfacher Grünzeughändler. — Aber was thut das, nicht wahr?“ —

Ach nein, das thut nichts! Herr Godefroy dankt dem Präfekten in überschwänglichen Ausdrücken; dann nimmt er die Treppe, vier Stufen auf einmal, und stürzt in sein Coupé. Ich stehe dafür, er würde in diesem Augenblick dem Grünzeughändler um den Hals gefallen sein, wäre er da gewesen. Ja, wahrhaftig! Der Direktor des Comptoir général de crédit, der Deputierte, Offizier der Ehrenlegion u. s. w. u. s. w. würde diesen Plebejer umarmt haben! Was meint man, gab es zufälligerweise denn wirklich noch etwas anderes in diesem Geldmenschen, als die Eier nach Gold und Eitelkeiten? Von diesem Augenblick an erkennt er erst, wie sehr er sein Kind liebt. Fahr zu, Kutscher! Der, den du da durch die kalte WeihnachtSNacht dahin fährst, denkt nicht mehr daran, Millionen auf Millionen

für seinen Sohn anzuhäufen, ihn wie einen königlichen Prinzen erziehen zu lassen und ihn in der Welt vorwärts zu bringen; es ist keine Gefahr mehr, daß er den Händen gemieteter Personen überlassen bleibt. Herr Godefroy wird in Zukunft sogar im Stande sein, seine eigenen Geschäfte und die Frankreichs — er wird sich dabei nicht schlechter stehen — in den Hintergrund treten zu lassen, um sich ein bißchen ernstlicher mit seinem kleinen Raoul zu befassen. Er wird die Schwester seines Vaters aus Andelys kommen lassen, die alte Tante, die eine halbe Bäuerin geblieben ist, worüber er die Dummheit hatte zu erröten. Sie wird die Dienerschaft mit ihrem normännischen Accent und ihren leinenen Häubchen skandalisieren; ja, aber die gute Frau wird über ihren kleinen Großneffen wachen. Fahr' zu, Fahr' zu, Kutscher! Dein stets so eiliger Herr, den du zu so vielen eigennützigen Rendezvous, zu soviel Zusammenkünften goldgieriger Männer gefahren, ist heut noch viel ungeduldiger, ans Ziel zu kommen und hat jetzt eine andere Sorge, als die, Geld zu machen. Es ist das erste Mal in seinem Leben, daß er sein Kind in allem Ernst lieblos wird. Fahr' zu, Kutscher! Rascher, rascher!

Inzwischen hat das die klare Frostnacht durcheilende Coupé aufs neue Paris durchquert, hat den endlosen Boulevard Malesherbes hinter sich und befindet sich jetzt jenseits des Walles, nach so viel Monumentalgebäuden und eleganten Hôtels, in der düstern Einsamkeit und in den traurigen Gassen der Vorstadt. Man hält, und Herr Godefroy sieht beim hellen Laternenschein seines Wagens eine niedrige, schmutzige Baracke, eine elende Hütte vor sich. Und doch ist es die richtige Nummer; hier wohnt dieser Pierron. Schon öffnet sich auch die Thür, und auf der Schwelle erscheint ein großer Burfsche, ein echt französischer Kopf mit rotem Schnurrbart. Er ist einarmig; der linke Armel seiner wollenen Blouse ist unter der Achsel doppelt zusammengelegt. Er betrachtet das elegante Coupé und den Bourgeois mit seinem schönen Pelz; dann sagt er heiter:

„Also sind Sie der Papa, mein Herr? — Keine Angst — dem kleinen Schlingel ist nichts passiert.“

Und zur Seite tretend, um dem Besucher den Eintritt frei zu geben, fügt er hinzu, indem er den Finger auf die Lippen legt: „Pst! Er schläft so schön!“

III.

In der That, ein Loch! Beim Licht einer kleinen Petroleumlampe, die schlecht brennt und noch schlechter riecht, kann Herr Godefroy eine Kommode, deren eine Schublade fehlt, ein paar wacklige Stühle und einen runden Tisch untersuchen, auf dem sich eine halbleere Schnapsflasche, drei Gläschen und ein Teller mit kalten Fleischresten herumtreiben. Auf dem nackten Gips der Mauer hängen zwei Buntdrucke: Die Weltausstellung von 1889 aus der Vogelperspektive mit papageiblauem Giebturm und das Portrait General Boulangers, hübsch und jung wie ein Leutnant. Möge man diese kleine Schwäche des Inhabers der ärmlichen Wohnung entschuldigen; sie wurde damals von ganz Frankreich geteilt.

Doch der Einarmige hat die Lampe in die Höhe gehoben und beleuchtet nun, auf den Fußspitzen gehend, eine der Ecken des Zimmers. Hier ruhen auf ziemlich reinlichem Lager ein paar kleine Knaben in tiefem Schlafe. In dem jüngeren der beiden Kinder, den der Ältere schützend mit seinem Arm umschlingt und an die Schulter preßt, erkennt Herr Godefroy seinen Raoul.

„Die beiden Knirpse waren todmüde,“ sagt Pierron, der seine rauche Stimme zu säufstigen bestrebt ist. „Da ich nicht wußte, wann man den kleinen Herrn Baron abholen kommen würde, habe ich sie auf meine „Klappe“ gelegt, und sobald sie die Augen zu hatten, bin ich zum Kommissar gerannt und hab' Meldung gemacht. Gewöhnlich schläft Zivort auf dem Hängeboden, aber ich dachte mir, sie haben's hier besser, ich werde wach bleiben müssen, das ist alles. Ich bin dann morgen früher auf zu meinem Gang in die Markthallen.“

Aber Herr Godefroy hört kaum auf ihn. Mit einem seinem Leben bisher fremden Gefühl betrachtet er die beiden schlafenden Kinder. Sie liegen in einer häßlichen, eisernen Bettstelle auf einer grauen Bettdecke, wie man sie in Kasernen und Hospitälern hat. Und dabei

welch rührende und anmutige Gruppe! Wie sein Raoul, der das hübsche, blaue Samtloftüm anbehalten hat und sich mit ängstlichem Vertrauen in die Arme seines Kameraden in der Blouse schmiegt, schwach und zart erscheint! Der eine Weile seines Kindes beraubte Vater beneidet fast die gesunde, braune Farbe und die kräftigen Züge des kleinen Vorstadt-bewohners.

„Es ist Ihr Junge?“ fragt er den Einarmigen.

„Nein, Herr,“ antwortet der Mann. „Ich bin ledig und werde mich wegen meines Unfalls wohl nicht verheiraten — es war zu dumm! Ein Kollwagen ist mir über den Arm gefahren. — Es ist nun mal so. — Vor zwei Jahren ist eine Nachbarin von mir, ein armes Mädel, das ein Schuß von Kerl mit einem Kinde hat sitzen lassen, vor Not gestorben. Sie machte Perlenkränze für die Kirchhöfe. Von dem Geschäft läßt sich nicht leben. Bis zu fünf Jahren hat sie ihren Kleinen erhalten; nachher haben ihre Nachbarn für sie selbst Perlenkränze kaufen müssen. Da habe ich den Schlingel zu mir genommen. Na, es war kein großes Verdienst dabei, und ich bin bald genug entschädigt worden. Jetzt ist er sieben und schon ein kleiner Mann und macht sich nützlich. Sonntag und Donnerstag und an den andern Tagen, sobald die Schule aus ist, ist er bei mir, wiegt ab und hilft mir meinen Karren schieben, was mir mit meinem gestuhten Flügel nicht grade leicht ist. — Ja, ja! Wenn ich denke, daß ich früher ein guter Monteur mit 10 Francs Verdienst den Tag war! — Was meinen Sie! Zibore ist ein findiger Bursche. Den kleinen Bourgeois hat er aufgelesen.“

„Was?“ ruft Herr Godefroy. „Dieses Kind?“

„Schon ein kleiner Mann, wie ich Ihnen sagte. Er kam grade aus der Schule, als er dem andern begegnete, der auf dem Trottoir seiner Nase nachließ und weinte wie ein Wasserfall. Er hat zu ihm gesprochen, wie zu nem Kameraden, hat ihn getröstet und beruhigt, so gut er konnte. Bloß versteht man nicht gut, was Ihr Männchen da sagt. Englische Worte, deutsche Worte; aber nicht möglich, seinen Namen oder seine Wohnung aus ihm heraus

zu kriegen. — Zibore hat ihn mit sich genommen; ich war nicht weit von da und verkaufte meinen Salat. Gleich waren die Gevatterinnen um uns herum und quakten wie die Frösche. „Man muß ihn zum Polizeikommissar bringen.“ Aber Zibore wollte das nicht. „Da wird sich der Knirps fürchten,“ sagte er. Darin ist er wie alle Pariser; er kann die Polizei nicht leiden. Und außerdem wollte ihn Ihr Junge auch gar nicht mehr loslassen. Na, Herrgott, was war zu machen! Ich habe meine Ware unverkauft zusammengepackt und bin mit den beiden Bengeln nach Hause gegangen. Sie haben wie zwei Freunde einige Bissen zusammen gegessen und dann zu Bett! — Sehen sie nicht hübsch zusammen aus, was?“

In der Seele Herrn Godefroys geht etwas Eigentümliches vor sich. Kurz vorher noch in seinem Wagen hatte er sich wohl vorgenommen, dem, der seinen Sohn aufgefunden, eine anständige Belohnung zukommen zu lassen, eine Handvoll von dem Gelde, das an den Tischen mit den Bureau-Dintensfässern so leicht gewonnen wurde. Jetzt aber hatte sich vor dem reichen Manne ein Zipfel des Vorhangs gelüftet, der das Leben der Armen ihm verhüllt hatte, der Armen, die in ihrem Elend so mutig und so voll gegenseitigen Erbarmens sind. Die Tapferkeit jenes Mädchens, das sich als Mutter für ihr Kind zu Tode arbeitet, der Edelmut dieses Krüppels, der eine Waise adoptiert und vor allem die intelligente Güte dieses Straßenjungen, dieses kleinen Mannes, der sich des noch kleineren hilfreich annimmt, sich ohne zu zaudern zu seinem Freund und älteren Beschützer aufwirft und ihm mit zartem Instinkt die rauhe Berührung mit der Polizei erspart, — all das bewegt Herrn Godefroy und giebt ihm zu denken. Nein, er wird sich nun nicht damit begnügen, seine Briefftasche zu öffnen; er wird besseres und mehr für Zibore und den einarmigen Pierron thun; er wird ihre Zukunft sichern und ihr wohlwollender Gönner bleiben. Oh, wenn in diesem Augenblick die Herren mit der geringen Sentimentalität, die beständig mit dem Herrn Director des Comptoir général de crédit Geschäfte abzuwickeln haben, in seiner Seele lesen könnten, sie würden gewaltige Augen

machen; und doch hat der Herr Direktor das beste Geschäft seines Lebens gemacht: er hat das Herz eines braven Mannes in sich gefunden. Ja, Herr Direktor, Sie rechneten darauf, diesen armen Leuten eine Belohnung anbieten zu können, und nun sind diese es, die Ihnen ein glänzendes Geschenk gemacht haben, das eines Gefühls und zwar eines der zartesten und edelsten, des Mitleids. Denn in diesem Moment denkt Herr Godefroy daran — und sein Gedächtnis wird es festhalten — daß es noch mehr Krüppel giebt als Pierron, der frühere Monteur und jetzige Grünzeughändler, und andere Waisen, als den kleinen Zidore. Mehr noch, er fragt sich mit einer tiefen, innerlichen Unruhe, ob das Gold in der That zu nichts nütze sei, als wieder neues Gold zu erzeugen, und ob man vielleicht in den Pausen zwischen seinen Mahlzeiten etwas Besseres thun könne als bei Hauffe Werte zu verkaufen, die man bei Baïsse gekauft hat, und Stellen für seine Wähler zu erlangen.

So träumt er vor der Gruppe der beiden schlafenden Knaben. Als er sich endlich umwendet, blickt er dem Gemüsehändler grade in die Augen; er ist entzückt von dem offenen Ausdruck dieses gallischen Kriegers mit dem klaren Blick und dem feuerfarbenen Schnurrbart.

„Mein Freund“, sagte Herr Godefroy, „Sie haben mir, Sie und Ihr Adoptivsohn, einen so großen Dienst erwiesen! . . . Sie sollen bald den Beweis erhalten, daß Sie es mit keinem Undankbaren zu thun haben . . . Aber für heut . . . Ich sehe wohl, daß es Ihnen nicht besonders gut geht, und ich möchte Ihnen deshalb ein erstes Andenken zurücklassen . . .“

Doch der Einarmige hält mit seiner einzigen Hand die des Herrn Godefroy auf, die bereits in die Tasche seines Überziehers, in der die Banknoten stecken, fahren will.

„Nein, nichts, mein Herr! Ein anderer würde dasselbe gethan haben, wie wir . . . Ich mag das nicht annehmen, . . . ohne Sie beleidigen zu wollen . . . Wir schwimmen nicht im Golde, aber entschuldigen Sie meinen Stolz, man ist Soldat gewesen, — dort im Schube habe ich meine Tonkin-Medaille, — ich will nur das Brot essen, daß ich mir verdient habe.“

„Sei es denn,“ erwiderte der Financier. „Aber warten Sie, ein braver Mann, ein alter Soldat wie Sie . . . Sie scheinen mir zu etwas Besserem fähig, als eine Karre zu schieben . . . Wir werden uns um Sie kümmern, . . . seien Sie versichert.“

Der Krüppel begnügt sich, kalt und mit einem traurigen Lächeln, das eine Reihe von Enttäuschungen und eine ganze Vergangenheit voller Entmutigung ahnen läßt, zu antworten: „Gut, wenn der Herr an mich denken will! . . .“

Welche Überraschung für die Börsenjobber und die Intriganten des Palais Bourbon, wenn sie das erführen! Herr Godefroy ist über das Mißtrauen des armen Teufels sehr verstimmt. Nur Geduld, aber er wird ihn schon lehren, an seiner Erkennlichkeit nicht länger zu zweifeln. Es giebt im Kontor gute Stellen als Aufseher und Kassendiener. Was werden Sie wohl sagen, mein Herr Skeptiker, wenn Sie Ihre Tonkin-Medaille neben dem silbernen Schilde, auf einem netten Rock von graublauem Tuch tragen werden? Und das wird schon morgen geschehen. Ohne Furcht! Und dann werden Sie der Überraschte sein, ah! ah! . . .

„Und Zidore?“ ruft Herr Godefroy mit einer Wärme, als handelte es sich um einen guten Coup in türkischen Effecten. „Sie werden doch erlauben, daß ich ein wenig für Zidore Sorge?“

„Oh! was den betrifft, jawohl,“ entgegnete Pierron freudig. „Oft wenn ich daran denke, daß der arme, kleine Kerl niemand anders auf der Welt hat, als mich, sage ich mir: Wie schade! . . . Denn er ist sehr begabt . . . Die Lehrer in seiner Schule sind ganz entzückt von ihm.“

Pierron stockt plötzlich. In seinem freimütigen Blick liest Herr Godefroy, und zwar recht unverkennbar, den Hintergedanken: „Das wäre alles zu schön . . . Der Bourgeois wird uns vergessen, sobald er den Rücken dreht.“

„Jetzt“, beginnt der Einarmige wieder, „ist nichts weiter zu thun, als Ihren Kleinen in den Wagen zu schaffen; denn Sie werden sich wohl sagen, daß er es bei Ihnen besser hat, als hier . . . Oh, Sie brauchen ihn bloß auf Ihre Arme zu nehmen; er wird nicht einmal aufwachen davon . . . In dem

„Aber schläft man gut . . . Ich will ihm nur vorher noch seine Schuhe anziehen.“

Und Herr Godefroy bemerkt, wie er dem Blicke des Grünzeughändlers folgt, vor dem Herd, auf dem ein kleines Coaksfeuer im Erlöschen ist, zwei Paar Kinderschuhe: die feinen Stiefelchen Raouls und die Nägelschuhe von Zidore. In jedem der beiden Paar Schuhe steckt ein Hampelmann für zwei Sous und eine Düte Bonbons vom Krämer.

„Kümmern Sie sich nicht darum,“ murmelt Pierron mit einer Stimme, die Scham zu verraten scheint. „Zidore hat, ehe er sich zu Bett legte, seine Schuhe und die Ihres Sohnes dorthin gestellt . . . Sie mögen immer den Kindern in der öffentlichen Schule sagen, daß das Unsinn ist, die Kinder glauben doch noch an das Christkindel . . . Da habe ich denn, als ich vom Polizei-Kommissar kam, — ich wußte ja nicht, ob Ihr Junge nicht die Nacht in meiner Bude würde bleiben müssen — die Dummheiten da gekauft . . . damit die Schlingel, wenn sie aufwachen . . . Sie wissen ja . . .!“

Aber jetzt hätten wahrscheinlich den Deputirten, die Herrn Godefroy so oft hatten freidenkerisch sprechen hören, die Haare zu Berge gestanden — im Grunde mokierte er sich freilich nicht wenig darüber, aber ach die Wiederwahl! — jetzt würden wahrscheinlich alle die harten, trocknen Gesellen, die mit Herrn Godefroy um die grünen Tische zu sitzen pflegten und ihn seiner Nüchternheit und Härte wegen als Meister verehrten, wie vor einem unlösbaren Rätsel gestanden haben — sollte zufällig heut das Ende der Welt eingetreten sein? — Herr Godefroy hat die Augen voll Thränen!

Mit plötzlichem Entschluß stürzt er aus der Barade und kehrt nach kaum einer Minute, beladen mit dem prächtigen, mecha-

nischen Pferd, mit der großen Schachtel Bleisoldaten und dem andern glänzenden Spielzeug, wieder zurück, das er am Nachmittag gekauft hatte und das im Wagen geblieben war, dann setzt er, unter den erstaunten Augen Pierrons, seine vergoldete, lackierte Last neben den kleinen Schuhen nieder, drückt die Hand des Einarmigen fest zwischen den feinen und sagt mit einer von Erregung durchbehten Stimme zu dem Gemüsehändler:

„Mein Freund, mein lieber Freund, das sind die Geschenke, die das Christkind meinem kleinen Raoul gebracht hat. Ich will, daß er sie hier finde, wenn er aufwacht und daß er sie mit Ihrem Zidore teile. Zidore soll von jetzt ab sein Kamerad sein . . . Jetzt glauben Sie mir, nicht wahr? . . . Ich will mich Ihrer und des Knaben annehmen, . . . ich bleibe dann immer noch in Ihrer Schuld; denn Sie haben mir nicht allein geholfen mein verlorenes Kind wiederfinden, Sie haben mir auch ins Gedächtnis zurückgerufen, daß es auch arme Menschen giebt, mir, dem schlechten Reichen, der lebte, ohne daran zu denken. Aber bei diesen schlafenden beiden Kindern schwöre ich: ich werde es nicht mehr vergessen!“

. . . Und dies ist das Wunder, meine Damen und Herren, das sich zu Paris vollzogen hat, am 24. Dezember des letzten Jahres, aller Aufklärung zum Troste. Ich gestehe, es ist äußerst unwahrscheinlich. Und da es im Widerspruch steht mit den früheren antikirchlichen Voten des Herrn Godefroy und der rein weltlichen Erziehung, die Zidore in seiner Bürgerschule empfängt, bin ich wohl genötigt, das staunenerregende Ereignis der Gnade des göttlichen Kindes zuzuschreiben, das vor fast 1900 Jahren auf die Welt gekommen ist, um den Menschen zu befehlen: Liebet euch untereinander.



Canadische Frauen einst und jetzt.

Bon

Ada Penik.

Nachdruck verboten.

Sehon Jahr zu Jahr erweitert sich die Kluft, die Denk- und Lebensweise, Erziehung und Sitte zwischen den Frauen romanischer und germanischer Länder gezogen haben; immer mehr beansprucht im Norden das Mädchen seinen Anteil an Rechten und Pflichten auch im öffentlichen Leben und überflügelt so immer stetiger die Südländerin, die anstatt an Terrain zu gewinnen, im Vergleich zu der Bildung, die sie in der Renaissancezeit besaß, eher noch verloren hat. Nur in den Vereinigten Staaten scheint der Zug des neuen Geistes stark genug zu sein, um den Abkömmlingen aller Rassen und Anhängern aller Religionen auch unter den Frauen die gleiche aufstrebende Richtung zu geben. Dort braucht es nicht einmal mehrere Generationen, um bei den neu Eingewanderten aus aller Herren Länder die für die Nordamerikaner charakteristischen Eigentümlichkeiten zu entwickeln, im Großen wie im Kleinen, vom „Zwang“ angefangen bis zum kühnen Selbstvertrauen und dem Wunsch nach Selbstständigkeit bei beiden Geschlechtern. Wie ganz anders in Canada! Seit zwei Jahrhunderten bewohnen es nun die Engländer und Franzosen gemeinsam; zuerst machten sie sich in bitterem Kampf die Herrschaft streitig, und auch jetzt, nachdem die politische Verschmelzung seit langer Zeit erfolgt ist, leben sie nicht eigentlich mit einander, sondern in ruhigem Nebeneinanderher auf allen Gebieten.

Besonders seltsam berührt diese Trennung im Frauenleben, und wo man hier einen Anfang zur Annäherung der beiden Nationen gemacht zu sehen glaubt, da ist es sicher der Einfluß des Amerikanertums gewesen, der sich über die Grenze hinüber bis in die französischen Kreise hinein erstreckt hat, nicht Frucht der jahrhundertlangen, freundschaftlich-gleichgiltigen Vereinigung mit den Engländern unter einer Flagge und unter einem Gesetz. Doppelt überraschend erscheinen solch vereinzelt Spuren modernen Geistes bei den französischen Canadierinnen, die sonst zum Staate und zur Gesellschaft, wie sie sich in Amerika entwickelt haben, in den denkbar geringsten, zur katholischen Kirche dagegen in den stärksten Beziehungen stehn. Und zwar zu einer Kirche, die man mit der römisch-katholischen der Vereinigten Staaten nicht vergleichen darf, sondern die sich etwas Mittelalterliches bewahrt hat.

Noch immer ist die Gesellschaft im französischen Canada ein treues Abbild vieler Zustände des „ancien régime“. Denn wenn auch die englische Herrschaft mit den „Seigneurs“ aufgeräumt hat, die „Seigneurie“ ist geblieben; nur ist sie aus der Hand des Adels in die des Klerus übergegangen, aber darum ist das Joch nicht viel sanfter geworden, und wenn die Kirche nicht bald einlenkt, wird ihre Gewalt bald ebenso drückend gefunden und demaleinst abgeschüttelt werden, wie vordem die Tyrannei der Aristokratie.

Was für eine Rolle spielt diese Kirche aber auch in der Vergangenheit Canadas, und auf was für Vorgängerinnen können sich die Nonnen berufen, die noch jetzt die Erziehung der Töchter des Landes unbestritten in den Händen halten! Den Namen tapferer Frauen begegnet man auf jeder Seite der canadischen Geschichte, sei es nun in der Geschichte der Eroberung des Landes, sei es in der civilisatorischen Arbeit; und fast alle diese mutigen Kämpferinnen trugen das Ordenskleid. Die Marquise de Guercheville war es, in deren Auftrag die ersten Jesuitenpater nach „Acadie“,

so lautete der damalige Name der Kolonie, gesandt wurden, in ihrem Gefolge kamen die Schwestern französischer Nonnenorden, und Schulen und Hospitäler sind hier von weiblicher Hand gegründet worden, ehe man die Frauenfrage aufgeworfen hatte, und ohne daß jemand gegen die Begründerinnen den Einwand erhoben hätte, daß die Frau ins Haus gehöre und nicht unter die Pioniere der Kultur in unwirtlichen Ländern.

Alte Gemälde zeigen, wie die frommen Schwestern sich auch nicht gescheut haben, die größten Arbeiten zu verrichten, und in den wenigen Mußestunden, die ihnen der Kampf um den Lebensunterhalt in ungewohnt rauhem Klima ließ, sich der Erziehung der Indianerkinder annahmen; und wenn diese „séminaires sauvages“ jetzt auch fortfallen, da die Zahl der Eingebornen immer mehr zusammengeschnitten ist und die Überlebenden bis nach den nördlichen Gebieten zurückgedrängt sind, — das Lehramt ist ihnen geblieben.

Jedenfalls sind die Ursulinerinnen und die Pflegeschwestern zu den ersten und tüchtigsten Ansiedlerinnen des Landes zu rechnen, und mit ihrer Entfagung und ihrem Opfermut haben sie wohl viel dazu beigetragen, die Wilden an die Wunder der christlichen Religion glauben zu lehren. So berichtet die Geschichte von Madame de Veltris, einer jungen Witwe, die sich der ihr vom Familienrat zudiktirten Wieder-
verheiratung nur durch Eingehen einer Scheinehe zu entziehen vermochte, dann aber ihr Leben desto ungehinderter den Armen und Kranken widmete. Und dafür boten die herrschenden Zustände sowohl unter den Einwanderern wie unter den Indianern Gelegenheit genug; hatten doch die Wilden zur Jagdzeit sonst die Gewohnheit gehabt, ihre Greise und Kranken zu töten, um sie bei häufiger Verlegung der Lagerplätze weder mitschleppen noch unter Bewachung zurücklassen zu müssen. Da konnten die Schwestern Menschenliebe sowohl predigen wie bethätigen; bei Feuersbrunst und Erdbeben, in Kriegsgefahr und Seuchennot standen sie tapfer auf ihrem Posten, und diese „Amazonen der Barmherzigkeit“, wie père Lejeune sie treffend genannt hat, haben ihre weißen Nonnenhauben manches Mal geopfert, um das feine französische Leinen zu Verbänden zu zerschneiden. Aber sie sind auch stolz auf ihre Vergangenheit, und noch heute bedienen sich die Pflegeschwestern des Hôtel Dieu in Quebec zum Pressen der Wäsche einiger Wurfgeschosse, die aus der Belagerung herrühren, die ihr Kloster im Jahre 1759 auszuhalten gehabt hat.

Romantisch genug liest sich auch die Geschichte der schönen Hélène de Champlain, die als zwölfjähriges Mädchen canadischen Boden betrat, sofort verheiratet wurde, aber trotz ihrer hugenottischen Abstammung gleich nach dem Tode ihres Mannes den Schleier nahm und ein Ursulinerinnenkloster gründete. Selbst im Nonnengewande blieb ihr Reiz aber noch so groß, daß die Indianer ihr kaum erworbenes Christentum darüber wieder vergaßen und der „schönen Helena von Acadie“ göttliche Ehren erweisen wollten. Ganze Schiffsladungen junger Mädchen geleiteten die Klosterfrauen aus Frankreich nach dem neu zu besiedelnden Lande, um sie gleich nach der Landung an junge Kolonisten zu verheiraten. Im Mutterlande war die Begeisterung für das zukunftsreiche „Neuland“ mit seiner unendlichen, durch Entfernung und Unkenntnis ins Fabelhafte gesteigerten Entwicklungsfähigkeit ebenso groß wie der Bekehrungseifer, mit dem man die Indianer der Kirche zuführen wollte, und auf der Überfahrt schon mag den jungen Mädchen, die dem Leben in einer neuen Welt erwartungsvoll entgegenzogen, durch die Schwestern ihre Mission eindringlich genug gepredigt worden sein. — So ist es nur die Wahrheit, wenn man den Kindern auch jetzt noch früh einträgt, was französisch Canada seiner Kirche an Dank schuldet, daß man der „ecclesia militans“ es zuzuschreiben hat, wenn Sprache und Eigenart auch unter englischer Oberhoheit bewahrt werden konnten, den Priestern, die mit der Waffe in der Faust sich dem Eroberer zur Wehr setzten, um am Ende mehr einen ehrenvollen Vergleich mit ihm zu schließen, als sich ihm zu ergeben.

* * *

Nicht immer sind es nur diese tapferen Priester und Nonnen, deren Heldenthaten uns überliefert sind, neben den Männern haben auch die Frauen und Mädchen, fast auch die Kinder der französischen Aristokratie ihren Anteil an der großen Vergangenheit des Landes. Mit 14 Jahren verteidigte Madeleine de Barchères ein Fort gegen den Angriff der Irokesen, warf den Soldaten, die schon mit dem Gedanken der Übergabe sich trugen, Feigheit vor und feuerte sie, wie die eignen kleinen Brüder, zum mutigen Ausharren an. Nach einwöchentlicher Belagerung durch die feindlichen Indianer, die das Fort wohl in den Händen einer weit stärkeren Besatzung glaubten, kamen französische Truppen zur Hilfe. Die Retter fanden das junge Mädchen, von seiner letzten Wache ausruhend, am Tische eingeschlafen, den Kopf auf die Hände gelegt, aber das Gewehr im Arm haltend. Sie fuhr auf mit den Worten: „Monsieur, ich übergebe Ihnen die Waffen“, und erhielt zur Antwort: „Mademoiselle, die Waffen waren bei Ihnen in guten Händen!“

Wenn die Indianer Raubeinfälle in die neuen Ansiedlungen gemacht hatten und es an Arbeitern fehlte, die das von den Wilden verheerte Land wieder bestellen konnten, so halfen die Töchter altadliger Häuser beim Feldbau und ergriffen im Notfall ebenso frischen Nutes Spaten und Hacke, wie im Kriege die Waffen.

Zuerst wollte Frankreich die Habitants, wie man die Farmer nannte, zwingen, ihren Bedarf an Stoffen aus dem Mutterlande zu beziehen, denn man verbot ihnen zwar nicht ausdrücklich jedes industrielle Unternehmen, aber man erschwerte ihnen die Anlage so, daß sich kein Kapitalist daran wagte. Da war es wieder eine Frau, Madame de Répentinny, die den häuslichen Gewerbesleiß ins Leben rief, und ihre Mitschwester dazu anlernte, aus den einfachsten Rohstoffen, aus Nesseln und der Rinde weißen Holzes, Gewebe herzustellen; war ihnen auch die Ausfuhr untersagt, so konnten sie nun doch ihre Bedürfnisse an Kleidung ohne große Ausgaben befriedigen. Die einzigen leicht zu verwertenden Waren lieferte damals der Pelzhandel; der war aber auch eine Verführung zu wildem, abenteuerlichen Leben, und schuf den Typus des Waldläufers, eine dem europäischen Briganten nahe verwandte Erscheinung. Diese wagehalsigen Gesellen, halb Jäger, halb Kaufmann und Strauchdieb, trieben nicht nur Handel mit den Indianern, sondern entweiheten auch den halb religiösen Charakter der Kolonie durch Spiel und Trunk, waren ihres Missionsberufs wenig mehr eingedenk und brachten auch den Habitants selbst in der Einsamkeit ihrer weitentlegenen Farmen bald manche Gefahr.

In patriarchalischer Sitte lebte man auf diesen Ansiedelungen, die oft nur auf dem Wasserwege zu erreichen waren, wie auch jetzt noch in Canada die Eisenbahnen als erstes Verkehrsmittel in Betracht kommen, die Flüsse als zweites, und die Wege kaum mitzählen, da ihre Anlage und ihr Unterhalt bei den enormen Entfernungen in dem noch immer spärlich bevölkerten Lande zu kostspielig sind. Aus den Familien dieser Habitants entwickelten sich durch reichen Kindersegnen wahre Volksstämme, und noch heute ist die Fruchtbarkeit der französisch-canadischen Bewohner geradezu erstaunlich. Ehepaare mit zehn Kindern gehören nicht zu den Ausnahmen, sondern bilden den Durchschnitt; solche mit nur ein oder zwei Nachkömmlingen rechnen sich selbst eigentlich schon als kinderlos. Anfänglich wurde von Frankreich aus die Eheschließung derart unterstützt, daß jedes früh verheiratete Mädchen eine Mitgift, „le don du roi“ beanspruchen konnte und Eltern, die nicht dafür sorgten, daß ihre Söhne bald auch ihrerseits eine Familie gründeten, gesetlicher Strafe verfielen.

Trotz der politischen Trennung standen die französischen Canadier im 18. Jahrhundert noch so unter dem Einfluß ihrer Heimat, daß die Einfachheit der Sitten auch in der fernen Kolonie abnahm, als die Persekution alle Kreise des Mutterlandes durchdrang. Bis zu einem gewissen Grad folgten auch die Frauen der neuen Welt dem Zuge zu größerer Verfeinerung des Lebens, und die Pariser Mode drang bis in den Hinterwald vor. Von dieser französischen Eleganz ist ihnen auch noch etwas geblieben. Sie kleiden sich besser, mit wenigen Mitteln gefälliger, als ihre englischen Mitschwesterin an den Ufern des St. Lawrence und des Ottawa, und selbst die Armut hat bei dem französischen Teil der Bevölkerung weniger Abstoßendes, als bei der

gleich bedürftigen englischen Volksklasse. Was es an malerischen Bauten im Lande giebt, rührt von den Franzosen her; Quebec, wo sie sich am unverfälschtesten erhalten haben, macht keineswegs den nüchternen Eindruck der übrigen Städte Amerikas, und die alten Farmen der Habitants sind oft gar nicht ohne Reiz, poetisch und anheimelnd zugleich, wenn sie auch freilich nicht den großen Wohlstand englischer Ansiedlungen zur Schau tragen. Das Alte und Malerische hat doppelten Wert in dem modernen Lande; gradezu rührend wirkt der Versuch, ein Museum der Altertümer in einer Stadt wie Montreal gegründet zu sehen, in einer Stadt, deren älteste Mauer zweihundert Jahre zählt. Allerdings, man lebt schnell in diesen für die Civilisation neu erworbenen Regionen, und ein größerer Abstand trennt das Montreal und Quebec von heute von dem von gestern, als man sich denken kann.

* * *

Noch immer ist der Einfluß der französischen Canadierinnen auf das öffentliche Leben groß und tief eingreifend, denn der größte Teil der Knaben- und die ganze Mädchenerziehung, die gesamte Krankenpflege liegt in ihren Händen, und das ist hier gleichbedeutend mit der Macht der Kirche, denn nur im Ordenskleide findet die französische Bewohnerin der Dominion auch außerhalb der Ehe Beruf und Stellung. Wie ganz anders in demselben Lande die Engländerin! Auch bei ihr ist es die Kirche, die in erster Linie das Kapital der weiblichen Arbeitskraft nutzbringend zu verwenden weiß, die selbst die Wesen, die aus eigener Initiative kaum großer Anspannung fähig wären, im Dienst der Humanität anstellt, es versteht, die Ziele der Menschenliebe mit denen des Staates zu vereinen. Man braucht nur die Berichtserstattung über die in Canada abgehaltenen Frauenkongresse zu lesen, um zu sehen, wie neben der von der evangelischen Geistlichkeit organisierten Thätigkeit auf dem Gebiet des Unterrichts, der Armen- und Krankenpflege, ja aus dieser guten Schule unmittelbar hervorgewachsen, sich eine freie Vereinsthätigkeit in großartigster Weise entwickelt hat, die, wenn sie auch nicht konfessionslos genannt werden kann, doch nicht durch die evangelische Geistlichkeit in Fesseln gehalten wird. Gegen diese Scharen von Freiwilligen unter den Frauen, die, mögen sie nun verheiratet sein oder nicht, in enger Berührung mit dem wirklichen Leben stehen, nicht dem, wie es sich einem in Klostermauern gebannten Geiste darstellt, sondern dem Leben in allen seinen neuzeitlichen Erscheinungsformen, müssen die Nonnen allmählich zurücktreten. In dem Kampf gegen die sozialen Übelstände siegt nicht der gute Wille, allen Daseinsfreuden selbst zu entsagen, sondern die Sachkenntnis hat ein gewichtiges Wort mitzusprechen, ebenso wie die gründliche Ausbildung in vielen Fächern des Wissens, die der Schwester versagt bleiben, dem unabhängigen Mädchen offen stehn. Die französisch-canadische Nonne ist noch immer an Arbeitskraft und Opfermut ihrer großen Vorgängerinnen würdig, aber es haften ihr zu viele Spuren mittelalterlicher Vergangenheit an, als daß sie ihre Fähigkeiten frei entwickeln könnte; der Schleier, der sie früher schützte, verhüllt ihr jetzt die Welt, wie sie ist, und die Kirche umgiebt ihren Wirkungskreis, den neuen Verhältnissen gegenüber, mit zu engen Schranken.

In manchen Außerlichkeiten spürt man freilich auch in den von Ordensschwestern geleiteten Erziehungsanstalten, wie schon oben angedeutet, einen Hauch amerikanischen Geistes. In dem vornehmen Pensionat der soeurs de Notredame, Villa Marie bei Montreal, trifft man sogar manchmal junge protestantische Mädchen aus den Vereinigten Staaten unter den Schülerinnen, denn im Gegensatz zu den englischen Colleges des Landes werden hier beide Sprachen wirklich gleich gründlich gelehrt. Überhaupt liegt hierin ein bedeutsamer Vorzug der französischen vor den englischen Schulen. Auch mag den amerikanischen Eltern manchmal die strenge Disziplin dieser klösterlichen Erziehungsanstalten nach der oft maßlosen Freiheit der Heimat für ihre Töchter erwünscht sein. Der Lehrstoff steht mit dem der europäischen Nonnenschulen wohl etwa auf gleicher Höhe, hier wie dort scheidet man aber an der Klippe, daß eine Klosterfrau kaum jemals den Charakter ihrer Zöglinge ausbilden wird, und wenn sie

es mit ihrer Aufgabe Ernst nimmt, das Individuelle in ihnen so gut ertönen muß, wie sie es in sich selbst niederkämpfen soll, um den Ordensregeln gerecht zu werden. Und das ist eine schlechte Vorschule für das Leben einer modernen Frau in der neuen Welt. Desto mehr haben sie sich den Forderungen der Hygiene anzupassen verstanden; allerhand Sport wird auch in den Klosterschulen systematisch betrieben; nur vor dem Fahrrad schreckt man noch zurück. Ganz wie in den deutschen Pensionaten legt man das Hauptgewicht auf Studium und Übung der fremden Sprachen. Der Anstrich des Gefängnisartigen, wie ihn so viele ähnliche Anstalten in Deutschland, Italien und Frankreich leider noch tragen, ist hier geschickt vermieden, sicher wieder unter dem Einfluß des Amerikanertums, mit seiner Forderung nach Komfort und Eleganz.

Die angenehme Stellung, das sorgenfreie Leben der Schwestern muß dem im Kloster erzogenen Mädchen wie ein wahres Lockmittel zum Eintritt in ein Ordenshaus erscheinen. Wo findet selbst in diesem Lande der Möglichkeiten die Frau so leicht, wie im Anschlusse an eine reiche, religiöse Gemeinschaft, die Sicherheit lebenslänglichen, behaglichen Auskommens? In der Provinz Ontario steht jetzt allerdings die staatlich geprüfte Lehrerin den männlichen Kollegen, nach Ablegung der gleichen Examina, in Gehaltsansprüchen und Pensionsberechtigung völlig gleich. Aber es ist klar, daß für jemand, der unschwer auf Selbständigkeit und freies Sichausleben der Individualität verzichtet, das Klosterleben noch heute viel Verlockendes haben muß, sei es auch nur, weil es allein der erwerbenden Frau die sichere Gewähr eines sorgenfreien Alters bietet. Und von den Beichtvätern wie von den Schwestern wird sicher alles eher gelehrt, als das Streben nach Selbständigkeit. Ueberdies kann ja im französischen Canada auch wirklich nur die Kirche feste Anstellung im Lehrfach gewähren, denn vom Staat aus geschieht nichts für die Frauenbildung, wie überhaupt hier ebenjogut wie in Amerika, Gründung und Unterhalt von Bibliotheken, Schulen, Universitäten und Krankenhäusern in einer für uns ganz überraschenden Weise der Privathilfe überlassen bleibt. Freilich fährt man in der Heimat der Millionäre gar nicht schlecht bei diesem System.

Die école normale entspricht unsren Lehrerinnenseminaren, und legt besonders Gewicht auf das Zeichnen, eine der bedeutsamsten Fähigkeiten in einem Lande, in dessen entlegnen Provinzen der Mann oft sein eigener Architekt, die Frau ihre eigne Schneiderin sein muß; da lernen die künftigen Lehrerinnen denn tüchtig Maßnehmen und Musterzeichnen. Im Ursulinerinnenkloster zu Quebec giebt es auch Kurse für unbemittelte Mädchen zur Erlernung der Stenographie und des Telegraphendienstes, und die Diplome werden ohne staatliche Kontrolle erteilt. Das schließt aber nicht aus, daß die französischen Canadier und Canadierinnen später im Leben im Wettbewerb mit den Engländern zurückbleiben, und doch kann man den britischen Herren des Landes nicht Parteilichkeit vorwerfen.

Sie nehmen das Gute im allgemeinen wohl wirklich da, wo sie es finden; ist doch z. B. der jetzige Premierminister, Sir Wilfried Laurier, Franzose. Aber so tüchtig und fleißig der Habitant auch nach wie vor sein Feld bestellt, die großen Farmen sind in englischem Besitz, ebenjogut wie die bedeutenden industriellen und kaufmännischen Unternehmungen. Den von der katholischen Geistlichkeit und von ihren blind gehorsamen Dienerinnen, den Nonnen, erzogenen jungen Mädchen fehlt der weite Blick, das feste Selbstvertrauen der von Jugend auf mehr mit der Außenwelt in Kontakt kommenden jungen Engländerin, die auch viel mehr als jene in steter Berührung mit „the old country“ bleiben. Denn so stark die Anhänglichkeit der französischen Canadier an die Heimat „outré mer“ ist, die praktischen Beziehungen zu dort, sei es durch fortgesetzte Einwanderung, sei es durch häufigen Besuch Europas, sind gleich Null, die Gewohnheit des Reisens auch schon wegen ihrer geringeren Mittel weniger ausgebildet. Einen mächtigen Hemmschuh für ihr Fortkommen bildet aber namentlich die große Beschränkung der Lektüre seitens der geistlichen Berater. Der Index wird streng respektiert, nicht nur während der Jugendzeit, sondern von der Frau auch im reiferen Alter. Allein gerade hier wird dem Klerus seine Sucht, durch geistige Bevormundung das Niveau der Bildung tief zu erhalten, allmählich gefährlich, denn hier setzt die

feministische Bewegung auch in Canada ein, und fordert freiere Anschauungen. Bei dem wachsenden Lesebedürfnis wird es doch wohl nicht zum zweitenmal vorkommen, daß eine tapfere Farmerfrau in glühendem Bildungseifer und in Ermanglung besserer, hohen Orts gebilligter Lektüre, sich daran macht, die Rohrbachersche Kirchengeschichte dreimal von Anfang bis zu Ende durchzulesen, die ein gütiger oder auch grausamer Zufall nach ihrem einsamen Gehöft verschlagen hat. Neben den übrigen canadischen Märtyrerinnen hat diese Frau durch Geduld und Standhaftigkeit eigentlich einen Platz in den Annalen des Landes verdient.

* * *

Neuerdings geht aus den französischen Kreisen selbst der Antrag hervor, auch weiblichen Zuhörerinnen den Besuch der Laval-Universität zu gestatten. Was freilich, selbst wenn diese Forderung durchgehen sollte, noch weiter bestehen wird, ist die allgemeine Überzeugung, daß die französische Hochschulbildung mit der englischen des Landes nicht gleichwertig ist, daß z. B. auch die englischen Hospitäler nicht weniger human, wohl aber mit mehr Wissenschaftlichkeit geleitet werden als die französischen, daß eine „soeur de charité“ nicht mehr leicht mit der „trained nurse“ konkurrieren kann. Diese Laienpflegerinnen, die aus dem Mittelstande hervorgehen und in ihrem Fortkommen nur auf die eigene Tüchtigkeit angewiesen sind, mit keinem Orden, keinem Mutterhause als Stütze hinter sich, müssen naturgemäß die größten Anstrengungen machen, um auch nach Absolvierung der zwei- bis dreijährigen Lehrzeit im Krankenhaus, und nach Ablegung aller Examina ihre Stellung in der Praxis zu behaupten. Dies Ding nach einer gesicherten Existenz, gepaart mit berechtigtem Ehrgeiz, ist für getreue Pflichterfüllung gewiß eine ebenso gute Triebfeder, wie die bis jetzt in diesem Beruf allein anerkannte religiöse Hingebung. Für ihr Auskommen auch im Alter sorgt die weltliche Pflegerin in Canada und den vereinigten Staaten immer mehr durch Bildung von Gilden und von Kassen für Krankheit und Invalidität, und die Anzahl der erreichbaren Stellen ist im stetigen Wachsen begriffen, seitdem zur Feier des Jubiläums der Königin „the Victorian order of nurses“ gegründet worden ist. Ausgebildete Krankenpflegerinnen sollen von nun an mit festem Gehalt in den Gemeinden angestellt werden und den Ärzten zur Verfügung stehen, um von ihnen in den Fällen, wo eine Tag und Nacht dauernde Beaufsichtigung der Kranken unnötig oder zu kostspielig wäre, Verwendung zu finden. Damit ist wieder vielen zur Selbständigkeit veranlagten Mädchen der besseren Stände ein neues Arbeitsfeld eröffnet, und die Nonnen glauben sich schon durch diese Institution in ihren Rechten bedroht; aber das Gebiet der Krankenpflege ist vorläufig doch wohl noch groß genug, um allen vorhandenen Kräften Raum zur Betätigung zu geben, und die Einrichtung wird sich gewiß als lebensfähig erweisen.

Wie vieles bleibt den Schwestern auch noch uneingeschränkt überlassen! Unter den sittenstrengen ersten Ansiedlern Canadas waren illegitime Geburten fast noch unbekannte Erscheinungen. Als die Verwilderung anfang zu greifen, vernachlässigte man die armen Wesen in puritanischer Engherzigkeit oder überließ sie wenigstens ganz der Privatwohlthätigkeit. Das erste Findelhaus hatte einen schweren Stand. Die Supérieure trieb Handel mit den Indianern, baute Tabak und errichtete eine Bierbrauerei, um nur Mittel für die verlassenen Kinder flüssig zu machen, und auch das erste Magdalenenasyl, la maison du bon pasteur, ist auf die Gründung französischer religiöses zurückzuführen. Man betreibt in diesen Anstalten jetzt besonders mit Vorteil die Herstellung der charakteristischen gestreiften Stoffe, wie man überhaupt durchweg in den canadischen Frauenklöstern und bei den von Nonnen geleiteten Unternehmungen eine bessere Geschäftsführung und rationellere Wirtschaft beobachten kann, als bei den Männerorden des Landes. Allein der Geist, der bei aller Unternehmungslust unter den Schwestern herrscht, ist mittelalterlich streng. Im Hôtel Dieu zu Quebec läßt man sie alljährlich sogar die kahle, kleine Zelle, die sie bewohnen, wechseln, damit sie sich nicht einmal an die armseligen vier Wände gewöhnen und verücht werden, sie lieb zu gewinnen.

In den fürstlich ausgestatteten, neuen englischen Krankenhäusern Montreals, Stiftungen, durch die einzelne Großkaufleute sich den britischen Pairsstitel erworben haben, sind die Privatzimmer der Nurses dagegen mit dem größten Komfort und mit entschiedenem Schönheitsinn ausgestattet, ihr gemeinsamer Empfangsalon würde jedem wohlhabenden Privathause Ehre machen, auf ihrem Speisetisch fehlen Sommers und winters die Blumen nicht, und ihre Tracht, — nur innerhalb der Anstalt überhaupt durch Regeln festgesetzt, bei außerdienstlichen Ausgängen ganz dem eigenen Ermessen überlassen —, zeigt nur noch das Bestreben, gefällig und praktisch zugleich zu sein und vermeidet allen klösterlichen Anstrich.

Bis jetzt gelang es klerikalen Bestrebungen, selbst die jungen Mädchen, die nach vollendeter Erziehung durch die Nonnen ins bürgerliche Leben zurücktraten, in engen Banden zu halten, und sich so auch durch die spätere Frau und Mutter einen dauernden Einfluß auf Staat und Familie zu sichern. Aber dieser Bann ist an manchen Stellen schon gebrochen, so sehr sich die Beichtväter dem auch widersetzen mögen. Freier als die Französin in der alten Heimat gehen die jungen Canadierinnen unbegleitet ins Freie, sie wirken bei öffentlichen Festen mit und spielen im gesellschaftlichen Leben eine viel größere Rolle, als die korrekte *demoiselle à marier* das in Paris oder in der Provinz thun darf. Noch immer pflegt man in ihren Kreisen die anmutigen, altfranzösischen Tänze, wenn auch der frühere obligate Kuß der Neubeugung hat weichen müssen. Noch singen sie ihre alten Volkslieder, getreulich wie ihre Ahnen sie aus der Normandie oder der Bretagne mitgebracht hatten, nur der Rhythmus ist etwas modifiziert worden, „als ob angesichts des weiteren Horizonts der neuen Welt auch die alte Form nicht mehr so recht hatte passen wollen,“ wie Th. Bentgon in einem Essay über Französisch-Canada sagt.

Das Französisch, das man in der guten Gesellschaft von Quebec und Montreal spricht, erregt das Entzücken der Sprachforscher, so unverfälscht haben sich hier die Wendungen erhalten, die man drüben in der Heimat zur Zeit Ludwigs des Bierzehnten gebrauchte. Das *Patois* dagegen ist eine unschöne Mischung der beiden Landessprachen; oft sind die Worte englisch, die Aussprache französisch. Früher versuchte man auch, die feierlichen Empfänge nach Versailler Muster von der Seine an den St. Lawrence zu verpflanzen, aber die steife Gefälligkeit hat der neuen Zeit doch weichen müssen und ist von zwanglosen Ausflügen, Schlitten- und Bootfahrten verdrängt worden, und Quebec hat seinen Carnevals-Eispalast so gut wie das englischere Montreal. Selbst die ärmeren Franzosen wissen ihren Vergnügungen eine gefälligere und leichtere Art zu geben, als die Engländer, die sich selten recht zu amüsieren verstehen, und über deren gut gemeinten *Sunday-school-picnic*s zc. zu oft ein Hauch von Langeweile und Schwerefälligkeit liegt.

* * *

Bis jetzt kamen auch in der guten Gesellschaft der großen Städte die englischen und französischen Kreise in keine nennenswerte Berührung mit einander. Den ersten energischen Versuch, wenigstens unter den Frauen beider Nationen mehr Verständnis und Zusammengehn anzubahnen, hat kürzlich Lady Aberdeen gemacht, die Gattin des Gouverneurs von Canada. Mit ungewöhnlicher Begabung für parlamentarische und organisatorische Arbeit ausgestattet, hat diese hervorragende Frau es verstanden, ihre Stellung zu benutzen, um Gesichtskreis und Machtkreis der Frauen in der ganzen Kolonie zu erweitern. Sie ist die Seele aller gemeinnützigen Bestrebungen im Lande, und wenn sich ihre Thätigkeit auch vorerst auf den englischen Theil der Bevölkerung gerichtet hat, so zeigt doch die Gründung eines beiden Nationen gemeinsamen Frauenklubs, daß sie sich das Ziel gesetzt hat, auch hier zu vermitteln. Mit klugem Takt hat sie es vermieden, den neu geschaffnen Verein schon wirklich Klub zu nennen, damit sich das reaktionäre französische Element nicht von dem zu fortschrittlich klingenden Worte abschrecken läßt. Im Château de Kamzay zu Montreal, dem Altertumsmuseum en herbe, kommt die Gesellschaft bei Bewirtung, Musik und Vorträgen nun regel-

mäßig zusammen, und wenn die beiden Nationen sich dabei bis jetzt auch noch nicht recht verschmelzen wollen, so ist doch ein Anfang gemacht und ein neutrales Gebiet geschaffen worden. Diese Anleitung zum Aneinanderschließen trägt bei den französischen Frauen auch schon gute Früchte; so hat die Tochter eines Juristen in Montreal einen Kursus eröffnet, in dem sie ihre Landsmänninnen anweist, wie sie im Notfall die eignen Interessen und die ihrer Kinder vor dem Gesetz wahrnehmen können.

Lady Aberdeen beschränkt sich keineswegs mit ihrer Thätigkeit nur auf die oberen Klassen, auch Erwerbsfragen und Lebensweise des dienenden Standes schenkt sie lebhaftes Interesse. Um mit gutem Beispiel voranzugehen, vereint sie die eignen Diensthöten im government house zu geselligen Abenden, erteilt ihnen nützliche Lehren und gute Ratschläge, hat aber auch Worte der persönlichen, freundschaftlichen Teilnahme für sie und sorgt für Erfrischungen, für Anregung zu Musik und gemeinschaftlicher Lektüre. Auch unter den englischen Canadierinnen des Mittelstandes macht sich das Bestreben geltend, den Diensthöten, die ja meist eben erst eingewandert sind und in den neuen Verhältnissen schwer heimisch werden, mehr als nur „die Herrschaft“ im alten Sinn des Wortes zu sein; freilich ist es dabei immer leichter, mit anderer Leute Gefinde vom rein menschlichen Standpunkt aus zu verkehren, als mit dem eignen.

Auffallend überlegen ist der Ton in den wenigen hugenottischen französischen Familien Canadas gegenüber den katholischen, dem Joch der Kirche verfallenen Häusern. Nicht daß sie an die Salons des Heimatlandes erinnerten, eher an das Milieu, das sich bei den Genfern findet. Man pflegt bei ihnen gute Musik und hat Sinn für die Weltliteratur, da man ja den Index nicht zu berücksichtigen braucht. Auch eine von Frauen geschriebene und herausgegebene Zeitschrift für weibliche Interessen besteht seit vier Jahren in Französisch-Canada, in der ein wahrer Kultus mit der alten Heimat getrieben wird. Den für die betreffenden Kreise zuerst etwas zu fortschrittlich gehaltenen Ton hat das Blatt allmählich aufgegeben, und so hat sich „le coin du feu“ jetzt als vom Klerus geduldete Familienlektüre einbürgern können, wobei die Farblosigkeit seine litterarische Bedeutung freilich nicht eben erhöht; namentlich will es den Schriftstellerinnen noch nicht recht gelingen, ihren Erzählungen Lokalfarbe zu geben, die doch in Wirklichkeit dem kolonialen Leben gewiß nicht fehlt.

Wenn irgend jemand, so wird es Lady Aberdeen gelingen, die Arbeitskraft auch der französischen Canadierinnen in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen. Die katholische Kirche wird sich dann bald gezwungen sehn, in der „Dominion“ dieselben Konzessionen an den Zeitgeist zu machen, die sie in den Vereinigten Staaten längst hat machen müssen. Und dort sind Priester wie Monignor Ireland eine soziale Macht geworden, obgleich, oder grade weil man der Geißlichkeit die Erziehung der Jugend nicht mehr überläßt.

Es wäre schade, wenn über einer ruhmloseren Gegenwart die großartige Vergangenheit jener Priester und Nonnen vergessen werden sollte, die den Grundstein zur canadischen Macht gelegt haben. Nicht mehr vom stillen Kloster aus kann die moderne Frau ihre Wunder wirken, sie muß ins Leben hinaus, und die Zugehörigkeit zum „National Council of Women“ wird ihrer Weiblichkeit nicht Abbruch thun, und ihr denselben Halt geben, wie ihn einstmal der Anschluß an einen Orden allein zu verleihen vermochte.



In der Sprechstunde.

Von

Ioh. Brand.

Nachdruck verboten.

Sie hatte lange geduldig dageessen in dem Wartezimmer des vielbeschäftigten Dermatologen in Riga. Endlich öffnete sich die Thür, der letzte Patient trat heraus, und damit war ihre Reihe gekommen. Sie erhob sich, eine hohe, kräftig gebaute Gestalt; aus den blauen Augen blitzte Wille und Lebensfreudigkeit. Sie war seit zwei Wochen verlobt, und die weibliche Eitelkeit hatte sie in die Stadt geführt, um einige häßliche braune Flecken auf Gesicht und Armen loszuwerden, die ihre regelmäßige Schönheit entstellten. Der Arzt, ein älterer Mann mit leicht ergrautem Bart und feinen Falten um die scharfen, klugen Augen, trat ihr an der Thür entgegen und lud sie mit höflicher Handbewegung in sein Sprechzimmer. Die Dame führte sich durch einen Brief ein, den sie ihm schweigend überreichte. Mit einem Blick auf die Adresse sagte er:

„Sie kommen von Doktor Werner?“

„Ich war zuerst bei ihm, und er schickte mich zu Ihnen.“

Der Doktor las das Schreiben und machte eine leichte Bewegung, die er augenblicklich bemeisterte. Dann prüfte er sorgfältig die erkrankten Hautpartien.

„Mein junger Kollege hat sich gescheut, Ihnen eine Diagnose zu stellen, von der er noch hoffte, daß sie umgestoßen werden könnte. Ich darf sie Ihnen nicht verheimlichen, gnädiges Fräulein, schon um der Ansteckungsgefahr willen. Lassen Sie Ihren ganzen Mut zusammen! Es ist eine unheilbare Krankheit, die Sie befallen hat, wenn es auch zum Glück eine leichte Erscheinungsform ist: Sie haben Lepra.“

Fassungslös, mit weit aufgerissenen Augen starrte sie ihn an. Sie schien nur langsam zu begreifen.

„Und kann ich nichts, gar nichts dagegen thun?“

„Was für eine Therapie haben Sie bisher befolgt?“

„Unser alter Doktor auf dem Lande hat mir Kummerfeldsches Waschwasser empfohlen.“

„So brauchen Sie es ruhig weiter.“

Sie verstand, und ein leises Stöhnen entrang sich ihrer Brust.

„Wissen Sie, wie Sie zu der Krankheit gekommen sind?“ forschte der Arzt.

„Ja . . . nein . . . ich weiß nicht. Mein Vater ist Gutsbesitzer, und ich bin viel in Bauernhütten gewesen, aber an Ausschlagfranke kann ich mich nicht erinnern.“

„Die Leute verheimlichen oft ihre Krankheit aus Angst vor dem Leprosorium.“

Dies Wort schien erst eine greifbare Vorstellung bei ihr wachzurufen.

„Muß ich da hinein?“ rief sie angstvoll. „Lebendig begraben! Ausgestoßen aus der Gemeinschaft der Menschen!“

„Fürchten Sie nichts! Sie können zu Hause bleiben. Nur müssen sie Ihrer Familie die schwere Mitteilung machen und sich soweit nur möglich von allem Verkehr absondern. Ihre Wäsche und Ihr Eßgeschirr müssen ganz für sich gereinigt werden. Ein eigenes Schlafzimmer natürlich . . .“

„Und mein Bräutigam?“ brach sie in herzzerreißender Seelenangst aus. „Herr Doktor, giebt es einen Gesetzesparagrafen, der die Trauung mit einer Ausfägigen verbietet?“

„Nein, gnädiges Fräulein, solch ein Gesetz giebt es nicht. Sie dürfen heiraten — wenn Ihr Herr Bräutigam sich nicht vor der Ansteckung graut,“ setzte er langsamer hinzu.

Sie blickte durch ihre Thränen auf mit seelenvollem Lächeln.

„Mein Bräutigam hält zu mir,“ sagte sie und faßte ihren Verlobungsring fest zwischen Daumen und Zeigefinger der Rechten. „Was Gott schickt, muß man gemeinsam tragen.“

Der Arzt suchte unmerklich die Achseln. „Sie scheinen einen starken Charakter zu haben, gnädiges Fräulein,“ sagte er. „Sie sind jung und leistungsfähig und können mit Ihrer Krankheit dreißig Jahre und darüber leben. Vielleicht erinnern Sie sich in einer Stunde der Herzensnot, daß wir für unser neugebautes Leprosorium einer Oberin bedürfen. Ich glaube, daß Sie Trost finden können nur in der Arbeit für andere menschliche Wesen, die noch unglücklicher sind als Sie.“

„Sie sind sehr freundlich, Herr Doktor,“ sagte sie und streckte ihm ihre Hand entgegen,

die er ergriff und warm schüttelte, „aber ich kann nicht so ganz dem Leben entsagen, und mein Bräutigam läßt mich nicht.“

Der Arzt schaute ihr mit tiefer Teilnahme nach, als sie das Zimmer verließ.

„So jung und schön,“ dachte er, „und ich mußte ihr das Leben in Trümmern vor die Füße werfen. Ein Mann in dieser Lage würde zu dem nächsten Büchschmied gehen und sich einen Revolver kaufen. Aber ein Weib. . .“

In Gedanken verloren, spielte er eine Zeitlang mit dem Federhalter, dann machte er geschäftsmäßig eine Eintragung in sein Krankenbuch. —

Vierzehn Tage später war sie als Oberin in das Leprosorium eingezogen.



Frauenvereine.

Im Berliner Frauenverein

ivorach am 9. November Jrl. Marie Mellien über „Die Geschichte der deutschen Frauenbewegung“. Sie führte aus, daß diese Bewegung viel älter sei als man gewöhnlich annehme, und schilderte die früheren Stadien, in denen besonders Männer für die Frauen wirkten. Eine Frauenbewegung der Frauen selbst ist erst in der Mitte unseres Jahrhunderts entstanden. Es ist aber leider bei der jüngeren Generation ganz in Vergessenheit geraten, daß die Vorkämpferinnen, unter denen namentlich Luise Otto Peters, Luise Büchner, Auguste Schmidt, Frau Henriette Goldschmidt, Marie Calm, M. Menzger, Lina Morgenstern, Jenny Hirsch hervorragten, von Anfang an die höchsten Ziele der Frauenbewegung anstrebten und in Wort und Schrift unermüdlich dafür kämpften. Sonst wäre es nicht möglich gewesen, daß vor wenigen Wochen auf dem Delegiertentage des Vereins „Frauenwohl“ gegen diese älteren Vertreterinnen der Frauenfrage die schwerwiegende Anklage erhoben worden wäre, „sie wären dem realen Leben des Volks, seinen Nöten und Forderungen fremd geworden“ und es hätte ihrer Arbeit etwas „Spielendes, Kindliches“ angehaftet! Ebenso ungerecht wie diese Beschuldigung, die Rednerin an der Hand der Thatfachen, der Berichte über die Versammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins vom Jahre 1865 an, der Aufsätze im „Frauenanwalt“ (1870—78, herausgegeben von Jenny Hirsch) und anderer Dokumente nachwies, ist die Behauptung, daß „nicht eine der Frauen der älteren Richtung sich mit der Sittlichkeitsfrage, dem Frauenstimmrecht, dem sozialen Gedanken der Einheit aller arbeitenden Frauen“ beschäftigt oder die Forderung „nach einer Reform des Familienrechts, dem Eintritt der Frau in kommunale

Ämter und der Gründung von wissenschaftlichen Vorbildungsanstalten für schulpflichtige Mädchen“ erhoben hätten. Auch hier erfolgte eine eingehende Widerlegung. Der Vortrag wird im Druck erscheinen.

Verein Frauenbildung-Frauenstudium Wiesbaden.

Am 24. Oktober fand in Wiesbaden im Taunus-Hotel die in Baden-Baden auf der letzten Mitgliederversammlung beschlossene außerordentliche Generalversammlung des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium“ statt. Anwesend waren 65 Mitglieder. Der Zweck dieser Versammlung war, die Satzungen dem neuen bürgerlichen Gesetz gemäß umzugestalten, damit der Verein in das Vereinsregister eingetragen werden könne. Bei dieser Gelegenheit wurden die Satzungen noch einmal durchberaten und festgelegt und die erforderliche Neuwahl des Vorstandes vorgenommen. Die Mitgliederzahl desselben ist von 9 auf 11 erhöht. Er setzt sich jetzt folgendermaßen zusammen:

Fräulein Anna von Doemming, 1. Vorsitzende,
 „ El. Winterhalter, 2. Vorsitzende,
 „ Ida Boesler, 1. Schriftführerin,
 „ Ida Johann, 1. Schatzmeisterin,
 „ Gertrud Kufler, 2. Schatzmeisterin,
 Frau Julie Bassermann,
 Fräulein Marie Gernet,
 „ Paula Schlotmann,
 Frau Adelheid Steinmann,
 „ Gräfin Wartensleben,
 „ Marianne Weber.

Die Präsidentin teilte der Versammlung mit, daß ihr für den Verein die Summe von 20 000 Mark in Wertpapieren übergeben sei von einer Persönlichkeit, die ungenannt sein wolle, welche mit großem

Interesse den Arbeiten des Vereins folge und zur Verwirklichung seiner ersten Ziele, die sich auf Gründung von Gymnasien zur Vorbereitung für das Universitätsstudium der Frauen richten, diese materielle Hilfe leisten wolle. Die Versammlung nahm die frohe Botschaft mit heller Freude auf und übertrug es Fräulein Dr. von Doemming, den warmen Dank der Mitglieder zu vermitteln.

Anna von Doemming, 1. Vorsitzende.

Da die Zeitsäße, die auf der letzten Hauptversammlung des „Deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen“ (Oktober d. J.) aufgestellt wurden, die Bestrebungen des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium“ zu diskreditieren drohen, so hat die Vorsitzende dieses Vereins das Gutachten einer anerkannten Autorität in Sachen des höheren Schulwesens nachgesucht, des Herrn Geh. Rat Dr. Wendt in Karlsruhe, der u. a. folgendes äußert: „Davon, daß auch nur eine einzige der dort (in Karlsruhe) unterrichteten Schülerinnen, die mir in der Prüfung vorgeführt wurden, durch die vorangegangene ernste und gründliche Beschäftigung mit den alten Schriftstellern (Homer, Herodot, Sophokles, Thukydides, Plato, Cäsar, Livius, Cicero, Tacitus und Horaz) an echter Weiblichkeit auch nur im mindesten Einbuße erlitten hätten, kann gar nicht die Rede sein. Alle an der Anstalt unterrichtenden Lehrer, auch der gegenwärtige Direktor, der zugleich Direktor der städtischen höheren Mädchenschule ist, sind darin einstimmig, daß die gesamte Haltung der Schülerinnen eine durchaus musterhafte war und daß weibliche Anmut und Bescheidenheit bei keiner gelitten hat. . . . Warum durch die Vektüre griechischer und lateinischer Schriftsteller echte Weiblichkeit gefährdet werden sollte, ist überhaupt nicht einzusehen; sie sind doch jedenfalls weit unschuldiger, dafür aber auch weit bildender, als etwa die moderne französische Litteratur. — Andererseits ist die Forderung, daß in die Mädchengymnasien nur solche Schülerinnen aufgenommen werden dürfen, welche die höhere Mädchenschule absolviert haben, nach meiner Ueberzeugung durchaus unberechtigt, da doch auf den höheren Stufen der letzteren vieles getrieben wird, was auch auf dem Gymnasium in den Lehrplan der oberen Klassen gehört. Das aber lehren mich die bisher gesammelten Erfahrungen, daß es größtenteils die allertüchtigsten und begabtesten Mädchen sind, die das Bedürfnis in sich fühlen, bis zu den Quellen emporzusteigen, aus denen unsere humanistische Bildung schon seit mehreren Jahrhunderten schöpft. Solcher Wissensdrang im weiblichen Geschlecht verdient meines Erachtens die höchste Anerkennung und die kräftigste Unterstützung. Wendet man aber ein, diese Kenntnisse seien wenigstens der großen Mehrzahl entbehrlich, die später einmal heiraten, so ist darauf zu erwidern, daß gerade die so gebildeten Frauen um so trefflichere Mütter ihren Söhnen sein werden. Ich möchte noch darauf hinweisen, daß sich sowohl in Amerika als in der Schweiz die Zulassung der Mädchen zu den bestehenden Gymnasien bewährt hat. Natürlich ist sie nur da möglich, wo die Schülerzahl nicht ohnehin schon zu groß ist. Will man sich bei uns nicht entschließen, auch diesen Weg zu versuchen, so sollte man wenigstens das Gedeihen der Mädchengymnasien so weit als irgend möglich fördern.“

Die deutschen Vereine unter dem neuen Bürgerlichen Gesetzbuch.

Es ist leider noch nicht genügend bekannt, daß am 1. Januar 1900 in Kraft tretende neue Bürgerliche Gesetzbuch gerade auf dem Gebiete des Vereinswesens ganz neue Rechtsverhältnisse bringen wird, welche für alle Vereinsmitglieder von höchster Wichtigkeit sind. Dies gilt ganz besonders von der Gesetzesbestimmung, wonach alle Vereine mit idealer oder geselliger Tendenz, also auch alle Gesangs-, Turn-, Lehrer-, Beamten-, Radfahrer-, politische und dergleichen Vereine die Rechtsfähigkeit erlangen können.

Das Bürgerliche Gesetzbuch teilt die Vereine ihrem Zwecke und Charakter nach in zwei Klassen, und zwar: in Vereine, deren Zwecke auf wirtschaftliche Geschäftsbetriebe gerichtet sind und in Vereine, welche nur ideale oder gesellige Zwecke verfolgen. Erstere erlangen in Ermangelung besonderer reichsgesetzlicher Vorschriften Rechtsfähigkeit durch staatliche Verleihung. Letztere können durch Eintragung in das Vereinsregister Rechtsfähigkeit erlangen und führen alsdann — zum Unterschied zu den nicht eingetragenen Vereinen, welche keine Rechtsfähigkeit haben — die Benennung: „eingetragener Verein“.

Um die Rechtsfähigkeit feststellen zu können, haben die Amtsgerichte vom 1. Januar 1900 ab ein Vereinsregister zu führen, in welchem die angemeldeten Vereine einzutragen sind. Alle Vereine mit idealem oder geselligem Zweck, welche Rechtsfähigkeit durch Eintragung erlangen wollen, müssen aber ihre Satzung genau den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs entsprechend umändern und solche bei der Anmeldung mit einreichen. Die Vorschriften der besonderen Landesgesetze über die Verfassung solcher Vereine, deren Rechtsfähigkeit auf staatlicher Verleihung beruht, bleiben unberührt. Unberührt bleiben auch die landesgesetzlichen Vorschriften, nach welchen eine Religionsgesellschaft oder geistliche Vereinigung Rechtsfähigkeit nur im Wege der Gesetzgebung erlangen kann. Unberührt bleiben ferner alle landesgesetzlichen Vorschriften über solche Vereine, welche den der Landesgesetzgebung durch das Einführungsgezet zum Bürgerlichen Gesetzbuch allgemein vorbehaltenen Rechtsgebieten angehören. Insbesondere gehören hierzu die Gesetze über Jagd- und Fischereirechte, über Wasserrechte, über Deich- und Siedrechte, über Bergrechte, über Versicherungsrechte und die landesgesetzlichen Vorschriften über Waldgenossenschaften. Besonders muß hierbei noch erwähnt werden, daß mit dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs aber auch diejenigen Vereine, welche als juristische Person zur Zeit schon bestehen, ihre Satzung den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs entsprechend zu ändern haben, oder sie verlieren ihre Rechtsfähigkeit. Hierzu gehören z. B. die Pestalozzi-Vereine.

Die Rechtsfähigkeit durch Eintragung in das Vereinsregister zu erlangen, ist den Vereinen mit idealem oder geselligem Zweck unbedingt zu empfehlen. Ist eine solche Rechtsfähigkeit nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs nicht vorhanden, so hat z. B. jedes einzelne Mitglied ein Recht, durch Protest jeden Beschluß der Mitgliederversammlung aufzuheben. Rechtsgültige Beschlüsse sind in einem Verein ohne Rechtsfähigkeit überhaupt

nur denkbar, wenn alle Mitglieder damit einverstanden sind; wie oft aber gerade dies nicht der Fall ist, werden die Vorstandsmitglieder der bestehenden Vereine am besten wissen. Ferner haftet jedes Vorstandsmitglied nicht eingetragener Vereine für diejenigen Geschäfte mit seiner eigenen Person, welche es im Namen des Vereins vorgenommen oder abgeschlossen hat.

Eine nähere Information über alle diese

Neuerungen wird durch das bereits erschienene „Handbuch für Vereine bei Aufstellung, Beratung oder Änderung der Vereinsatzung auf Grund des Bürgerlichen Gesetzbuchs von Paul Behrens, Weilingstadt“, (Preis geb. 1 Mark, J. J. Neines Verlag in Berlin W. 57) erleichtert, es ist deshalb zu empfehlen, weil im Anhang dieses Büchleins ein bereits vollständiger Satzungsentwurf nach Maßgabe des Bürgerlichen Gesetzbuchs enthalten ist. D. Pr.



Erwerbsthätigkeit.

Frauenberufe.

Kaubbud verboten.

Es ist charakteristisch für unsre Zeit, daß immer mehr Werke und Werkchen herauskommen, die dem Zweck dienen sollen, die Frauen über alte und neue Erwerbsmöglichkeiten zu orientieren und die Mittel und Wege zu beruflicher Ausbildung eingehend zu erörtern. Wir haben an dieser Stelle schon mehrfach auf derartige Werke hingewiesen. Heute liegt wieder ein derartiges Unternehmen vor, das entschieden Beachtung verdient.

Während bisher gewöhnlich sämtliche Frauenberufe in einem Bande von größerem oder geringerem Umfang zusammengefaßt waren und daher ziemlich summarisch behandelt werden mußten, hat sich die Verlagshandlung von E. Kempe, Leipzig, die Aufgabe gestellt, eine Reihe von Bändchen zu dem billigen Preise von je 50 Pf. herauszugeben, von denen jedes einzelne nur einen Beruf behandelt. Damit ist die Möglichkeit eines weit tieferen Eingehens auf Forderungen, Leistungen und Aussichten in dem betreffenden Beruf gegeben. Da die Verlagshandlung in jedem einzelnen Fall die Herstellung der Bändchen einer in dem betreffenden Fach ausgebildeten und gründlich erfahrenen Kraft anvertraut hat, so ist damit möglichste Garantie für die Zuverlässigkeit der Angaben geboten. Es liegen uns heute vor:

1. die Kontoristin von Jenny Schwabe.
2. „Fräulein“. Die Kindergärtnerin, von Jenny Schwabe.

Die Verfasserin, der in ihrer Stellung am Leipziger Frauen-Gewerbeverein Gelegenheit zu eingehenden Erfahrungen auf den durch diese Titel umgrenzten Gebieten gegeben worden ist, giebt in den beiden Bändchen nicht nur die oben erwähnten Auskünfte, sondern fügt auch eine große Anzahl sehr beherzigenswerter Ratschläge hinzu, die be-

sonders jungen, unerfahrenen Mädchen sehr nützlich sein dürften. Für Kindergärtnerinnen oder Hausdamen, die etwa ins Ausland gehen wollen, fügt sie eine Anzahl ausländischer Adressen hinzu, die für den Notfall eine Zuflucht bieten können.

3. die Lehrerin von Rosalie Büttner.

Da unter diesen Sammeltitel eigentlich eine Menge von Einzelberufen fallen — die sogenannte wissenschaftliche Lehrerin, die Fachlehrerin und zwar: die Handarbeitslehrerin, Zeichenlehrerin, Turnlehrerin und Musiklehrerin, die Oberlehrerin und die Schulpflegerin — so mußte das Bändchen ein entsprechend reichhaltiges Material vereinigen. Es genügt nicht nur diesen Ansprüchen, sondern fügt noch eine Menge überaus wertvoller Mitteilungen hinzu. Es erörtert die Anstellung an einer öffentlichen Schule, an Privatschulen und in der Familie, die Leitung einer Privatschule oder eines Pensionats und die Erteilung von Privatunterricht. Es bringt ferner Mitteilungen über Stellenvermittlung, Rechtschutz, Altersversorgung, Krankenkassen, Lehrerinnenheime, Lehrerinnenvereine, so daß das reichhaltige Büchlein kaum eine Frage unbeantwortet läßt.

4. die Schriftstellerin von Maria Mandt.

Es liegt auf der Hand, daß das Bändchen auf etwas anderen Voraussetzungen beruht als die bisher behandelten, da mehr noch als bei diesen die Frage nach einer entschiedenen Begabung ausschlaggebend erscheint. Die Behandlung ist dementsprechend. Was über die Schriftstellerin im engeren Sinne, die Journalistin, die Redactrice, die Übersetzerin gesagt ist, wird sicher mit Nutzen gelesen werden. Besonders den Warnungen der Verfasserin wünschen wir dringend Beherzigung.

Wir werden von den weiter erscheinenden Bändchen der Sammlung fortlaufend Notiz nehmen.





Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Der Berliner Frauenklub von 1900** (Schellingstraße 5) wurde am 30. Oktober durch seine Vorsitzende, Fräulein Dr. Tiburtius, eröffnet, unter lebhaftester Beteiligung seiner Mitglieder, deren Zahl bereits bis zum Tage der Eröffnung auf ca. 400 gestiegen war. Sie haben gewiß alle den Eindruck gehabt, daß der Klub seinen Zweck, den Frauen, besonders den im Berufsleben stehenden, einen gefälligen Mittelpunkt zu bieten, in schönster Weise erfüllen wird. Behaglich ausgestattete Konversationsräume, deren Wände durch Gemälde der am Klub beteiligten Künstlerinnen geschmückt sind, laden zu heiterer Geselligkeit ein, ein Lesezimmer bietet durch eine Bibliothek und eine große Zahl von Tages- und Frauenzeitungen Gelegenheit zu geistiger Anregung, während ein behagliches Toilettenzimmer für Ruhe- und Erholungsbedürftige eine Zuflucht bietet. Geräumige Speisezimmer und Wirtschaftsräume zeigen, daß auch den materiellen Bedürfnissen der Mitglieder bestens Rechnung getragen werden soll. Aber auch noch etwas anderes konnte das belebte, fröhliche Beisammensein der Frauen verschiedenster Berufsarten, Lehrerinnen, Studierender, Künstlerinnen u. s. w. zeigen, denen vor allen, die dem Klubgedanken noch etwas feindselig gegenüber stehen: wie nämlich die so gebotene Gelegenheit gegenseitigen Austausches nicht nur der einzelnen wertvoll, sondern auch stärkend und fördernd sein wird für das Solidaritätsgefühl der Frauen und fördernd damit für die große Idee der Frauenbewegung.

* **Frau Marie Stritt** bringt in Nr. 16 des Centralblatts des Bundes deutscher Frauenvereine unter dem Titel „Der Verband fortschrittlicher Vereine“ eine ausgezeichnete Kritik der Art und Weise, wie der Verein Frauenwohl in Berlin auf dem diesjährigen Delegiertentag die Priorität aller modernen Bestrebungen auf dem Gebiete der Frauenbewegung in Anspruch genommen hat. Wir empfehlen sowohl diesen Artikel, wie den von P. Berthold in Nr. 45 der Wochenschrift „Ethische Kultur“ unsern Leserinnen zur Kenntnisnahme.

* **Das Centralblatt der Unterrichtsverwaltung** in Preußen (Oktoberheft) bringt nachfolgendes, f. 3. durch Minister Boffe verfügten Erlaß vom 9. August 1899:

„Den Wunsch der Lehrerinnen, auch am Unterrichte in den oberen Klassen der öffentlichen höheren Mädchenschulen in weiterem Umfange beteiligt zu werden, habe ich als berechtigt anerkannt, und dem Bedürfnisse des Nachweises einer vertieften und erweiterten Bildung durch Einrichtung der Wissenschaftlichen Prüfung der Lehrerinnen entsprochen. Augenscheinlich besteht indessen an manchen Stellen noch ein durch die Erfahrung kaum gerechtfertigtes Bedenken, den Lehrerinnen den ihnen zukommenden Anteil an der Erziehung der Mädchen auch in den öffentlichen Schulen einzuräumen. Unbestreitbar aber ist, daß namentlich in den Jahren der Entwicklung der Einfluß der Lehrerinnen nicht zu entbehren und nicht zu ersehen ist. Die Erziehung der Mädchen während dieser Jahre ausschließlich oder auch nur überwiegend in die Hände von Männern zu legen, wäre unnatürlich. Unterricht und Erziehung sind aber in unsren Schulen, die durch den Unterricht erziehblich wirken sollen, untrennbar verbunden. Die Lehrerinnen werden ihren Einfluß auf die heranwachsenden Schülerinnen nur dann in dem wünschenswerten Maße geltend machen können, wenn sie, mehr noch als heute durchschnittlich der Fall ist, mit Unterricht auf der Oberstufe betraut werden. Auch die sog. ethischen Fächer können denjenigen Lehrerinnen unbedenklich übertragen werden, welche bewiesen haben, daß sie nach der wissenschaftlichen wie nach der erziehblichen Seite hin ihrer Aufgabe gewachsen sind. Zu meiner Befriedigung haben die Ergebnisse der Wissenschaftlichen Prüfung gezeigt, daß nicht nur in den fremden Sprachen, sondern auch im Deutschen, in der Geschichte und der evangelischen Religionslehre bereits eine größere Anzahl tüchtiger Lehrerinnen für den Unterricht auf der Oberstufe wohl vorbereitet ist. Es ist anzunehmen, daß die in reger Arbeit stehenden Fortbildungskurse in Berlin, Göttingen, Königsberg, Münster und Bonn in Zukunft den noch fehlenden Ersatz wissenschaftlich vorgebildeter Lehrerinnen werden stellen können. Die Gewinnung geeigneter weiblicher Lehrkräfte für den Unterricht auf der Oberstufe dürfte demnach den größeren Städten nicht mehr schwierig sein. Bei dem ernstlichen Streben der Lehrerinnen vertraue ich, daß sie durch tüchtige Leistungen die gegen ihre Verwendung im wissenschaftlichen Unterrichte an einzelnen Orten noch bestehenden Ver-

urteile und Bedenken zu besiegen wissen werden. Ich hoffe auch, daß immer mehr Patronate sich im Interesse ihrer Schulen bereit finden werden, begabte Lehrerinnen beifuss Teilnahme an den Fortbildungskursen zu beurlauben und zu unterstützen; ich werde ihnen hierbei im Bedarfsfalle gern nach dem Maße der verfügbaren Mittel entgegenkommen."

* **Der Frauenverein vom Grünen Kreuz** hat beschlossen, in Verbindung mit seiner Suppentüche eine Volkskonditorei in Berlin einzurichten, in welcher für den billigen Preis von 5 Pf. pro Portion eine reiche Auswahl alkoholfreier Getränke, sowie verschiedene Backwaren u. s. w. verabsolgt werden. Die Konditorei befindet sich am Zionskirchplatz 9. Dies Vorgehen gegen den immer zunehmenden Konsum von Alkohol ist wärmstens zur Nachahmung zu empfehlen.

* **Der Kochkurs für Ärzte**, der anfänglich der Ausstellung für Krankenpflege geplant worden war, nahm am 7. November im Vestalozzi-Fröbelhaus II in Berlin seinen Anfang und zwar unter Leitung von Frau Hedwig Hehl, der eigentlichen Begründerin der nach wissenschaftlichen Grundsätzen organisierten Kochmethode. Da die praktischen Übungen von den Herren Ärzten auf ihren eigenen Wunsch auch persönlich ausgeführt werden, mußte die Zahl der dem Kursus beizwohnenden Herren auf 12 beschränkt werden. Man kann diesen Versuch der Anstalt, wenn man nach der regen Teilnahme und der lebhaftesten Diskussion am Ende der Stunde urteilen darf, als sehr gelungen bezeichnen, und es ist zu hoffen, daß gemeinsame Arbeit von Männern und Frauen auf dem Gebiete der praktischen Ernährung die segensreichsten und weitgehendsten Reformen anbahnen wird. D. E.

* **Aus Königsberg** wird geschrieben: Der Magistrat geht damit um, die Remuneration der städtischen Armenärzte im nächsten Jahre zu erhöhen, gleichzeitig soll ihnen aber aufgegeben werden, die Gesundheit der von dem Magistrat in Privatpflege gegebenen Kostkinder zu überwachen. Angefichts des tiefgehenden Interesses, welches der auf dem hiesigen Frauentage von Frau v. Forster gehaltene Vortrag über das Kostkinderwesen gefunden hat, erscheint die Annahme berechtigt, daß die obige Maßregel unfere^s Magistrats schon eine Folge der von jener Dame gegebenen Anregung ist.

* **Über die Frauenkommission am städtischen Arbeitsamt in München** gab ein Referat von Fräulein L. Hitz auf dem bairischen Frauentag einen interessanten Überblick. Wir entnehmen dem Bericht die folgenden für die Arbeit der Kommission besonders charakteristischen Thatfachen:

In München besteht seit dem Jahre 1895 ein städtisches Arbeitsamt, dessen weibliche Abteilung auf Anregung von Frau Dr. Raue weiblicher Leitung unterstellt ist. Seit 1897 steht der leitenden Beamtin neben ihrem Hilfspersonal eine Frauenkommission zur Seite, die sich aus sieben Vorstandsmitgliedern der verschiedensten in München wirkenden

Wohlfahrtsvereine und sieben Erfahrenen zusammensetzt. Später sind auch als sachverständige Mitarbeiterinnen Vertreterinnen der Arbeitnehmer und zwar bis jetzt aus den Kreisen der Handelsgehilfsinnen, des Gastwirts- und Dienstpersonals in die Kommission aufgenommen. Der Zweck der Kommission ist vor allem, die gemeinnützigen Vereine mit dem städtischen Arbeitsamt in dauernder Beziehung zu erhalten, die kostenlose Vermittlung des Arbeitsamtes bei Arbeitgebern und Arbeitnehmern bekannt zu machen und den noch bestehenden Vorurteilen gegen diesen kommunalen Arbeitsnachweis entgegenzuarbeiten.

Das wird dadurch erreicht, daß jedes Mitglied der Kommission wöchentlich einmal das Arbeitsamt besucht und alle 6—7 Wochen vorliegende Fragen einer gemeinsamen Beratung der Kommission unterzogen werden; durch die Presse, Plakate und direkte Mitteilungen an die dienenden Mädchen in Sonntagszusammenkünften zc. wird für den weiteren Zweck der Kommission gewirkt. Eine weitere Aufgabe der Kommission ist es, alle zur Kenntnis ihrer Mitglieder gelangenden Angehörigkeiten im Stellenvermittlungswesen den zuständigen Behörden bekannt zu machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Frauenkommission alle speziell das weibliche Dienstpersonal betreffenden Fragen gelegentlich zum Gegenstand der Erwägungen und gemeinschaftlichen Beratungen macht; und die kurze Zeit, während der die Frauenkommission gewirkt hat, hat ihr schon Gelegenheit gegeben, manchen Mißständen allgemeiner Art entgegenzutreten. So hat der Referent des Arbeitsamtes beim Magistrat auf Antrag der Frauenkommission die Ausarbeitung eines gemeinverständlichen Auszuges von der am 1. Januar in Kraft tretenden neuen Dienstbotenordnung übernommen, um so bei den vielfach sehr verwirrten Rechtsbegriffen von Dienstboten und Herrschaften in ihrem Verhältnis zu einander aufklärend zu wirken. — Man gewinnt aus diesem Bericht entschieden den Eindruck, als dürfe man die Errichtung solcher Arbeitsämter und ihre Unterstützung durch Frauenkommissionen trotz der kurzen Zeit des Bestehens beider Institutionen als bewährt ansehen.

* **Waisenpflege.** Vor kurzem sprach der Stadtverordnete Dr. Kautert in Mainz über die historische Entwicklung der Waisenpflege und deren bevorstehende Neugestaltung. Merkwürdigerweise ergab sich aus diesem Vortrag ein eigentümlicher Ring der Thatfachen.

Das erste Waisenhaus in Mainz wurde nämlich am 28. April 1765 von Kurfürst Johann Philipp von Schönborn gegründet; zu Vorstehern desselben bestellte dieser ein verheiratetes Ehepaar und sah nach der Entlassung für die Knaben eine Lehrzeit, für die Mädchen Stellen als Dienstboten vor. Er dachte sich demnach die Waisenpflege im Sinne der Familienpflege ausgeübt, und seine spätere Fürsorge entsprach etwa der eines heutigen „Erziehungsbeirats.“ Im Jahre 1854 wurde in Mainz die Waisenpflege zur ausgesprochenen Anstaltspflege, und zwar unter Leitung von Ordensbrüdern und Schwestern Inzwischen ist das alte Waisenhaus haufällig geworden, und die Stadt ist vor die Entscheidung gestellt: Anstaltspflege oder Familienpflege. Nach allen Beschlüssen der Kommissionen sollen die jetzigen Waisenhäuser in ihrer Organisation, nicht aber in ihrer Ausdehnung be-

stehen bleiben und dazu dienen, den Waiserkindern so lange Schutz zu bieten, bis für sie passende Unterkunft in Familienpflege gefunden ist. Die Neugestaltung der Waisenpflege betrifft folgende drei Hauptpunkte: 1. sollen die Kinder in Familienpflege gegeben werden, 2. sollen Frauen bei der Überwachung der Pflanzlinge mitwirken und 3. soll ein zu gründender städtischer Erziehungsbeirat die Kinder beaufsichtigen und ihnen mit Rat und That zur Seite stehen bis zu ihrer Großjährigkeit.

* Frauenstudium in Oesterreich-Ungarn.

Von den Abiturientinnen des Mädchenschulstudiums des Vereins für erweiterte Frauenbildung in Wien haben 7 Kandidatinnen die Maturitätsprüfung mit gutem Erfolge bestanden. Ferner legten am Unterstädtischen Gymnasium in Agram drei Abiturientinnen und am Kleinseitner Gymnasium zu Prag eine die Prüfung mit gutem Erfolg ab. — Fräulein Friederike Kubinger aus Lemberg hat an der Universität Zürich den Doktorgrad der Medizin erhalten. — Die durch ihre Sammlungen und literarischen Arbeiten auf dem Gebiete der Archäologie weit bekannte Sofie von Torma ist von der Klausenburger Universität zum Doktor honoris causa promoviert worden. (S. Totenschan.) Der Unterrichtsminister Dr. Wlassitz hat Fräulein Dr. Barbara Tedeschi zum ordentlichen Professor an dem italienischen Gymnasium in Trieste ernannt. Fräulein Dr. Tedeschi ist der erste ordentliche Professor ihres Geschlechtes im Gebiete der Stefanstrone.

* **Die Dokumente der Frauen**, die von Auguste Fickert, Marie Lang und Rosa Mayreder herausgegebene Halbmonatsschrift, enthält in dem eben veröffentlichten Heft 17 des ersten Jahrganges einige ausgezeichnete Artikel, auf die wir unsern vereiertreis besonders aufmerksam machen möchten. Der Leitartikel ist eine Studie von dem Abgeordneten Dr. Tiner über die Frau im österröischen Privatrecht, der für die deutschen Frauen gerade jetzt, wo ihre Stellung im bürgerlichen Gesetzbuch im Mittelpunkt allgemeinen Interesses steht, wertvoll sein dürfte. Von ebenem großem Interesse ist ein Artikel über die f. l. Telegraphen-Manipulantinnen. Ein willkommenes Hilfsmittel für alle, die die Entwicklung der Frauenbewegung in allen Kulturländern verfolgen, wird die internationale Bibliographie zur Frauenfrage bilden, die von jetzt an in jedem Heft ihre Stelle finden soll.

Die Dokumente der Frauen dürften als eine außerordentlich wertvolle Bereicherung der Litteratur zur Frauenfrage zu begrüßen sein.

* **Weibliche Bibliothekare.** Nachdem man längst in den Vereinigten Staaten mit Erfolg Frauen in Bibliotheken angestellt hat, folgt man auch in England mehr und mehr diesem Beispiel und ist mit dem Erfolge sehr zufrieden. Ihr natürliches Geschick und ihre Ordnungsliebe sind Eigen-

schaften, die sehr gut gerade für diese Stellung passen. Seit 20 Jahren schon hat man Frauen in Bibliothekar-Stellungen in Bristol und Manchester, und zwar 35 in Bristol und 80 in Manchester. Im Jahre 1892 beschäftigten 18 englische und schottische Bibliotheken Frauen. Gegenwärtig ist die Zahl aber schon bedeutend gestiegen. Jetzt sind in 81 Bibliotheken Frauen als Gehilfinnen angestellt; in 44 Bibliotheken führen sie den Titel Bibliothekarinnen.

* **Totenschan.** Am 5. November starb in Tunbridge Wells Miß Anna Swanwick im Alter von 86 Jahren. In der Geschichte der englischen Litteratur wird sie in erster Linie als Übersetzerin der deutschen Klassiker neben Carlyle und Coleridge einen hervorragenden Platz behaupten. Fast noch mehr Aufsehen erregte sie seiner Zeit durch ihre Abschlußübersetzungen, derenwegen Gladstone sogar mit dem Gedanken umging, ihr eine literary pension auszusprechen. Weil sie selbst ihre gelehrte Bildung sich unter den schwierigsten Bedingungen suchen mußte — von 1839—43 studierte sie in Deutschland, neben dem Deutschen vor allem Griechisch und Hebräisch —, hat sie später ihre Kraft in den Dienst der Frauenbildungssache gestellt. Sie hat Queen's- und Bedford-College nach Kräften gefördert und an der Gründung von Girton-College und Somerville-Hall mitgeholfen. Ihr ist zum großen Teil auch die Zulassung von Frauen zum King's-College in London zu danken. Die Universität Aberdeen verlieh ihr noch kürzlich den Dokortitel honoris causa. — Zu Sächsisch-Mühlbach in Ungarn starb Sophie v. Torma, die als Altertumsforscherin bekannt geworden ist. Anregung, sich geschichtlichen Forschungen zu widmen, erhielt Sophie v. Torma durch ihren Vater, der mit Eifer landeskundliche Untersuchungen betrieb und im Bereiche seines Gutsbezirks planmäßig Nachgrabungen nach Altertümern aus der Römerzeit anstellte. Sophie von Torma kaufte sich später zu Broos im Hunpader Komitat an. Sie führte dort unter sehr schwierigen Verhältnissen die Durchsichtung der tertiären Niederlassungen aus. Dabei brachte sie eine sehr umfangreiche Sammlung zusammen. Von besonderem Interesse sind ihre Ausgrabungen der Niederlassung von Tordas bei Broos und ihre an diese geknüpften, im Geamt zu den bisherigen Annahmen stehenden Hypothesen. Eine andere Hypothese, daß nämlich in der Kultur der einstigen Bewohner Siebenbürgens orientalische Elemente enthalten seien, legte Sophie v. Torma in einer besonderen Schrift „Ethnographische Analogien, ein Beitrag zur Geschichte und Entwicklung der Religionen“ (1884) dar. Andere Arbeiten Sophie v. Tormas erschienen in Fachzeitschriften und in den Berichten über die Verhandlungen des Anthropologenkongresses. Es ist Sophie v. Torma vielfach nachgelagt worden, daß sie in ihren Schlüssen allzu kühn sei. Anerkannt aber wird allgemein der Eifer und die Thatkraft, mit denen sie der wissenschaftlichen Arbeit oblag.





Unter den Prachtwerken für den Weihnachts-
 risch möchte dieses Jahr in erster Linie das im
 Verlage von J. J. Weber, Leipzig, erschienene
 Werk: „Das goldene Buch des deutschen Volkes
 an der Jahrhundertwende“ in Betracht kommen.
 (Preis 40 Mark.) Als „eine Überschau vater-
 ländischer Kultur und nationalen Lebens in 76 Ein-
 zeldarstellungen aus der Feder hervorragender Fach-
 männer, über 1000 Bildnissen, Aussprüchen und
 Lebensbeschreibungen lebender deutscher Männer
 und Frauen und 37 Kunstbeilagen“ führt es sich
 ein. In seinen einzelnen Abteilungen — 1. das
 deutsche Staatswesen an der Jahrhundertwende,
 2. die deutsche Wissenschaft an der Jahrhundert-
 wende, 3. das Wirtschaftsleben des deutschen
 Volkes an der Jahrhundertwende, 4. die deutsche
 Kunst an der Jahrhundertwende — bietet es eine
 Übersicht über den Stand der gegenwärtigen
 deutschen Kultur, die wohl geeignet ist, als Kom-
 mentar zu den stolzen Einführungsworten zu
 dienen, mit denen Julius Lohmeyer im Namen der
 Schriftleitung den Band eröffnet. Das beigeigü-
 reiche biographische Material giebt eine willkommene
 Bervollständigung. Daß das Buch in seiner Aus-
 führung, vor allen Dingen in seinen Kunstbeilagen,
 das denkbar Vollkommenste bietet, das bedarf bei
 diesem Verlag kaum der Erwähnung.

Auch auf die vollendet vorliegenden Jahr-
 gänge des „Museum“ (Verlag von J. Spemann,
 Berlin und Stuttgart) und des Werks: „Das
 neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen“ (Berlin,
 Photographische Gesellschaft) möchten wir nicht ver-
 fehlen hinzuweisen. Wir haben beide schon häufig
 in dieser Zeitschrift auf das wärmste empfohlen
 und können nur bei jeder neuen Vieserung die Vor-
 züglichkeit des Gebotenen wieder rühmend an-
 erkennen. Beide Werke werden als Festgabe in
 hohem Maße willkommen sein.

„Kleefeld.“ Roman von Ernst Heilborn.
 (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf.
 Preis elegant gebunden 3 Mark.) Ein Band, in
 den man sich mit Behagen einspinnt. Er hat den
 nie verlagenden Reiz liebevoller Beobachtung intimen
 Lebens, der heute bei aller Realistik so selten ist,
 da seine Voraussetzung nicht nur kalttönige Lebens-
 photographie, sondern warme, künstlerische Durch-
 dringung ist. — Der Roman sieht es nirgendes
 auf „Effekte“ ab; die Geschichte eines Paares, das
 sich nicht nimmt, obwohl es einander liebt, arbeitet
 mit feinen und feinsten Mitteln. Der sich überall
 „anfassende“ Regierungsbeamte, der sich mit seinen
 nicht in die Karriere passenden Privatüberzeugungen

abzufinden versteht, ohne doch in Strebertum zu
 verfallen und an Selbstachtung einzubüßen, dürfte
 selten besser gezeichnet sein. Auch die Nebenfiguren
 kommen vorzüglich heraus, und das „Milieu“
 dürfte man als Berlin erkennen, auch wenn in
 alter Weise S. oder N. als Ort der Handlung
 genannt worden wäre. Und den feinen Reiz, den
 die Gestaltung hat, bietet auch die Sprache.
 Überall natürlich, und doch zugleich von der He-
 herrschung der Ausdrucksmittel zeugend, die nur die
 künstlerische Durchbringung des Stoffes ermöglicht.

„Geschichten und Gestalten aus den Alpen“
 von Peter Rosegger. (Leipzig, Verlag von
 Philipp Reclam jun. Universal-Bibliothek Nr. 4000
 Preis 20 Pf.) Einen Band Rosegger hat uns
 Philipp Reclam zum „4000“ Jubiläum seiner
 Universalbibliothek beschenkt. Das war ein guter
 Einfall. Denn Rosegger, der Poet aus dem Volk,
 der gleichzeitig von allen Lebenden wohl am besten
 die Gabe besitzt, die Schranken der „Literatur“
 zu durchbrechen, volkstümlich zu sein und auch dem
 minder Gebildeten zu Herzen zu reden, Peter
 Rosegger, paßt recht dazu, das Jubiläum dieses
 volkstümlichsten aller deutschen Buchhändlerunter-
 nehmen zu feiern. Und gut geraten ist dem Rosegger
 das neue Büchlein. Klar und Anteilnahme heischend
 treten diese Gestalten aus den Alpen vor den Leser
 hin, und wenn sie eine Weisheit bringen, so ist's
 zumeist die Lehre der Liebe und Duldsamkeit, die
 sie in ihren Schicksalen, nicht in langatmigen Aus-
 führungen predigen. Besonders beherzigenswert
 aber ist die pädagogische Vorlesung, die am Schluß
 des Bändchens der „Mann von fünf Jahren“ hält.
 Möchte sie andächtige Zuhörer finden!

„Belträtsel.“ Gemeinverständliche Studien
 über monistische Philosophie von Ernst Haedel.
 (Bonn 1899. Verlag von Emil Strauß. Preis
 8 Mark.) Als eine Zusammenfassung der Resultate
 seiner Lebensarbeit sieht Ernst Haedel, der berühmte
 Jeneser Naturforscher, dies Buch an. Was ihm
 in langem Streben nach Erkenntnis zu Wahrheit
 geworden ist, will er dem deutschen Volk übermitteln.
 In klarer, schöner, stellenweise schwungvoller Dar-
 stellung führt er die Probleme über Entstehung und
 Natur des Menschen, über Wesen der menschlichen
 Seele, ihre Keimgeschichte, ihre Unsterblichkeit, über
 die Entwicklungsgeschichte der Welt und die Einheit
 der Natur, über Gottglauben und Christentum,
 seinem Leser vor, und eindringlich sucht er seiner
 Wahrheit Gehör zu schaffen. Vieles lehrt er,
 und vieles darf man dankbar von ihm lernen. Und
 wohlthuend tritt dem Leser die Überzeugung vor die

Seele, daß der Mann, der aus diesem Buche spricht, mit seiner ganzen Persönlichkeit seine Ansichten zu vertreten bereit ist, daß er ohne Abzüge und ohne Verheimlichungen seine ganze Wahrheit giebt. Aber eben auch nur seine Wahrheit. Zum Teil ist die schroffe Einseitigkeit, mit der Haedel den materialistischen, richtiger monistischen Standpunkt vertritt, ein Vorzug des Buches: es giebt ihm Persönlichkeitsreiz. Zum weitaus größeren Teil aber stellt sie eine Schwäche des Werkes dar. Auf jeder Seite möchte und muß man widersprechen, und nicht nur deshalb, weil man zufällig anderer Ansicht ist, sondern weil Haedel durchgehend Fragen als gelöst und Sätze als bewiesen ansieht, die durch ihn so ungelöst und unbewiesen bleiben, als sie es vordem waren. Und mit Kümmerniß sieht man den großen Gelehrten auf Abwegen, die aus dem Gebiet seiner Wissenschaft hinausführen, wandeln, Abwege, die ihm zu Irrwegen werden. Die spezifisch philosophischen Ausführungen Haedels beweisen nicht nur erschreckende Unkenntnis der Geschichte der Philosophie, sondern, was schlimmer, bedenkliche Ungeschultheit in philosophischem Denken überhaupt. Und Haedels Ausführungen zur Geschichte und Entstehung des Christentums sind — platt. Das ist das unabwiesbare Urteil, das sich nicht nur dem gläubigen Christen, sondern jedem etwas tiefer veranlagten Menschen, auch jedem Ungläubigen aufdrängen muß. Zum Überfluß hat Professor Dr. Loofs in Nr. 45 der „Christlichen Welt“ noch nachgewiesen, daß Haedels Unkenntnis auf historisch-theologischem Gebiet so groß ist wie sein Mangel an Verständnis. Wie dem auch sei: dem Leser, der selbst zu denken vermag und seine Anschauungen mit denen Haedels gleichsam konfrontieren möchte, die einen an den andern zu messen, wird die Lektüre dieses „Buchs des Widerspruchs“ viel Genuß bereiten. Selbstdenkenden Lesern ist das Buch trotz seiner Mängel, zum Teil um seiner Mängel halber, warm zu empfehlen. Wärmer aber noch sei Vorsicht empfohlen in seinem Gebrauch!

„Der Sänger.“ Roman von Adolf Wilbrandt. 3. Auflage. (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandl. Nachfl.) Raum möchte es zur Zeit einen Schriftsteller geben, dessen Eigenart so unverkennbar wäre wie Wilbrandt. Und zwar charakterisiert ihn weniger Stil und Führung der Ereignisse als seine Weltauffassung, die immer irgendwo zwischen den Zeilen hervorschaut, am liebsten aber seinem Helden okuliert wird. Diese Weltauffassung hat als Grundzug eine Lebensfreudigkeit, die auf das wohlthuendste gegen den landläufigen Pessimismus, gegen moderne Blasiertheit absticht. Diesen väterlichen Zug verleugnet auch Ernst Prinzinger nicht, der nach berühmten Mustern vom Schlossergesell den mühsamen Aufstieg zum gefeierten Opernsänger vollzieht. Auf ihn und den Professor Kirchheim nebst Tochter, die er als Schwiegervater und Gattin seinem Helden bestimmt hat, erzieht Wilbrandt das ganze reiche Jüllborn dichterischen Segens; Menschen von Gottes Gnaden stellt er hin, sich und uns zur Freude. — Natürlich ist es nicht des Dichters Absicht, aber es kommt doch diesmal so etwas wie eine Tendenz bei dem Roman heraus. Aber diese Tendenz ist eine gesunde: er predigt das Evangelium der Arbeit. Der müßige Genußmenschen findet ein schmähtliches Ende; der freudige Arbeiter meistert das Leben. Das kommt

aber nicht in der Art der moralischen Erzählungen heraus: es sind einfache, überzeugend sich aufdrängende Facits aus Charakter und Verhältnissen, lebenswahr wie alles, was Wilbrandt schreibt, und doch einem höheren Prinzip sich unterordnend, das nur der erkennt, der menschliche Verhältnisse und menschliches Handeln aus der Höhe der Idee zu schauen gewohnt ist und dem sich eben darum manches anders gruppiert als dem Thalbewohner.

„Handbuch der praktischen Zimmergärtnerei“ von Max Hessdörfer. Zweite Auflage. Lieferung 2-7. (Berlin 1899. Verlag von Gustav Schmidt vorm. Robert Oppenheim. Preis pro Lieferung 75 Pf.) Wir haben diese Neuauflage des verdienstvollen Buches bereits empfohlen, wir thun es wieder. Was an dem Buch so reizvoll ist, ist, daß es zu selbständiger Blumenpflege ermuntert und anleitet. Es ist frei von allem theoretischen Wust und macht einem Lust, Hand anzulegen und die angeratenen Pflanzungen und Pflegemaßregeln selbst vorzunehmen. Es ist in hohem Maße ein anregendes Buch. Dabei legt es keinerlei Kenntnisse voraus und ist deshalb für den — Großstädter besonders brauchbar.

„Über den hohen Bergen.“ Bauerngeschichten von Björnstjerne Björnson. 2 Bände. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Preis elegant gebunden 10 Mark.) Alljährlich pilgert ein Heer von Großstädtern in die hohen Berge hinauf, um dort led zu werden, was eine mehr und mehr von der Natur sich lösende Kultur an schädlichen Einwirkungen aufspeichert hat. Und mit wahrer Andacht genießen sie die ersten Züge reiner, unverfälschter Höhenluft. — So etwa ist einem zu Mut, wenn man, aus der schwülen Atmosphäre gewisser moderner Dichter kommend, die reine, gesunde Luft dieser Höhengeschichten atmet. Sie stammen aus Björnson's erster Zeit, und man muß es dem Verleger Dank wissen, daß er uns, einer persönlichen Vorliebe folgend, gerade diese Erzählungen durch die geschickte Feder von Mathilde Mann in ein Deutsch hat bringen lassen, das nirgends die Überlesung verrät. — Man weiß kaum, welcher von den Erzählungen man den Vorzug geben soll. Vielleicht liegt am meisten von dem goldigen Schimmer echter Hochlandspoesie auf der Erzählung „Arne“, deren Titelheld, selbst ein Dichter, so manches von dem verkörpern mag, was sein Schöpfer innerlich durchlebt hat. Die eingestreuten Lieder, von Georg Wustmann mit seiner Nachempfindung verdeutschet, tragen den Stempel jener Poesie, die unbewußt zu Worten sich fügt, die man selbst nicht kennt, der Gedichte, bei dem es dem Dichter ist, „als habe jemand anders für ihn zurecht gelegt.“ — Die Ausstattung ist höchst geschmackvoll.

„Gut und Böse.“ Fragmente zur Ethik und Psychologie aus der Weltliteratur, gesammelt und herausgegeben von Dr. Paul von Bizzi. (Berlin, Ferd. Dummler, Preis 7,50 Mark.) Der Herausgeber bietet hier den dritten Band des Sammelwerks: „Vom Baume der Erkenntnis.“ Er ist in ähnlicher Weise wie die früheren angeordnet und behandelt speziellere ethische Probleme. Die Angabe des Inhaltsverzeichnis orientiert wohl am besten über den Gang, den der Herausgeber dabei verfolgt: 1. Die sittliche Entwicklung des Menschengeschlechts. 2. Die Menschennatur. 3. Epe

ismus und Altruismus. 4. Die wichtigsten Sanktionen der Moral. 5. Die Rücksicht auf unser eigenes Wohl. 6. Die Pflichten gegen den Nächsten. Diese Abschnitte sind in sich noch reich gegliedert, so daß die einzelnen ethischen Probleme, wie sie sich in den Literaturen der Völker darstellen, klar herauskommen. Zu den interessantesten Kapiteln möchten die über Wahrhaftigkeit und Lüge, Toleranz und Überzeugungstreue, sowie das über die öffentliche Meinung gehören. — Wir weisen bei dieser Gelegenheit nochmals auf die ersten beiden Bände des interessanten Sammelwerks hin: 1. Grundprobleme, 2. Das Weib, die in dem gleichen Verlag zum Preise von je 7,50 Mark erschienen sind.

„**Wendula**“, die letzte Nonne von Rastenberg. Geschichtlicher Roman aus der Reformationszeit, nach Spuren der Chronik erzählt von A. Schreckendach. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung. Preis 2,50 Mark.) Wendula ist kein moderner Roman, trotzdem er die Jahreszahl 1900 trägt. Es ist deutlich zu erkennen, daß sein Verfasser bei Freitag, Scheffel, Wolf, W. Alexiz gelernt hat. Die Größe und Originalität eines „**Elkehard**“ oder „**Soll und Haben**“ wird nicht erreicht. Aber es ist etwas Eigentümliches in diesem Buch, das den Leser reizt, festzustellen, warum er an solch unmoderner Lektüre doch Gefallen finden muß, und warum er gerade sehr jungen Menschen gern dergleichen in die Hände gäbe, lieber als fast alle echt modernen Romane.

Ja, warum? Zweierlei scheint mir der Grund zu sein. Erstens: es ist eine gesunde Lektüre. Moderne Seelenanalysen, wie sie besonders die Nordländer schreiben, wie sie Maeterlincks Schriften in gesteigerter Form darstellen, sind sehr reizvoll. Aber es ist eine gesuchte, raffinierte Einfachheit in diesen Darstellungen, die uns die Freudigkeit beim Lesen rasch nimmt. Zweifelloß: sie machen unsre ohnehin schon nervöse Jugend leicht noch geneigter, überall zu viel zu sehen, und — um mit Keller zu reden — ihre tief bewegten Lebensläuschen für zu wichtig zu halten. Das führt zu krankhafter Steigerung des Empfindens und Schwächung der jugendliche Kraft des Fortschreitens auch über Gräber und Schmerzen.

Und nun der zweite Grund: es gibt sehr wenige moderne Romane und Gedichte, die mit treuem Fleiß gearbeitet sind. Nur wenige verstehen noch zu feilen, zu sondern, auszustreichen, was im Laufe der Arbeit nebensächlich wird. Alles soll auf einen Wurf gelingen, und das Kleinste hat die größte Bedeutung. Unser Verfasser hat unbestritten frische Erfindung, nur selten durch ein wenig Gelehrtenpedanterie gehemmt, für sich; ja, zuweilen reißt er uns mit fort durch die dramatische Gedrängtheit der Konflikte. Aber er hat sein Werkchen zugleich mit liebender Hingabe geschaffen. Ein Roman, der so freudige Spuren der Arbeit trägt, ist heilsam zu lesen für jeden, der seinen Stil noch bilden muß, und erfreulich für den schon im Geschmack Geseftigten.

Nun ist unlegbar, daß die Mängel des vorliegenden Romans ebenso klar zu Tage treten, wie die besprochenen Vorzüge. Bei Goethe und Gottfried Keller finden wir feinste psychologische Analyse mit freischaffender, thatenfreudiger Phantasie verbunden. Sorgfältigste Durcharbeitung des Einzelnen wie des Ganzen vollenden fast jedes ihrer

Erzeugnisse zu einem unnachahmlichen Kunstwert. Darum sind beide so „modern“ für unser Gefühl und doch ohne jeden Anflug des Krankhaften.

Welcher Weg aber sicherer zu gleich reinen Höhen führt, der, den unsre „**Wendula**“ darstellt, oder der, den unsre Jüngsten gehen, ob überhaupt einer von beiden allein, das mag der moderne Leser selbst prüfen.

„**Die Familie Schrötter**.“ Erzählung für junge Mädchen und deren Mütter. Von Marie Silling. Mit 60 Textbildern, von Prof. Maxim. Schaefer. 2. Auflage. (Berlin, Herm. J. Weidinger.) Das Buch bietet eine gesunde und zugleich anregende Lektüre. Es führt uns in das Familienleben eines deutschen Hauses ein, in Menschenlust und -leid, und begleitet die Töchter dieses Hauses hinaus in das Leben und in die eigene Häuslichkeit, ohne aber den abernen Batsfischen anzuschlagen, der unsre deutsche Mädchenlektüre so bedenklich macht. Die hübsche Ausstattung des Buches mit wirklich künstlerischen Illustrationen wird ihm als Weihnachtsgabe eine besonders freundliche Aufnahme sichern.

Das Gleiche dürfte von den Büchern von Tony Schumacher gelten: „**Mütterchens Hilfstuppen**“ und „**Keine Langeweile**“ (Stuttgart, Levy & Müller, Preis eleg. geb. 3 Mark). Wenn die Kinder auch hier noch etwas stillisiert erscheinen — es ist fraglich, ob sich das in Kinderbüchern ganz wird vermeiden lassen —, so enthalten doch beide Bücher so viel Gesundes, daß sie durchaus zu empfehlen sind. — „**Die sieben kleinen Waldens**“ von J. v. Garten (Stuttgart, Wilh. Ritzschke) giebt eine lebendige Schilderung des fröhlichen Landlebens, in die freilich die pädagogischen Betrachtungen der Verfasserin etwas zu schulmeisterhaft hineinragen. Bedauerlich ist auch, daß die Verlagsbandlung so wenig künstlerische Illustrationen an das Buch gewandt hat.

Für die ganz Kleinen wird eine hübsche Neuheit durch Ernst Brausewetter geboten: „**Knecht Ruprecht**“, ein Kinder-Weihnachtsblatt. (Verlag von Schaffstein & Co., Köln a. Rh.) Es ist hier der Versuch gemacht, wirkliche Künstler sowohl für den Text als für die Illustrationen und Kompositionen heranzuziehen, ein Versuch, der als durchaus gelungen bezeichnet werden muß, wenn wir auch mit Herrn Caesar Flaischlen rechten müssen, der seinem Hans die unpädagogische Lehre giebt:

„Merk dir, kleine Mädchen weinen,
Jungen, Hanschen, thun das nicht.“

„**Astrophysik**“, die Beschaffenheit der Himmelskörper. Von Dr. Walter Wislicenus, außerordentlicher Professor an der Universität Straßburg. Mit 11 Abbildungen. (Leipzig, G. J. Göschen. Preis in elegantem Leinwandband 80 Pf.) Das steigende Interesse, das auch die Laienwelt an der Astrophysik nimmt, läßt es ganz besonders dankenswert erscheinen, daß die handliche und praktische „**Sammlung Göschen**“ nunmehr auch dieses Bändchen geboten hat. Der Name des Verfassers spricht genügend für sich selbst, so daß wir die Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit des Gebotenen kaum besonders hervorzuheben brauchen.

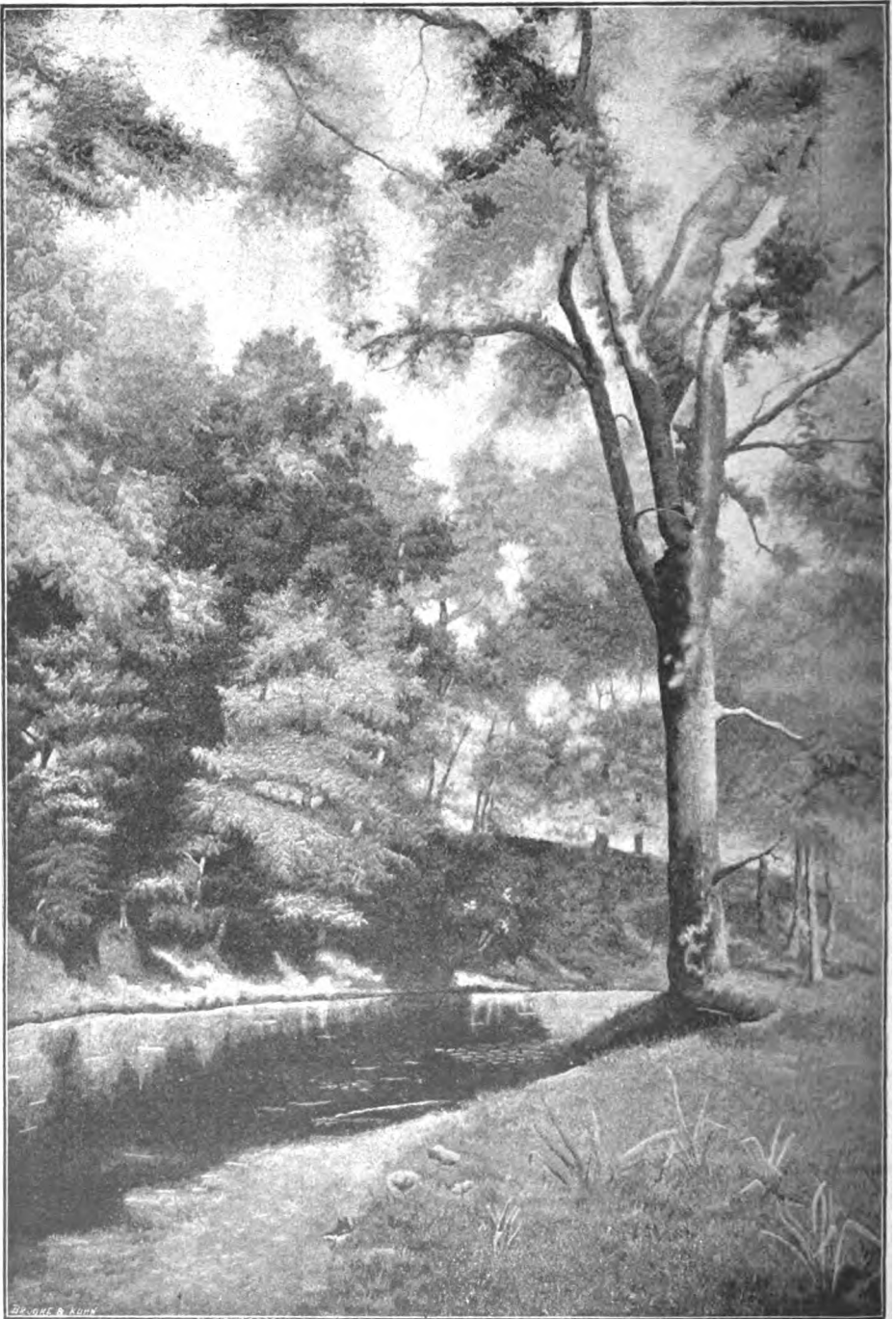


Abbildung einer Kunstfickerei,

ausgeführt ohne besondere Apparate auf einer Familien-Nähmaschine der **Singer & Co. Akt.-Ges.** (frühere Firma G. Heidlinger), Hamburg.

In sämtlichen Filialen Deutschlands, sowie in Berlin W., Leipzigerstraße 86, wird in dieser Technik **Gratis-Unterricht** erteilt. (Vergl. Dezember-Nummer des vorigen Jahrgangs.)

„Kürschners Jahrbuch“ für 1900 (Berlin, Leipzig, Eisenach, Hermann Köllger Verlag. Preis 1,50 Mark) bietet wieder eine riesige Fülle von Material. Man kann sich darin in der Kürze so ziemlich über alles, was das öffentliche Leben angeht, orientieren. Das bevorstehende neue Jahrhundert bot mancherlei Anlaß zu rückschauenden und ausblickenden Artikeln. Die Fragen: wann beginnt es? wie berechnet man Daten und Tage darin? wer regierte vor 100 Jahren? wie stand es um die Einwohnerzahl großer Städte im Vergleich zu heute? u. s. w., finden darin ihre Beantwortung. Es ist für den Schreibtisch ein äußerst bequemes Handbuch, wenn es gilt, sich rasch über den Stand wirtschaftlicher, kommunaler, Verkehrs- u. Angelegenheiten einen orientierenden Überblick zu verschaffen. Auch Wohlfahrtsangelegenheiten und Frauenfrage finden darin die gebührende Berücksichtigung. Ein wesentlicher Vorzug ist das gegen früher bedeutend klarere Sachbild, das den Gebrauch des Jahrbuchs wesentlich erleichtert.

„Reinholds Juristische Handbibliothek“, redigiert von Max Hallbauer, Königl. Sächsischem Oberlandesgerichtsrat in Dresden. Band 100: Das neue Testamentenrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Eine gemeinverständliche Darlegung des neuen Testamentenrechts, zugleich ein Hilfsbuch für die, welche einen letzten Willen errichten wollen, von Max Hallbauer, Königl. Sächsischem Oberlandesgerichtsrat in Dresden. Band 101. Das neue Vormundschaftsrecht des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches. Eine gemeinverständliche Darlegung des Vormundschaftsrechts, zugleich ein Hilfsbüchlein für Vormünder von M. Hallbauer & M. Thieme-Garmann. (Leipzig, Albert

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonparelle-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigenannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“, Berlin S., Stallschreiberstraße 34/36.

Milch leichter verdaulich.

Oft können Kinder und Kranke die nahrhafte Milch nicht tragen, weil sie im Magen gerinnt. Diese werden es mit Freuden erfahren, daß, wenn Milch mit ein wenig Mondamin gekocht wird, dieselbe bedeutend leichter verdaulich und selbst schwachen Magen zuträglich wird. Säuglingen ist nur Milch zu geben, aber nach Durchbruch der Zähne, wenn Zusatz zur Milch erwünscht wird, ist Mondamin in hohem Grade dazu geeignet. Mit Milch gekocht, bietet Mondamin eine wirklich nahrhafte Kost, welche alle Bestandteile zum Aufbau des Körpers besitzt. Die alleinigen Fabrikanten für Mondamin sind Brown & Polson, welche einen mehr denn 40jährigen Weltruf besitzen. Es ist erhältlich in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor

ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122 c., Gartenhaus III.

Sprechstunde 2-4.

Selke-Photosculpt.-Ges. m. b. H.

Leipziger-Straße Nr. 128

vis-à-vis Königl. Kriegsministerium.

Herstellung von naturgetreuen künstlerischen

Portrait-Reliefs

durch eine photographische Aufnahme von wenigen Sekunden.

Ausführung von

Tauf-, Hochzeits-, Jubiläumsmedaillen, Plaquetten, Grabreliefs etc.

bis Lebensgröße von 2 Mark aufwärts, in Bronze, Marmor, Terracotta, Elfenbeinmasse etc.

Atelier für photogr. Portrait-Sculpturen.

Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Bänderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten u. s. w. gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eismitteln, welche bei Mästarmit (Weichsucht) u. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2 wird mit großem Erfolge gegen Abacitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1.—

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Berger [Serigische Buchhandlung]
Preis geb. à 2,50 Mark).

Meinholds Juristische Handbibliothek zeichnet sich bei gediegener äußerer Ausstattung durch klare, übersichtliche Anordnung, Handlichkeit und Zuverlässigkeit aus. Das gilt auch von den vorliegenden Bändchen, die für unsern Leserkreis ein besonderes Interesse haben dürften. Die vielen praktischen Beispiele werden ganz besonders willkommen sein.

Von dem „**Illustrierten Konversationslexikon der Frau**“ ist seither Lieferung 15—18 erschienen. Die letzten Lieferungen bringen ausgezeichnet orientierte Artikel aus dem sozialen Gebiet: Industriearbeiterin, Kinderarbeit. Jedenfalls liegt in den Arbeiten auf diesem Gebiet eine der besten Leistungen des Werkes. Wir verweisen ferner auf die Artikel: Journalistin, Kinderernährung, Kinderkrankheiten. Der erste Band des Werkes ist soeben zur Ausgabe gelangt; der zweite Band soll Mitte Dezember erscheinen. Der den Vereinen zugestandene Vorzugspreis für die Lieferungs Ausgabe wird noch bis zum 31. März 1900, und zwar jetzt auch für die gebundene Ausgabe, aufrechterhalten.

„**Das Goldene ABC**“ für Mütter, Großmütter und Kindergärtnerinnen von Therese Foding. (Hamburg, Otto Meißner.) Das Buch ist aus der reichen Praxis heraus entstanden, auf die Therese Foding zurückblicken darf. Es giebt unter alphabetisch geordneten Stichwörtern allerhand praktische Erziehungsregeln in einfachster Sprache und mit aus dem Leben gegriffenen Beispielen. So wird es vor allem auf dem Lande und in der kleinen Stadt, in der es an voll ausgestatteten Kindergärten fehlt, ein willkommenes Ratgeber sein.

„**Deutscher Frauenkalender**“.
Illustriertes Jahrbuch für 1900.
Herausgegeben von Anna Bauer.
(Stuttgart, Buchhandlung für Innere Mission.) Der von uns schon mehrfach besprochene Kalender, der bisher in der Form eines Abreißkalenders erschien, wird im 3. Jahrgang in Form eines mit Illustrationen reich versehenen Büchleins zum Preise von 1 Mark geboten.



**Illustriertes
Konversations-Lexikon
der Frau.**

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.
40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Mk.
(Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.)

für
Frauenvereins-Mitglieder
beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum
Vorzugspreis
von 40 Pf. = 24 Mk. pro Lieferung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Keefeld.

Roman

von

Ernst Heilborn.

Preis gebettet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der Roman enthält ein Lebensbild aus der heutigen Zeit, treu nach der Wirklichkeit mit seinem Stift gezeichnet. Im Mittelpunkt steht ein Mann, der die Ideale beiseite schiebend, nur die „Nichtsnur“ kennt und darüber, harrt das Glück zu erreichen, in seiner Laufbahn und in seiner Liebe scheitert. Das alles und dazu der Kreis kleiner Leute, aus dem er emporgewachsen, ist mit Sorgfalt beobachtet und mit allen Mitteln intimer Kunst dargestellt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

„Geinrich Seibels erzählende Schriften.“ Von dieser schönen Ausgabe, die die Cottasche Verlagshandlung in Stuttgart zu dem billigen Preise von 40 Pf. die Lieferung in 53 Lieferungen veranstaltet, ist soeben das 8. hübsch ausgestattete Heft erschienen. „Leberecht Hühnchen“, dies kleine Meisterwerk des Verfassers, liegt damit vollständig vor; Lief. 8 bringt außerdem noch „Daniel Siebenstern“ und den Anfang von „Das Atelier“. Es werden von der Verlagshandlung elegante Einbanddecken à 60 Pf. (im ganzen sieben) hergestellt.

Kleine Mitteilungen.

Die von dem verstorbenen Prof. Emil Breslaur im Jahre 1878 begründete musikpädagogische Zeitschrift: „Der Klavier-Lehrer“, ist seit der Krankheit und dem Tode ihres Begründers von Fr. Anna Morisch, Musikschritstellerin und Direktorin eines Musik Institutes zu Berlin, provisorisch geleitet worden und wird jetzt selbständig von ihr fortgeführt.

Preisaußschreiben. Die in Stuttgart erscheinende illustrierte Zeitung „Ueber Land und Meer“ hat ein Preisaußschreiben erlassen. Gegenstand desselben ist eine Novelle, Blanderei oder Humoreske im Umfange von mindestens einer und höchstens drei Spalten des Textes der genannten Zeitschrift (zu je etwa 1500 Silben). Die Wahl des Stoffes ist den Einsendern vollständig freigestellt, mit der einzigen Einschränkung, daß Stoffe rein wissenschaftlichen und belehrenden Inhaltes ausgeschlossen sind. Für die beste Lösung der Aufgabe ist ein Preis von 1000 Mark, für die zweitbeste ein solcher von 500 Mark und für die drittbeste ein solcher von 300 Mark ausgesetzt. Als Preisrichter fungieren die Herren Dr. Ludwig Fulda, Freiherr Georg von Ompteda, Richard Hof sowie die Redaktion von „Ueber Land und Meer“. Die Formlichkeiten der Einsendung sind die bei Preisaußschreiben üblichen; näheres darüber enthält die letzte Nummer des alten und die erste Nummer des neuen Jahrgangs. Letzter Termin für die Einsendung ist der 31. Dezember 1899; das Urteil des Preisgerichts wird am 31. März 1900 verkündigt werden.

Was giebt es Herrlicheres

als eine Tasse

**Hausen's
Kasseler Hafer-Kakao**

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarmer, Magen- und Darmleidende.

Nur echt in blauen Cartons von 27 Würfeln = 40—50 Tassen zu Mk. 1.—

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (50)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

**Tropon-Chocolade
Tropon-Cacao**

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts 3fachen Nährwert gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.

Alleinige Fabrikanten

Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

Carl Dunder's Verlag, Berlin W. 35.

Zur Frauen-Frage

von **Elisa Fehnhauer**.

1. Folge II. Auflage. . . Mk. 1.20.
2. —
Wir empfehlen dieses Buch allen denen, welche sich mit dem äusseren Stand der Frauen-Bewegung bekannt machen wollen. (Neue Bahnen 1. November 1899).

Stellenvermittlung

des **Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins**.
Zentralleitung: Leipzig, Hofstraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: **Frl. Hübner**, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/28—1/24. [2]

Handelsinstitut für Damen

von **Frau Elise Drewitz**, [1]
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrkr. Mk. 50. Stellenvermittlung. Pensionsnachweis.

Internationales Heim,

Berlin SW., Fallesstraße 17, I.
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis 5. geteilt. Jim. 2 Mk. b. eigen. Jim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung. des Zimmers pro Tag. [6]

Mrs. Selma Spranger
Vorsteherin.

Das photographische Atelier

Frau Gertrud Bierenk,
Neue Friedrichstr. 70,

empfehl. sich zur Anfertigung aller modernen Photographien zu billigen Preisen. Gruppenaufnahmen auch außer dem Hause.

Neue Bahnen

Organ des **Allgemeinen Deutschen Frauenvereins**.

Herausgegeben von [40]
August Schmidt.

Das Blatt erscheint 14 tglig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer**.



Singer Nähmaschinen

für Handgebrauch, Kunstnäherel und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdienen ihren Ruf der musterzünftigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle deren Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Handgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstnäherel.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

frühere Firma: G. Uebinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
verschert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Druckfachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12]

Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Mrs Bowen**; **Frl. Adesmann**, Vorsteherin des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und **Frl. Helene Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnung etc.

Damen-Loden,

Cover-Coat, Tuchs, Cheviot etc. etc., ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten, decatirt u. nadelfertig, f. Reiso, Sport u. Fahrrad geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab Loden-Mäntel 16,50 M., Costume 18,00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Unterricht in der * * *

* Handschriftendeutung!

10 Unterrichtsbriefe. Beste Empfehlung. Prop. grat. u. fr. durch die Graphologische Austauschstelle (best. seit 1892) von **Frl. S. B. Wieland**, Tübingen, Hölldorlinstr. 4.

Familien-Pension I. Ranges

von
Elisabeth Joachimsthal [23]
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das Placierungs-Bureau

von **Frau Joh. Simmel**,
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Linstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kinderärztinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Vakanten werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2 % des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibegelder. [10]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: **Helene Lange**, Berlin. — Verlag: **W. Moeser Hofbuchhandlung**, Berlin S. Druck: **W. Moeser Hofbuchdruckerei**, Berlin S.



Zur Jahrhundertwende.

Ich sah die Menschheit stehn am Strom der Zeit;
 Der wählte seine Wasser trüb und träge.
 Und einer rief's: O wär's nicht Seligkeit,
 Zu wissen, was am andern Ufer läge!

Und einer sprach's: Ein neues Zeitalter,
 Ein neu Jahrhundert winkt am andern Strand
 Und neuer Jugend glückgebornes Sein:
 Hinüber, Menschheit, und das Glück ist dein!

Da kam ein Rassen in die bunte Schar
 Den Strom hinab, ob nirgend seine Breite
 Sich ragen möcht' zum Fließlein seicht und klar,
 Daß es der Fuß der Menschheit überschreite.

Und seh und seh, es fand die Furt sich vor,
 Hell schlug die Kunde an der Menschheit Ohr,
 Von allen Türmen alle Glocken klangen:
 Ein neu Jahrhundert ist uns aufgegangen!

Und wieder hin durch weite Ufer schwoll,
 Unüberbrückbar breit, der Strom der Zeiten,
 Und wieder stand die Menschheit sehnsuchtsvoll
 Und wünscht' das andre Ufer zu beschreiten.

Und wenn ihr wieder eine Furt sich fand,
 Dann tönten Glocken feiervoll durchs Land:
 Nun muh sich wenden aller Dinge Lauf,
 Ein neu Jahrhundert ging uns strahlend auf!

Und immer schwillt der Zeitalterstrom zum Meer,
 Ob er noch eben erst ein Bach geworden;
 Und immer wankt die Menschheit hin und her
 In ewigem Sehnen nach der Zukunft Borden.

Und wieder seh ich sie am Rande stehn,
 Und wieder hör ich alle Glocken gehn:
 Bald werden wir an sel'gen Ufern landen —
 Ein neu Jahrhundert ist uns hell erstanden!

Paul Schettler.

Frauenfragliches zur Jahrhundertwende.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Es giebt Jahrhunderte, die mit Jünglingsaugen dem Tode entgegengehen, der neuem Leben die Bahn eröffnen muß, und solche, die matt, entnervt, mit müdem Greiseschritt' der Grube zuwanfen. Von der ersten Art war das vorige; zur zweiten will man das unsere rechnen. Und wenn ein Philologe späterer Jahrhunderte nach exakter psychologisch-kritischer Methode den Stimmungsgehalt des unsren festlegen wollte, indem er die in der Litteratur am häufigsten vorkommenden Schlagworte seiner Bestimmung zu Grunde legt, so würde *Décadence*, *Epigonentum*, *Fin de siècle*-Ekel ihm genugsam entgegentreten, um auch ihn zu diesem Schluß kommen zu lassen.

Aber nicht alle Gestalten an der Jahrhundertwende tragen den Stempel des Dekadententums. Ein junges, siegsicheres Leben leuchtet von vielen Gesichtern. Neue Überzeugungen, die der Umsezung in die That harren, haben es gegeben. Alte Erscheinungsformen werden, wenn auch zunächst nur in der Theorie, gesprengt; die Neugestaltung ganzer Lebensgebiete unter dem Gesetz sittlicher Selbstbestimmung wird in Angriff genommen.

Unter den Gestalten aber, die neue sittliche Ideale mit ihrem unwiderstehlichen Zauber ergriffen haben, tragen nicht wenige ein weibliches Antlitz. Auch ihre Augen sind jung. Sie wissen: die Sonne des neuen Jahrhunderts wird auch der Frau leuchten.

Und diese Überzeugung wird sie nicht betrügen. Das Facit, das sie am Vorabend des zwanzigsten Jahrhunderts ziehen, darf sie befriedigen.

Bei einem Antiquar stöberte ich vor kurzem ein Buch auf, das ich mit großem Interesse durchstudierte: „Historisches Gemälde der Lage und des Zustandes des weiblichen Geschlechts unter allen Völkern der Erde von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten,“ entworfen nach Meiners von Johann Joseph Abel. Ein Lesebuch für Töchter der höheren und mittleren Stände. Leipzig, bei August Schumann. 1803.

Um die vorige Jahrhundertwende also hat sich ein Mann die Mühe gegeben, den „Zustand des weiblichen Geschlechts“ einer eingehenden Betrachtung zu unterziehen. Weniger dieser Zustand selbst, der ja aus besseren Quellen studiert werden kann, als die sich daran knüpfenden Erwägungen des Verfassers, offenbar eines vorurteilslosen, wohlwollenden, gebildeten Mannes von guten, geistigen Fähigkeiten, bieten ein lebhaftes Interesse. Charakteristisch erscheint, daß die Betrachtung der europäischen Frau der neueren Zeit stets bei Frankreich einsetzt; die französischen Könige grenzen die Epochen ab, innerhalb deren zuerst die französische Frau, dann „der Zustand des weiblichen Geschlechts unter den übrigen gebildeten europäischen Völkern“ betrachtet wird. Am charakteristischsten aber ist der Schluß, den der Verfasser einem Anonymus entlehnt haben will, aber durch die Empfehlung „tiefer Beherzigung“ zu seinem eignen macht. Er warnt die Mädchen davor, leichtsinnig die Möglichkeit der Ehe zu verwerfen und aus Übermut einem rechtlichen Mann einen Korb zu geben.

„Schon manche, die bloß für ihren Stolz liebte, die sich in dem Glanze vieler Liebhaber gefiel und sich für keinen erklärte, ist veraltet, ohne daß die Liebe sie belohnt hätte. Manches Mädchen, das aus Stolz immer nur auf einen noch vornehmern und reichern Gatten wartet, erreicht darüber das zweiundzwanzigste Jahr. Mit diesem Jahre macht eure üppige Jugendblüte, eure Schönheit Stillstand; unaufhaltbar geht es nun rückwärts, doch die ersten zwei Jahre nur unmerklich, wenn ihr, Mädchen, euch nicht selbst an Ausschweifungen hingabt! Dann aber, nach dem Ablaufe des vierundzwanzigsten Jahres unaufhaltbar.“

Wenn ihr in diesem Alter noch keine feste Verbindung habt, so glaubt, daß euch kein Mann mehr aus Leidenschaft wählt; ihr müßtet denn seltene Anlagen des Geistes zu einer außerordentlichen Reise und Kultur hinaufgeläutert haben; denn ob ihr es gleich euch nicht eingestehen wollt, ob ihr gleich euren Spiegel bestechen möchtet — die schöne Blütezeit ist verschwunden. Euer Stolz glaubt es nicht und eure Freundinnen und Bekannten sagen es euch nicht, weil sie entweder in gleichen Verhältnissen mit euch sind oder weil sie über eure Eitelkeit hinter eurem Rücken laut lachen.

Mit raschem Fluge eilt ihr dem dreißigsten Jahre zu, der großen Grenze der Jugend. Habt ihr kein Vermögen, daß sich, dieses Vermögens wegen, etwa dann noch ein Heiziger über euch erbarmt, so habt ihr die traurige Aussicht, alte Jungfern zu werden. Eher wird eine Witwe, die älter ist an Jahren als ihr, einen zweiten Mann erhalten, als ihr den ersten, wenn euer dreißigstes Jahr zurückgelegt ist; und — allerdings hat diese Erfahrung auch ihren guten, zureichenden Grund. Eine junge Witwe hat sich gewöhnlich frühzeitig an die erste Liebe dahingegeben; man erwartet von ihr ein Herz, dem die Empfindung des Mannes, dem die Mittheilung an einen Mann zum Bedürfnisse geworden ist. Dagegen glaubt man, daß in dem Herzen einer alten Jungfer ein wahres Raubnest von zerstörenden Leidenschaften sei, die bis jetzt jeden Jüngling, der ernstliche Absichten hätte haben können, von ihr entfernt hätten.“

Es folgt dann eine erschreckliche Schilderung besagter alter Jungfern, der Egoisten *par excellence*.

„Sie wollen lange leben, und deshalb sparen sie, soviel als möglich ist; sie würden sterben, wenn es verschwiegen bliebe; sie wollen dem Tode das abtropfen, was ihnen die Jugend versagte; sie wollen recht lange leben, und in der Quantität, in der Extension des Lebens an Jahren das erleben, was ihnen in der Qualität, im Genuße des Lebens abgeht. Sie glauben da andern zum Troste zu leben; — ach nein, überflüssige Geschöpfe fallen sich am meisten selbst zur Last!“

Über es kommt noch schlimmer.

„Die alte Jungfer wird noch älter; der Bruder oder die Schwester, bei denen sie sich bis jetzt als Inventarium vom Hause aufhielt, stirbt; sie muß ihren Aufenthalt verändern — die ganze Familie gerät in Angst, wenn sie zufallen werde, und keins will sie haben, weil sich Kinder und Diensthofen vor ihrer Gränlichkeit fürchten; gern würden sie sich's ein Ansehnliches kosten lassen, um sie in eine Versorgungsanstalt einzulassen, aber das dürfen sie der großen Menge wegen nicht, die sie deshalb bereden würde; — sie setzen sich also zusammen und werfen das Los um sie; sie spielen sie gleichsam wie ein unnützes Hausgerät aus, wenn sie, durch ein unveränderliches Fatum, bis zu ihrem Tode zufallen soll. Man sieht den unglücklichen Wurf als ein unvermeidliches Schicksal an; man ergiebt sich mit Resignation darein; man hofft, bei ihren Jahren soll es nicht zu lange mehr dauern; man empfiehlt dem Weibe, den Kindern und Diensthofen, sie nicht zu reizen, sondern sie gehen zu lassen und lieber etwas zu ertragen; man erträgt ihre Schwächen mit heimlichem Unwillen — man sieht sie endlich auf dem Todesbette — sie stirbt nicht gern — aber schon ist ihre Stube ausgeräuchert, wenn sie erst in der folgenden Nacht in der Kammer stirbt.“

Und dann kommt noch einmal die Schlußwarnung:

„So flüchtig, wie die Morgenröthe verwallt, so flüchtig verwallt auch eure Schönheit. Jene kehrt wieder, diese nimmer. — Wohnt nicht eine kultivierte Seele im Hintergrunde, hält nicht diese euch noch aufrecht, ist diese nicht im Stande, auch, wenn ihr bereits das zweiundzwanzigste Jahr zurückgelegt habt, noch einen edlen Jüngling zu interessieren, so glaubt mir — ihr thut am besten, ihr heiratet, sobald ein rechtlicher Mann sich um eure Hand im Eufte bewirbt. . . Nur schwärmt nicht in einer Ideenwelt, die nie befriedigt werden kann, und seid nicht so kläglich stolz und eitel auf das, was ihr euch nicht einmal selbst verbankt, was die Natur euch gab und oft ebenso reißend schnell wieder zurücknimmt.“

Das Gesetz, unter dem die Frau des vergangenen Jahrhunderts und seiner Vorgänger stand, springt aus den vorstehenden Ausführungen klar hervor: es ist das Rousseaufche *la femme est faite spécialement pour plaire à l'homme*; es ist die Ehe à tout prix, erkaufte durch Schönheit oder wenigstens Jugendfrische, und, wo diese vergangen ist, durch Geld. Wer beides nicht zu bieten hat, gehört, seltene Ausnahmen abgerechnet, zu den dürren Ästen am Menschheitsbaum, die abgehauen und ins Feuer geworfen werden.

Auch heute beherrscht diese Anschauung noch weite Kreise. Aber leise, langsam, wie alle Wandlungen tiefeingewurzelter Überzeugungen, vollzieht sich eine Verschiebung der Gesichtspunkte, wenn auch die Praxis noch vielfach die gleiche sein mag.

Die Frau von heute fühlt sich unter einem andren Gesetz stehend. Es lautet nicht mehr: Heirat um jeden Preis, Leben nur durch den Mann und um des Mannes willen, sekundäres Leben also, sondern Bethätigung der eigenen Natur.

Für weitaus die meisten Frauen wird das Leben unter dem neuen sittlichen Gesetz nach wie vor Ehe und Mutterschaft, das Leben unter dem natürlichen Gesetz, mit einschließen; bei vielen von diesen werden das alte und das neue Gesetz in der Praxis sich völlig decken, bei andren ein Überschuß jetzt latenter oder an Nichtigkeiten vergeudeter Energie dem Gemeinwohl zu gute kommen. Bei einem Teil aber bedeu „Ehe“ und „Bethätigung der eignen Natur“ sich — prinzipiell oder doch praktisch — überhaupt nicht. Und daß diese andern, bei denen früher „die Stube schon ausgeräuchert war, wenn sie erst in der folgenden Nacht in der Kammer starben,“ nicht dürre, sondern fröhlich grünende Äste sein können, wenn nur das Leben nicht gewaltsam unterbunden wird, das beweist die wachsende Schar unverheirateter Frauen, die in freier Thätigkeit oder im Dienst des Gemeinwesens freudig an der Förderung menschlicher Entwicklung teilnehmen. Die „alte Jungfer“, das gefürchtete, lästige Hausinventar früherer Zeiten, die das sekundäre Leben verfehlt hatte und darum gar nicht leben durfte, mag als Fossil noch in fernen Provinzeden vorkommen; die fleißige Berufsarbeiterin unsrer Tage, von deren Brod mancher Nefse Student sich gern, wenn auch nicht immer dankbar, mitnährt, hat nichts mehr mit ihr gemein. Sie führt wie der Mann, wie in langsam steigendem Maße auch die Frau in der Ehe, das Leben der Mündigen. Und so richtet das Weib langsam das Haupt frei empor, von der Kraft einer eignen geistigen Existenz getragen; langsam fühlt sie den Fluch von sich weichen, unter dem Charlotte von Kalb als Kind erschauert, wenn die strenge Eltermutter, die auf den Enkel gehofft hatte, ihr zuruft: „Du solltest nicht da sein“ — sie fühlt, daß ihre Kraft da ist, reich, eigenartig, reichmachend, ob sie in oder außer der Ehe zu wirken bestimmt ist: daß auch sie ein primäres Leben zu leben berufen ist, ein Leben, das im Austausch mit dem des Mannes zu einer heute ungeahnten geistig-sittlichen Kultur die Wege bahnen wird.

Und mit ihrer Bethätigung wächst auch ihre Schätzung. Der wirklich gebildete Mann rechnet heute mit der Frau als Kulturfaktor; die Staatswesen zeigen den Hochstand ihrer kulturellen Entwicklung durch das Maß, in dem sie die bisher zum großen Teil brachliegenden Kräfte ihrer weiblichen Bürgerschaft zu fruchtbringender Thätigkeit zulassen oder heranziehen. Und die Wertschätzung dieser Thätigkeit äußert sich — banal genug, aber für die Überzeugung der Majorität völlig zwingend — in dem klingenden Äquivalent: der Befoldung.

Wie sicher dies Barometer die öffentliche Wertschätzung ablesen läßt, davon nur ein kleines Beispiel aus den beiden Kulturstaaten, die — auch an andren Momenten

gemessen — den höchsten und tiefsten Stand dieser Wertschätzung aufweisen möchten: die Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland.

Im amerikanischen Regierungsdienst sind die Frauen heute ein bedeutender Faktor. Bis zum großen Bürgerkrieg wurden sie nur in vereinzelt Fällen und mit ganz kleinen Gehältern angestellt. Unter steter Opposition der männlichen Beamten, die die Anstellung von Frauen teils als ungesetzlich, teils als unvorteilhaft bekämpften, wurde eine steigende Zahl weiblicher Beamter mit steigenden Gehältern beschäftigt. Von einem reichlichen Drittel des Gehalts eines männlichen Beamten stiegen sie auf die Hälfte, auf dreiviertel, und endlich wurde nach erbitterten Kämpfen festgesetzt, daß die Vorsteher der Regierungsdepartements Frauen, wenn sie die nötigen Fähigkeiten besäßen, für jeden beliebigen Beamtenposten verwenden dürften, und daß das Gehalt des betreffenden Postens das gleiche bleiben sollte, ob ein Mann oder eine Frau ihn bekleide. Wenn unter diesen Umständen im Jahre 1898 40 % aller Beamten in den Regierungsdepartements in Washington Frauen waren, wenn Frauen sogar an der Spitze von Unterabteilungen stehen, so dürften diese Thatsachen wohl die Schätzung der Frauen, die hier nicht als „billige Hände“ in Betracht kommen konnten, zur Genüge illustrieren.

Und nun ein kleines Gegenstück. In diesen Tagen kufierte in den Kreisen der Lehrenden an preussischen öffentlichen höheren Mädchenschulen eine Petition des „Preussischen Vereins“ und des „Vereins seminarisch vorgebildeter Lehrer“, die außer andren Punkten, die hier nicht in Betracht kommen, eine Regelung der Gehälter der Lehrer und Lehrerinnen ins Auge faßte. Die von den Herren Verfassern — Lehrerinnen sind nicht zur Beratung zugezogen worden — für ihre Kolleginnen ins Auge gefaßten Gehaltsätze sind um so unglaublicher, als sie für sich selbst recht hübsch zu fordern verstehen. Das Maximalgehalt der Lehrerinnen deckt sich etwa mit dem Minimalgehalt der ordentlichen Lehrer, unter denen viele nur seminaristische Vorbildung haben; die Oberlehrerinnen sollen 200 — schreibe zweihundert! — Mark mehr erhalten! Ob die Herren dabei etwa die auf die Ausbildung verwendete Summe mit ca. 3 % verzinsen wollten oder wie sie sonst auf diese schmeichelhafte Tagierung der Oberlehrerin gekommen sind, weiß ich nicht.

Das ist also die Schätzung der Lehrerinnen in den Augen eines Teils ihrer Herren Kollegen. Aber die deutschen Lehrerinnen sind durch die Kämpfe um ideale Ziele zu dem gesunden Gefühl eigener Kraft gelangt, das zu festem Einstehen für gerechte Forderungen führt. Ein paar mutige Lehrerinnen in Celle sind an die Kolleginnen mit einem Rundschreiben herangetreten, das wir in dieser Nummer unter der Rubrik „Frauenleben und -Streben“ voll zum Abdruck gebracht haben und das hoffentlich seine Wirkung nicht verfehlen wird. Ob aber auch die Petition schließlich geändert werden wird — daß das preussische Oberlehrerinnen-Examen ums Jahr 1900 in seiner Wirkung von den Herren Kollegen auf 200 Mark bewertet worden ist, mag als eine Thatsache hier festgenagelt werden, die — nicht den Lehrerinnen zur Beschämung gereicht.

Und nun: Glückauf den deutschen Frauen zur Jahrhundertwende!



Sozialpolitische Käuferinnen-Vereine.

Von

Dr. Wilh. Bode (Weimar).

Nachdruck verboten.

Die Konsumenten-Moral ist jetzt noch ein seltenes und geringes Ding. Wir würden zwar keine Waren kaufen, die von einem Diebstahl herrühren; auch wo ein betrügerischer Bankerott wahrscheinlich ist, tragen wir Bedenken, aber viel weiter gehen unsre sittlichen Anforderungen an die Ware und unser Kaufen in der Regel nicht. Wir kümmern uns ganz einfach um die Herkunft der Waren nicht, weder bei dem Brot, das wir essen, noch bei der Wäsche, die wir anlegen, noch bei den Kleidern, mit denen wir uns putzen. Es ist das Bequemste, daß wir gar nicht danach fragen, ob Blut oder Schande oder Krankheit daran klebt. Wir lesen zuweilen von Industrien, bei denen die Arbeiter oder Arbeiterinnen nur eine halbe Lebenszeit erreichen; wir suchen aber nicht die betreffenden Waren anders hergestellt zu bekommen. Wir entrüsten uns sehr, wenn ein Arbeitgeber den Mädchen einen Neben-erwerb nahelegt, und vergessen ganz, daß er nur unser Vertreter ist. Denn wir wollen ja unsre Sachen so billig haben, daß die Herstellerin unmöglich von ihrem Arbeitsverdienst leben kann. Und so ließe sich noch durch hundert Beispiele zeigen, daß wir Konsumenten noch im tiefsten Heidentum stecken. Da kenne ich die Inhaberin des besten Schneidereigeschäfts einer Großstadt; sie kommt aus den Geldsorgen nicht heraus, ist nervös und krank darüber geworden, weiß an manchem Samstag nicht, wie sie ihre Mädchen bezahlen soll. Und weshalb? Weil die reichsten Damen nicht daran zu denken geruhen, daß sie der Schneiderin ein paar hundert oder auch tausend Mark schuldig sind. Nicht ohne Grund erzählt man die Geschichte von jener frommen Dame, die ein notleidendes Kind traf und auch sogleich ihre Wohlthätigkeit entfalten wollte. Als aber der „Fall“ untersucht wurde, war der Vater des Kindes ihr eigener Schuster; er hatte genug Arbeit, aber jene Dame und ihre Freunde bezahlten ihre Rechnungen nicht zur rechten Zeit. Ein Punkt, in dem das Publikum am meisten sündigt, ist die Rücksichtslosigkeit in Bezug auf Arbeitszeit. Daß die Besitzer und Bediensteten der Läden auch die Ruhe des Abends genießen oder über den Abend frei verfügen möchten, kommt wenigen in den Sinn. Man schickt ruhig das Dienstmädchen bis 9 oder 10 Uhr zum Kaufmann, weil man nicht vorher daran zu denken beliebte, daß noch Spiritus oder Butter fehlt.

Doch genug von diesem traurigen Kapitel! Ich wollte ja auch von Frauen erzählen, die die soziale Frage so anpacken, wie sie der sittliche Mensch anpacken soll, nämlich mit der Erkenntnis: „Laßt uns besser werden, bald wird's besser sein!“ Im Winter 1889/90 stellte ein großer Verein arbeitender Frauen in New-York eine Untersuchung über die Lage der Ladenmädchen und Lehrlingmädchen an, und es wurden viele Mißstände klargelegt. Die an sich niedrigen Löhne wurden durch viele Strafgebühren noch sehr verkürzt. Die Arbeitszeit war allzu lang, namentlich war das beständige Stehen kaum auszuhalten und auf die Dauer auch gesundheitsschädlich. Das Gesetz schreibt dort zwar vor, daß Sitzgelegenheit für die Ladnerinnen da sein muß, aber in

Amerika werden viele Gesetze offen mißachtet, und so haben auch die Ladenbesitzer keine Stühle für die Mädchen oder sie verbieten deren Benutzung bei Geldstrafe. Ebenso giebt es allerlei Vorschriften für Jugendliche, die auch ignoriert werden; manches Kind wird durch Überanstrengung auf Lebenszeit geschädigt, ehe es fünfzehn Jahre alt ist. Als man beriet, was gegen diese Notstände zu thun sei, lag es auf der Hand, daß nicht ein Gewerkverein von Lehr- und Ladenmädchen den Kampf aufnehmen könne; die Gesetzgeber aber hatten schon das Ihrige gethan; so blieb nur übrig, die Kunden der Läden so zu organisieren und zu erziehen, daß sie von ihren Lieferanten eine Innehaltung der Gesetze und eine angemessene Fürsorge für die beschäftigten Mädchen verlangten. So kam man 1891 zur Gründung einer „Consumers' League“ für New-York, und bald folgten ähnliche Vereine in Pennsylvanien, Massachusetts und Illinois. Obwohl mein alter Freund John Graham Brooks an der Spitze ihres kürzlich geschlossenen Verbands steht, scheinen doch die Konsumenten-Ligas fast nur Frauenvereine zu sein. Die Leitung der Lokalvereine ist ganz in den Händen von Frauen, in New-York haben sie sich ein Sachverständigen-Komitee von Männern zur Beratung hinzugewählt. Die Präsidentin in New-York ist seit 1891 Mrs. Frederick Nathan, die in Boston Miß Edith M. Howes und die in Philadelphia Miß Anna C. Watmough.

Was wollen nun diese Vereine erreichen und wie? Das ganze Gebiet der Konsumenten-Moral ist natürlich für ein paar tausend Frauen zu groß und zu schwierig. So haben sie sich praktisch vorerst nur zwei Ziele gesteckt: erstens, das Los der in Läden beschäftigten Frauen und Mädchen zu verbessern, und zweitens, in der Konfektion das Sweatersystem, die Ausbeutung durch die Hausindustrie zu bekämpfen. Diese zweite Aufgabe stellt sich namentlich der Verband der Vereine. Er führt demnächst eine Marke ein, wodurch diejenigen Waren, die auf saubere, hygienisch, moralisch und sozialpolitisch befriedigende Weise hergestellt sind, kenntlich gemacht werden. Das Publikum wird dann schon solche Waren vorziehen, und die Geschäftsleute werden sie zur Reklame benutzen. Schon jetzt kommen einige angesehenen Firmen in New-York der neuen Tendenz entgegen; sie empfehlen z. B. Baby-Ausstattungen, die in gesunden, hellen Arbeitsräumen von gut bezahlten, gesunden Leuten gemacht sind, und warnen vor der Ware, die in überfüllten Mietwohnungen angefertigt ist, wo vielleicht ansteckende Krankheiten herrschten. Man erzählt dann dazu etwa die Geschichte von der blühenden Tochter des berühmten englischen Staatsmanns Robert Peel, die am Typhus starb. Die Schuld trug ihr Reittkleid, das sie zwar von einem feinsten Geschäft in Regent Street bezogen, das aber vorher die sterbenden Kinder des armen Schneiders bedeckt hatte, der für jenen feinen Geschäftsmann arbeitete.

Doch die Ortsvereine haben sich bisher zumeist nur mit den Ladnerinnen beschäftigt. Wie ernstlich das einige ihrer Mitglieder auffassen, hat am deutlichsten die gelehrte Annie Marion Mc Lean von der Universität Chicago bewiesen, die vor Weihnachten 1898 die beiden letzten Wochen Verkäuferin in zwei Spielwarengeschäften wurde, um die Lage ihrer zeitweiligen Genossinnen gründlich kennen zu lernen. Sie hat ihre sehr ernst stimmenden Beobachtungen im American Journal of Sociology im Mai 1899 veröffentlicht.

Die Vereine wirken sehr geschickt durch Wort und Schrift; sie veranlassen die verschiedensten Kongresse, ihr Thema zu behandeln, und bringen es immer wieder in die Presse. Sie schicken ihre Redner und Rednerinnen in alle möglichen Frauen-

vereine, namentlich auch in die zahlreichen Heime und Klubhäuser für Frauen und in die Salon-Versammlungen, die in reichen Häusern so oft philanthropischen Zwecken gewidmet sind. Sie wenden sich nicht bloß an die Wohlhabenden, sondern ebenso an die ärmsten Arbeiterinnen, und um ihnen die Zugehörigkeit zum Verein zu ermöglichen, hat man die praktische Einrichtung der Gruppen-Mitglieder geschaffen: bis zu vier oder zehn Personen können unter einer Gruppenführerin eine Mitgliedschaft erwerben und sich in den Jahresbeitrag von 1 Dollar teilen. Der Verein macht seine Mitglieder und die Außenstehenden immer wieder auf die gesetzlichen Vorschriften aufmerksam, die zum Schutze der Verkäuferinnen und Lehrlingmädchen gegeben sind, und bringt Übertretungen, die sich in Läden ja leicht feststellen lassen, fleißig zur Anzeige. Sein bestes Agitationsmittel ist aber wohl „die weiße Liste.“ Statt schlechte Prinzipale zu boykottieren, was viel Ärgerliches mit sich brächte, macht man freiwillige Reklame für die guten. Diejenigen Firmen, die auf 37 Fragen eines Fragebogens befriedigend antworten können, werden auf die weiße Liste gesetzt, und manche Ladenbesitzer haben bereits Verbesserungen eingeführt, um dieser Ehre und Unterstützung teilhaftig zu werden. Bis jetzt scheint man in New-York nur die Läden für Kleidung und Wäsche berücksichtigt zu haben; vierzig Firmen daraus stehen in zierlicher Schrift auf einem weißen Celluloid-Kärtchen, das die gewissenhafte Dame in ihrem Geldtäschchen mit sich trägt.

Wir wollen wörtlich wiedergeben, was nach Ansicht dieser New-Yorker Damen ein „fair house“ ist.

1. Ein gutes Haus ist ein solches, in dem ohne Rücksicht auf das Geschlecht für Arbeit von gleichem Wert gleiche Bezahlung geboten wird. Wo nur weibliche Personen beschäftigt werden, soll das Gehalt für kundige Erwachsene nur in Ausnahmefällen unter 8 Dollar die Woche herabgehen und mindestens 6 Dollar betragen. Der Mindestlohn für Lehrlingmädchen ist 2 Dollar die Woche. Die Löhne sind wöchentlich zu bezahlen. Wo Strafgehalte eingeführt sind, müssen sie zum Wohl der Angestellten verwandt werden. 2. Ein gutes Haus ist ein solches, in dem die Stunden von 8 Uhr früh bis 6 Uhr nachmittags den Arbeitstag ausmachen, wobei $\frac{1}{4}$ Stunden zum Lunch frei bleiben. Wenigstens während zweier Sommermonate muß wöchentlich ein halber Tag freigegeben werden. Ebenso müssen im Sommer Ferien von mindestens einer Woche Dauer gewährt werden, wobei der Lohn fortgezahlt wird. Alle Überarbeit ist zu vergüten. 3. Ein gutes Haus ist ein solches, wo Arbeits-, Speise- und Toilettenräume getrennt vorhanden sind und in jeder Beziehung den gegenwärtigen sanitären Vorschriften entsprechen, wo besonders auch das Gesetz, das Stühle für Verkäuferinnen vorschreibt, beobachtet und die Benutzung der Stühle gestattet wird. Ein gutes Haus ist ein solches, wo ein humanes und freundliches Benehmen gegen die Untergebenen üblich ist, wo Treue und lange Dienstdauer anerkannt werden, wo endlich Kinder unter 14 Jahren nicht beschäftigt werden.

Zu den letzten Zeilen sei noch bemerkt, daß bei der Untersuchung von 1890 sich herausstellte, daß lange Dienstzeit nicht nur nicht belohnt wurde, sondern einen Entlassungsgrund bedeutete. Die Geschäftsleute wollten keine moralischen Ansprüche an ihre Firma entstehen sehen und hatten das Prinzip, niemand über fünf Jahre zu behalten.

Wie steht es mit dem deutschen Bedürfnis nach einer Konsumenten-Liga?



Marcel, ein Hotelkind.

Von

Lena Milman.

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen von E. Lorenzen.

Nachdruck verboten.

Nach einer langen Reise war ich in Venedig angekommen. Unter dem wirren Eindruck von Wellenschlag, glitzernder Mosaik und dem bestimmten Gefühl des Mißbehagens mit dem mir angewiesenen Zimmer ging ich früh zu Bette.

Das Fenster ging nach dem Hof, in dessen Mitte ein Brunnen war. Wie ich besüchelt hatte, weckte mich schon früh das Herausholen des Wassers, so daß es kaum sieben Uhr war, als ich, erbittert durch das Rettengerassel, das plötzlich lauter und lauter geworden zu sein schien, aufstand und ans Fenster trat. Der Lärm ward mir leicht erklärlich, als ich sah, durch welche unzureichende Kraft der Brunnenschwengel auf und nieder getrieben ward. Von einer Gruppe venetianischer Frauen umringt, von denen jede ein Zwillingsspaar kupferner Eimer über die Schultern geschlungen hatte, pumpte, einen Fuß fest auf die Seitenwand des Brunnens gestemmt, die Rippen fest aufeinander gepreßt — ein kleiner Knabe, augenscheinlich ein „forestiere“. Eine der Frauen legte gutmütig ihre braune Hand auf seine kleine, weiße, als ob sie ihm helfen wolle. „Nein, nein,“ rief er, „ich kann es allein.“ Obgleich nun diese Worte den Umstehenden seltsam erscheinen mochten, so bezeugte der verdoppelte Eifer, mit dem er sich in Position setzte, das leichte Stirnrünzeln, das unter dem Rande seines Hutes sichtbar ward, seine Ungeduld über die angebotene Hilfe.

Es war ein reizender Anblick, und ich sah ihm, bis alle Eimer gefüllt waren und das Büblein den Schwengel, der ihm die Handfläche rosig gefärbt hatte, loslassen konnte. Dann nahm er seinen Hut ab und lehnte sich einen Augenblick an die Mauer.

Als mein Blick so auf dieser kleinen, anmutigen Gestalt ruhte, deren zarte Formen selbst der lose Matrosenanzug nicht ganz verbergen konnte, und auf dem blonden Haar, das sich auf des Kindes Stirn lockte, ward ich mir deutlich des dem Engländer inwohnenden Gefühls bewußt, des Gefühls der Geringschätzung für einen malerisch aussehenden Knaben. Seine Haltung war jedoch männlich, und er sprang auf eine Art ins Haus, die mir viel von meinem Vorurteil nahm.

Nach dem Frühstück ging ich mit einem Buch in den Garten des Hotels und war glücklich genug, eine der nach dem Kanal gehenden Nischen frei zu finden, so daß ich zwischen oberflächlichem Lesen St. Georgi sehen und die vorbeifahrenden Gondeln beobachten konnte.

Der Garten war voll Rosen — voll roter, weißer, gelber, die sich zwischen den Steinen des Geländers hindurchwanden, ihre Kelche dem Wasser zuneigend. Der Wind ging nur leise, doch genug, um die Gondeln auf dem „traghetto“ hin und her zu schaukeln und die gelben Hutbänder der beiden Gondoliere zu bewegen, deren Bot mir gerade zu Füßen lag. Diese Gondel nun fiel mir auf: der helle Sammetteppich, die gestickten Falten des Zeltdaches vertrugen sich nicht mit der dunkeln Färbung des Schiffskörpers. Da mich das nun ebenso sehr als „schlechter Ton“ berührte wie etwa ein rotgefütterter „Brougham“, so war ich froh, die „Sterne und Streifen“ und nicht meine Nationalflagge dort flattern zu sehen.

Nicht lange währte es, so ertönte der Ruf „Poppe“ vom Hotel. Die Gondeliere sprangen auf und brachten, geschickt wendend, ihr Boot

an die Landungsbrücke, wo eine hellgekleidete Dame sie erwartete mit einem Herrn, dessen Nachtkappe ihm nicht besonders zu Gesichte stand. Da ich nur eine Bootslänge von ihnen entfernt war, so hörte ich, wie der Herr sagte: „Nimm heute das Kind nicht mit!“ Die Dame antwortete schmolend: „Ich hatte ihm versprochen, ihn mitzunehmen, doch wenn es dir unangenehm ist —“ Gerade in dem Augenblick erschien mein kleiner Freund vom Morgen auf der Treppe. Augenscheinlich war er höchst glücklich, und es amüsierte mich, daß er eine gelbe Gondolierschärpe und -schleife trug. Hurtig war er soeben ins Boot gesprungen, als die Dame in scharf amerikanischem Englisch rief: „Wir können dich heute nicht mitnehmen, Marcel, wir werden erst spät wiederkommen. Du mußt also hier bleiben und dich im Hôtel amüsieren.“

Mitzuerleben, wie einem Kinde eine frohe Hoffnung fehlschlägt, schon das kann ich nicht ertragen, aber noch weniger, wenn ein Kind es so ruhig aufnimmt wie dieses. Erwachsene thun wohl daran, sich zu schulen und nicht zu bestimmen auf die Erfüllung ihrer Wünsche zu hoffen, bei Kindern aber verrät solche Kraft der Selbstbeherrschung eine Frühreise im Ertragen von Schmerzen.

Armer Marcel! Ich sah, wie traurig er wurde, wie traurig er die flatternden Enden seiner Schärpe betrachtete! Aber er sagte nichts; er ging nur still zu seiner Mutter, beugte sich zu ihr nieder und küßte sie. Dann sprang er aus dem Boot und blickte ihm nach, bis es außer Sicht war.

Kinder von Hotelbesuchern sind mir nicht sympathisch; dieser Knabe aber zog mich so an, daß ich ihn einlud, sich neben mich zu setzen, als ich zur Lunchzeit sah, wie er sich anschickte, sein kleines Mahl einsam an einem Tisch neben dem meinen zu verzehren; ja, ich erzählte ihm sogar, wie leid mir seine Enttäuschung gethan. „Ich saß im Garten und sah der Abfahrt zu,“ erklärte ich.

„Es war Monsieurs Schuld,“ sagte er, „er ist oft so. Meine Mutter läßt mich stets mitgehen, aber die Freunde meiner Mutter wollen sie ganz allein haben.“ Dies sagte er, als ob sich das von selbst verstände. Der Ton kam mir unnatürlich vor; unruhig sah

ich ihn an mit der Furcht, in seinem Blick zu lesen, daß er altklug und sarkastisch sei. Aber des Knaben Augen zeigten davon keine Spur; seine Aufmerksamkeit schien den verwirrten Strängen der Maccaroni gewidmet zu sein, die er auf italienische Art in den Mund zu winden sich bemühte. „Ich sehe, du bist ganz und gar Italiener,“ sagte ich, mit der Gabel auf seinen Teller deutend. „Ich habe meine Maccaroni noch in kleine Stücke, und selbst so finde ich sie unbequem zu essen.“ — „Mutter und ich, wir sind in Europa, so lange ich denken kann, aber gewöhnlich sind wir in Nizza. Das hängt von Mutters Freunden ab. Ich habe Venedig gern, aber hier ist niemand, um mit mir zu spielen.“

Das wunderte mich, denn das Hôtel schien von englisch sprechenden Knaben und Mädchen zu schwärmen. Mein neuer Freund aber gab mir keine Zeit zum Nachdenken. Mit einem kurzen Seufzer der Erleichterung, die der überwundenen Schwierigkeit galt, legte er die Gabel auf den Teller. Augenscheinlich froh, einen Zuhörer zu finden, erzählte er mir von dem englischen Lehrer, der ihm in Nizza Stunden gegeben, und nicht nur lateinische und griechische, sondern auch Stunden im Kricketspiel, und wie seine Mutter oft davon spräche, ihn in England in eine Schule zu schicken, und wie Balbassare, der Gondolier, angefangen habe, ihn das Rudern zu lehren. Er zeigte mir als Beweis seiner gestrigen Übung eine kleine, weiße Blase auf seiner inneren Handfläche.

„Wo fuhrt ihr gestern hin?“

„An der Guibecca vorbei. Aber wir konnten nicht weit rudern, da Monsieur nach Tische die Gondel wieder gebrauchte!“

„Ist Monsieur Franzose?“ fragte ich.

„Ja,“ war die lakonische Antwort, woraus ich schloß, daß Marcel Monsieur einer weitem Bemerkung nicht für wert halte.

Ich hatte gefürchtet, das Kind werde mir nach dem Lunch beschwerlich werden; aber nein, er sagte: „Ich danke Ihnen, daß Sie mir erlaubten, bei Ihnen zu sitzen,“ und verschwand im Fahrstuhl.

Rauchend saß ich in dem einer Kajüte ähnlichen Hausflur, als ich auf einem mir gegenüberstehenden Sofa eine Mrs. Campbell

erkannte, die vor einem halben Jahr in Territet meine Reisegefährtin gewesen war. Ich ging hinüber, um sie zu begrüßen. Tief waren wir in Erinnerungen an Genf versunken, als sie mich plötzlich unterbrach und sagte: „Ich glaubte Sie beim Lunch mit Marcel van Lunn zusammen zu sehen.“

„Ich kannte nicht einmal seinen Namen, aber es tat mir leid, ihn so allein zu sehn, und ich lud ihn ein, sich an meinen Tisch zu setzen. Wer ist er?“

Nichts war Mrs. Campbell erwünschter, als mir Bescheid geben zu können. „Der arme Junge, auch ich bedaure ihn, doch obgleich ich oft mit ihm in dem gleichen Hôtel wohne, wage ich doch nicht, mich viel um ihn zu bekümmern, seiner ‚unmöglichen‘ Mutter wegen. Helisens halber muß ich vorsichtig sein.“ (Helise war Mrs. Campbells phlegmatische Tochter). Ehe noch zehn Minuten verstrichen waren, befand ich mich nun vollständig unterrichtet in Bezug auf die „Unmöglichkeit“ Mrs. van Lunn vom Standpunkt der Gesellschaft aus. „Monsieur“ — er hieß Casimir Portel — war nicht ihr erster Reisebegleiter; andere würden ihm vermutlich folgen. Was jedoch noch schlimmer war, in der Riviera sei sie allgemein unter dem Namen „Sally Lunn“¹⁾ bekannt.

Was nun Mrs. van Lunn betraf, so war mir das alles sehr gleichgültig, aber während ich die heikle Geschichte anhörte, sah ich im Geißt das kleine, rührend ernste Profil Marcells, und traurig wurde ich mir meines Unvermögens bewußt, das ihm drohende Unheil abzuwenden.

* * *

An demselben Nachmittag ging ich auf die „Piazza“ und bemerkte, während ich den Kaffee schlürfte, an einem nicht weit von mir entfernten Tisch Marcel, seine Mutter und Monsieur. Das Kind schien vollständig glücklich in der Beschäftigung mit seiner Portion Eis, und da ich ihm im Rücken saß, so hatte ich die beste Gelegenheit, seine Mutter zu beobachten. Fünfunddreißig Sommer mochte sie gesehen haben, durch Toilettenkünste aber

¹⁾ „Sally Lunn“ heißt ein in England sehr beliebter Eiseckuchen.

war es ihr gelungen, dem oberflächlichen Beobachter zehn Jahre jünger zu erscheinen. Hübsch? Ich zögerte mit der Beantwortung dieser mir selbst gestellten Frage. Ja, entschieden hübsch, aber die Toilette noch hübscher. — Das Gesicht, umrahmt von braunem, gewelltem Haar, war unregelmäßig, aber die meisten Männer hätten gewiß der sammetartig weichen Haut, den roten Lippen und glänzenden Augen, die kleine Stumpfnase und das vieredrige Kinn verziehen, die den Frauen wohl als die besonders in die Augen fallenden Mängel erschienen wären.

Monsieur war viel weniger anziehend. Er kippte seinen Stuhl zurück, so daß ich ihn genügend in Augenschein nehmen konnte, von seinem niedrigen Matrosenhut an bis zu den hochhackigen Stiefeln. Ich bemerkte, wie herausfordernd er Umschau hielt, auf eine Art, die eher die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden auf seine schöne Begleiterin herauszufordern, als sie impertinent zu finden schien. Er hatte kleine Augen und einen fast negerartigen Mund, den zu verstecken er aber gar nicht geneigt schien, denn während er so die Gesellschaft beobachtete, drehte er beständig erst die eine, dann die andere Seite seines Schnurrbartes.

„Dépêche-toi donc,“ hörte ich ihn zu Marcel sagen, der sichtlich versuchte, sich den Eisgenuß soviel als möglich zu verlängern, indem er fast unsichtbare Portionen in den Mund steckte; „wir warten schon eine halbe Stunde auf dich.“ Dabei klopfte er ungeduldig auf den Tisch, um den Kellner herbeizurufen, der eben damit beschäftigt war, mir Geld herauszugeben.

Während der nächsten Tage war meine Zeit vom Besuch der Sehenswürdigkeiten so sehr in Anspruch genommen, daß ich Marcel nur bei den Mahlzeiten und von fern sah. Eines Tages, als ich auf meinem Weg bei San Moise vorbeikam, wurde ich über der Kirche den die „Exposition“ anzeigenden Kelch im wehenden Not gewahr. Ich bin nicht Katholik, aber die Andacht der „Vierzig Stunden“ spricht mir stets zu Herzen; ich schob daher den lederfarbenen Vorhang bei Seite und trat in die Kirche. Was die Architektur betrifft, ist San Moise die am wenigsten

beachtenswerte Kirche Benedigs; das phantastische Rokoko eignet sich jedoch ausgezeichnet zur Anwendung von festlichem Rot und Gold, und der Eindruck, den ich an diesem Abend mit mir nahm, war bezaubernd; der Altar ein Lichtmeer, die Andächtigen hier und da zu zweien und dreien knieend oder sich verbeugend beim Hin- und Hergehen; die Ruhe drinnen auffälliger durch den Lärm der „calle“ draußen; die Kirche ein prächtiges Audienz-zimmer, in dem ich mit Vergnügen verweilte.

Noch stand ich drinnen, und meine Augen gewöhnten sich mehr und mehr an das Dämmerlicht, da erkannte ich in einer kleinen, knieenden Gestalt nicht weit von mir Marcel. Es überraschte mich, doch das Gebet des Kindes machte mir den Ort feierlicher als zuvor, so feierlich in der That, daß ich mir wie ein Eindringling vorkam und leise hinaus-schlich. Als ich über die Brücke ging, hörte ich leichte Fußtritte hinter mir und Marcells mich begrüßende Stimme. Ich sagte ihm nicht, daß ich ihn in der Kirche gesehen hatte, aber von selbst begann er davon zu reden: „Bitte, sagen Sie Monsieur nicht, daß Sie mich in San Moise sahen. Mutter darf es gern wissen, aber Monsieur ist das, was die Leute ‚freisinnig‘ nennen, daher laßt er stets über mich, wenn ich in die Kirche gehe!“ Das Sarkastische dieser Schlussfolgerung war dem Kinde natürlich ganz unbekannt. Da nun Monsieur nicht zu meinen Bekannten gehörte, so erklärte ich ihm, es habe keine Not mit meinem Wiedererzählen.

Ich beabsichtigte den nächsten Tag nach Torcello zu fahren, und da mir einfiel, dem Kinde könne es Freude machen, einen Tag auf den Lagunen zu verbringen, so lud ich ihn ein, mit mir zu kommen. Unverzüglich nahm er meine Einladung an, augenscheinlich ohne Sorge, daß irgend sonst jemand seine Gegenwart wünschen könne. „Darf ich mein Ruder mitbringen?“ fragte er. Jeder Vorwand für ein längeres Verweilen auf den Lagunen war mir willkommen, freudig stimmte ich zu, und so fuhren wir am nächsten Morgen um elf Uhr ab. Er hatte seinen Gondolieranzug an und es kam mir vor, als sähe Mrs. van Lunn von ihrem Entresolzimmer aus mit Stolz auf ihren Sohn.

„Hier, Mutter, ist Mr. Rivers,“ rief Marcel zu meiner nicht gerade angenehmen Überraschung; ich nahm meinen Hut ab, die Dame grüßte huldvoll, und ich fühlte, nur mir selbst habe ich Mrs. van Lunn's Bekanntschaft zu verdanken.

Obgleich ich ein vieljähriger Besucher Benedigs bin, so verliert dieser Ort für mich doch nie seine Anziehungskraft, und jetzt, so auf den Kissen ruhend, das erwartungsvolle Gesichtchen des Knaben neben mir, erhöhte es mein Vergnügen, wie er mir erzählte, er habe seit lange gewünscht, Torcello zu besuchen, seiner Mutter Abneigung gegen lange Ausflüge („Es macht sie so müde“, erklärte er) habe diesen Besuch aber nie zur Ausführung kommen lassen.

Der Kontrast von Licht und Schatten zeigt sich nirgends mehr, als in Venedig, wenn die Gondel aus den engen, düstern Kanälen hinaus-schießt, den Lagunen zu. An dem Tage war nicht genug Wind, um auch nur die Oberfläche des Wassers zu kräuseln. Eben wie der Himmel lag es da; die Insel schien mitten im Luftraum zu schweben; gerade nieder in die See fielen, weich wie Sammet, die Abhänge der entfernt liegenden Alpen. Fischerbote mit bräunlichen Segeln, heilige Symbole tragend, glitten wie in feierlicher Prozession vorbei; hier und da wateten an flachen Stellen braungliedrige Knaben, Muscheln suchend.

Zu meiner Freude sprach mein Gefährte wenig, bis wir uns San Francesco in Deserto näherten, wo ich zu frühstücken gedachte. Keine der Lagunen hat einen so großen Reiz für mich wie diese durch ihre Erinnerungen, ihre Fichten, ihre Cypressen und ihr Kloster. Während nun die Gondoliere auf einer mit Gänseblümchen besäeten Wiese unter dem Schatten der Cypressen das Lunch bereiteten, ging ich mit Marcel, um die Kapelle und die Klostergänge zu besuchen. Den Bruder, der uns einließ, entzückte das ehrfurchtsvolle Benehmen und das Interesse Marcells.

Als wir beim Lunch waren, erzählte ich Marcel San Francescos berühmte Predigt an die Vögel. Uns zu Häupten trillerten angemessen genug die Lerchen ihr Lied, während

das Kind, der Länge nach im blumenbesäeten Grase liegend, sie in der Luft suchte.

„Das letzte Mal, als ich die Lerche hörte, war ich in England. Mutter hatte ein kleines Haus bei Ascot; nie war ich so glücklich, denn ich hatte sie ganz allein, den ganzen Tag lang. Wir konnten niemand von den Leuten, die um uns herum wohnten.“ Er machte eine kleine Pause, und dann, als zwingte ihn etwas, von dem zu reden, was so lange seine Gedanken beschäftigt hatte, sagte er, noch immer in den Himmel schauend: „Warum darf nur Felise Campbell nicht länger mit mir spielen? Mutter sagt, weil ich Amerikaner bin und weil Mrs. Campbell fürchtet, Felise könne sich angewöhnen, so zu sprechen wie ich. Mutter sagt, ich solle stolz darauf sein, ein Amerikaner zu sein, und das bin ich auch, und doch möchte ich, daß ich jemand zum Spielen hätte. Nebenbei glaube ich auch, daß Mutter nicht den rechten Grund weiß, denn in der vorigen Woche waren sehr laute amerikanische Kinder im Hotel, und Felise tobte den ganzen Tag mit ihnen herum. Was denken Sie denn davon, Mr. Rivers?“ Der Sprecher wandte sich im Grase um und sah mich an. Es war mir unmöglich, ihm die Wahrheit zu sagen, ebenso unmöglich, in dem Augenblick, wo Marcel's blaue Augen vertrauensvoll in meine schauten, eine Antwort zu erfinden; ich vermied es, indem ich einen Stein ins Wasser warf und sagte: „Laß uns von etwas Interessanterem sprechen, als von Mrs. Campbell's Gründen oder Nichtgründen. Erzähle mir von deinem Leben in Ascot. Hatteest du auch dort keine Freunde?“ — „Ja, ich hatte einen großen Freund: Pater Simeon. Er ist einer der Pater in dem Kloster, das unserm Hause zunächst lag, und ich pflegte jeden Tag zu ihm zu gehen, des Lateinischen wegen. So kam es, daß mir der Wunsch kam, Katholik zu werden, denn Pater Simeon spielte bei der Messe und der Benediction die Orgel und erlaubte mir oft, auf der Galerie zu sitzen. Mutter hatte mir schon die Erlaubnis dazu gegeben, als eines Tages Monsieur aus der Stadt kam und davon hörte. Er machte einen abscheulichen Lärm, bestand darauf, meine Stunden sollten aufhören, und als Pater Simeon kam, um sich nach mir zu

erkundigen, behandelte er ihn so grob, daß er nie wiederkam. Ich glaube jedoch, daß er mir einen Brief schrieb, denn ich bemerkte, wie Monsieur dann einige Tage lang auf den Fahrweg hinausging, um dem Briefträger aufzupassen, und sah einmal, wie er einen Brief in seine Tasche gleiten ließ. Obgleich ich nicht ganz sicher bin, so glaube ich doch das Briefpapier des Klosters erkannt zu haben. Bald darauf reisten wir nach Nizza ab, und ich ging zu Mutter und fragte sie, ob ich an Pater Simeon schreiben dürfe. Sie sagte, ich könne es thun und übernahm es, den Brief selbst auf die Post zu bringen. Ich schrieb nur ein paar Zeilen, um ihm zu sagen, wie traurig ich sei, ihn nicht wiederzusehn, und wie ich hoffe, er werde mir einmal schreiben. Ich gab ihm auch meine Adresse, doch hat er mir nie wieder geschrieben, oder wenn er es gethan, so muß der Brief verloren gegangen sein. Wenn ich Mann bin, so werde ich Katholik und nehme meine Mutter mit mir in die Kirche. Dann wird sie Monsieur als Begleiter nicht mehr nötig haben, nicht wahr? Wann werde ich alt genug sein, um Mutter beschützen zu können? An meinem letzten Geburtstag wurde ich zehn Jahre alt.“

„D, du wirst noch recht viele Jahre älter und klüger sein müssen,“ sagte ich, „und du mußt erst lernen, dich selbst in acht zu nehmen und nicht einen Ausflug machen, ohne einen Überrock mitzunehmen für den Fall, daß es kalt wird, wie du es heute gemacht hast.“

„Darf ich jetzt rudern,“ fragte Marcel eifrig, als wir von dem großen Kreuz am Landungsplatz nach Torcello abstiegen. Meine Erlaubnis voraussetzend, sprang er in die Höhe und rief dem Gondolier zu, ihm sein Ruder, das bei den andern Rudern lag, herauszugeben.

Der Gondolier war ganz damit einverstanden, lässig mir gegenüber zu sitzen und seinen kleinen Stellvertreter zu beobachten. Wir kamen langsam genug vorwärts; gelegentlich entglitt das Ruder dem Kinde, aber im ganzen war es geschickt.

Die im Takt sich auf und nieder wiegende Bewegung der kleinen Gestalt da vor mir lullte mich in Ruhe ein, so daß ich mich zwischen Wachen und Schlafen befand, als

Marcel, tief Atem holend, sich neben mir niederwarf. Er sah sehr erhist aus, und ich bestand darauf, ihm eine der Decken, die ich bei mir hatte, umzuwerfen.

„Monsieur ist immer so ungeduldig, wenn ich rudere,“ sagte er, sobald er zu Atem gekommen war, „kaum bin ich im Gange, so befiehlt er mir aufzuhören.“

„Vielleicht ist er sorgsamer, als ich es bin,“ wandte ich ein.

„O nein, das ist's nicht,“ antwortete er in einem Ton, der keine Widerrede erlaubte. Bald fuhr das Kind fort: „Zuweilen denke ich, daß Monsieur die Ursache ist, warum die Leute nichts mit mir zu thun haben wollen. Ich erinnere mich, als Mutter und ich allein in Nizza waren, da waren die Leute sehr freundlich gegen uns, bis Monsieur ankam, danach aber bekam ich keine Einladung mehr, und einige thaten sogar, als sähen sie mich nicht, wenn ich ihnen auf der Straße begegnete. Mir selbst hätte es nicht viel ausgemacht, aber ich sah, Mutter bemerkte es. O, wäre ich doch erst ein Mann!“

Nur wenige Tage später erhielt ich eine Nachricht, die mich nach England zurück rief. Marcells Trauer darüber rührte mich tief. Ich verstand soviel aus den Äußerungen des armen Kindes, daß ihm von jetzt an nur die Wahl blieb, entweder stets allein zu sein oder einen unwillkommenen Dritten abzugeben zwischen seiner Mutter und Monsieur, der selbst bei Mahlzeiten sich keine Mühe gab, seine Ungeduld über Marcells Gegenwart zu verbergen.

Das Kind bat, mich bis zum Bahnhof begleiten zu dürfen, und auf dem Wege dahin ersuchte er mich um meine Karte und um die Erlaubnis, mir zu schreiben. Freudig bewilligte ich ihm seine Bitte, denn ich hatte ihn wirklich lieb gewonnen.

„Wir werden im nächsten Frühjahr nach dem Süden gehen,“ sagte er, „aber ich will Ihnen meine Adresse schicken. Bleiben Sie — bleiben Sie mir gut, Mr. Rivers!“ Das waren die letzten Worte, die ich beim Fortgleiten des Zuges hörte. Zum Antworten war keine Zeit. —

* * *

Bei meiner Rückkehr nach England vergaß ich nicht, an Marcel zu schreiben, aber ehe ich Antwort erhielt, erbt ich durch den Tod eines entfernten Verwandten ein kleines Gut in Westindien und wurde genötigt, ohne Verzug dahin zu reisen. Mehr als zwölf Monate war ich auf Reisen, während welcher Zeit ich wenig Ruhe und überdies einen Fieberanfall zu überstehen hatte. Diese beiden Umstände verbunden mit dem Mangel einer festen Adresse, veranlaßten mich, das Schreiben an meinen kleinen Freund aufzugeben. Endlich heimgekehrt, schlug mir das Gewissen; unter den Briefen, die meiner harrten, fand ich zwei oder drei vor, von einer kindlichen Hand adressiert, die ich als die Marcells erkannte. Sie enthielten wenig Thatsächliches, wie es ja gewöhnlich mit Kinderbriefen zu sein pflegt. Der letzte, der ein sechs Monate altes Datum trug, drückte große Enttäuschung über mein langes Schweigen aus und nannte mir eine Adresse, die aber nur für wenige Wochen galt. Es war so lange her, daß es mir nichts genügt hätte, zu schreiben, und ich bedauerte es sehr, Marcel vielleicht darüber nie wiederzusehn.

Im folgenden Frühjahr jedoch reiste ich wie gewöhnlich nach Italien. Eines Tages blätterte ich in Neapel nachlässig im Fremdenbuch des Hotels und las unter andern kürzlich eingetragenen Namen:

Mrs. Hyman F. van Lunn

Marcel van Lunn. U. S. A.

Da ich im Bureau des Hotels war, so fragte ich den Portier, ob ihm die Adresse der van Lunn's bekannt sei. Zuerst schien es, als erinnere der Mann sich ihrer durchaus nicht. Soviel wäre sicher, eine Adresse für etwa ankommende Briefe hätten sie nicht zurückgelassen. Der Wirt aber, der zufällig die Treppe herabkam und meine Frage hörte, rief ihm den kleinen Marcel ins Gedächtnis zurück: „Ce petit du Numéro 70, qui jouait toujours de la Mandoline tout seul dans sa chambre.“ So erfuhr ich, daß Mrs. van Lunn und Marcel vierzehn Tage in Neapel zugebracht hatten und dann nach Palermo gefahren waren. Ich weiß nicht recht, wieviel der Wunsch, Marcel wiederzusehn, damit zu thun hatte, aber das Kind mußte wohl mehr Anteil

in mir erweckt haben, als ich mir selbst zugestand. Soviel ist gewiß, der sehnüchtige Wunsch, Sicilien zu besuchen, reifte plötzlich zum festen Entschluß, es zu thun. Der Regen hatte aufgehört und das Meer glänzte in der blaffen Nachmittagssonne. Nichts schien mich in Neapel zurückzuhalten; noch diesen Abend ging ein Dampfbot ab. Ich nahm also ein Billet und fuhr nach Palermo.

Da es dort eigentlich nur ein Hotel giebt, so überraschte es mich nicht, Marcells Namen auf der Tafel zu finden, als ich mit vielen andren Reisenden im Flur des Wirtes Entschcheidung erwartete. Auch entging es mir nicht, daß, während Mrs. van Lunn eine „suite au premier“ bewohnte, ihres Sohnes Zimmer ganz oben lag. Halb und halb erwartete ich, ihn beim Lunch zu sehen, da das aber nicht geschah, so machte ich mich nach seinem Zimmer auf; es lag auf demselben Korridor wie das meine, jedoch an der andern Seite.

Als ich mich der Thür näherte, hörte ich drinnen die zitternden Töne einer Mandoline. Es war Marcel; er sang „Carmela“ in so gutem Neapolitanisch als er konnte.

„Schlafe, schlaf, Carmela,
Schöner als das Leben ist der Traum.“

Ich klopfte. Der Sänger hörte auf und kam, um die Thür zu öffnen. Ein warmer Empfang wurde mir zu teil! „Ich fürchtete, Sie nie wiederzusehen, Mr. Rivers,“ sagte Marcel, als er, die Hand auf meinem Arm, mich nach einem Stuhl beim Fenster führte, „und doch habe ich, seit ich Ihnen in Venedig Lebewohl sagte, nichts gethan, als Geschichten gesammelt, um sie Ihnen zu erzählen. Natürlich hörten Sie, daß ich „Carmela“ sang. Erinnern Sie sich nicht, daß es in dem Jahre damals auf dem „Canale grande“ gesungen wurde? Aber damals hatte ich keine Mandoline. Mrs. Campbell schenkte sie mir, als sie fortreiste. Sie sagte, Felise würde nie lernen, darauf zu spielen. Sie hatten nie eine große Meinung von Felise, nicht wahr?“ Marcel lachte herzlich über meine Grimasse, welche die Langeweile ausdrücken sollte, womit schon die bloße Erwähnung Felisens mich erfüllte, und ver-

tauschte sogleich den Gegenstand der Unterhaltung mit einem interessanteren.

„Sind Sie schon in Monreale gewesen, Mr. Rivers? Erst einmal bin ich da gewesen. Mutter ließ mich das erste Mal, als sie hinaus fuhr, beim Kutscher sitzen.“ (Daraus schloß ich, Mrs. van Lunn sei nicht allein in Palermo.) „Darf ich mit Ihnen dahin gehn, die Wiese ist jetzt voll Blumen, und der Custos erlaubt uns, dort zu frühstücken. Ich habe unser Frühstück auf der Insel nie vergessen.“ Er zeigte auf eine an der Wand festgesteckte Photographie von San Francesco in Deserto.

Es machte mich traurig, beim Umhersehen den Beweis dafür zu finden, daß dieses Zimmer des armen Kindes Wohn- und Schlafzimmer zugleich war; ein zusammenlegbares Musikpult stand in der Ecke des Zimmers; der Toilettentisch lag voll Bücher und Zeitungen. Das Fenster ging nach dem mit phantastisch aussehenden, tropischen Pflanzen dicht bewachsenen Garten; eine große Dattelpalme stand dem Fenster so nahe, daß man fast die dornigen Blätter berühren konnte.

„Mir scheint, das Zimmer ist dem Garten zu nahe, um gesund zu sein,“ bemerkte ich — „was sagt deine Mutter dazu?“

„Mutter findet das Treppensteigen zu ermüdend, und sie ängstigt sich in Fahrstühlen,“ sagte das Kind errötend, „sie ist nie hier oben gewesen. Ihre Zimmer hier sind beinahe ebenso weit von dem meinen entfernt, wie die in Venedig. Oft habe ich Salvatore, unsern Kurier, gebeten, mir ein Zimmer neben dem meiner Mutter zu geben, aber er thut es nie.“

Trotz der Hose und Jacke des Schulknaben, die er statt des Matrosenanzugs trug, schien Marcel mir noch ebenso sehr Kind, als in Venedig. Froh war ich jedoch, zu bemerken, daß sein Kopf mir jetzt bis an die Schulter reichte, vielleicht kam also sein zartes Aussehen nur daher, daß seine Kräfte nicht gleichen Schritt hielten mit seinem Wachstum. Auf meine Bitte, mit mir zu kommen und mich mit der Stadt bekannt zu machen, ging er freudig ein. So kam es denn, daß ich während der nächsten vierzehn Tage sehr viel mit Marcel zusammen war, ja selbst einige Worte mit der Mutter wechselte und eine oder zwei

steife Verbeugungen mit Monsieur, der in einem enganschließenden, weißen Flanellanzug im Hausflur umherlungerte. Daß Marcel sich in den letzten zwei Jahren wenig verändert habe, dieser Eindruck, den er zuerst auf mich gemacht hatte, hielt nicht stand. Er war ernster geworden und kam nie auf seine Abneigung gegen Monsieur zurück, und doch konnte ich sehen, daß sie nicht abgenommen hatte. Seine Begierde nach Belehrung zeigte mir, daß seine vernachlässigte Erziehung ihm Kummer mache; bald hatte ich daher den Entschluß gefaßt, ehe ich ihm wieder Lebewohl sagte, meine Abneigung gegen eine Unterredung mit seiner Mutter zu überwinden und sie zu veranlassen, ihn in eine Schule zu schicken. Armes Kind! Die Verehrung, die er in jeder Kirche, die wir zufällig besuchten, dem Altar der Mutter Gottes beizigte, fiel mir besonders auf. Es war, als hätte er die Überzeugung — die er sich selbst aber nie eingestanden hätte — daß er der Liebe einer Frau bedürfte, so einer Liebe wie die, welche die eigene Mutter ihm vorenthielt und die er bei der himmlischen Mutter fand. In seinem Zimmer bemerkte ich eine kleine Statue der „Immaculata“ in dem blauen Gewande auf der Mondessichel; sollte je der Tag kommen, so fragte ich mich, an dem es ihm klar würde, seiner Mutter Bild sei nicht würdig, in der Nähe dieses Bildes zu stehen?

* * *

Eines Tages erzählte mir Marcel, was er für eine frohe Botschaft hielt: Monsieur müsse in Geschäften nach Neapel, während seine Mutter in Palermo bleibe.

Da es nun so stand, so fühlte ich, Marcel brauche meine Gesellschaft nicht, und beschloß, die Gelegenheit zu benutzen, eine Rundreise um die Insel zu machen, innerhalb vierzehn Tagen zurückzukehren und die Unterredung mit Mrs. van Lunn bis dahin aufzuschieben.

Marcel war entzückt über Monsieur's Abreise, und drückte — da ich ihm auch versprach, bald wieder zu kommen — kaum ein Bedauern über die meine aus. Er möchte mir aber so gern schreiben, sagte er. Ich reiste jedoch meistens zu Wasser und konnte ihm nur den Namen eines Hotels in Taormina

geben, wo ich die letzten zwei Tage vor meiner Rückkehr zu verbringen gedachte.

Marcel war gewöhnlich so pünktlich, daß es mich wunderte, bei meiner Ankunft in Taormina keinen Brief von ihm vorzufinden; auch erhielt ich während meines viertägigen Aufenthaltes dort keinen. Auch war kein Marcel auf dem Bahnhof in Palermo, und doch hatte er so dringend gewünscht, mich dort zu empfangen; auch hatte ich nicht unterlassen, ihm durch eine Postkarte die Zeit meiner Ankunft zu melden. Sollte vielleicht Mrs. van Lunn schon abgereist sein?

Sobald ich im Hôtel war, fragte ich den Wirt. „Er ist hier,“ war die Antwort, „er ist, seit Sie abreisten, beständig krank gewesen.“ Ich bemerkte, wie Signor Tiziano seine Stimme dämpfte, da gerade einige der Hotelgäste vorübergingen. „Aber was ist's?“ fragte ich ungeduldig. „O, ein Fieberanfall; aber ich muß Sie bitten, nicht davon zu sprechen. Es wird mir so sehr schaden, wenn es bekannt wird, daß irgendwelche Krankheit im Hause ist. Doch — da kommt der englische Arzt!“ Erfreut ließ ich Signor Tiziano stehen und erkundigte mich bei dem Arzt nach seinem kleinen Patienten. Er sah sehr ernst aus. „Es ist ein bedenklicher Fall,“ sagte er, als ich mit ihm das Hotel verließ, „Sumpffieber, entstanden durch das Schlafen in einem Zimmer, das nach dem Garten hinaus geht. Um diese Zeit sind solche Zimmer äußerst ungesund, aber Tiziano giebt sie immer her, wenn nicht besonders nachgefordert wird, wie es denn in diesem Fall gewesen zu sein scheint. Dem Kinde fehlt unbegreiflicherweise die Kraft, sich zu erholen; heute aber zeigt sich doch eine entschiedene Besserung. Er hat oft nach Ihnen gefragt; da ich aber hoffe, daß er schlafen wird, so muß ich Sie bitten, mit Ihrem Besuch bis morgen zu warten.“

Um zehn Uhr am nächsten Morgen klopfte der Arzt an meine Thür. „Wollen Sie jetzt kommen und das Kind besuchen?“ sagte er. Ich folgte ihm. Auf eine große Veränderung Marceles hatte ich mich vorbereitet, aber nicht auf eine so große. Seine Lippen waren ihm abgeschnitten, so daß das kleine, dünne Gesicht in scharfen Umrißen sich auf dem Kissen abzeichnete. Er war zu schwach, um mich anders

als durch ein Lächeln zu begrüßen, ich sah jedoch, daß die Hand, die auf dem Bettuch lag, sich unruhig hin und her bewegte. Ich nahm sie in die meine und fand, daß seine Finger kaum fähig waren, durch den leisesten Druck meinen Gruß zu erwidern. Ich setzte mich neben ihn.

„Es betrübt mich sehr, dich so zu finden,“ sagte ich, „aber ich werde nicht wieder von dir gehen, bis du ganz stark geworden bist.“

Das Zimmer machte auf mich einen noch traurigeren Eindruck, als Krankenzimmer sonst zu thun pflegen. All die kleinen Sachen Marcells lagen in einer Ecke zusammengeworfen, mit einem Bettuch zugebedekt, durch das ich die kurbisartige Form der Mandoline erkennen konnte; die Photographien waren von der Wand gerissen, das einzige, was man zurückgelassen, war das Kreuzifix ihm zu Häupten. Die Palme dahinter aber, die er so sorgfältig behütet hatte, war erbarmungslos entfernt worden. Auf dem Tische neben ihm erhob sich aus einer Anzahl von Arzneiflaschen das Bild der „Immaculata“. Seiner Mutter Bild lag ihm erreichbar auf dem Bett.

Die Palmenblätter draußen, vom Winde bewegt, schienen Drohungen auszustößen.

Einen Augenblick saß ich da, ihm die Hand streichelnd, die still in der meinen lag, und es machte mich froh, zu sehen, wie meine Gegenwart den Kranken, anstatt ihn aufzuregen, zu beruhigen schien, so daß er bald darauf einschlief.

S kaum zu bewegen wagte ich mich, um ihn nicht zu wecken, und ich stand auch nicht auf, als Mrs. van Lunn eintrat. Eichtlich war sie mehr meinet- als des Knaben wegen gekommen, denn fast ohne einen Blick auf ihn zu werfen, gab sie mir eine Karte, auf der ich die Worte las: „Wollen Sie, bitte, diesen Nachmittag zu mir kommen; Zimmer 15.“ Zu Komplimenten war keine Zeit; nur durch ein Neigen des Kopfes gab ich meine Zustimmung zu erkennen.

Gleich nach dem Lunch mußte ein Kellner mich bei Mrs. Lunn anmelden, die ich zu meinem Erstaunen in einem Zimmer voll von Reisefloßern antraf. Einleitend verschwendete sie einige Worte, um die Unordnung ihres „Salons“ zu entschuldigen, und

sagte dann, sie wage eine Gefälligkeit von mir zu erbitten, die zu erbitten sie um so weniger zögere, da sie die freundliche Teilnahme bemerkt hätte, die ich an Marcel nähme, den sie als ihr „liebes Kind“ bezeichnete. Dann machte sie mir nach vielen oberflächlichen Entschuldigungen den Vorschlag, ihr einziges Kind, das sie doch bestenfalls ernstlich krank wußte, in meiner Obhut, der Obhut eines Fremden, zurückzulassen. Sie habe ein Telegramm erhalten, das sie in Geschäften nach Neapel rufe, und sie müsse mit dem Abenddampfer abreisen. Sie habe meine gütige Zuneigung zu Marcel bemerkt und hoffe, falls ich in Palermo bliebe, daß ich die Güte haben werde, dann und wann bei ihm vorzusprechen und nachzusehen, ob er die nötige Pflege habe. Sie sagte, das Kind habe mich so lieb, daß sie es ganz ruhig verlasse; bei Liziano habe sie eine Geldanweisung zurückgelassen.

Die Unverfrorenheit des Weibes bestürzte mich so, daß ich meine Einwilligung nur durch unzusammenhängende Worte geben konnte, und das nicht that, was zu thun ich die ganze Zeit über für meine Schuldigkeit hielt, nämlich sie zu bestimmen, ihre Abreise, wenn auch nur für wenige Tage, aufzuschieben, damit der Kummer darüber dem Kinde nicht einen Rückfall brächte. Die durch das Packen verursachte Unordnung gab mir den Vorwand für einen eiligen Rückzug; ich bat sie nur, Marcel die Versicherung zu geben, ich werde bei ihm bleiben bis zu ihrer Rückkehr, die, wie sie sagte, innerhalb einer Woche stattfinden werde.

Auf meinen Knien schreibend, saß ich zufällig an Marcells Bett, als seine Mutter hereinkam, um ihm zu melden, sie ginge fort. „Lassen Sie sich nicht stören,“ sagte sie, „ich kann nur einige Minuten bleiben.“ Die Veränderung in Marcells Anlitze zeigte mir schon, daß ihr Reisekleid ihn halb und halb auf die Ankündigung vorbereitet hatte, die sie ihm zu machen gekommen war. Sie beugte sich über ihn, um ihn zu küssen. „Marcel,“ sagte sie, „ich bin genötigt, dich auf einige Tage zu verlassen; thue ja alles, was Mr. Rivers von dir wünscht, dann werde ich dich nächste Woche beinahe ganz wiederhergestellt finden. Der

Arzt sagt mir, du machst großartige Fortschritte im Besserwerden.“

Marcel hätte aus seiner Mutter Hand ohne Klage jedes Leid angenommen. Ich sah, wie seine Lippen zitterten, er aber wisperte nur: „Lebe wohl, Mutter.“ Flüchtig streiften Mrs. van Lunn's rote Lippen ihres Sohnes Stirn; ihre eng behandschuhte Hand lag einen Augenblick in meiner, leise klingelten die Glöckchen an ihrem Glücksarmband und — verschwunden war sie. Ich setzte mich wieder zum Schreiben nieder; als ich aber zum erstenmal aufsaß, standen Marcells Augen voll Thränen. „Sei ein guter, tapferer Knabe“ — sagte ich und legte meine Hand auf die seinen, die fest ineinander gefaltet dalagen.

Er lächelte unter Thränen und sagte: „Ach, es ist ja auch nur Monsieur, der schuld daran ist; meine Mutter wollte ja garnicht von mir gehen.“

Besorgt erkundigte ich mich am nächsten Morgen bei der Schwester, wie er geschlafen habe; ein leidlicher Bericht erleichterte sehr mein Gemüt. Einmal jedoch — erzählte sie, habe er sie erschreckt; er sei vom Kissen emporgeschnebelt, rufend „ich hasse ihn, ich hasse ihn,“ und diese Worte seien ihrem sanften, kleinen Patienten so wenig ähnlich, daß sie eine Rückkehr des Fiebers gefürchtet habe, die aber nicht erfolgt sei.

Nur zu gut wußte ich, auf wen sich diese Worte bezogen, wußte aber auch, daß Liebe die Wurzel dieses Hasses war, wie es bei solchem Haß zu sein pflegt.

* * *

Die Genesung ging nur langsam von statten, und der Arzt verordnete deshalb einen Umzug nach der sonnigen Seite des Hauses.

Signor Diziano erlaubte das nur ungern. Er sagte, würde es erst bekannt, daß Krankheit in seinem Hause sei, so wäre es mit seiner Saison vorbei. Ich bestand aber darauf; er willigte dann auch endlich ein unter der Bedingung, der Umzug solle unter seiner persönlichen Aufsicht und nach Sonnenuntergang stattfinden. Demgemäß ward das Zimmer bereit gemacht, und in der Mitte der Nacht leuchtete uns Signor Diziano voran,

die Füße nur mit Strümpfen bekleidet, während ich Marcel durch die Korridors trug. Trotz der vielen wollenen Decken, in die er gehüllt war, fand ich meine Bürde erschreckend leicht.

Wie die Zukunft lehrte, war es uns nur zu gut gelungen, diesen Umzug geräuschlos auszuführen.

Des Knaben Kräfte kehrten allmählich zurück; zweimal war er sogar schon im Zimmer auf und nieder gegangen, sich der Tische und Stühle als Stützen bedienend, als ich eines Tages bei ihm vorsprach. Die Schwester deutete, den Finger auf den Mund legend, auf den Kleinen, der ruhig schlummernd auf dem Sofa lag. Leise hatte ich die Thür geschlossen, als die Schwester, der eingefallen war, sie brauche etwas vom Apotheker, mir nachrannte und mich einige Minuten auf dem Korridor aufhielt. Was inzwischen geschehen war, hörte ich später.

Das Zimmer neben Marcel war einige Tage unbesezt gewesen, aber schon als ich den Korridor entlang gegangen war, hatte ich Koffer bemerkt und darauf die Anfangsbuchstaben des Namens einer Familie Ford erkannt, mit der ich oberflächlich in Genf bekannt geworden war und die ich später in Palermo näher kennen gelernt hatte. Mrs. Ford erzählte mir, wie an diesem Morgen sie und ihre Schwester — nicht ahnend, daß Marcel im nächsten Zimmer sei — darauf gekommen waren, über Mrs. van Lunn zu sprechen, die sie in Nizza gesehen und beobachtet hatten. „Ich könnte ihr alles vergeben, nur nicht die Vernachlässigung des lieben Kindes,“ sagte Mrs. Ford dann, „er ist jetzt hier im Hotel krank am Fieber, wovon ein wenig Neapel gereift ist, um sich zu amüsieren.“ Während sie noch sprach, hörte sie es leise anklopfen, ehe sie noch „herein“ rufen konnte, wurde die Thür aufgestoßen, und Marcel, sich am Drücker festhaltend, stand vor ihr. Von der Krankheit abgezehrt, Fiebrerröte auf den Wangen, rief er aus: „Es ist nicht wahr, gewiß, es ist nicht wahr. Mutter blieb bei mir, bis der Arzt ihr sagte, ich sei beinahe ganz hergestellt; sie wollte gar nicht fort. Monsieur war es, der sie dazu bewog! Und sie hat mich so sehr, sehr lieb, und sie ist so

sehr, sehr gut gegen mich, und ich liebe sie mehr“ —

Des armen Kindes Stimme versagte; — Mrs. Ford fing ihn auf, als er hinsiel — Marcel war ohnmächtig geworden.

In dem Augenblick kam die Schwester den Gang entlang und traf die beiden Damen, wie sie den Knaben in sein Zimmer zurücktrugen. Es währte eine geraume Zeit, ehe er wieder die Besinnung erlangte, aber schon ehe der Arzt kam, kannte ich die Wahrheit: er war krank zum Tode; diese letzte Anstrengung hatte den schwachen Rest seiner Kraft erschöpft. Ich verlor keine Zeit, telegraphierte, seine Mutter möge kommen und sagte Marcel, daß ich es gethan hätte, denn obgleich der Arzt keine Hoffnung auf Genesung gab, so sagte er, einige Monate könne er doch noch aushalten.

Das arme Kind! Es schien am Leben zu hängen, und die Art, wie er nach der Thür sah, wenn irgend jemand eintrat, oder wenn auch nur Schritte auf dem Korridor hörbar wurden, sagte mir, wessen Kommen er ersahnte. Was konnte ich thun? Möglich war es, daß Mrs. van Lunn schon hierher eilte, möglich aber auch, daß sie weiter als Neapel gereist war und das Telegramm sie nicht erreichte.

Als ich so nachdenkend an seinem Bette stand, traurig, daß ich nicht im stande war, ihm seines Herzens Wunsch zu gewähren, fiel mein Blick auf die „Immaculata“, die um so mehr in die Augen fiel, da man keiner Arzneiflaschen mehr bedurfte; war das Kind doch weit über menschliche Hilfe hinaus! Marcel's eigene Mutter hatte ihn verlassen — leise legte ich die kleine Statuette in seine Hand, die sich fest darum schloß.

Wenige Tage später war kein Zweifel mehr — er lag im Sterben. Es schmerzte

mich tief, zu sehen, wie seine Augen beständig auf die Thür gerichtet waren; allem Anschein nach war die Hoffnung, seine Mutter zu sehn, noch nicht in ihm erstorben. Aber das Ende kam früher, als wir erwartet hatten. Als ich eines Tages bei ihm saß, sah ich, wie seine Lippen sich bewegten; ich beugte mich über ihn und horchte. „Mutter, ich . . .“

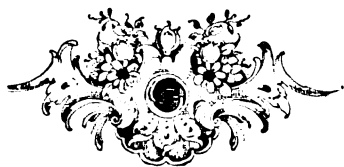
Aber das Bestreben, auch nur diese wenigen Worte zu sagen, verursachte einen Ohnmachtsanfall. Die Schwester und ich waren vom Schmerz überwältigt; doch er litt wenig! Nur wenige Minuten Atemholens; der Hand entglitt die „Immaculata“; ein Blick fast überirdischen Entzückens im Auge, und der leise, schluchzende Ausruf: „Mutter!“ Erschreckt wandte ich mich um und sah nach der Thür, in der Erwartung, Mrs. van Lunn sei wirklich gekommen. Aber nein! — Und als dann mein Blick zurückfiel auf die kleine Gestalt im Bett, da sah ich — alles war vorüber. Hatte sein brechendes Auge die Madonna zu sehen geglaubt, oder Mrs. van Lunn in ihrem „Domet“-Reisefestum, so wie er sie zuletzt gesehen; so wie sie wiederzusehen er so sehnsüchtig gehofft hatte?

* * *

Ungefähr sechs Monate später fiel in Paris mein Blick auf einen bekannten Namen unter den Familiennachrichten im „Galignani“. Ich las folgende Anzeige:

Heirat. In der amerikanischen Himmelfahrtskirche am 10. dieses:

Lilie Witwe H. F. van Lunn's Esqre. of Kansas, U. S. A., mit M. Casimir Portel von der Villa Paradies, Nizza. — Mrs. van Lunn war also „rangée“. Das Hindernis war beseitigt.



Frauenbewegung und geschlechtlicher Arbeiterinnenschutz.

Bon.

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

„Durch das Gesetz soll das Gleichgewicht zwischen zwei Waagschalen hergestellt werden, in deren eine die herrschende Macht des Reichthums ihr Schwert geworfen hat.“
(Bridel.)

Die Arbeiterinnenfrage steht in unlöslichen Beziehungen zu zwei großen sozialen Fragen: zur Arbeiterfrage und zur Frauenfrage, die wiederum beide durch ihre Entwicklung beeinflusst werden. In demselben Verhältnis wie die Arbeiterinnenfrage steht auch die Arbeiterinnenbewegung zur Arbeiterbewegung und zur Frauenbewegung. Aus ersterer ist sie hervorgegangen; mit ihr verbunden, in ihr enthalten, verkörpert sie eine Klassenbewegung; sie kämpft gemeinsam mit der Arbeiterbewegung für gemeinsame Interessen, für die Eroberung wirtschaftlicher und politischer Macht für die Arbeiterklasse. — Fäden ganz anderer Art verbinden die Arbeiterinnenbewegung mit der Frauenbewegung; heute sind die Fäden noch so lose, daß sie nicht stets, nicht jedem erkennbar sind. Es ist sogar manchmal von Arbeiterinnen behauptet worden, ihre Bewegung habe überhaupt nichts mit der Frauenbewegung zu thun; sie habe mit ihr keine Berührungspunkte. Je weiter die Arbeiterinnenbewegung sich entwickelt, äußerlich und innerlich, desto mehr werden die Verkettungen zwischen Arbeiterinnenbewegung und Frauenbewegung hervortreten, desto mehr wird es sich zeigen, daß diese Bewegung nicht nur Klassen-, sondern auch Geschlechtsbewegung ist. Schon jetzt entfalten die Anhängerinnen der Bewegung eine lebhaftige Agitation für die Forderungen, die innerhalb ihrer Klasse den eigenartigen Bedürfnissen des weiblichen Geschlechtes Rechnung tragen sollen, in erster Linie für den geschlechtlichen Arbeiterinnenschutz. Damit ist zunächst der Beweis geliefert, daß auch die Anhängerinnen der Arbeiterinnenbewegung die Notwendigkeit einer besonderen Vertretung der besonderen Fraueninteressen durch Frauen innerhalb ihrer Mutter-Klassenbewegung anerkennen, ebenso wie die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Vertretung der Fraueninteressen in Gesetzgebung und Verwaltung eine der Grundlagen der bürgerlichen Frauenbewegung gebildet hat. Hier wie dort gewinnt die Überzeugung immer mehr Boden, daß die Gleichberechtigung der Geschlechter auf wirtschaftlichem und rechtlichem, auf sittlichem und sozialem Gebiet nicht auf Grund einer Gleichartigkeit, sondern auf Grund der Gleichwertigkeit der Geschlechter errungen werden muß. Die Forderung nach besonderem geschlechtlichen Schutz der Arbeiterinnen entspringt diesem Glauben an die Ungleichartigkeit, an die verschiedenartigen Bedürfnisse von Mann und Frau, und deshalb ist sie als der Beginn einer Geschlechtsbewegung anzusehen. Ob diese nun im Rahmen einer Klassenbewegung zum Ziele führen kann, ob die Gleichberechtigung der Geschlechter, die im Prinzip von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung anerkannt wird, auch dann in die Wirklichkeit übertragen werden dürfte, wenn es der Partei gelänge, die politische und wirtschaftliche Macht zu erringen, das läßt sich mit Sicherheit nicht voraussagen. Man mag das glauben, man mag von der Nichtigkeit der Theorie, des Systems überzeugt sein — die Beweise, die greifbaren Formen dafür fehlen, und darum kann nur die Zukunft zeigen, ob die Arbeiterinnenbewegung sich mehr zur Geschlechtsbewegung auswachsen muß oder ob sie im Rahmen der Klassenbewegung stehen bleiben kann.

Außer der Thatsache, daß die Arbeiterinnenbewegung neben der Klassenbewegung auch eine Geschlechtsbewegung zu werden beginnt, müssen die Verkettungen, welche die Arbeiterinnenbewegung mit der Frauenbewegung verknüpfen, noch unter einem andern

Gesichtswinkel betrachtet werden. Gerade der Punkt, der gewöhnlich als Beweis für die Verschiedenartigkeit der beiden Bewegungen dient, läßt auch eine Parallele zu. Wenn das Recht auf Arbeit, auf Erwerb und damit die ökonomische Unabhängigkeit der Frau der arbeitenden Klassen ihr auch längst und stillschweigend zuerkannt worden ist, ehe die bürgerlichen Frauen zum Bewußtsein ihrer wirtschaftlichen Abhängigkeit vom Mann und von der Familie erwacht waren, wenn daher eine der Hauptforderungen der bürgerlichen Frau, die Befreiung auf wirtschaftlichem Gebiet, für die arbeitende Frau in Bezug auf Befreiung vom Mann nicht in Betracht kommt, so lassen doch gerade die tiefinnersten Motive, welche die bürgerliche Frau zu diesem Kampf drängen, einen Vergleich zwischen der Geschlechts- und der Klassenbewegung zu. Beide versuchen die Sklaverei zu durchbrechen, die aus der ökonomischen Abhängigkeit entsteht, aus der Abhängigkeit vom Mann und der Familie auf der einen, vom Unternehmer und Kapitalisten auf der andern Seite. Bei allem Trennenden doch etwas Gemeinsames, ein gemeinsamer Grundakord! Über alles Trennende hinweg führt nun dieses Gemeinsame, so gering es auch manchmal eingeschätzt werden mag, dazu, daß die beiden Bewegungen sich mit einander beschäftigen müssen; die Arbeiterinnenbewegung mit einzelnen Forderungen der Frauenbewegung, die Frauenbewegung mit einzelnen Forderungen der Arbeiterinnenbewegung.

Die Gesichtspunkte der Klassen- und der Geschlechtsbewegung können aber und müssen sogar manchmal zu einer verschiedenartigen Stellungnahme und Bewertung einzelnen Forderungen gegenüber führen. Zu einem besonders scharf kontrastierenden Ausdruck gelangten diese verschiedenartigen Gesichtspunkte bei Gelegenheit des letzten internationalen Frauenkongresses (London, Juni 1899) in der Sektionsitzung für Arbeiterinnenschutzgesetze. Hier standen sich zwei Anschauungen schroff, anscheinend unüberbrückbar gegenüber: die der absoluten Freunde und die der absoluten Gegner des Arbeiterinnenschutzes. Die einen verlangten Erweiterung und Ausdehnung der bestehenden Gesetze, die andern erklärten sich überhaupt gegen jeden Schutz, gegen jedes Gesetz, das nicht beide Geschlechter in der gleichen Weise trifft.

Da diese Meinungsverschiedenheiten in weiten Frauen- und Arbeiterkreisen Interesse erregt haben, dürfte eine kurze Erörterung der Frage, inwieweit die Freunde, inwieweit die Gegner des Arbeiterinnenschutzes recht haben, angebracht sein.

Es ist leicht erklärlich, warum gerade auf einem internationalen Kongress die Diskussion eine größere Bedeutung annahm, als in nationalen oder lokalen Versammlungen. Da die Gesetzgebung der verschiedenen Länder die Frage des Arbeiter- und des Arbeiterinnenschutzes verschiedenartig geregelt hat, ist eine einheitliche, internationale Stellungnahme zu der Frage zunächst kaum zu erzielen. Die Vertreter der verschiedenen Länder gingen von verschiedenen Voraussetzungen und Erfahrungen aus und konnten deshalb zu keinen einheitlichen Schlußfolgerungen gelangen. Während zum Beispiel die Regierungen von England und Frankreich sich gegenüber den Forderungen nach einer Regelung der Arbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter grundsätzlich ablehnend verhalten, ist in Deutschland neben einer Reihe hygienischer und anderer Bestimmungen für alle Arbeiter durch die Reichs-Gewerbeordnung auch eine solche Regelung für Gewerbe vorgesehen, in denen durch ein Übermaß von Arbeit die Gesundheit der Arbeiter bedroht ist. Seit von dieser Möglichkeit durch die Verordnung zur Festsetzung der Arbeitszeit aller in Bäckereien und Konditoreien beschäftigten Arbeiter Gebrauch gemacht worden ist, ist in Deutschland die Unterscheidung zwischen Frauen und Kindern als gesetzlich geschützten oder bei Festsetzung ihres Arbeitsverhältnisses beschränkten Personen einerseits, und den erwachsenen männlichen Arbeitern als freien Kontrahenten andererseits nicht nur prinzipiell, sondern auch praktisch durchbrochen. Damit ist der Unterschied, den die Behandlung der Frage in Deutschland und in England erfahren muß, gekennzeichnet. Der deutschen Gesetzgebung liegen andere Gedanken und Anschauungen zu Grunde, als der englischen und französischen, weitgehendere Gesichtspunkte für die Notwendigkeit einer Regelung des Arbeitsverhältnisses für alle Arbeiter ohne Rücksicht auf Alter und Geschlecht.

* * *

Welche Bedeutung haben nun die in London vorgebrachten Ansichten für unsere Verhältnisse? Die Freunde des Arbeiterinnenschutzes begründeten und begründen auch bei uns ihre Forderungen mit der Notwendigkeit, Leben und Gesundheit der Frau in ihrer besonderen Eigenschaft als Mutter, als Quelle der kommenden Geschlechter zu schützen. Es ist durchaus im Interesse des Staates, den physiologischen Eigenschaften der Frau bei einer Gesetzgebung Rechnung zu tragen, die in erster Linie eine Gesetzgebung zur Hebung und Wahrung der Volksgesundheit ist. Außerdem sind aber bei der Zusammenfassung unsrer Volksvertretung solche Gesetze unschwer zu erreichen, während Gesetze zum Schutze aller Arbeiter auf eine Mehrheit nicht rechnen können. Der gesetzliche Frauenschutz bedingt aber in der praktischen Anwendung durch die Natur unserer Produktionsverhältnisse, namentlich des Fabrikbetriebs, die Ausdehnung auf die männlichen Arbeiter, auch wenn das Gesetz sie nicht vorgeschrieben hat, und deshalb ist das Eintreten für einen weitgehenden geschlichen Schutz der Frauen das beste Mittel, um auch den männlichen Arbeiter vor ungünstigen Arbeitsbedingungen zu schützen.

Die Entwicklung der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung hat allerdings den Beweis erbracht, daß die Frauenschutzgesetze im Stande sind, die Regierung und die öffentliche Meinung von der Möglichkeit und Wirksamkeit einer allgemeinen, weitergehenden Regelung aller Arbeitsverhältnisse zu überzeugen und sie allmählich herbeizuführen; den Beweis, daß sie nur ein Glied in der Entwicklungskette einer weitgehenden allgemeinen Arbeitsregelung bedeuten. Dieser Beweis, der die Befürwortung des Arbeiterinnenschutzes rechtfertigt, entkräftet aber keineswegs die Einwendungen der Gegner, die da behaupten, daß die ökonomische Unabhängigkeit der Frauen durch jede Beschränkung ihrer Freiheit dem Arbeitsmarkt gegenüber bedroht sei, daß die Frauen durch solche Schutzgesetze aus den besser bezahlten Industrien verdrängt würden und daß deshalb alle besonderen Schutzgesetze für Frauen als Beschränkungen im eigenen Interesse der Frauen zu bekämpfen seien. Außerdem wird noch vorgebracht, daß die Frauen, welche die Hand ausstrecken, um gleiche Rechte im Staat zu erlangen wie der Mann, keine Vorrechte fordern dürfen. Dieser Punkt wird weiter unten bei Besprechung des Wöchnerinnenschutzes noch erörtert werden müssen; er bedeutet ein so vollständiges Verkennen des sozialen Wertes der Mutterschaft, daß diese Anschauung bei Frauen geradezu unbegreiflich ist.

Bedeutungsvoller ist der Einwand, daß die Frauen bei besonderen Schutzgesetzen schwerer Arbeit finden und aus den besser bezahlten Berufszweigen gedrängt werden könnten. Wenn die Frauen in England einen derartigen Prozeß thatsächlich ziffernmäßig nachweisen können, dann haben sie allerdings ein gutes Recht, sich gegen einen Schutz zu wehren, der zur Beschränkung wird. In Deutschland kann ein solcher Beweis aber nicht geführt werden; es kann vielleicht gezeigt werden, daß die Gesetzesbestimmungen zum Schutz der Arbeiterin vielfach auf die Männer mit angewendet werden müssen, daß sie oft das Maß von Schutz nicht überschreiten, das die Männer sich selbst durch bessere Organisationen längst zu verschaffen gewußt haben, leider auch, daß sie noch oft umgangen werden; jedenfalls sind all diese Gesetze nur als eine der Opposition abgerungene Abschlagszahlung anzusehen, die der Vermehrung der Frauenarbeit in allen, auch in den besser bezahlten Industriezweigen keinen Einhalt gethan hat. Aus den beiden letzten Berufszählungen von 1882 und 1895 geht hervor, daß die Zahl der Industriearbeiterinnen sich auch nach dem Inkrafttreten der letzten Gewerbeordnungsnovelle erheblich gesteigert hat. Von 1 509 167 stieg sie auf 2 339 325. Die Fabrikarbeiterinnen, auf welche die Schutzgesetze hauptsächlich Anwendung finden, haben sich im Jahr 1896 um 42 127 vermehrt, und zwar auch in den besser bezahlten Industriezweigen; teilweise in einem höheren Prozentsatz als die männlichen Arbeiter. Der Grund für diese vermehrte Beschäftigung von Frauen trotz der daraus hervor gehenden Beschränkung des Arbeitgebers ist unschwer zu erkennen. Ganz abgesehen von der besonderen Geeignetheit von Frauen für bestimmte Berufszweige und Berichtigungen ist er in der ungleichen Bewertung und Entlohnung der Männer- und der Frauenarbeit zu suchen. In dieser Beziehung liegen die Verhältnisse bei uns, wo nur

ganz schwache Organisationsansätze von Seiten der Frauen bestehen, wohl noch schlimmer als anderwärts; in einzelnen Teilen Deutschlands, in Danzig und Königsberg z. B., wird die gelernte weibliche Arbeit mit der Hälfte des ortsüblichen Tagelohns der ungelerten männlichen Arbeit bezahlt. Solchen Thatsachen gegenüber könnten die Schutzgesetze für Frauen noch nach allen Richtungen hin erweitert werden, ohne daß die Frauen auf dem Gebiet der Industriearbeit die Konkurrenz der Männer zu befürchten haben; sie werden sich sogar voraussichtlich noch für geraume Zeit den Titel der „Schmutzkonturrentin des Mannes“ gefallen lassen müssen. Diesen Zuständen gegenüber wird die Organisation einzugreifen haben; diese allein kann verhindern, daß die Frau auf Grund ihrer geringeren Bedürfnisse zum Schaden der Gesellschaft die gleiche Arbeit wie der Mann für den halben Lohn thut; erst wenn die Forderung „gleicher Lohn für gleiche Leistung“ nicht mehr Postulat, sondern Erfüllung ist, kann eine Teilung der Arbeit sich herausbilden, die nicht durch Gesetze und Behörden vorgeschrieben ist, sondern sich auf Grund spezieller Geeignetheit der Individuen und der Geschlechter von selbst vollzieht; erst dann werden sich die Aufgaben der Arbeiterschutzgesetzgebung anders gestalten! Um solche Zeiten herbeizuführen, muß aber im Interesse der arbeitenden Frauen allen übrigen Forderungen nach Erweiterung, Ausdehnung und genauester Durchführung der Arbeiterinnenschutzgesetze voran das Verlangen nach voller Vereins- und Versammlungsfreiheit immer wieder ausgesprochen werden.

* * *

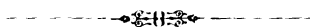
Nach diesen Auseinandersetzungen könnte es nun scheinen, als ob unsern deutschen Verhältnissen, unserem gesetzlichen Arbeiterinnenschutz gegenüber die Gegnerschaft eine ganz unbegründete und ungerechtfertigte wäre. Immerhin darf man sich doch nicht verhehlen, daß auch unter dem Wort „Schutz“ mancherlei geboten werden kann, was thatsächlich einer weitgehenden „Beschränkung“ der Frauen gleichkäme, daß ein falscher Schutz zum Fluch für die Arbeiterin statt zum Segen werden kann. Solche zur Vorsicht mahnenden Betrachtungen, die eine in gewissen Grenzen gehaltene Gegnerschaft gerechtfertigt erscheinen lassen, werden durch eine Forderung hervorgerufen, die von den christlich-sozialen Parteien der verschiedensten Länder aufgestellt worden ist und in Deutschland bedauerlicher Weise durch die Centrumspartei eine kraftvolle Vertretung gefunden hat. Es handelt sich um die Forderung eines Verbots der Fabrikarbeit verheirateter Frauen. Es ist kaum zu glauben, daß ein solches Verlangen in weiten Kreisen Anhänger finden konnte; muß es doch jedem, der auch nur eine oberflächliche Fühlung mit den arbeitenden Volksklassen hat, klar sein, welche unabsehbaren sittlichen und wirtschaftlichen Schädigungen für das gesamte Volksleben aus solchen Maßregeln entstehen müßten. Zu begreifen ist die Forderung nur, wenn man sich klar macht, daß in unsrer Zeit die Vertreter zweier Weltanschauungen sich schroff gegenüber stehen; die, welche an alten, überlebten Daseinsformen festhalten, die Welt in sie zurück zwingen wollen, und die, welche an eine Entwicklung alles Seins und damit an einen unaufhaltsamen Fortschritt auf allen Lebensgebieten glauben. Aber die, welche durch solch ein reaktionäres Verbot die Familienbande und Beziehungen stärken und vertiefen wollen, verkennen, daß die Fesselung der Frau ans Haus, ein Verbot der Arbeit für Tausende, heute grade die Gefahr herbeiführen würde, die sie fürchten, die sie durch solches Gesetz beseitigen wollen: eine vollständige soziale Umwälzung! Sie übersehen, daß die Mißstände, die heute mit der industriellen Frauenarbeit zusammenhängen, wohl Begleitererscheinungen der heutigen unregelmäßigen Produktionsverhältnisse, der übermäßig angestregten Frauenkraft sind, aber nicht Folgeerscheinungen der Frauenarbeit überhaupt; daß man diese Mißstände nicht dadurch beseitigen kann, daß man an Stelle der 11stündigen Fabrikarbeit die 16stündige Heimarbeit stellt, daß man aus dem Haus, welches man schützen will, eine Werkstatt macht, die selbst des allergeringsten und dürftigsten Schutzes entbehrt. Im Namen höchster Sittlichkeit verlangen die Frauen das Recht auf Arbeit; nur die Erwerbsarbeit kann die wirtschaftliche Grundlage für die soziale Befreiung der Frauen abgeben.

Spurlos ist der Konflikt, der Kampf der Pflichten zwischen Familie und Beruf an der Frau nicht vorüber gegangen; aber die Generation, die unter diesen Kämpfen erwachsen ist, die Frau, die sich innerlich oft wund geliebt hat an der Vielseitigkeit der Aufgaben, an der doppelten Arbeitslast, die ist sich ihrer Menschenteute bewußt geworden. Sie fordert ihren vollen Anteil an der Menschheitsarbeit; sie wird nicht aufgeben, was sie so schwer errungen hat!

Aus solchen Gefühlen und Empfindungen heraus haben Frauen gegen derartige sogenannte Schutzbestimmungen angekömpft mit gutem, vollem Recht! Lehren uns doch solche Forderungen, daß es für die Gesamtheit dessen, was mit Arbeiterinnenschutz bezeichnet wird, ein definitives „für“ oder „wider“ überhaupt nicht geben kann, sondern daß in jedem Einzelfall, überall wo es sich um Erweiterung oder Änderung eines Gesetzes handelt, aus dem Abwägen des „für“ und „wider“ die Entscheidung nach den besonderen Bedingungen und Umständen gefällt werden muß. Allgemeine und für immer gültige Prinzipien lassen sich auf diesem Gebiet nicht aufstellen; gerade die Centrumsbewegung beweist, daß die unbedingten Freunde des Arbeiterinnenschutzes ebenso wenig im Recht sind wie die unbedingten Gegner, und daß eine richtige Handlungsweise auch hier die Mitte zwischen beiden Extremen zu halten hat.

Überall dagegen, wo das Gesetz nur die physiologischen Eigenschaften der Frau zur Grundlage nimmt, wo es sich nur um einen Schutz der Frau als Mutter handelt, da braucht und da darf von einem „Abwägen“ nicht die Rede sein, da ist ein Bekämpfen des Gesetzes durch Frauen unbegreiflich. Es ist nicht möglich, hier ausführlich auf die Interessen der Frau und des Staates einzugehen, die für solchen Schutz sprechen, die einen weitgehenden Wöchnerinnenschutz notwendig und wünschenswert erscheinen lassen. Das jetzt bestehende Verbot der Beschäftigung von Wöchnerinnen für 4—6 Wochen in Fabriken und Werkstätten (§ 137 der R. G. O.) ist unzureichend, vor allen Dingen, weil der Segen dieser Bestimmung nur einem Prozentsatz der gewerblichen Arbeiterinnen zu teil wird. Die Erweiterung dieses Gesetzes muß angestrebt werden; zur Ergänzung aber ist ein zum Lebensunterhalt ausreichender Ersatz für den ausfallenden Lohn notwendig, der weit über die geringe Unterstützung hinausgeht, die heute den Wöchnerinnen von den Krankenkassen gezahlt wird. Die Begründung für diese Forderung ist kurz: der Staat ist verpflichtet, der Frau gesunde Bedingungen zu schaffen, um das zu thun, was eben nur die Frau für den Staat thun kann; sie für die Zeit pekuniär sicher zu stellen, in der sie nicht nur ihrem Manne ein Kind zur Welt bringt, sondern auch dem Staat einen Bürger schenkt, der zum allgemeinen sozialen Fortschritt beitragen soll.

Wenn Frauen gegen einen gut organisierten Schutz der Mutter ankämpfen, so beweisen sie damit einen Mangel an Verständnis für die sozialen Aufgaben unserer Zeit; so beweisen sie, daß sie den wirklichen Wert ihrer Thätigkeit für die Welt nicht von großen Gesichtspunkten aus beurteilen können. Jahrhundertlang war die Mutterschaft als einziger Beruf der Frau in den Vordergrund ihres Wesens und Seins gestellt, aber die Mutterschaft wurde bewertet nach ihrer Beziehung zu einem Individuum, nicht nach ihrer Beziehung zum Gemeinwesen, zum Staat. Das hat die Frauen vergessen lassen, daß sie auch in ihrer Thätigkeit als Mütter einen wesentlichen Teil der Steuer zur Deckung der sozialen Bedürfnisse trugen; daß der gesellschaftliche Wert der Mutterschaft vom Staat anerkannt, als Teil der Frauenarbeit für die Gesellschaft, wenn auch nicht als einziger oder ausschließlicher Beruf der Frau angesehen und behandelt werden muß. Nur wenn es sozial empfindenden Frauen gelingt, weiteste Kreise mit der Überzeugung zu durchbringen, daß die Mutterschaft ein Bürger-Schaffen bedeutet, nur wenn sie auf Grund dieser Anschauung einen weitgehenden Schutz der Mutter herbeiführen können, nur dann kann das Problem gelöst werden, eine Ausöhnung, einen Ausgleich herbeizuführen zwischen der Thätigkeit der Frau als Mutter, der Erfüllung der Mutterpflichten und den neuen Entfaltungsmöglichkeiten der Frau zu wirtschaftlicher Unabhängigkeit und sozialer Gleichberechtigung.





Vittore Carpaccio. Der Löwe von S. Marco.

Aus: Emil Schaeffer, Die Frau in der venetianischen Malerei. München, Verlagsanstalt F. Bruckmann N.-G. S. 11.

Venetianische Arabesken.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

... in solcher Nacht ward diese Stadt gegründet ...

Doch später dann zerging die Zauberstadt — nicht ganz, es blieb ein etwas in der Luft, im Blut! Mit rosenfarbnen Muschellippen küßte das Meer und leckte mit smaragbnen Zungen die Füße dieser Stadt! Die Kirchen stiegen wie Häuser der verschwiegnen Luft empor —

Hugo von Hofmannsthal.

... die Kirchen Venedigs: die stolze Himmelshochburg der Frankkirche, die ihrer Toten mit Riesenmälern denkt; der schwülstige Kolosß der Jesuiterkirche in verlebter Pracht mit feinen barocken, schlangengewundenen, grünweiß gefleckten Säulen; das zierliche Marmorschmuckkästchen von Santa Maria dei Miracoli; die stillschlichte San Giorgio degli Schiavoni; die hellleuchtende Santa Caterina und ihrer aller Krone, der bunte Wundertraum von San Marco.

An den Wänden, auf den Altären die Heiligen der Vergangenheit. In dem Gestühl und auf den Stufen die Unheiligen der Gegenwart. Juwelengeschmückte Frauen mit Gebetbuch und stolz kokettem Fächer; die Töchter des Volkes in die schwarzen Schleiertücher gewickelt, gelbe Münzen und Bajaderenringe in den Ohren, die Kugelnadeln im Haarknoten zu einem Kranz gesteckt, mit wandernden Blicken, während die Rosenkranzkorallen durch die behenden, braunen Finger rollen.

Wer Venedigs Zauber einmal getrunken, wird feiner nie ledig, und seine Bilder umschweben ihn, ewig jung ...

Die Lyrik der frühen Stunden, wenn der Duft des Morgens um die verwitterten Steine weht und die Luft so seidigblau sich spannt. Über dem schwarzen, gewundenen

Kanal das schwellende Himmelsvelarium. In den Unendlichkeitschimmer hineinwachsend die Loggien und Spitzbögen, die Marmorarkaden der Palazzi.

Der Palazzi stolze Reihe. Glorreiche Namen. Namen aus dem goldenen Buch, feierlich rauschend wie Brokat und hellklingend wie goldene Ehrenketten: Palazzo Grimani, Pesaro, Foscarini, Vendramin-Calergi. Edle Reste, verschollene Pracht.

Die Zeit hat dem Marmor schwarze Schatten untermalt. Nun haben diese Balkone etwas so Unwirkliches, Körperloses. Die festgefügtten Marmorwände gleichen bemalter Leinwand, einem jahrhundertalten Opernprospekt.

Mit schwirrendem Flügelschlag flattert der Taubenschwarm um die glitzernde Kugelzier der Markuskirche und um die wunderholden Urnenträger hoch auf dem Gipfel des strahlenden Glaubenschlosses.

In den engen Gassen erwacht das Leben. Ein Alltagsleben voll kärglicher Szenen auf einer Bühne, die verschwenderische Kunst geschmückt hat.

Über dem schmierigen Fischgewölbe mit ruffigen Kesseln im Untergeschoß eines halbverfallenen Palastes grüßt ein Relief, eine hochselige Madonna, die der Zeiten Sturm überdauert. Sie lächelt nun ebenso gnädig den breitmäuligen Fischeshern, wie dem hohen Geschlecht, das durch die Marmorpforte einst geschritten. Stolzschwellende Thürklopfer ruhen im Dunkel der Portale, die keine Hand mehr rührt. Erschreckend mühte ihr eherner Schall die verwitterten, in Grabeschlummer liegenden Gänge durchdröhnen.

Auf den Plätzen die Cisternen, gleich antiken Tumuli, mit üppig ornamentierten Wänden, Puttenreigen und Nymphenfesten. In die edle Höhlung senken sich die getriebenen Kupferkufen. Die sie aber lastend davonschleppen, sind vor der Zeit gealterte Frauen in nachlässig schleppenden, abgetretenen Röcken und grellen Tüchern.

In den steilhohen Calles, die so schmal sind, daß man nicht mit ausgebreiteten Armen durch sie gehen kann, sieht man die Rückwände der Paläste. Aus den Fensterwölbungen mit ihrem zerbröckelten Maßwerk schlingen sich Stricke von einer Seite zur andern. Und daran schaukelt die Trockenwäsche, zerschlossene Lappen und Fegen, im Winde lustig wehende Flaggen des Glends.

Ist aber die finstere, dumpfige Gassenenge überwunden, so öffnet sich eine heiter geschwungene, zierliche Brücke, die im Zickzack gleich wieder zu einer andern führt. Lautlos gleiten die Gondeln, todesdüster, unter dem Bogen durch. Zum Wasser leiten Stege und steinerne Treppen. Bedeckte, geheimnisvolle Balkone, Gänge überbrücken die nasse Straße, Abenteuer und Novellen bergend.

Über manche Mauern, Hüter verwilderter Gartenpracht, schwanfen blüten schwere Zweige . . .

* * *

Die venetianischen Erinnerungsbilder weckte mir ein Buch, in dem auch ein Schönheitsverlangender um die „schöne Stadt, die nie versagt“ auf seine Weise wirbt.

Ein junger Kunsthistoriker Emil Schaeffer, ein Jünger der farben- und nuancenfrohen Mutherschule hat eine Darstellung der „Frau in der venetianischen Malerei“ gegeben.¹⁾

¹⁾ München. Verlagsanstalt J. Bruckmann N. G.

Dies Buch und sein Verfasser haben etwas sehr Charakteristisches.

Die Kunstgeschichte ist diesem Feinsüßlichen nicht Zweck sondern Mittel. Er möchte wohl lieber dichterisch Scenen alter Kultur voll Stildelikatesse formen, in weiche Reime Lebensmomente bannen, wie Hugo von Hofmannsthal. Aber er gehört zu den Stummen, das Schaffen ist ihm versagt. Das schwingende Gefühl ist fein eigen, aber die Töne vermag er nicht zu halten und zum Reigen zu ordnen. Er kann nicht dichten, er kann nur beschreiben. Bilder- und Kunstbetrachtung löst ihm die Zunge. Sie wird ihm erregendes Moment, auslösende Kraft, etwas von dem freizumachen, was er ohne solche konkrete äußere Motivierung aus einer inneren Fülle nie hätte sagen können.

Gerade Venedig muß solche Naturen reizen. Die Mischung der Stimmungen, Vergänglichkeitshauch, verlöschende Schönheit. Das Raffinement der Künstlichkeit in dieser Stadtschöpfung, die wie eine Illusion, wie ein Theater wirkt, das ein Fürst der Phantasie seinen Launen errichtet. Eine andere Welt, als das übrige Europa; eine Märcheninsel, wo man über den Wassern wohnt, und jeden Stein Legenden und weiche Liebeelieder umklingen.

Und die Heiligen dieser Stadt, die, nicht alternd, aus den Weihrauchwolken der Kirchen mit den gleichen Augen, wie vor Jahrhunderten, auf die Menschen sehen, was können sie dem Empfänglichen alles verraten! Die Gefühlswelt der Vergangenheit erschließen sie. Wer ihre Züge zu deuten weiß, der taucht in die Seele der wunderbaren toten Stadt.

So stand wohl auch der junge Schaeffer vor den Bildern, nicht sie technisch zu untersuchen, sondern ihnen Geheimnisse, Dichtungen abzulauschen, die er empfangend in feingefügten, assoziationserweckenden Worten weitergeben könnte. Denn darin geht es feltfamer Weise den Gefühlskünstlern wie den wirklich schaffenden, sie lieben nicht zu schweigen, wollen sich der Menge zeigen.

Das bestimmt die Art seines Buches. Ich weiß nicht, ob er den künftigen Kunsthistorikern etwas zu sagen haben wird; den Kunstuchern, die nicht nur die Leinwand ansehen, sondern die Atmosphäre einer ganzen Zeit atmen wollen, die aus der Gebärde einer Gestalt die Vorstellungs- und Empfindungswelt einer Epoche lesen wollen, zeigt er mit seinen diskret auf die Dinge weisenden Händen anregende Wege.

Und welch ein polyphones Thema sich dieser Farben- und Schönheitsfüchtige gewählt. I want a hero — und es ward eine Heldin: die Venetianerin.

„Drei Jahrhunderte beteten Venedigs Künstler zum Weibe, und drei Jahrhunderte lang schauten sie nur das Weib in der Venetianerin. Mochten sie Maria oder Venus, Heilige oder Heiden malen — sie verherrlichten stets die Tochter der Lagunen. Bellini jedoch empfand sie anders als Tiepolo, Giorgione anders wie Tintoretto.“

Dem Bilde der Venetianerin, wie es sich im Wandel der Zeiten immer wechselnd in den Händen der Meister formte, geht der junge Schaeffer in gläubiger Kunst- und Lebensandacht nach, und wir folgen seinen Spuren . . .

* * *



Giov. Bellini. Madonna.

Aus: Emil Schaeffer, Die Frau in der venetianischen Malerei.
München, Verlagsanstalt F. Bruckmann A.-G. S. 24.

schlichte Gewand des Volkes, ein mattfarbiges Unterkleid, darüber ein Tuch mit gestickten Säumen.

Nur die äußere Erscheinung aber konnte der Meister für seine Maria von den Frauen nehmen, die auf Gassen und Gondeln seinen Weg kreuzten. Nur die äußere Erscheinung. Die himmelsfelige Güte, die unendliche Hingabe, die träumerische Seligkeit, das Feinste und Innerste, schuf er seiner Heiligen aus seiner eigenen Seele. Er blies ihr den lebendigen Odem ein. Die Venetianerin des Quattrocento war nur äußere, unfruchtbare Schönheit. Während in Florenz die edlen Damen früh der Männer Bildung und Ehre im Wettspiele errangen, lebten in Venedig die Frauen, abgeschlossen von aller geistigen Anregung, in dumpfem Luxus orientalischer Haremssklavinnen, nur dem Kultus der eigenen Reize.

Von der Seele zu den Sinnen, das ist der Weg vom Quattrocento zum Cinquecento. Nicht mehr der Himmel ist die Bühne der Malerei, sondern die Erde. Bellini hatte nach Schaeffers Wort die Venetianerin auf den Himmelsthron gesetzt. Die neue, vollblütige, bacchantische Jugend stürmt den Himmel und entführt die in Ruhe Prangende. Auf ihre kräftigen Schultern heben sie sie, und mitten hinein in die hochschäumende Luft jauchzender Feste tragen sie die Göttin und führen sie zur Königin der Freude.

Das ist die goldene Zeit Venedigs.

Vor der Markuskirche rauschen von den gewaltigen Masten die Banner dreier unterworfenen Reiche — Cypern, Candia und Morea — Triumphe Venetias. Das Gold des Ostens überschwemmte die Stadt und weckte die Sinnenfreude. Eine glühende Diesseitssehnsucht zerriß die Fesseln der weltfeindlichen Kirche. Und wenn auch die Patrizieren so schnell den alten Bann nicht brachen, so wurden dem Volk

Drei große Metamorphosen durchläuft das Frauenideal der Venetianischen Künstler. Im Quattrocento ist es die hohe Himmelskönigin, unirdisch, die Schönheit der Seele in den verklärten Augen. Im Cinquecento steigt unsere liebe Frau zur Erde und wird die überstrahlende, sieghafte Königin festlich-hohen Lebens. Im achtzehnten Jahrhundert, im Rokoko legt sie den hohen Stil ab und wird kokett-liebenswürdige Grazie. Regina coeli, regina terrae, la reine du boudoir.

Am gnadenvollsten sieht uns die Himmelsjungfrau aus den Madonnenbildern Giovanni Bellinis an. Es ist die Himmelsjungfrau, aber es ist nicht mehr das asketisch-spiritualistische Schmerzensbild des Mittelalters in starrer Herbitheit. Bellini gab seiner Madonna ein lebend liebes Angesicht voll süßem Weh.

Er lieb für seine heilige Frau die Schönheit der Venetianerin seiner Tage. Den braunen Goldton der schmalen Wangen, das Flimmern der Haare. Die Tracht, das

doch Aspazien erweckt. Künstlerische kluge Frauen wie Veronica Franco, die Dichterin der „terze rime“, die Freundin des Tintoretto, die in einem Briefe schrieb: „Ihr wisset wohl, daß unter all' denen, die sich in meine Liebe schmeicheln wollen, mir vorzüglich jene wert sind, die sich mit den Wissenschaften und freien Künsten befassen.“

Die Venetianerin des Cinquecento zeigt nicht mehr das bellineste Braun, sie ist blond. Ihr Haupt leuchtet golden. Das fordert das erste Schönheitsgesetz, und dem goldenen Haar singen Firenzeuola und Luigini üppige Hymnen.

Auf den flachen Belvederen der Palazzi sitzen die Frauen im Schiavonetto, dem leichten Mantel aus weißer Seide. Auf dem Kopf einen seltsamen Strohhut (solana), nur ein breiter Reif ohne Boden, durch den die Haare frei fluten. Sie baden sie in der Sonne, deren glühende Strahlen ihnen die mit einem geheimnisvollen Elixir getränkten Locken im Feuer vergolbet.

„Bald dem Golde, bald dem Honig soll es gleichen“, fordert Firenzeuola, der Schönheitsdichter und Richter. Die Augenbrauen aber sollen von der Schwärze des Ebenholzes sein, die Härchen kurz und weich wie Seide, der Bogen fein gezogen. Die Augen selber sind am schönsten in einem sanften, dunklen Braun, „das in der Ruhe dem Blick eine gewisse Heiterkeit und Milde, in der Bewegung aber einen gewissen prickelnden Reiz giebt.“

Jetzt leuchtet die Morgenröte Giorgiones.

Auch er malte noch eine Madonna, aber er malte auch die Venus. Die irdische Schönheit ohne Kleider und Schleier siegte, ein neugebornes Heidentum. Eine Apotheose venetianischer Frauenreize in der Liebesgöttin der Antike.

Und noch irdischer wurde die Kunst. Lebendige Gegenwart bannte Palma Vecchio auf die Leinwand.

In seinen Portraits der Damen aus den Palazzi des Canale Grande feierte er die Venetianerin des Cinquecento ganz unstilisiert in ihrer wirklichen Gestalt. Mit dem üppigen Antlitz, weiß und rot, dem blonden Lockengewirr, den schweren, seidenrauschenden Gewändern, den gestickten, hochgebauchten Puffärmeln.

Und gleichfalls hielt ihr den Spiegel vor Lorenzo Lotto, nur nicht so strupellos froh an der besten aller Welten, eher weltmännisch skeptisch. Er malt die „elegante Aristokratinnen der Brera, die mit dem Federsächer in der Rechten und dem Gebetbuch in der Linken zwischen Weltlust und Frömmigkeit haltlos zu schwanken scheint.“ Er legt einer phantastisch kostümierten Courtisane ein Bild der sterbenden Lucretia in die Hand und schreibt darunter: „nec ulla impudica Lucretiae exemplo vivet.“



Est. Verellio.

Venetianerin, ihre Haare färbend.

Aus: Emil Schaeffer,

Die Frau in der venetianischen Malerei.

München, Verlagsanstalt J. Brudmann A.-G. S. 58.

Der höchste und veredelteste Ausdruck der Zeit, aber ward Tizian. Die Sinnlichkeit Giorgiones ist hier geklärt zu einer feierlich-dionysischen Lebensfreude: Freude, schöner Götterfunken.

Er malt die Venus, er malt die Maria, er malt die Danae. Er malt Lavinia, seine Tochter, er malt Eleonore Gonzaga und Donna Isabella.

Er läßt edle Stoffe um seine Frauen wallen, er feiert sie hüllenlos. Immer aber ist das Weib die Majestät, das Heiligtum der Schönheit, reif, vornehm, königlich.

* * *



Lorenzo Lotto. Weibliches Bildnis.

Aus: Emil Spaefter, Die Frau in der venetianischen Malerei.
München, Verlagsanstalt J. Bruckmann N.-G. S. 84.

Die festlich erhabene Schönheitspriesterin wird zur Weltbame im Rokoko.

Jetzt ist die Kunst ganz irdisch, ganz Gegenwart, die Venetianerin auf den Bildern dieser Epoche spielt seltener mythologische oder himmlische Rollen, sie ist wirklich die Venetianerin des Rokoko, wie sie flirtet, promeniert, ihre Toilette probiert, sich langweilt, sich amüsiert, für Gozzi wirbt und gegen Goldoni intriguiert, auf der Piazzetta Eis schlürft, am Spieltisch das Gold rollen läßt.

Es ist die Venetianerin im Spitzenschleier, den Fendaletto um Busen und Taille gefchlungen, daß die Enden lang herabhängen, oder im seidnen Mantel mit der Sammetkapuze und der romantischen Larve, mit dem Schönheitspflasterchen, dem Filigranschmuck, dem perlbesetzten Fächer.

Wir erleben das Venedig des achtzehnten Jahrhunderts in den gemalten Novellen des Pietro Longhi.

Wir belauschen die Frühtoilette der Patrizierin, die Konferenzen mit dem Schneider, die Tanzstunde, den Empfang des Dichters, der die neuesten Verse ihr zu Füßen legt, während sie lässig sich ins Ruhebett schmiegt und mit dem Bologneser



Titian. Donna Isabella.

Aus: Emil Schaeffer, Die Frau in der venetianischen Malerei.
München, Verlagsanstalt J. Bruckmann A.-G. S. 105.

Hündchen spielt. Wir folgen ihr in der Gondel, wenn sie mit dem Cicisbeo zur Wahrsagerin fährt, und wir feiern ihre Feste mit in dem Palazzo am Canale Grande. Kerzen flimmern, Spiegel glitzern, ein buntschwediger Karneval schließt einen Reigen durch die hohen Räume. Und draußen auf der Piazza unter dem Sternenhimmel, im Fackelschimmer, wogt ein rauschendes Menschentreiben, aus den bekränzten Gondeln schallen die Liebeslieder.



Rosalba Carriera. Portrait.

Aus: Emil Schaeffer, Die Frau in der venetianischen Malerei.
München, Verlagsanstalt F. Bruckmann N.-G. S. 145.

Bilder zu den Versen des Hugo von Hofmannsthal, der seinen Abenteuerer sprechen läßt:

Ich will den Campanile um und um
In Rosen und Narzissen wickeln. Droben
Auf seiner höchsten Spitze sollen Flammen
Von Sandelholz, genährt mit Rosenöl,
Den Leib der Nacht mit Riesennarven fassen.
Ich mach aus dem Kanal ein fließend Feuer,
Streu soviel Blumen aus, daß alle Tauben
Betäubt am Boden flattern.

Longhi gab als Chroniqueur die Scenen. Das Wesen ihrer Actricen zu erfassen, war er nicht fein genug. Das sehen wir in nüancenreicher Eleganz auf den Bildern der Rosalba Carriera.

Für die huschige Grazie, leicht wie Pudertwolken, lich sie das Pastell. Mit dem Pastellstift, duftig und schwebend, vibrierend, gab sie ein zierliches Abbild mondäner

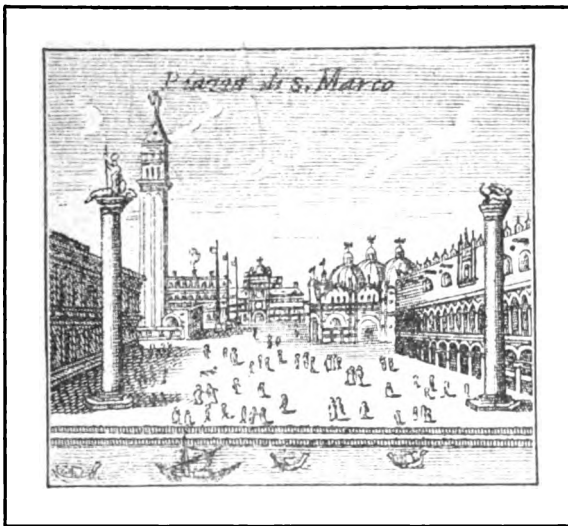
Schönheit. Es war aber nicht nur die elegante Frau, es war auch die „Donna di spirito“. In den lebhaften Augen behender Geist, die gewürzten Lippen pointiert, immer zum jeu d'esprit bereit.

Nicht mehr das Monumentale ist jetzt Schönheit, sondern das Momentane. Der Reiz einer Körperwendung, einer Handbewegung, ein verblühendes Lächeln, ein sprechender Blick. Unbewusstes Verraten des Innenlebens durch die Sprache der Glieder. Die Kunst Tiepolos hat das am bezauberndsten gedichtet. Sein Lied aber war auch das letzte Lied Venetianischer Schönheit.

„Doch später, dann zerging die Zauberstadt“ . . .

Die stolzen, lachenden Frauen Venedigs, denen drei Jahrhunderte zu Füßen gelegen, scheinen in unseren Tagen dahin. Nur die arme Schönheit der Fischer-
mädchen mit den kärglichen Schleiertüchern malt Aman-Jean, wie sie am Ufer, an den Fundamenta nuova oder Zattere im Winde stehen, und sich abheben von den rostroten Segeln der Chioggiaböte. Sie wissen nichts von der verschollenen Pracht, sie nicht und auch nicht die überladen steinbefäten, trägen Frauen, die am Morgen vor den Heiligenbildern der Meister, ohne es zu ahnen, vor der großen Vergangenheit knien und am Abend auf dem Markusplatz dem schmelzenden Tremolo des „Trovatore“ beim Sorbet lauschen.

Sie wissen nichts davon, — aber die Steine reden.



Piazza di S. Marco.

Aus: Emil Schaeffer, Die Frau in der venetianischen Malerei.
München, Verlagsanstalt F. Brudmann N.º 6. S. 73.

Die Frage des gemeinsamen Studiums an der Berliner Universität.

Von

H. E. K. A. R. I.

Nachdruck verboten.

Die Zeitungen berichteten kürzlich von einem Vorkommnis an der Berliner Universität, das — leider in anderem Sinne, als die Angelegenheit der Hallischen Klinikisten — zu einer prinzipiellen Stellungnahme eines Dozenten zum Frauenstudium Veranlassung gegeben und aus diesem Grunde nicht als bedeutungslose interne Angelegenheit der Universität übergangen werden darf. Eine Dame, die schon länger an der Berliner Universität sozialwissenschaftliche Studien treibt, hatte bei Herrn Professor Behrend die Erlaubnis zum Besuch seiner Vorlesungen über Prostitution nachgesucht und erhalten. Ihr Erscheinen im Auditorium führte zu Demonstrationen der Studenten, die das zweitemal nach dem Eintritt des Dozenten fortgesetzt wurden und Herrn Prof. Behrend zu der Erklärung veranlaßten, er habe durch die Erteilung der Erlaubnis an die Dame seine Stellung zu der Frage gekennzeichnet und bäte seine Hörer, auch ihrerseits die Sache für erledigt zu halten. Trotzdem erreichten die Studenten durch fortgesetzte Kundgebungen, daß der Dame die Genehmigung wieder entzogen wurde. Herr Prof. Behrend begründete dies in der darauffolgenden Vorlesung den Studenten gegenüber damit, daß, wie er gesehen habe, die „zarteren Gemüter“ unter den Studenten sich dagegen sträubten, eine derartige Vorlesung gemeinsam mit einer Frau zu hören. Er fügte hinzu, daß er diese Empfindung begreiflich finde, erklärte dagegen ausdrücklich, daß er das Interesse der Frauen für den Gegenstand der Vorlesung für berechtigt halte, ihr praktisches Eintreten für die Hebung der hier vorliegenden Schäden in seiner segensreichen Bedeutung anerkenne und daher diese Vorlesung im Sommersemester für Damen wiederholen werde. Im übrigen aber sei er durch den Vorfall zu der Ansicht Prof. Waldpers gekommen, daß gewisse Gegenstände des Studiums nur vor Männern und Frauen getrennt verhandelt werden könnten.

Das ist in Kürze der Thatbestand. Der Vorfall mit dem widerwärtigen Raisonnement des Publikums im Sprechsaal der Tageszeitungen verdient als ein beschämendes und niederschlagendes Zeugnis für die Gebundenheit des sittlichen Gefühls in weiten Kreisen, für die Stimmung, die den Verkehr der Geschlechter bei uns beherrscht, und schließlich für die ungesunde Grundlage, die unsere Erziehung diesem Verkehr zu geben scheint, eingehendere Beleuchtung.

Es steht natürlich für jeden gebildeten Menschen theoretisch fest, daß die Begriffe sittlich und unsittlich als Grenze wissenschaftlicher Forschung überhaupt nicht existieren, daß die Gegenstände, die sie in ihren Kreis zieht, eben nichts sind als Objekte der Forschung, zu denen der Forscher in keine anderen als rein intellektuelle Beziehungen tritt. Ob nun aber im einzelnen Fall die Konsequenzen dieser Theorie praktisch gezogen werden, das hängt natürlich davon ab, wie weit sich der einzelne aus der Fülle seiner subjektiven Empfindungen und Anschauungen zu lösen und wirklich auf den Boden rein wissenschaftlicher Betrachtung zu stellen vermag.

Unseren Studenten — das haben ihre Kundgebungen bewiesen — ist der Gedanke eines rein wissenschaftlichen Interesses an dem Phänomen als solchem, hinter dem die Individualität, auch die Geschlechtsindividualität, des Beschauers vollkommen

zurücktritt, noch nicht in vollem Umfange faßlich. Sie fühlen sich peinlich berührt, bestimmte Gegenstände mit einer Frau zusammen anzuhören und dokumentieren dadurch, daß sie Person und Sache nicht zu trennen vermögen.

Das ist nun allerdings — angenommen, daß es die alleinige Ursache der Demonstration gewesen ist — wie der Herr Professor richtig bemerkte, „ihnen nicht übel zu nehmen.“ Unsere Erziehung, unser gesellschaftliches Leben, auf das sie abzielt, hat den Verkehr der Geschlechter auf eine so ungesunde Basis gestellt, daß man sich nicht wundern darf, wenn die Grenze von Brüderie und Sitte die seltsamsten Krümmungen zeigt. Und vollends darf man von jungen Leuten mit der geistigen Reife, die der Student gemeinhin in die Universität mitbringt, nicht verlangen, daß sie so rasch zu einer Kritik ihrer gesamten hergebrachten Anschauungen von dem neuen Gesichtspunkt aus, den ihnen die Frau als geistige Mitarbeiterin zeigt, zu gelangen vermögen; um so weniger, als sie die Geselligkeit, so wie sie jetzt beschaffen ist, ja immer wieder auf den Boden dieser konventionellen Anschauungen zieht, auf dem, nebenbei gesagt, sich der Mann ja auch viel sicherer bewegt.

Ob aber die liebenswürdige Auslegung des Herrn Professors, daß die „zarteren Gemüter“ unter den Studenten die Demonstration veranlaßten, so durchaus zutreffend und über allen Zweifel erhaben ist? Man kann wenigstens nicht sagen, daß die Art der Demonstration diese Auslegung bestätige. Und es wird wohl — bei aller Anerkennung der im allgemeinen durchaus ritterlichen Haltung der Berliner Studenten — nicht zu pessimistisch erscheinen, wenn man in der Kundgebung auch die Auflehnung gegen die studierende Frau als solche sucht, die Auflehnung gegen das Ansinnen, sie gerade auf diesem Gebiet kritischfähig werden zu lassen; man wird wohl nicht ganz mit Unrecht die stürmische Fortsetzung der Kundgebungen auch ein wenig auf die bei einzelnen gewiß noch nicht überwundene Schuljungen-Befriedigung an der Gewichtigkeit der eigenen zwanzigjährigen Meinung und auf das beglückende Gefühl, sie als Herren der Situation mit allen Mitteln zur Geltung bringen zu können, schieben dürfen.

Sei dem wie ihm wolle, in jedem Fall ist die Stellung des Herrn Professors zu der Sache befremdend und die Konsequenz, die sich für ihn aus dem Vorfall ergeben hat, bedauerlich.

Er markiert seine Stellung zu der Frage durch die Zulassung der Dame; er betont auch nachher noch den Studenten gegenüber, daß er das Recht der Frau, sich über diesen Gegenstand zu unterrichten, anerkenne, und stellt seine eigene wissenschaftliche Kraft zu dem Zweck zur Verfügung. Auf der andern Seite aber unterwirft er sich und seine Hörerin der lärmend gedäubernten Massenkritik seines Auditoriums, die übrigens auch keine einstimmige und unwidersprochene war, und zieht daraus den Schluß, daß das Frauenstudium nur bei getrennten Geschlechtern möglich sei, weil man über bestimmte Dinge nicht vor einem gemischten Auditorium reden könne. Diese Schlußfolgerung ist also nur eine Konzession an die augenblicklichen Anschauungen der Studenten, und es wäre auf das tiefste zu bedauern, wenn man diesen Anschauungen mehr als eine bedingte historische Berechtigung zuerkennen, wenn man sie über die künftige Gestaltung des Frauenstudiums entscheiden lassen wollte.

Warum soll bei uns nicht möglich sein, was überall möglich ist, daß eben die Studenten zu der Reife erzogen werden können, die dazu gehört, um die wissenschaftliche Behandlung des Verhältnisses der Geschlechter ganz von Persönlichem zu lösen, warum sollte es bei uns nicht auch möglich sein, diese Reife zum Niveau der Hochschule zu machen, auf das eben jeder, der sie besucht, ohne weiteres gestellt wird. Warum sollte der Mann dies Niveau nicht erreichen können, auf dem die Studentin unter viel schwereren Umständen sich behauptet, als der ganz selbstverständlichen Grundlage ihres Studiums?

Aber wir dürfen ja angesichts einer kleinen Episode des besprochenen Vorfalls auch dies letzte nicht einmal ohne Einschränkung behaupten. Herr Professor Behrend hat es nämlich für nötig gehalten, sich im Auditorium gegen Vorhaltungen zu rechtfertigen, die ihm schriftlich von seiten einer Hospitantin gemacht waren, Vorhaltungen darüber, daß er seine Hand dazu biete, daß eine Dame — die wohl kaum ein wissen-

schaftliches Interesse haben könne — „in den Schmutz des Lebens untertauche.“ Man kann ja über derartige Äußerungen zur Tagesordnung übergehen, und man möchte im Interesse der studierenden Frauen wünschen, Herr Prof. Behrend wäre stillschweigend darüber zur Tagesordnung übergegangen; aber es ist doch für uns der Beachtung wert, daß solche Anschauungen in den eignen Reihen noch möglich sind. Es zeigt die beschämende Verblendung des sittlichen Feingefühls bis in die Kreise der unabhängigen Frauen hinein.

Wann werden einmal alle Frauen das als entwürdigend empfinden, was entwürdigend ist: daß die Thatsache der „geschäftlichen Beziehungen des Mannes zum Weibe“ hinter dem Verkehr der Geschlechter steht als ein öffentliches Geheimnis, auf das der Witz der Gasse deutet, eines häßlichen Lächelns des Einverständnisses gewiß, das man durch die konventionelle Lüge schützt, um sich darüber hinwegsetzen zu können, und dem die Frau nicht ins Auge sehen darf, ohne sich der Verdächtigung in den eignen Reihen auszusetzen?



Weiter!

Skizze von

E. Delg.

Nachdruck verboten.

Die schweren Regentropfen schlagen klatschend auf die schwarzweißen Fliesen des Hofes und gegen die Fenster der Kellerwohnung. Eintönig, regelmäßig. Schon seit einer Stunde horcht Anna Fricker darauf — sie war so müde nach dem Tag angestrengten Waschens für die Rechtsanwaltsfamilie im Vorderhause und kann nun doch nicht schlafen. Die Atemzüge ihrer drei kleinen Blondköpfe hört sie deutlich, sie liegen nicht gar weit von ihr in dem Bett, verpackt wie Heringe. Die Mädchen an der einen Seite, der Junge an der andern. Und aus der Nebenstube dringt das Schnarchen der ältlichen, schiefen Schneiderin, die dort eingemietet ist.

Sonst passiert ihr das nicht, daß sie sich lange schlaflos auf dem harten Sofa herumwälzt, auf dem sie mit wenigen Kissen und Decken abends sich ihre Lagerstatt herrichtet — das andre Bett beansprucht ihr Mann, denn er ist doch „der Herr im Hause“ und den Kindern mag sie die Wärme nicht entziehen; „wachsende Geschöpfe“ haben sie nötig und daß eine Mutter sich einschränkt, das ist ja natürlich. Im Vorderhause im ersten Stock

ist Gesellschaft, aus dem Hinterzimmer und der Küche fällt heller Lichtschein in den Hof, einige Strahlen davon verlieren sich in ihre Fenster. Sie kann die paar Möbel, die ihr noch geblieben sind, den Schrank, Friedrichs Arbeitsplatz, den großen Tisch deutlich dabei sehn. Die ihr geblieben sind! Ja; denn sie haben einmal bessere Zeiten gekannt. Geblieben sind — das sind dumme Worte, und sie mag nicht weiter daran denken. Aber man kommt so schwer davon los — wie weit sie zurückzuliegen scheinen, die bessern Zeiten, und ist doch noch nicht so gar lange her, daß sie da waren.

Sie gräbt die Zähne fest in die schmalen, blutlosen Lippen. Mit Gewalt was anderes denken — ein paar Verse vor sich hinsagen:

„Sie gleicht wohl einem Rosenstock,
 Drum gefällt sie meinem Herzen,
 Sie trägt auch einen roten Rock,
 Kann züchtig, freundlich scherzen,
 Sie blühet wie ein Röslein,
 Die Bäckerin wie das Mündelein;
 Liebst du mich, so lieb' ich dich,
 Röslein auf der Heiden!“

Daß sie aber auch gerade auf das Lieb kommen muß! Friedrich hat es gesungen, als er ihr zu Gefallen ging; eine hübsche Stimme hatte er, und es war schön, wenn er so sang. Sogar ihre Herrschaft, die alte Frau Doktorin, hatte „den schwarzen Schuster“ gern. Nebenher wußte der ganze Ort, daß er sehr fleißig war und es sicher zu etwas bringen müsse; und als sein und ihr Hab und Gut zusammen kamen, da war es ein recht ordentlicher Anfang. Sie brachten etwas vor sich, und der Junge kam auf die Welt. Daß er absolut Daß heißen sollte, wollte ihr nicht in den Kopf. Es war ein Name, den ihr Mann mit aus dem Gesangverein gebracht hatte, ein gebildeter, sagte er. Und für Bildung war er.

Sie seufzt. Im Gesangverein hat er auch die beiden Menschen kennen gelernt, die ihn überredet haben, nach Berlin zu ziehen. Mit der Selbständigkeit ist es hier denn bald vorbei gewesen; Arbeit in der Fabrik, bei andern Meistern, endlich Flickarbeit, weil er ein Wort angenommen hat, das er immer im Munde führt und das er „Devise“ nennt: „Frei ist der Mann!“

Ach, seine Bildung, auf die er so stolz ist, ist ihr oft ein Dorn im Auge. „Warum soll ich mich elendiglich quälen, wenn andre prassen“ — das ist auch so eine Lebensart bei ihm geworden, und von den wenigen Groschen, die er verdient, bringt er nichts nach Hause. Die bleiben alle in den Kneipen, wo sie wunderliche Reden führen. Er ist noch immer ein Hauptfänger, und sein Verein bringt ihm zum Geburtstag ein Ständchen; dann versteht er ein Stück des Mobiliars, um die Sangesbrüder mit Bier zu bewirten. Sollen die Kinder nicht hungern, so muß sie arbeiten, und sie thut's redlich, auch für ihn, daß er ein Mittagessen hat. Woher es kommt, fragt er gar nicht mehr, es ist selbstverständlich, daß sie die Sorge auf sich nimmt.

Die Musik da oben verstummt, es ist ein Stimmengewirr. Nun sagen sich die Leute wohl Gutenacht, und die Droschken rollen von der Hausthür weg. Ein Lichtstrahl zittert jetzt auf dem Spiegel, der zwischen den Fenstern hängt; sie hat ihn von einem Fräulein bekommen, wo sie die Aufwartung hatte; er hat einen Riß. Vor Zeiten hat sie auch nicht

ungern in den Spiegel gesehn, sie war hübsch und frisch. Jetzt ist sie welk, vergrämt, abgearbeitet. Wie einförmig der Regen herniederklatscht . . . Und es giebt Leute, die keine Sorgen haben, die, die einander jetzt dort oben so fröhlich Gutenacht sagen, haben gewiß keine. Ein kalter Schauer geht ihr über den Leib. Wenn er nur nicht immer die gräßliche Drohung hätte: „Einmal mach' ich doch 'n Ende. Un' denn kannst du froh sein. Was fragst du noch nach mir? Un' hast recht, Weib! Das Trinken kann ich doch nich' mehr lassen!“

Ja, das Trinken! Jede Nacht kommt er berauscht nach Hause. — Beide Hände preßt sie gegen die Schläfen: „Dann kannst du froh sein!“ wiederholt sie lautlos, und sie hat eine Empfindung, als wäre das wirklich so. Vorbei die ewige Angst vor etwas Furchterlichem, Kommendem, nur für die Kinder arbeiten, nicht ansehen müssen, daß Stück um Stück ihres Hausrats dahin geht. Sie kann sich das vorstellen, es ist wie eine Aussicht auf ein helles, grünes Wiesenland in der fernen Heimat. Sie möchte ja auch weiter nichts mehr vom Leben fordern, als daß sie ihre Kinder zu ordentlichen Menschen aufziehen kann. Wenn der Junge freilich das Beispiel vor Augen behält! „Vater is wohl wieder Kopp oben, Kopp unten nach Hause gekommen?“ hat er gestern mit der unheimlichen Frühreise, die hier die Kinder annehmen, gefragt. „Wie darfst du, Junge . . .!“ — „Dummpiß, Mutter,“ hat er geantwortet, „die andern Jöhren fragen mir doch immer: ‚Hat dein Oller wieder mal jekübelt?‘“

Und wenn Friedrich roh gegen sie ist und die Kinder aus dem Schlaf schreit — vor ein paar Nächten weinten Ilse und Else, bitterlich erschreckt, als er die Wasserflasche zu Boden schleuderte.

Stille in der Häuslichkeit — wie muß das schön sein. Und wieder hört sie seine gräßlichen Worte: „Ein Ende mache ich doch noch mal — es muß nur erst der richtige Augenblick da sein!“

Sie schiebt die kalten Finger ineinander. Der bessert sich nicht mehr, das weiß sie.

Nun ist es drüben auch still geworden und das Licht erloschen; der Hof mit

den hohen Stockwerken, die ihn umschließen, liegt im Dunkeln. Sicher schlafen alle Menschen jetzt, die Reichen und die Armen, das Vorder- und das Hinterhaus.

Die alte Marheinecke da nebenan hat auch kein schönes Dasein gehabt. „Aber Friderk, mit Ihnen möcht' ich doch nich' tauschen — ich bin vor mir alleine. Un' wenn mir auch zeitlebens keiner angesehen hat, so habe ich auch kein so'n Raubbein an mir hängen. Un' wenn Sie das mal los sind, denn können Sie auch en Techdehmichum singen lassen.“

Sie weiß nicht, was das ist, aber sie hat zu dem Ausruf der Alten genickt: „Wenn Sie mal die Nachricht kriegen, daß er tot auf der Straße gefunden is, denn danken Sie Gott.“

Soweit kann man kommen, zu solch sträflichen Gedanken; und sie hat doch mit ihm vor dem Altar in der hübschen Kirche gestanden, wo Kerzen brannten und wo das schöne Jesusbild mit den Mühseligen und Beladenen auf sie herab sah und hat gelobt, Freud und Leid mit ihm zu tragen und sich nicht von ihm zu trennen, „es scheide euch denn der Tod.“

Ja, wenn der käme, ganz geräuschlos — sie zieht die Decke hoch herauf, sie fürchtet sich. Nicht wie als kleines Kind vor Gespenstern, vor ihren furchtbaren Gedanken und Wünschen.

Ah und an schlagen die Uhren in den verschiedenen Stockwerken; nie alle gleich auf einmal, eine sogar immer um eine Stunde voraus, das ist ein ganz wunderliches Ding. Jetzt zählt sie wieder „Drei“, nach ein paar Sekunden noch drei schnarrende Schläge — nun wieder der helle, schnelle Laut, richtig, einer mehr. Und der Regen klatscht nieder. Da, kommt nicht etwas über den Hof, leise Schritte? Ah, ihr Mann giebt sich keine Mühe, die Schläfer nicht zu stören, der wirft schon die schwere Vordertür, wenn er endlich den Schlüssel hat drehen können, schallend ins Schloß, dann die Hofthürflügel. „Was geht mich der Schlaf der prozigen Leute an!“ Ihr Mann wird wohl wieder ausbleiben, bis der Morgen graut und andre Menschen auf Arbeit hinausgehen. Aber endlich auch schlafen — endlich!

Mit einemmal fährt sie in die Höh. Dicht unter ihrem Fenster ein schweres, klatschendes Geräusch, ein Körper ist gefallen. Sie weiß: nie, nie wird sie dieses Aufschlagen von Fleisch und Knochen vergessen. Und sie weiß, wer es ist. Im Dunkeln findet sie ihren Rock und stößt die Thür zum Nebenraum auf.

„Marheinecken, kommen Sie! Mein Mann hat sich aus dem Treppensfenster oben gestürzt.“

Dann zündet sie das Licht an, das sie immer unweit ihrer Lagerstatt stehn hat. Die Andere ist mit großer Schnelligkeit hinter ihr und tritt fast zugleich mit ihr die emporführenden Stufen herauf.

„Wahrhaftig!“ sagt sie.

Lang ausgestreckt liegt der schwarze Schuster da, den Hut noch auf dem Kopf; ein dumpfes Stöhnen kommt über seine Lippen.

„Rich' mal tot!“ flüstert die Marheinecke.

Anna Frider spricht gar nicht, sie leuchtet ihm ins Gesicht und setzt dann das Licht nieder. Nicht ein Fenster öffnet sich, niemand scheint von dem Fall etwas gemerkt zu haben. Im ersten Stock im Treppenhause des Hinterhauses stehn beide Flügel offen. „Er is nich' hoch genug gegangen!“ sagt die Näherin. Dann richten beide Frauen den Bewußtlosen so empor, daß sie ihn tragen können. Ganz leise, schlurfenden Schrittes, ohne Reden. So legen sie ihn unten auf sein Lager.

„Dem müßten ja alle Knochen gebrochen sein, aber die Betrunknen haben einen Engel,“ meint die Marheinecke. „Der kann es morgen ausgeschlafen haben.“

Anna Frider, noch blässer als sonst, steht am Fußende des Bettes. Nun ist es da, das Gräßliche, nun hat er es gethan! Und ihr Blick sucht ihre Kinder. „Arme Würmer, arme Würmer!“ mehr kann sie nicht hervorbringen.

„Morgen werden Sie ja sehn, was der Arzt meint; rufen muß man schon einen. Aber ich sag's ja — das kommt davon,“ flüstert die Marheinecke. „Wenn er ein paar Stockwerke höher ging, denn war's anders.“ Und sie schlurft wieder hinüber in ihr Stübchen. Dann — Anna umkrampft die Lehne des Bettes — atmete er wohl nicht mehr, war er weggetwischt aus ihrem Leben? Hatte sie das nicht noch kurz zuvor gewünscht?

War's nun nicht, als ob sich etwas nicht erfüllt hätte, auf das sie gewartet? Wie ein Schwindel kommt's über sie, wie eine rote Wolke vor ihre Augen, ein Säusen und Drausen in ihre Ohren — ihre Finger lassen das Holz los, sie gleitet an dem Bette nieder auf den Boden: „Allbarmherziger Gott!“

* * *

Der kleine Olaf Fricker fühlt sich zum erstenmale in seinem jungen Leben als ungeheuer wichtig in den Augen der Hinterhauskinder, seiner Spielgenossen. Das hat noch keins von den andern erlebt, daß sein Vater auf einer Bahre, neben welcher der Arzt ging, über den Hof und den Flur des Hauses in den Wagen mit dem roten Kreuz getragen ist. Die Schwestern, die jede eine Hand von ihm hielten und sich mit ihm vor das Haus stellten, fragten: „Wohin kommt denn Vater?“

„In die Charité!“

„Was is'n das?“

„Wo sie ihn wieder heil machen.“

Und wenn große Leute an Olaf vorbeigehn, dann sehn sie ihn auch immer so an. Das ist der kleine Junge von dem Mann — denken sie dann sicher, Menschen, die ihn sonst gar nicht beachtet haben.

Er hat eine größere Freiheit als sonst und hat die dummen Mädchen schon ein paarmal gestoßen und zum Weinen gebracht, ohne daß es die Mutter beachtet hat. Anna Fricker geht mit einem stillen, blassen Gesicht herum und spricht nur das Allernötigste.

„Was soll die auch heulen um den Menschen,“ meinen zwei Nachbarinnen. „Un' macht es denn nich' mal ordentlich. Es giebt doch 'n Kanal und es giebt Stricke — nee, wirft sich vor ihr Fenster hin und wird ja nun wohl 'n Krüppel werden.“

Und noch vor Sonnenuntergang haben die Jungens ein neues Spiel erfunden. Sie markieren einen Trunkenen, der hinsinkt, und Olaf ist der Arzt. Er kann das am besten, er hat gesehen, wie Dr. Meyer seinen Vater untersuchte. „Stöhnen mußt du und sagen: „Ich halt's nich' aus — was habe ich gethan, was habe ich gethan!“ weist er an. Und der kleine Fritz Schulze brüllt auch ganz nach Vorschrift.

Neben der surrenden Nähmaschine der alten Marheinecke sitzen die beiden Mädchen. Sie haben eine große Freundschaft mit der schiefen Näherin, sie kann so schöne Geschichten erzählen.

Diesmal weiß sie eine von einem Ritter, der immer die armen Kaufleute überfallen hat und ein großer Trunkenbold dabei war. „Endlich hat ihn denn auch der Teufel geholt. Direkt rin in die Hölle! Un' hat braten müssen, daß es man so gezischt hat. Fett war er ja von all dem unrechten Gut, das er aufgefressen hatte.“

Ilse und Else, mit blauen Augen und blonden Haaren und ganz apfelrunden Gesichtern, sitzen still und sehr ergriffen da und sehn auf die knochigen Hände, die jetzt einen Saum einschlagen und auf die dünnen, schmalen Lippen, die fest aufeinander gepreßt sind. Die Geschichte ist unfehlbar aus, sonst sagte Tante Marheinecke noch etwas; das kennen sie. Und Ilse pflückt mit den kleinen, dicken Fingern an ihrer Schürze herum, um ein Löchelchen darin zu vergrößern, sie denkt dabei eifrig nach, und dann wirft sie den Kopf zurück und heftet die Blicke auf die Schweigende.

„Tante Marheinecke, holt der Deuwel alle Trunkenbolde in die Hölle?“

„Wird er wohl!“

„Aber — Vater is doch in die Charité geholt.“

„Der — is ja krank!“

Ilse denkt wieder ein Weilchen nach, und dann kommt es wichtig und unbarmherzig über die roten Lippen: „Die Schneider Schulzen hat gesagt, wie sie'n wegbrachten: „Geschicht dem Trunkenbold recht.“

Die Marheinecke holt ein paarmal Atem, dann sieht sie durch den Raum hin, den sie nun schon zwei Jahre bewohnt, über die ärmlichen Möbel, die ihr gehören, und die bunten Bilder, die sie an den Wänden zum Schmuck angebracht hat, um die feuchten Stellen zu verdecken.

„Kinder,“ sagt sie, „eure Mutter ist 'ne rechtschaffene Person, das kann euch keiner bestreiten. Un' da drauf laß ich nichts kommen! Dumme Fragen braucht ihr aber nicht zu stellen, das is 'ne andre Sache.“

Was mich betrifft, so weiß ich, was ich gewünscht hätte. Un' wenn's das arme Weib auch gethan hat, so kann ihr das keiner verargen. Aber der Deuwel greift auch manchmal ins Unrechte — das sage ich!"

Sie steht auf und die kleinen Mädchen auch. Sie haben sie nicht verstanden, das kommt oft vor. Und mehr als eine Geschichte erzählt die Marheinecke-Tante nicht, das kennen sie.

* * *

Drei Wochen lang war Anna Fricker an den bestimmten Besuchstagen bei ihrem Mann in der Charité; heut ist sie wieder zurückgekommen, still und blaß, und hat angefangen, in der großen Stube zu kramen. Sie setzt und wischt und lüftet, als wär's Ostern oder Pfingsten.

Endlich wird es der Näherin zu viel. Sie läßt die Maschine stehn und steckt den Kopf durch die Thür.

„Fridern, was is denn in Sie gefahren?“ fragt sie.

Die Frau hat das letzte gute Kleid in der Hand und betrachtet es prüfend, und auf dem Tisch steht ein rundes Schächtelchen, darin liegt ein kleines, goldenes Kreuz an einem schwarzen Sammetband und ein Ring mit drei Granaten.

„Es ist — sie bringen ihn mir morgen wieder aus der Charité.“

Die grauhaarige Alte schlägt die Hände über den Kopf zusammen. „Was? Is er denn heil?“

Anna schüttelt den Kopf. „Nein — aber er will nich' dableiben. Das Essen schmeckt ihm nicht und die Behandlung — er ist ja gewöhnt —“

„Sein Großmaul — nich' wahr? D du meine Güte, Frau, was soll denn werden? Denn können Sie ja ganz und gar für den arbeiten!“

„Ja, sie sagen ja, daß er ein Krüppel wird, wenn er sich nicht ordentlich ausheilen läßt, aber er will absolut kommen.“ Sie zuckt die Achseln. „Marheinecke, wenn Sie mir das morgen versehen wollten? Das Kleid und das da.“

Sie wischt über die Augen, vor denen es dunkel ist; das sind die letzten Andenken an ihre Mutter.

„Sie sind doch aber — nehmen Sie mir das nich' übel, da bin ich ja ganz starr! Das wollen Sie auf sich nehmen, die ganze Last?“

Da umfassen die kalten Hände der jungen Frau das Handgelenk der Alten, und die großen, graublauen Augen sehen sie bittend an.

„Ich — habe böse Wünsche gehabt, gerade in der Nacht, gerade da — das werde ich lebenslang nicht vergessen, und das muß ich wieder gut machen!“ Und dann geht sie hinaus.

Die schiefe Näherin zuckt die Schulter noch höher. „Na — so'n zartes Gewissen habe ich nich; ich habe auch 'was gewünscht, ganz kräftig! Un' Kinder, der Deuwel, von dem ich euch neulich erzählt habe, das is einer, der is auch faul geworden. Mit dem is nichts mehr!“

Sie betrachtet die Sächelchen in der Schachtel.

„Lieber Gott, und's Letzte! Ja, ich sage ja, wieviel giebt's denn dafür! Un' er kommandieren, und sie arbeiten, bis sie zusammenbricht. Aber sie will's nich' anders. Kinder, eure Mutter“ — sie wischt jetzt auch über die Augen — „geht mal 'raus und nehmt sie in' Arm!“

„Warum?“ fragt Else.

„Nee, laßt auch man. Da nebenan habe ich noch 'n Stück Pfefferkuchen, das sollt ihr haben, wenn ihr euer albernes Warum nicht mehr 'ranschleppt.“



Dienstbotenverhältnisse in den Vereinigten Staaten.

Von

Else Conrad.

(Nachdruck verboten.)

In den letzten Jahren macht sich in Deutschland ein entschiedener Mangel an Dienstmädchen bemerkbar. Die Nachfrage ist viel größer als das Angebot, und wenn einmal ein tüchtiges Mädchen durch die Zeitung einen Dienst sucht, so kann man mit Sicherheit annehmen, daß sie am folgenden Tag schon eine Stelle gefunden hat. Durch diese Verhältnisse wachsen die Ansprüche der Mädchen, ihre Leistungen aber leider durchaus nicht in gleichem Maße. Es scheint, als näherten wir uns in dieser Hinsicht mehr und mehr den amerikanischen Verhältnissen.

Der Drang nach Freiheit und Unabhängigkeit ist ein Hauptcharakterzug des demokratischen Amerika, und dies Moment ist es, was bei den Amerikanerinnen eine Abneigung gegen die persönlich gebundene Stellung eines Dienstaboten hervorruft und weshalb dieser Beruf dort in so geringem Ansehen steht. Deshalb sind die meisten Dienstmädchen Ausländerinnen oder Schwarze, ihre Zahl ist sehr gering und die Bezahlung eine außergewöhnlich hohe. Nur eine verhältnismäßig kleine Anzahl Hausfrauen ist auf diese Weise im Stande, sich ein Dienstmädchen zu halten, oder sie kann nur eins nehmen, während sie reichlich für zwei Arbeit hätte. Ich bin bei mehreren jungen Ehepaaren des besseren Mittelstandes gewesen, die ganz ohne Mädchen wirtschafteten und nur hin und wieder eine Frau zur Hilfe heranzogen.

In New-York bekommt eine Köchin monatlich 18 bis 20 Dollars, das sind etwa 70 bis 80 Mark, eine perfekte bekommt auch 25 bis 30 Dollars bei freier Verpflegung, Wohnung und Wäsche. Ein Stubenmädchen, das servieren kann, erhält 16 bis 18 Dollars monatlich. In den meisten anderen Städten wird der Lohn wöchentlich bezahlt. In Philadelphia bezieht ein „Mädchen für alles“ 4 Dollar Lohn pro Woche. 3 Dollar ist schon recht billig, und man kann von solchen Drei-Dollar-mädchen nur wenig erwarten. In ganz kleinen Städten finden sich allerdings auch Mädchen, die nur 1½ bis 2 Dollar pro Woche beanspruchen. In einer mittleren Stadt ist 4 Dollar ein guter Lohn, in einer großen 5 Dollar. Diese gut bezahlten Mädchen haben in der Regel etwas Ordentliches gelernt und sind tüchtige und geschickte Arbeiter. Die ungemein praktisch eingerichteten amerikanischen Häuser erleichtern die Arbeit sehr, aber ein „Mädchen für alles“ muß eben auch alles thun, außer Stiefelputzen, was jede Amerikanerin, auch die schwarze, für ehrenrührig hält. Da gibt es, außer in ganz reichen Häusern, keinen Hausmann, der die Straße kehrt, sehr selten besorgt eine Waschfrau die allmontaglich abgehaltene Wäsche, keine Plätterin kommt ins Haus. Die menschliche Arbeit ist dort zu teuer, als daß eine Hausfrau des besseren Mittelstandes mit ein oder zwei Dienstaboten sich noch Hilfe dazu nehmen könnte. Jetzt fangen allerdings schon manche Mädchen an, gegen das Waschen und Plätten zu opponieren. Eine Waschfrau bekommt aber 1,25 Dollar, das sind über 5 Mark den Tag neben Beköstigung. Ein Eldorado für Waschfrauen! In einer mittleren Stadt Norddeutschlands bekommen sie nur 1,50 bis 2 Mark den Tag.

Sehr unsympathisch ist den Mädchen das halbjährliche große Reinmachen; manche verlassen aus keinem andern Grunde kurz vor Beginn desselben den Dienst. Deshalb sieht zuweilen in der Zeitung „Ein Mädchen gesucht; großes Reinmachen vorüber.“

Die Mädchen dagegen klagen darüber, daß immer „strong girls“ verlangt werden und daß sie viel schwere Arbeit zu thun haben. Die Amerikanerinnen sind im allgemeinen nicht besonders kräftig und wagen dann nicht, sich zu einem solchen Dienst zu melden. Die leichte Arbeit thut aber die Hausfrau vielfach selbst, und die gröbere Arbeit ist es, die dann dem Mädchen zufällt.

Sie wollen ihre bestimmte Arbeit haben, diese ohne weitere Einmischung, höchstens mit Hilfe der Hausfrau hintereinander abwickeln und damit ihre Pflichten erfüllt haben. Man unterläßt es besser, sie durch häufiges Herbeiklingeln von ihrer Arbeit abzuhalten. Zu Besorgungen und Bestellungen lassen sie sich nur ungern ausschicken, auch wird es nie einem Mädchen einfallen, ohne Hut auf die Straße zu gehen; für den kleinsten Weg hält sie es für unerlässlich, erst ausführlich Toilette zu machen. Nach beendeter Tagesarbeit beansprucht sie in der Regel die Freiheit, zu thun und zu lassen was sie will, auszugehen oder sich in ihr Zimmer zurückzuziehen. Die Mädchenstube ist ein nett eingerichteter Raum, den sie meist für sich allein hat, in dem die Chaiselongue selten, der Schaufelstuhl aber nie fehlt. Kein amerikanisches Haus wird mit einer extra kleinen oder gar dunkeln Mädchenkammer gebaut, wie man es so oft in Deutschland findet. Man denke nur an die Verließe mancher alter Berliner Häuser. Zuweilen wird den amerikanischen Mädchen noch ein besonderer Raum zur Verfügung gestellt, in dem sie ihre männlichen Freunde empfangen können. Jedes Mädchen hat einen Sonntagnachmittag um den andern frei und außerdem noch einen Nachmittag in jeder Woche. Fast allgemein wird der Donnerstag dazu genommen; doch sind mehrere Mädchen im Haus, so werden verschiedene Tage gewählt, so daß jede einzelne in jeder Woche daran kommt.

Durch den Mangel jeder gesetzlichen Regelung und Kontrolle des Dienstkontraktes und die meist wöchentlich erfolgende Auszahlung des Lohnes ist den Mädchen der häufige Stellentwechsel sehr erleichtert. An vielen Orten ist eine wöchentliche Kündigungsfrist Sitte, aber keineswegs Gesetz. Eine Dame hatte einmal eine Gesellschaft auf abends 8 Uhr eingeladen; gegen 7 Uhr kommt ihr eines ihrer Mädchen in Mantel und Hut entgegen und sagt, sie wolle ihren Dienst verlassen. Zureden half nichts, andere Mittel sie zu halten gab es nicht, so mußte man sie gehen lassen und sehen, wie man ohne sie fertig würde. Jene Dame, die sich stets drei Mädchen hielt, hat einmal innerhalb 8 Wochen 12 Dienstmädchen gewechselt; eine andere 6 Köchinnen innerhalb 4 Monaten. Auf diese Weise bekommen die Mädchen allerdings eine Routine, sich im fremden Haushalt zurecht zu finden, daß man ein langes Einlernen der neuen Dienstboten jenseits des Ozeans gar nicht kennt. Auch der hohe Lohn trägt indirekt zur Lockerung der Verhältnisse bei, indem die Mädchen nicht selten entlassen werden, wenn die Herrschaft eine längere Reise unternimmt, weil sie die unnötig scheinende, große Ausgabe scheut, die Mädchen in ihrer Abwesenheit zu behalten. Diese wiederum klagen zuweilen darüber, daß, wenn sie gegen Ostern einen Dienst annehmen, sie darauf gefaßt sein müssen, nach drei oder vier Monaten schon wieder entlassen zu werden. Im ganzen lieben sie aber und suchen sie, wie gesagt, die Veränderung und bleiben durchschnittlich nur 5 bis 8 Monate im selben Dienst; 1½ Jahr ist schon sehr lange, wenn es auch natürlich Ausnahmen giebt. Daß dabei das Verhältnis zwischen Herrschaft und Dienstboten ein lockeres bleibt, ist wohl natürlich, die Mädchen können sich nicht an das betreffende Haus attachieren und dessen Interessen zu den ihrigen machen, wie man das glücklicherweise doch gar nicht so selten noch in Deutschland findet. Vielfach weiß eine Hausfrau gar nicht, woher das Mädchen kommt, noch wohin es geht, da keine Dienstbücher existieren. Sie könnte sich wohl nach dem Mädchen erkundigen, aber in Folge der kurzen, oder gar nicht vorhandenen Kündigungsfrist und der geringen Auswahl geschieht es nur selten. Einen Mietsthaler kennt man in Amerika auch nicht, und da man sich auf das Wort allein nicht verlassen kann, so hat schon manche Dame ein Mädchen fest engagiert und am nächsten Morgen umsonst auf sie gewartet. Das Mädchen hatte Gelegenheit, unter günstigeren Bedingungen eine Stelle anzunehmen und ignorierte das Engagement der ersten Dame vollständig.

Manche Herrschaften verwöhnen ihre Dienstboten ungemein, nur um sie zu halten. So weiß ich von einem Hausherrn, der seinem Zimmermädchen bei dem Lernen des Nadelns behilflich war. Eine Dame sagte zu ihrem Mädchen, sie wolle am folgenden Freitag einige Gäste zu Tisch haben; diese antwortete, es thue ihr sehr leid, aber an jenem Tag habe sie eine Verabredung; so wurden die Gäste zu einem anderen Tag gebeten.

Die Mädchen sind oft ganz unvernünftig in ihren Ansprüchen. Eine verlangte einen Marmorwaschtisch in ihre Stube. Die Bitte konnte ihr nicht gewährt werden; die Familie hatte selbst keinen; so lehnte das Mädchen den Dienst ab. Eine Köchin sparte für ein neues Rad; ihr drei Jahre altes System war ihr nicht modern genug. Das ihrer recht wohlhabenden Herrin war vier Jahre alt und genügte dieser noch vollständig. Ein Mädchen erklärte, nur Roastbeef, Schinken und Hammel essen zu können; anderes Fleisch war ihr nicht fein genug; und doch wollte sie natürlich mehrmals am Tag Fleisch essen mit entsprechender Abwechslung. Selbstverständlich bekommen die Mädchen alles, was auf den herrschaftlichen Tisch kommt, auch jedes Dessert; und zwar wird ihnen nichts zugeteilt, sondern sie nehmen sich von allen Vorräten soviel sie wollen, nichts wird verschlossen. Zu ihrer Ehre muß gesagt werden, daß dies Vertrauen nicht oft mißbraucht wird; sie suchen sich zuweilen wohl die besten Stücke aus, aber nur für sich, sie bringen nichts beiseite. Überhaupt kann man sich im ganzen auf ihre Ehrlichkeit verlassen; es kommt selten vor, daß Leute von ihren Dienstboten bestohlen werden.

In Chicago hat man den Versuch gemacht, Schulen zur Ausbildung von Dienstboten einzurichten; es kamen aber nur wenige, um daran teilzunehmen, und diese fast ausschließlich, um für ihren eignen Haushalt gut vorbereitet zu werden. Viele arme Mädchen halten es eben unter ihrer Würde, einen Dienst anzunehmen, andere ziehen es vor, im Elternhaus zu bleiben und nur täglich eine bestimmte Zeit über auswärts zu arbeiten. Wieder andere meinen, die Männer zögen Mädchen in unabhängiger Stellung solchen vor, die fremder Leute Brot gegessen haben, selbst wenn diese sich etwas Ordentliches gespart haben. Ein Herr suchte durch die Zeitung eine Stenographistin und Maschinenschreiberin. Es meldeten sich unzählige arme, elende Mädchen, die die Arbeit für einen ganz niedrigen Preis thun wollten, für bedeutend weniger, als sie als Dienstboten bekommen hätten; zum Dienen konnten sie sich aber nicht entschließen.

Ich will hier einige Ergebnisse einer Enquete wiedergeben, die ich in der Bibliothek zu Pittsburg¹⁾ fand und die den Grund für die Abneigung ärmerer Mädchen gegen das Dienen einigermaßen erklären:

Margaret M., Amerikanerin, 23 Jahre alt, war 5 Jahre lang in einer Papierfabrik thätig: „Ich will Freiheit haben. Im Dienst ist man nie Herr seiner Zeit, so lange man im Haus ist. Keine Minute ist man sicher, daß nicht Ansprüche an einen gestellt werden.“

Eine sagte: „Ich hasse die Worte ‚Dienst‘ und ‚Dienstmädchen‘. Ich mag mir nicht fortwährend befehlen lassen.“ Auf die Entgegnung: „aber in der Spinnerei wird dir doch auch befohlen“ antwortete sie: „das ist etwas anderes. Ein Mann weiß was er will und geht nicht darüber hinaus; aber eine Frau weiß nie recht was sie will und schulmeistert und nörgelt fortwährend. Wenn man auch im Dienst ganz bestimmte Arbeitsstunden hätte, dann wäre die Sache anders. Hier ist man immer wie in Gefangenschaft und wird von jedem von oben herab angesehen.“

Eine andere konnte die Einsamkeit nicht länger aushalten.

Wieder eine andere meinte: „Oft weiß eine Hausfrau gar nicht, was eine Tagesarbeit ist. Das Mädchen ist den ganzen Tag über auf den Beinen, nur um nicht sitzend gefunten und deshalb für träge gehalten zu werden. — Es giebt mehr schlechte als gute Stellen.“

Eine andere: „Ein Lehrer oder Kassierer, oder ein im Geschäft Angestellter will nicht mit einem Dienstmädchen verkehren. Man kommt in eine Art Bann.

¹⁾ Prisoners of poverty by Helen Cambrell. Chapt. Domestic service and its problems.

Junge Leute sagen oft: „Mit der kann nicht viel los sein, wenn sie nicht Hirn genug hat, um ihren Weg außerhalb der Küche zu finden.“ Wieder eine andere meinte: „Ich hatte wohl alles ganz hübsch und gut da, aber die Herrin hatte nicht mehr Interesse für mich, als für eine Maschine. Sie klingelte wohl zwanzigmal nach mir zu ganz unbedeutenden Dienstleistungen und verlangte, daß ich bis 11 Uhr abends auf die Klingel hörte. Ich hatte niemals etwas Zeit für mich und war ganz abgearbeitet. Die Küche war der einzige Raum, in dem ich meine Freunde empfangen konnte. Ich bin aber so ‚wohlgeboren‘ und gut erzogen, wie meine Herrin es war; diese Behandlung erschien mir deshalb ungerecht.“

Ein Mädchen bemerkte: „Es ist hart, sein ganzes Leben an Fremde zu geben und dazu immer wie über einen Zaun angesehen zu werden, aber so ist es im Dienst.“

Alle diese Mädchen hatten erst in Fabriken, als Schneiderinnen oder dergl. gearbeitet, sie gingen in den Dienst, um ihre Lage zu verbessern, oder weil sie Hausarbeit liebten, aber sie kehrten enttäuscht zu ihrer früheren Beschäftigung zurück, der angegebenen Gründe halber.

Ich denke, das oben Gesagte zeigt, wie wenig Verständnis und guter Wille auf beiden Seiten herrscht. Die Herrschaften klagen über die Dienstboten und umgekehrt. Werden jetzt auch in Deutschland immer mehr derartige Klagen laut, so scheint mir, daß man auch hier den Fehler auf beiden Seiten suchen muß.

Schaffen wir den Mädchen ein menschenwürdigeres Dasein, geben wir ihnen etwas mehr Freiheit, gute Behandlung und einen angenehmen, behaglichen Raum, in dem sie sich gern aufhalten, wenn sie einmal Muße haben, dann werden wieder mehr Mädchen diesen Beruf wählen. Bei uns steht er ja noch in gutem Ansehen. Die Mädchen werden auch nicht übertriebene Ansprüche stellen, wenn sie richtig und gut behandelt werden und sehen, daß die Hausfrau sich ihr Wohl aufrichtig angelegen sein läßt.



Hausmittel.

Von

Dr. med. Elfei.

Nachdruck verboten.

Was versteht man unter einem Hausmittel? Der Begriff ist je nach Ort und Zeit schwankend und je nach Charakter und Bildungsgrad der Menschen verschieden. Sind damit Mittel gemeint, die in einem vorsorglichen Haushalt im besonderen Schränkchen für eine leichte Erkrankung bereit gehalten werden, oder denkt man dabei an alle die Drogen, die ohne ärztliche Verordnung im Handverkauf in der Apotheke verabfolgt werden? Ist doch die Anzahl dieser ungiftigen, aber bei falscher Anwendung nicht unschädlichen Mittel ebenso stattlich, wie die der giftigen Arzneien. Für den Arzt giebt es kein sogenanntes Hausmittel, sofern damit gesagt sein soll, daß es unter allen Umständen unschädlich ist und ohne gehörige Anweisung eine heilsame Wirkung hervorbringt. Man kann eine große Anzahl von Beispielen anführen, bei denen eine falsche Zubereitung des einfachsten Mittels den Nutzen aufhebt, und das scheinbar unschuldige Mittel, am unrechten Plage angewandt, gefährlich werden kann. Gleichwohl wird jeder Arzt bereitwilligst seine Patienten darin unterweisen, wie sie sich bei unbedeutenden Erkrankungen selbst helfen können. Denn es ist gewiß, daß viele Menschen ein einfaches Mittel, das ihnen bekannt ist, gern anwenden, daß sie aber aus Gründen verschiedener Art einer leichten Beschwerde wegen nicht sofort den Arzt um Rat fragen wollen.

Die in Betracht kommenden leichteren Erkrankungen betreffen zumeist Erkältungszustände, Halsentzündungen, Magen- und Darmkatarrhe und kleine Verlegungen.

Bei einer starken Erkältung, die sich durch einen Schnupfen oder durch Glieder- schmerzen zu erkennen giebt, wird jede erfahrene Mutter sofort eine gehörige Schwitzkur verordnen. Sie wird ihr Töchterchen in das erwärmte Bett bringen, ihr eine Tasse recht heißen Fliederthee kochen oder eine heiße Citronenlimonade bereiten. Dagegen läßt sich nicht das Geringste einwenden. Sollte aber eine weise Nachbarin mit einem Salicylpulver herbeikommen., das noch von der letzten Erkrankung ihres Jüngsten übrig geblieben ist, oder wollte die Mutter selbst ein Gramm Salicyrin aus der Droguenhandlung holen lassen, so fängt hier schon der Übergriff in das ärztliche Gebiet an. Denn wenn auch nicht immer Schaden gestiftet wird, so kann es doch zuweilen der Fall sein, und für den Laien wie für den Arzt gilt als erster Grundsatz: nil nocere, niemals schaden. Das erwähnte Pulver, das chemisch dem Salicyl, Antipyrrin, Phenacetin, Antifebrin u. s. w. verwandt ist, wird von vielen als Hausmittel betrachtet und ohne ärztlichen Rat gegen Kopfschmerzen gebraucht. Der Fehler liegt hier nicht so sehr in der Gefahr dieser Mittel, die auch nicht gering zu schätzen ist, sondern in dem verwerflichen Verfahren, ein Symptom zu behandeln, ohne die Ursache zu beseitigen, die oft ganz wo anders zu finden ist, etwa in einer Bleichsucht oder in schlechter Verdauung. Aber die Schwitzkur ist ein souveränes Hausmittel, das jeder nach seinem Geschmack bereiten kann, und das selbst dann noch unbedenklich sein wird, wenn es in einem starken Grog oder in einer gehörigen Menge heißen Rotweins besteht.

Sieht die Erkältung im Halse, so werden die meisten nicht auf eigene Faust kurieren, besonders wo es sich um Kinder handelt. Aber manche Mütter verstehen sich vortrefflich darauf, in den Hals zu sehen und die Krankheit zu diagnostizieren. Sie mögen ruhig eine Gurgelung mit Borsäurelösung verordnen und einen feuchten Umschlag anwenden, der in einem nassen Tuch besteht, um das ein Stück Gummipapier herumgelegt wird. Zu warnen ist hier vor dem noch immer viel gebrauchten Kali chloricum, das bei reichlichem Verschlucken gefährliche Erscheinungen hervorbringen kann. Auch Citronensäure mit Wasser vermischt und Salbeithée sind gebräuchliche Hausmittel, ohne etwa die ihnen zugeschriebene besondere Bedeutung zu besitzen. Hat die Erkältung die tieferen Luftwege befallen und sich ein tüchtiger Husten entwickelt, so werden wieder die üblichen Hausmittel zunächst angewandt. Man giebt heiße Milch mit Selterwasser oder Emser Krähnchen, Gelbei mit Zucker, die Legion der Pastillen und Hustenbonbons, oder kocht einen Thee mit Laktrizen und Altheefast. Alles Dinge, die gewiß in vielen leichten Fällen zum Ziele führen, namentlich, wenn der Patient dabei das Bett hütet, was wohl das wichtigste Hausmittel darstellt, oder jedenfalls wärmere Unterkleidung anzieht. Man sollte aber bei allen diesen Zuständen niemals außer acht lassen, wenn nicht den Arzt, so doch das Thermometer um Rat zu fragen. Solange kein Fieber, oder nur sehr mäßige Temperatursteigerung vorhanden ist (unter 38 °), dürfen die Hausmittel noch ohne Gefahr in ihrer ganzen Skala zur Anwendung gezogen werden.

Nun komme ich zu den Katarrhen des Magens und Darms, die neben den Erkältungen die größte Rolle unter den Erkrankungen jedes Menschen spielen. Sind Abführmittel Hausmittel? Ja und nein. Sie sind als solche unbedenklich (Palmöl, Rhabarber, Faulbaum zc.), wenn man sie bei akuten Fällen anwendet, bei denen das Fehlen schmerzhafter Anschwellungen im Leibe keinen Verdacht einer ernsteren Erkrankung, etwa einer Blinddarmentzündung oder einer Darmverschlingung aufkommen läßt. Bei den chronischen Fällen von Verstopfung aber ist der sinnlose Gebrauch der Abführmittel ein großes Übel, da wiederum die andern, weit wichtigeren, freilich oft unbequemen Maßnahmen verabsäumt werden, wie die richtige Diät, eine vorsichtige Massage des Leibes oder ein längere Zeit hindurch auszuübender gleichmäßiger Druck (Schrotbinde). Bei leichter Verstimmung des Magens darf man ruhig ein paar Tropfen Chinatinktur oder weinigen Rhabarber nehmen oder eine Tasse Pfefferminz-

thee trinken. Soll man doppeltkohlen-saures Natron — wie viele thun — in ungemessenen Mengen hinunterschlucken? Nein, das ist grundfalsch. Denn das Sod-brennen, das man damit beseitigen will, hat eine Ursache, die in Vernachlässigung der diätetischen Vorschriften, in dem hastigen Essen oder vielleicht in den übermäßigen Mahlzeiten zu suchen ist. Auch Magenpflaster werden viel als Hausmittel angewandt und von manchem gegen jeden Schmerz als ableitend empfohlen.

Was die Verletzungen leichter Art anbelangt, so hat die Ara der Antiseptik gleichfalls eine Bereicherung der Hausmittel und zugleich deren Mißbrauch herbeigeführt. Karbolwasser auf eine frische Wunde zu bringen, ist gewiß sehr zweckmäßig. Doch der Nutzen wird nicht dadurch gesteigert, daß die Konzentration eine stärkere ist, als der Haut zuträglich. Man sieht häufig Karbolverbrennungen auf diese Weise entstehen und auch Karbolvergiftungen, die nicht unbedenklich werden können. Die Karbolsäure darf also als Hausmittel benutzt werden, aber niemals stärker als 3 % zu einmaligen Abwaschungen, nie konzentrierter als 2 % bei längere Zeit liegenden Umschlägen.

Dies wären ungefähr die Hausmittel, die jeder Arzt seinen Patienten für leichte Erkrankungs-zustände empfehlen würde. Eine erschöpfende Darstellung dieses Themas ist aber unmöglich. Hat doch ein neuerdings in Wien erschienenenes Büchlein 600 Hausmittel aufgezählt. Vollends verzichten muß ich darauf, die bei chronischen Krankheiten, wie Nierenleiden, Tuberkulose, Geschwülsten üblichen Hausmittel anzuführen. Soweit sie zweckmäßig sind, werden sie gern auch von den Ärzten verordnet.

Zum Schluß möchte ich nur eine kleine Hausapotheke zusammenstellen, wie sie in einer großen Stadt zu jedem Haushalte gehören sollte. Für die Reise, den Aufenthalt auf dem Lande, an Orten, wo man keine Apotheke in der Nähe hat, müßte dieselbe natürlich erheblich verstärkt werden.

Unser Schränkchen hat drei Abteilungen. Die oberste Schublade enthält eine Schachtel mit Bor-säure, auf der geschrieben steht: Zwei Theelöffel voll in einem Wasserglase Wasser gelöst zum Gurgeln. Ferner die Theesorten, Baldrianthee, der kalt aufgegossen werden muß, Pfeffermünz-, Kamillen- und Fliederthee. Auch ein gewöhnliches Brausepulver und ein englisches Brausepulver sollte bereit gehalten werden, die bei leichten Aufregungs-zuständen selten ihre Wirkung verjagen. Im zweiten Fache befinden sich Baldriantropfen, Hoffmannstropfen, beide im Falle einer Schwächeanwandlung bei nervösen und bei älteren Personen für den Augenblick dienlich. Dann Rhabarbertinktur, wässrige als Abführmittel, weinige als Magentropfen. Chinatinktur, verdünnte Salzsäure, von letzterer 4—5 Tropfen in einem halben Weinglas Zuckerwasser zur Hebung der Magenthätigkeit. Im letzten Fach muß 3 % Karbolwasser vorrätig sein, ein Päckchen Verbandwatte, Gummipapier, zwei schmale Binden. Auch etwas englisches Gesteppflaster, um nach der Karbolwaschung der frischen Wunde die Stelle von der Luft abzuschließen. Eine stärkere Blutung aus einer Schnittverletzung wird am besten durch einen Druckverband gestillt. Man legt auf die Wunde einen gehörigen Wattebausch, wickelt die Binde fest darum und hält den Teil hoch, bis der Arzt kommt.



Lehtes Silber.

Skizze

von

Anna Wahlenberg.

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

Mitten im Salon stand ein großer, zu beiden Seiten ausgezogener und mit einem weißen, schleppenden Damasttuch gedeckter Speisetisch. Zur Mahlzeit war er nicht gedeckt — es war ja erst ein Uhr — und statt des Speisefervices war er geschmückt mit einer Menge verschiedenartigster Gegenstände, wie Etuis mit Armbändern und Brochen, hohen Wäschestößen, Ölgemälden, Damentoiletteartikeln, Sofakissen, Lampen, Silberchalen, Stickerien, Wirtschaftsgerät und Zierausfäßen in allen erdenklichen Arten.

Sie waren heute zum erstenmal aufgeboden worden, Stadtrats jüngstes Töchterlein und der Bergingenieur, ein junger Mann mit guter Anstellung und versprechender Zukunft, und die ganze kleine Stadt, die ihr Interesse an dem jungen Brautpaar an den Tag legen wollte, hatte ihre Aufmerksamkeit gemacht und ihre Geschenke übersandt.

Die Stadträtin hatte den ganzen Vormittag nichts zu thun, als all die schönen Dinge zu ordnen. Kaum hatte sie für das eine einen Platz ausgedacht, so kam schon ein zweites, und auf Mimmis Hilfe war nicht zu rechnen. Sie riß nur alles durcheinander, um es sehen und bewundern zu lassen, und flog umher wie ein kleiner Schmetterling in ihrem lichten, zartgeblühten Musselinfleischchen, um alle die Tanten, Onkel und Kousinen, die sich truppentweise zur Gratulation eingefunden hatten, nach Gebühr zu küssen und zu streicheln und ihnen ihren Dank abzustatten.

Nicht eben unpassend zeitig, doch immerhin unter den Ersten erschien Tantchen Charlotte. Nachdem sie gratuliert und ihren Dank

empfangen, ließ sie sich auf das Sofa nieder, breitete das Seidenkleid aus und sah so magnifique aus, wie nur eine siebzigjährige, wohlbegüterte Bürgermeisterin aussehen kann und soll, die eben drauf und dran ist, ihre Nichte zu verheiraten und sich bewußt ist, ihr Teil zur Aussteuer beigetragen zu haben.

Von ihrem Sitze aus hatte sie eine vortreffliche Aussicht über den Tisch und die Besucher, die da gingen und warteten und die Sachen beguckten. Aber wie sie auch suchte und suchte und die Brille rückte, sie konnte nicht entdecken, wo ihr eigenes Präsent lag. Es war ein Duzend Eßlöffel von echtem Silber, solid und gebiegen, wie alles, was aus ihrer fleischigen, weichen, kleinen Hand kam.

Sie hatte erwartet, daß die Leute zu ihr kommen und über die dicken Löffel mit ihren wohlbekanntem drei Kronen am Griff und dem schön gravierten Monogramm auf dem verzierten Schildchen etwas sagen würden. Aber kein Mensch sprach davon.

Statt dessen kamen die Doktorin und die Majorin und setzten sich zu ihren beiden Seiten nieder und fingen an, sich auszubreiten über das Tischzeug und die Stickerien und den charmanten Tischläufer und über das Silberservice von Konsul Möller nun gar! Ja, dieses Silberservice, das war doch das erste und letzte, das den Leuten in die Augen fiel. Es bestand aus einem Duzend Eßlöffel, dito Messern, dito Gabeln, dito Dessertlöffeln und dito Theelöffeln, insgesamt vom blankesten Neusilber, das man sich nur denken kann, und mit Vergoldung und Drydierung an allen Griffen.

Dieses Silberservice ärgerte Tantchen Charlotte, und die Leute, die davon sprachen, ärgerten sie auch, und dazu war es gerade so prozig vor sie hingestellt, daß sie es absolut ansehen mußte.

Da auf einmal kam Mimmi angezogen mit zwei Alten vom Lande, vermögenden Schärenbewohnern, bei denen Stadtrats Sommerwohnung zu mieten pfliegen.

„Da sollt ihr mal sehen,“ sagte sie und hob die Tischsilberetuis in die Höhe, so daß es nur so blitzte und blinkte von dem blanken Neusilber und all der Vergoldung. „Ist das nicht schön?“

Wie sie aber das größte der Etuis hochhob, bemerkte Tante Charlotte, daß etwas darunter lag, das auch wie Silber glänzte, wenn es auch nicht so blankbläulich war, wie das Möllersche Service.

Sie stand auf, trat zum Tische und nahm so still und verstohlen als möglich ihre Untersuchung vor.

Richtig, es war nicht mehr und nicht weniger als ihre eigenen zwölf Silberlöffel, die da versteckt und verborgen lagen unter all dem prozigen Konsulstaat, über den die beiden Alten die Hände zusammenschlugen.

„Das ist nobel, na, das ist fein,“ meinte die Bauersfrau und wog einen der Neusilberlöffel in der Hand, ehrfurchtsvoll und vorsichtig, als hielte sie pures Gold.

Der alte Mann dagegen ließ die Augen wandern und zählte, wie deutlich ersichtlich, alle Gabeln, Messer und Löffel Stück für Stück zusammen.

„Das giebt aus, na, da hat man was davon,“ sagte er. Und dann nahm er eine gedankenvolle Priese und blieb stehen und starrte darauf hin.

Die Bürgermeisterin hatte sich wieder gesetzt, ohne jedoch einen Blick von dem Trio zu verwenden. Sie wollte sehen, ob Mimmi nicht auch die Löffel darunter noch zeigen würde, oder ob sie sie wirklich ganz vergessen hätte.

Das junge Mädchen stellte, die Etuis zu recht, überzeugte sich, daß die Deckel ordentlich offen stünden, bewunderte lächelnd aus der Entfernung den Effekt — und schob eines der Etuis etwas vor, so daß es den letzten

Schimmer der unten liegenden zwölf Löffel vollständig verdeckte.

Da stand Tante Charlotte auf und nahm Abschied.

Der Stadtrat und seine Frau, Mimmi und ihre beiden verheirateten Schwestern umringten das liebe Tantchen im Vorzimmer und wollten sie zwingen, zu Tisch zu bleiben; doch es gelang nicht.

Es half alles nichts. Man mußte sie gehen lassen.

Von diesem Tage an war es aber ganz sonderbar mit Tante Charlotte.

Jedesmal, wenn Stadtrats zu ihr hinüberschickten und sie bateten zu kommen, war sie unwohl und müde und konnte nicht ausgehen. Das Merkwürdigste jedoch war, daß sie in der Zwischenzeit so ziemlich überallhin auf Besuche und Gesellschaften ging. Bei der Doktorin war sie zum Kaffee gewesen, bei Bergströms zur Kindstause, und sogar auf's Land war sie gefahren, um Verwandte zu besuchen. Auch an ihrem Aussehen konnte man keine Spur von Krankheit entdecken. Im Gegenteil, es hieß allgemein, schon lange habe das alte Frauchen nicht so wohl und munter ausgesehen wie jetzt.

Eine Woche vor der Hochzeit wurden die Einladungskarten ausgeschickt, und bei Stadtrats gab es alle Hände voll zu thun mit Besuchempfangen und Brieföffnen.

Beim Eröffnen eines der letztgekommenen Briefe jedoch verwandelte sich plötzlich die zufriedene Miene der Stadträtin in einen Ausdruck der Bestürzung. Die Hände sanken ihr in den Schoß, und sie saß wie versteinert.

„Tante Charlotte kommt nicht! Und kommt nicht einmal her, um es zu sagen, sondern schreibt.“

Bei Stadtrats entstand große Aufregung. Man hatte sich schon öfters gewundert und den Kopf zerbrochen, warum die Bürgermeisterin nun so oft krank sei und just dann, wenn sie zu ihnen sollte. Jetzt aber wurde die Sache wunderbar und bedenklich. Man setzte sich und versuchte mit vereinten Anstrengungen den Anlaß dieser sonderbaren Krankheit herauszuklügel'n, doch umsonst! Niemand konnte eine annehmbare Erklärung ausfindig machen.

Welch ein Skandal ohnegleichen, wenn Tante Charlotte nicht zur Hochzeit käme! Die Leute würden sagen, man habe ihr Vermögen durchgebracht oder Mimmi mache eine schlechte Partie oder noch etwas Ärgeres.

Frau Bergmann stand hastig auf, legte Mantel und Hut an und begab sich direkt zu Tante Charlotte, um der Sache auf den Grund zu kommen.

Als sie in den Salon der Bürgermeisterin eintrat, saß die alte Frau in ihrem Lehnstuhl, gemächlich und lächelnd wie gewöhnlich, und erquicke sich an Kaffee und frischen Waffeln. Noch hatte ihre Schwägerin kein Wort hervorgebracht, als auch schon eine Tasse hereingebracht wurde und sie sich im Sofa sitzend fand, eine Waffel in der Hand, während Tante Charlotte selbst von ihrer Angelegenheit zu reden begann.

Es sei ein wirklicher Kummer für die alte Frau, bei Mimmi's Hochzeit fehlen zu müssen, doch der Doktor habe ihr absolut verboten, größeren Gesellschaften beizuwohnen, bei denen natürlicherweise die Luft schlecht sei. Und wenn sie auch freilich niemand zu großem Nutzen lebe, so sei einem das Leben doch lieb . . .

Frau Bergmann konnte sie nun freilich nicht direkt auffordern, um Mimmi's willen Selbstmord zu verüben, und so blieb ihr eigentlich nichts übrig, als Waffeln zu essen, Kaffee zu trinken, Konfekt und Wein zu kosten, den die wohlwollende Wirtin trotz aller Proteste aufstischen ließ, und von der Ausstattung der Tochter zu erzählen, an der Tante Charlotte vieles Interesse nahm und die zu beaugenscheinigen sie wohl zehnmal versprochen hatte, ohne doch Wort zu halten.

Ein paar Tage nachher brachte man in Erfahrung, daß die Bürgermeisterin bei einem Konzert gesehen worden sei, das von einem populären Opernsänger in der Kirche bei vollgepropptem Hause abgchakten wurde.

Diesmal war es der Stadtrat selbst, der in seine Oberkleider fuhr und zu Tante Charlotte marschierte.

Er ward ebenso freundlich empfangen wie seine Frau, nahm jedoch weder Kaffee, noch Wein, noch Waffeln, ja nicht einmal einen Stuhl. Mitten im Vorzimmer blieb er stehen,

unbeweglich und düster, mit gekreuzten Armen und gerunzelten Augenbrauen und wünschte nichts als zu wissen, wieso es komme, daß seine Schwester sich lieber auf einem Konzert als auf Mimmi's Hochzeit den Tod hole.

„Ach, du mein Gott,“ sagte die Bürgermeisterin, „ein Kirchenkonzert ist doch wohl etwas ganz anderes als eine Hochzeit. In die Kirche gehen kann wohl nie gefährlich sein.“

Der Stadtrat maß sie mit den Blicken von oben bis unten und von unten bis oben. Er war gerade daran, seinen neuen Cylinderhut auf den Fußboden zu schleudern, als er sich glücklicherweise noch besann, daß dies kaum die Situation wesentlich bessern oder seiner lieben Schwester andere Ansichten über frische Luft beibringen werde, setzte ihn also statt dessen auf den Kopf, ging seiner Wege und schlug die Thür zu, ohne Adieu zu sagen.

Als er nach Hause kam, verbot er sowohl Frau als Kindern, den Namen Tante Charlottens zu nennen, sie sollte vor der Zeit tot sein, wenigstens für seine Familie.

Und so sprach niemand mehr von der alten Bürgermeisterin. Es gab auch soviel für die Hochzeit zu thun, daß man kaum Zeit hatte an sie zu denken. Näherinnen, Köchinnen und Wäscherinnen teilten Mimmi zwischen sich, und nicht einmal für ihren Bräutigam hatte sie ein paar Minuten übrig.

Abends aber, wenn sie sich niederlegte, und niemand von ihr verlangte, herumzulaufen und zu entscheiden und vernünftig zu sein, dann kamen alle die verjagten Gedanken herbei, und dann stiegen große Thränen unter den geschlossenen Augenlidern auf und sickerten hervor und durchnäßten das Kissen.

Sie konnte nicht anders, sie mußte an Tante Charlotte denken. Tante Charlotte war böse auf sie. Aber warum? Sie begriff es nicht, so sehr sie auch grübelte.

Die alte, liebe Tante Charlotte, die ihr so viel Märchen erzählt, so viele Puppen angekleidet, die sie so oft vor Verdruß und Schlägen gerettet, die sie jederzeit mit offenen Armen empfangen, ob sie nun in Freude oder Betrübnis kam, sie kümmerte sich nicht mehr um sie! Gerade an dem größten Tag in Mimmi's Leben, wo ihr von allen Seiten

Herzlichkeit und Liebe entgegenströmen würden, gerade da wollte Tante Charlotte die einzige sein, die ihr keinen freundlichen Gedanken schenkte.

Sie hatte sich ihren Hochzeitstag so licht und sonnig vorgestellt, so verschieden von allen anderen Tagen. Es würde so feierlich sein, zu wissen, daß alle Menschen ihr an diesem Tage wohl wollten, sogar der Holzträger in der Küche und das Ladenfräulein drüben über der Gasse. Nun aber, da es jemand gab, der nicht mitthun wollte und ihr nicht Glück wünschen, sie nicht ehren wollte an ihrem Ehrentag, da war es aus mit der Feierlichkeit, und der große Tag war nicht mehr so groß. Sie wußte es, sie würde sich gedrückt und an die Erde gebunden fühlen bei dem Gedanken, daß an diesem Tage jemand auf sie böse sei. Und jeden Abend dachte sie daran, und jeden Abend war ihr Kopfpolster naß.

Den Tag vor der Hochzeit war Mimmi zeitiger auf als alle die anderen im Hause, und ehe noch jemand sie fragen konnte, wohin des Weges, war sie unten auf der Straße, ein Packet im Arm. Zehn Minuten später läutete sie bei Tante Charlotte, und siehe, es war das morgenfrische alte Frauchen selbst, das die Thür öffnete, sie wie gewöhnlich mit Küffen und freundlichen Worten empfing und in den Salon führte.

Mimmi aber hielt die Augen auf den Boden geheftet.

„Ich komme, dich um etwas zu bitten, Tante,“ sagte sie.

„Nun, was denn?“

Das junge Mädchen schob sachte das Packet auf den Tisch, und die Bürgermeisterin brauchte es bloß anzusehen, um zu wissen, was es sei.

„Ich möchte dich bitten, Tante, das da zurückzunehmen . . .“

Tante Charlotte ward ganz rot im Gesicht. Das war denn doch zu stark! Bisher hatte sie sich beherrschen können, aber nun ging es zu weit.

„Ach so,“ sagte sie scharf. „Ja, ich verstehe schon, du brauchst sie nicht. Du hast ja soviel Neusilber bekommen.“

„Ich möchte dich nur bitten, Tante, sie mir aufzuheben,“ sagte Mimmi leise wie zuvor,

„und sie mir ein andermal zu geben, wenn du nicht böse auf mich bist, sondern sie mir aus gutem Herzen giebst.“

„Was schwägest du, bin ich denn böse auf dich?“ sagte die Bürgermeisterin, aber sie konnte Mimmi's klaren Augen nicht recht begegnen.

„Oh, das hast du uns hinlänglich bewiesen, obwohl ich nicht verstehe, warum.“ Sie sah auf. „Weißt du, Tante, ich glaubte, das da sei ein viel besseres Silber, aber so . . .“

Ihre Finger tasteten nervös an dem Packet herum, das sie doch nicht recht willens schien loszulassen.

„Nun, und was für ein Fehler ist denn daran?“ fragte Tante Charlotte und rückte die Brille zurecht.

Mimmi heftete wieder die Blicke auf den Boden.

„Ich freute mich so sehr,“ sagte sie. „Am Abend des Aufgebots abends, als ich alle meine schönen Sachen ansah, da war ich so glücklich darüber. Es war das einzige echte Silber, das ich bekommen hatte. All das schöne Neusilber freute mich ja auch, obgleich es bald häßlich und abgenutzt sein wird. Aber dieses da, das wird sich mein ganzes Leben lang halten, dachte ich, ebenso lang, als wir einander lieb haben werden, und ich werde es täglich benutzen, und es wird sich doch nicht verändern, so wie wir uns nicht gegeneinander verändern werden.“

Sie schwieg, und die Bürgermeisterin schwieg auch.

„Nun aber,“ sagte Mimmi und sah mit einem Paar glänzender Augen auf, die ein wenig zwinkerten und feucht schimmerten, „nun aber glaube ich, daß alles veränderlich ist. 's ist wohl auch nicht besser als Neusilber, das da.“

Und damit schob sie das Packet noch ein wenig weiter fort.

Tante Charlotte saß einen Augenblick stumm da, dann stand sie auf und schürte die Flamme im Kachelofen und fing an zu klagen, daß sie so kalte Zimmer habe, daß sie ausziehen müsse. Mimmi sollte ihr raten, in welche Stadtgegend.

Aber Mimmi sagte nicht viel anderes als ja und nein und saß nur und saß gerade vor

sich hin. Da auf einmal fühlte sie ein paar kleine, fette Hände von rückwärts ihren Kopf umfassen, ein hastiger Kuß brannte auf ihrer Stirn, und ehe sie sich umwenden konnte, lag das Paket auf ihrem Schoß.

„Behalte es, Kindchen,“ sagte Tante Charlotte. „Es ist besser als Neusilber. Und nun

sollst du mir in noch einer Sache raten. Soll ich mein graues oder mein braunes Seidenkleid zu deiner Hochzeit tragen?“

Mimmi schlug ihre Arme um Tante Charlottens Hals, und so vergaßen sie sowohl das graue als das braune Seidenkleid und das Silber dazu.



Berliner Künstlerinnen bei Keller und Reiner.

Von Marie Becker.

Nachdruck verboten.

Die noch junge „Vereinigung für dekorative Kunst“, aus sechs der bekanntesten Berliner Malerinnen bestehend, eröffnete am 3. Dezember im Kunstsalon von Keller und Reiner zu Berlin eine Sonderausstellung, die in ihrer Gesamtheit ein interessantes Licht auf das Frauenschaffen im deutschen Kunstgewerbe wirft. Den eigentlichen Ausstellerinnen hatten sich dabei noch zehn „Gäste“ mit einzelnen Kunstgegenständen gesellt.

Das Kunstgewerbe ist wie keine andere Kunst das eigenste Gebiet der Frau. Nicht, weil etwa sein Rahmen enger, seine Ansprüche an das Können geringer seien — das sind sie nicht! Nur die ganze Künstlerin, der ganze, vollausgereifte Mensch kann alle die reichen Schönheiten des Kunstgewerbes, seine Variationen, die Fülle des Möglichen ausschöpfen, kann sich hineinversenken in alle geheimsten Stimmungen und Reize dieser innerlichen Kunst. Eine Dekoration fesselt Auge und Gemüt erst, wenn sie erlebt, erschaffen ist. Und die natürliche Begabung der Frau, ihr Sinn für das Heimliche, für das Harmonisch-Behagliche, ihr durch die ganze Erziehung geschulter Blick für die Schönheit und Stimmung des Innenraumes befähigen sie hier zu ganz hervorragenden Leistungen. Daher ist eine Sonderausstellung des Frauenschaffens freudig zu begrüßen, deren Leistungen über Halbheit und Routine hinauskommen.

Man ist vom Wirtschafts- und Biergerät zum Kunstgerät, zum Möbel übergegangen. Es ist eine Eigenheit der Frau, daß sie als Künstlerin auch für die alltäglichsten Gebrauchsgegenstände noch diese und jene reizvolle Variation erfindet, und die besprochene Ausstellung giebt manch neue, interessante Anregung.

Schön in ihrer Eigenart, die sie immer prägnanter ausgebildet hat, sind die Arbeiten von Ilse von Cotta. Hat sie sich schon in früheren Jahren durch die subtile Art ihrer Entwürfe ausgezeichnet, so herrscht in den jetzt von ihr ausgestellten Stücken jene scheue Gemessenheit, die sie charakterisiert, vor. Hervorragend sind ihre Spiegelrahmen, künstlerische Holzschnitzereien in Kuschbaum: schlankte Kallapflanzen, deren ornamentales Blatt mit der vollsaftigen Vogenkontur das Eckornament des Rahmens giebt. Dann wieder Lilien und Kaiserkrone, neben dem Glase als Relief, Ton in Ton mit dem Grunde, emporstrebend. Und glücklich ist die Idee, mit dem Schnitzwerk die Intarsia zu vermählen! Graues amerikanisches Ahornholz mit seinem schimmernden Silberglanz belebt die Intarsien aus den üblichen deutschen Holzsorten.

In der Vollkraft des Schaffens, reicher geworden durch das Können der neuen Schule, ausgereift in den scharfen Grenzen ihrer Eigenart ist Marie Kirschner. Auch als Kunstgewerblerin bleibt Marie Kirschner die stimmungsvolle Malerin. Als Möbelbauerin entwickelt sie ein bei der Grazie ihrer Entwürfe verblüffendes Gefühl für konstruktive Zweckformen. Stilvolle Vasen durfte man von ihr erwarten — mit ihren originellen Möbeln, die so einfach und formensicher, so selbstverständlich schlicht sind, hat sie überrascht. Ihr Bücherständer ist geradezu das Ideal einer praktischen und künstlerischen Zweckform, deren Bekanntwerden auch einen schnellen Erfolg bedeutete.

Unter den Arbeiten von Lucy du Bois-Reymond sind der Entwurf für eine Paneelbekleidung und eine Wanddecke lobend hervorzuheben. Bei dieser besonders ist das Material — englisches Leinen — außerordentlich stilvoll und künstlerisch bewertet. Tiefrote Malven lösen sich vom grünen Blätterkranz los und steigen in die lichtere Fläche. Die Arbeit hat Stimmung und gesunde Technik.

Eine reiche Phantasie neben starkem, realem Formensinn hat Hildegard Lehnert immer ausgezeichnet und bleibt ihr auch treu, nun sie die Kunsttöpferei als ihr eigenstes Gebiet erkoren hat. Welch eine Fülle grazioser und wichtiger, spielender und kräftig-solider Gefäßformen! Neben den gebuckelten, gebeulten Konturen reichere Dekors mit Pflanzen-Motiven, denen allen die vieltonigen, metallischen Nuancen des Lustre zu gute kommen. Erdene Blumentöpfe in weit anmutigerer, handlicherer Form mit einfachstem, ganz mykenisch anmutendem, naivein Zierornament. Ihre Töpfereien führt sie gemeinsam mit ihrer einstigen Lehrerin Clara Lobedan aus, die an einem prächtigen Ofenschirm ihre Meisterhand bewies. Mit feinstem Farbensinn ist das zarte, weiße Blütenmotiv auf Tiffannglas gemalt. Dieser warme, leuchtende Glaston mit seiner unruhigen, lebenatmenden Fläche ist nicht einen Augenblick durch das malerische Motiv überstimmt, das Material also nie zurückgedrängt, sondern seine ganze Wirkung dominierend für Stimmung und Technik ausgenutzt und durchweg betont.

Marie von Olfers, die anmutige, neckische Kindermalerin, bei der alles lebt und lacht und plaudert — das Lichtchen und das Fischlein, die Welle und der Stern — fandte auch wieder mit Licht- und Lampenschirmen einen ganzen Schatz originellster und doch echt weiblicher Ideen.

In die Tiefen der Meeresfluten von Neapel stieg Frau Elisabeth Giesebrecht hinab, um ihre Motive zu finden. Die Formensprache der Seesterne, der Algen und Muscheln hat ihr Schaffen befruchtet. Und eine reiche, interessante, fesselnde Formensprache! Das Aquarium zu Neapel, das reichste, das wir besitzen, ist eine Fundgrube für solche Formen — für Stimmungen, die schöpferisch und poetisch fortreißen müssen und weiter befruchten werden.

Maria von Brockens junges Schaffen hat rasch das Gepräge einer starken Individualität erhalten. Wie Ilse von Cotta konzentriert sie sich auf schlichteste Einfachheit und hält sich aller malerischen Farbenfreude mehr als diese noch fern. Aber ihre scheue Kunst trägt etwas Keines, Festes, bei aller gewollten Einfachheit die Sicherheit der Formenschöpfung in sich.

Wir deutschen Frauen kennen und pflegen wenig künstlerische Stickerentechniken, und dankenswert ist darum jeder Versuch, neue zu uns herüberzupflanzen. Frau Emmy Gottenroth (Wachwitz) zeichnet sich dadurch aus. Interessante ausländische Techniken, besonders der Dujapur-Stich, hier fast ganz unbekannt. Die Farbenbrechung der Stickeide, Schimmer und Schatten sind köstlich behandelt und ausgenutzt.

Eine in Paris weilende Künstlerin, Hedwig von der Groeben, fandte Zinnarbeiten von seltener Schönheit und Vollendung. Hervorragend schöne Bronzen stellte Frau H. von Kalkstein aus, feinsinnige Aquarelle Marie von Bunfen. Agnes Alshbee-London zeichnet sich durch gediegene und interessante Bucheinbände, Golddrucke auf Leder, schlichte, ernste Pflanzenornamente aus.

Anmutige Frauenhände, längst als Meisterinnen ihrer Kunst bekannt, schufen eine Fülle der duftigsten Fächer. So Luise Vegas-Parmentier, die mit vollendeter Künstlerschaft die blau-lila Töne der modernen, vielerhöpften Mohnblüte auf zarte Gaze zauberte, wie auf einem anderen Fächer scheidustige Christrosen. Leider stört eine dem Rande angefügte Glitterreihe die künstlerische Wirkung des malerischen Motivs. Diese Konzeption an die Alltäglichkeit dürfte besser unterbleiben.

Das Kunstmotiv der edlen Nadelspitze mit Malerei zu verbinden verstand Frau Professor Johanna Ewald, die eine große Zahl prächtiger Fächer ausstellte. Überall ist die Grundfarbe und das Blütenmotiv fein gewählt und abgestimmt zu den weichen, goldigen oder blaßlila Perlmutter und Schildpattstäben des Gestells.

Wir können jedenfalls mit dem hier bewiesenen Verständnis der Frauen für dekorative Kunst zufrieden sein und freudig weiterbauen. ♪





Die Traiteurin.

Von Hildegard Jacobi.

(Nachdruck verboten.)

Die Zeit der winterlichen Geselligkeit läßt uns immer wieder einen Mangel erkennen und die Frage aufwerfen, warum sehen wir so wenig weibliche Kräfte im Traiteursfache thätig und lassen hier die Männer fast konkurrenzlos eines Amtes walten, das doch in erster Linie den Frauen gebührt? Andere, schlecht bezahlte Berufszweige sind von Frauen überfüllt, und hier bietet sich dem weiblichen Geschlecht ein Arbeitsgebiet, in dem sie ihre Anlagen verwerten und weit sicherer, als in vielen andren ein gutes Auskommen finden könnten. Aber selbstverständlich kann es nur den bestvorgesessenen Traiteurinnen gelingen, einen erfolgreichen Wettstreit mit den „hohen Chefs“ der Küchenregionen aufzunehmen. Man glaube nicht, daß die Ansprüche an diesen Beruf gering seien; das denkbar Vollkommenste und Beste wird auch hier verlangt. Die moderne Arbeitsteilung und die großen Ansprüche, die heute auch an unsere Küchenleistungen gestellt werden, erlauben es vielfach nicht, daß, wie in früherer Zeit, nur „selbstbereitete Gerichte“ unseren Gästen vorgesetzt werden. Die Hausfrau, die ihren Haushalt nur mit einer Ausnahme oder einem „Mädchen für alles“ versieht, oder die, welche neben ihren Hausfrauenpflichten noch einem anderen Beruf nachgeht, wird selten die Herrichtung für eine größere Gesellschaft allein übernehmen können. Die wohlhabenderen werden erst recht um der eigenen Bequemlichkeit willen eines Traiteurs bedürfen, der ihnen das Diner fix und fertig ins Haus schafft, so daß die Hausfrau sich nur mit ihren Gästen an den wohlbesetzten Tisch zu setzen braucht, ohne die große Mühe und Verantwortlichkeit, Angst und Aufregung auf sich zu nehmen, die von unsrer modernen Geselligkeit untrennbar scheint.

In mittelgroßen Fabrikstädten wird meist viel Geselligkeit gepflegt, und dort mangelt es häufig noch ganz an Traiteuren. Die Kochfrauen, die

das Essen in den Hausständen selbst bereiten, sind in der Gesellschaftszeit meist doppelt und dreifach in Anspruch genommen. In derartigen Städten könnte eine Traiteurin getrost den ersten Versuch wagen. Wenn im kleinen Maßstabe damit begonnen wird, so ist kein großes Kapital erforderlich. Die Mieten, das Hilfspersonal ist billiger, bei den geringeren Entfernungen ist kein Wagen erforderlich, um das zubereitete Essen fortzuschaffen. Zur Reklame genügt ein einmaliges Versenden der Prospekte, ein Schild vor dem Hause — oder, was stets am empfehlenswertesten ist, eine Vorstellung in Person, um zu einem Versuch zu veranlassen. Es ist eine große Annehmlichkeit in diesem Beruf, daß die Traiteurin alles in ihrer eigenen Häuslichkeit anfertigen kann und eigentlich nur mit weiblichen Auftraggebern zu thun hat. Sie muß sich eine praktische Wohnung, eine Küche mit vorzüglichen, der Neuzeit entsprechenden Kochvorrichtungen mieten; unentbehrlich sind auch eine lustige Speisekammer und ein guter Keller. Die Wirtschaftsgüter müssen sehr reichhaltig vorhanden sein, festverschließbare Töpfe, Diegel, Pfannen u. s. w., Körbe und Gefäße zum Verschicken der fertigen Speisen, Servierschüsseln, Nickelplatten zc., die mit verschickt werden müssen. Eine tüchtige Küchengelhilfin und ein gewandtes Küchenmädchen und Lausmädchen müssen der Unternehmerin zur Seite stehen. Die Traiteurin muß sich gute Quellen erschließen, um Fleisch, Fisch, Wildpret, Geflügel, Butter, Eier, Konserven u. s. w. zu den billigsten Engrospreisen und zugleich in bester Qualität anschaffen zu können. Denn von der Güte der Speisen hängt ihr Ruf ab, von der Billigkeit, dem praktischen Einkauf und guten Überblick der Umfang ihres Erwerbes.

Eine unerlässliche Bedingung zu diesem wie zu jedem anderen Beruf ist: eigene Tüchtigkeit. Die Traiteurin muß ganz und gar den hohen kulinarischen Anforderungen, den oft raffinierten Ansprüchen einer feinen Küche gewachsen sein. Dazu gehört nicht nur die Bekanntschaft mit der deutschen Küche, sondern auch mit den Feinheiten der franz-

jössischen, wiener oder englischen Kochart. Nicht nur die Zunge, sondern auch das Auge will voll befriedigt sein. Und der feine, künstlerische Geschmack einer gebildeten Frau findet auch hier vollste Bethätigung, besonders bei der Lösung der schwierigen Aufgabe eines geschmackvollen Tranchierens, Anrichtens, Servierens der Speisen. Denn wer beim Traiteur sein Essen bestellt, der will keine Hausmannskost und kein Anrichten in alltäglicher Weise, sondern feine Gerichte, die sich schon durch ein schönes, elegantes Aussehen empfehlen. — Die Traiteurin muß auch höchst erfinderisch in der Zusammenstellung ihrer Speisezetteln sein und selbst die mannigfachsten Vorschläge zu machen verstehen. Nur im Besitze all dieser Fertigkeiten kann sie sich neben ihre männlichen Konkurrenten stellen, dann aber auch wie diese auf

guten, klingenden Erfolg hoffen. Und daß in diesem Erwerbszweige noch glänzende Einnahmen zu erzielen sind, das beweisen uns die in verhältnismäßig kurzer Zeit wohlhabend gewordenen Traiteure.

Was nun die Vorbereitung zu diesem Beruf betrifft, so dürften für tüchtige, schon erfahrene Hausfrauen kürzere Lehrcurse genügen; die in erstklassigen Hotels dürften sich am meisten empfehlen, weil hier die verschiedenartigen Kochmethoden praktisch geübt werden. Junge Mädchen werden natürlich eine längere Lehrzeit brauchen; auch sie sollten stets ihre Lehrjahre in ersten Hotels beginnen, wenn sie auch nur freie Station dafür haben. Auch hier gilt dasselbe wie in allen andern Berufen: schon der Anfangsunterricht muß ein guter sein.

Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Der Polizeipräsident von Berlin hat verschiedenen Lehrerinnenvereinen und deren Stellenvermittlungsbureaus folgende Zuschrift zugehen lassen:

„Es ist zu meiner Kenntnis gekommen, daß in neuerer Zeit wiederholt Klagen junger deutscher Mädchen laut geworden sind, die durch inländische Vermittlungsbureaus Stellungen in Rumänien als Bonnen, Gouvernanten oder Erzieherinnen erhalten hatten, und wenn sie diese angetreten hatten, sich in ihren Erwartungen getäuscht sahen. Der Grund dafür liegt einmal in der Verschiedenheit der Verhältnisse, die es den Betreffenden schwer machen, sich an das dortige Leben zu gewöhnen, dann aber auch in der Leichtfertigkeit mancher Vermittlungstellen, denen es nur darauf ankommen scheint, die ausbedingene, nicht unerhebliche Provision einzuziehen, sowie an der Unerfahrenheit der Stellenjuchenden, die sich ohne weiteres für ein fremdes Land engagieren lassen, ohne zu prüfen, ob sie für die Stellen geeignet sind und ob ihnen die dortigen Verhältnisse auf die Dauer zulaufen können. Den Eltern, Vormündern oder sonstigen Verwandten solcher junger Mädchen muß deshalb dringend geraten werden, vor der Annahme von Stellungen dieser Art bei der kaiserlichen Gesandtschaft in Bukarest oder bei dem zuständigen konsularischen Erkundigungen über die Art der angebotenen Stellung, den Ruf der Herrschaft und die für solche Engagements und ihre etwaige Auslösung in Betracht kommenden gesetzlichen Bestimmungen einzuziehen.“

Ich stelle Ihnen anheim, in diesem Sinne warnend und belehrend auf die Interessenten einzuwirken und auch den Zweigvereinen Ihres Vereins eine entsprechende Mitteilung zukommen zu lassen.“

v. Windheim.

Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein hat schon wiederholt durch seine Zweigvereine

im Ausland ähnliche Warnungen besonders in Bezug auf Italien und Rumänien aussprechen lassen. Es kann Lehrerinnen, die nach dem Auslande gehen wollen, nur dringend geraten werden, sich an die Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins (Centralleitung: Leipzig, Dobestraße 35; Agenturen und Sprechstellen aus dem Lehrerinnen-Kalender, Berlin, Dehmitz'scher Verlag, R. Appellius, zu ersehen) und nicht an Privatagenturen zu wenden.

* Die Weihnachtsmesse des Vereins der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen zu Berlin war diesmal außerordentlich reich besetzt worden. Die längst bewährten Kräfte, wie M. Kirchner, C. Lobedan, H. v. d. Groeben, E. Luthmer, M. Stüler, C. Ankermann, H. Uversen u. a. sandten ihre künstlerisch durchdachten und genial ausgeführten Arbeiten ein, die mancherlei Anregungen gegeben haben dürften. Als neu und eigenartig konnte die Technik mosaikartig eingelegter Muster in Friesstoff, für Portiären, von L. Krause, gelten. Anziehende Kindermöbel, Kampf- und Wanddekorationen in Nadelmalerei und auf Gobelinstoff gemalt, recht korrekt ausgeführte Intarsien, sowie Mappen, Kalender, Postkarten aller Art konnten die zahlreichen Freunde der Messe in großer Auswahl finden. Die Masse der ausgestellten Arbeiten wirkte fast überwältigend — man mußte hier und da freitlich auch die Weihnachtsstimmung zu Hilfe rufen, um die Kritik nicht zu Worte kommen zu lassen. Der Besuch der Messe war außerordentlich lebhaft und die Kauflust des Publikums sehr reg-

Hervorzuheben ist noch das überaus geschickte Arrangement der Ausstellungsgegenstände. — Fast zu gleicher Zeit fesselte das Interesse der Berliner Frauenwelt die Ausstellung des Vereins „Frauenerwerb“, veranstaltet durch ein Komitee, an dessen Spitze eine Anzahl bekannter Berliner Persönlichkeiten stehen. Sie bot zahlreiche Frauenarbeiten aller Art auf künstlerischem, gewerblichem und hauswirtschaftlichem Gebiet.

* Zur Novembernummer der Frau, S. 96, teilt Frä. Friebländer uns mit, daß sie lediglich eine Eingabe an die Landesdirektoren in betreff der Korrektionshäuser befürworten wollte und weder Zeit noch Gelegenheit hatte, auf die historische Entwicklung der Frauenarbeit in der Gefängnisfrage oder verwandte Bestrebungen einzugehen. Wir bringen das hiermit gern zur Kenntnis.

* Die Einweihung der neu errichteten Gartenbauschule von Frä. Dr. Castner in Mariensfelde bei Berlin fand Anfang Dezember unter reger Beteiligung des Vereins für Frauenerwerb durch Obst- und Gartenbau statt. Wir verweisen in Bezug auf die Einrichtung der Anstalt auf den in der Novembernummer unter Frauenerwerb erschienenen Artikel von A. Blum.

* Die Errichtung von Gymnasialkursen für Mädchen in Breslau ist vom preussischen Kultusministerium genehmigt worden. Die Eröffnung derselben wird am 1. April stattfinden.

* Ein Mädchengymnasium ist in Frankfurt a. M. im Entstehen begriffen. Die Anregung und die weiteren Schritte gehen von der Frankfurter Abteilung des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium“ aus. Eine stark besuchte Versammlung von Interessenten, die kürzlich stattfand, entschied sich für die Errichtung der Anstalt, da ein entschiedenes Bedürfnis vorliege. Das Gesuch an die Regierung zur Genehmigung ist bereits abgegangen. Die Anstalt wird fünfklassig und hat den Zweck, begabte Mädchen auf der Grundlage höherer allgemeiner Bildung zu selbständigem, wissenschaftlichem Studium vorzubereiten.

* Der Artikel „Frauenfragliches zur Jahrhundertwende“ in dieser Nummer erwähnt eine Petition, die das nachfolgende Rundschreiben an die Lehrerinnen derjenigen preussischen öffentlichen höheren Mädchenschulen, die von der Regierung als solche anerkannt sind, veranlaßt hat.

Berehrte Kolleginnen!

Ihnen wird wie uns in diesen Tagen die Mitteilung des „Preussischen Vereins“ und des „Vereins seminarisch vorgebildeter Lehrer“ vom 13. November d. J. und der dazu gehörige Fragebogen vorgelegt worden sein. Leider haben die

Herren, wie aus dem Verzeichnis der Namen hervorgeht, keine Lehrerin zu ihrer Beratung herangezogen. Daraus erklären sich wohl die den Lehrerinnen zugebachten Gehaltsätze. In dem Befolungsgesetz für Volksschulen wird das Gehalt für Lehrerinnen etwa auf 70 pCt. des Lehrergehaltes festgesetzt. Dem entsprechend müßte gerechterweise auch das Gehalt der ordentlichen Lehrerin an höheren Mädchenschulen 70 pCt. von dem des ordentlichen Lehrers betragen und das jeder Oberlehrerin 70 pCt. von dem des Oberlehrers, der nicht die Anstellungsfähigkeit für höhere Knabenschulen hat.

Es müßten danach die zu erbittenden Gehaltsätze betragen:

a) In Berlin (ist hier wie unten auch maßgebend für die Städte I. Servisklasse. D. R.)

	Gehaltsätze	Höchstgehalt erreicht nach Jahren
Direktor	5400—6600	9
Oberlehrer	3600—5400	12
Oberlehrerinnen	2520—3780	12
ord. Lehrer	2400—4200	24
ord. Lehrerinnen	1680—2940	24
Handarbeits- und Turnlehrerinnen ¹⁾	1344—2352	24

b) In den Provinzen

Direktor	4000—6000	15
Oberlehrer	3000—4500	12
Oberlehrerinnen	2100—3150	12
ord. Lehrer	2100—3800	24
ord. Lehrerin	1470—2660	24
Handarbeits- und Turnlehrerinnen ¹⁾	1176—2128	24

Außerdem müßte für die Oberlehrerinnen ein Wohnungsgeld, das dem der Oberlehrer, für die ordentlichen und technischen Lehrerinnen ein solches, das dem der ordentlichen Lehrer entspräche, erbeten werden.

Statt dessen haben die Vertreter der beiden Vereine folgende Sätze in Aussicht genommen:

a) In Berlin

Lehrerinnen 1500—2400 Mark in 15 Jahren

b) In den Provinzen

1200—2200 Mark in 15 Jahren.

Bem.: Oberlehrerinnen 200 Mark mehr.

Auf dem Beiblatt zum Fragebogen ist ein Wohnungsgeld für Lehrerinnen überhaupt nicht erwähnt. Auf eine darauf bezügliche Anfrage hat allerdings einer der Herren geantwortet, für die Lehrerinnen solle dasselbe Wohnungsgeld gelten wie für die Lehrer. Falls diese Angabe also nur vergessen war und in der Petition noch zum Ausdruck kommen wird, können wir uns ja hierüber beruhigen. Trotzdem aber bleibt das Höchstgehalt der ordentlichen Lehrerinnen in Berlin noch um

¹⁾ Für Handarbeits- und Turnlehrerinnen sind in dem Rundschreiben der genannten Vereine keine besonderen Gehaltsätze aufgestellt, was nach unserer Meinung aber nötig ist. Bei vielen Volksschulen ist das Gehalt dieser Lehrerinnen auf 80 Prozent von dem der ordentlichen Lehrerinnen bemessen.

540 Mark, das der ordentlichen Lehrerinnen in der Provinz um 460 Mark hinter dem zurück, was wir auf Grund des Volksschulgesetzes billigerweise erwarten können. Den Oberlehrerinnen will man, statt ihnen gerechterweise 70 pCt. von dem Gehalte der Oberlehrer zu geben, die noch zum Teil nur seminarisch vorgebildet sind, für alle Mühe und Kosten ihres zweijährigen akademischen Studiums nur 200 Mark mehr zuwenden.

Die unterzeichneten Lehrerinnen möchten auf Grund dieser Thatsachen Sie, verehrte Kolleginnen, nun dringend bitten, eine etwa in diesen Tagen Ihnen vorgelegte Petition, in der die unzureichenden Gehaltsätze für Lehrerinnen beibehalten sind, nicht zu unterschreiben. Wir haben unsere Wünsche dem Vorsitzenden des Vereins, Herrn Direktor Dr. Neumann-Danzig, mitgeteilt und möchten Ihnen raten, den Inhalt dieses Rundschreibens auch mit Ihren Herren Direktoren zu besprechen und sie zu bitten, ihrerseits auf Festsetzung gerechter Gehaltsätze für die Lehrerinnen hinzuwirken. Wir geben die Hoffnung noch nicht auf, daß, wenn alle Lehrerinnen das Ihrige dazu thun, ein erfreuliches Ergebnis zustande kommen wird. Werden aber diese niedrigen Gehaltsätze erst gesetzlich festgelegt, so ist es zu spät, und auf Jahre hinaus ist dann keine gehaltliche Aufbesserung für die Lehrerinnen an höheren Mädchenschulen zu erhoffen.

Sollten wider Erwarten in der Petition beider Vereine unsere Wünsche nicht berücksichtigt werden, so bliebe uns nichts übrig, als eine eigene Petition der Lehrerinnen an den Herrn Kultusminister zu richten, und für diesen schlaunsten Fall bitten wir diejenigen unserer verehrten Kolleginnen, die sich einer solchen Petition anschließen würden, diese Absicht, wie auch etwaige die Sache betreffende Wünsche oder Verbesserungsvorschläge baldigst der zuerst Unterzeichneten mitzuteilen.

Celle, den 29. November 1899.

Cäcilie Theilkuhl, Oberlehrerin. **Meta Schulze**, Oberlehrerin. **Louise Olivet**, ord. Lehrerin. **Helene Sofmann**, Turn- u. Handarbeitslehrerin. **Anna Beste**, stellvertretende Lehrerin. **Alma Schredenberger**, Zeichenlehrerin.

Wir begrüßen diese Kundgebung als Zeichen einer überaus gefunden Denkweise. Die deutschen Lehrerinnen haben in ihrem ganzen Kampf ums Recht einen hohen Idealismus bewiesen; sie haben in erster Linie danach gestrebt, sich tüchtig zu machen, um die ihnen gebührende Stelle im Mädchenschulwesen einnehmen zu können. Lange Zeit waren sie dabei von allen, auch von den maßgebenden Behörden, verlassen. In den letzten Jahren ist das anders geworden. Und wie das energische Eintreten der Lehrerinnen für ihre Rechte und Pflichten auf dem Gebiet der Mädchenerziehung schließlich die volle Billigung und Unterstützung der Unterrichtsbehörden gefunden hat, so werden sie sich auch der Notwendigkeit nicht verschließen können, die Lehrerinnen nach Maßgabe der von ihnen erteilten Pflichtstunden den Lehrern gleichzustellen. Es handelt sich nur scheinbar bloß um materielle

Güter; diese ermöglichen vielfach erst den Erwerb geistiger Güter. Und den Celler Lehrerinnen gebührt daher für ihr mutiges Vorgehen der warme Dank aller ihrer Kolleginnen.

* **Für Ärztinnen.** Unter den Städten, wo die Niederlassung einer Ärztin angebracht wäre, möchten wir Danzig nennen. Eine Ärztin, die durch den dortigen Verein „Frauenwohl“ bewogen worden war, sich in Danzig niederzulassen, hatte eine ganz befriedigende Praxis (258 Patienten mit 860 Konsultationen in 5 Monaten); sie mußte aber zum Bedauern der dortigen Frauen Familienverhältnisse halber Danzig verlassen. Ein Ertrag wird von diesen dringend gewünscht.

* **Die Mitarbeit der Frauen in der Armenpflege** wird in dem letzten Bericht der Armen-Deputation in Posen als überaus segensreich bezeichnet. Es heißt dort:

„Erst seit kurzer Zeit, seit Januar 1898, sind in unserer Armenverwaltung Frauen thätig, und schon jetzt ist man allseitig überzeugt, daß Frauenarbeit in der Armenpflege außerordentlich segensreich, ja unentbehrlich ist. Die Ursachen der Armut hängen in der Regel mit den häuslichen Verhältnissen zusammen; alles aber, was mit dem Hause zusammenhängt, liegt dem Verständnis der Frau näher als dem des Mannes. Hier wird die Frau deshalb das geeignetste Arbeitsgebiet finden.“

Der Geschäftsbericht der Stadt Bonn sagt über den gleichen Gegenstand (vgl. Nummer 11 des vor. Jahrg.):

„Was die Bethätigung der Frauenhilfe während des Berichtsjahres anlangt, so zeigte sich bei Beginn des Jahres das Streben, die Unterstützungen möglichst hoch zu bemessen und selbst in Fällen zu erhöhen, wo die Unterstützten bei gleichen Verhältnissen seit Jahren mit der bis dahin gewährten Unterstützung ausgekommen waren. Insofern sich die Wünsche aus verhältnismäßig notleidende Arme bezogen, wurde ihnen entsprochen, während dies in anderen Fällen nicht oder nur in beschränktem Maße geschehen konnte. Nachdem über gewisse, bei der Beurteilung der Unterstützungsfälle in Anwendung zu bringende grundsätzliche Auffassungen, insbesondere über gewisse Ausschlußsätze Armenrat und Bezirksvorsteher einig waren, wurde hierdurch für das Maß der Unterstützungen eine Grenze gezogen, zu deren Überschreitung es der Darlegung ganz besonderer Gründe bedurfte. Andererseits darf nicht unerwähnt bleiben, daß sowohl bei der Beurteilung der Unterstützungsfälle als auch bei der Auswahl der Art und Höhe der Unterstützung nicht wenige der Pflegerinnen Gerechtigkeit, Nützigkeit und, wo nötig, Strenge des Urteils in der Würdigung der Erwerbs- und Hilfsbedürftigkeitsverhältnisse der Unterstützten an den Tag gesetzt haben, die die warmste Anerkennung verdienen. In den Betrieben bei den Armen sind die Frauen sehr eifrig gewesen. Sie haben sich an vielen Stellen auch um die Wirtschaftsführung und das Hauswesen gekümmert, besonders dort, wo die Hausfrau

wegen mangelnder Vorbildung wenig, oder bei Hast, Krankheit oder Niederkunft sich gar nicht darum kümmern konnte. Besonders auf diesem Gebiete, auf dem Gebiete der Frauen- und damit selbstverständlich auch auf dem der Kinderfürsorge ist die weibliche Armenhilfe sehr segensreich gewesen."

* **In München** ist zum ersten mal im Deutschen Reiche eine Studentin, Frä. Margarete Heim, zum ersten Teil der philologischen Staatsprüfung zugelassen worden. In Bayern zerfallen diese Prüfungen in zwei gesonderte Stufen, die gewöhnlich 1 oder 1 1/2 Jahr auseinanderliegen. Es versteht sich von selbst, daß für denjenigen, der den ersten Teil der Prüfung bestanden hat, auch die Zulassung zum zweiten Teil gewährleistet ist. Da Frä. Margarete Heim, die vor Beginn ihres Studiums die Maturität an einem deutschen Gymnasium erlangt hatte, nun diese Prüfung bestanden hat, so dürfen wir in einem Jahre in ihr die erste Philologin begrüßen, die an einer deutschen Universität die Staatsprüfung bestanden hat.

* **Das württembergische Kultusministerium** hat die Anordnung getroffen, daß von der Ministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen solche Mädchen, die den Nachweis der für die Zulassung zu den Apothekerprüfungen erforderlichen wissenschaftlichen Vorbildung führen wollen, auf Ersuchen einem Gymnasium oder Realgymnasium zu einer außerordentlichen Prüfung, die für diesen Zweck besonders anzubereiten und abzuhalten ist, überwiesen werden.

An eine bestimmte Zeit im Jahre ist die Festsetzung des Prüfungstermins nicht gebunden; er kann ganz nach dem Ersuchen der Examinandinnen oder auf Bestimmung des betreffenden Gymnasialvorstandes hin anberaumt werden. Die

Prüfung selbst hat aus einer schriftlichen und einer mündlichen zu bestehen; es soll in ihr die Erreichung des Lehrziels in ausnahmslos allen Fächern der Untersekunda eines Gymnasiums oder eines Realgymnasiums ermittelt werden. Bei den Mädchen, die sich den Prüfungen unterziehen, dürfen an die wissenschaftliche Befähigung in keiner Hinsicht geringere Ansprüche gestellt werden, als an die der Schüler, die sich der Bereisungsprüfung von der Untersekunda nach der Obersekunda unterziehen. Die Meldungen zur Prüfung sind von den Bewerberinnen bei der Württembergischen Ministerialabteilung für Gelehrten- und Realschulen einzureichen, die sodann dem mit der Prüfung zu beauftragenden Gymnasium oder Realgymnasium alle nähere Weisungen erteilt. Den Bewerbungen ist der Nachweis beizufügen, daß der Vater oder der gesetzliche Vormund der Bewerberin mit deren Absicht einverstanden ist, sowie die genaue Angabe der persönlichen Verhältnisse und des bisherigen Bildungsganges, ferner die Abgangszeugnisse der früher etwa besuchten Bildungsanstalten, und endlich der Nachweis, daß die Bewerberinnen sich auf die vorzunehmende Prüfung überhaupt und in systematischer Weise vorbereitet hat.

* **Totenschau.** Am 23. November starb in Bern Frau Lenz-Heymann. Ihr Name, den so viele im stillen gesegnet haben, ist der weiten Öffentlichkeit wenig bekannt geworden, da sie bei ihrer im größten Stil geübten Wohlthätigkeit immer ungenannt bleiben wollte. Heute darf es gesagt werden, daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein ihr die reichen Mittel verdankt, die es ihm ermöglicht haben, so viele weibliche Studierende zu unterstützen und seine Gymnasialkurse zu errichten. — Am 1. Dezember starb fern von der Heimat Anna von Helmholz, geb. von Mohl. Sie hatte nicht nur Bedeutung durch ihre Stellung als Frau ihres berühmten Mannes, sondern war selbst eine hochbedeutende Frau. Ihr Haus war einer der beliebtesten Sammelpunkte des wissenschaftlichen und künstlerischen Berlin. Auch der Frauenbewegung stand sie nicht fern, wenn sie auch niemals öffentlich darin hervorgetreten ist.



Frauenvereine.

Die kirchlich-soziale Frauengruppe in Berlin

hatte vor kurzem eine Frauenversammlung einberufen, die so stürmisch verlief, wie noch nie eine derartige Versammlung in Berlin. Zweck der Zusammenkunft war die Beratung einer Petition um Ausdehnung der Reichsversicherung auch auf die Heimarbeiterinnen. Nachdem die Vorsitzende, Gräfin Clara Bernstorff, die Versammlung namens der kirchlich-sozialen Frauengruppe begrüßt hatte, hielt die Vorsitzende des neu gegründeten Evangelischen Frauenbundes, Fräulein Gertrud Knutzen aus Kassel, einen längeren Vortrag, der mit großer Ruhe aufgenommen wurde. Die Rednerin empfahl schließlich eine Resolution, in der an den Reichstag die Bitte gerichtet wurde, die Kranken-, In-

validen- und Alters-Versicherung auch auf die Hausindustriellen auszudehnen. Gegen eine solche Petition traten die anwesenden Sozialistinnen geschlossen auf; die Rednerinnen betonten mit vielem Nachdruck, daß die Rednerinnen nicht zu bitten, sondern zu fordern hätten. In die Diskussion griff auch der Hofprediger a. D. Stöcker ein, der von der einen Seite mit lang gezogenen „Nahs“ und von der anderen mit demonstrativem Beifall empfangen wurde. Seine Ausführungen, die darin gipfelten, daß er die Arbeiterinnen aufforderte, der Regierung mit Vertrauen und Liebe zu begegnen, riefen den lebhaften Widerspruch von Frau Lilli Braun wach, die sich unter tosendem Lärm dahin aussprach, daß sie zu einer Regierung, die das Sozialistengesetz geschaffen, kein Vertrauen haben

könne. Als Herr Hofprediger a. D. Stöcker hierauf wiederholt erwiderte, gingen die Wogen des Lärms so hoch, daß Herr Stöcker schließlich überhaupt nicht mehr zu Worte kommen konnte. Zuletzt hatten sich Frau Willi Braun und Frau Fahrenwald der Rednertribüne bemächtigt und bemühten sich unaufhörlich, ihre Stimme gegenüber dem Getöse zur Geltung zu bringen. Die Referentin wurde durch den Tumult am Schlußwort verhindert und endlich die Resolution gegen eine starke Minderheit angenommen. Auf eine Auforderung des Hofpredigers a. D. Stöcker entfernten sich die Gegnerinnen, so daß die Petition wenigstens unterzeichnet werden konnte.

Unzweifelhaft liegt die Schuld an solchen Vorkommnissen in der Hauptsache daran, daß die Führerinnen der kirchlich-sozialen Frauengruppe viel zu unbekannt mit der Stellung der sozialistischen Führerinnen und mit der ganzen Lage der Arbeiterinnen, sowie viel zu wenig vertraut mit den parlamentarischen Formen sind, um die Leitung einer solchen Versammlung zu übernehmen. Die Einberufung gemischter Frauenversammlungen dürfte wohl überhaupt, so lange einerseits die systematische Verhetzung der Arbeiterinnen gegen die bürgerliche Frauenbewegung nicht aufgehört hat und so lange andererseits eine gründliche Kenntnis der sozialen Lage der Arbeiterinnen nur bei wenig bürgerlichen Frauen zu finden ist, gänzlich zwecklos sein.

Der Verein Jugendschutz

hielt seine diesjährige Generalversammlung im Bürgeraal des Rathauses ab. Die Vorsitzende des Vereins Frau Bieber-Böhm gab zuvörderst eine Übersicht über das verflossene Geschäftsjahr und konstatierte, daß die segensvolle Institution auch in diesem Jahre erhebliche Fortschritte gemacht habe. Die beiden Jugendschutzbeiräte, die sich aus sich selbst heraus entwickelt hätten, arbeiteten mit so minimalem Zuschuß, daß dieselben bei der rationalen Bewirtschaftung der Beiräte schon im nächsten Jahre mit Plus arbeiten könnten. Den beiden Kassierern wurde Decharge erteilt, der alte Vorstand wurde einstimmig wiedergewählt. Fräulein Dr. Jenny Springer referierte über die Gefahren des Alkohols. Ihre Ausführungen wandten sich besonders gegen die unvernünftige und leichtfertige Gewöhnung von Kindern an Alkoholgenuß und zeigten die verderblichen Folgen. Andererseits beleuchtete sie das Verhältnis von Sittlichkeit und Alkoholgenuß und betonte die Tatsache, daß 77 Prozent aller Sinnlichkeitsdelikte im deutschen Reich auf den Alkoholgenuß zurückzuführen seien. Sie forderte am Schluß die Anwesenden zum Anschluß an die Guttemperbewegung auf.

In der Abteilung Berlin des Vereins Frauenbildung, Frauenstudium

sprach Fräulein Schlotmann aus Freiburg i. B. über das Thema: Sind wir berechtigt, die Errichtung von Mädchen-Gymnasien zu

fordern? Nach einem kurzen Überblick über die Bestrebungen und das schnelle Wachstum des Vereins verweilte Rednerin einen Augenblick bei seiner ersten Gründung, dem Karlsruher Mädchengymnasium, das vor einem Jahr städtisches Institut geworden und damit der Sorge des Vereins entzogen ist, und ging dann auf das eigentliche Thema über. Ausgehend von dem Tadel, der gegen die Gründung von Mädchengymnasien bezweckenermaßen wurde, weil das humanistische Gymnasium dem Unter gang geweiht sei, beleuchtete Rednerin den Kampf um die humanistische Bildung, der in allen Kulturländern geführt werde, und kam zu dem Schluß, daß Deutschland wohl noch am weitesten von der modern-realistischen Bildung entfernt sei, da seine Kultur am tiefsten im klassischen Boden wurzele. So lange daher die höhere Knabenschule den alten Lehrplan festhalte, müßten die Mädchengymnasien ihn aufnehmen, weil sonst ihre Vollwertigkeit beanstandet würde. Stehe aber wirklich eine Reform bevor, so sei es die dringendste Notwendigkeit, zu gleicher Zeit eine Reorganisation des Mädchenschulwesens zu fordern. Die Mädchenschule dürfe nicht wieder übergangen werden und sich begnügen lassen an dem „höheren“ Titel, den sie einzig und allein mit der höheren Knabenschule gemein habe, aber ganz mit Unrecht trage, dann die jetzige höhere Mädchenschule sei keine wirkliche höhere Schule. Es könne aber eine solche aus dem vorhandenen Unterbau entwickelt werden, wenn ihr Gymnasial- und Realklassen angegliedert würden. Auf diese Weise würde sie sich selbständig neben den Gymnasien behaupten und damit der Fehler der Knabengymnasien vermieden werden, der darin besteht, schon vor dem Schulanfang den Bildungsgang des Kindes festzulegen, ohne Rücksicht auf seine Fähigkeiten.

Der Schwäbische Frauenverein

hat seinen 26. Jahresbericht veröffentlicht. Der Verein kann mit Befriedigung auf das letzte Berichtsjahr zurücksehen. Er hat durch den Ausbau eines Stocks auf sein Vereinshaus in Stuttgart, Meinsburgstr. 25, dem empfindlichen Platzmangel abgeholfen; er hat dadurch für das Pensionat eine abgeordnete Wohnung von 12 schönen, lustigen Zimmern gewonnen, in denen 2 Lehrerinnen und 18 Pensionärinnen samt der Pensionärin Mutter ein behagliches Unterkommen gefunden haben. Auch die Räume der Frauenarbeitschule sind um zwei große Säle erweitert worden. Die Frauenarbeitschule ist vom Juli 1898 bis Juli 1899 von 360 Schülerinnen besucht worden. Das Buchsche Lehrerinnenseminar zählte 22, die Fachklasse für Kunststickerei und Musterzeichnen und Entwerfen 12 Schülerinnen. Auch sonst konnte die Vorsitzende, Frau Präsident von Weizsäcker, bei ihrem Jahresbericht Erfreuliches über die Entwicklung der verschiedenen vom Verein begründeten Anstalten berichten. Besonders hatte auch die Stellenvermittlung sehr gute Erfolge aufzuweisen.





„**Quo vadis?**“ Roman in zwei Bänden von Heinrich Sienkiewicz. (Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag.) Ein Roman aus dem alten Rom! Die erste Bewegung ist, ihn bei Seite zu schieben; man hat so manche böse Erfahrung auf dem Gebiet. Aber wer hier auch nur die ersten Kapitel liest, der liest auch beide Bände. Wie weit es überhaupt möglich ist, ein treues Bild weit zurückgelegter Kulturepochen zu geben, mag dahin gestellt bleiben; eins ist sicher: daß es dem Verfasser gelungen ist, uns hineinzutauschen in jene Tage des Bluts und Grauens, die doch der Schein des emporsteigenden Christentums verklärt, seiner Rekonstruktion den Reiz unmittelbaren Lebens zu geben und uns zugleich durch seine Erzählung von Anfang bis zu Ende in lebendigster Spannung zu erhalten. Das ist mehr als man von manchem Roman aus der unmittelbarsten Gegenwart behaupten könnte.

„**Die jungfräuliche Frau.**“ Eine Beleuchtung von Miriam Ed. (Berlin NW. 7, L. Dehmgies Verlag. Preis 3 Mark.) „Das Leiden der Frau“, „das Cölibat“ und „die Liebe“, so sind die drei Kapitel des Buches überschrieben. Sie deuten den Weg an, den es uns führt: vom energischen Protest gegen die niedrig-sinnliche Auffassung Laura Marholms von Weibe zur Würdigung des Cölibats, das seinen Adel auch durch die Liebe empfängt, die Liebe, die nicht den Eigenen, sondern den Fremden gilt, die sonst keiner liebt. Das Buch will eine Ausführung des Björnson'schen Wortes sein: „Es ist klar, daß, wie man sich auch einrichtet, immer noch eine ganze Anzahl von Leuten außerhalb der Ehe bleibt. Und hier erlaube ich mir, gegen die neuesten Lehrer auf diesem Gebiet die Tausende zu verteidigen, welche sich durchaus nicht verheiraten wollen. Ich glaube, es gehört mit zu dem Gesundesten in der selbständigen Denkweise der Neuzeit, daß es viele entdeckt haben, daß die Ehe nicht aller Ziel ist, besonders nicht das aller Frauen, wie früher gelehrt wurde. Ich glaube, es gibt eine große, große Menge, die sich nicht dazu eignet. Wie würde es uns ergehen, wenn es nicht so wäre?“ Die Beweisführung für diese Wahrheit geschieht nun freilich nicht in systematischer Weise: vielfach hören wir ein leidenschaftliches Stammeln, die Sprache des tieferregten Gefühls, das sich gegen die ungerechte, einseitige Schätzung des Weibes aufbäumt. Aber die tiefste Grundidee des Buches beruht auf Wahrheit: auf der Überzeugung, daß das Weib so gut wie der Mann auf ein eignes, ein individuelles Leben Anspruch hat.

„**Kurzgefaßte Geschichte der Kunst**“, der Baukunst, Bilderei, Malerei, Musik von Dr. Ernst Wickenhagen. Mit einer Heliogravure und 287 Abbildungen im Text. (Stuttgart, Paul Neff.) In feinsten Ausstattung bietet der auf diesem Gebiet wohl akkreditierte Verlag hier eine übersichtliche Kunstgeschichte, die eine schnelle Orientierung auf den einschlägigen Gebieten ermöglicht. Daß die Malerei im 19. Jahrhundert durch so gut ausgewählte Repräsentanten vertreten ist, dürfte ebensowohl als besondere Empfehlung gelten wie der kleine Abriss der Geschichte der Tonkunst von der alten bis auf die neueste Zeit, der sich so selten in Kunstgeschichten findet und doch für die Übersicht über die geistigen Richtungen, die deutlich erkennbar gleichzeitig das Gebiet sämtlicher Künste in ihren Bereich ziehen, notwendig ist.

„**Geschichte der menschlichen Ehe.**“ Von Eduard Westermarck, Dozenten an der Finnischen Universität zu Helsingfors. Einzig autorisierte deutsche Ausgabe. Aus dem Englischen von Leopold Katscher und Romulus Grazer. Vorwortet von Alfred Ruffel Wallace. (Gena, Hermann Costenoble, Preis 12 Mark.) Mehr und mehr sehen sich die Frauen genötigt, von wissenschaftlichen Werken der vorliegenden Art Notiz zu nehmen. Nichts giebt eine sicherere Grundlage für die bewußte Mitarbeit an der Weiterentwicklung der kulturellen Stellung des Weibes als die eingehende Kenntnis früherer Kulturstufen, und nichts erscheint bedenklicher, als an Stelle eines solchen eingehenden Wissens sich mit der oberflächlichen Kenntnis zu begnügen, die sogenannte populär-wissenschaftliche Darstellungen geben. — Die vorliegende Darstellung beruht auf einem so erschöpfenden Quellenstudium, daß man von vornherein der überaus gründlichen und erschöpfenden Arbeit Vertrauen entgegenbringen muß, ein Vertrauen, das durch die gewichtige Empfehlung von Alfred Ruffel Wallace noch erhöht wird. Die Ergebnisse, zu denen Westermarck kommt, weichen nun freilich in manchen Fragen von den Ansichten ab, die Darwin, Spencer, Morgan, Lubbock sich über Ursprung und Ausbildung der menschlichen Ehe gebildet haben; manchmal kommt der Verfasser geradezu zu entgegengesetzten Ergebnissen und zwar auf Grund eingehender mühevoller Prüfung aller verfügbaren Thatsachen.

Das Buch gehört zu denen, die man nicht nur um der Ergebnisse, sondern auch um seiner selbst willen liest. Westermarck hat das riesige Material, über das er in zahlreichen Fußnoten Seite für Seite Nachweise giebt, zu einem überaus lesbaren

Bände verarbeitet, der nirgends, wie das sonst bei Gelehrten-Darstellungen so häufig ist, die mühsame Vorarbeit verrät — wenn nicht eben der Niesenapparat, der zur Verwendung kam, darüber Aufschluß gäbe. Ein sehr praktisches Namen- und Sachregister und ein umfangreiches Quellen-Verzeichnis erhöhen die Brauchbarkeit des Werks noch bedeutend und gewähren dem Fachmann die Möglichkeit der Nachprüfung.

Die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart hat eine Folge von reizend ausgestatteten Miniaturbändchen (Preis pro Band 3 Mark) herausgegeben: „**Untrant**“, ein Lieberbüchlein von Hermann Freise, 2. vermehrte Auflage), „**Gedichte**“, von Jakob Schiff, und „**Herzenskämpfe**“, Erzählungen in Versen von Reinhold Fuchs, unter denen wir besonders auf das letztere, das Paul Heyse zugeeignet ist, hinweisen möchten. Das Bändchen enthält drei Erzählungen: „**Holande von Blonay**“, „**Gefühnte Schuld**“ und „**Helga**“. „**Helga**“ spielt in Shetland; es ist eine kraftvolle Dichtung, die, wenn sie auch ein schon oft behandeltes Problem darstellt: die Liebe zwischen Kindern feindlicher Väter, es doch in eigener Formgebung thut. Die Dichtung ist ins Englische übersetzt und Shetländer Kritiker haben die „**Übersetzung**“ für eine Mystifikation gehalten, da der Lokation zu unverkennbar sei.

„**Fruchtbarkeit**.“ Roman in 6 Büchern von Emile Zola. Aus dem Französischen übersetzt von Leopold Rosenzweig. 2 Bände. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis 6 Mark.) Seit Zolas Auftreten im Dreifuß-Prozess ist auch in den fernsten Lesewinkeln die Auffassung geschwunden, die in Zola den schlüpfriegen Schriftsteller sah, um der Erkenntnis Platz zu machen, daß in ihm ein Vusprediger erstanden ist, der nun allerdings vor der Schilderung seiner Situation zurückschreckt, wo es sich um die Erfüllung seiner Mission handelt. Unter diesem Gesichtspunkt muß auch sein neuestes Werk aufgefaßt werden, in dem er gegen das verderbliche Ein- und Zweifindersystem seiner Landsleute vorgeht. Es ist völlig Tendenzroman, und Zola scheut sich durchaus nicht, die Tendenz recht dick aufzutragen, um der Lehre Gehör zu verschaffen: den zahlreichen Familien gehört die Welt; die unfruchtbaren gehen zu Grunde. Keine Seite der 2 dicken Bände handelt von etwas anderem; dem Leser wird auch das Krassste und Abstoßendste nicht erspart, und der Verfasser wird kaum von dem Vorwurf der Übertreibung nach der einen oder andern Richtung hin freizusprechen sein; aber seine Wahrheit hat er jedenfalls mit kräftigstem Nachdruck zu Gehör gebracht. — Die Übersetzung ist eine vorzügliche; selten erinnert ein oder der andere Ausdruck daran, daß der Roman ursprünglich nicht in deutscher Sprache geschrieben ist.

„**Grundriß der Kunstgeschichte**.“ Inszenheit für höhere Lehranstalten und für den Selbstunterricht von H. Bohnemann. Mit 165 Abbildungen. (Leipzig, Ferdinand Hart & Zohn. In Leinwandband 4 Mark.) Das Bedürfnis, sich auf dem Gebiet der Kunstgeschichte zu orientieren, wenn die Verhältnisse eingehendere Studien nicht gestatten, ist heute in jeder gebildeten Familie vorhanden. Der vorliegende Grundriß entspricht ihm in jeder

Weise; die vorzüglichsten, dem Text beigegebenen Abbildungen sorgen für die Veranschaulichung, ohne die auf dem Gebiet der Kunst eine Orientierung ja absolut undenkbar ist.

„**Im Recht?**“ Roman von Elisabeth Gnade. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) Der Titel des Romans trägt mit Recht ein Fragezeichen. Einen jungen talentvollen Maler hat das schreckliche Geschick betroffen, plötzlich zu erblinden. In Verzweiflung will er sich schon das Leben nehmen. Sein Bruder verhindert ihn daran; er knüpft auch das Band zwischen ihm und einem jungen liebenswürdigen, romantisch gefärbten Mädchen, in dem die ungeheure Tragik dieses Schicksals jene schnell auslobernde Opferfreudigkeit geweckt hat, die das eigne Leben dem Geliebten völlig hinzugeben gewillt ist. Aber statt des Königs Lear, auf den sie gestimmt ist, findet sie einen kleinlich nörgelnden Kranken, der ihr langsam Kraft und Elastizität nimmt. Eine neue Liebe giebt ihr beides wieder. Ein Zufall entdeckt diese dem Blinden; die Entdeckung giebt ihm den größeren Zug wieder, der dem Gesunden eigen war. Er erkennt die Ungeheuerlichkeit, die darin liegt, daß er, der unrettbar kranke, das Leben der Gesunden verzehrt, und in einem unbewachten Moment sucht und findet er den Tod. Der Bruder, dem er die letzten Worte hinterläßt, die Überzeugung ausspricht, daß er im Recht gewesen, giebt es auch dem Toten nicht zu; machtvoll hätte er sein Schicksal zwingen, sich nicht zur Erbitterung, zur Gottensfrendung treiben lassen sollen. Es ist die Antwort der Erzählerin auf ihre eigene Frage. Sie löst nicht alle Zweifel, aber die ruhige Sicherheit ihrer Überzeugung, die Klarheit ihrer Weltanschauung wirken wohlthuend.

„**Einß und Zeit**.“ Von Thomas Carlyle. Aus dem Englischen übersetzt und mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. R. Hensel, außerordentlicher Professor in Heidelberg. (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. Preis 6 Mark.) Von den sozialpolitischen Schriften Carlyles dürfte der vorliegende Band für unsern Leserkreis weitauß das meiste Interesse haben. Denn die Fragen, die er dort aufwirft, sind, obwohl die Zeit, in der sie zuerst aufgeworfen wurden, weit hinter uns liegt, heute der Lösung so fern wie damals, und die Worte, mit denen er die Gewissen seiner Zeitgenossen schärft: „**Wozu dienen eure gewebten Hemden? Millionenweise hängen sie da und sind unverkäuflich, während hier Millionen fleißig, nackte Mücken auf sie warten und sie nicht erlangen können. Hemden sind dazu da, um menschliche Mücken zu bedecken, sonst sind sie nutzlos, ein unerträglicher Joch!**“ — diese Worte treffen noch heute den Kern der Sache und: „**Ein guter Tagelohn für ein gutes Tagewerk!**“ ist noch heute „eine so gerechte Forderung, wie sie je von Unterthanen ihrer Regierung gestellt worden ist.“ Besonders das 3. Buch des Bandes, „**der moderne Arbeiter**“, bannt den Lesenden fest; Gegenstand und Darstellung sind gleich packend; Carlyle ist hier in diesen Kapiteln: das Evangelium des Mannens, das Evangelium des Dillettantismus, Überproduktion, Unthätige Aristokratie, die Arbeits-Aristokratie, Arbeit, Lohn, Demokratie, wirklich „der Mann, der atemlos mit der Wahrheit ringt.“

„Das Neue Dschungelbuch“ von Rudyard Kipling. (Berlin 1899, Vita, Deutsches Verlags-haus). In guter deutscher Über- setzung, mit einer Einführung aus Kiplings ersten Dschungel- buch, ist hier sein Second Jungle book geboten. Es führt mitten hinein in die Stimmung des indischen Urwaldes; das Märchen erwacht, und den stummen Tieren des Waldes ist Sprache gegeben. Scharf giebt sich in diesem Neuen Dschungelbuch die Eigen- art Kiplings, des Märchen- erzählers. Er hat gleichsam das realistische Märchen neu geschaffen. Seine Tiere sind nicht mehr die Tiere der Fabel, mit dem Zettel der Moral am Bein. Es sind auch nicht vermenschlichte Tiere. In ihren Raubtierinstincten hat Kipling sie erfasst und in ihrer ganz ursprünglichen Wild- heit gestaltet. Und Kiplings eigener „Humor des Starren“ ist über diese Märchen aus- gegossen, in denen, wie im ersten Dschungelbuch das Problem vom Urmenschen behandelt und fort- geführt wird. Alles in allem: Kiplings Neues Dschungelbuch gehört zu den Erzeugnissen der Weltliteratur, deren Bedeutung nicht an das Jahr ihres Erschei- nens gefesselt ist. Und da Kipling sehr viel schwerer englisch zu lesen ist als die Mehrzahl englischer Autoren, — schon die starke Verwendung des Dialekts und des slang trägt zu dieser Schwierigkeit bei, — so ist auch dem Erscheinen der deutschen Übersetzung selbständige Bedeu- tung beizumessen.

„Illustriertes Konversa- tionslexikon der Frau.“ (Ver- lag von Martin Oldenbourg, Berlin.) Der zweite Band des Lexikons beginnt mit einem in jeder Beziehung, stilistisch wie in- haltlich, hervorragenden Artikel: die Frau in der Kulturgeschichte, auf den wir die Aufmerksamkeit unseres Leserkreises ganz besonders richten.

Anzeigen.

Die dreispaltene Nonpareille-Zelle (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/36.

Mondamin - Wintergericht.

Mondamin schätzt man meist nur als Sommerspeise; jedoch be- sitzt es ausgezeichnete Eigenschaften gerade zum Bereiten warmer Speisen. Mondamin erwärmt und kräftigt den Körper, es ist ein willkommenes Nahrungsmittel in kalten Tagen. Jeder wird daher erfreut sein, zu lesen, daß Brown & Bolson verschiedene neue Rezepte für heiße Speisen haben, wie: Eiercreme, Souffles, Apfel- schnitten etc. Um allen Gelegenheit zum Gebrauch zu geben, bietet die Firma die Rezepte in einem Buche kostenlos, franco an. Man braucht nur unter deutlicher Adressenangabe sofort an Brown & Bolson, Berlin C. 2, zu schreiben.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.

Solo, Ensemble und Chor
ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2-4.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Sieben erschienen:

Kleefeld.

Roman

von

Ernst Heilborn.

Preis gebettet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der Roman enthält ein Lebensbild aus der heutigen Zeit, treu nach der Wirklichkeit mit feinem Stift gezeichnet. Im Mittelpunkt steht ein Mann, der, die locale beiseite schiebend, nur die „Mischkultur“ kennt und darüber, statt das Glück zu erreichen, in seiner Laufbahn und in seiner Liebe scheitert. Das alles und dazu der Kreis kleiner Leute, aus dem er emporgewachsen, ist mit Sorgfalt beobachtet und mit allen Mitteln intimer Kunst dargestellt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Herausgegeben von Auguste Schmidt.
Das Blatt erscheint 14-tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 M. durch Post oder Buchhandel. [40
Leipzig. Marie Schäfer.

Schering's Malzertrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvalaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Nahrung bei Reizzuständen der Verdauungsorgane, bei Katarrh, Reuchbitten etc. Es gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisen- mitteln, welche bei Muterarmut (Weichsucht) etc. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2. wird mit großem Erfolge gegen Mhachtis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1.—
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

„Märchen“ für Kinder von C. E. Ries. (München, C. S. Beck.) Märchen erfinden, ist leicht; sie so erfinden, daß sie die richtige Märchenlogik haben, die aus der Wirklichkeit nur das Psychologische, nicht das Physische, entlehnt, ist schwer genug. Die Verfasserin hat es nicht übel verstanden. Die Prinzessin mit dem silbernen Löffel, die Roggenmähne, 's Geschichtsmanna und andere werden den Kindern manche vergnügte Stunde bereiten. Die Verlagsbandlung hat für eine vorzügliche Ausstattung gesorgt.

„Der dritte Bruder“. Von Adine Gemberg. (Schuster u. Loeffler, Berlin und Leipzig.) Adine Gemberg hat in ihrem Leben als Diakonistin eine Fülle von Erfahrungen gemacht, die sie in ihren Büchern wiedergibt. Die schrecklichen Räume der Irrenanstalt öffnet sie hier: „der dritte Bruder“, der Bruder des Schlafes und des Todes ist der Wahnsinn. Und der Weg, wie er seine Opfer findet, ist mit grauenhafter Deutlichkeit hier gezeichnet. So manches Schlaglicht fällt auch hier wieder auf die unzureichenden, zum Teil widersinnigen Einrichtungen unserer Irrenanstalten, die die Verfasserin mit so viel Mut mehrfach öffentlich bekämpft hat.

„Das Frauenstudium im Ausland.“ Ein Überblick über die Zulassung der Frauen zu Mittel- und Hochschulen, sowie zu den akademischen Berufen in den außerdeutschen Kulturländern. Von Dr. Otto Neustätter. (München, August Schupp.) Die kleine Broschüre bietet auf ihren 48 Seiten ein reichhaltiges, sorgfältig gesichtetes und zuverlässiges Material über ihren Gegenstand, so daß sie warm empfohlen werden kann.

„Deutscher Kalender für Krankenpflegerinnen und Krankenpfleger auf das Jahr 1900.“ Herausgegeben von Dr. George Meyer in Berlin. Mit Geleitwort von E. von Leyden. (Frankfurt a. M., J. Rosenheim. Preis (geb.) 1,20 Mark.) Aus dem reichen Inhalt des von uns schon mehrfach empfohlenen Kalenders heben wir hervor: Krankenpflege bei Lungenkranken von Dr. G. Liebe; Pflege bei Geisteskranken von Dr. med. Lewald; Dr. Schlesingers wichtige Darstellung der Krankenernährung



Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.
40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Mk.
(Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.)

für
Frauenvereins-Mitglieder

beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum

Vorzugspreis

von 40 Pf. = 24 Mk. pro Lieferung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Heim

des

Allgemeinen

Deutschen Lehrerinnenvereins

III

Berlin, Potsdamerstraße 40 III

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere
Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Wärmemittel), die Wochenpflege von dem Gynäkologen Dr. Carl Keller. Der Herausgeber behandelt neben der „Anwendung innerer Heilmittel“ und der „ersten Hilfe bei Unfällen“ das Kapitel des „Krankentransports“.

Kleine Mitteilungen.

Von den Hoffmannschen Siegelmarken (Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart) sind wieder einige neue Serien erschienen. Die erste Serie brachte Miniatur-Reliefs auf matten Goldbronze-Papier; die weiteren Serien (Sonne, Mond und Sterne, Adler-Siegel, Musik-Siegel, Kameen-Siegel, à Schachtel 50 Pf.) haben einen matten, farbigen Grund, auf dem die hübschen Gravierungen voll zur Geltung kommen.

Berliner Ferien-Kolonien.
Mehr als 8400 armer, kränklicher Berliner Kinder haben im letzten Sommer in Wald und Moor, an der See oder in Soolbädern Erholung und Kräftigung durch das Comité der Ferien-Kolonien finden können; — aber größer noch war die Zahl der Erholungsbedürftigen, die zurückbleiben mußten, weil die erforderlichen Mittel fehlten. Um allen Menschenfreunden Gelegenheit zu geben, das Liebeswerk der Ferien-Kolonie unterstützen und ihr Schicksal spenden zu können, sind heute schon in vielen wohlbekanntesten Bier- und Weinrestaurants, Conditoreien, Höfeln, Warenhäusern etc. Sammelbüchsen aufgestellt. — Wer die Not der Großstadt kennt und weiß, daß gerade in der Jugendzeit Geist und Körper gestärkt werden müssen, um später den schweren Kampf um das Dasein erfolgreich führen zu können, wird gewiß gern bereit sein, eine Gabe, und sei sie noch so klein, den Sammelbüchsen der Ferien-Kolonien zuzuwenden. Wenn von den fast 1800 000 Berlinern nur jeder sechste Einwohner 10 Pfennig im Jahre schenkt, so würden die Büchsen 30 000 Mark erbringen, und vielen hundert Kindern mehr könnte die Wohlthat der Sommerfrische zutommen! Sammelbüchsen sind durch das Bureau der Ferien-Kolonie Krausnickstraße 5 zu beziehen. — 10 Pfennig jährlich dazwischen spenden sollte Jedermann.

Was giebt es Herrlicheres
als eine Tasse

Hausen's

Kasseler Hafer-Kakao

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarmer, Magen- und Darmleidende.

Nur echt in blauen Cartons von 27 Würfeln = 40—50 Tassen zu Mk. 1.—

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.
Tropon-Cacao Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

Eine Frauen-Schreibmappe für das Jahr 1900 ist im Verlag von August Schupp (München und Leipzig) erschienen. Sie enthält außer dem Kalenderium z. B. ein Bücherverzeichnis, das hauptsächlich Bücher und Zeitschriften im Dienst der Frauenbewegung umfaßt, sowie Nachweise aus dem Gebiet der Erwerbstätigkeit der Frau, über Vereine und Pensionate.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Verlagshandlungen:

Verlag
der Christlichen Welt
(Martin Kade) Marburg i. S.,

Ferd. Dümmler in
Berlin SW. 12

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Handelsinstitut für Damen

von Frau Elise Brevitz, [1]
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureauamtm., Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tägliches Lehrtr. Maß. Von. Stellenvermittlung. Pensionatsnachweis.

Internationales Heim,

Berlin SW., Falleschstraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen
u. Damen best. Stände. Pensionatspreis 6
geteilt, Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk.
bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht.
des Zimmers pro Tag. [6]

Wws. Selma Spranger
Vorsteherin.

Das photographische Atelier

von
Frau Gertrud Bierenz,
Neue Friedrichstr. 70,

empfiehlt sich zur Anfertigung aller
modernsten Photographien zu billigen
Preisen. Gruppenaufnahmen auch
außer dem Hause.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdanken ihrem Ruf der mustergetreuen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle vortrefflichen Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Zusagen versendet Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [14]
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schillerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Adelsmann, Vorsteherin des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Frä. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hofstraße 85.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frä. Günner, Berlin W., Augsburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2, 3—1/2. [2]

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Damen-Loden,

Cover-Coat, Tuche, Cheviot etc. etc.,
ausgeprobte, wetterfeste Qualitäten,
decatirt u. nadellertig. f. Reise, Sport
u. Fahrrad geben wir meterweise von
1 Mark d. Meter direct an Private
ab Loden-Mäntel 16,50 M., Costüme
18,00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Körner, F. Altenburg, S.

Familien-Pension I. Ranges

von
Elisabeth Joachimsthal [11]
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen

Das Placierungsbureau
von Frau Joh. Simmel.
geprüfte Lehrerin,
Berlin W., Raststr. 16

vermittelt die Verlegung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherrinnen, Kindergartenrinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellenjuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Stellen werden so viel wie möglich Erläuterungen abgegeben.
Honorar 2 1/2 % des ersten Jahresgehalt.
Keine Einschreibegelder. [1]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Hofbuchhandlung, Berlin S. Drud: W. Moeser Hofbuchdruckerei, Berlin S.



Der Kampf um die höhere Mädchenschule.

Von Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Swischen den englischen und französischen und den deutschen privaten Mädchenschulen besteht bei aller Verschiedenheit ein Gemeinsames, das sie scharf von den deutschen öffentlichen höheren Mädchenschulen trennt: jene erhalten ihr Gepräge durch die Frau, diese durch den Mann. Von den ca. 500 Privatmädchenschulen Preußens werden ca. 430 von Frauen geleitet, von den öffentlichen höheren Mädchenschulen nur ein paar in katholischen Gegenden, wo man auf den Fraueneinfluß besonderes Gewicht legt. An den Privatmädchenschulen liegt Unterricht und Klassenleitung zum weitaus größten Teil in den Händen von Lehrerinnen; der seminaristisch gebildete Lehrer findet in manchen dieser Schulen überhaupt keine Verwendung; der akademisch gebildete ist auf der Oberstufe eine neben der Lehrerin im Unterricht hochgeschätzte Kraft. An den öffentlichen höheren Mädchenschulen dagegen findet nur langsam unter dem Druck von Ministerialerlassen die Lehrerin neben dem Lehrer den Weg in die Oberklassen. Noch vor wenig Jahren existierten Mädchenschulen, an denen überhaupt außer den technischen keine Lehrerinnen zu finden waren; vielleicht giebt es noch solche.

Welchen Einfluß haben diese Verschiedenheiten auf Unterricht und Erziehung?

Der Zufall hat mich in die Möglichkeit versetzt, mir darüber ein Urteil zu bilden. Ich habe 15 Jahre lang die Ausnahmeprüfungen für ein Seminar, ca. 10 Jahre hindurch für die Real-, bezw. Gymnasialkurse geleitet. Das Resultat war: ein Unterschied in Bezug auf die Kenntnisse, der auf den Besuch einer öffentlichen oder einer Privatmädchenschule an sich zurückzuführen gewesen wäre, bestand nicht. Die Schülerinnen einer guten Privatmädchenschule standen denen einer guten öffentlichen völlig gleich. Den Schülerinnen der öffentlichen Schulen gegenüber fiel einem aber nicht eben selten das Goethesche Wort ein: „Der Umgang mit Frauen ist das Element guter Sitten.“

Das soll durchaus kein Vorwurf für die Lehrer sein. Ein fremder Mann kann und — fügen wir hinzu — sollte junge Mädchen in dem schwierigen Alter, wo sich

aus dem Kinde das Weib entwickelt, nicht erziehen, d. h. die nahen persönlichen Beziehungen zu ihnen suchen, von denen ein allseitiger erzieherischer Einfluß in dieser Zeit oft abhängt, wenn er auch ihre geistige Entwicklung tüchtig zu fördern vermag, und damit ja natürlich indirekt auch erzieht. Das Fehlen der Lehrerin in den Oberklassen wird sich im Wesen der Schülerinnen bestenfalls negativ, meistens aber in wenig erfreulichen positiven Zügen bemerkbar machen.

Diese Gedanken gingen mir einmal wieder durch den Kopf bei der Lektüre der Mitteilung, daß die Vorstände des „Preussischen Vereins“ und des „Vereins seminarisch vorgebildeter Lehrer an höheren Mädchenschulen in Preußen“ in einer Zusammenkunft ohne Zuziehung von Lehrerinnen eine Anzahl schwerwiegender Thesen als Grundlage einer an das preussische Unterrichtsministerium zu richtenden Petition vereinbart haben, deren eine, die Besoldung betreffend, bereits im vorigen Heft eine vorläufige Beleuchtung erfahren hat. Neben dieser möchte eine zweite noch besondere Beachtung beanspruchen dürfen. Sie lautet: „Es sind auch für die seminarisch gebildeten Lehrer an allen vollentwickelten höheren Mädchenschulen Oberlehrerstellen zu schaffen.“

Zunächst möchte wohl gegen das ganze Verfahren der Herren ein scharfer Protest am Platze sein. Sie wollen eine Petition zur Erlangung eines Besoldungsgesetzes für höhere Mädchenschulen vereinbaren und ziehen dabei nicht eine einzige Lehrerin zur Beratung zu. Sie normieren dann die Gehaltsätze für die Lehrerinnen so, daß der Maximalsatz der Lehrerinnen etwa dem Minimalsatz der ordentlichen Lehrer gleichkommt. Daß augenblicklich die Besoldungsverhältnisse vielfach so liegen, ist richtig; traurig genug! Eben deswegen hätte bei dieser Gelegenheit eine Änderung dieser für uns höchst beschämenden Thatsache angebahnt werden müssen.

Reiben wir noch einen Augenblick bei der Besoldungsfrage stehen. Sämtliche Besoldungen werden bei uns, wie überall anders, nach der Leistung reguliert. Für bestimmte Stellen sind bestimmte Gehälter, eben als Leistungs-Äquivalent, ausgeworfen. Ein unvermögender Beamter mit 9 Kindern, 3 unversorgten Schwestern und erwerbsunfähigen Eltern bezieht nicht einen Pfennig mehr Gehalt als ein reicher Junggeselle, der die gleiche Stellung bekleidet. Dieser Grundsatz wird aber bei uns sofort verlassen, wenn es sich um Frauen handelt. Das erste, was man da ins Feld führt, ist die „Bedürfnislosigkeit“ des weiblichen Geschlechts.

Ja, diese Bedürfnislosigkeit ist ihm leider anerzogen worden. Die Frauen mußten wohl bedürfnislos werden, weil man ihnen ihre Bedürfnisse dauernd bestritt und beschchnitt. Ob eine solche Bedürfnislosigkeit für ihre Entwicklung vorteilhaft, für die Ausübung ihres Berufs ersprießlich war, das ist eine ganz andre Frage. Es wird behauptet — um bei dem vorliegenden Fall zu bleiben — daß Lehrerinnen früher invalid werden als Lehrer. Hat man wohl einmal untersucht, was der Umstand, daß ihr Maximalgehalt dem Minimalgehalt des Lehrers gleich ist, mit dieser Invalidität zu thun hat? Körperliche und geistige Unterernährung steht denn doch in ursächlichem Zusammenhang mit niedrigen Gehältern. Die Zeitschrift: „Die Lehrerin in Schule und Haus“ hat einmal verschiedene Budgets von Lehrerinnen veröffentlicht, die mit ca. 1400 Mark wirtschaften mußten. Ich finde in dem einen den Jahresverbrauch an „Büchern und Landkarten“ mit 1,15 Mark, ein andres Mal mit 3,90 Mark beziffert. Ist etwa ein „Auskommen“ mit solchem Posten für Wüthcher wünschenswert?

Das Verlangen, daß endlich auch bei der Frau das Gehalt der Leistung entspreche und nicht einer künstlich gezüchteten Bedürfnislosigkeit angepaßt werde, die

geradezu ihre körperliche und geistige Leistungsfähigkeit untergraben kann, ist gesund und berechtigt. In einem preussischen Ministerialerlaß vom 22. Juni 1885 ist ausgesprochen worden, daß der Durchschnittssatz für eine Lehrerinnenstelle „angemessenerweise auf 75—80 Prozent des Durchschnittssatzes für eine Lehrerstelle zu normieren sein“ wird. Lange Zeit stand dieser Satz, der zunächst der Volksschule galt, lediglich auf dem Papier; die Volksschullehrerinnen verdanken es in erster Linie ihrer eifrigen Agitation, daß sie sich heute auf dem Wege zu seiner Verwirklichung befinden. Es ist nur billig, die Verwirklichung dieser Sätze (die eben der Pflichtstundenzahl entsprechen), auch für die Lehrerinnen an den höheren Schulen anzustreben; die Sätze, die die Oeller Lehrerinnen (Seite 247 der vor. Nr.) aufgestellt haben, belaufen sich nur auf 70 Prozent der betr. Lehrergehälter und sind daher als durchaus billig zu bezeichnen.

Und nun noch ein Wort über die zweite oben erwähnte These.

Der Ausgangspunkt für ihre Aufstellung ist: das Interesse der seminaristisch gebildeten Lehrer.

Der Ausgangspunkt sollte sein: das Interesse der höheren Mädchenschule.

In Bezug auf die Mädchenerziehung dürften aber nachstehende Sätze wohl kaum eine begründete Widerlegung erfahren: Die Mädchenerziehung gehört — wenn auch die Thatsachen im Augenblick das Gegenteil zu besagen scheinen — in erster Linie in die Hand der Frau. Nur sie kann alles dabei Nötige übersehen und aus eigener Erfahrung beurteilen. Um die Erziehung auch als Lehrerin, als Unterrichtende leiten zu können, dazu muß sie eine gründliche, für die Oberstufe eine wissenschaftliche Bildung haben. Die Mitwirkung wissenschaftlich gebildeter Männer beim Unterricht bietet Vorteile, die wir der deutschen höheren Mädchenschule nicht entziehen möchten. Die höhere Mädchenschule hat aber in keiner Beziehung ein Bedürfnis nach der Mitwirkung seminaristisch gebildeter Lehrer auf der Oberstufe. Daß sie der seminaristisch gebildeten Lehrer als solcher — so überaus tüchtig gewiß viele unter ihnen sind — überhaupt nicht bedarf, das beweisen so manche Privatschulen. Das Korrespondenzblatt für die Philologenvereine Preußens bringt in Nr. 24 über die Lehrerkategorien an den höheren Mädchenschulen folgende, sehr zutreffende Bemerkungen:

„Wohl historisch verständlich, aber nicht durch die Sache gerechtfertigt ist es zunächst, daß zwei Kategorien von seminaristisch gebildeten Lehrkräften nebeneinander wirken. Und da es sich hier um Mädchenschulen handelt, wird natürlich die weibliche unter diesen beiden Kategorien den Vorzug verdienen. Es kommt dazu, daß die Zahl der verfügbaren weiblichen Lehrkräfte sich immer mehr vergrößert. Es wird daher auf die Dauer nicht davon Abstand genommen werden können, die bisher durch seminaristische Lehrer an diesen Anstalten besetzten Stellen allmählich durch weibliche Lehrkräfte zu ersetzen. Schon um der größeren Einheit willen wäre dies als ein gewichtiger Fortschritt zu begrüßen. Aber auch bezüglich der Lehrmethode sind in diesem Fall Lehrerinnen vorzuziehen. Denn die seminaristische Methode, so vortrefflich sie für Elementarschulen ist, erweist sich für jedes höheren Zielen zustrebende Schulwesen als nicht mehr ausreichend. Zur Erlangung eines solchen höheren Zieles ist aber auch nicht frühzeitig genug eine andere Lehrmethode nötig, als sie der Drill der Elementarschulen zu leisten vermag. Nun machen sich aber die an solche höheren Mädchenschulen berufenen Lehrerinnen erfahrungsmäßig leichter, als die seminaristischen Lehrer von einem solchen Drill frei. Daher spricht auch dieser Grund dafür, diese Lehrerkategorie durch Lehrerinnen zu ersetzen.“

Ob nun die Vereinheitlichung auch so weit gehen soll, die akademischen Lehrer durch Oberlehrerinnen zu ersetzen, ist weniger leicht zu beantworten. Das wird davon abhängen, ob es zweckmäßig ist, die Erziehung des Mädchens völlig der männlichen Leitung zu entziehen. Einige Gründe sprechen dafür, mehr und gewichtige auch dagegen. Dieser Punkt ist noch wenig geklärt und kann auch in diesem Zusammenhange nicht weiter untersucht werden. Ferner aber wird die Anstellung von akademischen Oberlehrern dadurch bedingt sein, ob das Niveau der höheren Mädchenschulen noch weiter herabgedrückt

werden soll, als es schon in den letzten Jahren geschehen ist, oder ob diese Schulen auf die gleiche Höhe gebracht werden sollen, wie in England und Amerika. Immerhin muß in Erwägung gezogen werden, daß durch die Oberlehrerinnen-Prüfung weibliche Kräfte mit tüchtigem und für diesen Zweck ausreichendem Wissen herangebildet worden sind. Und diese werden sich auch mehr und mehr von der weiblichen Eigenart frei machen, daß sie das Wichtige nicht genügend von dem Nebensächlichen unterscheiden und so das kindliche Gemüt mit zu viel äußerem Wissensstoff belasten."

Noch ein Punkt muß berührt werden, der immer ängstlich umgangen wird, da niemand sich der Gefahr einer bei üblem Willen nur zu leicht möglichen Mißdeutung aussetzen mag. Ich muß sie eben auf mich nehmen, denn die Thatsache selbst kann in diesem Zusammenhang nicht umgangen werden.

In keinem Alter ist der innere Einfluß auf das Mädchen so abhängig von den äußeren Formen, die ihm die Zugehörigkeit zu dem eignen Gesellschaftskreise bekunden. Ob es sich nur um äußeren Schliff handelt oder in der That um Formen, in denen eine vertiefte, vererbte oder erworbene Kultur zum Ausdruck kommt, jedenfalls fühlt es jeder Vernachlässigung oder auch Unfreiheit im Gebrauch dieser Formen gegenüber eine Überlegenheit, die meistens auf nichts weniger als ethischer Grundlage ruht, thatsächlich aber jeden erziehlischen und unterrichtlichen Einfluß ganz erheblich beeinträchtigt.

Ich verwahre mich ausdrücklich gegen die Unterstellung, als ob ich an die Beherrschung der äußeren Formen ein Werturteil in Bezug auf die geistige oder sittliche Persönlichkeit knüpfte. Aber die Reife, die diese Formen und den inneren Gehalt eines Menschen auseinanderhält, die über diesem jene ganz vergißt, kann nicht von Kindern erwartet werden, denen diese Formen aus erziehlischen Gründen noch dazu als sehr bedeutungsvoll hingestellt werden. Und die Erziehungsarbeit ist schon eine so schwierige halberwachsenen Mädchen gegenüber, daß man sie nicht noch unnütz komplizieren sollte.

Daß nun zu solchen Komplikationen weit eher bei Verwendung seminaristisch gebildeter Lehrer Gelegenheit gegeben wird, als Lehrerinnen oder akademisch gebildeten Lehrern gegenüber — obwohl der Fall gelegentlich auch umgekehrt liegen kann — ist einfach eine Thatsache, deren Konstatierung nichts Beleidigendes haben kann. Und der häufig recht alberne Hochmut der Mädchen wird nicht etwa — wie man wohl behauptet hat — durch die Erfahrung, daß ein tüchtiges Wesen und Wissen nicht immer mit einer vollen Beherrschung gesellschaftlicher Formen gepaart zu sein braucht, kuriert; im Gegenteil, Hochmut und Standesbewußtsein werden durch diese eingebilddete Überlegenheit nur genährt.

Und somit müssen wir wiederholen: es besteht kein Bedürfnis, Oberlehrerstellen für seminaristisch gebildete Lehrer an der höheren Mädchenschule zu schaffen. Es giebt solche Lehrer, bei denen keine der erwähnten Schwierigkeiten besteht; es ist selbstverständlich, daß sie sehr willkommene Mitarbeiter an der höheren Mädchenschule werden können. Dem seminaristisch gebildeten Lehrer die Oberstufe der höheren Mädchenschule prinzipiell zu verschließen, läge m. E. keine Veranlassung vor; viel weniger Veranlassung aber, ihm eine Stelle auf der Oberstufe zu garantieren.

Dieser ganze Kampf und Kompromiß, bei dem die Lehrerin einfach bei Seite gedrängt und die Mädchenschule als gute Beute betrachtet wird, macht einen höchst unerquicklichen Eindruck. Er wird nicht hindern, daß die Entwicklung auf das natürliche Ziel hinsteuert: die höhere Mädchenschule als Wirkensgebiet der Frau; ihr zur Seite der wissenschaftlich gebildete Mann. Bis dahin hat die Frau freilich noch einen langen Weg und einen ersten Kampf um wissenschaftliche Bildung vor sich.




Der neue Roman Tolstois.

Von

Frieda Freiin von Bülow.

Nachdruck verboten.

urz vor Weihnachten las ich eine buchhändlerische Anzeige des soeben erschienenen letzten Romans des berühmten russischen Weltverbesserers, in der gesagt wurde, das Werk schildere, auf wie mancherlei Wegen sich die Liebe in das Menschenherz schleiche. Man durfte nach dieser Ankündigung erwarten, einen neuen Tolstoischen Liebesroman à la Anna Karenina kennen zu lernen, so befremdlich dies auch für jeden, der einigermaßen vertraut mit Leben und Werdegang des asketischen Reformators ist, erscheinen mußte. Um einen Hinweis auf den tatsächlichen Inhalt des Romans „Auferstehung“ zu geben, hätten die Erlasser jener befremdenden Ankündigung zum mindesten statt des Wortes „Liebe“ setzen müssen: „Nächstenliebe.“ Ein Liebesroman in dem landläufigen Sinn hat mit diesem Buch ungefähr soviel Verwandtschaft, wie Werthers Leiden mit den vier Evangelien.

Der Roman, von dem bisher in dem Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig, zwei hübsch ausgestattete, mit reizvollen Bignetten von F. Lippisch geschmückte Bände erschienen sind, liest sich bis zur letzten Seite des zweiten Bandes wie der große Anfang eines noch weit größeren Werkes. Auch heißt es, daß der alte Graf auf seinem Gute zur Zeit an einem dritten Band arbeite. Wer die ersten Bände gelesen, wird diesem dritten aufs innigste Vollendung wünschen!

„Auferstehung“ ist nicht ein Roman, wie es deren viele giebt, sondern das reife Werk eines der ungewöhnlichsten Menschen, der nebenher auch noch ein großer Dichter ist.

Man sollte dieses Buch nur mit Andacht zur Hand nehmen, mit Ehrerbietung lesen und mit demütigem Dank für eine so wertvolle Gabe aus der Hand legen. Es offenbart sich eine echte Christusnatur darin. Das menschlich Große erdrückt freilich, wie in allen späteren Schriften Tolstois, das Künstlerische. Tolstoi denkt wie Goethes Faust:

„Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig, Worten nachzujagen?“

Die künstlerische Form ist diesem eifernden Gewissens-Wachrufer sehr nebensächlich; aber die Natur verlieh ihm die Gabe des lebendigen Schauens und Gestaltens, und er bedient sich ihrer.

Der Gegenstand der Erzählung ist die Erweckung eines vornehmen Weltmannes zu einem neuen Leben in Aufrichtigkeit, Einfachheit und opferwilliger Menschenliebe.

Aus „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“ kennen wir Tolstoi als unerreichten Schilderer der vornehmen russischen Gesellschaft. In der „Auferstehung“ läßt er uns noch einmal einen Blick in diese „große Welt“ thun. Allein es ist ein Unterschied: der Tolstoi, der „Anna Karenina“ schrieb, stand zu der Gesellschaft, die

er schilderte, gerade in dem dafür günstigsten Verhältnis: bereits in genügender Entfernung, um zu überschauen, und nahe genug, um noch Fühlung mit ihr zu haben.

Der Tolstoi der „Auferstehung“ dagegen steht jener Salonwelt bereits so fern, daß er nicht mehr im Stande ist, sich in sie hineinzudenken. Das giebt den dort spielenden Szenen trotz köstlicher, echt Tolstoischer Einzelheiten etwas Schemenhaftes. Man spürt zu deutlich die Längeweile, die ihm die Vorstellung jenes „müßigen, luxuriösen“ Lebens mit seinen „nichtigen, traurigen Interessen“ selbst verursacht. Ich halte die in der „großen Welt“ spielenden kleinen Episoden deshalb für den schwächsten Teil des Buches. Meisterstücke Tolstoischer Kunst sind dagegen die Schwurgerichtsverhandlungen, die Schilderungen aus dem Gefängnisleben und die Szenen auf dem Transport der zu Zwangsarbeit Verurteilten; bei den letzteren besonders hat seine ganze Liebeswärme dem großen Menschenfreund die Feder geführt.

Als das Werk eines leidenschaftlich gläubigen Reformators ist „Auferstehung“ selbstverständlich ein ganz revolutionäres Buch. Tolstoi übt eine schonungslose Kritik an Staat, Kirche und Gesellschaft in ihrer bestehenden Form. Er geht streng ins Gericht mit dem ganzen Beamtentum, mit dem russischen Offiziers- und Großgrundbesitzerstand, mit dem Gerichtswesen. Und während er mit Flammentworten ein genaues Befolgen der Lehre Christi, wie sie in den Evangelien zu finden, predigt, verurteilt er die wichtigsten Dogmen der herrschenden Kirche und die Art ihrer Religionsausübung absolut.

In der Diederichschen Ausgabe steht vorn auf einem gelbbraunen Blatt zu lesen, daß sie die sämtlichen von der russischen Zensur gestrichenen Kapitel und Textstellen enthalte. Als ich das Buch las, mußte ich mich wundern, daß nach einer Durchsicht seitens der russischen Zensur überhaupt noch irgend welche Kapitel und Textstellen hatten durchgehen können.

Wie jeder glaubensstarke Weltverbesserer ist Tolstoi ein großer Einseitiger. Er scheint für viele der schwierigen Komplikationen einer in unaufhaltsamer, naturnotwendiger Entwicklung begriffenen Kultur einfach blind zu sein. Nur das ermöglicht ihn, an die Durchführbarkeit seiner Heilslehre, die eine ungeheure Vereinfachung aller Lebensformen zur Voraussetzung hat, zu glauben. Er sieht bekanntlich das Heil der menschlichen Gesellschaft in einem freiwilligen Herabsteigen der sozial höher stehenden zu den armen Arbeitenden, in denen er „le vrai grand monde“ erblickt.

Die weitaus größte Mehrzahl der Leser wird den Argumenten und Schlußfolgerungen des wunderlichen russischen Grafen wenig zustimmen können. Mag man nun aber auch mehr oder minder von der vorgetragenen Lebensanschauung abweichen, meinerhalten auch ganz und gar —, so bleibt immerhin die Offenbarung einer so glaubensstarken, opferfreudigen und menschenliebenden Persönlichkeit, wie sie uns in Tolstoi einmal wieder zu teil geworden, das Erfreulichste und Erhebendste, was die Menschheit erleben kann.

Das Facit, das der erweckte Held des Buches, der Fürst Nechljudow, aus seinen erschütternden Erlebnissen und Beobachtungen zieht, faßt er in folgende Worte:

„Die ganze Sache liegt darin, daß die Menschen glauben, daß es Umstände gäbe, unter denen man mit den Leuten ohne Liebe umgehen könne, während es solche Umstände nicht giebt . . .

Und das kann nicht anders sein, denn die gegenseitige Liebe ist ein Grundgesetz des menschlichen Lebens“ . . .

„Wenn du zu den Menschen keine Liebe haben kannst, so sitze still. Beschäftige dich mit dir selbst, mit den Sachen, womit du willst, aber nur nicht mit den Menschen. Wie man ohne Schaden und mit Nutzen nur dann essen kann, wenn man hungrig ist, so kann man mit den Menschen auch nur dann ohne Schaden und mit Nutzen umgehen, wenn man sie liebt.“

Zum Schluß sei noch einer Äußerung Erwähnung gethan, die die Stellung Tolstois dem weiblichen Teil der Menschheit gegenüber kennzeichnet.

Der Dichter sagt von seinem noch unverdorbenen Helden:

„Das Weib erschien ihm in seinen Gedanken nur als Gattin. Alle Frauen aber, mit denen er nach seinem Begriff keine Ehe eingehen konnte, waren für ihn nicht Frauen, sondern Menschen.“



„Gesundheit im Hause.“

Von

Pfarrer Franz Becker.

Nachdruck verboten.

Es ist nicht Sitte in dieser Zeitschrift, auf einzelne Erscheinungen der medizinischen Wissenschaft besonders einzugehen. Wenn wir heute doch eine Ausnahme machen, so werden besondere Beweggründe dafür vorhanden sein. Es handelt sich um das einbändige, ca. 750 Seiten umfassende Werk der in München wirkenden praktischen Ärztin H. B. Adams-Lehmann, das den Titel führt: „Die Gesundheit im Hause“ (Süddeutsches Verlagsinstitut, Stuttgart, 12 Mark). Es ist für Frauen berechnet, besonders für die Frauen der gebildeten und wohlhabenden Kreise, und behandelt in seinem ersten Teil Körperbau, Körperarbeit und Körperpflege, also alles, was eine Frau wissen sollte, um ihrem Hause die leibliche Gesundheit erhalten zu können oder in kranken Tagen die Krankenpflege im Hause vernünftig treiben oder leiten zu können. Der zweite Teil beschäftigt sich mit dem speziellen Gebiet der Frauenkrankheiten, über die es belehren, deren Ursprung es erklären und die es verbüten lehren will. Und keine Frau, die Aufschlüsse über die weiblichen Organe, ihre Funktionen, die Erhaltung ihrer Gesundheit, ihre Pflege haben will, die über ihr besonderes körperliches Leben verständige und offene Auskunft zu erhalten wünscht, wird ohne Gewinn das Buch aus der Hand legen. Für den Zweck der Selbstbelehrung in Frauentreisen ist dies Buch, wie kaum ein anderes, geeignet, und wir wünschen ihm Eingang in viele gebildete Häuser.

Was uns aber hier zur Besprechung des Buches veranlaßt, ist nicht sein medizinischer Gehalt, nicht seine Bestimmung für die über sich selbst oft so unklare Frau, nicht die edel populäre Art, die allen gebildeten Frauentreisen diese Lektüre zur Freude machen wird; es ist vielmehr die Tendenz des Buches, die auf Frauentreform und besonders auf Sozialreform ausgeht, die sich Abschnitt für Abschnitt zeigt, mit bewusster Betonung zeigt, derart, daß aus den gewonnenen allgemeinen medizinischen Anschauungen und Ansprüchen eine Reform in der Lebenshaltung der Frau, und als deren Grundlage für die Mehrzahl der Frauen eine allgemeine wirtschaftliche Reform zu gunsten der breiten Schicht der Unbemittelten als natürliche Konsequenz sich von selbst ergibt. In seiner hellen, für naive Leute sogar grellen Beleuchtung der Ursachen

der meisten Frauenkrankheiten wird das Buch ein wohl beachtenswerter Kampfgenosse der Vereine für Hebung der Volksfittlichkeit werden, es wird vielfach sein Licht dorthin bringen lassen, wohin jene mit ihrer aufklärenden Arbeit nicht kommen.

Der erste Grundsatz, den mit einer, anfangs das Frauenempfinden unliebsam berührenden Wiederholung und Deutlichkeit das Buch lehrt, ist der der physischen Minderwertigkeit der Frau. Die Frau ist körperlich den Leistungen nicht gewachsen, die das Leben an sie stellt; das gilt von der Frau in ihrem Berufsleben, sei es in ihrer Thätigkeit als Hausfrau, als Beamtin, sei es in der des lernenden Mädchens oder der Mutter, oder der in den unteren Schichten mitverdienenden Arbeiterin. Und sie ist — wohlverstanden physisch — minderwertig, nicht weil das in der weiblichen Art begründet liegt, nein, weil sie durch ihre Lebenshaltung als Weib, durch die Erziehung als Mädchen, durch die festgelegten Begriffe von Anstand in Auftreten, Erholung und Kleidung verkümmert. Es gilt also nicht, was die Gegner der Frauenreform sagen, Rücksicht zu nehmen auf das schwache und durch die Natur ihres Geschlechts gehemmte Weib, sondern es gilt eine „naturgemäße und darum zweckmäßige Anpassung an die Bedingungen der neuen Zeit, eine körperliche Vorbereitung der Frau für die Aufgaben, welche ihrer harren.“

Es gilt nicht Zurückhaltung der Frau von der Gymnasialbildung, weil sie zu schwach dazu ist, sondern eine Umbildung der modernen Begriffe des für das Mädchen Schickslichen, der für dasselbe passenden Beschäftigung und körperlichen Übung und Anstrengung, um auch ihr bei der zwischen normalen Jünglingen und normalen Mädchen tatsächlich vorhandenen Gleichheit der physischen und geistigen Vorbedingungen die gleiche Bildungsstufe, die gleiche Selbständigkeit der Existenz, den gleich hohen Gedankengang wie den Männern als erreichbare Möglichkeit zu gewähren. Es gilt nicht, die Kleidung ein Hemmnis bleiben zu lassen, das man überall vorschieben kann, wo man freie Regungen des Frauengeistes und Charakters, des Frauenwillens und Strebens findet; es gilt diese Regungen als berechtigt anzuerkennen und demgemäß auch die Bekleidungsfrage vom Standpunkt der sozialen Reform zu verstehen und zu unterstützen.

Es geht nicht an, in der Ernährungsfrage als selbstverständlich hinzunehmen, daß das Mädchen geringere Bedürfnisse zeigt, sich an Unterernährung gewöhnt; ihre Erziehung, ihre Thätigkeit, ihre Erholung und Behandlung muß so sein, daß sie dem gleichalterigen Knaben auch körperlich zur Seite bleibt. Denn gerade das Mädchen hat in den Jahren der Entwicklung und später, wenn aus ihr die Mutter wird, körperliche Leistungen zu erfüllen, wie sie das Leben vom Körper des Jünglings und Mannes nie verlangt.

Das zu erreichen, ist auch vielen Tausenden durch ihre Mittel möglich, wenn nur ein Verständnis dafür und ein Wille dazu sich einmal eingestellt hat. Bedauernswert dagegen, wer durch Mangel an Mitteln zur zwangsweisen Unterernährung verurteilt ist. Denn Unterernährung ist gleichbedeutend mit Widerstandslosigkeit gegen Krankheit bei ihrem Auftreten und in ihrem Verlauf. Darin liegt das Bedauernswerte der Armut vom medizinischen ebenso wie vom wirtschaftlichen Standpunkt. Dies Bedauernswerte der Armut wird aber noch viel drückender, beschämender, zur Besserung nicht bloß reizend, sondern herausfordernd, wenn man bedenkt, daß diese Unterernährung infolge Mangels viel weiter greift, als man sich denkt, in viel mehr Schichten vertreten ist, als sich der Laie vorstellt, und ein Volksstiechum hervorruft, — während die Gesamtheit des Volkes und die Organisation desselben im Staat das höchste Interesse daran hat, frische, kräftige Gesundheit zu finden.

Es wird nirgends im Buche die Armut oder der Hunger definiert: von selbst ergibt sich die Definition jedoch nach dem Studium des Buches. Sie heißt: Hunger ist nicht nur ein Gefühl der Magenleere, Hunger ist Unfähigkeit, dem Körper die Ernährung und Pflege, die Ruhe angeeignen zu lassen, die er zu seinem Aufbau, seiner Erstärkung, seiner Widerstandskraft notwendig braucht. Wo diese Unfähigkeit vorhanden ist, da werden mittelschwere Krankheiten tödlich verlaufen, und schwere, sonst in Heilung übergehende, die Bevölkerungsschicht dezimieren.

Beweis sind Frauenkrankheiten, die als Folgekrankheiten eines ohne genügende Pflege und genügende Ruhe verbrachten Wochenbettes die breiten unteren Schichten des Volkes durchziehen, für die die Verfasserin das glatte, schneidende Urteil hat: „sie sind ein Vorrecht der Armen.“ Unterleibskrebs, Lungentuberkulose, englische Krankheit der Kinder, Kindersterblichkeit, sie alle grassieren dort, wo Unterernährung ein chronischer Zustand ist und wo wirtschaftliche Not dem Körper seine Pflege, seine Ruhe nicht in hinreichendem Maße zukommen ließ. Nur ein Zahlennachweis: Kindersterblichkeit in fürstlichen Familien 57 auf 1000, in armen Familien 345 auf 1000.

Es sei uns gestattet, den tiefen Ernst und die hohe soziale Hoffnungsfreudigkeit der Verfasserin mit je einer Stelle zu belegen: (Seite 277). „Die chronische Verhungerung bedeutet Verkümmern von Körper und Geist, Unfähigkeit, sein Leben in irgend einer Richtung voll auszuleben, häufige Krankheit und nicht selten chronisches Sicktum. Der vorzeitige Tod bedeutet eine unberechenbare Masse persönlichen Elends und Leides, eine berechenbare und erschreckend große Verminderung des allgemeinen Wohlstands. Es giebt — meist gut genährte — Menschen, die von den einfachsten Gesundheitsgesetzen so wenig verstehen, daß sie in der chronischen Verhungerung von 4 Fünfsteln ihrer Mitmenschen nichts Besonderes finden. Sie begreifen nicht, — oder wollen sie nicht begreifen? — daß die Magenfrage die Grundlage ist für jede menschenwürdige Existenz, für jeden sittlichen Wert, für jede Weiterentwicklung der menschlichen Fähigkeiten, für jeden Kulturfortschritt, für das gesamte menschliche Glück . . . Von jeher ist jede Gesellschaft in zwei Lager gespalten gewesen, die Hungernden und die Nicht-Hungernden. Jetzt aber zum erstenmal liegen die Verhältnisse so, daß die Nahrung für alle reicht, daß die Hungernden das wissen und entschlossen sind, danach zu handeln. Diese Erkenntnis ist das wichtigste Resultat unseres Jahrhunderts, und die Lösung, die sie anbahnt, die einzige Hoffnung der Menschheit. Die Zahl der Nicht-Hungernden ist klein und die der Verständigen unter ihnen noch kleiner. Wer sich dazu zählen darf, wird sich dadurch zu erkennen geben, daß er die Bedeutung dieser Magenfrage begreift und mit den Hungernden gemeinschaftlich sich an ihrer Lösung beteiligt.“

Das Schlusswort (Seite 729) aber enthält folgenden, direkt den Gebildeten unter den heutigen Frauen gewidmeten Passus: „Wir können mit den Krankheiten aufräumen, sobald wir alle wollen. Freilich ist das nicht mit medizinischen Kenntnissen allein zu machen. Die Ausrottung der Krankheiten ist vor allem eine soziale Frage, eine Frage der Organisation, der gesellschaftlichen Neugestaltung. Sie setzt die Lösung der Ernährungs-, Beschäftigungs-, Wohnungs- und Kleidungsfragen voraus, die eben nur durch eine solche Neugestaltung gelöst werden können. Darum geht diese Sache nicht nur die Ärzte, sondern auch jeden einzelnen an, und jeder einzelne, der sich Rechenschaft darüber giebt und klar in die Zukunft zu schauen sucht, trägt das Seinige dazu bei, den Einzug des Zeitalters der Gesundheit zu beschleunigen.“

Viele meiner Leserinnen verstehen die Zeit wohl und füllen schon jetzt getreulich ihren Platz im großen Befreiungskampf aus. Denen aber, die noch nicht darauf geachtet haben, möchte ich sagen: Öffnet die Augen, seht, welche Hölle das Leben jetzt ist für alle, bis auf eine winzig kleine Schar, und welch ein Paradies es werden könnte durch Mittel, die uns unsere Kultur schon jetzt in die Hand gegeben und welche auf nichts weiter harren als Organisation.“

Möge das Buch zur Belehrung über Gesundheit des eigenen Körpers, der eigenen Familienglieder in den Händen vieler Frauen der gebildeten Stände, für die es in erster Linie geschrieben ist, zu finden sein.

Wir aber danken an dieser Stelle der Verfasserin, daß sie ihr Buch aus warm sozialem Empfinden heraus geschrieben hat und dies Empfinden so klar und entschieden in ihm hat hervortreten lassen.



Ein Speisopfer.

Bon

Elisabeth Sievert.

Nachdruck verboten.

Das große Schwein, welches Ditmers zur Mast aufgestellt hatten, damit es kurz vor Weihnachten geschlachtet werden sollte, hatte ein Bein gebrochen. Einer von den starken, jungen Hunden, die sie hielten, fing das Schwein an zu hegen, als es gerade ganz gemächlich in der Mittagswärme auf dem Hofe in der Nähe seines Stalles spazieren ging. Außer dem kleinen Stanislaus, der es nachher erzählte, sah es keiner. Das fünfjährige Kind hatte den wilden, albernen Köter natürlich nicht bändigen können. Immer in die Runde ging die Jagd, rund um die Pumpe und den Düngerhaufen. Als der alte Ditmer zusammen mit dem Postboten auf den Hof kam, lag das Schwein neben dem geschauerten Milchgeschirr grunzend und schnaufend, mit zornigen Seitenblicken, eine schwerfällige, hilflose Masse. Der Hund schnappte und knappte es laut belfernd, wohin er gerade traf, dabei flogen seine Ohren, und seine Augen blitzten ganz aufgereggt und lustig. Der alte Ditmer erkannte mit großer Geistesgegenwart, daß das Tier nicht nur ein Bein gebrochen, sondern auch innerlich Schaden genommen hatte; es konnte nicht mehr leben, und er schlachtete es sofort.

Das Gerücht verbreitete sich im Umsehn nach Moschiska, dem nahen Dorf, und bis auf die angrenzenden Parzellen, daß bei Ditmers frisches Schweinefleisch zu kaufen sei, und zwar billig. Es war ganz natürlich, daß sie das nicht alles behalten wollten. Der Spätherbst brachte weiches, nebligtes Wetter, zur Nacht wurde die Luft womöglich noch wärmer und dicker, als sie am Tage gewesen. Ein zweiter Frühling, der die Weilchen im Gutsgarten nochmals blühen ließ, die Winterfaaten im Wachstum stärkte und nutzlos die

gelben Blätter mit seinem weichen Atem umgab. Bei solchem Wetter salzt man nicht gern Fleisch ein, denn lange hält es sich doch nicht. Der Umstand, wie das Schwein kurz vor seinem Ende traktiert worden war, verbesserte die Haltbarkeit auch nicht gerade. Aber tabellos gut war es, nicht ein bißchen zu rot oder zu weich, nein, ganz schönes Fleisch. Das war die allgemeine Ansicht.

Die Wittve Hauptka wurde mit der Nachricht begrüßt, als sie vom Kartoffelsammeln nach Hause kam. Sie wohnte in einem kleinen Hause auf einer Anhöhe außerhalb des Dorfes. Unten breitete sich ein buschiges, langgestrecktes Torfbruch aus.

Wie eine Art Kanon klang die Begrüßung von Hauptkas beiden Töchtern, da sie immer wieder von vorn anfangen: „Mutter, Ditmers haben geschlachtet, Schwein. Der Hund hat das Schwein gebissen. Mutter, kaufen Sie doch Fleisch! Werden Sie Fleisch kaufen? Ditmers“ u. s. w.

Hauptka war vorerst noch etwas erschöpft. Den ganzen Tag gebückt auf der Erde rutschen und Kartoffeln aushacken und sammeln, ist keine leichte Arbeit. Sie stand barfuß da, im kurzen, roten, verschoffenen Rock, einen groben Sack um den breiten Leib gebunden, mit kupferrotem, schweißbedecktem Gesicht. Ohne ein Wort zu sagen, nahm sie die Trage von ihren runden, verben Schultern, hatte die beiden Körbe aus und befahl der ältesten Tochter, die zwei oder drei Meßen Kartoffeln, die sich in dem einen befanden, in die Miete hinter dem Hause zu thun. Dann band sie sich das Kopftuch ab und fuhr sich mit dem Handrücken über die runzlige Stirn und den groben, erdigroten Mund. Jetzt verstand sie erst, um was es sich handelte. Sie sah ihre

kräftigen, rothäckigen Mädchen blinzeln, an die nicht nachließen, zu bitten, und machte eine unentschiedene Bewegung mit den Händen.

Eine Viertelstunde später trabte sie, einen Kopfkissenbezug im Arm, dem Dorfe zu. Als sie noch auf der Höhe war, von wo man im Osten die violette, düstere Moorfläche und im Westen die Häuser des Dorfs sehen konnte, warf sie lauernde, ängstliche Blicke nach einem Erdbügel am Rande des Moors, in dessen oberem Rand eine eiserne Schornsteinröhre steckte. Die Ansiedlung war in Rauch gehüllt. Eine Ziege stand oberhalb des Daches, aber von den Insassen war niemand zu bemerken. „Der heilige Joseph möcht' geben, daß sie mich nicht sehen,“ dachte Hauptka inbrünstig und beschleunigte ihren Trab. Da unten wohnten Bilinskis, eine Torfstecherfamilie. Neun Kinder, davon kaum eins mitarbeiten konnte, hatten die Eltern durchzufüttern.

Während sie vorwärts hastete, überlegte das Weib das ganze Elend der Nachbarn. Sie war schwächlich, das viele Stehen im Wasser hatte sich ihr auf die Brust geworfen. Den Husten hörte man bei stiller Luft bis auf die Anhöhe. Er that, was er konnte, ein stiller, gutmütiger Mann. Und doch eine hoffnungslose Lumperei! Die würden wohl nicht Fleisch kaufen gehen! Nein, die nicht! Hauptka zuckte mit den Achseln und schnaufte, und dann sah sie nochmals ängstlich über ihre Schulter, ob auch keiner sie gesehen. Heiliger Joseph!

Aber das Bruch war verschwunden. Man sah nur das Ackerland des ansteigenden Hügels, darüber den Nebel, hinter dem sich der blaue Himmel versteckte.

Hauptka war ein arbeitsames Weib, der man wohl wollte; sie brachte sich und ihre beiden Mädchen mit ehrlicher Arbeit durch; das wurde anerkannt. Eigentlich Wittve war sie nicht, aber sie rangierte in der Gemeinde als solche und bekam die kleine Unterstützung, die mit dieser Stellung zusammenhing. Ihr Mann, der seines Zeichens Maurer, dann Arbeiter gewesen, hatte sie eines Tages verlassen. Das war acht Jahre her, man wußte nicht, ob er noch lebte. Das Angenehme, das den Gemeindevorsteher und die Gutsherrschaft, bei der Hauptka im Garten

arbeitete, für das Weib einnahm, war der Umstand, daß sie nie klagte, weder über ihre Verlassenheit, noch darüber, daß sie ihre kleinen Kinder durch ihrer Hände Arbeit durchzubringen hatte. Nein, sie winselte und klagte nicht. Sie langweilte auch niemand mit Mutmaßungen, ob und wann ihr ungetreuer Mann heimkehren würde, ob mit oder ohne Geld. Sie ließ sich auch nicht herbei, auf den Abwesenden schlecht zu reden. Sie schloß den Mund fest, schaffte und arbeitete, sah feist und derb dabei aus, und ihre Kinder hatten rote Backen. Hier und da fiel bei den Mächtigen des kleinen Kreises etwas für sie ab. Sie wurde berücksichtigt, weil sie doch ein hartes Schicksal trug. Eine anständige, ehrliche Haut, die von ihrem rüstigen Mann schönede verlassen war!

Auch heute, wie sie bei Ditmers ankam, hatte sie Glück. In der Küche lag das Fleisch auf dem Tisch und einigen Bänken. Mehrere Leute hatten sich in dem Hausflur davor versammelt. Die Bäuerin wog ab. Hauptka stand ganz bescheiden an die Wand gedrückt, die Hände in die Schürze gewickelt, eine ganz ausgeblaßte, mürbe Schürze, in der sie das Geld eingebunden hatte, und wartete. Manchmal konnte sie einen Blick nach den Fleischvorräten gewinnen, dann schnüffelte sie und machte eine ergebene Miene.

„Da ist ja auch Hauptka!“ sagte der alte Bauer mit seiner rasselnden Stimme. „Nach Fleisch seid ihr gekommen? Frau, wieg' der Hauptka nicht knapp.“

Die Bäuerin war von dem vielen Wiegen und Schneiden und Teilen schon ganz wirr. „Wieviel?“ fragte sie, als Hauptka an die Reihe kam. „Ja, ich möcht' schön bitten um sechs Pfund,“ antwortete Hauptka kurzatmig, denn nun kam der Moment, wo es hieß: Glück oder Unglück. Eine Haarsträhne hing der Frau Ditmer über das erhitzte, magere Gesicht. Mit einer überdrüssigen Bewegung faßte sie ein Stück Bauchfleisch und dann ein Rippenstück und legte es in die Wagschale. Viel mehr als sechs Pfund. Hauptka wurde ganz heiß, wie sie sah, daß die Schale schwer herunterging und hart aufstieß.

„Du, Ditmer!“ rief die Frau, die Hände in die Seite stemmend, ungeduldig.

Der Bauer unterhielt sich gerade mit einem Bekannten; sie standen ganz krumm voreinander und hauchten sich ihre Meinungen nahe ins Gesicht. Sofort wußte der Angerufene, um was es sich handelte. Mit einem geschickten Schwunge warf er das dicke Ende eines Schweinesfußes in die Wagschale. „Gieb ihr,“ sagte er lakonisch. Hauptka bekam nun die ganze Ladung, schlug sie eifertig in ihren Bezug, bezahlte und verließ unter Dank-sagungen das Haus. Zuerst ging sie die Chaussee herab, dann bog sie in einen Fuß-pfad zwischen kurzem, gelbem Weideland und nassen, grünen Wiesen ein. Er führte hinter dem Dorf in allerhand Schlangenlinien und verschmitzten Winkeln, mit Übergängen auf schmalen Brettchen über Wassergräben nach ihrer Behausung hin. Bis jetzt hatte sie unbeachtet ihren Weg zurückgelegt. Eine Greisin, die neben weißen Sonnenblumen und Kohlstunken in einem Krautgarten stand, hatte sie gesehen, doch die war ungefährlich. Es war die alte Bäckerfrau, deren Kopf schwach geworden im hohen Alter; immer schaute sie in die Luft mit blödem Blick. Die böshafte Leute sagten: sie sucht den gestrigen Tag. Das Dorfbruch sah so schwarz aus wie lauter Trübsal, lauter Trübsal; noch einmal so dunkel wurde es, als Hauptka, das Dorf im Rücken, darauf zuschritt. Sie hätte nicht da unten wohnen mögen an den steilen Kaulen mit dem tiefen Schlamm unter dem glatten Wasser. Ihr Häuschen lag hübsch trocken auf seinem Sand; Sonne und Wind konnten von allen Seiten heran. Viel besser hatte sie's als die Nachbarn, aber sie war auch dankbar dafür und sehr zufrieden.

Auf dem Steinhaufen an dem Grenzrain kauerte einer von den schwarzhaarigen Jungen des Bilinski. Er belauschte eine grau und weiß gefleckte Katze, die, von weitem wie ein Stein anzusehen, geduckt auf dem Acker saß. Die Katze machte sich lang und schlich mit vorgestrecktem Kopf durch die vereinzelt stehenden gelben Halme. Die Peitsche im Arm, mit zusammengebissenen Zähnen folgte ihr der Knabe. Während er mit hochgezogenen Knien leise vorwärts ging, hatte er noch Zeit, einen Blick auf Hauptka zu werfen. Die warf ihr Fleischbündel auf die dem Knaben abgewandte

Seite; dabei hatte sie aber doch die deutliche Empfindung: alle Vorsichtsmaßregeln waren umsonst; es galt nun, einen Schlupfwinkel zu finden. Mit gerunzelter Stirn, vor Eifer lau-leuchend, rannte sie die letzten wenigen Meter bis zu ihrem Hause.

In der Stube angekommen, ließ sie das schwere Bündel auf den Tisch fallen. „Hol das kleine Faß, Bertha,“ sagte sie erregt, aber völlig im Klaren darüber, was sie thun wollte. „Auch Salz gieb, flink!“ Sie selber nahm ein Messer aus der wackligen Schublade. Mit fliegenden Händen schnitt und riß sie das Fleisch — das Messer war sehr stumpf — in kleine Stücke.

„Werden Sie nicht zu Abend was kochen?“ erkundigte sich die jüngere Jadwiga, das Fleisch mit brennenden Augen betrachtend. Die ein-fältigere Bertha fragte dasselbe.

Die Mutter schüttelte kummervoll den Kopf. „Nein, nein, nichts heute, ein ander-mal! Ihr seid meine schönen Kinder!“ Mit wilden Bewegungen und zitternden Händen packte sie das Fleisch und streute Salz darauf, daß es nur so flog. So, nun schichtete sie es fest in das Fäßchen ein; noch eine Hand voll Salz.

Jadwiga fing urplötzlich zu weinen an, schüttelte sich wütend und rannte in eine Ecke, da brüllte sie laut. Hauptka kümmerte sich um nichts. Mit voller Kraft stemmte sie die Fäuste auf das Fleisch und legte dann einen Stein darauf. „Spaten!“ rief sie, die Hand ausstreckend, ohne Bertha anzusehen, die ihn ihr reichte.

Neben dem Lehmofen mit der Herdstelle fehlten einige Ziegelsteine, die die Stube pflasterten. Hauptka grub ein Loch an dieser Stelle, sie arbeitete wie auf Tod und Leben. Als es tief genug war, stellte sie das Fäßchen hinein, deckte die Erde darüber und stampfte sie mit ihren Schmollecke heraus, als die Mutter so weit war. Mit Neugier sahen beide Töchter zu, und dann stampften sie auch, sich an der Mutter Rockfalten haltend, mit Ge-lächter und Ausrufen.

„Still, ruhig! Du, lauf mal ans Fenster, ob auch nich' einer von Bilinski's kommt,“ befahl die Mutter, sie eifertig fortschiebend.

Beide Mädchen rannten ans Fenster. „Ja, sie kommt, die Bilinska!“ schrien sie, und als sie sich umwandten und ihrer Mutter erregtes und erschöpftes, aber doch triumphierendes Gesicht sahen, begriffen sie.

„Daß ihr nur den Mund haltet, ihr Elstern! Ich bin nirgends gewesen, hab' nichts gekauft!“

Hauptka brach Kiefernäste an ihrem Knie entzwei, daß es krachte; die Mädchen kicherten und strampelten vor Vergnügen, als es leise und zaghaft an der Thür rüttelte. Die Mutter warf den Kindern einen erzürnten und herrschenden Blick zu, gab ihrem Gesicht sein gewöhnliches, ruhiges und armseliges Ansehn und ging, die Thür aufzumachen. Die Frauen begrüßten sich.

„Wo kommst du noch so spät her? Willst du ins Dorf?“ fragte Hauptka, hinter ihrem Gast die Thür zu machend.

„Nein, ich komm nur so — ist ein gelinder Abend,“ sagte die Bilinska mit heiserer, dünner Stimme. Langsam ging sie bis in die Mitte der Stube, da blieb sie stehen, den Oberkörper gekrümmt, als fürchte sie, die hängenden Balken der Decke zu berühren. Verstohlen ließ sie ihre glanzlosen, tiefliegenden Augen in dem Raum umherschweifen, wobei sie den Kopf ruckweise drehte. „Die Kinder sind ganz wohl, ganz gesund und wohl,“ sagte sie, als ihr Blick die beiden rothäckigen Mädchen streifte, die eng zusammen auf einer Bank saßen und sich an den Händen hielten, mit einem ähnlichen Gefühl, als wären sie in einem Theater.

„Ja, der liebe Gottchen giebt Gesundheit.“ Hauptka machte Feuer im Ofen und pustete aus vollen Backen.

„Was kochst denn euch heut zum Abend?“ erkundigte sich die Bilinska, einen Schritt näher zum Herde tretend.

„Mus, was soll ich sonst kochen,“ Hauptka judte mit den Achseln und sah sehr erbärmlich aus.

„Hast du auch gehört, dem Ditmer ist ein Schwein zu Schaden gekommen. Die Leute kaufen billig Fleisch.“

„Ja, davon weiß ich,“ sagte Hauptka sich aufrichtend. Einen Moment ruhten die Blicke der beiden Weiber ineinander.

„Du kannst mir wohl ein oder zwei Pfund ablassen, Hauptka,“ sagte die Bilinska dringend und griff mit ihrer langen, steifen, torffarbenen Hand nach Hauptkas Rockfalten.

„Ich, woher? Ich hab' ja keins!“ ruft Hauptka erstaunt. „Wenn ich hätt', warum nicht.“

„Aber — aber — ich würd's auch später bezahlen.“

Hauptka lacht. „Aber wenn ich doch keins haben thu?“

Der Besuch glaubt nicht daran, daß in der Stube kein Fleisch zu haben ist, aber sie sieht, daß man ihr keins abgeben will. Sie will bitten, betteln. „Gieb mir schon ein Pfund, Hauptka, wenn's nicht mehr sein soll,“ murmelt sie. „Er ist so auf Fleisch und die Kinder — jedem einen Mund voll.“

„Du hörst doch, ich hab' keins! Sieh doch nach, du findest keins, weil nichts da ist! Sieh doch in den Winkeln und Ecken nach, im Schrank, er steht offen!“ fordert Hauptka mit guter Laune auf.

Die Bilinska sieht sich nun ohne Bemäntlung um, ihr Blick wird trübe. Sie murmelt etwas vor sich hin, ihr Gesicht ist so bleich, daß ordentlich ein Schein davon ausgeht.

„Willst du nicht ein bißchen sitzen? Na, wer so was aufbringen kann, 'ne arme Witwe kauft sich Fleisch! Dazu kommt man nicht. Jesus Maria, man ist froh, wenn man lebt!“

„Man will ihm auch mal 'nen Bissen Fleisch vorsetzen,“ murmelt die Bilinska mit keuchender Brust.

„O ja, das thut man gern, arme Leute wollen auch nich immer Kartoffeln essen,“ giebt Hauptka bereitwillig zu.

Nun dröhnt Husten durch die Stube. Die Bilinska macht fortwährend Verbeugungen und schlägt sich auf die Kniee oder stemmt die Hände gegen die Brust.

„Hast auch solch schlechte Brust,“ sagt Hauptka mitleidig, als Stille eintritt. „Nimm Zwieweln mit braunem Zucker, ja Zwieweln mit braunem Zucker thun gut.“

Mit abwesendem, stumpfem Blick hört das Weib den Rat an, steckt ihre Hände zusammenschauernd in ihre Ärmel, wendet sich und geht zur Thür hinaus. Hauptka begleitet sie und sagt noch etwas darüber, daß man sich im

Leben nicht schonen kann und daß es schwer ist, durchzukommen. Sie sieht dem Besuch nach, wie die lange Gestalt in dem schmalen, dunkeln Noth rasch von den Schatten des Torfbruchs verschlungen wird.

„Nun laßt gut sein,“ sagt sie untwirsch, als sie in ihre Stube zurückkommt und ihre beiden Töchter vorfindet, wie sie lachend und schreiend herumhopsen.

„Sie wollt's uns abluhsen, die Prachersche. Aber wir lassen nicht, wir sind schlau!“ ruft Jadwiga auf dem Platz am Herd stampfend, mit den Fingern zur Erde weisend. Bertha macht ihr alles nach. „Da haben wir unsern Vorrat, unser Fleisch!“ schreit sie mit dem Kopfe wackelnd.

Die Mutter faßt beide unsanft an den Armen und zieht sie vom Herd fort. „Nu' seid still, da ist nichts zu lachen!“ Ihr Blick ist so heftig, daß die Kinder eingeschüchtert werden.

Hauptka steht am Herd und sieht auf die roten, schwelenden Äste. Du hättest ihr können das abgeben, was Ditmars dir schenken, überlegt sie. Sie haben es geschenkt, konnt'st es weiter schenken. Und es ist nicht nur das; sie hätte es können, nein, sie hätte es müssen. Woher kommt der Gedanke? Noch wenige Augenblicke vorher war sie stolz darauf, sich so klug eingerichtet zu haben. Der Gedanke frißt und brennt, er macht ihr die Brust eng. Ich bin doch ein armes, verlassenes Weib, ganz allein mit den Kindern, und niemand sorgt für mich. Und wenn ich krank werd', was dann? Wie soll ich wegshenken, entschuldigt sie sich vor dem brennenden Gedanken und macht die Miene, die sie immer macht, wenn sie, an die Wand gedrückt, bescheidenlich beim Gemeindevorsteher oder Gutsbesitzer wartet. Die Miene hilft aber nichts dazu, sie hält auch nicht vor; sogleich wird ihr Gesicht wieder steif und ernsthaft. Das Bewußtsein, eingesalzenes Schweinefleisch zu besitzen, hat seine Freudigkeit ganz verloren. Es klebt Trauer daran, etwas Schwarzes, Schweres. Hauptka kann an garnichts denken, was außerhalb liegt, nicht an den morgigen Tag, sie muß in sich hineinschauen. Da entdeckt sie mit einem abergläubischen Erschrecken: es kommt garnicht auf den morgenden Tag

an mit seiner Plage und seinem Verdienst, auch nicht auf die Menge Fleisch, die ihr zugefallen. Besser wär's für sie, wäre kein Arbeitstag morgen, und das Fleisch wäre nicht da, und dafür hätte sie nicht dieses Brennen in der Brust und dies Unbehagen. Hauptka spricht an diesem Abend keine drei Worte mehr. Im Bett schütteln sie Schauer der Übermüdung. Sie kommen und lassen sie starr und in Angst liegen; sie kommen wieder . . . der Tag war zu anstrengend, zu oft ist sie in Schweiß geraten bei dem warmen Wetter, sie hat sich nicht geruht vom Morgen bis zum Abend.

Schließlich schläft Hauptka ein, und da kommt es ihr vor, als wäre draußen Winter geworden, tief voll losem Schnee weit und breit das Feld, auch das schwarze Torfbruch weiß. Am Himmel hängt noch mehr Schnee. Die Krähen krächzen. In der Stube ist es hell — nicht so hell, wie es gestern am Tage war, und nicht so hell wie am Abend, wenn die Lampe brennt, hell und sanft, und alles wie tot und gestorben. Wenn einer ins Haus treten will, klopft er erst den Schnee von den Stiefeln, dann trampelt er . . . Hauptka steht am Herd und schmilzt Schweinefett aus. Etwas Warmes, Rasses rinnt ihr über die Wangen oder über die Brust. Sind es Thränen oder blutet ihr Herz? Man hört es tropfen; ihr ist so schwach und traurig zu Sinn. Es trampelt, als ob eine Mannsperson vor der Thür stände. Hauptka entsetzt sich, sie horcht, daß ihr der Kopf weh thut und geht dann vor die Thür. Schnee. Es riecht nach Schnee, und nichts ist zu sehen als Schnee. Wer steht da am Zaun? Wer steht da? Hauptka wälzt sich ein Haus auf die Brust, sie will schreien und fällt zurück. Da steht ein Mann am Zaun. Ein Mann ohne Hut, im Bettlerrock, mit zerrissenen Hosen über den Knien. Er steht da und stiert sie an und fängt langsam an zu grinsen.

Hauptka bäumt in die Höhe und schreit nun wirklich: „Jesus, Jesus Maria, nein, das nicht, nein!“ Ganz deutlich stand er da, ganz deutlich mit seinem ziegelroten Bart und den grellen Augen. Ihr Mann war zurückgekommen. Jesus, Jesus Maria und Joseph und alle Heiligen, das nicht! Sie ringt die

Hände und windet sich mit angstverzerrtem Gesicht. Soll sie aus dem Bett stürzen und vor der Thür nachsehen? Steht er da? Sie krallt sich in das Bettstroh und wacht vollends auf. Ihr hat geträumt. Es ist nicht Winter draußen, sondern Herbst, die Zeit der Kartoffelernte. Da schlafen ihre Kinder in der Schlafbank. Er ist nicht zurückgekommen. Bei jedem Atemzug ächzt sie, als ob das Schwere sich dadurch von ihr heben müßte. Wenn aber der Traum eine Vorbedeutung wäre — ihr stockt der Atem — er käme wirklich eines Abends wieder, ganz so, wie er weggegangen, nur älter und schlechter geworden! . . . Er hatte nicht auf dem schwarzen Brett der Säufer gestanden, er war auch kein Dieb oder Messerstecher gewesen. Niemand in der Gemeinde wußte, wie schlecht er war, nur seine Frau in dem einsamen Häuschen. Ungerecht, unzufrieden, neidisch, hartherzig und voller Launen, so daß man manchmal denken konnte, er hätte keinen Verstand im Kopf. Ein gesegneter Tag, als er sagte: „nun geh ich fort, mir lohnt der Fegen hier nicht. Ich geh' zu den Kameraden, die nicht arbeiten brauchen, weil sich die Herren mäßen.“ Hauptka dachte an alles dies und wie froh sie gewesen, als nun Ruhe und Ehrbarkeit in ihrer Stube einkehrten. Trotz aller Mühseligkeit war's eine Erlösung. Kein Lärm, kein Schimpfen, keine Unzufriedenheit, die jede armselige Freude tot machte, kein Haß gegen Ditters und den Gemeindevorsteher und die Gutsherrschaft. Sie war allein mit den kleinen, unschuldigen Kindern und richtete sich ihr Leben in Demut und möglichster Behaglichkeit ein. Und die Menschen waren gut zu ihr gewesen . . .

Hauptka durchläuft die Tage, all die Wege der Arbeit und der stillen Zufriedenheit, die Sonntage, wo sie an jeder Hand ein Kind, rein angezogen, zur Kirche wanderte. Sie kommt auf den gestrigen Tag — da stockten ihre Gedanken . . . Das vergrabene Fleisch! Sie bleibt still auf dem Rücken liegen und fühlt ihr verhärtetes Herz und den drohenden Traum als etwas Zusammenhängendes, Fürchterliches. Mit einer Anstrengung reißt sie sich aus diesem Fürchterlichen und klettert stöhnend aus dem Bett. Sie wirft einen Rock über, tastet nach dem Spaten und fängt

an zu graben. Die Stube erfüllt ein Schummerlicht, das der nahe Sonnenaufgang verbreitet. Hauptka gräbt und wühlt, bis sie das Fäßchen aus seinem Versteck hebt. Sie teilt auf einen irdenen Teller von dem Vorrat ab und besieht mit Eifer, ob es eine gute Portion ist und einen anständigen Eindruck macht. Da, den Schweinefuß thut sie noch dazu und seufzt. Noch ehe die Kinder auf sind, läuft sie mit Furcht und Hast, den Teller in Händen, zu den Nachbarn herunter. Der halbe Himmel strahlt in Aufgangsgoldschein. Ein ganz klarer Tag, nur um die halbe Sonne schlingt sich ein Bogen von Wölkchen, die wie im Tanz leicht flockig im Glanze dahin schmelzend schweben. Das Torbruch überzieht ein milchiger Nebel, die spitzen Klosterhäusen sehen braunschwarz und golden aus dem Schleier. Ganz fern an dem Weg nach dem Gutshof stehen runde, brandrote und glänzend gelbe Bäume.

Bilinski wäscht sich vor seiner Erdwohnung in einem Eimer Wasser. Er taucht den Kopf in das Wasser und erhebt sich prustend und schnaufend, während seine dunklen Hände reiben. Sein Haar steht ihm wie Borsten um den kleinen Kopf. Er ist ein schwächlicher Mensch, mit einem sanften, verbrauchten und hübschen Gesicht. Als Hauptka an ihm vorbei geht, sieht er sie von unten herauf mit einem Hundeblick an und wünscht ihr guten Morgen.

In dem dunklen, stickigen Raum der Erdhütte wimmelt es von Kindern. Halbnaht kriechen einige auf dem Erdboden herum, an Lumpen zerrend, mit denen sie sich bellegen wollen. Ein großer Junge schläft noch mit von sich gestreckten Armen und Beinen, ein Schulmädchen macht sich die Haare vor einem Spiegelscherben. Die Bilinska liegt angekleidet mit offener Brust auf dem Bett, neben ihr das allerjüngste Kind, ein ältlich aussehendes Geschöpf mit wachen, schwarzen Augen. „Ich bin's, Hauptka,“ sagt der Besuch zu der Bilinska gewandt. Diese öffnet die Augen, doch nur halb, was ihrem Gesicht einen leidenden, gramvollen Ausdruck giebt. Sie richtet den Oberkörper halb auf und läßt den Kopf hängen.

„Ich bring' das Fleisch,“ sagt Hauptka verlegen, indem sie den Teller auf den einzigen

Tisch stellt. „Hör' mal, Bilinska.“ Sie setzt sich zu der Liegenden auf das Bett und umfaßt ihre Schultern und spricht mit rauhem Flüstern: „Gestern Abend kamst du, und da hab' ich Unrecht gethan. Ich hab' mich verstellt — ja, ich hab' Unrecht gethan.“ Sie küßt die Frau rasch auf die Schulter. „Vergraben hab' ich's, wie ich von Ditmers kam, weil ich nichts abgeben wollte; denn das weiß ich schon, bezahlen thut ihr doch nie. Aber nun schenk' ich's dir und bitt' mein Unrecht ab.“

Die Bilinska hört zu und hebt den Kopf; mit ihren halben, leidenden Augen sieht sie nach dem Teller Fleisch hin, den die Sonne beleuchtet. „Ich dank' auch schön,“ murmelt sie, sich von Hauptkas festem Arm stützen lassend.

„Ich hatt' solch schlechten Traum, Bilinska,“ fängt diese wieder zu flüstern an, „den kann

ich niemand auf Gottes Welt erzählen. Ach nee, ach nee, solch harten Traum, wie ein Gericht Gottes.“ Hauptka wird in Erinnerung daran ganz erdig im Gesicht und legt ihren Kopf mit einem gewaltsamen Aufschluchzen an der Bilinska franke, magere Brust.

„Arme Seele,“ sagt die Frau heiser und monoton.

„Gott wird mir nicht solch Unglück geben! Das wird er nicht. Bet' für mich, Bilinska!“

„Ja, ich werd' beten, er soll dir nicht das Unglück geben, was er dir im Traum gezeigt hat.“

„Nein, gerade das nicht, das nicht!“ Hauptka ist entzückt, daß sie verstanden ist und drückt sich zitternd an die franke Frau. Dann erhebt sie sich, sie muß auf das Feld hinaus, Kartoffeln sammeln. Man sieht schon einen Zug dunkler Gestalten unter den bunten Bäumen nach dem Gutshof gehen.



Die Enterbten.

Ein Beitrag zur Frauenfrage.

Um den Tisch im alten Pfarrhaus
Sihen kleiner Blondköpfe vier,
Höchst gespannt sind die Gesichter:
„Mutter mir!“ „Mir auch!“ „Und mir!“

Ja, heut giebt es Leckerbissen,
Denn zwei junge Hähnchen stehn
Braun gebraten auf dem Tische
Appetitlich anzusehn.

„Nun verteil' ich,“ spricht die Mutter,
Schalkhaft lacht sie, dem Papa
Schnell das größte Hähnchen spendend;
Lau wehrt der: „Mein Du, Mama.“

Nun das andre; ernsthaft blicken
Die vier Kleinen, wie so fein
Nun in viele, kleine Stücke
Sie das Hähnchen teilet ein.

„Etsch,“ sagt da der kleine Waltherr
Zu der roßgen Schwesternschar,
„Wenn ich einmal groß bin, eh' ich
Auch ein Hähnchen ganz und gar.“

Ihr könnt nie ein ganzes haben,
Ihr kriegt höchstens nur ein Bein,
Aber ich werd' mal ein Vater
Und dann ist ein ganzes mein.“

Sehr beklommen sind die Schwestern.
„Mutter, ist es wahr, sag an,
Kriegen Frau'n nie ganze Hähnchen,
Ist die immer nur der Mann?“

Helene Christaller.



Als Erzieherin in Rumänien.

Selbsterlebtes.

Von

Elisabeth Winkler.

Nachdruck verboten.

Der Zug durchbrauste die ungarische Steppe. Eintönig und öde streckte sie sich aus, so weit das Auge blickte, hier und da unterbrochen von einem einzelnen Gehöft mit weißgetünchten Lehmmauern und schäbigen Strohdächern. Von Zeit zu Zeit sah man am Horizont den gen Himmel ragenden Arm eines Ziehbrunnens; sonst fand das Auge keinen Ruhepunkt in der endlosen Fläche.

Während der Zug mit Windeseile unaufhaltsam vorwärts fauste, flogen meine Gedanken zurück an den heimatlichen deutschen Herd, der nun schon in weiter Ferne hinter mir lag. Am vorhergehenden Abend hatte ich Dresden verlassen, und erst am nächsten Mittag durfte ich hoffen, Caroba, ein kleines Städtchen in der Walachei, zu erreichen. Wie alles so plötzlich gekommen? Ich wußte es selbst kaum. Es zog mich hinaus in die Fremde, andre Völker, andre Gegenden kennen zu lernen. In meiner ersten Stellung in der Heimat hatte ich soviel Engherzigkeit und kleinliche Anschauungsweise kennen gelernt, daß ich befreit aufatmete bei dem Gedanken an die weite Welt da draußen. Dennoch würden meine eigenen Bedenken und die Einwendungen anderer schwerer ins Gewicht gefallen sein, wäre ich nicht genötigt gewesen, die pekuniäre Seite der Frage besonders zu berücksichtigen. Da bot sich mir eine „gute Stellung“ als Erzieherin in einer Familie in Rumänien. Zwar sei der Ort etwas einsam, so schrieb man mir, aber ganz freundlich an dem Ufer der Donau gelegen. Die Familie zähle zu den besten des Landes, und ich würde alle Annehmlichkeiten eines reichen, angesehenen Hauses dort finden. Equipage stehe immer zu meinen Diensten und dergleichen mehr. Das klang alles recht befriedigend; an die Einsamkeit des Landlebens war ich gewöhnt, im übrigen würde mir meine Arbeit an den sechs Kindern über manches hinweghelfen.

Ein alter Onkel, der viel in Rumänien gereist war und den ich darum befragte, schrieb mir, daß er zwar Caroba nicht kenne, wohl aber mit dem verstorbenen Gatten der Frau Omeleşcu zu thun gehabt habe, und daß der ein achtbarer Mann gewesen sei. So schloß ich denn nach kurzem Hin- und Herkorrespondieren mit dem Vertreter des Handelshauses Omeleşcu ab, vertrauend auf mein gutes Glück und auf die Widerstandsfähigkeit meiner zwanzig Jahre.

Da saß ich denn, und der grelle Pfiff der Lokomotive erinnerte mich von Zeit zu Zeit daran, daß ich unaufhaltsam einem Ziele entgegenrollte, das so dunkel und unsicher vor mir lag wie die Nacht, die ihre schwarzen Fittige jetzt über die Ruhta ausbreitete. Zum erstenmal überfiel mich ein kleines Bangen vor der nahen Zukunft. Mir gegenüber saß ein junger Franzose, der sich vergeblich bemühte, eine Konversation mit mir in Fluß zu bringen, endlich aber, der einsilbigen Antworten müde, seine Beine auf den Sitz zog, sich zusammenrollte wie ein Pudel und einschlies. An der nächsten Station stiegen zwei andre Herren ins Coupé (das mir übrigens als einziges Damencoupé angewiesen worden war). Sie waren allem Anschein nach höchst verschiedener Meinung, denn sie schrien sich gegenseitig in irgend einer slavischen Sprache derartig an und gestikulierten mit solcher Lebhaftigkeit, daß ich jeden Augenblick erwartete, sie würden sich an die Kehle springen. Dabei spuckten sie mit einer

Ungenieitheit im Coupé herum, daß ich mich in die äußerste Ecke drückte. Um Mitternacht langte der Zug an der ungarisch-rumänischen Grenze an.

Inmitten der Nacht einen Zug wechseln, ist meist ein ungemütliches Muß, zumal wenn's im fremden Lande geschieht und sich damit das Vergnügen einer Zollrevision verbindet. Alles stürzte in einen langen, schwach erleuchteten Raum mit abgenutzten Holzdielen, wo die Zollbeamten mit schmutzigen, verschlafenen Gesichtern ihre Arbeit verrichteten. Alles drängte sich in wilder Unordnung durcheinander. Hier ein ungarischer Offizier mit seiner alten Mutter am Arm, da eine Gruppe Herren, die lachend und schäfernd ein paar junge, kokette Damen umstanden, dort in der Ecke saß auf Säcken und Gepäckstücken eine Gruppe rumänischer Bauern, teils schlafend, teils aus einer großen, runden Flasche trinkend, die von Hand zu Hand ging. Eine Frau schlug schimpfend und schreiend auf ihren Knaben ein, während sie ein weinendes Mädchen auf dem Arme trug und ein anderes an ihrem Kocke hing. Am Zolllisch zankende, schimpfende Stimmen und allgemeines Gedränge. Neben mir stand eine äußerst korpulente, mit allen möglichen Kleidungsstücken behangene Frau. Ihr schlaues, aber gutmütiges Gesicht glänzte freudevoll, und dem Zollbeamten vertraulich auf die Schultern klopfend, rief sie in das Rauderwelsch ungarischer und rumänischer Stimmen hinein: „Schaun's Monsieurchen, allens hoaben's mir durchg'lurt und nix hoaben's g'funde!“

Jetzt wurde das Signal zum Einsteigen gegeben, und als Erwiderung darauf folgte ein vermehrtes Schreien und Drängen der Menge, das sich in das schrille Läuten der Glocke mischte. Ich befand mich bald darauf in einem Coupé mit der gemütlichen Wienerin, die es sich inmitten ihrer unzähligen Schachteln, Packetchen und Koffer so bequem wie möglich gemacht hatte. Höchst amüsiert erzählte sie ihrer Nachbarin, was sie alles durchgeschmuggelt und wie schlau sie es angestellt habe. Voll Befriedigung drückte sie sich in ihre Ecke und nach einem „Nu Kinderl, schläft und macht's euch g'mietlich“, versank sie in süßen Schummer.

Am nächsten Morgen waren wir im Herzen Rumäniens. Piatra und Craiova lagen hinter mir, und ich näherte mich dem Ziel meiner Reise. Von den höchst unsaubersten Polstern flogen meine Blicke über eine weite, dürre Steppe. Endlich erschienen einige Häuschen in der Ferne, und auf meine Frage erfuhr ich, daß dies Caroba sei. Da lag's, — ein elender, kleiner Ort in der Steppe! Es war, als senkte sich ein Stein auf meine Brust. So hatte ich mir es allerdings nicht gedacht! Am liebsten wäre ich gar nicht ausgestiegen und hätte die zweieinhalbtägige Rückreise sofort wieder angetreten. Mein Coupé erschien mir jetzt wie ein festes Stück Land, das ich verlassen sollte, um auf unsicheren Boden zu treten. Aber nun hieß es, den Kopf oben behalten.

Der Zug stand, wir waren in Caroba.

Das erste, worauf meine Blicke fielen, war ein Schaffner, der einem kleinen, sich zum Gepäcktragen herandrängenden Jungen eine Ohrfeige verabreichte, daß der kleine Mann sich schreiend im Sande wälzte. „Mademoisella?“ fragte da eine Stimme, und vor mir erschien eine dicke, rote Nase mit nicht mißzuverkenndem hebräischen Schwunge. Diese, sowie zwei triefende Augen, die aber nichtsdestoweniger süßlich lächelten, gehörten einem höchst schäbig und schmutzig gekleideten Mann an, der sich mir als Herr Pollak, Vertreter des Handelshauses Omelescu, vorstellte. Er nahm mir mein Handgepäck ab, und auf knirschendem Sandwege, wo der Fuß bis zum Knöchel versank, mahlte ich in der Mittagssonne neben diesem Gefährten einem nahen, großen Hause entgegen. Das war mein Einzug in Caroba! —

* * *

Das Haus, dem wir uns näherten, war aus roten und gelben Ziegeln erbaut, hatte vorn eine mit Glas überdachte Veranda, zu der einige Stufen führten. In dieser angelangt, erhob mein Begleiter seine Stimme und rief nach der Dame des Hauses. Da sie aber nicht erschien, sich überhaupt kein lebendes Wesen zeigte, begaben

wir uns treppauf, treppab auf die Suche. In einem der Korridore kam uns eine weibliche Gestalt entgegen. Eine Menge schwarzen Haares umhing in größter Unordnung ein gelbliches, mageres Gesicht, aus dem zwei schwarze, stechende Augen prüfend auf mich schauten. Die Kleidung bestand aus einem hellgrauen Regenmantel, der von oben bis unten mit zahllosen Fett- und sonstigen Flecken besät war. An dem tiefen Bückling des Herrn Sekretärs erkannte ich, daß ich die Herrin des Hauses vor mir habe. Diese nahm jetzt eine imponierende Miene an, that noch einen tüchtigen Zug an ihrer Cigarette und sagte dann mit nachlässiger Stimme: „Ah, voilà mademoisella!“

Darauf entspann sich eine lebhafte Konversation zwischen ihr und dem Sekretär, von der ich, da sie in rumänischer Sprache geführt wurde, kein Wort verstand. An den Blicken und Bewegungen ließ sich jedoch leicht erkennen, daß meine Person den Gesprächsstoff bildete. Endlich wandte sie sich zu mir:

„Venez, mademoiselle, je veux vous montrer les enfants! Vous avez l'air très jeune, j'espère que vous êtes bien forte!“ Dabei ballte sie die Hände, wahrscheinlich um mir die Qualität physischer Kraft anzudeuten, deren ich bei der Erziehung ihrer Kinder bedürfte. Ich versicherte ihr jedoch, daß meine Gesundheit im besten Zustande sei, und daß ich Kinder sehr gern habe. —

„Serr gutt,“ war die Erwiderung, „meine Kinder serr guttes Kinder sein! Vous aurez faim après voyage, temps pour diner!“

Während dieses Gesprächs waren wir eine schmale Treppe hinunter gestiegen, die ins Souterrain führte. Ich folgte meiner Führerin in einem langen, dunklen Gange, mit vorgestreckter Hand den Weg tastend. Jetzt öffnete Madame eine Thür, und wir traten in einen gepflasterten Raum, der sein Licht durch die kleinen Fenster an der Decke erhielt. In der Mitte stand ein gedeckter Tisch, d. h. Teller, Gläser u. dgl. lagen in wilder Unordnung auf einer zerrissenen Wachsstockdecke. Etwa ein Duzend Kinder tobte und schrie hier durcheinander; sie hatten unsern Eintritt nicht bemerkt, und erst die schrille, zankende Stimme der Mutter, die alles übertönte, stellte ein wenig Ruhe her, und ich begrüßte die kleine Schar. Nicht wissend, welches die Abkömmlinge der edlen Familie Omeleşcu waren (denn alle sahen gleich schmutzig aus), machte ich mich daran, allen die Hände zu schütteln. Madame kam mir jedoch zu Hilfe, indem sie einen Teil der kleinen Gesellschaft einfach zur Thür hinausjagte und sie dann mit lautem Knalle zuwarf. Als das letzte der kleinen Geschöpfe ihrer zankenden Stimme entflohen war — was übrigens mit unglaublicher Geschwindigkeit vor sich ging, — blieben noch fünf Kinder übrig. Sie mochten zwischen fünf und zwölf Jahren stehen, magere, kleine Gestalten, mit dunklem Haar und gelbem, kränklichem Teint. Zu diesen gesellte sich noch Zenika, ein sechzehnjähriges Mädchen, das mich mit höchst mißtrauischem Blick betrachtete. Nach der Begrüßung setzten wir uns an den Tisch, aber kein Essen wurde aufgetragen. Madame rauchte ihre Cigarette und instruierte mich halb in deutscher, halb in französischer Sprache über meine Pflichten. Hunger und Müdigkeit nach der langen Reise hatten mich ganz elend gemacht, und ich lechzte nach einem Tropfen Wasser, den Reifestaub los zu werden; denn noch saß ich so da, wie ich aus dem Coupé gestiegen war. Ich benützte daher eine Pause in ihrer Rede und bat, mich etwas erfrischen zu können.

„Oh non, mademoisella, maintenant nous voulons diner,“ wurde mir ganz vorwurfsvoll zur Antwort. Und um dies zu beschleunigen, begann sie mit dem Messerstiel auf den Tisch zu klopfen und erhob ihre Stimme, daß sie gellend im Raum widerhallte. Das half. Die Thür wurde aufgerissen, und ein Türke in braunen Pluderhosen mit rotem Gürtel, nackten Füßen und unglaublich indifferentem Gesichtsausdruck erschien vor seiner Herrin.

Sie ließ einen Schwall von Worten auf ihn los, ein dummes Lächeln erschien als Erwiderung auf seinem Gesicht, und mit mächtigen Schritten entfernte er sich. —

Bald darauf kam er wieder, und hinter ihm latzte etwas, das einer Heze aus Hänsel und Gretel trefflich ähnlich sah: eine mit schmutzigen Lumpen behangene Frau mit dickem Tuch über dem Kopf, so daß man vom Gesicht nichts sehen konnte — das

war die Köchin. Es folgte nun ein lauter Wortwechsel, begleitet von den bestigtesten Gestikulationen; dann verschwand die Heze mit schlurfendem Schritt, die Thür flog krachend zu — und wir warteten wieder aufs Essen. —

Endlich erschien es: ein weißer Drei, aus dem hier und da ein mangelhaft gerupfter Hühnerflügel oder ein Bein herausragte. Trotz allen Hungers verging mir die Lust zum Essen bei dem Anblick. Aber es blieb nichts weiter übrig, ich hatte mich an die Kost zu gewöhnen. Auch die Bedienung war höchst sonderbarer Art. So brachte der türkische Diener die geschnittenen Stücke Brot, die er an seinen Leib preßte, bis an den Tisch, woselbst er sie fallen ließ; dann spießte er eins davon mit einem langen Messer auf und streckte es über den Tisch demjenigen entgegen, der es verlangte.

„Il commence de se montrer un peu bien élevé,“ sagte die Herrin des Hauses zu mir, ganz erfreut, daß er es nicht mit der Hand darreichte. — Nach beendeter Mahlzeit wurde mir endlich mein Zimmer gezeigt, das ich mit der ältesten Tochter bewohnen sollte. Zwei breite Betten, ein Tafelklavier, ein Tisch und Sofa von ungeheurer Ausdehnung füllten den Raum derartig an, daß man nur eben grade noch sich bewegen konnte. Durch eine zerschlagene Fensterscheibe, von der man mir versicherte, sie sei soeben entzwei gegangen (doch wurde sie während der Zeit meines Aufenthaltes nicht erneuert), blickte man in einen kleinen, sandigen Garten. Die Septembersonne brannte darauf mit erdrückender Glut, Bäume und Sträucher waren mit dicken Staubschichten bedeckt. Trostlos und öde schaute alles aus. Ich wandte mich ins Zimmer zurück, um endlich den Reifestaub los zu werden, aber siehe da — ein Waschtisch war nicht vorhanden! Der befand sich in einem Durchgange, und da alle Thüren beständig offen standen, bemerkte ich bald, daß hier sämtliche Familienmitglieder ihre Reinigung vornahmen. Jedoch gelang es mir, ein eigenes Waschbecken und Trinkglas zu erlangen.

Die Hälfte des Hauses bestand aus einer Suite von modern eingerichteten Salons; doch die Möbel standen unter Schutzdecken, und die Räume wurden nur zu festlichen Gelegenheiten, etwa zwei- oder dreimal im Jahre, benutzt. Das tägliche Leben spielte sich in den Schlafzimmern ab. Die sehr breiten Betten wurden am Tage durch allerlei Kissen in Sofas verwandelt; die Betten selbst stopfte man im Souterrain in eine große Kiste, wo sie fest eingestampft blieben, bis man sie des Abends brauchte. Zwei, drei dieser Sofabetten, ein Schrank, auf dem sich Kisten, Schachteln, Papiere, Kleidungsstücke in lustigem Durcheinander türmten, ein Tisch in der Mitte, ein paar Stühle darum und darunter ein staubiger, zerrissener Teppich bildeten die Ausstattung der Schlafzimmer. Auf den Fensterbrettern lagen Schulbücher, Nähartikel, Cigaretenschachteln, dazwischen Tintenfläschchen u. dgl. mehr. Das genierte aber wenig, denn die Fenster wurden fast nie geöffnet, nur ab und an mal ein paar Minuten, wenn die Luft zu unerträglich geworden war. Hier hielt man sich Tag und Nacht auf, hier empfing man Besuche. Waren es Damen, die erschienen, so lag man rauchend und Konfekt naschend quer auf den Bettstätten, kamen Herren, so setzte man sich zum Kartenspiel zusammen. Alles rauchte dabei um die Wette wie die Schornsteine, und das Aufschlagen der Karten, das Klingeln des Geldes war oft bis in die späte Nacht hinein zu hören. Oft saß man auch in meinem Zimmer. Der scharfe Cigarettengeruch erfüllte dann das Gemach die ganze Nacht hindurch.

* * *

Am Nachmittag meines Ankunftsstages wurde ich von meinen Zöglingen zu einer Spazierfahrt aufgefordert. Ein staubiger, offener Wagen rasselte über den Kiesweg. Auf dem Vord throne der Kutscher in der gewöhnlichen Bauerntracht: weiße Weinkleider und darüber das bis zum Knie reichende, weiße Hemd. Nachdem wir den dicksten Staub von den Sigen geklopft hatten, stiegen wir ein. Der Kutscher hieb knallend auf die Pferde, und mit einem Ruck zogen sie an, und wir flogen dahin, die holperigen Straßen entlang, umhüllt von einer dichten Staubwolke.

Elendes, kleines Caroba! Jetzt erst sah ich, wohin ich eigentlich geraten war. Nur wenige Häuser waren aus Steinen gebaut; das übrige waren niedrige Lehmhütten, zur Hälfte in die Erde gebaut, so daß die Enden des Daches fast auf den Boden stießen. Lange Schnüre von rotem Paprika und Zwiebeln hingen davor. Viele dieser Wohnungen waren eingefallen, und nur der rauchende Schornstein verriet, daß unter dem Erdbaufen, aus dem er hervorragte, menschliche Wesen hausten. Hier und da standen Akazienbäume mit welken, bestäubten Blättern. Das war auch das einzige Grüne, das zu erblicken war: alles andre war grau in grau — Staub! Vor den Hütten und inmitten der Straße lagen und saßen Frauen, Kinder und Schweine friedlich beisammen, und nur der herausausende Wagen ließ sie schreiend auseinander streben.

Die andre Seite Carobas bot einen etwas minder öden Anblick dar. Ein sandiger Abhang führte hinunter an das flache Ufer der Donau, die ihre Wellen hier vorüberwälzte. Am Rande des Abhanges hockten gewöhnlich eine Anzahl Türken, einer neben dem andern, wie Schwalben auf dem Dache, und starrten oft stundenlang übers Wasser. Drüben im Bulgarischen weideten schwarze Büffelherden, und weit, weit dahinter tauchten an klaren Tagen die schneebedeckten Gipfel des Balkan hervor. Weiter ging es nun, hinein in die Steppe. Ein Ziehbrunnen, an dem schmutzige Kinder spielten, eine alte Mähre, die sich kaum auf den Beinen hielt und ohne Unterlaß mit dem Kopf wackelte, eine Herde schwarzer Schweine und ein junges Fohlen mit zusammengekoppelten Vorderbeinen waren das letzte, was wir passierten, dann nahm uns die weite Fläche auf. Keine Aussicht, als die gerade Linie des Horizontes, kein Laut, als das dumpfe Aufschlagen der Pferdehufe, und hoch über uns das Krächzen der Kraniche, die zu Tausenden in schier endlosen Linien dem Süden zusteuerten! Wie im Traume erschienen mir die Kinderstimmen neben mir, es war als kämen sie aus weiter Ferne. Wie um den Kontrast noch schärfer hervorzuheben, stieg plötzlich vor meinem Geiste der Dresdener Schloßplatz auf mit dem bunten Menschengewimmel, den Wagen und elektrischen Bahnen, den majestätischen Bauten und der herrlichen Fernsicht auf die Loschwitzer Höhen. Waren es denn wirklich erst wenige Tage, seit ich zum letztenmale dort gegangen? Es schien mir so weit, so ewig weit zu liegen, und das Gefühl einer grenzenlosen Ode und Verlassenheit übermannte mich.

Endlich neigte sich der erste Tag seinem Ende zu. Reiseumüde wie ich war, schlief ich schnell ein. Bald jedoch wurde ich durch ein leises, aber beständiges Zupfen an meinem Armel geweckt. Im unsichren Schein der kleinen, an der Wand hängenden Nachtlampe erkannte ich das verschmigte Gesicht Dumitris, des rumänischen Dieners, der die Stelle eines Kammermädchens bei uns versah. Sobald er bemerkte, daß ich endlich aufgewacht war, begann er eifrigst zu gestikulieren und einen Schwall von Worten hervorzubringen, aber ich konnte nicht verstehen, was er wollte. Ganz verzweifelt lief er dann an das Bett Jenikas, mit der ich das Zimmer teilte, und rüttelte die „domnishora“ aus ihren Träumen. Es handelte sich um eine Bettdecke, die man mir noch zugebracht und die nun über mein Bett gebreitet wurde. Kaum war ich wieder im Einschlafen begriffen, als ein andrer Diener erschien und ohne Umstände die besagte Decke wieder wegnahm. „Sonderbar,“ dachte ich; aber froh, daß man mir wenigstens eine gelassen, schlief ich, von Müdigkeit überwältigt, ein, trotz des Geräusches, das eine Mausgesellschaft am Fußende meines Bettes verursachte.

* * *

Am nächsten Morgen erwachte ich mit dem Gefühl, als ruhe eine Centnerlast mir auf dem Herzen. Draußen vom Korridor vernahm man zankende Stimmen und unausgesetztes Pochen. Es war Madame, die durch eine nach dem Souterrain führende Öffnung mit der Köchin Aussprache hielt und dazu auf der hölzernen Gewandung den Takt mit der Faust schlug. Es war ein höchst harmonisches Duett, denn die Köchin schimpfte von unten in derselben Art und Weise herauf, wie ihre Herrin hinunter-schimpfte. Zum Frühstück wurde ich ins Schlafzimmer der Familie gerufen. Über

ein Bündel schmutziger Wäsche balancierend, gelangte ich in den Raum, dessen Luft mir fast den Atem benahm, da natürlich kein Fenster geöffnet war. Die Kinder, noch sehr weit zurück in ihrer Toilette, saßen und lagen auf den unordentlichen Betten. Auf dem „Frühstückstisch“ lag eine schmutzige, rote Samtdecke und darauf eben gebrauchte Kämme und Bürsten und ein Aschenbecher mit Zigarettenresten.

Wohin das Auge sah — unsagbare Unsauberkeit. Auf der Mutter Geheiß streckten sich mir alle die ungewaschenen Händchen entgegen; das kleinste kam sogar mit großer Schnelligkeit angelausen und sagte ganz peremptorisch: „Küssen Sie mir, Freilein!“ welcher Operation ich mich nur mit viel List entwandte. Da auf das wiederholte Klingeln kein Dienstbote, geschweige denn das Frühstück kam, bat mich Frau Omelescu: „Gehen Sie zu die Küche und machen Sie eine große Geschrei.“

Ich stieg ins Erdgeschoss und fand denn auch die „Küche“, eine passende Umgebung für die Hexe, die darin schaltete. Inmitten des Raumes saßen um einen großen Kübel mit polenta etwa fünf türkische Männer, den roten Fez auf dem Kopf, und grinsten mich teils dumm, teils unverschämt an. Stören ließ sich natürlich keiner durch meinen Eintritt. Auf den Steinfliesen schaukelte sich in einer Fleischmulde ein Kind mit höchst kärglicher Toilette. Auf dem schmutzigen Brettertisch, der sich rings um die Wand zog, lagen in buntem Durcheinander ungerupfte Hühner, Zwiebeln, angeschnittene Broie, rohes Fleisch und dergleichen mehr. Die Köchin stand in denselben Lumpen wie am Tage zuvor vor einem Napf, in einem Teig herumknetend, während sie im Mund eine halbe Citrone hielt, deren Saft sie mit den Zähnen auspreßte. Da niemand verstand, was ich wollte, ging ich zum Herd und deutete durch Zeichen an, die darauf befindliche Milch nach oben zu bringen. Dumitri, der auf einer Tischdecke saß, nickte mit dem Kopf, woraus ich schloß, er habe mich verstanden, und so stieg ich beruhigt wieder hinauf. Zwar dauerte es noch eine lange Weile, ehe er das Gewünschte brachte, aber endlich kam es: ein Tablett und darauf eine Kasserolle mit Büffelmilch, so wie sie auf dem Herd gestanden, der Rand verziert mit einer schwarzen Kruste, die als besonderen Glanzpunkt einige Fliegenleiber aufzuweisen hatte, und daneben ein Drahtkörbchen mit geröstetem Brot. Nun fehlten nur noch die Tassen. Zu meinem größten Schrecken sah ich, daß Dumitri die verschiedenen, eben benutzten Gläser vom Waschtisch holte und sie zuvor nur mit den Handtüchern auswischte. Während ich mit einer Blechtasse, die die Kinder aus einem Winkel des Zimmers herbeibrachten, die Milch in die Gläser schöpfte, erklärte Madame, daß die Tassen immer zer schlagen würden und sie nun keine mehr kaufen wolle. Da keine Stühle frei waren, genossen wir stehend unser Frühstück, die angebrannte Büffelmilch und das fast schwarz geröstete Brot. Madame stand daneben am Spiegel, sich ihr langes, schwarzes Haar auskämmend, und Dumitri klopfte die Betten ein wenig auf und packte sie zusammen, um sie ins Souterrain zu tragen.

Als das Frühstück glücklich überstanden war, zog es mich hinaus in den Garten, einmal frische Luft zu atmen. Aber das schien in Caroba ein Ding der Unmöglichkeit. Die ganze Atmosphäre war durchzogen von einem scharfen Brandgeruch. Dazu brannte die Sonne auf dem gelben, blendenden Ries vor dem Hause, grau und staubig lag der Garten da. Auf einer Rabatte standen hier und da verwelkte Blumen; nur an einem ganz bestaubten Rosenstock hing eine halb geöffnete, taufische Knospe. Was fragte sie, ob rings die Blätter grau und welk, ob die Luft unerträglich, ob die Umgebung öde und trocken — sie blühte in derselben Reinheit und Schönheit, als stünde sie in dem wohlgepflegtesten Schloßgarten!

Heiß und gluthrütend stieg die Septembersonne herauf, und ich kehrte matt und benommen ins Haus zurück. Auf der Glasveranda fand ich Zenika und den Zahnarzt aus Craiova, der eine halbe Tagereise gemacht hatte, um ihr einige Zähne zu plombieren. Ein Stuhl wurde gebracht, und nachdem man mich gebeten, Zenika den Kopf zu halten, begann die Prozedur. Die Hitze in dem eingeschlossenen Raum war unerträglich, die Sonne brannte auf unsre Köpfe, in meiner Hand wand sich der fettige Kopf Zenikas, die unter den scheußlichsten Grimassen und schmerzlichem Gekräbn gegen die wohl sehr mangelhafte Behandlung protestierte. Endlich waren wir alle

drei erlöst, und nun ging's zur ersten Unterrichtsstunde. Alles, was von Material vorhanden, waren außer einigen rumänischen Lehrbüchern ein französisches Physikbuch, Chateaubriands „Chûte d'un ange“, „Madame Sans-Gêne“ und einige Romane von Zola. Zenita erklärte mir gleich zu Anfang: „Ich werde nicht mehr lernen deutsch, ich fess habe allen deutsch.“

Das Klang recht ermutigend; sie blieb diesem Motto aber treu und sträubte sich nichts mit der Hartnäckigkeit bornierter Menschen gegen die freundlichsten Versuche. Daß die Unterrichtsstunden dadurch zur wahren Qual wurden, ist natürlich. Viel mehr guten Willen fand ich bei den kleineren Geschwistern. Aber es war ein Mahlen im trocknen Sande.

So vergingen zwei Monate in dieser Ode des Geistes und der Natur. Monate, von denen jeder Tag endlos zu sein schien. Es war, als stünde die Zeit still. Unsrer einzige Abwechslung war der Spaziergang in die Steppe am Nachmittag, wo wir zwischen Steinen und Disteln wanderten, gleichviel ob rechts oder links, kreuz oder quer, immer ins Endlose hinein, krächzende Krähen über unsern Häuptern. Wenn der Tag sich zu neigen begann, froch einer Riesenraupe gleich die Bahn über den Horizont daher, und eine andre, von Caroba kommend, verschwand hinter der grauen Linie. Sehnsüchtig schaute ich ihr stets nach. Nichts schien mir in Caroba anheimelnd, außer dem Schienenweg durch die Steppe. Bei jedem Zuge, den ich davoneilen sah, malte ich mir den Augenblick aus, da auch mich einer hinwegtragen würde!

Er kam eher als ich gedacht. Eines Tages kehrten wir von dem gewöhnlichen Spaziergange zurück. In mein Zimmer tretend, gewahrte ich auf dem Sofa nachlässig hingestreckt einen jungen Mann von etwa 27 Jahren. Den verschwommenen Augen nach zu urteilen, hatte er wohl eben ein Schläfchen hier beendet. Das rote, aufgedunsene Gesicht mir zugewendet, musterte er mich von Kopf zu Fuß, ohne sich aus seiner bequemen Lage zu erheben. Als ich ihn meinerseits ebenfalls fixierte, hielt er es doch wohl für höflicher aufzustehen, und ein halbes Kompliment machend, sich mir als „Stéphan Dmeleşcu“ vorzustellen. — Das also war das männliche Oberhaupt, der älteste Sohn der Familie, von dem man mir als wichtigster Persönlichkeit erzählt hatte. Ich könnte nicht behaupten, daß sein erster Eindruck Vertrauen erregend auf mich gewirkt hätte; im Gegenteil, als er endlich das Zimmer verließ, überlief mich ein leises Schaudern. Auf meine Fragen erfuhr ich dann von den Kindern, daß der „Herr Phan“ (wie sie ihn nannten) nun den ganzen Winter hier bleiben würde, da auf seinem Gut die Erntearbeiten beendet seien.

Die Zeit, die nun folgte, war in hohem Maße dazu angethan, das Takt- und Anstandsgefühl eines jungen Mädchens zu beleidigen. Während unsrer Stunden lag der „Herr Phan“ auf dem Sofa; fuhren wir spazieren, dann beanspruchte er den Platz neben mir und unterhielt uns halb deutsch, halb französisch mit albernen und unangenehmen Witz; gingen wir spazieren, so trottete er unvermeidlich neben uns her, das Hütchen schief überm Ohr, die Hände in den Hosentaschen — nirgends war man sicher vor seinen verschlagenen, blinzelnden Augen. Ungeniert machte er seine Toilette bei offner Thür, wenn wir nebenan frühstückten, und zu wiederholten Malen mußte ich ihn mit Entschiedenheit des Abends aus unserm Zimmer hinauskomplimentieren, wenn wir zu Bett gehen wollten. Trotz der größten Vorsicht und scheinbaren Gleichgiltigkeit gegen alles Ungewohnte meinerseits wurde mein Aufenthalt auch in dieser Beziehung immer unerträglich.

* * *

Eines Tages bat mich Madame, mit dem Diener in den etwas vom Haus entfernt liegenden Weinkeller zu gehen, um ihn dort beim Mostabzapfen zu beaufsichtigen. Eine dunkle Steintreppe führte hinunter in einen Raum, dessen Größe ich nicht erkennen konnte, da nur ein kleiner Teil durch ein winziges Kellerloch erhellt war. Unsicher trat der Fuß auf weiche Erde, feuchte Kellerluft drang mir entgegen, zu meinen Füßen froch etwas — wohl eine große Kröte — es war ein unheimlicher

Drt. Ungern verließ ich die Nähe der Treppe, um Dumitri, der mich durch Zeichen bat, da er allein nicht zurecht kam, den Krug zu halten.

Plötzlich ein leises Knirschen im Sande hinter mir, ich wende mich um, und das widerwärtige Gesicht Stéphan Dmeleşcu lacht mir höhnisch entgegen. So sehr erschreckte mich sein plötzliches Erscheinen, daß ich mit Mühe einen Ausschrei unterdrückte; der Krug entglitt fast meiner Hand. Warum kam er hierher? Weshalb so lautlos die Treppe herab? Scheinbar in größter Ruhe beugte ich mich wieder zum Krug nieder, als ich hörte, wie der Herr Phan halblaut Dumitri einen Befehl gab, worauf dieser die Stufen mit der Geschwindigkeit einer Kage hinaufstieg und leise oben die Thür einflinkte. Da überließ mich's siedend heiß, einen Augenblick war's, als wollten die Sinne mich verlassen, dann deutete ich mit der Hand auf einen Krug, der nebenbei stand (der meinige floß eben über) — und während Stephan Dmeleşcu sich danach wandte, ließ ich den meinigen fallen und rannte, nein flog die Treppe hinauf und stemmte mich mit aller Gewalt gegen die Thür, die sofort nachgab und dem verwunderten Dumitri, der vor Schreck das Schlüsselbund fallen ließ, knallend an den Kopf flog. Wie ich hinaufgekommen, wie durch den Garten ins Haus, ich weiß es selbst nicht. Ich hatte das Gefühl, als habe mich eine Sprungfeder von der Tiefe des Kellers bis ins Haus geschneelt. Zitternd lag ich in meinem Zimmer auf den Knien und stammelte aus tiefstem Herzen ein „Gott sei Dank!“ —

Was sollte ich nun thun? Das war mein nächster Gedanke. Direkt zu Frau Dmeleşcu gehen, ihr alles erzählen und sie inständig bitten, mich sofort abreißen zu lassen — das war mein erster Impuls. Mich heimlich auf und davon machen? Ich verwarf natürlich beides nach ruhigerem Nachdenken. Nur keine Angst oder Hilfsbedürftigkeit zeigen! Man hätte mich hier einfach ausgelacht und es ausgeüßt. Aus Herzensgrund flehte ich, daß Gott mir den rechten Weg zeigen wolle. Und er zeigte ihn mir. Er gab mir die Kraft, mir selbst zu helfen.

Am nächsten Morgen erzählten mir die Kinder, Herr Phan sei nach Bukarest gereist und werde erst Ende der Woche wiederkehren. Ich hätte sie umarmen mögen für diese Nachricht. Ehe er zurückkam, mußte ich fort sein! Gradewegs ging ich zu Madame, die ich damit beschäftigt fand, eins ihrer Kinder zu massieren, indem sie mit wahrer Wollust ihre Hände auf dem Rücken der kleinen Lucika tanzen ließ. Diese weinte und schluchzte laut und bat, man solle aufhören, je mehr sie sich aber sträubte, um so heftiger schlug die Mutter zu. „Sie ist krank,“ fügte sie erklärend hinzu, „und ich werde ihr weich schlagen wie eine poule.“ Leise wimmerte das Kind in den Rissen, und die rotfleckigen Backen brannten in Fieberglut. Madame hatte ihre Cigarette frisch angesteckt und wollte eben ihre Massagearbeit wieder beginnen, als ich sie mit großem Ernst bat, einen Augenblick mit ihr allein sprechen zu dürfen. Ein mißtrauischer Blick war die Antwort; aber mochte sie müde von der Anstrengung sein oder in meinem Gesicht lesen, daß es sich um etwas Wichtiges handle, sie ging mit mir ins anstoßende Zimmer. „Eh bien, mademoisella?“

„Madame, je suis obligée de partir demain pour Vienne.“ Ein verdußtes Gesicht wurde mir zur Antwort. „Je ne peux plus rester ici“, — und das heiße Blut des Unwillens stieg mir ins Gesicht bei der Erinnerung an das Vorgefallene.

„Ah, je comprends,“ stieß Madame hervor, und damit zuckte sie die Schultern, ging schnell hinaus und warf die Thür hinter sich zu. Da stand ich nun, ebenso klug wie zuvor. Fort mußte ich, nun erst recht! Und ich ging, meine Sachen zu packen. Dabei kam mir ein Gedanke, den ich sofort ausführte. Ich setzte eine Depesche auf an einen Onkel in Wien: „Reise morgen Abend hier ab, erwarte mich Sonnabend Nacht am Bahnhof.“ Damit lief ich schnell nach der nahen Station und übergab sie dem Stationsvorsteher, der ein guter Freund von Frau Dmeleşcu war. Er las das Papier, blickte mich recht unverschämte an, und da das Blut mir wieder in den Kopf schoß, brach er in ein schallendes Gelächter aus. „Aber meine Liebe, gefällt es Ihnen nicht in Caroba? Wir alle s'err gutte Menschen, wir alle mettous nos coeurs zu Ihren Füßchen! Ha, ha, ha, haa!“ Ich blieb, bis ich sah, daß die Depesche richtig befördert wurde, dann ging ich die schmutzige Straße zurück. Beim

Mittagsmahl teilte ich Madame mit, was ich gethan. Sie that erst ruhig noch einige Züge an ihrer Cigarette, blies den Rauch an die Decke und sagte indem sie mich mit spöttischer Verachtung anblickte, nachlässig über die Schulter: „Serr gutt, mademoisella, ferr gutt.“

„Ich bitte, daß Sie mir heut mein Gehalt auszahlen.“

„Sie werdden haben, was ist gutt und nicht ein Sou mehr. Gehen Sie zu spazieren mit die Valentine.“ — Sie hatte keinen Einwand gegen meine Reise überhaupt erhoben. War das Berechnung oder Vernünftigkeit? Ich hoffte das letztere.

Da Nicolo und Aurora nun auch zu Bett lagen, machte ich mich mit der kleinen Valentine auf den Weg. Sie sprach am besten deutsch, obgleich sie die Jüngste war, und sie hatte sich am meisten an mich angeschlossen. Ihre kleine, schmutzige Hand in der meinen haltend, wanderte ich mit ihr der Steppe zu. „Warum Sie machen eine böse Gesicht, Freilein?“ — „Fräulein ist traurig, daß die andern krank sind.“ — „Erzählen Sie mir von die Mädal, das hat sich gestochen und das König, das hat gewecket das Mädal.“ — „Nein, Valentine, heute mußt du mir etwas erzählen,“ und sie begann bereitwillig ihr Kauderwelsch. „Sag', Valentine, wer hat dich so gut deutsch sprechen gelehrt?“ — „D, wir immer haben gehabt eine liebe, alte Freilein, und sie hat gehabt ein großes Krieg mit die Frau Dmeleşcu, und da sie fuhrte fort.“ — „Und dann bin ich hergekommen?“ — „Nein, dann ist gekommen eine ferr schöne Freilein von Wien, sie hat Jenika geschickt eine ferr guttes Schürze, aber sie hat zu geblieben bloß ein Woch! Sie hat ein großes Krieg gehabt mit der Herr Phan.“ — „Da kommt die Bahn, laß uns gehen und sehen, wer ankommt.“

Kurz vor dem Hause, schon auf dem Rückweg, begegneten wir Frau Dmeleşcu, die ihre neueste Pariser Toilette angelegt hatte, ein lila Samtkleid von modernstem Schnitt, mit kostbaren Spitzen besetzt. Ganz gravitatisch schritt sie die Straße entlang, hinter einer Büffelherde her, die lange Schleppe über steinigtes Geröll, Schmutz und Staub nach sich ziehend. Sie lächelte geschmeichelt, als sie wohl etwas wie Erstaunen in meinem Gesicht las, und erzählte uns, daß sie zu einem Begräbnis ginge.

Gegen Abend rief sie mich in ihr Zimmer. Beim Schein der Hängelampe sah ich das rote Gesicht und die noch röttere Nase des Herrn Pollak, der mir einen devoten Wüchling machte. In den Betten lagen die kranken Kinder. Wir nahmen am Tisch Platz, und nun begann eine Scene, die fast zwei Stunden dauerte. Madame wollte am liebsten gar nichts geben, und der ergebene Sekretär noch lieber nichts. Sie ereiferten sich derartig, daß sie sich bemühten, einander zu überschreien, und um verstanden zu werden und nicht eingeschüchtert zu erscheinen, schrie ich nolens volens mit. Das Endresultat war denn, daß man mir das Reisegeld, das ich vorher geschickt bekommen hatte, abzog. Was konnte ich thun? Im Grunde war ich froh genug, daß man mich überhaupt ohne vorherige Kündigung fortließ. Es wurde mir dann ein bestempeltes Papier vorgelegt, auf dem ich bestätigen sollte, daß ich mit der Zahlung zufrieden sei und keine rechtlichen Ansprüche mehr zu erheben habe. Nachdem ich verschiedene Nebenbemerkungen ausgestrichen hatte, unterschrieb ich denn auch, gab aber das Papier nicht eher aus der Hand, bis ich in der andern das Geld hatte. Nach den Blicken, die die beiden austauschten, während ich meinen Namen schrieb, traute ich ihnen alles Mögliche zu.

Mit ausgetrockneter Kehle, aber mit erleichtertem Herzen, denn die Summe reichte vollständig aus, meine Rückreise zu decken, ging ich in mein Zimmer und brachte vor allem das Geld in Sicherheit.

* * *

Der letzte Abend im Hause Dmeleşcu war da. Madame that ganz, als sei nichts vorgefallen. Nach dem Abendessen kamen einige Freunde mit ihren Frauen. Wir saßen in Madames Zimmer, das heute das reine Lazarett war. In zwei Betten lagen die drei kranken Kinder; die Gäste setzten sich mit Frau Dmeleşcu um den Tisch und waren bald ins Kartenspiel vertieft, während der Tabaksqualm sich im

Zimmer verbreitete. Ein junges Mädchen hatte ihre Geige mitgebracht und fiedelte dazu in den falschesten Tönen. Auf einem Stuhl nahe der Thür saß ein Türke und mahlte mit einem quietschenden Instrument Kaffee. Wahrscheinlich hatte er das hier unter Aufsicht zu thun, damit er nicht allzuviel davon stibigte. Valentine und ich spielten auf dem Bett „Dame“; das ließ mir Zeit, die Menschen ringsumher zu beobachten. Die Gesellschaft wurde immer lauter, schließlich sang und schrie man allerlei Lieder in den jämmerlichen Tönen der Geige. Das schien aber noch nicht genug. Man erinnerte sich, daß irgendwo noch eine alte Drehorgel sei; nach einigem Suchen wurde auch ein verstaubter Kasten unter dem Bett hervorgezogen, und nun ging der Spektakel erst recht los. Die alte Maschine war längst außer Dienst gestellt und gab nur einen jammernden Ton von sich, trotz der verschiedensten Drehversuche, die ein jeder anstellte. Sobald sich aber ihr ohrenzerreißender Ton vernehmen ließ, folgte als Antwort eine Lachsalve, von der fast die Wände erzitterten. In ihren Betten wälzten sich die Kinder mit fieberglänzenden Augen, und das Licht der Hängelampe schien blendend in ihre Gesichtchen. Als ich aber künstlich ein Tuch als Lichtschirm vorhängte, riß Madame es wieder herunter mit der Bemerkung: „Laissez ça, mademoisella, ça ne fait rien!“

Endlich, endlich brach man auf! Es war in der zwölften Stunde, als wir die Ruhe auffuchen konnten. In meinem Zimmer kramte einer der türkischen Bedienten herum, und da er gar keine Miene machte, hinauszugehen, mußte ich ihn endlich hinausjagen, das einzige wirksame Mittel. Zwar verstand er mein Deutsch nicht, wohl aber die energische Handbewegung nach der Thür.

Wohl nie habe ich das Dämmern eines Tages mit solchem Gefühl der Erleichterung begrüßt, wie das des folgenden Morgens. Mein Zug ging erst am Nachmittag ab — was konnte da alles noch dazwischen kommen! Die Stunden schienen nimmer enden zu wollen. Gepackt war längst alles, ich lief ruhelos vom Zimmer in den Korridor, auf den Balkon und wieder zurück, versuchte zu lesen, aber die Qual des Wartens wurde durch all das nicht vermindert. Mit bebendem Herzen erwartete ich wieder den Zug. An einem der oberen Fenster stehend, konnte ich den Halteplatz überschauen. Ich mußte niederknien, denn ich zitterte vor Erregung. So nah der Befreiung, und doch hoffte ich vielleicht zu früh! Wieder pff die Lokomotive, wieder hielt der Zug. Atemlos starrte ich hinunter. — — Niemand stieg aus.

Schnell eilte ich hinab, mich fertig zu machen. Madame war die Lebenswürdigkeit selbst, brachte sogar ein ganzes Körbchen mit Schwären angeschleppt und versicherte wiederholt, daß es „un grand dommage“ sei, daß ich müßte reisen zurück zu Dresden! Die Kinder waren vor Erschöpfung eingeschlafen, nur Valentines Stimmchen hat wieder: „Kissen Sie mir, Frreilein;“ und obgleich sie wieder gar sehr unappetitlich aussah, küßte ich ihr bleiches Bäckchen gern, worauf sie mich zärtlich umarmte und in ihrer energischen Art sagte: „Kommen Sie wieder zu die Valentine, mein liebes Frreilein, und zu schreiben Sie mir eine langes Brief.“ Arme, kleine Valentine! Sie war mein einziger Sonnenstrahl gewesen in dieser öden Zeit! Gott behüt' dich, daß du nicht auch in jene stumpfe Gleichgiltigkeit verfallst, von der du umgeben bist!

Eine Stunde später wurde die Coupéthür hinter mir zugeschlagen, und wenige Minuten darauf dampfte ich auf dem Schienenweg über die Steppe dahin, während Caroba mehr und mehr meinen Blicken entchwand. Jetzt sah man noch das Dach des Hauses, dann nur noch die äußeren Hütten, jetzt das kahle, einsame Kirchlein inmitten der Steppe, das Dach, den Turm — da war's verschwunden, und rings die weite, graue, endlose Fläche.

Worte können es nicht sagen, mit welchen Gefühlen ich die Arme ausbreitete; oder besser gesagt, ich hatte nur ein Gefühl: das des überwältigenden, demütigen Dankes. Ich kam mir vor — nicht wie ein Vogel, der aus dem Käfig in die Lüfte steigt, sondern wie eine Maus, der eine gütige Hand die Falle geöffnet hatte.



Die Frauenfrage der Südsee.

Von

Hans Blum.

Nachdruck verboten.

Die Frauenfrage ist in ihrer gegenwärtigen westeuropäischen und nordamerikanischen Gewandung zwar eine eigentümliche und notwendige Schöpfung unsrer heutigen Kultur, der sie einen belebenden und erneuernden Antrieb gegeben hat, aber auch in dieser modernen Gestalt ist sie doch nur eine Erscheinungsform des uralten und ewigen Problems von den Wechselbeziehungen und Bestimmungen des weiblichen und männlichen Geschlechts. Dem denkenden Beschauer der Entwicklungsgeschichte der Menschheit stellt jede Phase dieses Werdegangs die Frage: welche Stellung nahm die Frau in dem Wirtschafts- und Geistesleben eines jeden Zeitraums ein, und welche Hemmnisse und Förderungen erwuchsen daraus für den Fortschritt einzelner Rassen und des ganzen Menschengeschlechts. Je besser wir diese hindernden und treibenden Ursachen und ihre Wirkungen zu erkennen vermögen, um so richtiger wird unser Urteil über die allgemeine Bedeutung der Frauenfrage sowohl vom geschichtsphilosophischen Standpunkt als unter modernster Beleuchtung ausfallen. Ebenso wie die Soziologie und Sozialökonomie bei Betrachtung des ganzen Gesellschafts- und Wirtschaftsbildes mit ihren Fühlern weit in die Ursprünge menschlichen Lebens zurücktauchen, so ziemt es dem Beschauer eines Teilstücks dieses gewaltigen Panoramas der Geschichte sein Wissen und Erkennen an dem Born der rückblickenden Forschung zu tränken oder, sofern dies möglich ist, bei noch bestehenden Kulturverhältnissen niederer Stufe Einkehr und Umschau zu halten, um aus ihnen Gesichtspunkte für die allgemeine Beurteilung einer soziologischen oder sozialökonomischen Frage herzuleiten. Solcher Erwägung folgend, unternehme ich den Versuch auf diesen Blättern, die Lesenden auf ein halbes Stündchen aus den ersten Sorgen der Umwelt heraus zu den Leiden zu entführen, die dem Weibe unter den melanesischen und polynesischen Bewohnern der Südsee bereitet sind, und hoffe, daß diese Betrachtung auch für die Erkenntnis der heimischen Fragen der Gegenwart nicht unfruchtbar sein möge.

Das Wirtschaftsleben der Südsee-Inulaner war vor dem Eintritt des Europäers in ihre Geschichte durch das Fehlen von Metallwerkzeugen, durch einen primitiven Hackbau ohne Viehzucht und den Mangel alles gesellschaftlichen und staatlichen Zusammenschlusses gekennzeichnet. Die melanesischen Stämme sind heute noch kaum über diese Stufe hinausgewachsen. Die bildungsfähigeren Polynesier haben zwar von dem Weißen manches Gute und Schlechte gelernt, aber dem sozialen Leben aller Südseevölker ist doch auch heute noch die Erscheinung gemeinsam, daß der Frau eine mehr oder minder würdelose, nur dienende Rolle zufällt. Am schärfsten tritt dies Mißverhältnis unter den Papua's des deutschen Südseeschutzgebietes und Neu-Caledoniens zu Tage, während auf den polynesischen Inseln das Los des Weibes schon erträglicher geworden ist. Sind doch wohlhabende Samoanerinnen gar nicht selten in gesetzlicher Ehe mit weißen Ansiedlern vermählt. Ja, auf Tahiti hat ein weibliches Mitglied der ehemaligen Herrscherfamilie als Königin Pomare IV. den väterlichen Thron innegehabt, und in Hawaii's Geschichte lernen wir mehrere Regentinnen und Mitregentinnen kennen. Aber das sind Ausnahmen, die im letzten Grunde religiösen Vorstellungen ihr Entstehen danken. In der westlichen Südsee vollends ist kein Fall bekannt, in dem einer Frau eine Sonderstellung über das armselige Dasein ihrer Genossinnen eingeräumt worden wäre.

Der durch die Entwicklung der Menschheit bedingten Arbeitsteilung nach Geschlechtern entsprechend, liegt der Papuafrau vor allem die Bestellung des Feldes ob; nur die schwersten Rodungsarbeiten werden vom Mann geleistet. Dieser bürdet im übrigen alle Sorgen für den Haushalt, die Ernährung, die Pflege und Wartung der Kinder dem Weibe auf. Die Frau hackt den Boden, säet, pflanzt, jätet, erntet, trägt die Früchte vom Felde zur Hütte, bereitet die Speisen, sorgt für Brennholz und Wasser, schleppt jegliche Lasten und betreibt dort, wo ein primitiver Gütertausch überhaupt stattfindet, auch den Ein- und Verkauf der kargen Erzeugnisse und Bedürfnisse. An den wenigen Plätzen, an denen sich die Töpferei als besonderes Gewerbe herausgebildet hat, sind die Frauen die Töpferinnen. Folgt man den Spuren, die zu den ersten Anfängen dieses Handwerks führen, so ist es wohl erklärlich, daß gerade die Frau die Fertigerin der Thongefäße wurde; denn sie wird zuerst — vielleicht spielend — den Versuch gemacht haben, die schmorenden Früchte durch Umhüllung mit Lehm vor dem Ankohlen zu schützen, und so fand sie die härtende Kraft des Feuers. Auch die ackerbauliche Thätigkeit des Weibes erscheint nur als die folgerichtige Erweiterung der primitiven Knollen- und Früchtesuche, die in dem Hordenleben der Armenischen seine natürliche Lebensbedingung war. Wir stoßen auf die Reste einer solchen Geschlechtsarbeitsteilung ja auch bei den historischen Völkern des Altertums. Der Mann findet in dem Urwirtschaftsleben seinen Unterhalt als Jäger, Fischer und Krieger, und auch der Papua Neu-Guineas liegt diesen Verrichtungen ob. Indes überhebt die Spärlichkeit der Fauna ihn eines wirklichen ernststen Arbeitsmaßes nach dem Gesetz dieser primitiven Arbeitsteilung, und eine Verschiebung desselben zu Gunsten der Entlastung der Frau ist noch kaum eingetreten. Der Mann erscheint daher wirklich vielfach als ein nichtsnutziger Faulenzler und Tagedieb, der kraft seiner physischen Überlegenheit das Weib zur Sklavin seiner Bedürfnisse knechtet. Da die Kaufehe die Regel ist und oft schon vom Vater für den unmündigen Sohn ein Mädchen erschaffert wird, kann von einer Neigung zwischen Mann und Weib nur selten gesprochen werden, obwohl das Gefühl einer unsern Empfindungen nahekommen- den tieferen Liebe durchaus nicht gänzlich fehlt. Aber selbst in den Fällen, in denen den Papuajüngling eine Herzensneigung zu einer schwarzen Maid erfüllt, ist der Ärmste gezwungen, sich den Besitz der Geliebten von deren Sippe zu erkaufen. Ich werde nie vergessen, wie mir einmal ein hübscher, braver Bursche vom Huongolf gestand, daß er nur in den Dienst des Weißen getreten sei, um sich einige Eberhauer zu verdienen, mit denen er alsdann ein Mädchen aus dem heimatlichen Nachbardorf erkaufen wolle, das er „plenty too much“ liebt. Übrigens denken keineswegs alle so rechtlich, sondern scheuen nicht den Versuch, sich durch Raub in den Besitz einer Frau zu setzen. Vielweiberei kommt nur selten vor, aber nicht deshalb, weil ethische Bedenken dagegen beständen, sondern nur weil die Mittel zum Kauf mehrerer Schönen fehlen. Wohlhabende besitzen mitunter zwei und drei Frauen, unter denen wohl eine des Herzens Königin ist.

Aber das ganze Ehe- und Familienleben dieser Naturvölker hat doch ein überwiegend wirtschaftliches Gepräge, in dem die Frau und die Kinder zu sehr als Gegenstände von gewissem Tausch- oder Nutzwert, als Waren, erscheinen. Vielleicht sieht der Europäer zu schwarz und vermag mangels genauer Kenntnis der Sprachen, Gebräuche und Lebensgewohnheiten die Herzensfäden nicht zu entwirren, die unter der kalten, geschäftlichen Oberfläche schlummern, aber selbst wenn diesem Ehe- und Familienleben eine tiefere Weihe zu Grunde liegen sollte, so bleibt doch die Thatsache, daß die Papuafrau ein armseliges, mühevolleres, gequältes Dasein fristet, während der Herr Gemahl mit Behagen die Früchte heimst, die ihm sein Weib und seine weiblichen Kinder in harter, freudloser Arbeit einbringen. Ich habe die schmerzende Verwundung nie überwinden können, daß diese gehesten, verschüchterten Geschöpfe noch ein Lächeln hervorbringen, wenn sie keuchend unter ihrer Last vom Felde heimkehren und vor dem begegnenden Europäer scheu und bescheiden sich an den Saum des Pfades drücken. Sollte dieser Zustand ein von der Natur gewolltes, gesundes und sittliches Verhältnis der Beziehungen zwischen dem weiblichen und männlichen Geschlecht sein?

— Nimmermehr. Und in der That nimmt die Natur selbst bitter Rache an dieser Rasse, die es nicht vermocht hat, das Lastmaß an den Mühen des Daseins so zwischen Mann und Weib und Kindern zu teilen, daß jeglichem Glied sein Teil an Leid und Arbeit, aber auch an Freud und Erholung beschieden ward.

Es ist bekannt, daß die Bevölkerung der Südsee-Inseln, wie überhaupt sämtlicher Schollen des Stillen Ozeans, sich seit den hundert Jahren, in denen die Europäer in Verührung mit den Inselaffen getreten sind, unaufhörlich vermindert. Gilande, auf denen James Cook noch Hunderttausende von Eingebornen zählen zu dürfen glaubte, beherbergen heute kaum wenige Zehntausende von Menschen. Und selbst wenn man solche Schätzungsstatistik als zu ungenau ablehnen sollte, beweisen die Volkszählungen, die seitens der Engländer und Franzosen während des letzten Menschenalters in ihren Südseekolonien vorgenommen sind, daß die polynesishe, wie die melanesische Rasse dem Untergang geweiht scheinen. Man hat der Gründe hierfür viele geltend gemacht, von denen aber keiner so sehr die Wurzeln des Übels trifft, wie der Hinweis auf die würdelose Sklavenstellung, die diese in den Ursprüngen wirtschaftlicher Entwicklung stehengebliebenen Naturvölker dem Weibe zuweisen. Mögen Seuchen, Kriege, Hungersnöte, Menschenopfer und Menschenraub unter manchen Völkern der Südsee gewütet, mag auch der Braantwein seinen Tribut gefordert haben, zur Erklärung des dauernden Niedergangs jenes Volkstums reichen alle diese Gründe nicht aus. Vielleicht hat die durch Jahrhunderte geübte Stammeszucht, die bei der Raumbeschränktheit der winzigen Schollen nicht zu vermeiden war, einen entartenden Einfluß geübt, wie gewiß auf der Osterinsel und auf Pitcrain, aber auch der Mangel eines Regenerationprozesses, der unter den brütenden Strahlen jener südlichen Sonne erst recht vonnöten war, scheint keineswegs die letzten Schlüssel zu dem Geheimnis zu geben. Vielmehr stehen die große Kinderarmut und Kindersterblichkeit, in denen die fortschreitende Volksverminderung sich am schärfsten offenbart, in ursächlichem Zusammenhang mit der Sklavenstellung, die das Weib in dem Wirtschaftsleben jener melanesischen Stämme einnimmt.

Eine Mutter, die mit dem kaum wochenalten Säugling an der Brust die schwersten Arbeiten verrichten muß, kann weder diesem genügende Nahrung geben, noch selbst wieder zu Kräften kommen. Die hierdurch hervorgerufene Schwächung der Zeugkraft wird noch gesteigert durch die langen Laktationsperioden, die bis zu zwei Jahren währen. Die Frau unterliegt in diesem Streit der Mutterpflichten mit den rauen Anforderungen des Lebens und gelangt schließlich zu dem Auskunftsmitel, die Zahl der Geburten künstlich zu beschränken; die Tötung der Leibesfrucht, lediglich als eine Folge wirtschaftlicher Not, wird auf den Südsee-Inseln in einem erschreckend großen Umfang geübt. Aber die Schuld trifft ausschließlich die stumpfe Trägheit des Mannes, dem an der Erhaltung seines Blutes weniger gelegen ist, als an seiner eignen Behaglichkeit.

Ist so die Kinderarmut durch die Überbürdung des Weibes mit den Sorgen für Unterhalt und Nahrung erklärt, so führt die Kindersterblichkeit auf dieselbe Quelle zurück. Einmal leidet die Ernährung jedes einzelnen Neugeborenen unter der Kraftlosigkeit der Wöchnerin und stellt seine Lebensfähigkeit in jedem Fall in Frage, dann aber hat die vielhundertjährige Arbeitsvieh-Stellung der Frau das ganze Geschlecht so entnervt, daß es der kräftigsten Lebens- und Fortpflanzungskeime verlustig gegangen ist. Der heilige Bund von Mutter und Kind wird in diesem nur = materiellen Familienleben entweiht zu einem zermalmenden Konflikt zwischen dem Trieb des Hungers und der Liebe, in dem der edlere unterliegt. Die Frau ist dem Mann nur das Geschlechtswesen zur Befriedigung seiner Begierde und außerdem die Sklavin, die für sein leibliches Wohl zu sorgen hat. An den primitiven Anfängen eines geistigen Lebens, wie es in „religiösen“ Bräuchen und Geheimbünden zum Ausdruck kommt, hat das weibliche Geschlecht nicht nur keinen Anteil, sondern darf den „Zauber“ weder sehen, noch von ihm hören oder sprechen. Die Lasttierrolle der Frau ist also mit einer Ausschließung von allen höheren Interessen gepaart; das Weib wird kraft männlicher Schöpferherrlichkeit zu einem Wesen niederer Gattung gestempelt. Dies

erscheint um so unverständlicher, als die das Besitzverhältnis noch ganz bestimmenden Sagen des Mutterrechts so sehr an die Stufe erinnern, in der das Weib als Hüterin des Feuers und Gründerin der Familie den ersten, großen Antrieb zur Entwicklung des Menschengeschlechts gegeben hatte. Gewiß tragen Klima und Boden im letzten Grunde die Schuld, daß sich das Verhältnis des männlichen zum weiblichen Geschlecht auf jenen Inseln so unselig gestaltet hat; denn es fehlten sowohl wilde Tiere, die den Mann zu seiner natürlichen Rolle eines Beschützers von Weib und Kind hingeleitet hätten, als auch die Möglichkeit, durch Zähmung von Pferd oder Rind die Lebenshaltung zu verbessern. Immerhin hätte eine kräftige Rasse einen Ausweg gefunden; daß dies nicht geschah, sondern ein gräßliches Siechtum unter jenen Stämmen Platz griff, muß für uns eine Quelle der Belehrung sein.

Die Natur, die den Leib der Mutter zu dem geweihten Keimbeet ihrer schönsten Frucht, des Menschenkinde, schuf, hat nicht gewollt, daß die Trägerin und Fortpflanzerin ihres edelsten Schöplings zur Frewlerin an der Frucht des eignen Leibes werde, sondern daß sie sie hege, pflege, aufziehe zu immer größerer Vollkommenheit und ausstatte mit den schönsten Regungen des Geistes und des Herzens. Und damit die Frau diese göttliche Aufgabe erfüllen könne, ward ihr in dem Mann der Beschützer und Ernährer an die Seite gestellt, der ihr die Bürde der wirtschaftlichen Sorgen abnehmen soll, auf daß sie ihre ganze seelische und leibliche Kraft der Erziehung derer widmen könne, die als Unterpand der Liebe diese Liebe fortpflanzen zu Kindeskind und Enkelkind, von Geschlecht zu Geschlecht, also erfüllend den heiligen Willen der Natur. Jede Zeit und jede Zone prägt dieses ewige Gesetz zu andern Formen, aber sein Wesen ist unwandelbar: stets wird das Volk das lebenskräftigste sein, dessen Mütter, im Vollbesitz aller geistigen, wissenschaftlichen und künstlerischen Errungenschaften ihrer Zeit und ihrer Rasse, den besten Teil ihres Daseins ihren Kindern geben können. Die eiserne Not zwingt zur Arbeitsteilung, und deren natürlichste Scheidung weist dem Manne die Pflicht der Nahrungsfürsorge für seine Nachkommenschaft und die zu, die ihm unter Schmerzen Kinder gebar. Durch Differenzierung strebt die große Künstlerin Natur zur Harmonie, nach der das ganze All lechzt, und nur durch Differenzierung steigen Völker, Rassen, Stämme, Familien zu höherer Entwicklung, zu Harmonie und Gleichgewicht empor; wo Mann und Weib mit gleicher Geistes- und Herzensbildung ihren Pflichtenkreis nach dem natürlichen Gesetz der geschlechtlichen Eigenart scheiden und doch ihr geteiltes Wirken zu dem einen Zweck vereinen, ein gesundes und sittliches Geschlecht heranzuziehen, da atmet auch die differenzierte Arbeit beseligende Harmonie, da klingen des Lebens weiche und harte Akkorde aus in Ruhe und Frieden.

Daß die moderne Frauenbewegung in ihren gesunden Schöplingen die Verwirklichung dieser idealen Stellung der beiden Geschlechter zu einander anstrebt, die natürlich nur dann möglich ist, wenn gerade die Frau, als die Erzieherin der Nachkommenschaft, die Bestalin unsrer geistigen und sittlichen Kultur ist, dünkt mich der sicherste Beweis für die Lebenskraft und Lebenslust der germanisch-angelsächsischen Rasse. An den Geizen erkennt man nur die strotzende Lebensfülle dieses jungen Meeres unsrer modernen Kultur, deren ungleich höhere Entwicklungsstufe natürlich ganz andere Kreise für den weiblichen und männlichen Pflichten- und Arbeitsbereich zieht, als die hilflosen Anfänge eines Wirtschaftslebens, wie es unter den Papuas Neu-Guineas heute noch statt hat. Aber der Kernpunkt der Frage — und das sollen wir aus dem Vergleich lernen — bleibt unwandelbar, wenn auch ihre äußeren Erscheinungsformen durch einen Abstand von Jahrtausenden getrennt sind: die von der Natur gesetzte Scheidung zwischen Mann und Weib müssen wir achten; daraus aber eine minderwertige Stellung der Frau ableiten, bedeutet Frevel gegen die Natur und wird sich furchtbar rächen, gleichviel ob ein stumper Wilder sein Weib zur gehegten Sklavin erniedrigt, oder der Kulturmensch des ausgehenden Jahrhunderts den Frauen die Anteilnahme an den Errungenschaften des Geistes und der Kunst versagen möchte, um sie selber um so unbeeinträchtigt genießen zu können. Jeder, der an die Heiligkeit der Natur und der Menschheit als eines Teils der Allmacht glaubt, kann die Selbst-

befreiung des Weibes aus unwürdigen Ketten, in die es vom nackten Egoismus des Mannes und von dem Schlandrian des Herkommens gezwängt war, deshalb nur als die gesundeste Auflehnung wider die Sünde an der Natur begrüßen, eine Sünde, die durch schöne Namen aus Bibel und Koran mit nichts geheiligt wird.

Das geknechtete Weib des armfeligen Naturvolks besitzt schwerlich die Kraft, weder die der Erkenntnis, noch die des Instinkts, sich gegen die unwürdigen Fesseln aufzulehnen, in die sie die schönste Selbstsucht des männlichen Geschlechts schloß, und wird deshalb samt der ganzen Rasse im Elend verkommen, wenn nicht der kulturbringende Weiße die Wurzel des Übels richtig erkennt und bei Zeiten auf Mittel zu seiner Ausrottung sinnt. Es ist bezeichnend für die Wichtigkeit, die der Frauenfrage auf jenen Südsee-Inseln beizumessen ist, daß ihr bester Kenner, der langjährige Gouverneur von Britisch-Neu-Guinea, in allen seinen Verwaltungsmaßregeln den Grundsatz zur Geltung bringt, die Stellung der Frau zu heben, damit der Kulturstand der ganzen Rasse verbessert werden könne. Dahin zielen strenge Verbote gegen die Rauferei, gegen die Vielweiberei, gegen die Kindertötung und Abtreibung der Leibesfrucht, gegen die physische Überbürdung der Wöchnerinnen und auf der andern Seite Bestimmungen über die Versorgung von Waisen und Witwen durch die Gemeinden oder durch die britischen Behörden. Es ist diesem Manne, der in den Missionen, vor allem in den weiblichen Mitgliedern derselben, die besten Erzieher jener primitiven Naturvölker erblickt, heiliger Ernst, „dem Papua des dunklen Inselreichs“ wirklich das Licht einer höheren Gesittung zu bescheren; als grundlegende Voraussetzung für die Erfüllung dieser Sendung der weißen Rasse hat er die Befreiung des Weibes von unwürdigen und unnatürlichen Fesseln erkannt und ihre Durchführung mit seiner ganzen Thatkraft und Umsicht in die Wege geleitet. Dabei ist er nicht davor zurückgeschreckt, das Weib auch in der schwarzen Haut so sehr zu achten, daß er seine Hingabe an das geschlechtliche Bedürfnis des Weibes in seinem Machtbereich untersagte, wiewohl er sich damit gegen alles Herkommen tropischen Europäerlebens auflehnte. Aber der sittenstrengen und menschenkundigen Kolonialpraktiker zog nur die folgerichtige Konsequenz seiner Erkenntnis, daß eine Veredelung der Papuarasse nur möglich sei, wenn auch der Weiße die Ehre der schwarzen Mädchen und Frauen achte und so seine tiefer stehenden männlichen Genossen ein Gleiches lehre. Eheliche Verbindungen zwischen weißen Händlern und schwarzen Frauen sind natürlich nicht ausgeschlossen; aber sie sollen vor dem Gesetz zu Recht bestehen.

Im deutschen Südseegebiet hat man auch noch nicht im entferntesten daran gedacht, die tiefen sittlichen und wirtschaftlichen Schäden, die aus dem ungleichen Verhältnis der Geschlechter entstehen, wohlthätig zu beeinflussen. Im Gegenteil! Der Weiße bringt aus den lüsternten Winkeln der nordischen Großstadt nur die Lust und Gier mit, dort draußen seinem Geschlechtstrieb ohne Maß und Ziel zu fröhnen, und scheut sich keineswegs, dem feilen Vater 10 Silberlinge zu zahlen, um seine Sinne ein Weilchen an den Reizen der eben erblühenden Tochter zu kitzeln. Die ohnehin schon würdelose Sklavensstellung der Frau wird solcherweise nur noch verschlimmert: das Weib wird vollends zur Ware, ohne jegliche freie, menschliche Selbstbestimmung. Wohin das in Verbindung mit der physischen Überbürdung der Frau führt, zeigt das Siechtum jener Südseevölker zur Genüge, und womit es schließlich enden wird, das lehrt die Geschichte und sagt uns der gesunde Menschenverstand, wenn das Gefühl es nicht zuraunt.

Dabei liegt die Erhaltung jener Südseevölker im ureigensten wirtschaftlichen Interesse ihrer neuerlichen Schutzherrn, und wenn die Gebote edler Menschlichkeit jenseits der Linie keine Geltung mehr haben, dann sollte doch die Rücksicht auf das Geschäft den handelnden und pflanzenden Südsee-Europäer bewegen, allen Ernstes eine Hebung der wirtschaftlichen und physischen Leistungsfähigkeit seiner schwarzen Untertanen zu erstreben, indem er den Mann zur Arbeit zwingt und die Frau aus ihrem finstern Sklavenjoch löst zu freier Bethätigung der heiligen Triebe, die von der allmächtigen Natur ihr in den Busen gepflanzt sind.



Luise Lenz-Heymann und der Allgemeine Deutsche Frauenverein.

Von

Auguste Schmidt.

Nachdruck verboten.

Im Februar 1885 erhielt Frau Luise Otto-Peters, die erste Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, einen Brief von einer Dame aus Bern, der ihr ein Geschenk von 1000 Mark für den Stipendienfonds des Vereins ankündigte. Die Schreiberin des Briefes war Frau Lenz-Heymann, von der Luise Otto schon früher durch Frau Guillaume-Schack viel Gutes gehört hatte. Frau Guillaume hatte die Dame als eine geistig bedeutende Persönlichkeit geschildert, die völlig frei von landläufigen Vorurteilen sei und ihre reichen Mittel theils zur Linderung der Noth, theils zur Förderung wissenschaftlicher Frauenbestrebungen verwende. Da Frau Lenz die sofortige Verwendung ihres Geschenks gestattet hatte, so wagte es der Vorstand, Ostern 1885 die ersten Stipendien zu erteilen. Nachdem Frau Lenz Mitglied des Vereins geworden war, sprach sie den Wunsch aus, daß der Verein so schnell als möglich die juristische Persönlichkeit erlangen solle, denn sie beabsichtige dem bereits 1879 gegründeten Stipendienfonds größere Summen zuzuwenden. Im Mai 1885 fand zu diesem Zweck eine außerordentliche Generalversammlung statt, und wenige Wochen später erfolgte ein Geschenk von 20 000 Mark, von denen jedoch nur die Zinsen verbraucht werden sollten. Zu der ordentlichen Generalversammlung im Oktober des Jahres brachte Fräulein Dr. Bayer weitere 30 000 Mark und ein geschlossenes Depot mit 150 000 Mark in Staatspapieren, die später dem Verein zufallen sollten, wenn die Verwendung der bisherigen Schenkungen den Anschauungen der hochherzigen Geberin entsprechen würde. Inzwischen waren die Vorsitzenden des Vereins in nähere Beziehungen zu Frau Lenz getreten und hatten die Ansichten des Vorstandes ihr mitgeteilt, die glücklicherweise mit denen von Frau Lenz übereinstimmten.

Die Erfahrung hatte nämlich gezeigt, daß vollständig mittellose Frauen unter den gegenwärtigen Verhältnissen nur bei außerordentlicher Begabung studieren sollen, denn für die Frauen ist es noch viel schwieriger als für die Männer, durch wissenschaftliche Thätigkeit genügenden Erwerb zu finden. Es wurde daher bestimmt, daß die jährlichen Stipendien in der Regel nicht 400 Mark übersteigen sollten; dieser Zuschuß sollte das Studium erleichtern, nicht ermöglichen. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein ist wegen dieser Bestimmung oft angegriffen worden, aber der Vorstand glaubt auch fernerhin nicht von dieser Bestimmung abweichen zu können, wird jedoch wie früher, soweit es die Mittel erlauben, Ausnahmen zu machen wissen.

Wir erfuhren später von Frau Lenz, daß sie es war, die seiner Zeit der Universität Heidelberg 200 000 Mark, deren Zinsen zu Stipendien für weibliche Studierende verwendet werden sollten, angeboten hatte, wenn sie Frauen zuließe; aber die Universität verweigerte damals die Annahme.

Frau Lenz nahm nun an den Unternehmungen des Vereins den lebhaftesten Anteil. Ihr klares Urteil, ihre lebhafte Empfindung fühlte sich besonders zu Luise Otto hingezogen. Sie teilte ihr mit, daß ihr Vermögen hauptsächlich von ihrem Manne stamme, mit dem sie in kurzer, glücklicher Ehe gelebt hatte. Ferdinand Lenz war 24 Jahre älter als seine Frau, aber das innigste gegenseitige Verständnis verband diese beiden großen Menschen, die ihre Lebensaufgabe in einer ununterbrochenen Wirksamkeit für das Gemeinwohl sahen. So machte denn auch Ferd. Lenz, der 1880 starb, seine Gattin zur Universalerin, ihr die weitere Ausführung seiner Pläne überlassend. Dieses Vermächtnis hat Frau Lenz treu erfüllt. Die letzten neunzehn Jahre ihres Lebens gehörten fast ausschließlich ihrer menschenbeglückenden Arbeit.

Sie bewohnte in Bern ein einfaches Landhaus in schönster Lage, unternahm aber aus Gesundheitsrücksichten öfters Reisen; so brachte sie mehrere Winter in Italien zu. Ihr Haushalt war äußerst einfach, denn sie liebte die Einfachheit und wollte außerdem mehr und mehr Mittel für ihre soziale Hilfsfähigkeit gewinnen. Obgleich sie nie persönlich in einem Verein gewirkt hatte, so erkannte doch ihr scharfer Blick sehr bald, wo es in der Leitung eines Vereins fehlte. So kam sie immer wieder darauf zurück, daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein sein Organ „Neue Bahnen“ den Mitgliedern gratis geben müsse, wolle er eine feste Verbindung der über Deutschland verbreiteten Mitglieder untereinander und mit dem Vorstand erzielen. Um dem Verein für die Durchführung dieses Plans einige Mittel zu verschaffen, kaufte sie sich und eine Reihe anderer Frauen als lebenslängliche Mitglieder ein. Schon im ersten Jahre nach der Durchführung ihrer Idee zeigte es sich, daß ein weit regeres Leben inmitten des Vereins entstand und der Kreis der Mitglieder sich erweiterte.



Luise Lenz-Heymann.

Im März 1888 erteilte Frau Lenz uns die Erlaubnis, weitere 80 000 Mark dem Depot zu entnehmen. Die Zinsen waren zur Beihilfe für Gymnastikkurse bestimmt; bis zur Errichtung derselben sollten sie zu Stipendien verwendet werden. Frau Lenz billigte es vollkommen, daß der Verein die Gründung von Gymnastikkursen noch verschob. Gerade das vorsichtige Fortschreiten des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins hatte das Vertrauen der klugen Frau gewonnen.

Bisher hatte noch kein Mitglied des Vorstandes Frau Lenz persönlich kennen gelernt. Als im Herbst 1891 die Generalversammlung und der Frauentag in Dresden stattfand — Luise Otto war leider durch Unwohlsein an der Teilnahme verhindert —

erfahren wir, daß Frau Lenz sich unter den Zuhörerinnen befinde und mit äußerster Aufmerksamkeit den Verhandlungen folge. Frau Lenz gestattete, daß der Vorstand ihr am andern Morgen seinen Besuch machte, sprach ihm ihre volle Befriedigung über den Verlauf des Frauentages aus und erwiderte auf die warmen, ihr geäußerten Dankesworte: „Ich werde treu zum Verein halten, wenn dieser an seinen Prinzipien festhält.“ Wenige Monate später erging an Luise Otto und mich die Einladung, uns während des Sommers einige Wochen bei Frau Lenz aufzuhalten. Luise Otto fühlte sich leider schon damals nicht kräftig genug, eine so weite Reise zu unternehmen und schlug daher Frau Lenz vor, anstatt ihrer Frau Anna Schmidt mit einzuladen. Diese sei in alle Angelegenheiten des Vereins eingeweiht und nur deshalb nicht in den Vorstand gewählt worden, weil es nicht gut angehe, daß zwei Schwestern in demselben Vorstand Sitz und Stimme haben. Die Einladung wurde nun an meine Schwester gerichtet und von ihr angenommen. Im Juni 1892 traten wir die Reise an und verlebten drei Wochen im Hause der gütigen Gastfreundin. Diese Zeit ließ die herzlichsten Beziehungen zwischen uns entstehen; wir lernten erst jetzt die unvergleichliche Opferfreudigkeit und Menschenliebe von Frau Lenz ganz erkennen. Daß sie den läglich zahlreich einlaufenden Bettelbriefen gegenüber nicht von Ekel überwältigt wurde, sondern fortfuhr, mit Heiterkeit Gutes zu spenden und auch denen, die nicht ohne Schuld waren, reichlich zu geben, erschien uns wahrhaft bewunderungswürdig. Schon damals fragte Frau Lenz uns, ob wir im Falle ihres Todes bereit sein würden, nach Bern zu kommen, um die Einleitung der Vollstreckung ihres Testaments zu übernehmen; das Versprechen wurde gegeben.

Im Jahre 1893 benachrichtigte Frau Lenz meine Schwester, daß sie ihr den Depotschein über die deutschen Kapitalien, die ausschließlich zu Stiftungen und Geschenken verwendet wurden, zusenden wolle; was bei ihrem Tode von diesen Kapitalien noch vorhanden sei, solle dem Allgemeinen Deutschen Frauenverein gehören. Folglich sind diese Kapitalien als eine Schenkung aus dem Jahre 1893 zu betrachten. Aus diesem Fonds sind auch die Stiftungen geflossen, die der Verein Frauenbildung-Frauenstudium in den letzten beiden Jahren erhalten hat. Dieser Verein hat vornehmlich seiner Vorsitzenden, Fräulein Dr. Anna von Doemming, diese Schenkungen zu verdanken, denn ihre Persönlichkeit hatte Frau Lenz großes Vertrauen und herzliche Achtung eingeflößt. In den letzten Jahren hat dann Frau Lenz noch zahllose Schenkungen an Wohlfahrtsanstalten jeder Art gemacht, zum größten Teil in ihrem engeren Vaterland, dem Großherzogtum Baden. An vielen Orten Badens hat sie Frauenvereine zu Unterstützungs- und Bildungszwecken gegründet, und stets bemühte sie sich, die Frauen an selbständiges Handeln zu gewöhnen. Auch ein schweres, immer stärker auftretendes Nierenleiden konnte sie nicht verhindern, ihre umfassenden Arbeiten selbst zu erledigen. Erst in den letzten Monaten hat sie ihrer treuen Gefährtin und Pflegerin, Fräulein Agathe Merz, einen Teil ihrer Arbeit übertragen. Trotz der sorglichsten Pflege schloß diese seltene Frau schon am Abend des 23. November die Augen, die so klar in das Leben geschaut hatten. — Noch an demselben Abend reisten wir nach Bern; wenige Wochen vorher hatten wir unser früher gegebenes Versprechen erneuern müssen.

Es war eine traurige Aufgabe, den Haushalt aufzulösen, aber wir drei Vollstreckerrinnen des Testaments (die dritte war Fräulein Merz) handelten in voller Übereinstimmung und in steter Erinnerung an die Wünsche der teuren Verstorbenen

Bei Eröffnung des Testaments stellte es sich heraus, daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein zum Universalerben ernannt worden war. Er hatte beträchtliche Legate auszuzahlen, aber er darf trotzdem hoffen, eine ansehnliche Summe für seine Zwecke zu erhalten. Die Ferdinand und Luise Lenz-Stiftung wird inklusive der früheren Schenkungen über eine halbe Million (Nominalwert) betragen.¹⁾

Das Haus mit seinem großen, parkähnlichen Garten wurde dem Kanton Bern geschenkt. Der Besitz soll verkauft, und aus seinem Erlös (150 000 bis 200 000 Frs.) soll eine Schweizer Ferdinand und Luise Lenz-Stiftung begründet werden, deren Zinsen ebenfalls zu Stipendien für Studentinnen der Medizin, Chemie und Pharmacie verwendet werden sollen. Nur Frauen sollen diese Stiftung verwalten; das Testament ernannte acht Berner Bürgerinnen, die Frau Lenz bekannt und vertraut waren, zu Mitgliedern des Komitees. In dem ganzen Testament kamen nur die Namen von Frauen vor.

Mit höchster Besonnenheit hat die Verstorbene jeden einzelnen Punkt so klar bestimmt, daß eine Anfechtung des Testaments von vornherein unmöglich erschien.

Die getreue Arbeiterin hat ihr Lebenswerk vollendet und darf nun ruhn. Sie hatte, obgleich am Anfang des Jahrhunderts geboren (1825), den Charakter der Gegenwart klar erkannt, und wie warm auch ihr Herz schlug, sie folgte doch in allem, was sie unablässig für andere that, stets ihrer stark entwickelten Intelligenz. „So sehr ich bereit bin, das Studium der Frauen zu unterstützen,“ sagte sie einst, „so weiß ich doch, daß nicht die gelehrten, sondern die intelligenten Frauen die Forderungen der Zeit erfüllen werden. Eint sich das Wissen mit klarer Erkenntnis, dann wird freilich die Frau das Höchste erreichen.“

Ihrem strebsamen Geist hatte das stille Pfarrhaus, in dem sie aufwuchs, und die spätere Entwicklung ihres Lebens die tiefere wissenschaftliche Bildung versagt, aber als sie dann an der Seite eines hochgebildeten Mannes leben durfte, da hat sie mit kraftvoller Energie nachgeholt, was sie in der Jugend nicht zu erreichen vermochte. Und so steht sie vor uns als ein Ideal praktischer Tüchtigkeit, hoher Einsicht und der seltensten Menschenliebe. Ihr Andenken sei gesegnet.

¹⁾ Was die auf unsren Wunsch erfolgten Mitteilungen der hochverdienten Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins nicht enthalten, das verraten einige Ausdrücke des Testaments der Frau Lenz: daß es vor allen Dingen ihr unumstößliches Vertrauen zu den Schwestern Auguste und Anna Schmidt war, das dem Verein die großen Schenkungen erwarb. Es heißt dort: „Ich setze voraus, daß die Schwestern Schmidt von Leipzig nach meinem Tode in Person anwesend sind und alles so mit Fräulein Merz ordnen, wie ich es mit vollem Vertrauen von so edlen und gerechten Charakteren erwarten darf.“

H. L.



Am Mummelfall.

Novelle

von

Anna Beyer.

Nachdruck verboten.

Auf dem Kamm des Gebirges schritt ein Wanderer. In stundenlangem Marsch auf steil aufwärtsführendem Wege vom Thale heraufgekommen, spürte er doch keine Ermüdung. Die Daumen zwischen die den Tornister haltenden Riemen geklemmt, bog er die junge Brust voll heraus. Sein blitzender Blick schweifte entzückt umher. Wie liebte er doch das zwerghige Kieferngebüsch, die braunen, sumpfigen Wiesen, die ihn umwallenden Nebel auf der Höhe!

Sein Weg aber führte ihn abwärts, hinein in die bewaldeten Berge, wieder zu Thal. Er mußte eilen, denn schon neigte sich der Tag, und er war noch lange nicht am Ziele. Weiter unten fand er einen Begleiter, einen geschwätzigen, lärmenden Burschen, den Bergfluß, der in immertwährenden Sprüngen und oft in prächtig aufrauschenden Fällen über das Felsengeröll eilte.

Endlich verstärkte sich das Rauschen; es kam näher und näher, und nun stand er vor dem Mummelfall. Dort in dem Häuschen wollte er rasten für die Nacht, war ihm doch die Mummelfee als gute Wirtin und saubere Haushälterin genannt.

Der alte, weißhaarige Mann, der bei seinem Nahen eine Drehorgel in Bewegung setzte, war ihm eine gewohnte Erscheinung in dieser Gegend. Mit einem freundlichen Wort warf er dem Alten eine Münze zu und nahm dann an einem der vor dem Hause stehenden Tische Platz.

Er war, wie es schien, der einzige Gast. Während er mit dem Behagen des Wanderers, der nach ermüdendem Marsch seinen Ruheort gefunden hat, sein Ränzlein löste, erschien die Mummelfee, wie die Tochter des Wirtes

ringsumher genannt wurde, und fragte nach seinem Begehre.

Die hatte er sich anders gedacht. Nicht etwa, daß sich seine Phantasie irgendwie mit ihr beschäftigt hätte, der Name aber hatte in ihm das Bild einer jungen, hübschen Kellnerin entstehen lassen.

Als sie ging, um seiner Bestellung zu willfahren, folgte ihr sein Auge, und seine Gedanken beschäftigten sich mit ihr. Sie gehörte zu den Frauen, für die sich in ihm beim ersten Blick ein stark ausgeprägtes Gefühl der Zuneigung regte.

Sie war nicht mehr jung, stand gewiß schon auf der Schwelle der Dreißig. Aber es lag über den nicht schönen Formen ein Hauch wehmütiger Reinheit. Die großen, braunen, feuchtglänzenden Augen mit dem etwas starren Blick hatten jenen Ausdruck der Klage und der Sehnsucht, den wir bei edlen Tieren finden, von denen wir ahnen, daß sie so gern über sich hinaus möchten und doch nicht können.

Wenn er in ein solches Antlitz blickte, packte ihn immer für Augenblicke die Wucht der Schmerzen, die Menschen hier auf Erden tragen müssen.

Es lag sonst nicht in seiner Natur, diese Welt als eine Welt des Leidens und der Dual anzusehen; er war ein gesunder, frischer und starker Mensch, der sich sein Schicksal zu gestalten wußte, und sein ganzes Wesen hauchte Lebensfülle und Lebensfreudigkeit.

Aber ein Menschenantlitz voller Schmerz und schwerer Sorge, ein Auge, das die Thräne mehr gewöhnt war als den Schimmer der Freude, hatte über seiner Jugend gewacht. Ihn hatte die Liebe zu Welt und Menschen ein Herz gelehrt, daß in seiner Liebe und

Treue täglich bis aufs Blut verwundet und mißhandelt wurde, seine Mutter.

Vater und Mutter waren ihm lange gestorben, aber noch immer preßten sich seine Zähne aufeinander, wenn er seines Vaters gedachte. Das bis in das Innerste seiner Seele gehende Mitleid mit seiner Mutter aber, die grenzenlose Liebe zu ihr hatten ein Partgefühl gegen die Frauen in ihm großgezogen, das dem sonst so männlichen Manne für Frauen einen unwiderstehlichen Reiz verlieh.

Die Mummelfee erinnerte ihn an seine Mutter, und seine Gedanken schweiften von der einen zur anderen, bis sie durch neu ankommende Gäste in andere Bahnen gelenkt wurden.

Er ging auf die vor dem Fall über den Fluß errichtete Brücke, um sich mit den neu Angekommenen des Naturschauspiels zu freuen. Noch lange stand er, nachdem die anderen längst ihren Weg fortgesetzt hatten, in Betrachtung versunken. Er war ein Maler, und sein Schönheitsdurftiges Auge war gefesselt. Er faßte den Entschluß, einige Tage hier zu verweilen.

Es wurde kühl und fing an zu dunkeln. In der Gaststube bestellte er ein einfaches Abendbrod und ein Lager für die Nacht. Hinter dem Schenktisch saß ein alter, vom Schläge gelähmter Mann mit buschigen Augenbrauen und hängender Unterlippe, der bei seinem Eintritt kaum auffah und laut den Namen Ida rief. Es war der Wirt zum Mummelfall.

Auf den Ruf des Vaters trat die Mummelfee ins Zimmer. Scheltend wies sie der Vater an, besser für die Gäste zu sorgen. Sie erwiderte nichts auf diese Vorwürfe. Das Knurren und Brummen des alten, kranken, unzufriedenen Mannes war etwas Alltägliches, und sie nahm es als unvermeidlich hin.

Mit gesenktem Blick fragte sie den Maler nach seinen Wünschen.

In ihm stieg wieder dasselbe warme Mitgefühl für das Mädchen auf, das ihn beim ersten Anblick beschlichen hatte, und mit all der Liebenswürdigkeit seines Wesens sprach er zu ihr.

Nur kurz und zögernd antwortete sie auf seine Fragen. Bald aber merkte sie, daß

nicht Neugier oder Schwachsucht den Frager trieb, und sie wurde mittheilamer, ohne jedoch aus der Gehaltenheit ihres Wesens heraustrreten.

So erfuhr er denn, daß sie, ihr Vater und der alte Drehorgelspieler oben in den Mansarden ihre Wohn- und Schlafräume hätten, daß nur selten ein Gast hier übernachtete, da die Wanderer es meist vorzögen, in dem nahe gelegenen Dorf zu wohnen.

Sie erzählte ihm auch, daß sie mit ihren beiden Alten seit dem Tode der Mutter auch im Winter hier draußen hause, während sie früher mit dem Ende des Oktobers stets unten ins Dorf gezogen wären.

Eine große Gleichgiltigkeit, ja Müdigkeit lag über allem, was sie sagte, und nur, als er von der Schönheit des Wasserfalles sprach und ihr mittheilte, daß er ihn malen und zu dem Zwecke einige Tage hier verweilen wollte, leuchtete ihr Auge auf.

Das freute sie, daß er das thun wollte.

„Sie haben sich eine schöne Zeit dazu gewählt,“ sagte sie, „er ist lange nicht so lustig gewesen; wären Sie ein paar Tage früher gekommen, er würde Ihnen vielleicht nicht gefallen haben. Er war krank und schlich so träge übers Gestein. Er durstete und wäre fast verschmachtet bei der großen Hitze.“

Staunen über ihre Worte malte sich auf seinem Gesicht.

Sie merkte es und fuhr leicht erröthend fort: „Wissen Sie — der Mummel ist von klein auf mein guter Freund. Ich kenne ihn und weiß, ob ihm wohl ist oder weh. Nun hat's wieder tüchtig geregnet da oben im Gebirge. Noch ein paar Stunden, und er wird schäumen und springen vor Lust. Wenn Sie empfindlich sind, schließen Sie Ihr Fenster, er wird heuer sehr übermütig sein und ein paar Hände voll Wasser an die Scheiben werfen. — Nun muß ich aber Ihre Kammer bereiten.“

Sie stand auf und ging hinaus.

Bei dem trüben Lampenlicht blickte er sich in dem kahlen Raume um. Hinter dem Schenktisch saß noch immer der Wirt und zählte die Einnahme des Tages durch, indem er die Geldstücke langsam aus der einen Hand in die andere gleiten ließ.

In der dunkelsten Ecke hinter dem großen Ofen hatte sich der alte, fast taube Drehorgelspieler niedergekauert und nickte leise vor sich hin. An den Wänden hingen die Fürstenbilder vom Hause Österreich und einige bunte Heiligenbilder. Ein eichener Schrank, der Schenkfisch, einige rohgezimmerte Tische und Stühle, eine lauttickende Schwarzwälder Uhr, das war die ganze Ausstattung des ziemlich großen Raumes.

„Wie es hier ein Mensch nur jahrein, jahraus aushalten kann,“ dachte der Maler, schüttelte dann aber alle Gedanken ab, und den beiden Alten laut eine Gutenacht wünschend, ging er hinauf zur Ruhe. —

Die Wände seiner einfachen Schlafkammer waren in hellem Sonnenschein getaucht, als er am nächsten Morgen erwachte. Ein Tosen und Klauschen in seinem Ohr rief ihm die Erinnerung an den gestrigen Tag und an den Ort, wo er war, ins Bewußtsein.

Mit einem Sprunge stand er auf den Füßen und öffnete das Fenster.

Ein Ausruf der Freude und Überraschung entfuhr ihm. Da war der Fall — wie in tausend und abertausend Diamanten auf breitem, silbernem Grunde glitzernd. Auf der Brücke davor stand die Mummelfee und blickte gleich ihm in das Strahlen und Funkeln.

„Was hat das Mädchen für herrliches, goldblondes Haar!“ dachte er und betrachtete schweigend all die Schönheit zu seinen Füßen.

Von seinem Blick angezogen, wandte sich die Mummelfee ihm zu, und „was hat sie für wunderbare Augen“ war sein nächster Gedanke.

Und vor seiner Seele stand sein neues Bild. So wollte er es malen, den Mummelfall mit der Mummelfee. Das alte Thema vom geheimnisvollen Locken des Wassers, er hatte es aus den Augen des Mädchens gelesen, er wollte es darstellen.

Sofort nach dem Frühstück ging er ans Werk. Freundlich war ihm Ida bei der Aufstellung einer kleinen Staffelei behilflich.

Es ging ihm flott von der Hand, und um die Mittagstunde schon war er mit einem Entwurf fertig. Zutraulich geworden, hatte sich das Mädchen ihm mehrere Male genähert und stillschweigend einige Minuten zugesehau.

Als er ihr die fertige Skizze zeigte, sah sie sehr erfreut aus und sagte: „Im vorigen Jahre war eine Dame hier und zeichnete ihn auch, aber er gefiel mir so gar nicht, es war mir, als hätte sie ihm ein Leid angethan, ich hätte das Bild nicht haben mögen.“

Dabei ruhte ihr Blick begehrlieh auf der Skizze.

„Wollen Sie dies?“ fragte er in einer Aufwallung, dem einsamen, gedrückten Mädchen eine Freude zu machen.

Sie trat erschrocken zurück. „So — so habe ich es nicht gemeint,“ stotterte sie ängstlich.

„Das weiß ich,“ lachte er, „aber gerade darum sollen Sie es haben.“ Und als sie eilig davonlief, rief er ihr unwillig und herrisch nach: „Seien Sie doch nicht kindisch, wollen Sie das Bild haben oder nicht?“

Sein Ton bannte sie, und milder jubr er fort: „Sagen Sie, wäre es Ihnen eine Freude, es zu haben?“

„Eine große Freude,“ antwortete sie leise.

„Nun, da seien Sie nicht thöricht,“ lachte er. „Wenn es trocken ist, hängen wir es in Ihrer Stube auf.“ Und so geschah es. —

Ein Tag nach dem andern verging, und noch immer dachte der Maler nicht an die Abreise. An den Vormittagen saß er vor seiner Staffelei, an den Nachmittagen streifte er umher.

Dem von dem Treiben der Großstadt ermüdeten Geist that die tiefe Einsamkeit hier wohl.

Die von dem Gebirge kommenden Wanderer, die meist nur kurze Zeit hier rasteten, waren ihm eine willkommene Abwechslung und Ablenkung von rastloser Arbeit. Eine große Schaffenslust war über ihn gekommen, allerlei Pläne und Entwürfe stiegen in ihm auf.

Diese erhöhte Lebensthätigkeit verließ seinem Wesen eine Freudigkeit und eine Wärme, deren Reiz sich keiner seiner Hausgenossen entziehen konnte. Der alte Musikant ließ Tag für Tag ein- oder auch zweimal auf seinen wackligen Beinen ins Dorf, um Lederbissen für den Gast aufzutreiben, und auch die verdrossene Miene des Wirtes klärte sich in des Malers Gegenwart auf.

Dem Mädchen aber erschien dies Leben wie ein Traum. Und doch war sie sich noch

nie ihres Lebens zu jeder Stunde des Tages so voll bewußt gewesen wie jetzt.

Ein nie gekanntes Empfinden war es für sie, des Morgens zu erwachen, mit fürsorglichen Gedanken an einen Menschen, für den es eine Freude war zu schaffen, der jede Aufmerksamkeit und jeden Dienst mit einem freundlichen Blick, mit einem anerkennenden Wort lohnte.

Und lange, lange stand sie des Abends, wenn alles im Hause ruhig war, vor dem geschenkten Bilde und überdachte das, was der Tag ihr in der Gesellschaft des Malers gebracht hatte. Jedes seiner Worte wiederholte sie sich, der Ton seiner Stimme, sein frisches Lachen klang ihr im Ohr.

Ihr unerfahrener Sinn erkannte das Neue, Wunderbare nicht, das in ihr zu leben und zu weben anfang, und so gab sie sich dem reinen, seligen Empfinden schrankenlos hin.

* * *

Ein Gewitter war in der Nacht niedergegangen und hatte für den nächsten Tag einen echten, tüchtigen Landregen im Gefolge.

Da der Maler die durchweichten Wege scheute, ging er am Nachmittag nicht aus, sondern setzte sich, nachdem er Pinsel und Bleistift, da ihm nichts recht glücken wollte, mißmutig von sich geworfen, zu der Mummelfee und dem alten Drehorgelspieler in den hölzernen Vorbau des Hauses, um sich bei einer Flasche Wein gütlich zu thun.

In der Gaststube saß der Wirt wie immer unbeweglich hinter seinem Schenktisch. Man hörte ihn durch die offene Thür sich in seiner brummigen Weise mit einem eben gekommenen Holzfäller unterhalten.

In das gleichmäßige Geräusch, das vom Fall herübertönte, mischte sich das des unaufhörlich niederrieselnden Regens. Die ganze Umgebung machte auf den Maler heute den Eindruck trostloser Ode und Verlassenheit, und in seiner lebhaften Art fragte er das Mädchen, ob sie denn im Winter hier nicht vor Langerweile umkäme.

Sie sah ihn an, als ob sie der Bedeutung seiner Frage nachdenke; dann sagte sie: „O ja, still ist es nur. Wir sehen monatelang keinen Menschen weiter, als die Holzarbeiter

aus dem Walde. Die wärmen sich ein paar-mal des Tages in der Stube auf — und dann spricht auch wohl der Förster einmal an. Wenn freilich der Schnee zu hoch liegt, kommt gar niemand. Im vorigen Jahre waren wir im Januar über eine Woche eingeschlossen und konnten nicht aus der Thür.“

„Wir könnten ja unten im Dorfe wohnen“ — fuhr sie nach einer Pause fort — „wir haben dort ein kleines Antwesen, aber der Vater bleibt lieber hier, er mag die Menschen dort nicht, und mir — na, mir ist's ja auch am wohlsten, wenn ich den da drüben höre“ — sie wies nach dem Fall hinüber. „Bange wird's mir nur, wenn er ganz still ist. Aber das kommt nur bei der allerstrengsten Kälte vor.“

Hier wurde sie durch den lauten Ruf des Wirts unterbrochen. Sie erhob sich und schritt ins Haus.

Sein Blick folgte nachdenklich der langsam Dahinschreitenden.

Als sie wieder zu ihm trat, fragte er sie plötzlich: „Sagen Sie, Fräulein Ida, warum heiraten Sie nicht?“

Er fühlte, er würde sie durch diese Frage nicht verletzen. Und er irrte nicht. Es war dem Mädchen, als hätte dieser Mann das Recht, von ihr zu erforschen, was er wollte.

Raum ein leichtes Rot färbte ihre Wangen, als sie ruhig entgegnete: „Ich kann doch den Vater nicht verlassen, und wenn er mit mir käme — sehen Sie, der Vater mit einem Manne, das ginge doch nicht — und dann der alte Engelman, der hat sich auch schon so gewöhnt.“

Es hat mich ja auch bloß ein einziges Mal einer haben wollen, und den — sehen Sie — den konnte ich nicht nehmen.“

Sie schwieg. Als sie des Malers Blick fragend auf sich gerichtet sah, fuhr sie fort: „Das ist schon lange her. Als die Mutter noch lebte. Es war der vorige Förster, und Vater und Mutter wollten gern, daß ich ihn nehmen sollte, und er war ja auch ein ansehnlicher Mann. Die Leute im Walde hatten großen Respekt vor ihm. Da hätte sich keiner getraut, von der Arbeit fortzugehen, wie der da drin, der beim Vater sitzt.“

Sie blickte sinnend vor sich nieder. „Es war ja eigen,“ nahm sie dann ihre Erzählung

wieder auf, „seit ich wußte, daß er mich haben wollte, mußte ich sehr viel an ihn denken, aber es war mir doch nicht wohl, wenn er da war. Er hatte eine tiefe Falte in der Stirn, und sein Auge konnte gar finster dreinschauen. Mit mir war er immer freundlich, aber in seiner Freundlichkeit war so etwas“ — sie stockte und suchte nach dem rechten Ausdruck — „so etwas, was nicht zu ihm paßte.“

Doch wäre ich wohl seine Frau geworden; denn es war ja eine große Ehre — die Mutter hielt es mir alle Tage vor, und ich sah es ja auch ein — aber da war ich eines Tages ins Dorf gegangen, als er gerade beim Vater saß — und die Mutter sagte, das hätte ihn fürchterlich geärgert — und als ich zurückkam, hörte ich einen Hund schrecklich schreien und winseln. Das konnte nur des Försters Hund sein.

Ich lief schnell hinzu, und da stand er und schlug das arme Tier, das ihm wohl nicht sofort gehorcht hatte, ganz unmenschlich. Ich schrie auf, und da ließ er den Hund und richtete sich empor, und ich sah in sein wildes, grausames Gesicht. Das konnte ich nicht wieder vergessen, und auch nicht die breite Blutspur, die auf dem Wege lag, da das arme Tier sich fortgeschlichen hatte. Es lief mir kalt über den Rücken, und immer mußte ich denken, so grausam wie zu dem Hunde wird er auch zu dir sein. Und da sagte ich ihm, daß ich seine Frau nicht werden wollte.

Er ist dann fortgegangen von hier und soll auch bald geheiratet haben.“

Mehr der Ton als der Inhalt ihrer Worte ergriff den Maler, und schweigend saßen die beiden Menschen sich gegenüber.

Wieder lag über dem Antlitz des Mädchens die tiefe Schwermut, die ihm am ersten Tage das Herz so rührte, und um sie beide aus dieser Stimmung herauszureißen, sagte er munter:

„Nun, hoffentlich kommt bald ein anderer, so einer, dem Sie von Herzen gut sein können. Darauf stoßen wir fröhlich an!“

Er füllte dem in der Nähe sitzenden Alten auch ein Glas, und die drei stießen miteinander an.

Der Maler leerte das seine in einem Zuge. Der gute Wein machte ihn froh, und er bestellte eine neue Flasche.

Während Ida ging, um sie zu holen, stand er auf und näherte sich dem Mummelfall. Und heller leuchtete sein Auge, als er dachte: „Du sollst mir ein schönes Bild geben, du und die Mummelsee.“

Der Alte vor seiner Drehorgel blickte ihm nach. Dann liebäugelte er mit seinem Glase, und ein seliges Lächeln um die Lippen, murmelte er: „A guder Minsch, a guder Minsch.“ —

Auch der nächste Tag brachte unaufhörlichen Regen. Des Malers Stimmung schlug um; er brauchte neue Menschen, eine andere Umgebung. Am Abend teilte er dem Mädchen mit, daß er am nächsten Tage weiter wandern wolle.

Wie ein Bild von Stein stand sie vor ihm und starrte ihn an. „Sie wollen fort?“ murmelte sie tonlos.

Ihr Wesen setzte ihn in Erstaunen. Mit einem Gefühl des Unbehagens erwiderte er: „Habe ich Ihnen nicht lange genug zu schaffen gemacht? Sie werden froh sein, wenn Sie den anspruchsvollen Gast wieder aus dem Hause haben.“

Sie wandte sich schweigend ab, einem eben in das Gehöft tretenden, durchnähten Handwerksburschen zu. Ihr war gar sonderbar zu Mute. Wie im Traume ging sie den ganzen Abend umher. Morgen um diese Zeit sollte sie seinen Schritt nicht mehr hören, sein freundliches Lachen war verstummt, seine Bücher und Zeichnungen lagen nicht mehr auf ihrem Platz.

Die Nacht über lag sie und starrte mit weitgeöffneten Augen und schmerzenden Schläfen ins Dunkel, immer nur den einen Gedanken denkend: „Morgen geht er fort, morgen geht er fort.“

Ein heftiger Sturm peitschte die Wolken. Die Sonne stieg hell und klar aus der Tiefe auf.

„Guten Morgen! Ein prächtiges Wandervetter!“ sagte der Maler, als er, zum Abmarsch bereit, in die Gaststube trat.

Schnell nahm er sein Frühstück ein, während dessen Ida allerhand Aufträge auszuführen hatte, die ihr der Vater, der heute wieder ganz besonders mürrisch dreinschaute, in polterndem Tone gab. Dann reichte er den beiden Alten mit freundlichem Ab-

schiedswort die Hand, und sich zu dem Mädchen wendend, sagte er:

„Im nächsten Jahre komme ich ganz bestimmt wieder, schenken Sie mir den Drei- undachtziger nicht aus, auf den lege ich Beschlag. Und nun adieu, Fräulein Ida, ich danke Ihnen nochmals herzlich, nicht immer wird's dem Gaste so wie bei Ihnen. Auf ein fröhliches Wiedersehn übers Jahr!“

Ein Händedruck — und er war gegangen. Leichtem Sinnes schritt er in den hellen Morgen hinein.

Sie aber stand wie festgebannt und schaute unverwandt nach der Richtung, in der er verschwunden war. — Endlich löste sich der gespannte Ausdruck in ihren Zügen, und ein verlorenes Lächeln huschte um die blassen Lippen, die leise flüsterten: „Er kommt ja wieder, im nächsten Jahre kommt er wieder.“

* * *

Der Herbst kam. Im Bergwald tosten die Stürme, der reißende Bergfluß brauste; hochauf spritzten die Wasser des Mummelfalles, er schickte seine feuchten Grüße den Bewohnern des kleinen Hauses in Hof und Stube.

Wie sonst freute sich die Mummelfee über seine lustigen Sprünge. Stundenlang stand sie im Anschauen dieses ihres einzigen Kameraden; jede seiner wechselnden Launen kannte und liebte sie. Zu ihm trug sie ihr Weh, das sie selber kaum verstand, ihr stummes Sehnen, das sie nicht begriff, und sein gleichmäßiges Fließen und Rauschen wirkte auf sie wie der tröstende Zuspruch eines lieben Freundes, sänsigte das wilde Blut und wiegte das Herz in sanfter Hoffnung.

Den langen Abend hindurch saß sie mit ihren beiden Alten um den Tisch, strickte und flickte und las ihnen aus den alten Zeitungen vor, die ihnen dann und wann ein Holzfäller aus dem Dorfe brachte.

Der Vater wurde noch grämlicher und mürrischer, er sprach immer weniger und weniger, bis er endlich ganz verstummte. Eines Morgens, gerade als der erste Schnee gefallen war, fanden sie ihn tot in seinem Bett.

Aus dem Dorf kamen die wenigen Verwandten und Bekannten und trugen den menschenscheuen Mann zu Grabe. Sie redeten

dem Mädchen zu, aus ihrer Einsamkeit unter Menschen ins Dorf zu kommen, aber sie war nicht dazu zu bewegen. An diesem Fleckchen Erde haften ihre Erinnerungen, hier wohnte ihre Hoffnung; die Menschen im Dorf waren ihr fremd geworden, sie scheute sie, wie ihr Vater.

Der alte Engelman wurde jetzt gesprächig. Der Wirt mit seinem finstern, verdrücklichen Wesen hatte ihm die Zunge gebunden, und scheu und stumm wie ein verprügelter Hund hatte er meist träge vor sich hindämmernd, in der Ofenecke sitzend, den Tag verbracht.

Ida wußte, daß er es gut mit ihr meinte, und geduldig ertrug sie sein oft sinnloses Schwatzen. Eines Tages sprach er von dem Maler.

„Doas war a schöner Minsch, a guder Minsch,“ sagte er, „un nich so wie die andern. De schmeiß en a Nickel hin wie en alten unnützen Hund, däm ma aus Gnaden 's Läba gunnt. Un doas san nich emol de schlimmsten. Manch ener sitt mer ahn, wie wenn a mi am liebsten mecht wegschieba mit de Fieße. Där oaber setzt sich mit en uff an Banke un hiert uff en un redt mit en wie en Minsch mit'n andern.“

Als er merkte, daß sie ihm aufmerkamer zuhörte als gewöhnlich, schwatzte er weiter von den Tagen, da der Maler dagewesen, lauter Kleinigkeiten und Einzelheiten, die ihr genau bekannt waren und von denen zu hören ihr doch so lieb war.

Von dem Tage an wurde der Maler und sein Thun und Wesen das tägliche Gespräch der beiden, und ihr Glaube, daß er im Sommer wiederkommen würde, war unerschütterlich.

So verging der Winter. Die Frühlingssonne schmolz den Schnee und machte Wege und Stege frei, der Juni kam und mit ihm die Sommergäste. Der Alte stand wieder an seiner Drehorgel, und die Mummelfee ging mit ihren Flaschen und Gläsern wieder hin und her.

Der Juli verging; man war schon in der Mitte des August, und noch immer hatte der erwartete Gast seinen Einzug nicht gehalten.

Da endlich eines Nachmittags, als Ida eben die Tische vor dem Hause säuberte, hörte

sie eine Stimme, deren Klang ihr durch Mark und Bein ging, und sich umwendend erkannte sie den, in dem ihr Ich ganz aufging.

Frisch und männlich, mit fröhlichen Augen, stand er vor ihr und schüttelte ihr die Hand. „Da bin ich,“ sagte er, „ist mein Zimmer frei? Was macht der Dreiundachtziger?“

„Es ist alles in Ordnung, wir warten schon lange auf Sie,“ sagte sie so ruhig, als ihr möglich war.

Dann lief sie ins Haus, um den Gast zu bedienen. Es war ihr, als flöge sie. „Er ist da,“ jauchzte sie dem Alten zu, der befriedigt mit dem Kopfe nickte.

Ja, er war da! Es war derselbe, der bei ihr war, wo sie ging und stand. Das war die geliebte Gestalt, der stolze Kopf, das waren die vollen, lachenden Lippen, die blitzenden Augen — und doch, wie fremd erschien er ihr!

Sie kannte sich nicht aus, und scheu und schüchtern hielt sie sich von ihm zurück — und spähte doch stets nach ihm und folgte ihm mit Auge und Ohr.

Er merkte ihr verändertes Wesen, doch schrieb er es dem Eindruck zu, den der Tod des Vaters auf sie gemacht hatte. Auch hatte er diesmal nicht Zeit, sich mit den Bewohnern des Mummelfalles zu beschäftigen, er hatte Freunde mitgebracht, die unten im Dorfe wohnten.

Am nächsten Tage schon kamen diese herauf. Es war ein älterer, vornehmer Herr und zwei Damen, die man sofort als Mutter und Tochter erkannte.

Als der Maler sie den Weg heraufkommen sah, sprang er lebhaft auf und ging ihnen eiligen Schrittes entgegen. Er begrüßte sie in seiner freien Weise, in seiner Haltung aber und in seinem Tone lag, wie Idas scharf beobachtendes Auge wohl bemerkte, nicht nur die gewöhnliche Höflichkeit und Freundlichkeit, sondern eine tiefe Ehrerbietung.

Während Ida fort war, um die von den Angekommenen bestellten Erfrischungen zu holen, gesellte sich noch ein junger Mann zu ihnen, der im Alter des Malers stehen mochte. Ida hielt ihn wegen der Ähnlichkeit mit der jungen Dame für deren Bruder.

Das schöne Wetter lockte heut die Sommerfrischler zum Mummelfall, und Ida hatte alle Hände voll zu thun, die Gäste zu befriedigen. Mechanischer als je that sie ihre Pflicht. Eine heimliche Gewalt zog sie immer wieder in die Nähe des Tisches, wo der Maler mit seinen Freunden saß.

„Das ist also der Vorwurf zu Ihrem Bilde,“ hörte sie den alten Herrn sagen, indem er nach dem Falle hinüberwies. „Entschieden schön! Nur diese Mummelsee weicht von der Ihrigen bedenklich ab.“ — Er lächelte. „Warum haben Sie eigentlich das Bild nicht ausgestellt, es war doch ziemlich vollendet, als ich Sie in Ihrem Atelier besuchte.“

Eine Falte des Unmuts zeigte sich zwischen den Brauen des Malers, die aber sofort wieder schwand, als er entgegnete:

„Es ist mir nicht gelungen, die Stimmung so zum Ausdruck zu bringen, wie ich sie in mir trug. Darum hauptsächlich zog es mich dieses Jahr wieder hierher; ich wollte mir die alte Stimmung, die alte Lust wiederholen.“

Und für Ida unverstänlich fügte er hinzu: „Ich bekomme die Augen nicht heraus, die Augen, die das Mädchen an dem Morgen hatte, da mich die Idee zu meinem Bilde ergriff, Augen so voll Schwermut, so voll Sehnsucht nach Erlösung von einem Leben, das kein Leben ist, so voll Hingebung an ein Ungebahtes, Unerkanntes, das hinter diesem Leben liegt — so voll . . . ja, ich kann's nicht sagen, doch glaubte ich es malen zu können und mußte sehen, daß ich wieder einmal nicht konnte, was ich wollte.“

„Auch einmal nicht konnte, was ich wollte,“ verbesserte die alte Dame.

Und lächelnd fuhr sie fort: „Es ist Gott sei Dank dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. — Nun laßt uns aber den Fall von der Brücke aus in der Nähe sehen, und dann wollen wir noch ein Stückchen hinaufgehen, vielleicht kommen wir heute noch auf den Ramm.“

Alle lachten, und die ernste Stimmung war vorüber.

Sie gingen auf die Brücke, und Ida, die ins Haus gerufen worden war, stand an dem Fenster der Gaststube und blickte zu ihnen hinüber. Sie sah, wie der Maler mit aus-

gestrecktem Arm nach dieser und jener Richtung wies, sah, wie Vater, Mutter und Sohn die Brücke verließen, und wie der Maler mit der jungen Dame allein zurückblieb.

Ein eisiges Gefühl kroch ihr ans Herz beim Anblick der beiden hohen, schönen Gestalten.

Sie sprachen lebhaft miteinander, jetzt sahen sie sich ins Auge — lange, lange — es dünkte Ida eine Ewigkeit, und dann senkte das junge Mädchen den Blick und verließ hastigen Schrittes die Brücke. Der Maler folgte ihr.

Wie von einem Ab befreit atmete Ida tief auf, und dann zum Bewußtsein ihrer selbst kommend, ächzte sie, zu Tode erschrocken: „Mein Gott, was ist mir denn? Herr Gott erbarm' dich meiner!“ Am ganzen Leibe bebend eilte sie hinaus.

Eine Woche verging. Nur wenig hielt sich der Maler im Gasthause oder in dessen Nähe auf; er arbeitete fast garnicht, sondern machte mit seinen Freunden nähere oder weitere Ausflüge. Eines Abends teilte er Ida mit, daß er am nächsten Tage die Familie über das Gebirge geleiten wolle, daß er aber noch einmal wiederkehren und mit seinem Freunde noch ein- oder zweimal am Mummelfall übernachten würde.

Zwei Tage blieb er aus. Am Spätnachmittage des dritten sah Ida, die immer nur das eine dachte und fühlte, die beiden jungen Männer den Thaltweg herunterkommen.

Der Maler war in freudiger Erregung. Sobald er ins Gehöft trat, rief er laut nach Wein und Gläsern.

In lebhaftem Gespräch saß er mit seinem Freunde zusammen. Sein lustiges Geplauder und sein fröhliches Lachen, das für Ida sonst eine Herzensfreude gewesen, schnitt ihr heute in die Seele.

Plötzlich rief er sie an.

„Fräulein Ida, wir sind hier beide so gute Kameraden gewesen, und vor guten Kameraden hat man keine Geheimnisse, Sie sollen die erste sein, die es hört. Sehen Sie hier!“

Damit enthüllte er eine Photographie und hielt sie ihr hin.

„Meine Braut!“ Fast jauchzend kam das Wort über seine Lippen.

„Meine Schwester,“ fügte der andere lächelnd hinzu.

Ida zuckte nicht zusammen, sie erröte nicht, aber wie ein dichter, dunkler Schleier legte es sich über ihre Augen, und statt eines Glückwunsches kamen mechanisch und tonlos die Worte über ihre Lippen: „Wünschen Sie noch Wein?“

Erstaunt blickte der Maler sie an. Sie aber wandte sich schnell ab, und er rief ihr lachend zu: „Ach so, Sie meinen, zu einer Verlobung gehöre der Wein, wie der Mann zum Weibe. Recht so! Also bringen Sie nur, und noch zwei Gläser, bitte, für Sie und den alten Engelmann, Sie sind heute meine Gäste und sollen sich mit mir freuen.“

Die Stimmung der beiden wurde immer fröhlicher und ausgelassener. Zuletzt forderten sie von dem Alten die beiden Tänze, die er auf seiner Drehorgel hatte, umschlangen sich und drehten sich im Takte.

Plötzlich aber ließ der Maler seinen Freund stehen und rief lachend zu Ida hinüber: „Am Mummelfall hat doch aber das erste Recht zum Tanz die Mummelsee.“ Und mit einer tiefen Verbeugung stand er vor ihr und wollte sie umfassen.

Sie wich erschrocken zurück, und in ihren Augen, die groß und voll auf ihn gerichtet waren, lag soviel Qual und Verzweiflung, daß er tief betroffen die Arme sinken ließ.

Er sah ihr in das blasse Gesicht, sah den wehen Zug um den Mund — und ein sonderbares Gefühl stieg in ihm auf. Wie eine Schuld legte sich's auf seine Seele. Vor seinem Geiste stand das Bild seiner Mutter.

Ernst und ganz ernüchtert murmelte er: „Verzeihen Sie mir, Sie sind krank, ich wußte es nicht.“

Sie nickte und ging stumm hinaus.

Auf den fröhlichen Abend folgte für den Maler eine unruhige Nacht.

Eine peinigende Erkenntnis war über ihn gekommen. Er rief sich das Benehmen des Mädchens von Anfang an ins Gedächtnis zurück, und immer neue Bestätigung wurde ihm. Und wenn er sich auch sagte, daß er an eine solche Möglichkeit nie gedacht und keine Schuld daran trage, seine feinfühlende und

mitleidende Seele konnte sich von dem auf ihr lastenden Drucke nicht befreien.

Es litt ihn nicht länger im Hause.

Am frühen Morgen schon stand er in der Gaststube, zum Ausbruch gerüstet. Er bat Ida, seinem Freunde zu sagen, daß er ihn im Dorfe, im Wirtshaus bei der Kirche erwarte. Dann reichte er ihr die Hand und sagte herzlich und warm:

„Und nun leben Sie wohl, Fräulein Ida, ich werde noch oft an Sie denken, in Jahr und Tag werde ich auch einmal wiederkommen. Gesundheit und Glück sei Ihnen beschieden. Auf ein fröhliches Wiedersehen!“

Ihre Hand erwiderte leicht seinen Druck, ihr Blick aber vermied den seinen, und ihre Lippen flüsterten: „Leben Sie wohl.“

Dann schritt er fort.

Ein fremder Wille zwang ihn, sich noch einmal umzutwenden.

Dort stand sie in vorgebeugter Haltung, die Hände halb von sich gestreckt, und ihre Augen folgten ihm.

Was war das? Da waren sie ja, die Augen, die er am ersten Morgen bei ihr gesehen hatte, nur viel greifbarer, deutlicher, die sehnüchtigen, unirdischen Augen, deren Ausdruck er gesucht und nicht wiedergefunden hatte.

Wie ein Ruf der Freude kam es von seinen Lippen. In diesem Augenblick siegte der Künstler in ihm über den Menschen, und klar und fest blickte er auf das im Übermaß des Gefühls vergehende Mädchen.

Da ließ sie die Arme schlaff zur Seite sinken und wandte sich von ihm.

* * *

Wieder kam der Herbst mit seinen nächtlichen Stürmen und seinen langen Abenden, und wieder kam für die Bewohner des Mummelfalles die große Einsamkeit. Und wie im vorigen Jahre ein Menschenleben aus diesem Hause der irdischen Zeitlichkeit sich entrang, so auch in diesem, nur erlosch jenes wie ein ausgebranntes Licht nach den Gesetzen der Natur, dieses aber rief in Qual und Jammer, rief in höchster Seelennot nach dem sanftsten Freunde Tod, den sonst alle fürchteten.

Wenn draußen die Dunkelheit sich herabsenkte, setzte sich die Mummelfee zu ihrem alten Gefährten, und anscheinend ihm zuhörend, ließ sie seinem Nedestrom freien Lauf. Häufig las

sie ihm vor, aber weder bei dem einen noch bei dem anderen theilte ihr Geist.

Mit Augen, die tief und unheimlich glänzend in ihren Höhlen lagen, mit eingefallenen Wangen saß sie vor ihrem Buch oder ihrer Zeitung; dünn und durchsichtig war die Hand, die von Zeit zu Zeit die Blätter wendete, hoch und dunkel traten die Adern daran hervor, und während die Worte mechanisch und schleppend von ihren Lippen gingen, lauschte sie dem heulenden Winde, dem Rauschen und Brausen des Falles.

Es war immer eine und dieselbe Melodie, die sie heraushörte. „Komm herab, komm herab, bei mir ist Ruh', süße Ruh'!“ Und dann zog es sie hinaus in Sturm und Wellengebraus dicht an den Rand des Flusses, und die Augen schließend, sah sie in ein wallendes, wogendes, rotglühendes Wolkenmeer, sah sich ertrinken, versinken im tosenden All, und tief und wohligh atmend kam es über sie wie ein seliges Vergessen, ein wonniges Bergehen.

Noch aber hielt sie das Leben mit klammernden Armen, und frierend und hüftelnd kehrte sie immer wieder ins Haus zurück.

Gestern hatte der Alte wieder von dem Maler gesprochen. In seiner wirren, krausen Art hatte er viel von einem Ringlein geschwätzt, das der im nächsten Jahre mitbringen, und von der Braut, die er heimführen würde, hatte auch von einem Brautschmuck gesejelt, den er — der Alte — heimlich für die Braut verborgen halte.

Heute Mittag war er ins Dorf hinuntergegangen. Auf alle Fragen, was er dort wolle, hatte er nur mit geheimnisvollem Lächeln geantwortet: „Verscht schund sahn, verscht schund sahn.“

Vor der Dunkelheit war er zurückgekehrt. Die Hände ängstlich über der Rocktasche sammengelegt, war er hinaufgestiegen in seine Kammer.

Sie machte Licht in der Schenkstube, und da hörte sie auch schon seinen schlurrenden Schritt. Er trat fast feierlich ein und trug, ausgebreitet auf einem Brett, einen Schmuck aus Granaten, Vorstecknadel, Kette und Ohrgehänge, auch eine Nadel fürs Haar fehlte nicht.

Als er ihr Staunen sah, lachte er befriedigt vor sich hin. Dann sagte er: „Do

bring isch dersch, daß, wenn der Bräutjam kimmst un 's Ringle bringt, au der Braut- schmucl ni fehlt. I bring dersch schund jetzt, daß isch's ni verpaß. Weß mersch denn, ob mersch derlebt. — Kannst's ruhig nehma, s 'is ehrlich Gut," fügte er hinzu, als sie unbeweglich vor ihm stand.

Ein Traum hielt sie gefangen. Sie blickte auf die funkelnden Granaten, und ihr Geist war weit entrückt. Sie sah in einen hohen, weiten Saal — so wie sie ihn aus ihren Kinderfeenmärchen kannte; vornehme Männer und Frauen, schön gekleidet, bewegten sich plaudernd und lachend unter den glitzernden, blißenden Kronleuchtern, und in ihrer Mitte stand das schönste Menschenpaar eng umschlungen; seine Augen tauchten selig leuchtend in die ihren, um ihren Nacken schlang sich eine Kette von rotfunkelnden Granaten —

Da kam Leben in die starre Gestalt des einjamen Mädchens; wirt blickte sie sich in dem düsteren, kahlen Raum um, und mit einem wilden Schrei nahm sie den Schmucl und schleuderte ihn zu Boden.

Der Alte hielt noch immer sein Brett. Mit weit aufgerissenen Augen sah er zu ihr hinüber. Dann wankte er und wäre zu Boden gestürzt, wenn sie ihn nicht gehalten hätte. So kam sie zum Bewußtsein ihrer selbst und dachte nur an den alten, schwergekränkten Mann. Sie streichelte ihm die Wangen und redete ihm gut zu, während seine Lippen sich krampfhaft bewegten und schwere Thränen ihm aus den Augen rollten.

Nach und nach beruhigte er sich, und sie brachte ihn hinauf in seine Kammer.

Dann stand sie lange, lange vor dem zerrissenen Schmucl, hob ihn auf und fügte, so gut es gehen wollte, die Glieder der Kette wieder aneinander. Darauf setzte sie das Licht vor den kleinen Spiegel und legte sich den Schmucl an — langsam und ruhig, Stück für Stück.

Ein gewaltiger Windstoß segte ums Haus und mischte sich mit dem Klaischen des Wasserfallcs. „Ruhig, ruhig, mein Alter," murmelte sie, „die Braut kommt, heut kommt sie zu dir.“

Sie schritt hinaus.

Hart am Ufer stand sie, und wieder tönte es ihr ins Ohr: „Bei mir ist Ruh', süße, küßle Ruh'. Komm herab, komm herab!“

Ein Schwindel ergriff sie, ein Schritt nach vorn ins Leere, ein Schrei — und die Stelle, da eben noch im Mondschein die dunkle Gestalt sich vom lichten Hintergrunde abhob, war leer.

* * *

Fern in der Hauptstadt aber saß um dieselbe Stunde in seinem Atelier der Maler. Ein Brief war soeben für ihn abgegeben worden. Er öffnete ihn. Man teilte ihm mit, daß sein ausgestelltes Bild „Am Wasser“ mit der goldenen Medaille ausgezeichnet und um einen hohen Preis für die königliche Gallerie erworben worden sei.

Ein Lächeln stolzer Befriedigung umspielte seinen Mund. Er hatte es erwartet.

Dann aber wandten seine Gedanken sich rückwärts. Er sah sie wieder vor sich, die in Sonnengold getauchte Morgenlandschaft am Mummelfall, sah in die tiefen, ihm in dieser Stunde unheimlichen Augen des Mädchens, und ein Schatten legte sich über sein eben noch sieghaft leuchtendes Antlitz.

Sinnend stand er.

Aus ihrem Schmerz hatte er sich die Siegerkrone geschmiedet, aus ihren Thränen war ihm der Lorbeer erblüht. War's Schuld, daß er danach griff?

Das Geistliche und Ewige erhebt sich auf den Trümmern des Irdischen, und Geistiges und Ewiges zu schaffen, war sein Geschick. Was war ihm das Mädchen gegen seine Kunst! Hatte er ihr für den Schmerz, den er ihr ohne seinen Willen angethan, nicht einen köstlichen Ersatz geboten, hatte er sie nicht erhoben in nie gefannte Höhen?

Er lächelte bitter über sich selbst.

Was half dem armen Mädchen seine Schöpferkraft, die armselige, menschliche? Konnte er mit der auch nur eine Thräne ungeweint, einen Seufzer ungeschehen machen?

Wie gern hätte er ihr brennendes Blut zur Ruhe gebracht, wie gern ihr heißes Herz gekühlt.

Er wußte nicht, daß ein anderer sie in seinen tröstenden Arm genommen und entführt hatte in jenes Land, wo es kein Wünschen und Sehnen, keine menschliche Liebe und kein menschliches Mitleid mehr giebt, wo dem ruheverlangenden Herzen seine Erfüllung wird — ewiger Friede.



Eine interessante Organisation.

Von

M. Bekmertny.

Nachdruck verboten.

Obschon das Bestreben unserer Zeit auf die materielle und ideelle Annäherung der Menschen gerichtet ist, so haben alle einschlägigen Ergebnisse doch einen mehr technischen Charakter und die seelische Gemeinschaft gehört noch zu den unerreichten Postulaten.

Tauchen irgendwo Annäherungsversuche auf der Grundlage gemeinsamer Arbeit und Erziehung auf, so verdienen sie daher, dem allgemeinen Interesse näher gebracht zu werden.

Eine Anzahl Petersburger Studenten und Studentinnen, deren bescheidene Mittel der dort seit zwei Jahren herrschenden Wohnungsnot und Wohnungsteuerung nicht gewachsen sind, haben sich in dem unweit der Stadt gelegenen Landort Strelny im vorigen Herbst niedergelassen, wo sie zum Wohl der Ortsbevölkerung öffentliche Kinderunterhaltungen und Kinderspiele einrichteten, die armen Kindern eine große Anregung und viel Freude gewährten.

Ein intelligenter Landwirt machte in diesem Kreise den Vorschlag, die Spiele durch landwirtschaftliche Arbeiten abzulösen. Freudig wurde die Idee begrüßt, ihre Realisierung durch das Entgegenkommen des Großfürsten Konstantin Konstantinowitsch wesentlich gefördert. In diesem Sommer nun entfaltete sich ein wunderbares Leben auf dem Terrain der Gesellschaft, die ihre Ziele jetzt in die Erweckung der Naturliebe bei der Jugend setzt.

Mit unglaublichem Eifer machten sich die Kinder an die Feld- und Gartenarbeiten und lernten die Ruhepausen als eine Art Strafe betrachten, über die besonders Eifrige sogar weinten. Sie führten alle ihnen angewiesenen Aufgaben zur großen Befriedigung ihrer Leiter aus und lieferten damit den Beweis, daß die Lernlust in enger Beziehung zum Lernstoff und zur Lehrart besteht.

Der anfangs kleine Kreis von hundert Kindern erweiterte sich bald auf fünfhundert, und zwar drängten besonders die Kinder der besser situierten und wohlhabenden Gesellschaftsklassen zu dieser Geist und Körper erfrischenden Thätigkeit. Weit bemerkenswerter ist jedoch die Thatsache, daß auch die erwachsenen Jüglinge der Mädchen- und Knaben-Gymnasien, auch Studenten und Studentinnen, sich um die Zulassung zu den landwirtschaftlichen Arbeiten bemühten. Letztere wurden von der Gesellschaft gern als Hilfskräfte herangezogen; einzelne Kindergruppen wurden ihnen unterstellt.

Im Winter finden in der großfürstlichen Manège zu Strelny agronomische Vorträge und Experimente statt, die so populär gehalten sind, daß auch die ältesten Kinder mit Verständnis und mit Vergnügen an ihnen teilnehmen. Das Auditorium wächst von einem Mal zum andern, es folgt mit Spannung den Ausführungen der Redner. Berühmte Professoren der Agronomie, Landwirte, die aus Neugierde diese Versammlungen besuchten, waren so entzückt von der enthusiastischen Hingabe dieses Publikums, daß sie sich freiwillig erbieten, selbst Vorträge zu halten.

Nachdem 3000 Kinder im ganzen bei der Gesellschaft angemeldet waren, wurde die Bildung von Zweigvereinen in Petersburg und in nachbarlichen Landorten ins Auge gefaßt. Auch von der Provinz, und zwar aus den verschiedensten Gegenden des russischen Reiches, gelangen Anfragen an die Gesellschaft betreffs ähnlicher Organisationen. Man kann sich der Überzeugung nicht verschließen, daß der gute

Gedanke, der dem Unternehmen zu Grunde liegt, triebkräftig, und überall da Wurzel zu fassen imstande ist, wo Menschen von dem Wunsche befeelt sind, eine gemeinsame Arbeit zu finden, die geeignet ist, erziehlich zu wirken, die Klassenunterschiede zu überbrücken und eine physische und psychische Gesundung herbeizuführen.

Auch die junge, russische Kaiserin wendet der Bewegung ihre Teilnahme zu und mißt ihr eine große Bedeutung als Mittel zur Hebung der Frauengesundheit bei.

Wie lebendig muß aber in der Seele der Jugend die Sehnsucht nach einer Bethätigung in der freien Natur sein, wenn ein erster Ruf so leicht ein Echo zu finden vermochte! Es drängt sich der Gedanke auf, ob eine gleiche Einrichtung nicht auch in Deutschland Gutes wirken sollte.

Bevor die Jugendspielplätze allgemein geschaffen wurden, hieß es stets, es seien keine Plätze dafür vorhanden, und doch haben sie sich gefunden und finden sich noch alle Tage! Ebenso wird es mit dem Terrain für landwirtschaftliche Arbeiten sein, sobald sie erst als notwendig erachtet werden. Es wäre aber zu viel verlangt, solche Organisationen von der Initiative des Staates zu erwarten, doch wird er seinen Beistand sicherlich nicht versagen, wenn die soziale Selbsthilfe aus sich heraus solche Schöpfungen ins Leben ruft, die zum Segen des Volkes gereichen.



Muße.

Von

Dr. med. Elfri.

Nachdruck verboten.

Arbeit und immer wieder Arbeit“ empfahl vor mehreren Jahren in einer Versammlung von Studenten Zola als die einzige Quelle der Glückseligkeit. Tolstoi bekämpfte diesen Ausspruch. Er warnte vor der übermäßigen Arbeit, vor der rastlosen Thätigkeit. Er pries das Nichtsthun, die Einkehr in sich selbst, als das erstrebenswerte Ziel eines wahren Menschen.

Für die Berechtigung beider Auffassungen könnte man aus dem Leben bedeutender Männer Beispiele anführen. Aber auch hundert Gründe ließen sich finden, die Einseitigkeit jener Behauptungen zu beweisen. Es fragt sich, was ist das Natürliche, dem menschlichen Wesen Entsprechende? Sollen wir der Trägheit des Fleisches nachgeben und auf einer niederen Kulturstufe stehen bleiben? Oder sollen wir an dem „höllischen Mühsal“ unsre Kräfte erproben, bis wir mitten im Kampfe von dem Ende überrascht werden? Eine äußere Notwendigkeit besteht, die uns zu hartem Frohndienst verdammt. Das ist der tierische Trieb, das Leben zu erhalten. Wir fühlen einen inneren Drang, der uns aufwärts zieht. Das ist das Göttliche im Menschen. Aber wir würden des Weges fehlen, wenn wir nicht auf die Meilensteine achten, die Wegweiser lesen wollten. Wir dürfen uns nicht der Landschaft entziehen, die uns entgegenlacht; wir dürfen nicht unfreundlich den Menschen ausweichen, die uns begegnen — um unsrer selbst willen. Wir bedürfen des Stillstandes, der ruhigen Betrachtung, der Muße, um unsern Weg zu überschauen, um unser Streben zu kontrollieren. Nur so ist es möglich, daß wir das Körperliche dem Geistigen dienstbar machen, daß wir arbeitend unser göttliches Teil ausbilden. Der an seiner Vervollkommnung arbeitende Mensch steigt zur höchsten Glückseligkeit empor, indem er das irdische Streben mit der Sehnsucht nach dem Göttlichen vereinigt. Die zielbewußte Arbeit ist ihm ein erhabener Genuß und die erkämpfte Muße eine Förderung zu der ringenden That. Die Arbeit muß vorangehn. Sie muß die Muße vorbereiten.

Das können wir vortrefflich am Kinde beobachten. Wenn das Kind sich körperlich gut entwickelt und seine Intelligenz geweckt ist, so wird die Muße von ihm als Langleweile empfunden. Das Kind erscheint unzufrieden, launisch, ungezogen, übermütig, wild. Seine Spiele vermögen es nicht mehr zu erheitern, seine Spielsachen nicht zu fesseln. Alle Versuche, durch Abwechslung des Ortes oder des Spielzeuges auf das Kind einzuwirken, geben ihm nicht die kindliche Zufriedenheit wieder, die es in den früheren Jahren des ersten körperlichen und geistigen Gedeihens zeigte. Da wirkt der erste Unterricht befreiend. Die kleinen Mühen geben dem kindlichen Dasein einen Inhalt, seinem Leben Ordnung, seinem Wesen Haltung. Das wird freilich später anders, wenn die Anforderungen der Schule größer werden, wenn der Ehrgeiz heftig anspornt und versagende Kräfte Enttäuschungen herbeiführen. Dennoch entwickelt sich allmählich in dem Schulkinde über die Stunden und Tage der verdienten Muße eine Seligkeit, die zu den höchsten Freuden seines jungen Lebens gehört. Hier empfindet das Kind die Gelegenheit zur körperlichen Erholung und zur geistigen Erfrischung als ein Glück. Noch fehlt ihm das Bewußtsein der sittlichen Notwendigkeit seiner Muße. Es fehlt ihm das Streben nach einer möglichst zweckmäßigen Ausfüllung seiner freien Zeit.

Dieser Mangel bleibt den meisten Menschen für ihr ganzes Leben. Sie betrachten den Ruhetag als eine böswillige Unterbrechung ihrer Arbeitsamkeit oder als ein beklagenswertes Verlangen ihrer körperlichen Veranlagung. Wenn diese geschäftigen Leute sich wenigstens ruhig hinlegen würden und nichts thun wollten. Aber sie ahnen vielleicht, daß es nach der physischen Erholung durch reichlichen Schlaf ein geistiges Erwachen giebt, wo höhere Fragen in ihrem Gemüt auftauchen, idealere Wünsche sich regen könnten, von deren Beantwortung sie nichts wissen, an deren Befriedigung sie nicht denken wollen. So rennen sie umher. Sie suchen hier und dort ein Vergnügen, das ihnen keine Freude bringt, eine Unterhaltung, die ihnen keine Erholung gewährt. Unendlich häufig erkennen die Menschen die rechte Arbeit, die sie fördert. Überaus selten finden sie die rechte Art, ihre Muße zu genießen. Denn sie kennen nicht die kostbare Bedeutung der Muße. Sie wissen nicht, daß sie notwendig ist zur Erreichung eines höheren Lebenszieles, indem wir nach der Unterbrechung unsrer Arbeitsamkeit zur Besinnung gelangen, indem wir uns Klarheit über die Richtung unsres Strebens verschaffen und dieses nach unsren neuen Eindrücken bewußt oder unbewußt ändern. So wie etwa ein vorsichtiger Bahnmeister, auch wenn alles gut geht, alle Maschinen untersuchen und ausbessern läßt und die Bahnstrecke immer von neuem prüft und ergänzt.

Was uns not thut, das ist eine von der beruflichen Thätigkeit abweichende Beschäftigung. Unser Gehirn braucht eine Ablenkung von der gewohnten Anstrengung. Darin liegt schon ein Ausruhen. Unser Gemüt bedarf anders gearteter, gemüthlicher Einwirkungen, als sie unser tägliches Leben darbietet. Unser Körper verlangt Abwechslung, Ruhe, wenn wir ihn übermäßig angestrengt, Anstrengungen, wenn wir ihn zu wenig in Anspruch genommen haben.

Am besten wird wohl gemeinhin der Anforderung des Körpers entsprochen. Das englische Volk ist hierin planmäßig zu Werk gegangen, wie es eben alles beachtet, das die Persönlichkeit zu heben vermag. Auch von dem Adel kann man in diesem Punkt — lernen. Da seit Jahrhunderten mit Wohlstand und vornehmen Gewohnheiten Überfluß an Zeit verbunden ist, so haben es die adligen Familien gelernt, durch den Gebrauch der Bäder, durch Turn- und Fechtübungen, durch die Pflege jedes edlen Sports den Körper zu stählen und die Stunden des Tages zu füllen. Aber leider überwiegt immer das Körperliche. Der Sport verliert gänzlich seine gesundheitliche Bedeutung und erlangt Selbstzweck. Die Muße wird so zum beschönigten Müßiggang. Der rohe Beigeschmack, der allen rein körperlichen Übungen anhaftet, verdrängt völlig die ursprüngliche Absicht, die ihnen den hohen Wert für die harmonische Ausbildung des Menschen verlieh.

Wir müssen planmäßig auch für unser Gemüt und für unsern Geist in der Zeit der Muße Sorge tragen. Täglich eine halbstündige Lektüre eines unsrer großen

Schriftsteller, zu denen natürlich die Hauptdichter aller Zeiten und Nationen zu rechnen sind. Wiederholtes Studium der Geschichte. Pflege der fremden Sprachen. Häufiger Besuch der Museen, Pflege der Musik, Spaziergänge im Freien mit aufmerkamer Betrachtung der Natur. Es ist erstaunlich, wie wenig Verständnis selbst sogenannte Gebildete für diese einfachen Forderungen der allgemeinen Bildung besitzen. Gerade studierte Leute gehen oft in ihrer berufsmäßigen Beschäftigung so völlig unter, daß sie einem denkenden Menschen wie Maschinen und ihr Wissen als Routine erscheinen. Es ist für die einseitige Beschäftigung solcher Leute charakteristisch, daß sie gar häufig auch dann noch ihren Beruf, ihr Amt anscheinend völlig ungestört ausüben können, wenn bereits einem erfahrenen Arzt eine geistige Störung bemerkbar ist, die sich aber auch dem Laien sofort kundgibt, wenn ein dem Beruf ferneres, geistiges Gebiet berührt wird. Wer geistig nicht vorwärts geht, der geht zurück. Dies Wort ist unanfechtbar. Auch der weniger Gebildete sollte die moralische Verpflichtung fühlen, seine Mußestunden teilweise mit geistiger Arbeit auszufüllen. Es kommen Zeiten der körperlichen Abspannung, wo oft ein gutes Buch weit bessere Hilfe bringt, als jedes andre Mittel. Und es kommt das Alter, wo die Thatkraft schwindet, wo die Geschäftigkeit nachläßt. Da ist es ein trostloser Anblick, zu sehen, wie diese früher so arbeitsamen Menschen unfähig sind, die Tage der wohlverdienten Ruhe, das *otium cum dignitate*, in würdiger Weise auszufüllen. Als ob unsre großen Dichter nicht für sie gelebt und gedichtet hätten! Wenn Neigung und Fähigkeiten vorhanden sind, sollte ein bestimmtes Gebiet des Wissens bevorzugt werden, etwa die Botanik, Astronomie, Nationalökonomie, Philosophie, kurz Fächer, die, an sich interessant genug, eine Ablenkung von dem gewohnten Geleise darbieten. Aber man muß frühzeitig anfangen, in solcher Weise seine freie Zeit auszufüllen, so lange noch der Geist Geschmeidigkeit und das Gemüt Empfänglichkeit besitzt. Jedes sich Vertiefen in eine neue Wissenschaft, jedes Erkennen neuer Gedanken bringt eine Förderung des geistigen Lebens, aber auch des sittlichen Empfindens. Die unlautern Gefühle haben keinen Platz, wo wahre Herzensbildung eine dauernde Stätte gefunden hat. Der Stolze, der Selbstbewußte wird bescheiden. Der Demütige fühlt sich gehoben und für das Leben gestärkt. Der Stille und Zurückhaltende wird durch das neue Wissen angeregt, in der Unterhaltung lebendiger und eine Freude für seine Umgebung. Die Einkehr bei sich selbst belehrt über das eigne Unrecht, und die Beschäftigung mit erhabnen Ideen beseelt den Menschen mit dem Drang nach einem gerechten Lebenswandel, der fern ist von eitler Genußsucht wie von verächtlicher Habgier. Auch dem Größten kann solche Erkenntnis nützlich sein. Denn es giebt nur eine Moral, nur eine Sittlichkeit, gegen die nicht gefrevelt werden darf. Nur das in reinem Streben Gewollte hat Bestand. Mildernde Umstände dürfen dem schuldigen Verbrecher zugebilligt werden. Aber der höchstehende Sünder kann nicht durch Einschränkung der moralischen Ansprüche an sein Leben heilig gesprochen werden.

Ein großer Mann unsrer Tage hat von sich erzählt, daß er seit seiner Studentenzeit nicht die Museen Berlins besucht habe. Und er ist achtzig Jahre alt geworden. Nie wurde er in einem Konzerte gesehen, deren unsre Stadt die besten veranstaltete. Auch war er gleichgiltig gegen das Ringen seines Volkes nach einer neuen, großen Dichtkunst. Man könnte mit Recht behaupten: hätte er sich die Muße genommen für alle jene für das Gedeihen eines Volkes wichtigen Äußerungen des Geisteslebens, seine innere Politik wäre vielleicht erfolgreicher gewesen.

In dem Charakter des deutschen Volkes wohnt ein feines Empfinden für das höchste Recht, für die reinste Gerechtigkeit. Dieses Gefühl, das seine beste Kraft ausmacht, tritt freilich nur zuweilen deutlich in die Erscheinung. Es ist die Eigenschaft eines edel angelegten Menschen, nicht leicht seine Herzensregungen zu verraten, sondern nur bei den großen Gelegenheiten aus sich herauszutreten. Die Begeisterung für die höchsten Güter des Lebens wird nicht im Müßiggang erworben, sondern in schwerer Arbeit. Allein sie geht verloren, wenn die Geschäftigkeit des Tages sie niederdrückt, wenn nicht die Stunden der Muße sie wieder ansuchen und neu beleben helfen.

Sine Mutter.

Stizze von

B. Rittveger.

Nachdruck verboten.

„So — ja, so ist's gut.“ Befriedigten Blickes schaut die Matrone sich in dem freundlichen, zu ebener Erde gelegenen Gemach um. Durch die auf die Veranda führende, weit geöffnete Thür sieht man in den mauerumschlossenen, in voller Sommerpracht stehenden Garten; auch das Fenster hat den Blick darauf hinaus.

So still und ruhig das Zimmer, erfüllt vom Abendsonnenschein! Blumen am Fenster, ein Zeisig im Bauer, das Sofa und die Stühle mit buntgeblütem Stoff bezogen, und nebenan ein etwas kleinerer Raum mit zwei blendend weißen Betten.

„So ist's gut,“ wiederholt die Dame, an deren Schläfen es bereits weißlich schimmert, nachdem die Musterung beendet. Für wen mag sie wohl dieses trauliche Nestchen bereitet haben? Für liebe Gäste gewiß, für ein junges Paar vielleicht, das auf der Hochzeitsreise einsprechen wird, oder für zwei fröhliche junge Mädchen, die auf Ferien kommen. Sicher, so muß es sein, für solche Gäste paßt das sonnendurchleuchtete, blumengeschmückte Zimmer und der behagliche Schlafräum.

Aber die Miene der Dame ist bei aller Befriedigung über ihr Werk ernst, gar nicht, als erwartete das Haus solche Gäste. Jetzt setzt sie sich an das Fenster, stützt den Kopf in die Hand und sinnt und sinnt, und Thränen rollen über ihre Wangen.

Wie lange, lange das her ist, seit der Gast, den sie heute erwartet, für den sie diese schönsten Räume des Hauses so freundlich geschmückt, fortgegangen ist! Und wie furchtbar schwer ihr damals der Abschied geworden, wie grausam ihr alle die erschienen waren, die das Opfer von ihr forderten, der Geistliche, die Ärzte, der eigene Vatte!

Alle, alle sagten, sie müsse darein willigen, und so that sie es. So ließ sie es geschehen, daß man ihren unglücklichen Jungen, der infolge einer Gehirnentzündung in Blödsinn verfallen war, in eine Anstalt fortschaffte, wo derartig Leidende vorzüglich untergebracht sein sollten. Es mußte sein, um ihres Gatten, des vielbeschäftigten Rechtsanwalts, um der drei andern Kinder willen, deren frohe Jugend nicht getrübt werden durfte durch den traurigen Anblick des franken, sich oft unlenksam und störrisch zeigenden Bruders. Sie sah es ein, die Mutter, und mit blutendem Herzen ließ sie es geschehen.

Aber wenn sie daran dachte, daß nun niemand mehr dem armen Kleinen liebevoll über die blonden Locken streichen würde, niemand mehr sich bemühen würde, die unartikulierten Laute zu deuten, die seine einzige Sprache waren, dann schien's ihr, als könne sie die Trennung nicht ertragen. Ihr Knabe würde das einzige Wort, das er noch klar und deutlich sprechen konnte, verlernen, das Wort: Mutter.

Aber es hatte sein müssen, das hatte sie nach bittren Kämpfen eingesehen, sie hatte gefühlt, daß sie auf die Dauer nicht allen gerecht werden konnte, dem Gatten, den gesunden Kindern und dem Kranken, selbst mit fremder Hilfe nicht. Sie hatte also eingewilligt unter der Bedingung, daß man ihr nicht wehren dürfe, ihr Kind alljährlich einmal zu besuchen, ihr Schmerzenskind, ihren Jüngsten! Aber von dem Tag an, da man den Otto fortgebracht, war sie nicht mehr die Alte. Sie hatte große Gewalt über sich, sie vermochte nach wie vor, dem Gatten die sorgsamste Gattin, den Kindern die liebevollste Mutter zu sein, aber um ihren Mund und um ihre Augen

lagen von dem Abschiedstag an Linien, die vorher nicht dagewesen. Nicht das Leiden des kranken Kindes, erst die Trennung von ihm hatte diese Linien hervorgerufen.

Niemals mehr lachte sie laut, fröhlich, wie früher — sie lächelte nur noch. Nachts, wenn sie erwachte, sah sie das Antlitz ihres Knaben vor sich, dann hörte sie ihn undeutliche Laute fallen und das eine Wort sprechen: Mutter! Und dann weinte sie, nicht laut — es durfte es niemand hören; sie weinte ihre Thränen nach innen, und sie brannten ihr ins Herz.

Niemand, selbst ihr Gatte nicht, der sich mit allen Dingen, die nicht zu ändern waren, rasch und gründlich abfand, hatte eine Ahnung, wie sie litt.

Alljährlich reiste sie zu ihrem Kind, ganz allein. Ihr Mann konnte „den Jammer nicht mit ansehen“, wie er sagte, und sie verstand ihn und zürnte ihm deshalb nicht.

Sie sprach vorher nicht von diesen Reisen und berichtete nachher nur das Nottwendigste. Ihr Knabe wußte nicht, wer zu ihm kam, er kannte sie nicht, aber er lachte sie doch jedesmal an, wenn sie in zärtlichen, weichen Tönen mit ihm sprach, und wenn sie es ihm vorsagte, dann sagte er es nach, das Wort: Mutter.

Seine Pfleger erzählten ihr, daß er das eine Wort halbe Stunden lang vor sich hinspräche. Er verlernte es niemals, und der Gedanke war ihr tröstlich.

Im ganzen blieb sich Ottos Zustand gleich; der Knabe wuchs und entwickelte sich körperlich ganz kräftig, aber sein Geist blieb der eines Kindes. Bisweilen war er eigensinnig und schwer zu lenken, dann wieder ruhig und gut.

Daß der Arme „gut aufgehoben“ war, wie man so sagt, davon überzeugte sich die Mutter alljährlich aufs neue, aber wie schwer ihr trotzdem jedesmal der Abschied wurde, das ersuhr niemand, das wußte nur Gott.

Als die andern Kinder heranwachsen, häuften sich die Pflichten der Mutter, umso mehr, als sie Witwe wurde und allein den Sohn, die Töchter beraten und führen mußte. Es war schon schwierig, die jährliche Reise zu ermöglichen; sie war gebundener denn je. Nicht in pecuniärer Beziehung etwa, der Rechtsanwalt hatte ein mehr als ausreichendes Vermögen hinterlassen, aber sie war ihren Kindern

notwendig, jedem in anderer Art. Erwachsene Kinder machen in der Regel mehr Sorgen als kleine.

Doch nach und nach ebnete sich alles. Der Sohn hatte ausstudiert, sein Jahr abgedient, er trat in seinen Beruf ein und verlobte sich bald darauf. Die Töchter verheirateten sich; die ältere hatte vor einem Jahr Hochzeit gehabt, die jüngere vor acht Tagen.

Am Vorabend dieser letzten Hochzeit hatte die Mutter ihre drei Kinder zu sich gerufen und ihnen die Frage vorgelegt: „Sagt, bin ich euch eine gute, treue, sorgsame Mutter gewesen, habe ich für euch gethan, was in meinen Kräften stand, habt ihr nichts vermißt?“

Da waren ihr die Töchter um den Hals gefallen, der Sohn hatte ihr die Hände geküßt, und einstimmig hatten sie erwidert: „Du bist die beste, treueste Mutter für uns gewesen, du hast alles für uns gethan, und mehr, als wir dir je vergelten können!“

Und darauf hatte sie ihren Kindern zum erstenmal von dem Leid ihres Lebens gesprochen, so gesprochen, wie sie es fühlte und hatte geschlossen mit den Worten:

„Nicht wahr, meine Kinder, nun, da ihr mich nicht mehr braucht, mich nicht mehr so notwendig braucht, wie früher, jetzt, da jedes von euch sein eigen Nest sich gebaut hat, jetzt darf ich mit gutem Gewissen mein krankes Kind heimholen zu mir und es pflegen? Nicht wahr, ihr zürnt mir nicht, wenn ich das fortan als meine erste Pflicht betrachte?“

Tief ergriffen und aus vollem Herzen hatten die Kinder zugestimmt, am eifrigsten die älteste Tochter, die selbst schon einen kleinen Buben besaß.

Als der Hochzeitstrubel verrauscht war, begann die Mutter zu räumen und zu schaffen, die Zimmer einzurichten und auszusmücken für den fernen Sohn. Mit aller Liebe bereitete sie das freundliche Heim, hoffend, daß es ihm wohlthun, ihm Behagen erregen sollte.

Ein Wärter der Anstalt sollte ihn hergeleiten und auch in Zukunft seine Pflege übernehmen, soweit dies der Mutter nicht möglich sein würde.

Heute abend noch sollten die beiden ankommen.

Wiedersehensfreude konnte ja nicht auf-

kommen im Herzen dieser Mutter, aber Ruhe würde darin einziehen.

Nicht mehr würde sie des Nachts aus dem Schlaf auffahren mit dem schreckensvollen Gedanken: Wo bist du, mein Kind, mein geliebtes, armes Kind? Nicht mehr würde der Stachel der Sehnsucht ihr Mutterherz zerreißen.

So sinnt und denkt sie, und da rollt der Wagen schon vor das Haus. Eiligen Schrittes verläßt sie das Zimmer, die Hausthür öffnet sich, und nun schlingt sie ihre Arme fest um den Sohn, der teilnahmslos ihre Begrüßung entgegennimmt.

Aber als er, geführt von ihr, in das blumengeschmückte, sonnige Gemach eintritt, als er durch die weitoffene Thür in den Garten schaut, da fliegt ein Lächeln über des Kranken ausdruckslose Züge, und er spricht ein Wort: „Mutter“.

Und der Mutter genügt es. Sie atmet auf, wie von schwerer Last befreit, und es ist, als ob eine freundliche Hand die Leidenslinien um Mund und Augen weggetwischt hätte. — Sie darf nun endlich dem frankten Kind wieder Mutter sein nach so vielen Jahren, und ihr Herz ist voll Dank.

— > * < —

Im Lieberbann.

Darum laß ich meine Lieder
Wie beschwingte Tauben fliegen
In dein kaltes Land hernieder,
Wo noch Schnee und Flocken liegen,

Daß sie wie mit Frühlingshänden,
Weich wie junge Blütenblätter
Von Albanos Berggeländen,
Streicheln dich im Winterwetter!

Daß in meinen Bann gezogen,
Sklaven werden die Gedanken
Deiner Stirn und leise wogen,
Also wie die meinen schwanken. —

Daß dein Sinn zum Nachen werde,
Der auf meinen Meeren schaukelt,
Ein Bewohner jener Erde,
Wo mein Lied im Äther gaukelt.

Wie im Reich der Wirklichkeiten
Bist du mein und kannst es werden —
Darum sollst du mit mir reiten
Auf des Liedes Flügelpferden!

Schwing dich auf! Die Tempelpforten
Winken unter Blütenbäumen!
Eingelullt von meinen Worten
Sollst du meine Träume träumen!

Emil Roland.





Frauenberufe.

(Nachdruck verboten.)

Die Kempesche Verlagshandlung in Leipzig hat den ersten Bänden ihrer Heftchen „Frauenberufe“ (à 50 Pf., siehe die Dezember-Kummer der „Frau“, Seite 181) rasch eine Anzahl anderer Hefte folgen lassen und zwar:

1. die Krankenpflegerin von Dr. Walther Franke.

Das Heftchen giebt nicht nur eine direkte Einleitung in die Berufsthätigkeit, sondern es erörtert auch eine Menge der einschlägigen Fragen, die gerade heute so vielfach in Bezug auf dieses Gebiet aufgeworfen werden, wie z. B. die Frage: Samariterdienst oder Berufsarbeit? die der Verfasser zu Gunsten der Berufsarbeit entscheidet. Er hat seine kleine Arbeit in die beiden Teile gegliedert: a) die Berufsthätigkeit, b) die Organisation im Beruf. Der zweite Teil ist wieder in folgende Kapitel eingeteilt: Die freien Pflegerinnen und ihre Ausbildung, Pflegerinnenschulen, die weiteren Schicksale der freien Pflegerinnen, der evangelische Diakonieverein, die Vereine vom roten Kreuz, die Diakonissenhäuser, die katholischen Krankenpflegeorden, Ausbildung und Stellung der Wochenpflegerinnen, Krankenpflege im Ausland. Es geht schon aus diesen Überschriften hervor, ein wie reichhaltiges Material das Heft verarbeitet.

2. Die Ärztin von Dr. Hans Hacker.

Der Verfasser hat hier zunächst noch einmal alle Einwände gegen das ärztliche Studium der Frau untersucht und energisch zurückgewiesen. Dagegen tritt er mit allen Gründen eines vorurteilslosen, tüchtig unterrichteten Mannes für dieses Studium ein. Wenn es auch dem, der sich vielfach und eingehend mit der Sache befaßt hat, kaum noch nötig erscheinen möchte, die Argumente vom zu kleinen Gehirn u. s. w. nochmals in ihrer Haltlosigkeit darzutun, so muß man doch bedenken, daß diese Bändchen für das große Publikum bestimmt sind, das zum Teil noch ganz tief in den bestehenden Vorurteilen steckt, und wir müssen es Dr. Hacker Dank wissen, daß er diese Vorurteile

noch einmal gründlich zurückgewiesen hat. Den Abschnitt über die Vorbildung der Ärztin hätten wir etwas länger gewünscht. Auch sind einzelne Angaben darin nicht mehr zutreffend; sie sind dem 1897 erschienenen Handbuch über das höhere Mädchenschulwesen entnommen. Inzwischen hat sich doch allerlei geändert. Die Berliner Gymnasialkurse haben längst nicht mehr einen 3½-jährigen, sondern schon seit 1898 einen 4-jährigen, seit Michaelis 1899 einen 4½-jährigen Kursus. Das starke Anwachsen der Schülerinnenzahl — der Unterkursus zählt 26 Schülerinnen — und die Herabsetzung des Minimal-Eintrittsalters auf 15 Jahre brachte die Notwendigkeit dieser Änderungen mit sich. Die hoffentlich bald notwendig werdende 2. Auflage des sehr empfehlenswerten Heftes wird diese kleinen Berichtigungen wohl berücksichtigen und vielleicht auch noch etwas näher auf die Kosten des Studiums, die Möglichkeit, Stipendien zu erlangen u. s. w. eingehen.

3. Kunst und Kunstgewerbe von Lisbeth Stohmann.

Das Bändchen gliedert sich, dem beruflichen Charakter der Beschäftigung mit Kunst und Kunstgewerbe entsprechend, in drei Teile, in denen nacheinander die Künstlerin, die Zeichenlehrerin und die verschiedenen Arten des Kunstgewerbes behandelt werden.

In sehr besonnener, streng sachlicher Weise sind in jedem Teil zunächst die Aussichten besprochen, die sich der Frau auf dem Gebiet darbieten und die Ansprüche, die an ihre Leistungen gestellt werden. Besonders in dem ersten Teil, der von der Künstlerin handelt, sind die Schwierigkeiten, die sich der mittelmäßig begabten Frau in diesem Berufe entgegenstellen und die Unsicherheit der Aussicht auf eine gesicherte Existenz mit allem Nachdruck hervorgehoben.

Eingehend sind für alle drei Zweige beruflicher Thätigkeit in Kunst und Kunstgewerbe die Ausbildungsgelegenheiten dargestellt je nach ihrem besonderen Zweck und Charakter, nach ihren Lehrplänen und den pekuniären Anforderungen, die sie stellen. (Schluß folgt.)



Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Die Zahl der Frauen an den deutschen Universitäten im Wintersemester 1899/1900 beträgt nach einer von dem Sekretär der Universität Straßburg Dr. Hausmann veröffentlichten Zusammenstellung im ganzen 664. Davon befinden sich 609 allein an den preußischen Universitäten, von denen nur Greifswald und die Akademie Münster überhaupt keine studierenden Frauen aufweisen. Berlin zählt 406, Breslau 47, Bonn 44, Göttingen 37, Halle 30, Kiel 20, Königsberg 14 und Marburg 8 Frauen. An den drei bayerischen Universitäten studieren im ganzen nur 6 Frauen, 5 in Erlangen, 1 in Würzburg; die Universität der Landeshauptstadt München ist allein ohne Hörerinnen. (?) Die württembergische Universität Tübingen zählt 5, die beiden badischen 29 (Freiburg 16, Heidelberg 13), die reichsländische Hochschule Straßburg 15 weibliche Studierende. Gießen, Jena und Leipzig sind ohne Frauen, wenigstens enthalten deren Verzeichnisse keine Angaben über Hörerinnen. Von Jena ist bekannt, daß es Frauen grundsätzlich nicht zu den Universitätsvorlesungen zuläßt; doch finden dort alljährlich während der Ferien besondere Kurse für Lehrerinnen statt, die sich eines starken Besuches erfreuen.

* Die preußische Regierung hat sich nunmehr auch entschlossen, „versuchsweise zwei weibliche Hilfskräfte im Gewerbeaufsichtsdienst auftragweise“ zu beschäftigen. Entsprechend einem im vorigen Jahre vom Abgeordnetenhaus gefaßten Beschlusse soll damit jetzt der Anfang gemacht werden in zwei Bezirken, in denen eine große Anzahl von Arbeiterinnen beschäftigt sind: Berlin und München-Glabbech. Die so versuchsweise angestellten Beamtinnen erhalten eine Entschädigung von je 2400 Mark für das Jahr. Weibliche Aufsichtsbeamte werden bisher beschäftigt im Gewerbeaufsichtsdienst von Bayern (2), Hessen (2) mit Amtssitzen in München und Nürnberg, bezw. Offenbach und Mainz. In beiden Staaten ist der Wirkungsbereich der Beamtinnen nicht örtlich abgegrenzt, sondern auf das ganze Staatsgebiet aus-

gedehnt. Bayern hat auch bereits die besonderen Vorschriften, Aufgaben und Befugnisse der „Funktionärinnen“, wie hier die Beamtinnen genannt werden, festgestellt. Sie haben zunächst die Betriebe mit Arbeiterinnen zu überwachen und im Dienst Rechte und Befugnisse der Aufsichtsbeamten. Sie selbst unterstehen der Aufsicht des Inspektors ihres Wohnsitzes und berichten an ihn. In Baden und Hessen hat man bisher nur gute Erfahrungen mit der Thätigkeit der Beamtinnen gemacht. Es liegt auf der Hand, daß die Arbeiterinnen ihnen in vielen Fragen mit größerem Vertrauen und größerer Unbefangenheit als Männern entgegenkommen können. Wenn aus Sachsen-Weimar, wo man schon 1897 zur Anstellung zweier älterer Witwen zur Unterstützung des Aufsichtsbeamten bei der Beaufsichtigung der Betriebsstätten geschritten ist, die Urteile über die Bewährung dieser Hilfe weniger günstig lauten, so liegt das wohl zum großen Teil mit an der Persönlichkeit der gewählten Frauen. Aus Württemberg, wo man im vorigen Jahre eine Assistentin angestellt hat, liegen noch keine Angaben vor. In Sachsen-Altenburg und Meuß j. L. ist ebenso wie im Königreich Sachsen die Anstellung von Aufsichtsbeamtinnen entweder schon beschlossen oder in Erwägung gezogen. Für Pothringen hat der zu einem Gutachten aufgeforderte Aufsichtsbeamte eine Unterstützung durch weibliche Gehilfen als überflüssig abgelehnt.

* Die Zahl der erwachsenen deutschen Arbeiterinnen in Betrieben, die der Gewerbeaufsicht unterstehen, ist im Jahre 1898 von 732 909 auf 764 548 gestiegen, hat sich also um 31 639 oder um fast 4 1/2 Prozent vermehrt. Auf einen inspektionspflichtigen Betrieb kamen im Durchschnitt 21,0 erwachsene Arbeiterinnen, gegen 20,6 im Jahre 1897 und 21,3 im Jahre 1896. Während im Jahre 1897 die Zahl der erwachsenen Fabrikarbeiterinnen zwar absolut gestiegen, relativ jedoch gesunken war, hat im Jahre 1898 wieder eine starke absolute wie relative Zunahme derselben stattgefunden.

* **Im Reichstag** ist die Frage der Approbation von solchen in Deutschland bereits praktizierenden Ärztinnen verhandelt, die ihre Studien und Prüfungen an auswärtigen Universitäten absolviert haben. Die Dispensation von der staatlichen Prüfung wegen wissenschaftlich erprobter Leistungen, wie sie bei Berufung von ausländischen Gelehrten zuweilen stattfindet, erschien in dem vorliegenden Falle nicht anwendbar. Dagegen äußerte der Staatssekretär Graf Posadowsky, daß die Reichsregierung den im Ausland approbierten deutschen Ärztinnen die Zulassung zu der deutschen Staatsprüfung insofern erleichtern könne, als sie ihnen die ausländische Maturität und die an ausländischen Universitäten absolvierten Studienjahre anrechnet. Es werden demnach die in der Schweiz approbierten weiblichen Ärzte kein Hindernis finden, bei einer reichsdeutschen Prüfungskommission zur ärztlichen Staatsprüfung zugelassen zu werden. Die Vergünstigungen, die ihnen zu teil werden, decken sich mit denjenigen, die schon früher einzelnen ausländischen Ärzten gewährt wurden.

* **Die Berliner Medizinische Gesellschaft** verhandelte am 10. Januar wieder die Frage der Zulassung von Frauen als ordentliche Mitglieder. Es war von einer Anzahl von Mitgliedern der Antrag gestellt worden, § 4 der Statuten solle lauten: Ordentliches Mitglied der Gesellschaft können alle in Berlin oder dessen Umgebung wohnhafte Ärzte oder Ärztinnen oder rite promovierte doctores medicinae werden. Der Antrag des Vorstandes aber faßte den § 4 so: Ordentliches Mitglied der Gesellschaft kann nur ein für das Deutsche Reich approbierter Arzt werden. Danach würden also, — und das ist in der Debatte über den Antrag auch von Seiten des Vorstandes betont worden — diejenigen Ärztinnen, die sich in Deutschland nach der jüngst erfolgten Entscheidung des Reichstages der ärztlichen Staatsprüfung unterziehen werden, in die Gesellschaft als ordentliche Mitglieder aufgenommen werden können, während die Fassung die bisher in Berlin praktizierenden Ärztinnen, die in der Schweiz approbiert sind, ausschließt. Der Antrag des Vorstandes wurde angenommen. Eine prinzipielle Stellungnahme zu der Frage der weiblichen Ärzte wurde aber von dem Vorstand sorgfältig umgangen.

* **Dem Lette-Berein** zu Berlin ist von dem durch seine Verdienste um die Berliner Wohlfahrts- und Wohlthätigkeitseinrichtungen bekannten, kürzlich verstorbenen Rentier V. Weißbach ein Legat von 3000 Mark vermacht worden.

* **Baden** ist wieder einmal Preußen zuvorgekommen. Auf eine Anregung von Seiten der

Regierung hin hat die medizinische Fakultät der Universität Heidelberg einstimmig beschlossen, Frauen als ordentliche Hörerinnen zuzulassen. Sie haben damit gleiche Pflichten und Rechte wie die Studenten, können alle Prüfungen ablegen, müssen aber auch das Reifezeugnis eines deutschen Gymnasiums beibringen. Außerordentliche Hörerinnen werden nicht zugelassen, was für die medizinische Fakultät durchaus richtig erscheint.

* **Frl. Marie Raschle** aus Berlin hat in Bern das juristische Doctorexamen magna cum laude bestanden.

* **Bereinigte Staaten.** Im Staate Idaho in Nordamerika sind seit 1896 die Frauen stimmberechtigt, und zur Zeit sitzen drei weibliche Vertreter in der gesetzgebenden Körperschaft. Alle drei sind verheiratet und eine war früher Elementarlehrerin. — In Wyoming hat es seit den frühesten Tagen des Frauenstimmrechtes, und auch seitdem es zum Staat erhoben wurde, weibliche Geschworene gegeben; ebenso haben, so lange der Staat Washington noch Territorium war und ihnen das politische Stimmrecht gewährte, Frauen regelmäßig als Geschworene fungiert. Zum erstenmal hat man nun kürzlich auch im Staate Colorado diese Konsequenz aus dem Frauenstimmrecht gezogen. Ende November beschäftigte ein interessanter Nordprozeß das Schwurgericht zu Pueblo. Unter den für diesen Fall ernannten Geschworenen befand sich zum erstenmal auch eine Frau, die durch ihre verdienstvolle Thätigkeit als Agentin der humanitären Gesellschaft bekannte Mrs. G. S. Sperry. Sie wurde vom Gerichtshof mit ganz besonderer Auszeichnung behandelt und zum Obmann der Geschworenen ernannt. (Centralblatt des Bundes Deutscher Frauenvereine, Nr. 20.)

* **Lotenschan.** Frau Luise Fröbel, die Witwe Friedrich Fröbels, ist in fast vollendetem 85. Lebensjahre in Hamburg-Eimsbüttel gestorben. Die Verstorbene, welche bald nach dem Tode ihres Gatten im Jahre 1852 dort Wohnung genommen, hatte sich völlig in dessen Ideen und Bestrebungen hineingelebt und noch in ihren letzten Lebensjahren deren Verbreitung in allen Erdteilen mit freudiger Teilnahme verfolgt. Alle, welche ihr persönlich näher getreten sind, werden ihrem milden, freundlichen Wesen ein herzliches Andenken bewahren. — Am 5. Januar starb zu Rostock Frau Mathilde Hagen, die Begründerin und langjährige Vorsitzende des dortigen Frauenbildungsvereins. Die Verstorbene war erst als verheiratete Frau der Frauenbewegung näher getreten; sie war ihr gelegentlich eines zufälligen Aufenthalts in Dresden

durch die Teilnahme an einer der Generalversammlungen des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins wie im Sturme gewonnen worden und hatte sich mit der ganzen Wärme und Energie ihrer begeisterten Natur in ihren Dienst gestellt. Sie hat in ihrer Vaterstadt nicht nur eine Menge Veranstaltungen im Dienst der Wohlfahrtspflege ge-

schaffen, sondern auch die Ideale und Ziele der Frauenbewegung in Moskau bekannt gemacht und ihnen einen weiten Kreis von Anhängerinnen zugeführt. Man darf wohl sagen, daß alles, was seither dort in den angeedeuteten Richtungen von Frauen geschehen ist, in der Idee auf sie zurückgeführt werden kann.

Für Haus und Familie.

Künstliches Trommelfell für Schwerhörige.

Die Menschheit ist wieder um eine wohlthätige Erfindung bereichert worden: das künstliche Trommelfell des Dr. Franz Wallfisch, Bezirksarztes in Békés-Csaba in Ungarn. Der Erfinder hat nach dem Prinzip der schallverstärkenden Platte der Telephonmuschel einen kleinen Apparat konstruiert, der aus einer äußerst dünnen, in einen goldenen oder silbernen Ring gefassten Membran besteht. Von dem Rande des Ringleins, das in den Gehörgang geschoben wird, gehen zwei ganz dünne, silberne oder goldene Drähte aus, die ähnlich den Drähten einer Brille, in einer bogenförmigen, elastischen Biegung endigen und dadurch den Apparat derart um die Ohrmuschel befestigen, daß er nicht herausfallen kann. Das Instrumentchen ist außerordentlich leicht, verursacht beim Tragen keinerlei Unbequemlichkeit und verstärkt das Gehör auffallend, ohne bemerkbar zu sein. Die günstigen Erfolge der lange Zeit hindurch betriebenen Versuche berechtigen zu den schönsten Hoffnungen und zu der Annahme, daß das künstliche Trommelfell für den Schwerhörigen eine ebenso große Wohlthat sein wird, wie die Brille für den Kurzsichtigen.

Um das vorzügliche Brown und Polson'sche **Mondamin** wirklich ausgiebig verwerten zu können, würde es sich empfehlen, ein von der Fabrik, Berlin C., Heiliggeiststr. 48, ausgegebenes kleines Büchlein, das auf Verlangen gratis zugesandt wird, zu benutzen. Es enthält eine Fülle vorzüglicher Rezepte der verschiedenartigsten Mehl- und Eier Speisen, so daß die reichste Abwechslung auf diese Weise hergestellt werden kann.

Geistig oder körperlich stark arbeitende Menschen sollten der bei uns allgemein verbreiteten Sitte entsagen, morgens nur dünnen Kaffee und Weißbrot zu sich zu nehmen. Der praktische Engländer stärkt sich gleich frühmorgens durch ein ausgiebiges Frühstück. In früherer Zeit herrschte auch bei uns die gute Sitte, früh eine substantiellere Nahrung in Gestalt einer Mehl- oder Milchsuppe oder eines Haferbreis zu sich zu nehmen. Heute wollen unsere verwöhnten Geschmacksnerven nicht mehr recht an diese Nahrung heran. Einen vorzüglichen Ersatz bietet dafür **Haufens Kaffee-Hafer-Kakao**. Er wirkt auf Blut und Nerven vorzüglich regenerierend ein und ist nebenbei ein sehr wohlschmeckendes Getränk.

Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder deutscher Frauenvereine“ der „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstr. 60/61

(Weiterin Fräulein Henriette Goldschmidt), bittet uns, Folgendes zur Kenntnis zu bringen:

1. Es ist allen alleinstehenden und erwerbenden, gebildeten Frauen nicht genug anzuschreiben, sich vom ersten Moment der beginnenden Erwerbstätigkeit an, so früh wie möglich in die Altersversicherung einzukaufen, da die Beiträge dann so niedrig sind, daß sie sie immer im Leben erschwingen können. Verheiratung oder Berufswechsel berühren die Versicherung nicht, und ein Aufgeben derselben aus materiellen Gründen, wenn später einmal unvermeidlich, bringt keine ungerechtfertigten Verluste mit sich.

2. Die sogenannte „Altersversorgung“ mit Kapital erstattet im vorzeitigen Todesfalle der Versicherten den Hinterbliebenen die eingezahlten Beiträge, mit einem geringen Abzuge für Ankosten, zurück. Im Erlebensfalle kann man, wenn man das Kapital nicht haben will, eine sofort beginnende Leibrente dafür erwerben.

1000 Mark für 20 Jahre versichert, kosten hier 3 Mark monatlich.

3. Es ist allen Eltern dringend zu empfehlen, ihre Kinder vom ersten Lebensjahre an mit einem kleinen Kapitale einzukaufen, damit sie im 14. oder 18. Jahre etwas Tüchtiges erlernen oder sich später selbständig in einem Berufe machen können. Im Todesfalle des Kindes werden die Beiträge wie oben erstattet.

1000 Mark kosten hier ca. 10 Mark vierteljährlich.

4. Bei Lebensversicherung des Vaters oder der Mutter sind für das versicherte Kapital nur so lange Beiträge zu zahlen, wie der Betreffende von den Eltern lebt, fallen also keine Lasten auf die verwaissten Kinder.

5. In einer der größten Städte Süddeutschlands ist man jetzt damit vorgegangen, daß an Privatschulen und öffentlichen Lehranstalten ganz kleine Zuschläge von den Schülerinnen zum Schulgelde erhoben werden, um allen Lehrerinnen u., die nicht staatliche Pensionsberechtigung haben, damit eine gleichwertige Alterspension und Invalidenrente bei unserer Frauenversicherung zu erwerben.

Dieses Beispiel sollte aller Orten Nachahmung finden, da diese auf so viele Schulkinder verteilt kaum empfinden und damit einer Ehrenpflicht gegen Lehrerinnen, Erzieherinnen und Kindergärtnerinnen genügt wird.

6. Die Familienväter sollten, wenn irgend möglich, ihren Frauen Witwenpensionen sichern, welche sie vor Not schützen, die im Erlebensfalle aber auch gezahlt werden und dann beiden Ehegatten im Alter zu Gute kommen.



Der Verein „Frauenbildung-Frauenstudium“

bat der Großherzoglich Badischen Regierung nachfolgende Petition, betreffend die Zulassung von Mädchen zu den Gymnasien und Oberrealschulen, eingereicht.

Großherzoglichem Ministerium der Justiz, des Kultus und Unterrichts
erlauben sich die unterzeichneten Abteilungen des Vereins „Frauenbildung-Frauenstudium“ die Bitte zu unterbreiten:

1. den Mädchen den Besuch der staatlichen Gymnasien und Oberrealschulen gestatten zu wollen.
2. an den Orten, wo die Aufnahme von Mädchen in die Gymnasien und Oberrealschulen wegen Mangels an Raum unthunlich ist, den höheren Mädchenschulen (Gymnasialklassen, ähnlich denen in Karlsruhe, angliedern zu wollen.

Zur Begründung dieses Besuches erlauben wir uns, folgendes anzuführen:

Immer mehr wird die Notwendigkeit anerkannt, nicht nur den Söhnen, sondern auch den Töchtern eine vertieft und umfassendere Ausbildung zu teil werden zu lassen, die sie befähigt, die in ihnen ruhenden geistigen Kräfte zu entwickeln und ihre wirtschaftliche Unabhängigkeit zu sichern. Viele Berufsarten, für die sich begabte Frauen wohl eignen, können sich ihnen erst dann erschließen, wenn ihnen die erforderliche wissenschaftliche Vorbildung zu teil wird.

Wiederholt wurde in den badischen Städten dem Verlangen nach ähnlichen Anstalten, wie das z. B. in Karlsruhe bestehende Mädchengymnasium, Ausdruck gegeben.

Nur wenige der Eltern, die für ihre Töchter eine höhere geistige Bildung wünschen, sind in der Lage und können sich entschließen, Mädchen im 12. Lebensjahre aus dem Hause zu geben, um denselben den Besuch des einzigen bestehenden Mädchengymnasiums zu ermöglichen.

Aus diesem Grunde halten wir es für wünschenswert, daß begabten und strebsamen Mädchen gestattet werde, die bestehenden Knabengymnasien zu besuchen; es würde hierdurch der Staatshaushalt in keiner Weise belastet; dagegen würde einer Reihe von kleineren Gymnasien mit geringer Schülerzahl die größere Frequenz nur zum Vorteil gereichen.

Dem gemeinsamen Unterrichts beider Geschlechter steht kein pädagogisches Bedenken entgegen, wie die Erfahrungen an ausländischen Schulen jeder Art und an Bürger- und Volksschulen in Baden zeigen; vielmehr würde diese Einrichtung dazu beitragen,

das Gefühl für seine Sitten auch bei Knaben zu erhöhen, einen regen Wettstreit wachzurufen und die beiderseitige Strebsamkeit zu steigern.

Über die im Ausland: England, Amerika, Holland, Schweden, Finnland, Italien gemachten günstigen Erfahrungen der gemeinsamen Erziehung erlauben wir uns einiges Material beizufügen.

In Städten, wo die Überfüllung der bestehenden Gymnasien die Zulassung der Mädchen ausschließt, wäre dadurch Abhilfe zu schaffen, daß Großherzogliche Regierung die Bildung von Gymnasialklassen an Mädchenschulen finanziell unterstützte.

Wir geben uns der Hoffnung hin, daß hohe Großherzogliche Regierung einer so wichtigen Sache die entsprechende Würdigung nicht versagen und unserer Bitte eine geneigte Berücksichtigung schenken wird.

Karlsruhe, am 2. Januar 1900.

Verein „Frauenbildung-Frauenstudium.“

Die Abteilungsvorstände von
Baden-Baden, Freiburg, Heidelberg, Karlsruhe,
Mannheim, Pforzheim.

Die Wissenschaftlichen Fortbildungskurse

zur Ausbildung von Oberlehrerinnen in Bonn bestehen seit Ostern 1899 und zählen nach dem ersten Jahresbericht des geschäftsführenden Ausschusses im ganzen 48 Teilnehmerinnen, von denen 23 sich auf die Oberlehrerinnenprüfung vorbereiten. Der gesamten Organisation der Bonner Oberlehrerinnenkurse sind die Erfahrungen der bisher schon anderweitig bestehenden zu gute gekommen. Das zeigt sich besonders in der Art der Vorbildung, die zur Bedingung für die Teilnahme gemacht ist. Dem Vorbild der anderen Universitäten folgend, ist der Lehrgang auf 4 Semester eingerichtet und für die Anfertigung der schriftlichen Prüfungsarbeit ein fünftes Semester in Aussicht genommen. Es schien zunächst unthunlich, ein längeres Studium zu fordern, da ohnedies die Unterbrechung der Lehrthätigkeit den im Amt stehenden Lehrerinnen große Opfer auferlegt. Da ist es doppelt freudig zu begrüßen, daß Frankfurt a. M. 2 Lehrerinnen mit einem Zuschuß von 750 Mark für 2 Jahre des Studiums beurlaubte und Nachen einer Lehrerin den 2-jährigen Urlaub sogar unter Belassung ihres vollen Gehaltes von 2200 Mark gewährte — während Köln das einzige eingereichte Urlaubsgesuch abschlägig beschied. — Das preussische Kultusministerium unterstützte die Bestrebungen des Ausschusses durch eine Subvention von 1500 Mark für das laufende Jahr, durch Einsetzung einer selbständigen Prüfungskommission

und durch Zusicherung von Stipendien an tüchtige mittellose Schülerinnen. Die unermüdlige, verständnisvolle und umsichtige Thätigkeit des Ausschusses, unter der Leitung von Fräulein Johanna Gottschalk, und das rege Interesse der beteiligten Bonner Professoren bietet für die Entwicklung des ganzen Unternehmens gewiß die allerbeste Gewähr.

Hannover, Evangelischer Frauenbund.

Am 9. Dezember 1899 konstituierte sich hier eine Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, die in Hannover in kurzer Zeit über 70 Mitglieder gewonnen hat. Nach der Wahl des Vorstandes wurden Kommissionen gebildet, von denen die für allgemeine soziale Liebesthätigkeit mit der Abteilung für Waisensplege gleich in die praktische Arbeit eintrat. Sie hat mit Unterhaltungsabenden für Konfirmandinnen einer Gemeinde begonnen, voraussichtlich werden auch bald in den anderen Stadtgebieten solche Zusammenkünfte ins Leben gerufen werden, die zum Zweck haben, die verschiedenen Klassen einander menschlich näher zu bringen und den jungen Mädchen für ihr weiteres Fortkommen den Rat und die Fürsorge gebildeter Frauen zu verschaffen. Bezüglich der Waisensplege wird die Ortsgruppe sich zunächst bemühen, die Anstellung von städtischen Waisensplegerinnen zu sichern, und suchen, solche möglichst aus seinen Mitgliedern zu stellen. —

Nach dem Grundsatz des Evangelischen Frauenbundes, nirgends störend einzugreifen, wo bereits von anderer Seite Gutes geleistet wird, werden die Kommissionen für wissenschaftliche und gewerbliche Ausbildung der Frau sich hier zunächst auf theoretische Wirksamkeit beschränken, da diese Bestrebungen der Frauenbewegung seit einer Reihe von Jahren bereits teils durch den „Verein zur Förderung weiblicher Bildung“ (Vorbereitung zur Oberlehrerin und wissenschaftliche Vorträge aller Art) teils durch den „Frauenbildungsverein“ (gewerbliche Fortbildung) aufs lebhafteste und wirksamste vertreten sind. Auf sozialem Gebiet hat der „Verein für Freundinnen junger Mädchen“ hier in der Stellenvermittlung, in der Sorge für Unterkunft alleinstehender Mädchen und in dem so wichtigen Bahnhofsdienst seit mehreren Jahren eine rege und segensreiche Thätigkeit entfaltet; auch da wird das Streben des Evangelischen Frauenbundes dahin gehen, die Arbeiten der bestehenden Vereine, deren tüchtiges Wirken ausdrücklich anerkannt wurde, zu stützen und zu fördern. Der Begründung der Ortsgruppe war am 3. Dezember 1899 ein Vortrag der Vorsitzenden des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes, Fräulein G. Knippen aus Kassel, der von der zahlreichen Zuhörerschaft mit großem Beifall aufgenommen wurde, vorangegangen. M. v. S.

Allgemeiner österreichischer Frauenverein in Wien.

In der am 6. Dezember abgehaltenen, allgemein zugänglichen Versammlung wurde dem Wiener Publikum Gelegenheit geboten, eine der ersten Führerinnen der Frauenbewegung in Deutschland, Frau Henriette Goldschmidt, über die Bedeutung Friedrich Fröbels für die Volkserziehung sprechen zu hören. Dem erwählten Gegenstand wurde bisher in Wien wenig Beachtung geschenkt,

und es kann dieser berufensten Vertreterin Fröbelscher Ideen nicht hoch genug angerechnet werden, daß sie trotz ihres hohen Alters, die Beischwerde einer Winterreise nicht scheuend, der Bitte des Vereins nachgekommen war, um auch in Österreich diesen wichtigen Zweig der Erziehung der öffentlichen Aufmerksamkeit näher zu bringen. Der geistvolle Vortrag, der in klarer, vollendeter Form den unvergänglichen Wert anschaulich machte, den die Lehre des großen Pädagogen für die Erziehung besitzt, erregte das lebhafteste Interesse. Keinen geringen Anteil jedoch an dem tiefen Eindruck, den die Darstellung hervorrief, hatte die warme Überzeugung, die aus jedem Worte der Vortragenden klang und die Herzen ebenförmig gewann, wie die sympathische Erscheinung der lebenswürdigen, trotz ihrer Jahre in ihrem Sprechen und Denken jugendfrischen Frau. Mit mütterlicher Innigkeit legte sie es den Mädchen ans Herz, daß eine ihrer ersten und für ihre künftige Eigenheit als Mutter wichtigsten Pflichten darin bestehe, sich mit der Erziehungslere vertraut zu machen. An den Vortrag, der mit begeistertem Beifall aufgenommen wurde, schloß sich ein Referat, erstattet von Fräulein Auguste Fickert, in dem sie die ungünstigen Verhältnisse schilderte, die in Wien im Bezug auf das Kindergartewesen herrschen. Eine Folge des großen Interesses, das die Ausführungen des verehrten Gastes alleseitig erregt hatten, war, daß mehrere Wiener Vereine sich mit der Bitte an die Vortragende wandten, auch in ihrem Kreise über denselben Gegenstand zu sprechen. Die kurze Dauer ihres Aufenthaltes in Wien gestattete es jedoch Frau Goldschmidt nur einer dieser Anforderungen nachzukommen und zwar hielt sie am 12. Dezember noch einen Vortrag über dasselbe Thema in der „Ethischen Gesellschaft“.

A. S., Wien.

Der St. Petersburger Frauen-Gesundheits-Schutz-Verein

eröffnet im Februar d. J. die erste Ausstellung für Frauenhygiene unter dem Protektorat der Prinzessin Eugenie von Oldenburg. Die Ausstellung, die in dem Gebäude der Kaiserlichen Gesellschaft zur Förderung der Künste (Große Werskaja 38) stattfindet, hat den Zweck, das russische Publikum mit allem bekannt zu machen, was auf dem Gebiete der Frauenhygiene in Rußland wie im Auslande zu Stande gebracht worden ist.

Die Ausstellung soll aus folgenden Abteilungen bestehen: 1. einer Abteilung der Privathygiene der Frau und 2. einer Abteilung der allgemeinen Hygiene der Frau.

Die erste Abteilung umfaßt folgende Gruppen:

- I. Gruppe. 1. Anatomie und Physiologie des Frauen-Organismus (Modelle, Zeichnungen, Tafeln und Bücher). 2. Frauenhygiene (Modelle, Zeichnungen, Tafeln und Bücher). 3. Modejournale.
- II. Gruppe. 1. Pflege der Haut, Speise, körperliche Übungen. 2. Stoffe. 3. Fertige Frauen- und Kinderkleider für Mädchen.

Die zweite Abteilung enthält:

1. Hygienisches Meublement für Mädchen-Heilanstalten. 2. Arbeiterinnen-Hygiene. Gesellige Wohnungen für Arbeiterinnen. Vorbeugungsmittel gegen Unglücksfälle. 3. Wohlthätigkeits-Anstalten für Frauen.



„Die deutsche Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts.“ Von Dr. Richard M. Meyer. Mit 8 Porträts (Berlin, Georg Bondi. Preis broschiert 10 Mark. Halbfranz gebunden 12,50 Mark.) Das große Bondische Verlagswerk: „Das neunzehnte Jahrhundert in Deutschlands Entwicklung“, herausgegeben von Paul Schlenker, hat hiermit seinen dritten Band gegeben. Er ist in eine glückliche Hand gelegt worden. Es galt die Bewältigung und Gliederung gewaltiger Stoffmassen, ihre Einordnung unter bestimmte Gesichtspunkte, das Herausstellen der bezeichnendsten Züge; es galt ferner die Charakteristik der Einzelpersonlichkeiten, die nur auf Grund einer ungeheuren Vesehenheit, eines scharfen Auges für ihre Besonderheiten und einer großen sprachlichen Ausdrucksfähigkeit möglich war; es galt endlich, das ganze Werk anregend und fesselnd zu gestalten, mit andren Worten: eine schriftstellerische Leistung von eignem künstlerischen Wert zu liefern.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Richard M. Meyer diesen Aufgaben im ganzen gerecht geworden ist. Was die Gliederung des ganzen Stoffes betrifft, so vertritt er selbstverständlich die Auffassung, daß die Litteratur keine isolierte Erscheinung ist, sondern ein Ausschnitt aus dem gesamten geistigen Leben ihrer Zeit, den man nur versteht, wenn man dies geistige Leben in seiner Gesamtheit ins Auge faßt. So wird mit Ausnahme der eigentlichen Fachlitteratur alle geistige Produktion nicht nur auf schriftstellerischem, sondern gelegentlich auf dem ganzen Gebiet der Kunst herangezogen, um die Zeittendenzen herauszustellen. Die sonst schon genügend charakterisierte Zeit bis zu Goethes Tod tritt dabei hinter die folgenden Jahrzehnte zurück. Die ungeheuren Massen, die zu verarbeiten waren, gliedern sich mit Leichtigkeit und ohne daß der Verfasser äußere Zwangsmittel anwendete; von einer Kubrizierung im eigentlichen Sinne ist nicht die Rede; die Gruppierung ergibt sich durchaus ungezwungen.

Daß von den Charakteristiken einzelne besonders scharf, andre weniger prägnant herauskommen, ist selbstverständlich, da gerade dabei doch auch die eigene Geistesrichtung ausschlaggebend ist. Hinter Gottfried Keller, Freytag, Fontane treten Stirner und Nietzsche entschieden zurück. Besonders glücklich kommen vielfach auch die Silhouetten kleiner Persönlichkeiten heraus; ein kleines Meisterstück ist die Kennzeichnung des „unentwegten Acht- und vierzigers“ Johannes Scherr, dessen billige Erfolge kaum irgendwo besser auf ihre Grundursachen zurückgeführt sein dürften. Meisterhaft

sind auch viele Charakteristiken der neuesten Epoche; überall weiß der Verfasser die Züge herauszufinden und zusammenzustellen, die die Porträtähnlichkeit ausmachen. Daß einzelne Ungerechtigkeiten dabei unterlaufen, ist nur natürlich. Besonders einzelnen schriftstellernden Frauen gegenüber ist das bemerkbar. Die absolute Verurteilung einer Maria Fannytschek z. B. erscheint ebenso befremdlich, wie die günstige Beurteilung von Elisabeth Förster-Nietzsche. Immerhin sind das Ausnahmen. Man erkennt auch den Frauenleistungen gegenüber den grundlichen, objektiven Kritiker, der sich auf Grund eigener Kenntnisnahme ein scharf ausgeprägtes Urteil bildet.

Es ist unmöglich, im Rahmen einer Besprechung dem groß angelegten Wert gerecht zu werden. Es wird selbst für seine Schätzung sorgen; wer es einmal in die Hand genommen hat, wird sich schließlich den Genuß entgehen lassen, diese ganze Periode geistigen Lebens an der Hand eines Führers zu durchmessen, der so fähig ist, das Charakteristische zu zeigen und in seinem Zusammenhang zu deuten. Das Buch wird ein Recht auf Beachtung weit über den Augenblick hinaus beanspruchen dürfen.

„Tagebuchblätter eines Sonntagsphilosophen.“ Gesammelte Grenzbotenartikel von Rudolf Hildebrand. (Leipzig, Fr. Wirth. Preis 4 Mark.) In der „Sonntagsstimmung“ sieht Rudolf Hildebrand die notwendige Ergänzung für die ängstliche Nüchternheit unserer Zeit, die nicht mehr gesunde Bewegung ist, sondern Unruhe ohne innere einheitliche Triebkraft. „Sonntagsstimmung“ steht als letztes, Bestes auf dem Wunschzettel an den Zeitgeist, den Hildebrand für sein Volk schreibt, der seine alte Weisheit mit dem Kinderherzen und dem frischen Kinderfimmel. Sieht er doch selbst die Welt wie ein Sonntagkind an, dem es gegeben ist, die Sprache der Tiere und Vögel zu verstehen und von ihnen das zu lernen, wofür dem modernen Menschen der Sinn verschlossen ist: überfließende, tiefe, reine Daseinsfreude. Und so sieht er auch in das Menschenleben um sich herum; auf das kleinste, das Unschönbarste fällt sein Blick. Nicht, daß ihn, wie die klaffenden Modernen, die Zwangsvorstellung von der Tragik des Unbedeutenden beherrsicht — aus einer liebevollen, kindlich zarten Betrachtung des Lebens heraus gewinnt ihm auch das Einfachste Bedeutung als ein helles, heiteres Zeugnis für das Ewige, Bleibende, Hohe in der Welt der Erscheinungen. Sogar vom Sterben weiß er „etwas Helles“ zu erzählen. Und lebenswürdig bleibt er auch da, wo er nicht billigt

Er donnert nicht wider Philister und Behanten in seinem eigenen Fach, der deutschen Sprachforschung; aber er liefert selbst eine köstliche, streng philologische Untersuchung über einen Knopf Goethes. Wen einmal mitten unter den Individualitätsfanatikern unter den Modernen die Sehnsucht nach einer Persönlichkeit überkommt, die ihre Eigenart wie etwas Selbstverständliches trägt, ohne den Leser auf jeder Seite ein paarmal darauf aufmerksam zu machen, der muß den „Sonntagsphilosophen“ kennen lernen.

„**Im Lande der Verheißung.**“ Ein deutscher Kolonialroman von Frieda Frein von Bülow. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) Es bedürfte kaum der Widmung an „meinen lieben Bruder Albrecht, Freiherr von Bülow“, um den aufmerksamsten Leser der Rubrik „koloniales“ darüber zu orientieren, wer der eine der Helden des vorliegenden Romans, Graf Rainer Waltron, ist. Und über den andern, Ralf Krome, werden auch die „Nichtkolonialen“ keinen Augenblick im Zweifel sein können. Das allein sichert dem Roman schon sein Interesse. Aber die Kolonialromane der Verfasserin haben außerdem ein Wort für sich selbst zu reden. Hier ist Selbstgeschautes, mit allen Sinnen und mit der Seele Aufgenommenes, und die Kraft, das so zu eigen Gemachte gestaltend zu objektivieren, fehlt nicht. So packt der Zauber des „Landes der Verheißung“ oft auch den kühl denkenden Leser. Die Bemerkungen über Deutschland als Kolonialfaktor dürften im übrigen leider von der Wirklichkeit nicht allzuweit entfernt sein.

„**The Englishwoman's Year-Book and Directory.**“ 1900. Edited by Emily Jones, (London, Adam & Charles Black.) Ein gewaltiges Material ist auf den 340 dichtbedruckten Seiten des neuen Year-Books zusammengetragen und in muster-giltiger Weise geordnet. Wer sich über die Stellung der englischen Frauen orientieren will, kann das Buch einfach nicht entbehren; ihr Anteil und ihre Ausbildungsmöglichkeiten auf dem Gebiet der Erziehung, des Berufslebens, der Industrie, der Medizin, der Wissenschaften, der Litteratur und Kunst finden dort ebenso ihre Stelle wie ihr Anteil am sozialen Leben, den Wohlfahrts- und Wohlthätigkeitseinrichtungen. Eine kurze Übersicht über die wichtigsten Ereignisse des Jahres, soweit sie sich auf Frauen und Frauenbewegung beziehen, selbstverständlich unter Beschränkung auf England, ist hinzugefügt. — Die Angaben auf den einzelnen Gebieten — wir nennen nur die „Notes on Women's work in Science in 1899“ — geben einen Begriff von dem ungeheuren Fortschritt, den die Frauenbewegung in den letzten Jahren gemacht hat.

„**Der Dichter.**“ Roman von S. Hochstetter. (Berlin und Leipzig, Schuster & Voeßler.) Sophie Hochstetter gehört infolgedessen zu den erfreulichsten Erscheinungen unter den modernen Schriftstellerinnen, als sie sich von der schwebelnden Sinnlichkeit, mit der viele unter ihnen heute spekulieren, völlig frei hält. Ihre Helden ringen, wie sie selbst, mit den höchsten Problemen. Damit ist allerdings zugleich eine künstlerische Schwäche angedeutet, die auch in dem vorliegenden Roman zum Ausdruck kommt: ihre Helden werden zum Behuf ihrer eigenen Gedanken,

die ihnen oft genug unermittelt und psychologisch unbegründet in den Mund gelegt werden. So erfahren wir den Standpunkt der Verfasserin in Bezug auf religiöse und philosophische Probleme aus dem Mund ihrer Helden: ebenso ihre Stellung zur Frauenbewegung, über die sie, nebenbei gesagt, herzlich schlecht unterrichtet ist. Sie spricht hier alte Gemeinplätze nach. Theorien beherrschen augenscheinlich vielfach noch ihre künstlerische Produktion. Darum verlieren wir oft den Wirklichkeitsboden unter den Füßen. Daß aber die Verfasserin einer künstlerischen Beobachtung und Gestaltung der Wirklichkeit fähig ist, zeigt mancher glückliche Zug, besonders bei der Schilderung des Milieus im Eingang. Im ganzen hat man doch seine Freude an einem „reinen“ Buch, das so augenscheinlich die Spuren einer tüchtigen Gedankenarbeit verrät, die nach ihrer Vollendung auch der eigentlich künstlerischen Produktion unzweifelhaft zu gute kommen wird.

„**Vom Schulfächer bis zur Großmutter.**“ Klauereien von Tony Schumacher. 2. Auflage (Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.) Bücher mit der Kapitelfolge: Schulfächer und Bäckfisch, die Braut, die Gattin, die Mutter, die Stiefmutter, die Großmutter, die alte Jungfer u. nehme ich, offen gestanden, sehr skeptisch zur Hand; gewöhnlich bieten sie nur eine Reihe von Trivialitäten. Das ist hier anders. Es sind wahre, lebenswarme Schilderungen aus der Familie und aus tiefem Familiengefühl heraus, und wenn man auch die ersten Kapitel etwas tiefergründiger wünschen möchte, so machen die späteren mit ihrer vorurteilslosen, warmen, weisen Lebensanschauung das wieder gut. Das Buch atmet den Duft der deutschen Wohnstube aus guter alter Zeit; die Verwandschaft mit den Goldschnittbüchern vom „guten Ton“ und ähnlichen ist ausgeschloffen, sowie man nur ein Kapitel darin gelesen hat.

„**Entrückt in die Zukunft.**“ Sozialpolitischer Roman von Theodor Herzka. (Berlin, Ferd. Dümmler. Preis 3 Mark.) Jede Zukunftstheorie übt einen eigentümlichen Reiz, mag man sich noch so sehr sagen, daß es sich um eine Utopie handelt. So eine ganze Menschheit, die in vorliegendem Roman auf 3500 Millionen gestiegen ist, in vollster Ruhe neben einander hausen zu sehen, teilnehmend an allen Lebensgenüssen, alle mit genügendem Einkommen selbst zu jedem Luxus versehen, aus eigener Kraft, ohne andere als selbstgeschaffene Autorität sich regierend — das erfüllt mit einer so wohlthuenden Hochachtung vor dem eignen Geschlecht, daß einem solche Lektüre sehr glatt ein geht. Dabei sind alle diese Utopien auf untrügliche Berechnungen gegründet, ebenso untrügliehe wie die von Jules Verne angestellten in Büchern, wie „Die Reise nach dem Mond“ u., in denen auch theoretisch alles klappert. Die eine Meinung ist, die hier wie in allen solchen Utopien zu erinnern wäre, ist nur: solche Menschen, wie die hier als Voraussetzung gegebenen, leidenschaftlos, alle das Richtige erkennend und das Gute wollend, giebt es nicht und wird es nicht geben. Das hineinsetzt nicht, daß das Herzka'sche Buch nicht doch viel zu denken gäbe und die wirtschaftlichen Mißstände unserer Zeit in eine scharfe Beleuchtung stellte, die ihnen sehr not thut.

Für die Reise nach Paris ist soeben im Verlag von Leopold Jolki, Berlin O., ein äußerst praktisches Buchlein von dem bekannten französischen Sprachlehrer Georg Etier erschienen, welches sich betitelt: **A Paris**, ein unentbehrliches Hilfsbuch für Deutsche, welche nach Paris reisen. (Preis 1 Mark.)

„Der gesamte Lehrstoff des naturkundlichen Unterrichts.“ Eine Darstellung der Gliederung und Behandlung des gesamten naturkundlichen Unterrichts in Entwürfen und Plänen für einfache und gegliederte Volksschulen von Richard Seyfert, Schuldirektor in Lelsnig i. B. Dritte, vermehrte Auflage. (Leipzig, Ernst Wunderlich, Preis 3 Mark, geb. 3,60 Mark.) Der Inhalt ist durch den Titel genügend angedeutet. Dem vortrefflich gegliederten Lehrplan sind in dieser neuen Auflage zur weiteren Verdeutlichung eine Anzahl ausgeführter Unterrichtsbeispiele beigegeben worden und auf die Beobachtungen ist ein größeres Gewicht gelegt.

„Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen.“ Fünf Teile. Ein methodischer Beitrag zum erziehenden Unterricht von Julius Tischendorf, Schuldirektor in Dohna. IV. Teil: Europa. Fünfte und sechste vermehrte und verbesserte Auflage. (Leipzig, Ernst Wunderlich, Preis 2,40 Mark, geb. 2,80 Mark.) Man kann dieser Art der Behandlung des geographischen Unterrichts nur vollständig beistimmen und das Buch rückhaltlos empfehlen. Der vorliegende 4. Band unterscheidet sich von den vorausgegangenen dadurch, daß das Kartenlesen mehr gepflegt, den Schilderungen ein breiterer Raum gewährt und — noch mehr als bisher — darauf Gewicht gelegt

Anzeigen.

Die dreispaltige Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Annahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.

Obst- und Gartenbauschule für Frauen. Mariensfelde (vormals Friedenau).

Beginn des nächsten Kurses für Schülerinnen am 1. April. Kursus für Lehrerinnen vom 26. März bis 7. April. Meldungen zu richten an

Mariensfelde, Kreis Zeltow. **Elvira Gastner Dr. D. S.**

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen. Solo, Ensemble und Chor

ertheilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.

Berlin W., Potsdamer Strasse 122 c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.



Maggi
zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Dellk.-Gesch.

Internationales Heim,

Berlin SW., Galeschesstraße 17, 1, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben erschienen:

Kleefeld.

Roman

von

Ernst Heilborn.

Preis geheftet 2 Mark. Elegant gebunden 3 Mark.

Der Roman enthält ein Lebensbild aus der heutigen Zeit, treu nach der Wirklichkeit mit seinem Stift gezeichnet. Im Mittelpunkt steht ein Mann, der die Ideale liebt, die er liebt, nur die „Richtschnur“ kennt und darüber, statt das Glück zu erreichen, in seiner Laufbahn und in seiner Liebe scheitert. Das alles und dazu der Preis kleiner Leute, aus dem er emporgewachsen, ist mit Sorgfalt beobachtet und mit allen Mitteln intimer Kunst dargestellt.

Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen.

Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Fleischsucht, Syphilis und ähnlichen Zuständen an nervöser Magenschwäche leiden. Preis 1/2 Fl. 3 Mk., 1/2 Fl. 1,50 Mk.

Schering's Grüne Apotheke, Chaussee-Strasse 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

wird, „daß die Schüler die Ursachen und Bedingungen der betrachteten Thatsachen und Erscheinungen kennen lernen und so zu einem klaren Verständnis der Wechselwirkungen gelangen, die zwischen den geographischen Elementen bestehen.“

M. v. W.

„Hamburger Bilder für Hamburger Kinder.“ Von Ilse Frapan. (Hamburg, Otto Weisner.) Durch ganz Hamburg führt uns die Verfasserin. Aber nicht sie sieht es, sondern das Schulkind, das sie reden läßt und das uns seine Eindrücke schildert; die Waschfrau und der Laternenanzünder, der Grünhöfer und der Krabbenmann, das Gartenzoozert und die Asterartaben, alles passiert Hevü. Ob alle diese Schilderungen Kinder, selbst Hamburger Kinder, interessieren? Die lustigen Geschichten, die Dntel Steuermann erzählt, die Schulgeschichten und Großmutter's Geschichten, die sich dazwischen eingestreut finden und mit echt Frapan'schem Humor erzählt sind, werden ihnen jedenfalls den Rang ablaufen.

Die neu erschienenen Lieferungen des „Illustrierten Konversations-Lexikons der Frau“ (Berlin, Martin Oldenbourg), bringen ein paar eingehende Artikel über Mädchenerziehung und Mädchenschulwesen, die entschieden Beachtung verdienen. Statt der üblichen Lobeserhebungen über die Bildung der deutschen Frau, denen man in Fachblättern unter männlicher Leitung nur zu oft begegnet, setzt hier eine berechnete Kritik der bestehenden Anschauungen und Gewohnheiten ein; zugleich werden wertvolle Hinweise für eine gesündere Entwicklung gegeben. — Auch auf den juristischen Artikel Mitgift sei hingewiesen.

Kleine Mitteilungen.

Die **Obst- und Gartenbau-
schule für Frauen** in Marienfelde bei Berlin (Leiterin Frä. Dr. Castner) beginnt ihren nächsten Kursus für Schülerinnen am 1. April. Kursus für Lehrerinnen vom 26. März bis 7. April.



Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.

40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Gr.
(Verlag von Martin Oldenbourg in Berlin.)

für
Frauenvereins-Mitglieder

beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum

Vorzugspreis

von 40 Pf. = 24 Gr. pro Lieferung.

Sie beziehen durch alle Buchhandlungen.

Das Heim

des

Allgemeinen

Deutschen Lehrerinnenvereins

in

Berlin, Potsdamerstraße 40 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere
Damen der gebildeten Stände auf.

— Preise von 2 Mark pro Tag an. —

Auf der Ausstellung des Vereins „Frauenberwerb“ zu Berlin, die vor Weihnachten ein großes Publikum anzog, erhielt die Leiterin der Handelslehre, Frau **Elise Brevig**, die silberne Medaille für die von ihr ausgestellten Schülerinnenarbeiten.

Die **Wissenschaftlichen Fortbildungskurse für Lehrerinnen in Bonn** haben ihren Studienplan für das Jahr 1900/1901 veröffentlicht. Er umfaßt Vorlesungen und Übungen in Religion, Deutsch, Englisch, Französisch und Geschichte und ist bei der Vorsitzenden des Ausschusses, **Fräulein Johanna Gottschall**, Bonn, Hofgartenstraße 17, zu erhalten.

Wir möchten besonders hinweisen auf die gewünschten Vorkenntnisse: Im allgemeinen wird eine gründliche Seminarbildung vorausgesetzt. Für Religion, Geschichte und Französisch ist sichere Kenntnis der lateinischen Grammatik und möglichst ausgedehnte Lektüre der auf dem Gymnasium bis einschließlich Obersekunda gelesenen Schriftsteller unerlässlich, für Deutsch und Englisch erwünscht. Für Religion ist die Kenntnis der griechischen Elementargrammatik nicht unerlässlich, aber zur Erleichterung des Studiums empfehlenswert. Für Deutsch ist erwünscht: möglichst Vertrautheit mit den Hauptwerken der neueren deutschen Litteratur, besonders der Klassiker, aus eigener Lektüre. Kenntnis Homers und einiger Werke der griechischen Tragiker aus Übersetzung. Kenntnis der Dramen Shakespeares. Wenn möglich, Vertrautheit mit einigen Hauptwerken von Corneille, Racine, Moliere, Voltaire, Rousseau; Richardson, Wieling, Sterne aus eigener Lektüre.

Anmeldungen von Lehrerinnen, denen Zeugnisse über die abgelegten Prüfungen, die bisherige Lehrthätigkeit und über den Erfolg der vorbereitenden Studien, sowie die Angabe der gewählten Fächer beizulegen sind, werden bis zum 1. März spätestens erbeten und sind zu richten an die Vorsitzende des Ausschusses. Auskunft über Wohnungen und Pensionen erteilt Frau Elisabeth Krulenberg, Bonn, Lennestraße 44.



*Was giebt es Herrlicheres,
als eine Tasse*

Hausen's Kasseler Hafer- Kakao.

Ein tausendfach bewährtes ärztlich empfohlenes Nahrungsmittel für Kinder, Erwachsene, Blutarmer, Magen- und Darmleidende.

Nur echt in blanken Cartons von 27 Würfeln = 40–50 Tassen zu Mk. 1.—, grüne Cartons sind eine Nachahmung.

TROPON



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180–200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Schokoladefabrikate.

Tropon-Cacao

Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

Die Ferienkurse in Oxford haben so gute Erfolge aufzuweisen gehabt und sind besonders von Frauen so zahlreich besucht worden, daß man jetzt zu einer festeren Organisation geschritten ist, die den studierenden Frauen die Vorteile der Ferienkurse in erhöhtem Maße zugänglich macht. Im Juli, August und September wird St. Hugh's Hall 17 Northam Gardens, Oxford für den Unterricht in der englischen Sprache und Litteratur den Ausländerinnen eröffnet werden. Der Unterricht wird sowohl in der Form von Vorträgen, als von Übungen gehalten werden und speziell für die Bedürfnisse der Ausländer eingerichtet sein. An den Nachmittagen werden Besichtigungen der Oxford Colleges und weitere Ausflüge nach historisch interessanten Orten der Umgegend veranstaltet werden.

Der Preis für volle Pension und allen Unterricht beträgt 45 sh. wöchentlich. Anmeldungen sind bis spätestens zum 20. April zu richten an Mrs. Burch, 11 Beechcroft Road, Oxford. Ein vorläufiger Stundenplan ist ebenfalls von ihr zu erhalten.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Gosestraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frl. Hübner, Berlin W., Augustburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/28—1/4. [3]

Damen-Loden,

Cover-Coat, Tuche, Cheviot etc. etc., ausgeprobte, widerstandsfähigste Qualitäten, decatiert u. nadelfertig, f. Reises, Sport u. Fahrrad geben wir meterweise von 1 Mark d. Meter direct an Private ab Loden-Mäntel 16,50 M., Costüme 18,00 M., beste Schneiderarbeit. Anfertigung in kurzer Zeit. Muster und Abbildungen frei. Anerkennungen von vielen Seiten.
Gebrüder Kürner, F. Altenburg, S.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und Industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdienen ihren Ruf der musterzügigen Construction, vorzüglichen Laubs und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder Art des Fabrikates auszeichnet.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Reibinger

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Pflege und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark) lebenslängliche Alters-Renten oder das entsprechende Kapital. Auskunft erteilt und Druckfachen versendet Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [14]
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache an. Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorleserin Miss Bowen; Frl. Adelsmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Frl. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Sprach- und Handelsinstitut für Damen.

Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
von Frau Elise Brewit,
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Silberne Medaille.
Ausbildung zur Handelslehrerin, bes. gepr. Lehrerinnen mit Sprachkenntnissen zu empfehlen. Neue Kurse beg. 15. Jan. Kurse zur Ausb. als Buchhalterin und Korrespondentin (auch für Sanatorien und ähnliche Anstalten) beg. 4. und 8. Januar. Stellenvermittlung durch das Institut. Stets gute Balancen auf Wunsch Pension im Hause.

Das photographische Atelier

von Frau Gertrud Bierentz,
Neue Friedrichstr. 70,
empfehlen sich zur Anfertigung aller moderneren Photographien zu billigen Preisen. Gruppenaufnahmen auch außer dem Hause.

Familien-Pension I. Ranges

von Elisabeth Joachimsthal [11]
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechte
Hofbahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das Pflanzergewerks

von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin.

Berlin W., Lankstr. 16

vermittelt die Beschaffung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erziehertinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellenjuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Balancen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2% des ersten Jahresgehalts.
Keine Einschreibgebühr. [9]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



Flottenbewegung und Friedensbewegung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Flottenbewegung und Friedensbewegung — für den ersten Blick bezeichnen die beiden Worte die äußersten Endpunkte einer langen Linie, die vom extremen Chauvinismus zum idealsten Humanitätskultus führt. In Wirklichkeit liegen die Dinge heute so, daß, wer das eine will, das andere wollen muß.

Das wird vielfach bestritten. Es ist nicht Aufgabe dieser Zeitschrift, sich in das Labyrinth sozialpolitisch-technischer Betrachtungen zu begeben, die das Für und Wider abwägen sollen. Dem Volksbewußtsein aber ist dreierlei klar: einmal, daß wir nicht dreißig Jahre Frieden gehabt hätten ohne ein starkes Heer; zweitens, daß eine Blockade unsrer Häfen eine unendlich viel größere Schädigung des Nationalwohlstandes bedeuten würde, als die Beschaffung der Mittel für die Flotte; drittens, daß die Millionen, die die Flotte kosten wird, nicht, wie die Gegner der Bewegung so gern behaupten, den Kulturaufgaben entzogen werden, denn für diese würden sie einfach nicht flüssig gemacht.

Wenn, wie es ja den Anschein hat, die Kosten in erster Linie dem Kapital auferlegt werden sollen, etwa in Form einer Erbschaftsteuer, so würde auch dem sittlichen Bewußtsein des Volkes, das vor einer stärkeren Belastung der schwachen Schultern mit Recht zurückschreckt, keinerlei Zwang geschehen. Ein Kapital, das mir in den Schoß fällt, auf das ich mehr ein juristisches als ein sittliches Anrecht habe, kann mit Recht herangezogen werden, wo es den Schutz des Landes gilt, das die Kapitalbildung ermöglichte.

Aber man weist auf die ideellen Gefahren der Flottenvermehrung hin. Unstreitig ist jede Stärkung des Militarismus eine indirekte Stärkung des Geistes, der lieber

mit der Faust als mit Argumenten kämpft, der kulturelle Ermüdungen hinter politische, das Innenleben hinter das Außenleben zurücktreten läßt. Ganz gewiß ist das nicht wünschenswert. Aber das nicht Wünschenswerte ist oft das Gebotene. Die Völker sind eben — das haben doch wohl die letzten Jahre zur Genüge gezeigt — noch nicht in dem Stadium, in dem sie den drohenden Hinweis auf Machtmittel, mit denen dem Rechtsbruch gegenüber getreten werden kann, zu entbehren vermögen. Auch in der Pädagogik sind Machtmittel ethisch bedenklich. Und doch giebt es Perioden in der Kindererziehung, in denen man sie nicht zu entbehren vermag.

Die Vertreter des Gedankens, daß die Zeit für den Weltfrieden schon jetzt gekommen sei, wollen den Frieden auf der See durch „die wachsende Kultur“ auf der See sichern. Das erinnert an Bräsig's Weisheit, die den Ursprung der Armut in der „Povertät“ sucht. Die Kultur einer Epoche ist die Summe ihrer geistig-sittlichen Werte und Überzeugungen. Nun ist doch wohl in letzter Zeit deutlich genug zu Tage getreten, daß diese Summe noch nicht genügt, um den brutalen Instinkten die Wage zu halten. Und so bleibt nichts übrig, als die an und für sich nicht eben pädagogische Position mit dem drohend aufgehobenen Zeigefinger noch ein Weilchen beizubehalten.

Die Frauen sind die geborenen Vertreterinnen der Friedensidee, wie sie die geborenen Vertreterinnen der Pädagogik der Milde sind. Wenn jetzt auch aus ihrer Mitte ein Aufruf zu Gunsten der Flottenbewegung hervorgegangen ist, so darf das wohl als ein Zeichen der zwingenden Macht der eben erörterten Wahrheiten und zugleich als Beweis der wachsenden Einsicht der Frauen in die realen Vorbedingungen auch ihrer eignen Bewegung gelten. Denn wie berechtigt auch die internationalen Momente der Frauenbewegung sein mögen, so ist sie doch innerhalb jedes Landes national bedingt und einstweilen in ihrer Entwicklung noch von der gesicherten Entwicklung der Nation abhängig. Daß der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der den Aufruf erließ, damit der Empfindung vieler deutscher Frauen Ausdruck gegeben hat, beweisen die zahlreich einlaufenden Zustimmungen von Frauen und Frauenvereinen.

Wir lassen nun seinen Aufruf für sich selbst sprechen:

An die deutschen Frauen!

Die letzte große gemeinsame Kundgebung, nicht nur der deutschen Frauen, sondern der Frauen aller Kulturländer, die das vorige Jahrhundert sah, war eine Kundgebung zu Gunsten des Weltfriedens. Mit einer Begeisterung, die in vielen Herzen nachklang, haben sie der Sehnsucht Ausdruck gegeben, daß endlich die Zeit heraufsteigen möge, in der die Völker nur in friedlichem Wettkampf an der Vermehrung der Summe geistiger Kultur und sittlicher Werte arbeiten, in der — wie die norwegischen Frauen es so schön ausdrückten — die Macht nicht mehr das Recht bedeute, sondern das Recht eine unwiderstehliche Macht sei. Sie haben mit vielen der besten Männer die Hoffnung geteilt, daß der Hochstand unserer Kultur ein übermütiges, frivoles Herausbeschwören ungerechter Kriege, daß der Sinn für Recht und Humanität eine Vergewaltigung der Schwächeren unmöglich machen werde.

Es ist angesichts der Ereignisse der letzten Monate nicht möglich, an der Hoffnung festzuhalten, daß das Zeitalter des Völker-Faustrechts sein Ende erreicht hat und

der ewige Friede seine Herrschaft beginnt. Die Zeit ist daher gekommen, wo wir uns der Worte unserer Friedenskundgebung erinnern müssen: „Wir wollen nicht, daß Deutschland auch nur um den kleinsten Bruchteil seiner Kraft im Verhältnis zu anderen Nationen schwächer dastehe, wenn es jemals trotz seiner Friedensliebe genötigt sein sollte, seine nationale Selbständigkeit in einem aufgedrungenen Kriege zu verteidigen.“

Um aber das zu können, dazu fehlt ihm eins: die Kriegsbereitschaft zur See. Wie die Dinge heute liegen, können sich unsere Friedenshoffnungen nur an die volle Kriegsbereitschaft knüpfen. Nur diese Kriegsbereitschaft kann die Entwicklung deutscher Kultur auch jenseits der Meere wahren, in den fernen Ländern, auf die uns die stetig steigende Bevölkerung unseres Landes, die hohe Blüte unseres Handels, unserer Industrie, die neue Bezugsquellen und neue Absatzgebiete sucht, mehr und mehr hinweisen. Das große Friedenswerk, das für uns Hand in Hand geht mit der Verbreitung deutscher Kultur und Sitte, kann nur seinen Fortgang erfahren, wenn ein mächtiger Schutz die Vergewaltigung hindert, den Frieden sichert.

Als zuerst der Gedanke an den Bau einer deutschen Flotte sich Bahn brach, da haben deutsche Frauen nach Kräften an seiner Verwirklichung mitgearbeitet. Auch die Begründerin unseres Vereins, Luise Otto, hat „dem stolzen Bündnis Deutschlands mit dem Meere“ ihre warmen Wünsche geliehen, aber auch der wehmütigen Erkenntnis Ausdruck gegeben, daß diese Flotte nur „im Meer unserer Zukunftsträume“ zu suchen sei. Ihr Ruf:

„Vom Meer von Adria bis auf zum Sunde
Dasselbe fordert all' mit einem Munde,
Legt Hand ans Werk, baut nicht an alten Trümmern:
Die deutsche Art soll deutsche Schiffe zimmern“ —

dieser Ruf soll heute, nach einem halben Jahrhundert, von uns weitergegeben werden — unter veränderten Lebensbedingungen und in anderer Form, aber aus der gleichen Gesinnung heraus. Wir wissen, daß wir uns damit nicht in Gegensatz zu unserem Programm setzen. An Werken des Friedens mitzuarbeiten, dazu sind wir berufen. Den Frieden sichert heute noch nur die starke Hand, und darum wollen wir, soweit wir es vermögen, mit dahin wirken, sie unserem Lande zu schaffen. Darum wollen wir uns den Männern anschließen, die überall in Wort und That für die Errichtung einer starken deutschen Flotte eintreten. Und dazu rufen wir heute die deutschen Frauen auf!

Leipzig, im Februar 1900.

Der Vorstand des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Auguste Schmidt, Henriette Goldschmidt, Helene Lange, Johanna Brandtetter, Dr. Käthe Windscheid,
Mathilde Weber, Marie Hecht, Helene v. Forster.



Alte und neue Schönheit.

Von

Frieda Frein von Bülow.

Nachdruck verboten.

Der Mensch lebt nicht von Brod allein. Aber das Brod braucht er allerdings zuerst. So lange er kein Brod hat, strebt er vor allen andern Dingen nach Brod, und so lange er nicht genug davon hat, strebt er nach mehr.

Ist jedoch für Brod, d. i. für des Leibes Nahrung und Notdurft, gesorgt, so meldet sich mit unfehlbarer Sicherheit ein anderer Hunger: der Hunger des Geistes. Er meldet sich zuerst in dem Sehnen nach freier Entfaltung der Persönlichkeit, danach in dem Sehnen nach Schönheit.

Die elementaren Kräfte dieser Triebe: nach Brod, nach einem gewissen Überfluß davon, der Macht bedeutet, nach Freiheit der Entwicklung und nach Schönheit, und das Abwechseln ihrer Vorherrschaft bestimmen die Wellenbewegungen der Kultur.

Ob zwar dieses große Sehnen sich immer in derselben Reihenfolge ablöst, daß also z. B. unter normalen Verhältnissen nirgends etwa die Sehnsucht nach Schönheit vorherrscht, wo die nach Freiheit oder gar nach Brod noch nicht gestillt ist, so beherrscht auch wiederum nur höchst selten ein und dieselbe Sehnsucht ein ganzes Volk gleichzeitig.

Für gewöhnlich ist die beherrschende Sehnsucht nicht nur bei verschiedenen Völkern eine andere, sondern auch innerhalb ein und desselben Volkes bei den verschiedenen Ständen, den verschiedenen Kasten, ja, den verschiedenen Geschlechtern.

Wenn irgendwo z. B. beim vierten Stand die Sehnsucht nach Macht die Oberstimme zu intonieren beginnt, so sehnt sich der dritte vielleicht vor allem nach einer größeren Freiheit und der zweite nach Schönheit, während bei den „upper ten“ eben wieder die Brodfrage alles andere zurückdrängt.

Das ist wie eine gewaltige Fuge, bei der jede Stimme die Melodie von Anfang bis zu Ende trägt und am Ende wieder den Anfang aufnimmt, doch keine den gleichen Satz gleichzeitig mit einer der anderen Stimmen.

Für Gott mag diese Menschensehnsuchtsfuge zu einem gigantischen Orgelstück von reiner Harmonie zusammenklingen. Für uns, die wir der Musik zu nah und zu sehr in der eigenen Stimme befangen sind, ergiebt das lärmende Durch- und Gegen-einander oft genug wunderliche Dissonanzen.

Die Sehnsucht nach Schönheit ist der Schlußsatz des großen Grundmotivs. Sie ist das Abendgeläut irgend eines Menschheitstages. Als die Sonne des Christentums am Himmel heraufkam, bekränzte Kaiser Julian in inbrünstiger Sehnsucht nach einer Welt von Schönheit, die er versinken sah, die Altäre der Griechengötter.

Wo heute ein neuer Geist die alten Formen der Kirche zerbrechen will, berufen sich zuletzt die Anhänger des Alten auf die durch nichts zu ersetzende Schönheit ihres

Kultus. Wo die unaufhaltfam vorrückende Industrie den Ackerbau in seiner Existenz bedroht, appellieren die Anhänger des Ackerbaus zuletzt mit schmerzlicher Leidenschaft an die Pietät für das Schöne, das mit jener Lebensform unwiderbringlich verloren geht. Also erscheint gleichsam immer als die letzte Verteidigerin einer bedrohten Kulturburg deren besondere Schönheit auf der Mauer.

Unter diesem Gesichtswinkel wird die Darstellung des Weibes in der modernen Kunst verständlich. Diese hat einen neuen Idealtypus geschaffen, an dem das Bezeichnende ist, daß er grade diejenigen Wesenszüge der Weiblichkeit hervorhebt und verherrlicht, die sich bei der um ihr volles Menschentum kämpfenden Frau unserer Tage mehr und mehr zu verlieren scheinen.

Jener künstlerische Weibtypus ist der Ausdruck der Schönheitssehnsucht einer abendmüden Männerkultur. Die fast körperlosen, lilienhaften Frauengestalten mit den weit-offenen, träumenden Kinderaugen, die sich schmücken und wie Blumen blühen und schweigen oder unendlich zarte Dinge sagen, die Frauengestalten Walter Cranes, Burne-Jones' und der Kunstgenossen, sind so niemals über die Erde gewandelt; aber sie führen die Quintessenz dessen vor Augen, was der schönheitssehnsüchtige, kulturermüdete Mann von heute an der Frau von heute zu seinem tiefen Leidwesen dahin-schwinden sieht.

Was seine Sehnsucht festzuhalten sucht, ist dieses: das stumme, ausdrucksunfähige, sich selbst unbekannte, nicht denkende, nicht wissende, zarte, scheue Weib, ganz nur Empfindung und Seele. So scheint ihm die Frau die Feine, Schöne, Poesievolle, vor der der Mann kniet und der er dient.

Ist sie so nicht, so ist sie ihm nichts.

Und so ereignet sich das Seltsame: während die vollwertige Frau von heute ihre Gaben und Kräfte, deren Zurückstauung das Leben ihrer Seele zu ersticken drohte, entwickelt und bethätigt wissen will und diesem Ziel bewußt und kühn entgegenstrebt — malt der Maler und singt der Dichter von einem stillen, blumengleichen Blühen der Weibseele allein um des Blühens willen!

Der Wiener Peter Altenberg ist unter den jungen Dichtern der, welcher diesen Sehnsuchtsstypus am zartesten und liebevollsten zum Ausdruck bringt.¹⁾

„Eigentlich sind wir etwas, was niemand weiß,“ läßt er eine Dame „mit ungeheuer milder Stimme“ sagen, „— — Bäume! Eine stille Organisation für sich, ohne Zweck, wie Waldbäume in einem Walde, den niemand braucht, mit Blätter-rauschen, Blüten — — Etwas in die Welt hinein Wachsendes sind wir, in einem Walde, wo kein Mann geht und alles still ist.“ . . .

An anderer Stelle singt er:

„Was bist du, armes, stilles Weib?!
in seinem Blick sollst du dein Leben lesen!
das bist du, was Er von dir singt!
und singt Er nicht, so bist du nicht gewesen!“

Vom blühenden Apfelbaum heißt es:

„Er giebt sein Blühen und der Dichter giebt ihm sein tönendes Empfinden dieses stummen Blühens. So giebt die Frau ihr stummes Wesen hin. Und er giebt ihr sein tönendes Empfinden ihrer Stummheit.“

¹⁾ Peter Altenberg: „Ashantee“, „Wie ich es sehe.“ (Berlin, S. Fischer.)

In der Novelle „Paulina“ (eigentlich ist es ein Skizzen-Cyclus) schildert der Dichter sein Weibideal:

„Sie war nicht sie“ (heißt es von Paulina), „manches Mal suchte sie sich zu suchen. In einem Bilde, einer Landschaft, einem Gespräch! Oder in traurigem Ausruhn.“

Und wieder:

„Wenn sie wacht, schläft sie, und wenn sie schläft, wacht sie.“

Paulina heiratet:

Eines Tages sagte ein Herr: „Paulina, ich liebe Sie, ich möchte Sie pflegen“ —

„Bin ich denn krank?“ erwiderte sie.

„Soviel wie“, sagte er . . .

Da nahm sie ihren milden Pfleger und sagte: „Schützen Sie mich — —“

Einmal findet dieser milde Pfleger seine Frau über einem Buch und fragt, was sie lese. Sie, gleich verschüchtert, macht das Buch zu. Allein er öffnet es wieder und liest ein kleines Gedicht:

„Meine weißen Ara haben
safrangelbe Kronen,
hinterm Gitter, wo sie wohnen,
nicken sie in gelben Ringen
ohne Ruf, ohne Sang, schlummern lang,
breiten niemals ihre Schwingen — —
meine weißen Ara träumen
von den fernen Urwaldbäumen.“

Dann heißt es weiter:

„Die Dame (Paulina) errötete, blickte in ihren Schoß.

Da gab er ihr stumm das Buch zurück und küßte sie sanft auf die Stirne.

Wie wenn Graf Raimund von Poitiers Melusinen überraschte in ihrem heiligen Element.

Er fühlt: „so eine bist du — — —?“

Da sagt die Seele des Weibes ‚adieu‘, fliegt traurig zum Fenster des Schlafgemaches hinaus, in die Tiefen der Waldesgründe ihrer Kindlichkeiten, an die Quelle und taucht unter — — —“

Ein andermal heißt es:

„Wie Kinderfrauen sind Männer! Immer müssen sie beruhigen, einschläfern, einwiegen, in Schlaf fingen die zarten, gebrechlichen Seelen der Damen, welche wie dünne Babies sind und gleich aufsteigen.“

Es ist immer das Weibkind, das dieser Dichter verherrlicht, speziell noch als das Kultur-Glaszhausprodukt: Dame.

Alle seine kleinen, feinen Momentaufnahmen scheinen uns sagen zu wollen: grade wie ihr durch uns geworden, wie ihr durch uns geblieben seid, seid ihr so fein und schön! —

Die Perle unter seinen Dichtungen über die Seele des Weibes ist das Gleichnis von dem blühenden Kartoffelfeld. Es atmet einen so poetischen Duft und ist von einer so edlen Schlichtheit, daß es, im Auszug wenigstens, hier stehen mag:

„Siehe! wie der Bauer sein Kartoffelfeld, betrachtet ihr die Frau. Etwas, was ihr sätet, um zu ernten; wofür ihr arbeitet, um es zu genießen. Bauernvolk seid ihr. Alle Wege verrammelt ihr! Siehe! Ein Mensch steht da an einem wunderbaren Sommerabend, und der süße Duft von kühlem Erdhauch bringt ihm Frieden. Weit breitet sich das dunkelgrüne

Feld. Eine Million weiß-lila Flecken schimmern. Und unterirdisch ahnt er Millionen hellbrauner Wurzelknollen, die von überall die Salze ziehen und das klarste Wasser. So arbeiten sie ruhig und selbstlos für ihr „werdendes Ideal,“ die Blüte. Denn ihre letzte Wirkung, ihre Sehnsucht, ist die kleine lila Blüte, in welcher die dunkle, irdische Materie gleichsam Seele wird und wie ein Abendlied im Mondlicht ist. Nach Blüte-Werden, Seele, drängt der Stoff! Nach Blüte-Werden, Seele, drängt die Frau — — —! Ihr aber wollt die Wurzelknollen ernten!
Wessen sind die Blütensterne?! Aller! Aller sind sie! Die Seele, die Schönheit, cet accomplissement suprême des intentions intimes de Dieu, gehören der ganzen Welt wieder, aus welcher sie entsprungen. Jeden Abend kann ein fremder Mensch vorübergehen und Frieden haben an dem Duft des Felbes. Aller ist er! Uner schöpft den kleinen weiß-lila Blütensterne Frieden in den dunklen Abendhimmel, wie Glockentöne, wenn der unbedächtige, unfrome Tag vom Menschen gleitet — —“

So Peter Altenberg.

Unschön und werfeltagsmäßig muß seine schönheitsstrunkenen Dichteraugen das Bild der „neuen Frau“ dagegen anmuten.

Die werdende, ringende Frau unserer Zeit, dies Übergangserzeugnis mit seinen lauten, oft vorlauten Worten, seinem noch ungeschickten Suchen und Tasten, seinen ihm noch anhängenden Überlieferungen, die mit dem Neuervorbenen nicht mehr in volle Harmonie zu bringen sind, ist in der That kein verführerischer Gegenstand für Poesie und Kunst. Denn nicht das Entstehende pflegt dem Künstler als Schönheit zu leuchten, sondern das Vollendete.

Dies ginge uns Frauen nichts an, denn unmöglich können wir unsere Bestimmung darin sehen, uns nach den künstlerischen Idealen umzumodeln, vielmehr können wir von den Künstlern erwarten, daß sie die Idee einer jeden Zeit allmählich erfassen und begreifen.

Alein das Ausmalen der Schönheit, die wir aufgeben, dient unseren Gegnern als machtvolleres Argument. Abendrotgleich überschimmert ja der letzte Glanz seiner vergehenden Schönheit das Ende eines Menschheitstages. Gerade beim Sinken der Sonne wird das Schönheitsideal Gegenstand inbrünstigster Verehrung. In seinem Zeichen wird die jüngere, nachrückende Kultur noch bekämpft, nachdem alle anderen Waffen und Streitkräfte versagt haben.

Doch auch dies letzte Kampfmittel kann den Lauf der Dinge nicht hemmen. In der Welt giebt es keinen Stillstand. Von allem Anfang an ist alles in ununterbrochener Fortbewegung nach unbekanntem, göttlichen Gesetzen. Immer mußte Schönes vergehen, um neuem Schönen Platz zu machen.

Wir wissen also, daß das Neue in einer neuen Schönheit gipfeln wird, und der wollen wir ruhig entgegenwachsen, ohne Ungeduld und ohne Eile.

Also spricht der Meister Goethe:

„Und solange du das nicht hast:
Dieses stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der alten Erde.“



Die Kellnerinnenfrage eine Frauenfrage.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Kellnerinnenfrage ist in München jedenfalls ein Stück Frauenfrage, dem man die eingehendste Beachtung schuldet.“ Das spricht Dr. Friß Trefz in einer kürzlich erschienenen Studie über das Wirtsgewerbe in München¹⁾ aus, und wir können hinzufügen, nicht nur in München, sondern überall ist die Kellnerinnenfrage eine Frauenfrage, und die Anhängerinnen der Frauenbewegung haben begonnen, ihr eingehendste Beachtung zu schenken.²⁾

Ebenso wie die in häuslichen Diensten stehenden Frauen nehmen auch die im Wirtsgewerbe als Kellnerinnen beschäftigten Frauen eine ganz eigenartige Stellung unter den Arbeiterinnen ein. Wenn sie auch im großen und ganzen denselben gesellschaftlichen Kreisen entstammen wie andre Lohnarbeiterinnen (ländliche oder Industrie- Arbeiterinnen), so sind doch die Unterschiede in Lebenshaltung und Lebensführung größer als die Ähnlichkeiten.

Eigenartig sind zunächst die wirtschaftlichen Verhältnisse der Kellnerinnen. Nicht wie bei vielen andern Arbeiterinnenkategorien treiben Hungerlöhne die Kellnerin ins Verderben, sondern häufig ist es gerade die überreichliche Entlohnung während einiger Jahre, die sie von der Gründung eines eigenen Haushalts zurückhält, so lange sie jung und — hübsch ist, die zur Quelle des Glends wird, dem die alternde Kellnerin in den meisten Fällen preisgegeben ist.

Eigenartig ist auch die soziale Stellung der Kellnerin. Mehr als jede andere Arbeiterin ist sie sittlichen Gefahren ausgesetzt. Sie lebt dauernd in der Öffentlichkeit; sie steht in einem ganz eigentümlichen Verhältnis zu den vorwiegend männlichen Gästen. Von ihnen, von den Konsumenten, wird sie in den meisten Fällen bezahlt, nicht vom Arbeitgeber. Mit den sittlichen Gefahren hängen auch die eigenartigen gesundheitlichen Zustände im Kellnerinnengewerbe zusammen. Nach den Äußerungen von Rassenärzten sollen 80 % der Erkrankungen von Kellnerinnen auf Geschlechtskrankheiten zurückzuführen sein bzw. zu diesen zählen. Eigenartig sind leider auch die gesetzlichen Bestimmungen, die die Kellnerin treffen. Es giebt im Wirtsgewerbe keine Sonntagsruhe; jeder Sonn- und Festtag bringt sogar noch erhöhte Anstrengungen mit sich. So arbeitet die Kellnerin meist 7 Tage in der Woche und 365 Tage im Jahr.

Alle diese Mißstände sind in letzter Zeit Gegenstand eingehender Untersuchungen und Arbeiten gewesen, und nur auf Grund sorgfältiger Forschungen über die Entwicklung und die gegenwärtigen Formen des Kellnerinnenberufs kann es gelingen, Anhaltspunkte für die künftige Gestaltung des Berufs und für gesetzliche oder private Maßnahmen zur Verbesserung der Lage der Kellnerinnen zu gewinnen.

¹⁾ Das Wirtsgewerbe in München. Eine wirtschaftliche und soziale Studie von Friß Trefz, Doktor der Staatswirtschaft. Stuttgart 1899. J. G. Cotta'sche Buchhandlung.

²⁾ Der im Oktober 1899 in München abgehaltene Frauentag beschäftigte sich in ausführlicher Beratung mit der „Lage der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe.“ Die beim Frauentag gegebenen Anregungen scheinen auch zu praktischen Resultaten zu führen.

Zu den wissenschaftlichen Untersuchungen, die in erster Linie zur Gewinnung derartiger Anhaltspunkte beitragen können, gehört das bereits oben erwähnte Buch von Trefz, das als 33. Band der Münchener Volkswirtschaftlichen Studien (herausgegeben von Lujo Brentano und Walter Loh) erschienen ist. Trefz beschäftigt sich zwar mit dem Wirtsgewerbe in München im allgemeinen und behandelt die Stellung der Kellnerinnen nur in zwei Abschnitten, in denen aber eine solche Fülle interessanter und wertvoller Materials geboten wird, daß ihr Studium allen, die für die Lage der arbeitenden Frauen Interesse haben, aufs wärmste empfohlen werden kann. Einige kurze Mitteilungen aus dieser Arbeit über die Lage der Kellnerinnen in Süddeutschland, die bekanntlich eine höhere soziale Stellung einnehmen als die Kellnerinnen in Norddeutschland, wo sie größtenteils nur in untergeordneten Lokalen Verwendung finden, sollen nur das Interesse der Leser für diesen Teil der Frauenfrage wecken und sie auf eine eingehendere Beschäftigung damit hinweisen.

Der große Zubrang zum Kellnerinnengewerbe ist nach der Ansicht von Trefz darauf zurückzuführen, daß dieser Beruf die Mädchen früher selbständig macht als irgend ein anderer, sie bald von der Schüssel der Eltern wegnimmt und ihnen einen verhältnismäßig hohen Verdienst sichert, ohne daß Kosten oder Zeit für eine Ausbildung aufgewendet werden müssen. Das lockt die ländlichen Arbeiterinnen in die Städte, wo sie sich häufig zuerst in den Gastwirtschaften als Küchenmägde verdingen; wenn sie nur einigermaßen ein „nettes Gesicht“ haben, so avancieren sie bald zur Kellnerin. Dazu kommen zahlreiche Mädchen aus städtischen Arbeiterfamilien, häufig sogar Töchter von Subalternbeamten. Diesem großen Zuzug gegenüber liegt die Frage nahe, welche Lebensschicksale den Tausenden von Kellnerinnen zu teil werden. Findet hier ein wirtschaftliches und soziales Aufsteigen statt, ein allmähliches Emporkommen aus dem Stande der Gewerbegehilfen oder nicht? Was wird aus den vielen Tausenden junger Mädchen, die als Kellnerinnen ihr Brot verdienen?

Trefz antwortet darauf: „Die überwiegende Mehrzahl der Kellnerinnen kommt weder in sozialer noch in wirtschaftlicher Beziehung empor; die Tausende von Mädchen, die in München dem Kellnerinnenberuf sich zuwenden, gehen alle in der Regel einer sehr ungewissen Zukunft entgegen. Nach einigen Jahren verhältnismäßig großen Verdienstes bei aufreibender, die Gesundheit gefährdender Arbeit verfallen sie mit zunehmendem Alter häufig einem wenig beneidenswerten Schicksal.“ Sie sinken von Stufe zu Stufe; wenn die Reize verblüht sind und sie womöglich noch von Krankheit heimgesucht werden, wird es immer schwerer, geeignete Stellen zu bekommen, und sie sind dann mit einem Posten in einer obskuren Kneipe zufrieden oder sie werden Geschirrpugerin und Wäscherin. Viele gehen als Prostituierte zu Grunde, andere werden Bersergerinnen, Verdingerinnen, Unterhändlerinnen, Kolporteurinnen u. s. w. Ein trauriges Los, und doch zieht es die Mädchen an!

Das Verlockende, das der Kellnerinnenberuf für ein junges Mädchen hat, schildert Trefz in lebhaften Farben:

„Aus der armseligen Stube ihrer Eltern, bei denen Schmalhans Küchenmeister ist, treten sie oft ohne vermittelnden Übergang in die prickelnde und betäubende Atmosphäre des Wirtshauslebens; solche, die die Natur begünstigt hat, gehen heutzutage zumeist in die Prunkräume der großen Etablissements, Café-Restaurants u. s. w., wo sie den Luxus des in der Saison international angehauchten großstädtischen Lebens sehen und schätzen lernen. Junge, hübsche Mädchen feiern hier ihre ersten Triumphe,

und wenn auch feinere Naturen Zärtlichkeiten und Ausdringlichkeiten der Gäste häufig schmerzlich empfinden und nur mit Widerwillen dulden, so stumpft doch die Gewohnheit allmählich ab, das Beispiel älterer Kolleginnen wirkt häufig in schlechtem Sinne mit, und wo dann Eitelkeit und Pugsucht noch ein Wort mitsprechen, ist der vorhandene Fonds moralischer Qualitäten bald erschöpft.“

Wenig erfreulich ist auch das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer im Gastwirtsgewerbe, was wohl auf den Mangel an Bildung bei vielen Wirten, die aus den niederen Volksschichten hervorgegangen sind, zurückzuführen ist. Ungefähr ein Drittel aller beim Gewerbegericht München geltend gemachten Klageansprüche fallen dem Beherbergungs- und Erquickungsgewerbe zu, obwohl diese Gewerbe doch nur ein Zwölftel aller in München in den Gewerbebetrieben beschäftigten Personen umfassen.

Die Arbeitszeit beläuft sich durchschnittlich auf 14 bis 16 Stunden täglich, eine Arbeitszeit, die in keinem andern Gewerbe mehr zu finden ist.

„Diese Arbeitsdauer“ — sagt Trefz — „Tag für Tag in unverfälschter Wirtschaftsluft, in einer von Speisegerüchen, Tabaksqualm und Kaffeedunst gefüllten, sich stündlich durch die menschliche Ausdünstung verdickenden Atmosphäre ist es, die das Wirtschaftspersonal so rasch aufzehrt. Die Möglichkeit dieser starken Inanspruchnahme der Arbeitskraft ist nur durch zwei Voraussetzungen begreiflich: psychologisch durch die Aussicht auf Trinkgeld, das noch in zwölfter Stunde eingenommen wird, physiologisch durch die stilleren Stunden des Tages und das Privatistieren.¹⁾ Diese Ausnutzung des Menschenmaterials scheint auf den ersten Blick in der Eigenart des Wirtschaftsbetriebes begründet zu sein, und teilweise ist dies ja auch der Fall. Aber die Arbeitszeit nimmt doch häufig eine Ausdehnung an, die dem Gesetzgeber wie den Verwaltungsbehörden doch zu ernstern Bedenken Anlaß geben sollte.“

Bei der von der Kommission für Arbeiterstatistik im Deutschen Reich veranstalteten Erhebung über die Arbeits- und Gehaltsverhältnisse der Kellner und Kellnerinnen im Jahre 1893 wurden von einigen Wirten Eintragungen in die Erhebungslisten gemacht, die charakteristisch für die brutalen und erschütternden Zustände in Bezug auf die Arbeitsdauer in dem Gewerbe sind.

„Der Kellner hat jeden Tag freie Zeit, manche Tage ist gar nichts zu thun und daher wird auch nichts verdient.“

„Meine Kellner (und Kellnerinnen) arbeiten, wenn Gäste da sind.“

„Bezüglich der Pausen ist nichts Regelmäßiges eingeführt, doch haben wir zu jeder Zeit Pause, d. h. wenn nichts zu thun ist.“

Ein Münchener Restaurateur erklärte, er glaube, daß eine achtstündige, ununterbrochene Ruhezeit sich durchführen ließe mit etwa zwei Ausnahmetagen in der Woche!!

Es ist vorgekommen, daß Kellnerinnen im Karneval in München 24 bis 36 Stunden ununterbrochen oder nur mit zwei- bis dreistündiger Pause Dienst hatten.

Im engsten Zusammenhang mit der langen Arbeitszeit steht die Lohnfrage. Die Tagesblätter haben oft genug darauf hingewiesen, daß in den meisten Wirtschaften den Kellnern und Kellnerinnen kein Lohn bezahlt wird, daß sie allein auf die Trink-

¹⁾ Privatistieren nennen die Kellnerinnen das in diesem Berufe übliche zeitweise Ausspannen, das gewöhnlich mit Aufgaben der Stellung verbunden, trotzdem aber allgemein verbreitet ist. Namentlich nach anstrengenden und einträglichem Zeiten ziehen sich die Kellnerinnen gewöhnlich für einige Wochen von der Arbeit zurück.

gelder angewiesen sind und infolge dessen sich häufig die lange Arbeitszeit gefallen lassen, weil ihr Verdienst in direktem Verhältnis zur Dauer der Arbeitszeit steht. Trefz kennzeichnet dieses System mit den Worten: „Der eigentliche Lohn und der hauptsächlichste Verdienst liegt in dem Recht, in dem Lokal des betreffenden Wirtes bedienen und die Trinkgelder einnehmen zu dürfen.“

Dazu kommen noch für die Kellnerinnen Mißstände, die durch eine mangelhafte oder an schwindelhaften Auswüchsen leidende Arbeitsvermittlung hervorgerufen werden, der Zubrang von zweifelhaften Elementen aller Kategorien zum Kellnerinnenberuf, so daß die Arbeitsbedingungen der Kellnerinnen — abgesehen von der zeitweiligen Höhe des Einkommens — unerquicklich und beklagenswert sind und dringend einer gesetzlichen Regelung und einer strengen Überwachung durch die Verwaltungsbehörden bedürfen. Daß eine solche Gesetzgebung die Bedingungen schaffen könnte, die den Kellnerinnen eine kräftige Berufsorganisation und damit eine wirksame Vertretung ihrer Interessen ermöglichen würde, liegt auf der Hand; gilt doch in Bezug auf Arbeiterschutz vielfach das Wort, daß die Freiheit unterdrückt, das Gesetz aber frei macht. Aber auch bevor eine derartige Gesetzgebung erzielt ist, werden Organisationsversuche zur Verbesserung der Lage der Kellnerinnen beitragen können; sie werden sogar vielleicht eine ausreichende Schutzgesetzgebung beschleunigen.

Alle Arbeiten, die ein so reichhaltiges Material zur Geschichte der Kellnerinnenfrage in die Öffentlichkeit bringen, wie die Arbeit von Trefz, können aber nicht verfehlen, auf Gesetzgebung und Organisation anregend zu wirken, einen Beitrag zur Lösung dieser Frauenfrage zu liefern. Der Dank aller an der Hebung ihres Geschlechts interessierten Frauen ist ihnen deshalb gewiß.



Vollnahrungsmittel.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

I. Margarine.

Mag es auch immerdar ein schöner Traum bleiben, daß Steine einmal Brot werden, d. h. daß es einer wenn auch noch so fernen Zukunft vorbehalten sein wird, unsere organischen Nahrungsstoffe aus unorganischen, mineralischen Substanzen auf chemischem Wege zu erzeugen, so ganz sinnlos ist der Gedanke nicht mehr seit Wöhlers berühmtem Experiment der synthetischen Darstellung des Harnstoffes (im Jahre 1828), der künstlichen Erzeugung eines Stoffes, der doch gewiß rein animalisches Produkt ist, aus seinen chemischen Urstoffen. Berichte freilich, wie sie von Zeit zu Zeit auftauchen von der geglückten Darstellung künstlichen Eiweißes, die ja nichts Geringeres bedeuten würde, als die Unabhängigkeit der menschlichen Ernährung von den ihr bisher dienenden Naturprodukten, dürfen wir bis auf weiteres wohl noch mit berechtigtem Mißtrauen entgegennehmen. So ging z. B. anfangs August 1898 die märchenhafte Kunde durch die Blätter, ein Wiener, Dr. Leon

Lilienfeld, hätte in einer Sitzung des Wiener Chemikerkongresses künstliches Eiweiß, Pepton, vorgeführt, das er auf dem verhältnismäßig einfachen Wege der Kondensation von Phenol und Amido-Essigsäure mit Phosphor-Trichlorid erzeugt haben sollte, und es durch die verschiedensten der Gesellschaft vorgeführten Experimente als absolut identisch mit dem natürlichen Eiweiß dargethan. Die Erfindung sollte sofort patentiert und industriell ausgebeutet werden. Seitdem hat man aber nichts mehr von ihr gehört. Es wird also doch wohl noch nichts mit dem künstlichen Pepton gewesen sein. Sonst hätte die Landwirtschaft allen Grund gehabt, sich aufzuregen. Man denke doch: die Menschheit von der Fleischnahrung unabhängig! Was sollten unsere Viehzüchter da wohl beginnen?

Mehr Grund zur Aufregung durften schon die Kartoffelbauer unter den Landwirten haben, als die Kunde von der künstlichen Alkoholerzeugung durch die Welt ging. Im Prinzip kann dieses Problem wirklich als gelöst gelten. Es war gleich nach dem Bekanntwerden der billigen Gewinnung des neuesten Beleuchtungsmittels, des Acetylen, aus Calciumcarbid, als man in Chemikerkreisen darauf hinwies, daß sich hier ein Weg der Alkoholbereitung aus Acetylen zeige. Zwar war es noch ein langer Umweg, bis aus dem neuen Leuchtgase chemischer Spiritus sich ergab, und die geringe Ausbeute stand mit der Umständlichkeit des Verfahrens in gar keinem Verhältnis; aber es war doch richtiger, wirklicher Spiritus, identisch mit dem Gährungs-spiritus, wie er aus der Kartoffel, dem Getreide und sonst allen möglichen Feld- und Gartenfrüchten gewonnen wird. Und bald darauf zeigte Professor H. Erdmann in Halle ein wesentlich einfacheres und ertragreicheres Verfahren, indem er Acetylen in verdünnte Säuren leitete, die etwas Quecksilbersalz enthielten, wobei Aldehyd entstand, der seinerseits auf leichteste Weise in Alkohol oder in Essigsäure übergeführt werden kann. Die „Mineralspiritus-Industrie“ ist danach vielleicht wirklich nur noch eine Frage der nächsten Zukunft. Wie werden sich dann unsere Agrarier geberden?

Daß sie geneigt sind, so ziemlich das Thörichtste zu thun, was sie in ihrer zugegeben mißlichen Lage thun können, haben sie bei Gelegenheit einer Erfindung bewiesen, die den Ersatz eines wichtigen landwirtschaftlichen Erzeugnisses durch ein zwar nicht auf anorganischem Wege, aber doch durch ein aus billigeren und nur zum kleinen Teil unseren ostelbischen Landwirtschaftsbetrieben angehörenden Naturprodukten hergestelltes Surrogat erstrebt. Das war die Erfindung der Kunstbutter oder Margarine.

Man braucht nur einen Blick auf die Einkommensteuer-Berantlagungen zu werfen, um sich zu überzeugen, daß Butter heutzutage für den überwiegenden Teil unserer Bevölkerung aus einem unentbehrlichen Nahrungsmittel zu einem unerforschlichen Genußmittel geworden ist. Denn im eben verfloßenen Jahre belief sich unter den 32 908 839 Preußen die Zahl derjenigen Personen, deren Einkommen weniger als 800 Mark beträgt, auf 21 153 323, das macht 64,28 % oder fast zwei Drittel der preußischen Bevölkerung. Rechnet man dazu die 22 Prozent der Leute, deren Einkommen zwischen 900 und 3000 Mark beträgt und denen ganz gewiß ein mindestens gelegentlicher Ersatz der teuern Butter durch ein billigeres Speisefett ebenfalls bittere wirtschaftliche Notwendigkeit geworden ist, so ergibt sich, daß fast neun Zehntel der Bevölkerung — wie in Preußen ist es ungefähr überall — die Erfindung eines wohlfeilen Buttersurrogats willkommen heißen mußten. Das hatte schon Napoleon III. eingesehen und deshalb bereits Ende der sechziger Jahre die Anregung zur Herstellung von Kunstbutter gegeben. Die Aufgabe wurde 1869 von Mège-Mouries gelöst.

Die Entstehung der Butter aus Kuhmilch beruht darauf, daß letztere sich bei längerem Stehen in zwei Schichten scheidet, den Rahm und die abgerahmte Milch, indem die Fettkügelchen infolge ihrer Leichtigkeit nach oben steigen. Sammelt man den Rahm und setzt man ihn im Butterfaß heftigem Schlagen aus, so geht er aus dem flüssigen in den festen Zustand über, er nimmt die Butterkonsistenz an. Die Aufgabe war nun, aus einem billigeren Fett, als es der Rahm der Kuhmilch ist, ein Fett zu gewinnen, das dieselbe Butterkonsistenz annahm und im Geschmack, wenn nicht ganz gleich, so doch ähnlich war. Mège-Mouriès bediente sich des Rindertalg. Dieser wird bei möglichst niedriger Temperatur (45° C.) geschmolzen, die klare Fettflüssigkeit nach Zugabe von Salz in flachen Blechgefäßen 24 Stunden lang bis auf 25° abgekühlt und gepreßt, wobei sich ein Teil als Stearin und Palmitin kristallinisch ausscheidet, während der flüssige Rest bei gewöhnlicher Temperatur die Butterkonsistenz annimmt und als Oleomargarin den Grundstoff zur Kunstbutter hergiebt. Das Gemisch von Stearin und Palmitin, das man früher für einen einheitlichen Stoff ansah und Margarin benannte, — daher der Name Margarine — findet in der Kerzenfabrikation Verwendung. Das Oleomargarin wird in flüssigem Zustande mit Baumwollsaamenöl und Sesamöl, auch wohl mit Erdnuß- und Olivenöl, und außerdem noch mit Kuhmilch versetzt, wodurch die Butterkonsistenz besser erzielt und nach jetzt allerdings aufgegebener Annahme auch der Geschmack butterähnlicher wird. Die Butterfarbe erreicht man durch Zusatz von Curcuma, einem Pflanzensfarbstoff. Es hat sich herausgestellt, daß eine so hergestellte Margarine bei der Bereitung von Speisen die Butter vollständig zu ersetzen vermag, daß sie auch als Eibutter immer noch besser schmeckt als billige, minderwertige Naturbutter, und daß Mischungen von guter Margarine mit Butter heutzutage selbst vom verwöhntesten Feinschmecker nicht mehr von reiner Naturbutter unterschieden werden können.

Der letztere Umstand rechtfertigt ja in einem gewissen Sinne die gesetzliche Regelung des Kunstbuttervertriebes, wie sie der Margarinegesetzentwurf vom Jahre 1887 vorsah. Denn wenn ich mir für teures Geld Butter kaufe, kann ich auch verlangen, daß es reine Naturbutter und nicht halb Natur-, halb Kunstbutter ist, so sehr auch der Geschmack und alle sonstigen Eigenschaften das Gemisch von dem reinen Produkt nicht im geringsten zu unterscheiden vermöchten. Daß nach dem Gesetz vom 12. Juni 1887 die Verkaufsstellen für Kunstbutter durch die Aufschrift „Verkauf von Margarine“ unzweideutig kenntlich gemacht und von den Verkaufsräumen der unverfälschten Naturbutter streng getrennt sein müssen, mag also ganz in der Ordnung sein. Denn selbst wenn sich das Surrogat in jeder Hinsicht als besser und wohlschmeckender erwiese als das ursprüngliche Produkt, so wäre es doch eine Fälschung, bekäme der Käufer es wider Wissen und Willen unter dem Namen des von ihm verlangten Naturprodukts vorgelegt. Thöricht war es aber, verhindern zu wollen, daß die Margarine den Grad der Vollkommenheit erlangte, der ihr gestattetete, überall da die Butter zu ersetzen, wo die wirtschaftliche Notwendigkeit dazu vorlag; wir haben gesehen, daß dies bei neun Zehntel der Bevölkerung der Fall ist. In hohem Grade kurzsichtig mindestens ist der Beschluß, daß „die Verwendung von Milch oder Rahm bei der gewerbmäßigen Herstellung von Margarine, sofern mehr als 100 Gewichtsteile Milch oder eine dementsprechende Menge Rahm (10 Teile) auf 100 Gewichtsteile der nicht der Milch entstammenden Fette in Anwendung kommen,“ zu verbieten sei und daß gar durch Rotfärbung die Kunstbutter dem Konsumenten verfehelt werden sollte.

Denn die Folge dieser Gesetzesbestimmung — die also im Grunde es verhindern will, daß ein als unentbehrlich anerkanntes Vollnahrungsmittel immer vollkommener, wohlgeschmeckender und der Gesundheit zuträglicher werde! — ist gewesen, daß sich die Margarinefabrikanten nach einem Mittel umzusehen begannen, welches die Butterkonsistenz des Oleomargarins in gleicher Weise zu erzielen imstande wäre, wie der Milch- oder Rahmzusatz. Und die Wissenschaft, die mit dem Bedürfnis immer mehr Schritt haltende Technik hat dieses Mittel gefunden in der aus süßen Mandeln gewonnenen Milch.

Auf Grund einer Idee von Professor Liebreich hat Dr. Hugo Michaelis eine Margarine hergestellt, die keinerlei Zusatz tierischer Milch oder Milchprodukte mehr hat. Die Mandelmilch ersetzt sie nicht nur vollständig hinsichtlich der Überführung des Oleomargarins in den emulsionsartigen Zustand, sondern sie macht auch die Margarinefabrikation um 10 % billiger und die Margarine selbst — um 100 %, gesünder. Denn bekanntlich enthält die tierische Milch eine Menge krankheitserregender Bazillen, wie Tuberkel- und Milzbrandbazillen, die Pflanzenmilch aber nicht, die Infektionsgefahr ist bei der neuen Fabrikationsmethode der Margarine mit Mandelmilch auf ein Minimum herabgedrückt; in hygienischer Beziehung würde also die neue wohlfeile Margarine hoch über der teuersten Naturbutter stehen.

Der gesetzgeberische Sieg einer einseitigen Interessenvertretung hat demnach der Margarinesache nicht nur nicht geschadet, sondern sie wider Willen noch gefördert. Vor Erlass des Gesetzes steckten in den großen Margarinefabriken etwa 30 Millionen Mark Anlage- und Betriebskapital, und das produzierte Quantum bewertete sich auf 24 Millionen Mark (im Jahre 1887); nach Inkrafttreten des Gesetzes, und zwar im Jahre 1897, betrug das Anlage- und Betriebskapital schon 40 Millionen und der Wert der produzierten Margarine 94½ Millionen Mark, trotzdem sich der Preis von 60 Pfennig pro Pfund auf 35 Pfennig verringert hat. Dagegen hat die Landwirtschaft, der man mit dem Gesetze hatte beispringen wollen, einen durchaus bezifferbaren Schaden davon getragen, einen Schaden von etwa 7 Millionen Mark. Denn die Margarinefabriken waren bis zur Entdeckung der Ersetzbarkeit tierischer Milch durch pflanzliche ein Hauptabnehmer jenes ergiebigen landwirtschaftlichen Produkts; auf 60 Millionen Liter im Werte von 7 Millionen Mark wurde 1897 der Milchverbrauch der Margarinefabriken geschätzt. Dieser Betrag wird nun für die Landwirtschaft ausfallen. Sie mag seufzend gestehn: Gott schütze mich vor meinen Freunden! Und zu allem Schaden sagt man ihr noch nach, daß gerade sie gegenwärtig bereits Hauptkonsumentin der in ihrem Interesse so angefeindeten Margarine ist: der Bauer verkauft seine sämtliche Butter nach der Stadt und holt sich dafür Margarine für sich und seine Leute. Er steckt dabei zwei Drittel des erzielten Butterpreises als Extraneingewinn in seine Tasche. Die Margarine ersetzt ja auch hinsichtlich des Nährwertes vollkommen die Naturbutter, vor der sie noch den Vorteil größerer Haltbarkeit voraus hat. So mag die Margarine vermöge des spekulativen Sinnes unserer Bauernschaft noch das Heil unserer Landwirtschaft werden, freilich so ganz anders, als es diese sich gedacht hat. Nicht bloß die Weltgeschichte hat ihren Treppenviz.



Seine Lüge.

Von

Adele Gerhards.

Nachdruck verboten.

1.

Heinz Karst an Frau Professor Walte.

Berlin, Juni 1897.

Also es ist wieder Juli, liebste Frau. Wieder heiße Juliglut, wie vor einem Jahre, als ich Sie noch nicht kannte und im Arbeitszimmer Ihres Mannes bei herabgelassenen Jalousien saß, um sein Buch zu registrieren — drückende Schwüle draußen und vor mir auf dem Schreibtisch in der grünen Dämmerung Ihr Bild. Die Jalousien fehlen hier in meiner Wohnung und mit ihnen das geheimnisvolle Licht — durch das offene Fenster lacht ein wolkenloser Himmel, blühende, jubelnde Sommerpracht. Aber ein Bild von Ihnen, jetzt mein eigenes, grüßt mich wie damals, wenn ich von der Arbeit aufsehe — die Augen, die über das Kleine der Erde hinauszublicken scheinen. Und doch ist's auch wieder ganz anders als zu jener Zeit — damals ahnte ich Sie nur, und nun haben Sie sich mir erschlossen.

Glauben Sie mir, Sie können mir nie entweichen. Greifbar schaue ich Sie vor mir am Nordsee-Strande in dem Segelboot mit dem flatternden, weißen Segeltuch, wie Sie sich heben, neigen und beugen mit Herrschergefühl über das geliebte Ungetüm. Ich schaue Sie, wie Sie die andrängende Flut grüßen, die Sie lieben, wie man nur das Verwandte, Verwandteste liebt. In vierzehn Tagen bin ich bei Ihnen und Ihrem Gatten, zwar nur für wenige Tage, aber es leidet mich nicht länger hier.

Und doch bin ich auch hier zufrieden, ja in gewissem Sinne glücklich. Verstehen Sie diesen Widerspruch? Seit ich Ihre und Ihres Gatten Freundschaft besitze, erscheint mir meine

Welt reicher, größer, vielgestaltiger. Überall sind Lichter aufgesteckt. Keine dunkeln Ecken mehr. Keine dunkeln Ecken? Nein, das ist Übertreibung. Es reizt an mir, es zerrt — ich muß Ihnen schon die dunkle Ecke zeigen, damit Sie hineinleuchten. Keine dumme Liebesgeschichte, fürchten Sie nichts! Das wäre mir jetzt nicht mehr möglich. Ich bin der Leidenschaft abhold geworden. Wissen Sie noch, wie Sie mir damals sagten: „die großen Leidenschaften sind traurig, die kleinen gemein?“ Ich stritt und stritt mit Ihnen — Sie lehnten in der Ecke des Sofas — ganz Seele erschien Ihr Gesicht. Ich stritt und stritt. Aber wie ich abends über die dunkle Straße heimschritt, fühlte ich, daß Sie recht hätten. Sie sind gemein. Sehen Sie, auch das habe ich Ihnen zu danken, Sie einziger Mensch, daß Sie meine Seele geädelt haben.

Und nun wissen Sie, daß es keine Liebesgeschichte sein kann, die mich quält. Es ist im Grunde nur das alte Leid in neuer Form: Meine Eltern foltern mich wieder, die wissenschaftliche Laufbahn aufzugeben. Ich soll endlich praktisch werden. Natürlich wehre ich ab. Aber wie das martert! — immer wieder, immer wieder! Ach, sie meinen es gut — in ihrer Weise. Aber was ist schlimmer, als diese umspinnende, würgende Liebe, der das Verständnis fehlt. Wie stark bin ich gegen den Haß! Schiffstau sind meine Arme. Aber gegen die Liebe?

Sehen Sie, Sie zürnen immer, wenn ich vom Leid spreche. „Einen echten, nackten Schmerz haben Sie nie gefühlt.“ Nein, liebste Frau, einen Schmerz wie den Ihren um Ihren Hans — ach, ich wage nicht daran zu rühren — habe ich nie empfunden.

Auch nicht jene marternde Enttäuschung,

die Sie im vorigen Jahre bei der Aufführung Ihres Dramas erlebten. Doch ein anderes, stilles, zehrendes Leid. Ich habe geglaubt, mich selbst zu verlieren. Jahrelang habe ich um meine Seele getrauert, die so stumm, so lautlos dahin zu sterben schien — erdrückt von der Kleinheit um mich. Jetzt erst, wo ich mich wiedergefunden habe — und nicht zum kleinsten Teil, weil unsere Schiffe sich begegneten — jetzt erst weiß ich ganz, was ich litt. Es soll nicht wieder kommen.

Und auch Sie sind hell, nicht wahr? Ihr Roman schreitet voran? Wie ich mich danach sehne, ihn zu hören! Und daß Sie die üble Erfahrung des vorigen Jahres ganz hinter sich lassen!

Sie sagten mir einmal: „Seit das Drama durchfiel, hat noch keiner so verständnisvoll mit mir darüber gesprochen wie Sie. Ach, daß ich Sie schon gekannt hätte in jenen schlimmen Stunden.“ Auf dieses Wort von Ihnen bin ich stolzer als auf irgend ein anderes. Sehen Sie, liebste Frau, in Ihnen ist noch zu viel Wertschätzung der Außenwelt — sonst würde jener Mißerfolg Sie heute nicht mehr berühren. Haben Sie nicht inzwischen wieder auf epischem Gebiet in vollster Kraft gezeigt, was Sie können? Und tasten wir nicht alle, ehe wir wissen, wo im Grunde unsere Stärke liegt?

„Nur die Bühne macht berühmt.“ Ja, so dürfen andere sprechen. Sie nicht. Sie sind zu innerlich — zu viel Persönlichkeit, um in Ihren Leistungen Ihr Alles zu sehen. Wer weiß, ob dies überhaupt einer Frau entspricht — und sei es die größte! Für mich sind Sie als Mensch die Mutter Erde, deren Berührung mich stets wieder frisch und heil und ganz macht. So tief hat keine Ihrer Dichtungen auf mich gewirkt, wie Sie selbst. Sind Sie mir darüber böse? Ich bin der Letzte, Ihr Können zu verkennen. Und doch — Sie sind noch ganz anders — sich schöpfen Sie nicht aus in Ihren Arbeiten. Und stimmten Sie mir nicht darin bei, daß kein Vollbringen darüber hinwegtrüge, wenn man vor sich als Mensch nicht mehr den Hut ziehen könnte?

Leben Sie wohl! Ich muß enden. Den ersten Sonnenstrahl möchte ich Ihnen senden und den kühlen Hauch des Abendwindes — —

Gestern war ich draußen an der Husaren-ecke. Ich warf mich auf dem kleinen Vorsprung ins Moos. Zu beiden Seiten tie blauen Wasser der Dahme. Über mir grünes Blättergeslecht. Zu Liedern wurden meine Gedanken. „Herbstfäden“, werden Sie wieder sagen, wenn Sie sie hören. Im Oktober soll der Band heraus. Sie haben mir Zutrauen gegeben. Ach, ich wünsche, ich hätte Ihre kraftvollen Bilder! Aber da Sie meine Sprache lieblich nennen, da sie Ihnen recht ist, ist sie es mir auch.

Ich küsse Ihre lieben Hände.

Immer und immer

Ihr Heinz Karst.

2.

„Gieb dir keine Mühe, ich will nichts mehr hören.“ Frau Professor Malte verschränkte die Arme und lehnte sich unmutig zurück. Ihr Better Leo schwieg betroffen. Langsam zog er eine Zigarette hervor, zündete sie an und ließ blaue Rauchwölkchen in die helle Sommerluft steigen.

Die Unterhaltung war in Norderney auf dem kleinen, grünen Platz an der Schanze geführt worden. Der gereizte Ton paßte schlecht in die friedliche Stille. Vom Meer war hier nichts zu sehen. Ringsum nur dichtes Gebüsch. Im Garten des Restaurants saßen ein paar alte Damen, die geleerten Kaffeetassen vor sich, und strickten eifrig.

Einige Schritte entfernt standen der Professor und Karst mit Bekannten am Regeltrett. Frieda hatte vorher die Herren beobachtet, die schlanke Gestalt ihres Mannes, die sichere Kraft, mit der er zum Wurf ausholte, und daneben Karsts frische Erscheinung, sein blühendes Gesicht mit dem dunklen Spitzbart. Jetzt aber blickte sie verstimmt auf die breite, grüne Wiese.

Ihre grollende Stimme war zu Karst hingedrungen.

„Wissen Sie, Herr Professor“ — er legte seine Hand zutraulich auf Maltes Arm — „ich glaube, da drüben tobt ein Unwetter. Darf ich einmal zu Ihrer Frau?“

„Gewiß, lieber Karst, die Herren werden entschuldigen.“ Und halblaut fügte der Professor hinzu: „Es ist wegen der Novelle.“

„Wegen ‚Sigrids Kind‘?“

Malte nickte. „Ich mag mich nicht hineinmischen, sonst werde ich noch bitter. Halbeck hat mir schon auf dem ganzen Weg Wortwürfe gemacht, daß ich Frieda nicht an der Herausgabe gehindert habe. Er ist ein prächtiger Mensch, aber eng, sehr eng.“

Mit seinem unternehmenden Schritt trat Karst an den Tisch. Leo Halbeck heftete die ruhigen, blauen Augen auf ihn. „Schon fertig, Herr Assessor?“

„Ja, ich bin gar zu sehr erhitzt“ — Karst zog sich einen Stuhl neben Frieda. — „Sehen Sie nur, Frau Malte, wie ich glühe! Die ‚bête humaine“ kommt jedesmal bei diesem Wettkampf in mir hervor. Übrigens ward auch hier gerungen — oder nicht?“

„Ja, ich war dumm genug, mich zu ereisern.“

Frau Malte hob trotzig den Kopf. Ihr Gesicht war nicht hübsch — der Teint farblos, ins Graue spielend, die Nase zu breit — doch vergaß man dies alles über den Augen.

„Um was handelt es sich denn?“

„Ich soll indiscret gewesen sein. Ich hätte alten Schmutz ausgewühlt, weil ich einen Vorfall aus mir nahestehenden Kreisen in einer Dichtung benutzte.“

Heinzens Augen blühten. „Aber dies Recht des Dichters werden Sie doch Frau Malte nicht bestreiten, Herr Geheimrat?“

Halbeck strich die Asche der Zigarre ab. „In Punkten der Anständigkeit giebt es für mich kein ‚Recht des Dichters‘. Da giebt es meines Erachtens nur eine Auffassung, gleichviel ob jemand Künstler, Offizier oder was sonst ist.“

Karst sah, wie sich Friedas Gesicht tiefer verfinsterte.

„Aber das ist doch schon allgemein angreifbar,“ erwiderte er erregt. „Es giebt doch eine Klassen- und Standesmoral, so gut wie es verschiedene Rechtsauffassungen unter verschiedenen Völkern giebt. Meine ganze Habilitationschrift behandelt diese Vielgestaltigkeit des Völkerrechts — Sie können sie auch nicht im moralischen Gebiete wegdekretieren.“

„Ich dekretiere überhaupt nicht.“ Auch Halbeds Stimme klang jetzt gereizt. „Ich habe meiner Cousine meine Ansicht aus-

einandergesetzt. Stellt sie sich dem gegenüber auf den Sonderstandpunkt des Künstlers, so muß sie sich damit abfinden, daß unsere Auffassung — unsere Philisterrauffassung, wie Sie sagen werden, Herr Assessor — sie verurteilt.“

Eine leise Röte hatte Halbeds gelbliches Gesicht überzogen. Er erhob sich langsam und trat an das Regalbrett.

Karst beugte sich zu Frieda. „Wollen wir ein bißchen wandern, bis Ihr Mann fertig ist, Frau Malte?“

Raum waren sie in den dichten Laubengang eingebogen, so brach er los. „Aber Frau Malte! Es macht Ihnen wirklich Eindruck, was dieser Spießker sagt?“

Sie stand einen Augenblick still.

„Ich weiß es nicht. Wenn ich wirklich dem Kinde geschadet hätte — Sie wissen ja, was er meint — indem ich die Geschichte der Mutter benutzte, so —“ Sie hielt grübelnd inne.

„Da haben Sie recht! Schielen Sie nach links und rechts, ob Sie ein Würmchen zertreten!“ polterte er. „Eine Frau mit Ihrem Können! Schämen sollten Sie sich.“

Sie schüttelte den Kopf. „Heute will eben jeder Übermensch sein. Jeder darf jedes. Und grade das macht mich bedenklich.“

„Mit Ihrer verwünschten Demokratie“ — er stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf — „lassen Sie sich doch von Ihrem Better die Stoffe aussuchen — diese netten, zahmen Stoffe! Er muß doch wissen, was sich für Sie frommt — er, der Geheime Ober-Finanzrat — oberste Zensur!“

„Sie sind gut im Zuge!“

Sein junges Gesicht glühte. „Ja, da soll man nicht wütend werden! Die Spazien auf dem Dach pfeifen seit Jahren von dem rötlichen Haar der kleinen Ellen, dem merkwürdigen Schnitt im Kinn — und dann kommt irgend ein guter Bürger und sagt Ihnen, Sie haben das Kind durch Ihre schöne Dichtung unehrlich gemacht — und Sie glauben's.“

Friedas Stirn war wieder hell geworden. „Im Grunde haben Sie recht. Ich ließ mich ins Bockshorn jagen.“

„Aber Sie sollen es nicht“ — seine Stimme klang jetzt tief und leidenschaftlich —

„Ein Mensch wie Sie, ein Reicher, ein Gebender unter tausend Armen, darf sich an seinem überweichen Herzen nicht so zerren lassen. Denken Sie auch, wieviel Sie schon anderen durch Ihre Persönlichkeit, durch Ihr Können geschenkt haben?“

Sie waren an dem kleinen, länglichen See angelangt, der sich hinter der Schanze dehnte. Unwillkürlich standen sie still. Dunkelgrüne Baumgruppen spannen sich um das tiefblaue Wasser. Die Abendsonne glitt über die stille Flut. Zwei Schwäne zogen langsam, majestätisch dahin. In der Ferne streckte eine Windmühle ihre Flügel in die unbewegte Luft.

Einige Minuten blieben beide stumm. „Schön, nicht wahr?“ sagte Frieda endlich.

Karst antwortete nicht sogleich. Traumverloren starrte er in den leuchtenden Abendhimmel.

„Es glühen die Bäume —
Der See mir klingt —
Ich stehe und träume —
Meine Seele schwingt!“

Halb gedacht, halb gesprochen kamen die Worte aus seinem Munde. Und noch leiser, wie hingehaucht, klang es weiter:

„Durch Welken sich schwinget —
Und ist doch bei dir! —
Und was sie auch singet —
Du schenkest es ihr!“

Seine Augen suchten Frieda mit reiner, tiefer Innigkeit.

Sie sah ihm dankbar in das bewegte Gesicht.

„Wie gut Sie sind! Sie finden immer das rechte Wort — Worte, die mir wohlthun und mich wieder froh und stark machen.“

Sie wandte sich noch einmal zu dem See. „Könnte ich dies festhalten — in Wort oder Bild! Noch eine halbe Stunde, und alles ist erloschen! Schmelz und Farben dahin. Nur schwarze, tote Umrisse bleiben.“

3.

„Rot oder grün? Was meinst du?“ Ilka Karst hob die rote Gaze prüfend an den Hals. Dann ließ sie sie sinken und griff nach dem grünen Tüll.

Halb dem Spiegel, halb ihrem Bruder zugewendet, studierte sie mit blinzeln den Augen,

welche Farbe den dunklen Ton ihres Gesichtes vorteilhafter hob.

„Was denkst du, Heinz?“

„Aber Ilka, bin ich denn wirklich dafür Autorität?“

„Ja, du willst arbeiten. Aber das ist ganz egal. Du mußt dich auch ein bißchen für deine Schwester interessieren.“

Sie hatte sich jetzt für grün entschieden und breitete den Stoff selbstgefällig über ihre volle Büste.

„Sehr niedlich. Wahrhaftig!“ Er beobachtete zerstreut, wie sie vor ihm hintänzelte.

Ein schönes Mädchen war Ilka Karst noch immer.

Das polnische Blut der Mutter gab ihr wie dem Bruder den Reiz des Exotischen. Und zu kleiden wußte sie sich — das mußte man ihr lassen. Ja, sie verstand sich auf Farbeneffekte! Dieses satte Grün zu dem tiefschwarzen Haar — zufrieden blickte sie wieder und wieder in den Spiegel. Nein, das mit der Verblühtheit war Unsinn von der Mutter — sie konnte es noch mit Netta aufnehmen, wenn sie auch vier Jahre älter war.

Wozu Netta nur schon in Gesellschaft eingeführt war!

Nun wieder heute Abend auf dem Sommerfest zweispännig! Ja, da durfte man sich auch nicht wundern, wenn nicht alles so wurde, wie man wollte.

„Weißt du, Heinz, es wäre viel netter, wir gingen heute abend allein. Wenn Viktor noch hier wäre! Aber so — wieder zwei Damen und ein Herr!“

Heinz krauste die Stirn. Der Gedanke an den Trubel am Abend verstimmte ihn.

„Weißt du, Ilh, du bist eine rechte Egoistin. Nur du und nochmals du. Die ganze Welt ist voll von Ilka Karst.“

„Ach, fange du auch noch an, mich zu erziehen! Da — sieh lieber mal her! Ist das nicht hübsch?“

Sie hatte den Tüll in einen Ausschnitt gerafft und ließ eine Granatenkette um den vollen Hals glitzern.

Reizend sah sie aus und pikant. Das mußte er zugeben.

Seine brüderliche Eitelkeit regte sich.

„Starbina müßte sie malen,“ dachte er. „Daß sich doch nie etwas Passendes für sie findet! Wäre sie nur nicht so verwöhnt!“

„Wirklich achtungswert!“ — er zupfte sie neckend am Ohr — „ich werde heute Abend auf der Hut sein müssen. Aber nun gehst du, Max?“ Er wandte sich zu seinen Büchern.

„Alter Pedant!“ Sie raffte den Stoff mit spitzen Fingern zusammen. „Du wirst noch genug büffeln können. Und von Norberney hast du mir noch nichts erzählt.“

In der Thür wandte sie sich lachend um. „Da kommt Ersatz, Heinz. Die Mutter! Da du durchaus nicht allein sein willst!“

„Störe ich dich, Junge?“ Frau Karst hielt in der Hand ein Glas Limonade. „Oder willst du lieber Himbeersaft? Du mußt ja verdorren bei der Hitze. Ach, laß die Arbeit einen Augenblick.“ Sie zog ihn vom Schreibtisch. „Ich habe dich ja seit deiner Rückkehr kaum gesprochen.“

Wie sie neben ihm auf dem Sofa saß, war die Ähnlichkeit zwischen beiden unerkennbar. Heinz hatte von der Mutter die blühenden Farben, die kraftvolle Gestalt. Nur war Frau Karst mit den Jahren zu stark geworden, das einst schöne Gesicht war schwammig und unedel.

„Also so lange hat dich die Professorin in Norberney zu halten gewußt!“ Frau Karst blickte lauernnd auf den Sohn. „Ein kluger Rader muß sie doch sein.“

Karst schüttete eben die Limonade hinunter. „Mutter“ — er setzte das Glas klirrend auf den Teller — „wie oft habe ich dich gebeten, nicht so von Frau Malte zu sprechen.“

„Gut, gut“ — sie lächelte schlau — „du brauchst nicht gleich heftig zu werden, wenn es sich um deine Professorin handelt. Ich habe ja garnichts gesagt.“

„Dagehalten“ hat sie mich überhaupt nicht.“ Er war unmutig aufgestanden. „Ich bin geblieben, weil ich mich dort unendlich wohl fühlte. Aber so etwas könnt ihr nicht begreifen.“

„Du meinst wohl, wir seien zu dumm dazu?“ — Frau Karsts Stimme zitterte.

Ja, soweit war es nun schon gekommen! Wo hatte sie denn nur ihre Augen gehabt? Immer mehr löste er sich von ihnen ab.

„Aber Mutter“ — Karst legte gutmütig den Kopf auf ihre Schulter — „wie kannst du denken, daß ich dich kränken will? Du hast nur eine so merkwürdige Art, von Frau Malte zu reden. Wirklich, wenn du sie kenntest, du sprächest anders.“

„Ich kenne sie ja.“ — Frau Karst hatte sich wieder beruhigt. „Weißt du, du hast sie mir damals in der Leipzigerstraße vorgestellt. Und das muß ich ihr lassen: geschickt sieht sie aus.“

Frau Karst war im Anfang überzeugt gewesen, daß Heinz mit Frau Malte ein Liebesverhältnis habe. Im Grunde gab es für ihre Natur nur diese eine Erklärung. Nach und nach aber war sie davon zurückgekommen. Zwar, man wußte ja nie — ein so schöner, junger Mann, wie ihr Heinz, und eine noch leidlich junge Frau — — — Aber das war ganz egal — so oder so. Jedenfalls hatte die Professorin einen großen Einfluß auf ihn, und man hatte doch seine Pläne.

Lieblosend strich Frau Karst über Heinzens lockiges Haar. Mit einer Art Wehmut dachte sie an seine früheren kleinen Liebesverhältnisse. Das war doch ganz etwas anderes gewesen — so etwas Harmloses! Freilich, damals war es ihr auch nicht recht. Sie war immer eifersüchtig und hatte ihn gewarnt. „Wenn du an so einer Person hängen bliebest! Glaube mir, der Vater und ich kämen nie darüber hinweg.“

Karst hatte immer Glück bei Frauen gehabt. In seiner Haltung, in dem heißen Blick seiner Augen lag etwas unbewußt Lockendes, Werbendes. Neben dem Fremdländischen in seiner Erscheinung wirkte ein gewisses Gemisch von Wildheit und Kraft mit einer fast weiblichen Zartheit. Früher hatte ihm dies offenbar Freude gemacht. Er war stolz darauf gewesen. Jetzt — Frau Karst seufzte, wenn sie daran dachte — war er so gleichgiltig geworden. Fast als ob dies alles ihn langweile!

„Ja, Mutter, geschickt! aber dabei ist sie so fabelhaft natürlich. Keine Spur von hochtrabend.“

„So, so. Na, ich kenne sie ja nicht so genau. Es muß eine vortreffliche Frau sein.“ Frau Karst schob die Ringe an den rundlichen

Fingern hin und her. Es war wohl schon am besten, in seinen Lobgesang einzustimmen. Mit Gewalt war nichts zu machen. Später — so nach und nach . . .

„Weißt du, Heinz“ — sie nahm zärtlich die Hand des Sohnes — „ich bin ja auch in einer gereizten Stimmung. Ich wollte nicht gleich davon reden. Aber du mußt es schließlich doch erfahren. Es betrifft Viktor.“

Heinz hob bestürzt den Kopf. „Was ist es denn, Mutter? Doch nichts Schlimmes?“

Viktor war vier Jahre älter als Heinz und im Hausfach thätig. Er war ein bildschöner Mensch, aber von jeher leichtsinnig gewesen. Heinz ahnte nichts Gutes. „Nun?“

„Nun! Zwei Tage nach deiner Abreise kam eine Hiobspost. 2000 Mark Schulden hatte er gemacht. Alles natürlich durch das Frauenzimmer, mit dem er lebt. Zu thun war nichts. Der Wechsel war fällig. Sein Name stand darunter. Vater blieb nichts übrig, als zu bezahlen.“

„Unerhört!“ Heinz ging mit hastigen Schritten auf und ab. „Warum schriebs ihr nichts davon?“

„Es war doch nichts zu thun. Und dann“ — wieder drehte Frau Karst ihre Ringe — „du sahest ja am Meere und schwärmtest mit der Professorin.“

„Soll das ein Vortwurf sein, Mutter? Ich hatte doch keine Ahnung.“

„Ich weiß, ich weiß,“ sie war aufgestanden, „ach Heinz, es wird alles schon gut werden, trotz der Sorge um den Viktor. Wenn nur Ilka erst versorgt wäre! Aber du wirst uns noch das große Glück bringen.“

„Ja, Mutter, aber das Glück hat allerhand Gesichter, und ein Heiratsvermittler“ — er lächelte — „bin ich nun einmal nicht.“

„Ist auch nicht nötig!“ — sie hatte sich zur Thür gewandt — „wenn du nur sonst vernünftig bist. Ein Mensch mit deiner Erscheinung und deinen Fähigkeiten!“ Ihre Augen ruhten stolz auf dem Sohn. Sie schien etwas sagen zu wollen, besann sich aber wieder und hielt inne.

„Kommt Zeit, kommt Rat!“ Sie trat noch einmal zu ihm und küßte sein blühendes

Gesicht. „Und nun will ich gehen. Du brennst ja schon auf deine Arbeit.“

Die Thür klappte hinter ihr zu. „Wenn ich nur sonst vernünftig bin!“ Etwas Bitteres stieg Karst die Kehle heraus.

Und wie lieb sie ihn dabei hatte! Noch fühlte er ihre warmen Lippen auf seiner Wange. Und doch war es ihm, als ob er nicht mehr er selbst war, wenn er mit ihr da saß und ihre kleinen Sorgen überlegte. Als wenn ein fremder Mensch fremde Dinge rebete! Und dann immer wieder dies alte Schreckgespenst — die Zukunft! Wie ein großes, graues Ungetüm mit breiten Fittigen schien sie anzuschweben.

Er trat ans Fenster und riß es auf. Seine Gedanken wanderten zu Frieda zurück. Da war Größe, da war Aufatmen gewesen. Nicht diese erstickende Atmosphäre von Kleinlichkeit! Und dann — er war kein Mensch für Sorgen. Er hatte ein starkes Bedürfnis, möglichst bequem, möglichst unbelästigt zu leben. Reich gebettet — das war so ein Familienhang!

„Bermöhnt sind Sie! Weh thun wollen Sie sich nicht,“ hatte Frieda ihm einmal gesagt. „Werden Sie doch härter gegen sich selbst! Sorgen haben wir alle.“ Ja, Sorgen! Aber das waren dann andere Dinge, als was an ihn herankroch.

Er bohrte den Blick in die lichte Himmelsbläue, dann auf das üppige Grün vor ihm.

„Wie schön ist das! Wie lachend und hell!“

Die ganze Erde war doch wie ein blühender Garten. Seine Stimmung wechselte plötzlich, wie dies leicht bei ihm geschah. Wie herrlich war die Welt! Wieviel Freudenquellen waren in ihr! All diese Zauberkrast der Sonne mit den Wandlungen und dem Wechsel, den sie an den Dingen hervorbrachte! Jetzt gleich die langsamen Schatten der Nacht und morgen wieder die jubelnde Fülle des Lichts! Und wie er das fühlte! So heiß, so groß! War er nicht ein Auserlesener, daß er das so fühlte! So stark, so beglückend! Und dem eine Sprache zu geben wußte! Ja, jetzt kamen ja seine Gedichte bald heraus, seine weißen, wehenden Herbstfäden, wie Frieda sie nannte.

„Zukunft! Was!“ Er reckte die Arme. „Ich werde schon zeigen, was ich kann.“

4.

Es war an einem Dezemberabend. Langsam und verstimmt schritt Karst die Friedrichstraße entlang.

An jedem Buchladen blieb er stehen und spähte in die Schaufenster. „Lieber aus der Halbe“ —

Nein, der diskrete grüne Umschlag mit den schwarzen Lettern war nirgends zu sehen. Das ging nun schon seit Monaten — seitdem der Band erschienen war.

„Der reine Bockfott,“ dachte er erbittert. Wie leicht und schön hatte er sich das alles gedacht, und wie mühevoll und armselig war die Ausführung! Zuerst dieses endlose Jagen nach einem Verleger, um trotz aller Bemühungen bei dieser unbekanntenen kleinen Firma zu enden. Und dann diese Nichtbeachtung durch die Presse, dieser passive, jähe Widerstand der Außenwelt! Es war zum Verzweifeln. Selbst Friedas Zureden verdroß ihn nur.

„Ja Sie! Sie sind anerkannt und bewundert. Werden Ihre Arbeiten auch mal angegriffen, so werfen sie doch mächtige Wellen. Da wird man überlegen und selbstsicher. Nach mir aber kräht kein Hahn.“

Es war ihm, als sei seine ganze Persönlichkeit durch diese Nichtbeachtung seiner Lieder klein und unfähig geworden.

„Ost ist es mir, als würfe ich am besten auch meine ganze Habilitationschrift ins Feuer,“ sagte er eines Abends zu Malte.

Der Professor schüttelte den Kopf. „Aber lieber Karst, sind Sie denn ganz thöricht geworden? Gilt Ihnen mein Urteil gar nichts mehr? Ihre Arbeit ist geistreich und anregend.“

„Meinen Sie? Mir selbst ist es manchmal, als seien es lauter Querköpfigkeiten.“

Der Professor begriff dieses Schwanken nicht. Frieda zürnte Heinz. „Mir warfen Sie früher meine Wertschätzung der Außenwelt vor, und Sie selbst sind noch viel schlimmer. Ich wußte doch immer, wer ich war.“

„Das ist bei mir ganz etwas anderes. Ich habe keine Zeit, zu warten. Ich brauche Erfolg.“ Er wandte sich verstimmt ab.

Eine gewisse Gereiztheit gegen Frieda bemächtigte sich seiner. Nicht, wenn er bei ihr saß, wohl aber, wenn er allein war.

Ein Wort seiner Mutter kam ihm in den Sinn. „Heiterer bist du auch durch den Verkehr mit der Professorin nicht geworden.“ — Nein, heiterer wahrhaftig nicht! Verstimmt bog er in die Dorotheenstraße ein und wanderte zu der Malteschen Wohnung.

Er hatte Frieda einmal beruhigend gesagt, Leidenschaft könne er ihr gegenüber nie empfinden. Unwillkürlich dachte er jetzt an diese Unterredung. Nein! Frieda regte ihn geistig zu sehr an, um sinnliche Wünsche in ihm zu erwecken, aber dennoch war sein Empfinden für sie fast zur Dual geworden. Freilich, wenn er mit ihr zusammen war, fühlte er sich unendlich wohl, aber nur um so härter empfand er später wieder die kalte Unwirtlichkeit draußen. Und draußen war doch sein Leben!

Eine Auseinandersetzung mit seinen Eltern am letzten Abend stieg vor ihm auf. Wären sie nur nicht alle so verwöhnt, wie gut hätte sich von dem Gehalt des Vaters leben lassen! Aber diese Toiletten! Da traute sich niemand heran! Und wenn sich jemand herantraute? — Und auch er selbst — einschränken und kargen war nicht sein Fall. Und auf diesen Ton mußte doch seine Zukunft gestimmt sein.

Gequält preßte Heinz die Lippen aufeinander. Er war jetzt an der Ecke der Dorotheenstraße angelangt. Weiß und winterstill lag der Tiergarten da. Das Eckhaus mit dem kleinen Kuppelturm blickte friedvoll auf ihn herab. Gedankenvoll stieg er die Treppe hinan und ließ sich bei Frieda melden. Sie kam ihm mit ausgestreckten Händen entgegen. „Gut, daß Sie kommen. Ich bin so wütend, so wütend.“

„Wirklich?“ sagte er zerstreut, „warum denn?“

„Da sehen Sie diesen neuesten, erbärmlichen Wisch über meinen Roman!“ Sie war an den Schreibtisch getreten. „An dem großen Talent der Verfasserin wollen wir nicht zweifeln. Aber uns wird weh in dieser Irrenhausatmosphäre. Warum sucht eine so reich beanlagte Natur nicht einmal einen einfachen, gesunden Stoff? Wozu dieses Jagen nach Konflikten!“

Frieda warf die Zeitung erregt auf den Tisch. „Als ob ich nach Konflikten jagte —

nicht sie mit großen Schicksalsaugen auf uns blicken, wohin wir auch schauen, wenn wir ehrlich sein wollen und uns nicht in erlogene Harmonien hineintwiegen." Sie hatte sich zu ihm an den Tisch gesetzt und brütete vor sich hin.

"Sind die anderen nun unehrlich oder sehen sie anders?" fragte sie nach einer Weile.

"Sie sehen anders." Er stützte den Kopf schwer in die Hand.

So theoretisch, so blaß erschienen ihm mit einem Male Friedas Sorgen gegen die greifbare Marter, die er fühlte. Die ihm am Halse saß, ihn würgte!

Langsam erhob er sich. „Ach, es giebt so viele reale Schmerzen, die sich nicht wegsehen, nicht weghören lassen. Gut, daß die meisten Menschen nicht noch Ihre feinnerbige Natur haben! Sie gingen zu Grunde.“

Das Verzerrete, Gequälte in seinem Gesicht fiel ihr auf.

„Was haben Sie nur? Ist Ihnen etwas Besonderes begegnet?“

Grübelnd ging er auf und ab.

„Es ist nur das, Frau Malte“ — er stützte die Hand auf den kleinen Tisch zwischen ihnen und beugte sich zu ihr vor — „meine Eltern wollen, daß ich heirate.“

„Daß Sie heiraten? Wie, Sie interessieren sich für jemanden? Und davon sagen Sie mir nichts?“

„Sie meinen, ich sei verliebt?“ Er lächelte. „Nein, davon ist keine Rede. Es handelt sich um ganz andere Dinge. Wissen Sie, Frau Malte, wir beide unterschätzen doch ein wenig, was der Untergrund einer ruhigen, gesicherten Existenz durch eine Heirat für mein geistiges Schaffen bedeuten würde.“

„Der Untergrund einer ruhigen, gesicherten Existenz? Ja, aber wenn Sie sich für niemanden interessieren? Sie können doch keine Ehe eingehen, ohne durch inneren Zwang zu einer Person hingezogen zu werden.“

Er antwortete nicht.

„Also, wie kommen Ihre Eltern auf die Idee und wie Sie selbst?“

„Ich sagte es Ihnen schon.“ Sein Blick ging an ihr vorüber in die grüne Palmenecke. „Ich meine, mein Leben ließe sich freier gestalten auf der Basis einer ruhigen, gesicherten

Existenz, wie sie mir eine Heirat schaffen könnte.“

Jetzt erst begann sie zu begreifen. „Das könnten Sie thun — Sie?“

„Es ist ja eine rein theoretische Frage. Praktisch denke ich nicht daran. Nur“ — er senkte die Stimme — „so, wie ich für Sie empfinde, werde ich doch wohl nie wieder für jemand empfinden. Und deshalb meine ich, die Ansicht meiner Eltern sei nicht so unberechtigt.“

„Im Gegenteil!“ Sie war aufgestanden. „Es handeln sogar Hunderte und Tausende so. Und können's und dürfen's. Denn sie sind nichts und beanspruchen auch nicht, etwas zu sein. Daß Sie aber so denken können — das ist mir neu.“

„Wenn Sie nur nicht immer gleich alles so unselig auf die Spitze getrieben sähen! Ich sagte Ihnen ja, es ist eine rein theoretische Sache.“

Finster ruhte ihr Blick auf ihm. „Und Sie könnten wirklich ein Mädchen zu Ihrem Weibe machen, zu dem kein stärkeres Gefühl Sie zieht?“

„Aber liebste Frau Malte, die Verliebtheit einiger Wochen günstigen Falls gehört doch für vernünftige Menschen nicht zur Ehe.“

Sie bewegte den Kopf wie horchend. „Ich glaube wahrhaftig, meine alten Tanten reden.“

„Die Reden der alten Tanten sind weit mehr auf Ihren Ton gestimmt,“ sagte er gereizt. „Mein Standpunkt ist der des modernen Menschen mit großen Zielen. Gerade auf der Basis einer solchen ruhigen Ehe kann man auf die Höhe seines Selbst gelangen.“

„Mit einem Geschöpf an Ihrer Seite, als Mutter Ihrer Kinder, in der das Beste in Ihnen nicht wiederklingt! Fühlen Sie denn nicht, wie armselig dies macht?“

„Sie sehen zu schwarz.“ Er spielte mit dem Buch auf dem Tisch. „Wenn man nur ein wenig Lebenskünstler ist, so kann man trotzdem das Leben in seinen Höhen und Tiefen durchmessen.“

Sie war plötzlich hellseherisch geworden.

„Also so sind Sie?“ Sie schüttelte langsam den Kopf. „Und das soll der Standpunkt der modernen Menschen mit großen Zielen sein? O, wie bin ich dann glücklich,

keine „großen Ziele“ zu haben, nicht „modern“ zu sein!“

Sein Schuldbewußtsein löste sich in plötzlichen Zorn. „Himmel, alle Welt, Frau Malte! Machen Sie doch nicht solche Augen! Sind Sie denn ein Philister? Ich will meine geistigen Fähigkeiten nicht verkümmern lassen — sie sollen sich ausleben.“

„Auf einer Grundlage, die die tiefste Beziehung, die zwischen Menschen besteht, in den Schmutz zieht?“ — Ihre Stimme brach. Sie legte die Hand vor die Augen.

Erschüttert blickte er auf sie. Seine mühselige Logik erschien ihm plötzlich so klein, so gezwungen und unwahr.

„Frau Malte!“ — er sagte ihre kalten Sätze — „ich war toll, ich war schlecht — ich war nicht mehr ich selbst. Glauben Sie es mir!“ Er hielt einen Augenblick inne und sah in ihr liebes, trauriges Gesicht. „Es war ganz dunkel um mich geworden, aber nun“ — er küßte leise ihre Hand — „nun weiß ich wieder, was ich will und was ich bin.“ — — — — —

Am folgenden Morgen, als Frieda mit ihrem Manne beim Frühstück saß, empfing sie einen Brief von Karst.

„Ich danke Ihnen, liebste Frau — durch Sie fand ich den Weg zu mir selbst zurück. Verzeihen Sie mir, daß ich mit dem Teufel patieren wollte. Noch heute spreche ich mit meinen Eltern. Sie müssen sich finden lernen, selbst wenn sie nicht einzusehen vermögen.“

Ich grüße Sie ungezählte, unzählbaremale.

Immer

Ihr H. K.“

Frieda las das Schreiben mehrmals durch. Dann reichte sie es Malte über den Tisch hin.

„Sieh, Walter, ich habe ihm doch unrecht gethan! Er mußte nur aufgerüttelt werden.“

5.

„Bist noch immer eine hübsche Frau, Marianne!“ Der alte Karst klopfte seiner Frau die Wange.

„Ach Unsinn, Leopold,“ sie band sich die Hutbänder unter dem starken Kinn, „das macht nur die Kapotte.“ Trotz der Abwehr ruhten ihre Augen wohlgefällig auf ihrem Spiegelbild. Ja, sie stellte noch immer etwas vor!

In früheren Jahren war die schöne Polin ihrem Mann eine nützliche Gefährtin gewesen. Man erzählte, daß er die einträgliche Stelle als Generalagent einer süddeutschen Versicherungsgesellschaft dem Einfluß der Frau zu danken habe. Auch jetzt lenkte sie das Schifflin der Familie.

Und gerade heute — Frau Karst hob den Kopf mit einem kriegerrischen Ausdruck — heute galt es zu handeln.

Sie streifte die perlgrauen Handschuhe auf. „Würdest du mir wohl einmal helfen, Leopoldchen?“ Behutsam legte er den unechten Zobelpelz um ihre Schultern. „Also du willst wirklich gehen?“ Halb bewundernd, halb ängstlich schaute er sie an.

„Natürlich! Ich bin schon mit manchen Leuten fertig geworden, werde es auch mit der Professorin. Und soll ich zusehen, wie man den Jungen ganz zu seinem Unheil beeinflusst? Dafür bin ich seine Mutter.“

Wie eine gereizte Henne stand sie da. „Sieh nur, daß die Mädels nichts merken. Sie würden es dem Heinz erzählen.“

Noch einen Blick in den Spiegel, einen Kuß auf Karsts Stirn, und sie raufchte hinaus.

Frieda fühlte sich überrascht und etwas belästigt, als ihr Frau Karst gemeldet ward. Sie war mitten in der Arbeit.

Aber es war ja Heinzens Mutter — da konnte sie nicht abweisen. „Ich lasse bitten.“

Was mochte sie nur wollen? Billets für eine Wohlthätigkeitsvorstellung? — —

Frau Karst streckte ihr beim Eintritt beide Hände entgegen. „Wie liebenswürdig, daß Sie mich bei Ihrer besetzten Zeit annehmen! Sie sind sicher tief in der Arbeit.“

Ihr Blick ging mustern über Friedas hohe Gestalt. Nun, sehr elegant war die Professorin nicht in dem schwarzen Cheviotkleide mit dem glatten, weißen Kragen!

„Allerdings“ — Frieda war noch etwas in Gedanken — „aber für Sie kann ich mich natürlich frei machen.“

„Das ist schön. Es wäre mir auch sehr lästig gewesen, Sie nochmals aufsuchen zu müssen.“

Sie hatte inzwischen Umschau gehalten. Also so sah es hier aus. Wirklich ganz hübsch, obwohl ein wenig wie in einem Museum.

„Haben Sie mir etwas Besonderes zu sagen? Doch nicht über Ihren Sohn?“

„Sie haben es erraten. Sie sehen doch die Wände durch.“

Frieda krauste die Stirn. „Um was handelt es sich denn?“

„O, um eine Kleinigkeit.“ Frau Karst glättete ihren Pelz. „Aber Sie sagen Heinz nichts davon? Überhaupt nichts von meinem Besuch? Der Junge ist so merkwürdig.“

„Wie Sie bestimmen.“

„Ich möchte nämlich Sie und Ihren Mann bitten, Frau Professor, meinen Heinz nicht zu sehr zur Universitätslaufbahn zu beeinflussen. Er verbeißt sich darin. Und wenn es dann nichts wird“ — —

„Aber warum soll es nichts werden? Mein Mann sagt, seine Arbeiten ließen sich glänzend an. Er habe die besten Aussichten. — Übrigens kam die Idee der Habilitation durchaus ihm selbst.“

„Aber Sie haben ihn doch darin bestärkt!“

„Weil diese Laufbahn sicherlich seiner Natur entspricht.“

„Meinen Sie? Ich denke darüber anders. Sie sind noch jung, Frau Professor, Sie dürfen das nicht so ernst auffassen. Es ist ja ganz gut, wenn die wissenschaftliche Arbeit ihn von der Kinderei mit den Gedichten abzieht. Aber im Grunde handelt es sich für meinen Sohn darum, dem Leben praktisch gegenüber zu treten. Und ich bitte Sie und Ihren Mann, ihn in dieser Hinsicht zu beeinflussen.“

Frieda schwieg bestreut.

„Wollen Sie mir das versprechen?“ fragte Frau Karst freundlich.

„Das kann ich nicht. Ihres Sohnes Natur kann nur wissenschaftliche Thätigkeit befriedigen, wenn es schon nicht die Kunst sein darf.“

„Aber darüber muß ich doch auch ein Urteil haben.“ Frau Karsts Gesicht rötete sich. „Wenn Sie auch sehr klug sind — — ich bin doch seine Mutter.“

Frieda fühlte die mütterliche Eifersucht. „Ich würde auch nie wagen, Ihnen sonst entgegen zu treten. Aber hier, glaube ich, verkennen Sie Ihren Sohn.“

„O nein!“ Ein hartnäckiger, unangenehmer Ausdruck trat in das Gesicht der Frau. „Ich

verkenne ihn nicht. Ich weiß schon, was ihm not thut.“

„Wenn Sie sich nur nicht irren! Sie wollen sicherlich sein Bestes. Aber er ist eine so sensitive Natur.“

Frau Karst zuckte die Achseln. „Eben deshalb muß er auf andere hören, die klüger und erfahrener sind. Also Sie wollen ihn nicht in der Weise beeinflussen? Nun, wie Sie denken! Ich wollte Sie noch um etwas anderes ersuchen.“

„Noch um etwas anderes?“

„Ja,“ Frau Karsts Augen bohrten sich in die Tischdecke, „ich wollte Sie bitten, in der nächsten Zeit nicht allzusehr auf meinen Sohn zu reflektieren, ihm seine Freiheit etwas mehr zu lassen.“

Ein hochmütiges Befremden trat in Friedas Gesicht. „Wir haben seine Freiheit nie angetastet.“

Sie hielt einen Augenblick überlegend inne.

„Weiß Ihr Sohn etwas von dieser Unterredung?“

„Nein, er weiß nichts davon. Sie haben mir ja Schweigen zugesichert. Aber ich muß doch zum Abschied“ — Frau Karst erhob sich langsam — „meine Bitte noch einmal wiederholen.“

„Sie wollen ihn wohl unserem Einflusse entziehen, da dieser nicht Ihren Wünschen entspricht?“ fragte Frieda spöttisch.

Frau Karsts Augen wurden stechend. „Erklärungen brauche ich nicht zu geben. Ich bitte Sie nochmals, meinem Sohne seine Freiheit zu lassen.“

Das Blut schoß Frieda ins Gesicht. „Und ich sage Ihnen nochmals, daß wir seine Freiheit nie beeinträchtigt haben. Wir werden ihn aber auch nie unseres freundschaftlichen Rats berauben. Mir scheint, daß er dieses Rats gegen andere Einflüsse bedarf.“

Frau Karsts Augen funkelten. „Wie Sie meinen, Frau Professor, wie Sie meinen.“ Ihre Stimme zitterte in unterdrückter Wut.

„Aber ist es auch klug von Ihnen, so zu handeln?“ sagte sie dann lauernd, während sie sich zur Thür wandte. „Sie und Ihr Mann sind zwar Idealisten, aber Sie sind doch noch eine hübsche Frau, Frau Professor“ — ihr Blick ruhte gehässig auf Friedas schöner

Gestalt — „und nach allem, was ich so munkeln gehört, würde ich den so häufigen Verkehr mit einem so jungen, schönen Mann, wie mein Heinz, etwas einschränken. Um Ihres Rufes willen.“

Frieda war erblaßt. Einen Augenblick stand sie unbeweglich.

„Wollen Sie dies meine Sorge sein lassen, gnädige Frau.“ Sie öffnete die Thür zum Wartenraum weit. „Ich könnte sonst gezwungen sein, Ihren Sohn von Ihrer unerbetenen Sorgfalt zu unterrichten.“

Ihre Augen trafen Frau Karst. Kalt und verächtlich. „Mein Ruf ist unantastbar, weil er unantastbar ist.“ Sie drückte auf die Klingel. „Und nun muß ich Sie bitten, mich zu verlassen. Und vergessen Sie nicht, daß ich Sie nur als Mutter Ihres Sohnes so lange anhörte.“

Sie trat in ihr Zimmer und schloß die Thür. Langsam ging Frau Karst auf den Korridor. Der Diener öffnete ihr. Kopfschüttelnd stieg sie die Treppe hinab.

Erst im Wagen kam sie wieder zu sich.

„Ist das eine Frau! Diese Augen! Mir wurde ganz bange.“ Erschöpft lehnte sie sich in den Fonds. „Und wenn der Heinz etwas erfährt? Aber sie redet ja nicht.“

Nach einer Weile beruhigte sie sich. „Es muß eben anders gemacht werden. Czardi selbst soll mit ihm reden.“ — — — — —

Unterdessen stand Heinz in seinem Zimmer am Fenster. Weißlich graue Wolkenballen zogen am Himmel dahin.

„O, es wird nie wieder hell! Nie, nie!“

Was hatte er in den letzten Tagen wieder von den Eltern gelitten! Dieses ewige auf ihn Einsprechen, Eindringen, Einhämmern! Er saßte sich an die Stirn. Wie einen körperlichen Schmerz fühlte er die Erinnerung. Nun, heute Abend war er ja nicht hier — um sechs wollte er zu Frau Malte.

Auch dieser Gedanke that ihm nicht wohl. Es war alles nur noch ein ewiges Zerren und Reiben. Und dann — er durfte ja Frieda gar nicht einmal sagen, daß die Eltern ihn immer wieder aufs neue mit Heirats- und Zukunftsgedanken quälten.

Er trat an den Schreibtisch und nahm ihre Photographie. Sie blickte ihm mit einem Male so kalt entgegen. „Strenge Augen. Ein bißchen hart ist sie doch wohl.“

Gleich darauf schüttelte er den Kopf. „Nein, nein — sie hat keine Schuld. Es ist nur die ganze Konstellation. Erfahrungen sind eben unübertragbar.“

Gequält stellte er das Bild wieder hin. Ach so! Er hatte ja auch dem Bankdirektor versprochen, ihm seine Examensarbeit zu schicken. Wie liebenswürdig der Mann gewesen war! Und er war ohne Zweifel eine kaufmännische Kapazität! Und eine Persönlichkeit! Er ließ sich sogar einmal dichterisch vertwerten.

Heinzens Gesicht erhellte sich, als er an das gestrige Fest in der Ressource dachte. Ja, „die dummen Bälle“ hatten doch ihre guten Seiten. Wie anregend war die Unterhaltung mit Czardi gewesen! Es war ihm, als ob er einen Blick in das Getriebe des Weltmarktes gethan habe. Seine Tischdame beim Souper war allerdings ein hochmütiges Gänschen — aber Lisbeth Czardi war dafür sehr liebenswürdig gewesen. Schade, daß sie an seiner linken Seite gesessen hatte — sie ward so niedlich rot, wenn er das Wort an sie richtete. Hübsch war sie freilich nicht, und von der imponierenden Vornehmheit ihres Vaters hatte sie gar nichts. Immerhin — es war in jeder Hinsicht ein angenehmer Abend gewesen. Nichts Großes, nichts Erhebendes, aber auch keine Auseinandersetzungen, keine Sorgen! Und keine schweren, quälenden Gedanken!

Und Heinz seufzte, während er ein Kreuzband um sein Buch legte und mit schwungvollen Buchstaben Czardis Adresse schrieb.

6.

Einige Wochen waren seit Frau Karsts Besuch vergangen. Maltes waren Heinz gegenüber unverändert geblieben. Von dem Überfall seiner Mutter hatten sie nichts erwähnt.

„Wir wollen es zu vergessen suchen,“ hatte Frieda zu ihrem Manne gesagt. Malte fand sich nicht leicht in dies Schweigen. Aber Karst dauerte ihn. „Wäre er endlich so weit unabhängig, um sich von der Familie loszulösen!“ — —

An einem hellen Aprilmorgen trat der Professor in das Zimmer seiner Frau. „Ich möchte dich sprechen, Frieda.“

„Ist etwas Besonderes?“ Sie legte die Feder hin und stand auf. Wie weiß er aus-sah! Hatte er Ärger gehabt?

Malte ging hastig auf und ab. Jetzt wandte er sich zu seiner Frau. „Wann war Karst zuletzt hier?“

„Vorgestern Nachmittag. Wir wollen heute abend meinen Roman zu Ende durchgehen.“

Die Augen des Professors blitzten. „Frieda,“ er trat dicht zu ihr, „ich hatte eben in meinem Zimmer eine interessante Unterhaltung.“

Sie blickte ihn fragend an.

„Ich habe Herrn Direktor Czardi von der Vereinigten Provinzialbank eine Auskunft über Herrn Assessor Karst geben müssen; Karst hat sich bei ihm um die Hand seiner Tochter beworben.“

Frieda erblaßte. „Das ist nicht wahr. Das ist eine Falle seiner Eltern. Würde er etwas davon, so hätte er es mir erzählt.“

„Kind, das du bist!“ Der Professor lachte bitter. „Das ist noch gar nicht alles. Er hat eine Stelle als juristischer Beirat bei der Provinzialbank angenommen — mit der weiteren Aussicht auf das reich besoldete Syndikat. Natürlich wird ihm das alles nur als zukünftigem Schwiegersohn des Direktors.“

Frieda schwieg einen Augenblick. „Ich glaube es einfach nicht,“ sie verschränkte die Arme, „du weißt ja selbst, daß er noch vor wenigen Tagen wegen der Habilitationschrift mit dir überlegte.“

Ihr Unglaube reizte Malte. „Er ist eben ein Heuchler,“ sagte er heftig. „Und sicherlich hat er sich geschämt. Die Schrift will er als selbständiges Buch herausgeben. Aber an die Docentur ist nicht mehr zu denken — wenn er nebenbei auch wissenschaftlich arbeiten will, wie mir Czardi sagte. Der Direktor brauchte noch eine Auskunft über Karsts juristische Fähigkeiten — wohl seinen Aktionären gegenüber. Daher sein Besuch!“

Frieda schüttelte den Kopf.

„Die Sache ist eine Thatsache, Frieda. Und sie liegt klar genug. Das Mädchen ist,

wie ich aus Czardis Worten heraushörte, herzlich unbedeutend, und der Direktor tauscht für sein Geld und seine Einkure den ansehnlichen Schwiegersohn ein.“

„Und was für eine Auskunft hast du gegeben?“ Friedas Stimme hatte keinen Klang.

„Ich? Eine günstige. Er ist ja sehr beanlagt — wenigstens auf theoretischem Gebiet — ich werde die Ware doch nicht falsch taxieren.“

Der Professor erhob sich langsam. „Verfüge du übrigens, wie du willst, Frieda. Ich aber werde den Herrn Assessor Karst heute abend noch sprechen, und dann habe ich nichts mehr mit ihm zu thun. Nichts!“

Es that Malte weh, als er Friedas blaßes Gesicht sah. Die Natur hat eben den Thon in ihr zu fein genommen, dachte er.

„Kind“ — er faßte zärtlich ihre Hand — „du darfst es dir nicht zu tief gehen lassen. Der Mann war eine Fata morgana. Meinst du, mir hätte es nicht auch einen Stoß gegeben? Aber du mußt die Sache ruhiger nehmen. Gleichgiltiger!“

„Ich kann nicht. Denn ich kann es nicht begreifen. Es ist nicht möglich, daß er sein tiefstes Ich so verleugnet.“

Der Professor zuckte die Achsel. „Wer weiß, ob, was wir dafür hielten, sein tiefstes Ich war!“

Frieda sah Malte starr an. „Dann kann ich wohl nicht mehr recht sehen, nicht mehr recht hören? Diese Worte hat er gesprochen, diese Verse geformt — es war doch seine Natur, die da ausströmte?“ — —

7.

Es war am Abend. Das gedämpfte Licht von Friedas Arbeitslampe fiel auf Maltes eisiges Gesicht.

„Dann haben wir uns also nichts mehr zu sagen, Herr Assessor. Ich erfahre wohl, wann Ihre Verlobung offiziell geworden ist?“

Der Professor wandte sich zum Ausgang. Karst hatte sich erhoben. Wortlos neigte er den Kopf.

„Vielleicht läßt du mich wissen, Frieda, wenn du wieder allein bist.“ Die Thür klappte hinter Malte ins Schloß.

Karst stand allein Frieda gegenüber. Zum erstenmal, seit der Professor gefragt, und er abgerissen, stoßweise die Wahrheit hatte zugeben müssen, blickte er sie an. Er wollte sprechen. Aber wie ihm ihre Augen voll stauender Trauer begegneten, zuckte er zusammen und senkte stumm die Lider.

Frieda hatte sich erhoben und war zu den Palmen am Fenster getreten. Dort stand sie unbeweglich, den Rücken Karst zugewendet. In dem dämmernden Licht sah er nur ihren hohen, dunklen Umriß — groß und gespensterhaft. Minutenlang suchte Karst nach Worten. Es war ihm, als ersticke er.

O, diese Situation, diese verwünschte, qualvolle Situation! Hätte ich nur nicht so lange geschwiegen! Aber ich mußte ja schweigen, dachte er dann wieder. Sie hätte es mir nur zwecklos erschwert. Es wäre ganz verfehlt gewesen, ihr verfrüht davon zu reden, wenn ich einmal wollte.

Und er hatte ja schließlich gewollt! Halb gezogen, halb freiwillig! Weich und wärmend hatte ihn alles umflossen — die schmeichelhafte Anerkennung des Bankdirektors, der üppige Luxus von Czardis Häuslichkeit, die Verliebtheit der kleinen, blonden, zärtlichen Lisbeth. Und wie glücklich waren dann seine Eltern, die anfangs merkwürdiger Weise gerade dieser Heirat zu widerstreben schienen! Es war fast, als müsse er sie von ihnen ertrogen. Aber wie verböhmlich zeigten sie sich, als er den ersten bindenden Schritt gethan! Ganz ausgetauscht!

„Das ist eine Schwiegertochter nach meinem Herzen — da wirst du Ruhe und Frieden finden.“

Karst glaubte noch, dies Wort der Mutter zu hören. Ja, Ruhe! Nicht mehr diese ewige innere Zerrissenheit! Trotzig hob er den Kopf. Auf der festen Grundlage einer sicheren Existenz, eines stillen Familienlebens würde er seine Persönlichkeit nun ausleben.

In diesem Augenblick wandte sich Frieda um. Das haltlose papierene Gebäude sank in sein Nichts zusammen, als ihn ihre Augen trafen.

Frieda war sehr blaß. Das Staunen war aus ihrem Gesicht geschwunden. Verachtung sprach aus ihren Zügen.

„Wann waren Sie nun un wahr?“ sagte sie langsam. „Früher, als Sie sich empörten gegen Kleinheit und Alltäglichkeit, oder heute, da Sie“ — — sie hielt inne.

Sie hatte sagen wollen: „da Sie Ihr Selbst verkaufen.“ Aber sie empfand es mit einem Male als müßig, fast unwürdig, zu reden. Wie entweiht erschienen ihr alle Worte — pathetisch, un wahr, hohl.

Er stand mit gesenktem Haupte. „Ich war Ihnen gegenüber nie un wahr“ — sagte er leise. „Alles, was ich je zu Ihnen sprach, war meine tiefste Überzeugung.“

„Ihre tiefste Überzeugung?“ Sie hob den Kopf. „Und warum verheimlichten Sie mir dann bis heute, was Sie gethan?“

„Sie hätten es doch nur falsch beurteilt, wenn ich zu früh gesprochen“ — seine Stimme klang gepreßt — „wenn ich gesprochen, ehe eigentlich etwas zu sprechen war.“

„Ich hätte es falsch beurteilt?“ Ein fremder, kritischer Blick traf ihn.

„Beantworten Sie mir eine Frage. Lieben Sie das Mädchen, das Sie zu Ihrem Weibe machen wollen?“

Er bewegte sich unruhig. „Sie wissen doch, daß ich über diese Dinge anders denke als Sie. Ich habe das Mädchen sehr gern.“

„Sehr gern!“ Sie trat einen Schritt zurück. „Und ich hätte es falsch beurteilt, wenn Sie mir vor Wochen Ihre Absicht ehrlich mitgeteilt hätten!“ Finster blickte sie ihn an. „Lügen Sie doch nicht! Lügen Sie doch nicht!“ — Ihre Stimme hob sich. „Ich hätte es dann richtig beurteilt, und das eben wollten Sie vermeiden. Ich sollte die Dinge erst sehen, wenn eine gewisse Gattungsverliebtheit in das junge Mädchen Ihnen zu Hilfe gekommen wäre, um die Lüge zu verschleiern — den Bruch mit Ihrem besseren Empfinden.“

Sein Gesicht hatte sich heiß gerötet. „Frau Malte, wie können Sie nur glauben —“

Sie ließ ihn nicht aussprechen. „Reden Sie nicht! Ich will nichts mehr hören.“ Sie bewegte abwehrend die Hand. „Es ist so, wie ich sagte. Darauf haben Sie abgezielt — bewußt oder unbewußt. Und nun gehen Sie. Wir haben nichts mehr mit einander zu sprechen.“

Sie wandte sich ab. Er sah ihre verächtliche Haltung, das starre Profil — einen Augenblick zögerte er noch. Dann suchte er die Achseln und ging langsam hinaus.

8.

„Meine Seele schwingt — meine Seele schwingt“ — Wann war das nur? Ach so! Friedas Gesicht verfinsterte sich. Sie saß auf einer Bank am Eingang des Tiergartens und sann und sann — —

Hohe, alte Bäume wölbten sich über ihr. Neben ihr sproßte erstes, zartes Frühlingslaub. In der Luft war ein Wogen, ein Sehnen und Wehen — — —

„Meine Seele schwingt“ — Sie sah Karst vor sich, wie er damals an dem stillen See gestanden hatte und in die blaue, schwere Sommerluft hineinträumte — eine Fülle von Empfindungen, von Gedanken in dem bewegten Gesicht — ein Reicher, ein Auserlesener! Und dann sah sie ihn wieder, wie sie ihn soeben gesehen, als sie mit ihrem Mann den offiziellen Gratulationsbesuch gemacht hatte, erblickte ihn in dem Gewoge des Empfangstages, in den hohen, luxuriösen Räumen mit dem kleinen, geschwätzigen Mädchen an seiner Seite.

Ein Schatten schien sich ihr auf die junge Frühlingsherrlichkeit ringsum zu legen, eine unlautere Hand schien hineinzugreifen. „Thorheit!“ Sie schüttelte den Kopf und fuhr durch die helle Luft, als ob sie etwas verschrecken wollte.

Dicht vor ihr schlenbert eine Konfektioneuse mit langer, geschnürter Taille. Ihr grellroter Schirm leuchtete, wie sie sich selbstbewußt in den Hüften wiegte. Die Brillantboutons in den zierlichen Ohren funkelten zu Frieda hin.

„Une femme entretenue.“ Wie oft hatte sie das Wort gehört, es gedankenlos nachgesprochen. Heute flogen ihre Gedanken weiter.

„Wo liegt der Unterschied? Ich sehe keinen. Auch er hat sich verkauft — seine blühende, junge Männlichkeit. Un homme entretenue.“

Heißer Ekel stieg in ihr auf. Aber stärker noch als der Ekel war der Schmerz in ihr, der tiefe, staunende Schmerz — Schmerz, daß diese niedrige, schmutzige Macht so weit reichte, daß sie nicht nur die Krämer und Krämer beherrschte — nein, daß sie ihre Fangarme voll sicheren Giftes weiter und weiter streckte bis zu den anderen — den Feineren und Fähigeren — —

Sprüche.

Von

Frida Schanz.

Opfer bringen und verschweigen, — —
Mancher wär' dazu geneigt,
Könn' er durch ein Spältchen zeigen,
Was er opfert und verschweigt.

Manche Herzen fangen zu duften an,
Wenn das Schicksal sie tritt,
Wie der Thymian
Unter des Wandrers Tritt.

Aufreizen ist selbst treuer Freunde Lust;
Wohl einem jeden,
Der Freunde hat in seiner eignen Brust,
Die ihm zum Frieden reden.

Eine moderne Frau.

Von

Else Child-Deuhaus.

Nachdruck verboten.

FIs in den letzten Apriltagen dieses Jahres Mrs. Oliphants Autobiographie und Briefe auf dem Büchermarkt erschienen, und berufene sowie unberufene Kritiker, nachdem sie die Seiten dieser merkwürdigen Denkschrift durchblättert, das Resultat ihrer Lektüre bekannt machten, ging ein Ruf des Erstaunens, der schmerzlichen Bewunderung durch die gesamte Litteratur liebende Menge des brittischen Insellandes. Die späte Erkenntnis, daß diese unermüdete Schriftstellerin, deren Romane gleichmäßig und in kurzen Zwischenräumen, wie die Meeresflut, aus ihrer Feder flossen, als Märtyrerin im täglichen Opferdienst für ihre Familie gelebt, gewirkt, gestorben, ohne daß der ewig geschäftige Stift des Reporters aus ihrem intimen Leben das aufgezeichnet, was am besten zum Verständnis ihres Charakters beigetragen hätte, beschämte und betrübt. Das große Publikum kannte sie nur als Geschichtenerzählerin. Sie lebte nicht in den litterarischen Zirkeln der englischen Hauptstadt, obgleich sie bei allen Gliedern der „Jungt“ bekannt und beliebt war. Keiner konnte sich dem Reize ihrer natürlichen, herzgewinnenden Freundlichkeit verschließen, aber bonmots sprühten nicht von ihren Lippen, und ihre Lebensweisheit kleidete sie lieber in das Gewand praktischer Thätigkeit, als in volltönende Aphorismen. Nun sie dahingegangen und mit dem Erscheinen ihrer Memoiren der verhüllende Schleier von dem Geheimnis ihrer zweiten, der rein weiblichen Existenz hinweggezogen, tritt sie aus der Sphäre ihres dichterischen Ruhmes in die leuchtendere hingebender Mütterlichkeit.

Keineswegs soll behauptet werden, daß sich dieser seltene Lebensgang ohne Irrtümer vollzog. Sie ist wie alle Sterblichen zeitweise von dem Wege abgeraten, den sie sich vorgezeichnet; aber was menschlich schwach an ihr war, pflegte sie selbst mit unbarmherziger Kritik zu verdammen und zu bekämpfen. Ihre ganze Persönlichkeit ist mit dem einen Worte zu kennzeichnen, das alles äußerlich wie innerlich wahrhaft Vornehme in sich schließt: sie war eine „true English Lady“. Und daß sie weit von eitler Überschätzung ihrer eignen Wirksamkeit entfernt war, beweisen wiederholt Sätze ihrer Memoiren, wie: „Ich bezahle die Schuld damit, daß ich nichts hinterlassen werde, das mich überlebt.“ Es würde indessen sehr ungerecht sein, zu behaupten, daß sich Mrs. Oliphant unter andern Lebensumständen nicht höchst wahrscheinlich zu der litterarischen Höhe emporgeschwungen hätte, auf die sie mit ungeteilter Bewunderung George Eliot und George Sand stellte, deren Leistungen sie fast versucht haben, über ihr „kleines, unbedeutendes Selbst“ Thränen des Schmerzes zu vergießen: „Keiner wird mich in einem Atem mit George Eliot nennen. Und das ist recht. Diese beiden Frauen thaten Dinge, die ich nicht die geringste Versuchung zu thun spürte. Aber wieviel mehr Freude scheinen sie in ihrem Leben genossen zu haben, wieviel mehr Lob und Anerkennung und Ehre.“ — „Ich fühle mich sehr klein, sehr obskur neben ihnen — ein einziger großer Mißerfolg — niemals habe ich eine starke Zuneigung erweckt, und mein ganzes Leben lang habe ich niemals, obgleich ich alle gewöhnlichen Erfahrungen einer Frau durchgefostet, auf jemand einen Eindruck gemacht.“ Die große Fruchtbarkeit ihrer Thätigkeit hinderte sie, sich zu vertiefen und trübte den Wert ihrer Produktion, so daß die Perlen echten Dichtertums in dem gröberen Stoff verschwanden. Sie würde Würdigeres hervorgebracht haben, hätte sie weniger geschrieben, aber da

sie durch ihre schriftstellerische Thätigkeit allein sich selbst und eine Anzahl hilfloser, geliebter Wesen erhielt, läßt es sich begreifen, daß ihre Erzählungen solche Dimensionen annahmen. Ihr Stil war unter allen Umständen reines, vollkommenes Englisch und ihr Dialog elegant und anmutig. Und mag man auch die Künstlerin in ihr nicht sehr hoch schätzen, um so wärmere Sympathie erweckt das Weib. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wird ihre Selbstbiographie als die Geschichte einer Mutter Generationen überleben.

Mrs. Oliphant war schottischen Ursprungs, in Midlothian als Tochter einer Frau mittleren Alters geboren, die naturgemäß nach dem Verlust dreier Kinder in diesem kleinen Mädchen ihres Lebens ganze Seligkeit erblickte. Der Haushalt war nicht ärmlich, wurde aber mit Mitteln äußerster Sparsamkeit, die in schottischen Familien nicht ungewöhnlich ist, geführt, ohne daß den materiellen Bedürfnissen Abbruch geschehen wäre. Der Vater, ein schweigsamer, abgearbeiteter Mann, scheint wenig Einfluß auf die heranwachsende Tochter gehabt zu haben. Desto mehr die Mutter, die aber bei ihrem heftigen Temperament und ihrem harten, schottischen Charakter an eine Verweichlichung des geliebten Kindes nicht dachte. Freilich, mit all den reizenden kleinen Gaben einer auf das Vernünftigste beschränkten Zärtlichkeit wurde sie umgeben. Alle äußeren Eindrücke wirkten auf das empfängliche Gemüt der Kleinen in außergewöhnlichem Maße und lenkten ihre Phantasie in Bahnen, die ihrem Charakter seine besondere Prägung gaben. Daß sie früh reif war und schon als halbes Kind gegen love affairs mit dem ganzen Ernst einer gereiften Frau zu ringen versuchte, kann dabei nicht verwunderlich erscheinen. Mit Wonne gedenkt sie in dem Buche ihres Lebens der ersten zarten Liebeswerbung, „die mir jene verwirrende Empfindung einflößte, daß auch ich imstande sei, ein anderes Herz zu rühren.“ Nach 41 Jahren konnte sie sich noch des Reizes dieser Stunde nicht erwehren.

Kurz darnach begann eine Periode ernster Neigung, sehr ernster, die eine Lebensverbindung herbeiführen sollte. Die jungen Leute verlobten sich am Vorabend seiner Amerikareise und hofften nach 3jähriger Trennung für immer vereint zu werden: „Er war ein einfacher, frommer, häuslicher, gutherziger Junge, nicht hübsch — gar nicht ideal veranlagt. Er kann auch nicht klug gewesen sein, und das war ich. Als er fortging, war unsere Korrespondenz eine Weile ganz rege; dann fing ich an, seine Briefe einfältig zu finden, und ich glaube, ich sagte auch so was Ähnliches. Dann kam Zank; Zank mit dem atlantischen Ozean zwischen uns, dann Auseinandersetzungen, und endlich furchtbares Schweigen. Jetzt berührt mich das komisch, aber damals war es mit gar nicht amüsan. Ich entsinne mich eines Winterabends; ich ging auf den Arm meiner Mutter gestützt, und die Leere, das Schweigen, die Dunkelheit und die Trennung, das Losreißen von allen Träumen, die sich um seinen Namen gewebt, übermannten mich. Mein armes kleines Herz war gebrochen; ich glaube, ich war eben 17 Jahre alt. — Das“, fährt Mrs. Oliphant fort, „waren die einzigen Unterbrechungen meiner Jugend. Wir lebten in der zurückgezogensten Weise. Bis nach meiner Heirat war ich niemals zum Tanz, ging niemals aus, sah niemals jemand zu Hause. Unsere Zerstreuung bildeten Bücher aller und jeder Art, Zeitungen und Wochen-schriften.“

In dieser Weise bildete sich das junge Mädchen auf seinen künftigen Beruf. Der Gedanke lag nahe, es selbst mit dem Romanschreiben zu versuchen. Das geschah anfangs in kindlicher Weise, wurde aber fortgesetzt, und zum Erstaunen der ganzen Familie fand „Margaret Maitland“ einen Verleger. Das Buch brachte seiner 22jährigen Verfasserin die hübsche Summe von £ 150 (3000 Mark). Noch an demselben Abend, als „Margaret Maitland“ beendet, wurde „Caleb Field“ begonnen, und so zeigte Mrs. Oliphant schon am Anfang ihrer Laufbahn jene außergewöhnliche Produktionsgeschwindigkeit, die sie während ihres ganzen Lebens beibehielt.

Im Jahre 1852 heiratete Mrs. Oliphant einen Better, Frank. Die Verbindung erwies sich in jeder Beziehung als eine unglückliche. Frank war schwindsüchtig und hatte auch die physischen Schwächen des von Krankheit Gezeichneten in hohem Grade. Er strebte nach unerreichbaren Zielen ohne materielle Erfolge und ließ nach 7jähriger

Ehe seine Witwe in sehr traurigen Verhältnissen zurück. „Als ich nun aufs neue anfangen mußte, war mir nichts geblieben als ungefähr £ 1000 Schulden, eine kleine Lebensversicherung, ich glaube £ 200, unsere Möbel, die in einem Speicher verschlossen standen und meine eigene Kraft, soweit sie reichte, um uns damit zu erhalten und unsere Schuld abzutragen.“ Besser und freundlicher war ihr das Los auch nicht



Mrs. Oliphant.

während ihres Gatten Lebzeit gefallen, denn während sie den Todeskandidaten durch die ungasflichen Hotels Italiens schleppte, von einer Stadt zur andern, schnürte ihr der Gedanke an ein Kind von diesem kranken Manne das Herz zu und erfüllte sie mit namenloser Furcht. Sie erzählt aus Florenz: „Ich pflegte in einen kleinen Saal, des Pitti glaube ich, zu gehen, wo zu der Zeit das große Bild der „Heimsuchung“ allein hing. Damals wußte ich, daß ich auch ein Kind erwartete, und es that wohl, wenn

ich hinging und diese beiden Frauen ansah, die jätliche alte Elisabeth und Maria mit der ganzen Kraft ihrer künftigen Mutterschaft. Ich dachte wenig an das, was mir begegnen würde, ehe mein Kind käme, aber ich hatte keine Frau, zu der ich gehen konnte, um mich trösten zu lassen — außer diesen beiden.“ — Das unter solchem Kummer erwartete Kind wurde 6 Wochen nach dem Tode des Vaters zum Trost und Glück der Mutter gesund an Leib und Seele geboren, und sein Tod versetzte nach vielen Jahren auch ihr den Todesstoß. Wie sollte unter diesen Umständen dieses und die beiden früher geborenen Kinder, Maggie und Cyril, satt werden? Die Mutter brachte fertig, was sonst niemand den Mut und die Kraft auszuführen gehabt hätte. Zu ihnen gesellten sich mehr hungrige Familienglieder: ihr einst vergötterter Bruder Frank mit seinen Kindern, und die nie rastende Feder der Schwester machte sie alle mit ihrem Fleiße satt. Sie schrieb, damit Brot ins Haus kam, früh und spät, Sommer und Winter, Jahr ein, Jahr aus. Ihre eignen Worte lauten: „Nun hatte ich schlimme Aussichten durch diesen großen Familienzuwachs. Ich hatte schon vorher ziemlich hart arbeiten müssen, um den nur allzu großen Haushaltsansprüchen gerecht zu werden. Jetzt waren vier Personen dazu gekommen, zwar zwei sehr kleine, aber die andern nicht billige Glieder des Hauses. Ich entsinne mich, daß ich mir selbst eine Art von Vorwand zurecht machte, daß ich es mir erst überlegen mußte. Aber ich habe im Grunde niemals gezaubert und konnte es auch nicht. Es mußte sein, und das war genug, und ohne Zweifel war es auch weit richtiger für mich, vorwärts zu treiben und alles im Gange zu halten mit Berachtung der vermehrten Arbeit und einem Aufwerfen des Kopfes, als ob es nichts auf sich hätte!“ Dann fährt die Autobiographin mit Rücksicht auf das unter solchen Umständen unmöglich zu schaffende „große“ Werk fort: „Man kann nicht zweierlei thun.“ — „In diesem besonderen Falle war es vielleicht schwer zu sagen, was Gott und was Mammon war. Denn einerseits Mammon, nämlich das Geld, das meine Herde erhielt, war es auch in einer kläglichen Art Gott, soweit die Not gestillt werden mußte. Und was das Wunderbarste war, wir kamen durch. Niemals wußten wir am Beginn des Jahres, was um Weihnachten werden sollte, immer hatten wir drückende Schulden und gewöhnlich war das Honorar eines Buches schon aufgezehrt, ehe es gedruckt wurde, aber immer kamen wir durch — Gott sei Dank!“ —

Das Glück, um das sie mit Aufbietung aller ihrer Geistes- und Körperkräfte kämpfte, wurde ihr vom Schicksal versagt. Das kleine Mädchen starb in Rom innerhalb von vier Tagen, und Cyril, der ältere Knabe, folgte, nachdem er seiner Mutter noch manche Enttäuschung bereitet hatte. Aber noch blieb ja Cecco, ihr Ein und Alles, das Schmerzenskind. Der arbeitete fleißig und bestand seine Prüfungen, konnte aber seiner schwachen Gesundheit halber keinen Beruf ergreifen. Und nun begann die Tragödie einer langsamen Auflösung der körperlichen, unter immer festerer Knüpfung der geistigen Bande zwischen Mutter und Sohn. „Er war stets mein Alleinzüglings“, schreibt die Mutter, „mein liebster Gefährte. Was für ein Freund er war, weiß jeder, der uns kannte, voll Wissen, voll Humor, ein hochgebildeter Mann, aber für mich immer der Knabe . . . Ich kann nicht sagen, was er mir war — immer hörte ich mich sprechen: Cecco und ich.“ — Endlich kam die Trennung, und von diesem Augenblick an erfüllte Mrs. Oliphants Wesen ein Sehnen und Seufzen nach Wiedervereinigung mit dem vorangegangenen Kinde. Am 25. Juni 1897, drei Tage nach den Jubiläumstlichkeiten, als alle Welt noch voll war von den Ehrungen, die der königlichen Frau zuteil geworden waren, legte sie ihr müdes Haupt auf die Seite und entschlummerte nach zeitweise qualvoller Krankheit, die Namen ihrer Kinder auf den Lippen.

Ich überlasse es der Leserin, sich über Wert oder Unwert dieser bescheidenen „modernen Frauenlaufbahn“ zu entscheiden.



Schriftlicher Adel deutscher Nation.¹⁾

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Tagebücher und Briefe einer schlesischen Gräfin vom Ende des achtzehnten und aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts habe ich durchblättert . . . Eine pietätvolle Hand hatte aus ihnen ein Mosaikbild geschaffen, ein Gedenkporträt zum Ehrengedächtnis werthätiger Liebe und frommen Herzens. Als eine Familienchronik für die Engeren giebt sich dies Buch. Persönlichstes Interesse an der Heldin, der Gräfin Neben, hat es diktiert.

Diese Gräfin Neben ist nicht so interessant in ihrem stillen Leben, daß wir es, gefesselt durch ihr Wesen, gemeinsam durchwandeln möchten.

Sie wird aber plötzlich interessant, wenn wir den Standpunkt ihrer Biographie verlassen, alles Privatpersönliche, sogar auch den Namen, die Einzelschicksale ignorieren, und in den Briefen und Aufzeichnungen den Niederschlag eines bestimmten Typus sehen, wenn wir den Reiz entdecken, das große Weltbild in einem schmalen mit Filigranwerk umkränzten Empirespiegel reflektiert zu sehen, die Gefühle, Anschauungen, Formen einer Gesellschaftsklasse an einer Repräsentantin erster Ordnung zu beobachten.

Dann wird das Buch zu einer Sammlung von Kupfern, Interieurs der Vergangenheit, die, ohne daß man die Unterschrift der Blätter zu lesen braucht, ohne daß man weiß, wie die Personen heißen, den aparten Genuß verschaffen, verwehte Kulturatmosphären, lebendiges Wesen, gegenwärtigste Anschauung verblaster Zeitkulissen zu genießen.

* * *

Am Anfang dieses Lebens steht ein Bild aus der Rousseauzeit, ein Bild wie eine Bignette zur Chaumière indienne oder zu Paul et Virginie. Auf einer Landstraße kommt eine Kalesche angerollt. Ein Canadier in einem Überrock aus wollenen Decken mit blauen und roten Bändern besetzt, springt heraus und schließt zwei Kinder in die Arme.

Der rührenden Gruppe entgegen läuft eine Dame in der europäischen Tracht von 1777 mit einem Säugling auf dem Arm . . .

Der „Canadier“ ist ein braunschweigischer General Riedesel, der nach Amerika den Engländern zu Hilfe kommandiert ist, und die Dame mit den Kindern ist seine Frau, die ihn in Quebek überrascht.

Ihre Tochter Friederike, Frise genannt, ist damals drei Jahre alt, und sie sagt zu dem fremden Mann, der damals vielleicht wirklich dem Seumeschen Canadier fern von Europens übertünchter Höflichkeit eher gleich, als einem herzoglich braunschweigischen General: „Nein, nein, dieser ist ein schmutziger Papa. Mein Papa ist hübsch.“

Wie Blätter aus einem Roman der Zeit in der charakteristischen Mischung aus Sentimentalität, steifer Würde, ethnographischer Exotik, lesen sich die Aufzeichnungen

¹⁾ Friederike Gräfin von Neben. Ein Lebensbild nach Briefen und Tagebüchern von Eleonore Fürstin Reuß. Berlin, Wilhelm Herz.

der nächsten Jahre. Die Generalin folgt ihrem Gatten auf den Kriegspfad, und die Liebespfländer dieser kriegerischen Epoche, zwei Töchter, bekommen die Namen Amerika und Canada.

Aus dem wilden Westen geht über das große Wasser nach Hinterpommern ein sorgsam kalligraphischer Brief der nunmehr achtjährigen Fräulein an die Großmama, Frau von Massow:

„Gnädige Frau Großmama! Ich habe hierdurch die Gnade, Ihnen eine wichtige Freude zu berichten, die unserm Hause widerfahren, nämlich, daß Gott unserer lieben Mama gütig beigegeben und sie eine glückliche und gesunde Niederkunft gehabt und uns alle mit einer jungen Schwester den ersten November erfreut hat. Unser lieber Papa ist nicht hier, und ich habe den Auftrag erhalten, Ihnen davon Nachricht zu geben, indem eben das letzte Schiff von hier in diesem Jahr nach England absegelt. Ich weiß, daß Sie den größten Anteil an dieser unserer Freude nehmen, und ich habe auch hierdurch die Gnade, Sie zu versichern, daß ich mit aller Hochachtung bin Ihrer gnädigen Großmama unterthänige Enkelin Friederike von Riedesel.“

Dieser im Curialstil des Feldprediger Mylius, des Lehrers der Kinder, verehrten Großmama traut man aber doch nicht — der Gegensatz der Generationen zeigt sich — das Verständnis für die allmodernste erotisch-romantische Passion zu. Die abenteuerten Namen der Töchter des Krieges, Amerika und Canada, werden ihr unterschlagen.

Canada stirbt übrigens schon nach fünf Monaten, und Amerika tritt in den Briefen nach Pommern immer als Wilhelmine auf.

* * *

Das Leben Friederikens, das so als Robinsonade begann, verlief nach der Rückkehr der Familie aus Amerika in stillen, ruhevollen Bahnen. Es kommt das Kapitel: Der Liebesroman eines jungen, adligen Fräuleins.

Zwei erotische Gefühlswelten lassen sich deutlich um die Wende des Jahrhunderts unterscheiden.

Die romantische — und sie ist die bekannteste — mit der Freigeisterei der Leidenschaften, den starken Augenblickemotionen, dem herrischen Schicksalschaffen, dem schnellen Nehmen und schnellen Verlassen, der Körperwerbung, um die verwandte Seele zu finden, dem fanatischen Protest gegen die Säkung und der flammenden Proklamation des Persönlichkeitsrechtes.

Wir kennen die Heroinnen dieser Welt; Karoline und Rahel, die wie Fürstinnen nur mit dem Vornamen genannt werden, weil der angehängte zufällige Männername ihr Wesen nicht erschöpft.

Jenseits dieser Welt liegt aber eine ganz andere, und ihre Bürgerinnen sind Töchter der gleichen Zeit, und wie die Romantiker durch die Fülle der Briefe und autobiographischen Aufzeichnungen uns ihr chaotisches Fühlen enthüllt, so hat auch jene andere Welt ein Archiv ihres Herzens errichtet.

Es ist jene Welt, in der man mehr nach Sitte als nach Freiheit strebt, die Welt christlichen Adels deutscher Nation mit der sorgsam geschützten Unbewußtheit der Töchter und der Liebe aus den Ingredienzien Verehrung, Pflichtgefühl und Religiosität. Das Excentrische, der Überschwang wird als das Gefährlichste von allen betrachtet, und das normale Gleichmaß gepriesen.

Was Heinrich von Bülow, der Gatte Gabriele von Humboldts, einmal von sich sagte: „Das Pikante, Forcierte ist mir ganz zuwider, sowohl in Speisen als überhaupt in allen Verhältnissen des Lebens“ ist der oberste Grundsatz des Kanons dieser Welt. Und der höchste Ruhm der Mutter Gabriels, der Frau Karoline von Humboldt, ist: „Sie trug nie etwas Excentrisches ins Leben hinüber.“

Aus genau der gleichen Anschauung heraus schrieb die Gräfin Friederike, deren Briefe in dieselbe Welt führen, einmal über die Rachel: „Sie muß als Jüdin geboren und später Christin geworden sein, war eine Philosophin, wohlthätig dabei und sehr gesucht, mir aber sehr unheimlich durch ihre abstrakten Ideen und excentrisches Wesen. Gott bewahre uns vor solcher Mutter, Schwester oder Tochter.“

In diesen Kreisen ist Liebe — Ehe, und Ehe göttliche und staatliche Institution, kein heidnisch orgiastischer Götzendienst.

Ein junger Adliger, Karl von Roeder, wirbt so um seine Braut:

Er schreibt „als Christ, als Edelmann und Offizier“, „ich habe mich ernst im Gebet vor Gott geprüft und habe die feste Überzeugung, daß meine Liebe für Sie eine heilige, Gott wohlgefällige und darum dauernde sei, sonst würde ich mich nicht unterstehen, dieselbe gegen Sie auszusprechen. Wenn Sie mir Ihre teure Hand reichen, so fasse ich dieselbe mit dem heiligen Gelübde, daß unsere Verbindung zu Gottes Ehre und zum Segen unserer Mitmenschen gereichen solle.“

Wenn wir das wissen, dann erkennen wir, wie typisch für die Zeit und die Gesellschaft das Liebes- und Verlobungskapitel Friederike Riedfels ist.

Er ist der Mann von fünfzig Jahren, der Berghauptmann Graf Neben. Als Kind hat er sie auf seinen Knien geschaukelt. Jetzt tritt sie ihm in Berlin, bei einer Geburtstagsmaske, als erblühtes Mädchen entgegen. Beim Onkel Massow wird ein Jahrmarkt dargestellt, Frize erscheint als Blumenmädchen und überreicht ihre Ware mit Versen. Sie ahnt gar nicht, daß sie auf den „ernsten, zuvorkommenden Mann“ solch tiefen Eindruck macht. Neun Jahre später wirbt er erst. Und in der ganzen Zeit klingt kein Ton der Leidenschaft, nur Respekt und Verehrung darf sich hören lassen, und Zärtlichkeit wird durch das Schöngestig-Gefühlvolle ersetzt. Sie nennt ihn den „ausgezeichneten Mann“, den „edelen Mann.“

Er wagt nicht zu ihr zu sprechen, er sagt ihr nur „Lebewohl mit sehr beweglicher Stimme, fügte etwas sehr Gefühlvolles, zart Verbindliches hinzu, was ich kaum hören konnte und doch fühlte, und verschwand dann, ohne von der übrigen Gesellschaft, meine Eltern ausgenommen, Abschied zu nehmen. Ich verstand ihn zum erstenmal ganz — hatte Mühe, mich zu fassen — und doch gelang es mir. Ich fühlte mich wunderbar ergriffen, in meinen eigenen Augen seltsam erhöht und faßte den festen Entschluß, mit Gottes Hilfe seiner besseren Meinung von mir ganz zu entsprechen, und der Wunsch, seiner würdig zu werden, trat lebendig vor meine Seele, in der jede meiner Empfindungen, den trefflichen Mann betreffend, fest verschlossen und verborgen blieb.“

Aber diesem Moment folgt noch langes, wortloses Retardieren, ehe es zur Aussprache kommt. Sie „verbirgt tief im Herzen, wie es von ihm, seinem Wert und seiner Liebenswürdigkeit erfüllt ist.“

Er ist leidend. Und ihre verhaltene Liebe, die sonst nie gewünscht oder gefordert hat, spricht sich in dieser Zeit in den Tagebuchzeilen aus:

„Bei diesem trefflichen Mann das Amt einer soeur grise verrichten zu dürfen, scheint mir beneidenswert.“ Und die Summe ihres Gefühls liegt in der französischen

Formel: „C'est le seul homme au monde auquel je ne refuserais pas l'échange de ma liberté contre le devoir doux et consolant de le rendre heureux par mes soins et mon attachement.“

Endlich wirbt er doch. Mut hatte er dadurch gefaßt, daß sie ihm als Preis einer verlorenen Wette eine Tasse (gewiß Berliner Porzellan) mit einer gemalten grünen Bohne geschenkt hatte.

Sie sagt Ja.

Aber nichts Himmelhochjauchzendes klingt aus ihrer Stimme, sondern nur stille, leidenschaftslose Freude über die Erfüllung eines Wunsches, der die Probe seiner Berechtigung, seiner Gott- und Familienwohlgefälligkeit, seiner würdigen Angemessenheit vor sorgsamster Prüfung bestanden: „da war alles Überzeugung des hohen Wertes, innige Wertschätzung des Mannes, hingebendes Vertrauen an sein edles, liebendes Herz.“

„Er ist alt, er ist kränklich, aber das gerade gibt mir süße Pflichten auf und gibt mir die Möglichkeit, mich ihm notwendig zu machen. Wenn ich durch meine Sorgfalt ein so vollkommenes Wesen erhalten könnte, wenn seine Freunde mir seine Erhaltung dankten! Ich achte und liebe ihn als meinen besten Freund und hoffe, daß er das immer sein wird.“

Es wird eine christliche Ehe. Die Frömmigkeit aber, die sich in ihr ausdrückt, ist nicht weichlich. Sie hat eine charakteristische Marke. Man möchte sie die preussische nennen. In den Aufzeichnungen Gabriele von Bülow's und der Gräfin Bernstorff findet sie sich in der gleichen Erscheinungsform. Es ist die protestantische Marthafrömmigkeit mit viel Werthätigkeit und rührigen Händen. Sie kann beten, auch ohne daß sie sie in den Schoß thut. Mischung aus Seraphischem und Hausbackenem.

Als sie nach dreizehnjähriger, kinderloser Ehe ihren Mann verliert, mischt sich in die Trauerklage der Witwe, die sich in Gott versenkt, immer die Stimme der sorgenden Hausmutter:

„Mein Reden verließ sein Haus, und die Abtei nahm ihn auf — dort ruht er sanft, wie er gelebt, und ich muß wirken ohne ihn, ohne Hilfe, ohne Rat — — —

Die hiesige Gerste wird gehaun; im Pfaffengrund Rübsen gedroschen. Mein Mann wird meine Feder nicht mehr leiten, wird mich nicht aufmerksam machen!“

„Je länger die Trennung dauert, je mehr nimmt das Sehnen nach Vereinigung zu — auch diese wird kommen, wenn ich es verdiene, und der Augenblick soll mir gesegnet und willkommen sein.

Ich thue, was ich kann, Ordnung und strenge Aufsicht herbeizuführen. Juli-Ausgabe und -Einnahme ist geschlossen, und ich habe hundert Thaler Courant bar in die Hauskasse nehmen können.“ . . .

* * *

Neben den Scenen des inneren Lebens zieht eine Fülle Genrebilder aus dem äußeren vorbei, Berliner Gesellschaftstreiben vom Anfang des Jahrhunderts. Redens verleben die Saison in der Hauptstadt. Sie vertauschen das schlesische Gut Duchwalb mit einem Quartier in der Leipzigerstraße.

Es ist die Zeit der romantischen Salons. Berlin zieht die jungen Genies wie ein Magnet an.

Brentano hat sich hier bei Achim von Arnim eingenistet, halb mit Widerwillen, halb mit leidenschaftlicher Begierde, die Stadt sich zu entdecken. In ihren Briefen

sprudeln die Aphorismen, sie suchen das Romantische im Nicolaitismus auf. Brentano schreibt: „Im Mondschein hat Berlin etwas sehr Reizendes, die Architektur wird dann so herrschend über das Nützliche.“ Und er scherzt, Iyrisch-ironisch in schwebender Stimmung: „Das Brandenburger Thor ist sehr schön; aber es ist mir, als halte es die Stadt nicht recht warm, und der Wind weht herein, auch ist es zu hoch für die hiesigen Grenadiere und zu niedrig für die Vögel aller Welt.“

Und Arnim läuft mit seinem Schwärmerkopf durch die „hohläugigen Straßen, darin ihm die Laternen noch die freundlichsten Fenster sind.“ Er freut sich „dieser Sassen mit wunderlichem Anpuß wie Silberarbeiten und vor allem des Gewilbes, was sich darin mit den Menschen herumstößt.“

Er mokiert sich auch über die berlinische Empiremode, über die Mahagonischreibspinden mit Flötenuhr und Glockenspiel und heimlichen Springsfedern, die alles mobil machen, und erfreut sich in der Werkstatt Schadows, unter Marmorblöcken von Carrara, „gar schweren Rätseln für die Einbildungskraft,“ unter den Basreliefs und den Kellerhälsen im Hof aus großen Marmorplatten, „auf viereckten Marmorsäulen ruhend.“ „Mit bunter Winde bezogen, wer hätte da nicht gern im Sommer Wein schenken mögen allen Bildhauern zum Willkommen.“

Es ist die Zeit der litterarischen Salons, in denen die „Priesterinnen der Romantik“ walten. Geistes- und Gefühlsschmelze sind mit lebenskünstlerischem Raffinement vereinigt. Genß, Adam Müller, der Prinz Louis Ferdinand versuchen einen Kultus gesteigerten Genußlebens, und sie finden dazu kongeniale Gefährtinnen. Und diese wieder finden zu diesen Männern einen pikanten Kontrast in der verfeinerten Geistigkeit Schleiermachers.

In ganz andere Provinzen führt uns die schlesische Gräfin. Sie sieht nicht mit Augen, die so die Kompliziertheiten, Nuancen, Mischungen der Eindrücke merken, und sie prägt ihre Beobachtung nicht in den barocken Ornamenten romantischer Aphorismen. Sie lebt in einem geschlossenen, abligen Kreis, an den die Lavawellen dieser leidenschaftlichen Zeit nicht heranrollen. Würdevolles Maß, eine heitere, nicht anspruchsvolle Geselligkeit wird gepflegt. Es giebt keine Experimente mit fremden Elementen, Neuführungen. Man bleibt innerhalb der Mauern.

Die Reußens, die Niedesels, die Necks, die Nedens bilden eigentlich eine große Familie. Sie nannten sich selbst die R-Kolonie. Man verkehrt fast nur untereinander.

Bei Nedens sind die Zimmer klein und niedrig, aber zierlich und nett möbliert. Sie haben Wiener Porzellan, schöne Kupfer, und im Salon steht eine Garnitur, Sofa, Fauteuils und Ofenschirm, die von der Generalin Niedesel, der „Canadierin“, selbst mit einer Blumen- und Muschelstickerei in Chenille auf Seidenstoff nach dem Geschmack der Zeit geziert war.

Lieblingsgetränk ist der Thee; eine Theemaschine reicht oft nicht hin, „alle die Theebrüder und Schwestern zu befriedigen.“ Bei größeren Dinern steht ein Bergmännischer Tafelaufsatz auf dem Tisch aus Achatobelisken und Schalen.

Über die Konversation schreibt Eberhardine Neck etwas allgemein: „ich möchte wohl wissen, über wieviel verschiedene Materien an einem solchen Abend gesprochen wird. Hier sind es Wissenschaften, dort schöne Litteratur, dort Kunst und Geschmack, Ökonomie, Erziehung, physisch und moralisch, auch wohl Mode.“ Aber besondere Eindrücke dieser Tischgespräche sind der Dame nicht geblieben, das geistige Leben der Zeit scheint seine Refleze nicht in diese sorglich umgitterte Insel geworfen zu haben.

Mit den Redens gehen wir zu Hofe zur Robencour. Die Gräfin in einer spitzenbefehten, weißen Atlasrobe, in den Haaren Reihfederu und schwarze Barben, die hinten herunterfielen.

In zierlichen Chodowieditupfern sehen wir Bilder der adligen Gesellschaft. Es ist kein Leben der großen Welt, nicht der Glanz alter Kultur. Das Höfische hat etwas Provinzielles und der Adel etwas Kleinbürgerliches.

Bei Haugwitz ist eine Assemblée, der Hof kommt, darum sind die Hausthüren mit Lampen erleuchtet, bei anderen Gesellschaften stehen nur zwei brennende Kienkörbe vor der Thür.

Die Gräfin Reden soll heut Luise Stolberg der Königin präsentieren. Die Zimmer sind gedrängt voll. Reden nimmt die Novize am Arm, die Gräfin deckt die Arrièregarde und so arbeiten sie sich vorwärts. Ein breitschultriger Graf Plettenberg wird dann als Keil benutzt, vorgeschoben, daß er eine enge Gasse bahnt. . . . So werden sie langsam in den Saal befördert, in dem die Königin gerade heruntertanzt. Nachdem sitzt sie auf dem Sofa mit den „andern Göttinnen des Olymps.“ Als Redens kommen, steht sie sofort auf und Luise Stolberg ist entzückt, wie die Königin sie gleich „nach der Hochbergen“ fragt und ob sie nicht tanzen würde.

„Nun spielte sie mit dem wohlriechenden Fächer der Reden, ging wieder zu ihrem Sitz, kehrte aber gleich zu uns zurück und legte ihre Hand so traulich auf die meinige, daß ich das holdselige Wesen gleich hätte umfassen mögen, und fragte, ob ich mich nicht den Prinzessinnen vorstellen lassen würde.“ Das geschieht denn auch trotz mancher Hindernisse glücklich, nur als die Erbprinzess von Oranien an die Reihe kommt, giebt's ein Unglück, denn der Chignon fällt ihr herunter, und sie hat kaum so viel Zeit, ihn wieder aufzuschlagen, da sie in die Tanzkolonne eintreten muß. „Sie und die Königin tanzen mit dem edeln Anstand, der in ihrer Figur liegt und dabei so leicht und schön, daß es eine Freude ist, sie mit dem Blick zu verfolgen.“

Das Souper des Hofes ist eine anacreontische Idylle. Im Wintergarten um einen Orangenbaum ein Tisch. Vom Baum herab an Blumengewinden: Bonbons und Konfitüren in Körbchen. . . .

* * *

Den Bildern adligen Stadtlebens stehen die Bilder sommerlichen Landlebens gegenüber.

Die Redens sitzen auf Schloß Buchwald in Schlessien.

Der Park ist nach dem Geschmack der Zeit, in englischem Stil. Große Wiesenflächen, durch Baumpartien unterbrochen, mit Teichen, kleinen Villegiaturen.

Das spielerige Bric-à-brac-Element fehlt nicht. So ist in einem kleinen Gartenhäuschen ein Zimmer ganz mit Bildern von Vögeln vollgehängt, auch die Schautassen, zweifellos hochgehentelt, haben als Dekor buntes Gefieder. Dahinter ein kleines Kabinet mit englischen Kupferstichen, lauter Kinderbildern.

Ebenso wenig fehlt die Gefühlnuance der Empireperiode diesem Park.

Die Erinnerungslauben, die Gedächtnisbänke, die Widmungsplätze. Leicht ansteigend führt ein Weg zu einem kleinen, griechischen Tempel empor mit der Giebelinschrift: Coniugi dulcissimae. F. W. Comes Reden 1804.

Darin sind Zimmer mit Büchern, astronomischen Apparaten, Büsten, dünnbeinigen, zierlichen Möbeln. In kleinen Mahagonischränken Theeservice.

Das Englische ist die Mode der Zeit.

Ein Ereignis in dem stillen Sommerleben der Gutsherrschaft ist es, als sich ein fremder Reisender, der den Park besichtigt, als Engländer vorstellt: James Riddell aus Schottland. Er wird sofort zu Gast gebeten und bleibt drei Wochen da.

Später rebanchierte er sich durch eine nationale Sendung: ein englisches Wert über Schafzucht mit sechzehn Kupfern, ein Besteck für die Bergwerksfahrten, drei „Bouteillen Porter von echter Quelle“ und einen plattierten Krug dazu. Und der Comes Neben, der sonst nie Bier trinkt, akklimatisiert sich der anglomanischen Neigung und trinkt, wie ein Landadelmann Sir Walter Scotts zur Schinkenpastete morgens zwölf Uhr mannhaft seinen Krug.

Diese Adligen haben ein so sicheres Gefühl ihres Standes, daß sie es nicht erst durch Prunk zu betonen brauchen.

Das Repräsentative fehlt freilich nie, wenn es nötig ist. Sie wissen, was sie sich schuldig sind. Und wenn der Hof vom benachbarten Fischbach auf Besuch kommt, so ist es ein Fest. Aber keine unterthänige Freude, sondern gern und frei gebotene Gastlichkeit mit dem aufrechten Stolz der Herren auf eigenem Boden und mit taktvoller Beschränkung jedes aufdringlichen Übermaßes.

Einmal will der Landrat zum Empfang der Kronprinzessin eine ländliche Operettenscene veranstalten mit gereimten Ansprachen; die hübschesten Mädchen sollen Kränze machen, alle weiß und blau mit Schärpen.

Die Gräfin legt aber ihr Veto ein und ordnet an, daß die Mädchen reinlich in ihrer nationalen Wochentracht mit Hemdärmeln und rotem Band in den Haaren erscheinen sollen und dem hohen Besuch denselben einfachen Gruß zurufen, mit dem sie die Gräfin sonst empfangen: „Nun sein Sie uns herzlich willkommen!“

Sie selbst läßt mit der Feuerspritze die beiden Rasenplätze und Büsche bespritzen, und morgen, schreibt sie, „besteht mein Festempfang darin, daß ich unsere ganze Straße von der Brücke bis zur Schmiede von früh an mit der Spritze befeuchten lasse — ich glaube nichts Vorteilhafteres für Buchwald thun zu können.“

Sie hat sich, sie ist damals schon Witwe, für den Empfang einen neuen, schwarzen „Gros de Naples“ machen lassen, „à deux mains“ mit einem Krepp Tuch, und auch mit einer hohen, schwarzen Taille zu tragen. Seidene Schuhe, weiße Handschuhe sind auch schon da — „und damit bin ich fertig und warte nun alles ruhig ab.“

„Ich will mich freuen, wenn alles zur Ruhe ist, noch mehr, wenn alles vorüber“, schreibt sie ein andermal.

Sonst geht es auf diesem Gut in Kleidung und täglicher Lebensführung einfach zu. Die Gräfin in ihrer Witwentracht mit dem stereotypen weißen Tüllhäubchen auf dem Kopf, fühlt sich nicht als Herrscherin, sondern als Hausmutter. Und als Graf Neben noch lebte, suchten beide die „guten Eltern ihrer Untertanen“ zu sein.

Es ist ein Kleinleben, eine Idylle. Aber nicht französisch gezierte Anacreontik, sondern ein realistisches Pastorale, wie die ländlichen Scenen in Maler Müllers Schaffsur, in Vosseschen Genrebildern und in den märkischen, derben Buntdrucken des Pastor Schmidt von Werneuchen.

Wie Seiten aus einer Stoff- und Motivsammlung eines dieser Bauernbreughel muten die Journalaufzeichnungen der Herrin von Buchwald an.

29. Januar 1810: Im Zimmer Rosen, Maiblumen, Tazetten, Hyazinthen.

Wir haben 250 muntere, lustige, spaßhafte Lämmer.

4. Februar: Die Hühner fangen an zu legen.

7. März: Im Pfaffengrund froch ein Hühnchen aus.

„Eine Sau bekommt Ferkel, es wird Kraut gepflanzt, Weizen gesät, Meerrettigkeime gelegt. Die Pfarrwiesen mit Grassamen besät, Wein im Pfaffengrund gesät, die Gutswiese muß der Gewalt von achtzehn Mähern weichen und liegt den Abend darnieder — herrliches Heu . . .

Die Schaffsur begann, und ich war beinah den ganzen Tag dabei . . .

Weihnachten 1810 — es sind lange Zeiten, statt 21 000 Thalern Einkünfte haben die Nedens jetzt nur 8000 — erhält der Graf von seiner Frau zwei Zug Ochsen. Für Luxusgaben ist jetzt nichts übrig.

In diese Stille dröhnen die Kriegsfanfaren hinein . . .

Das Tagebuch der schlesischen Gräfin bekommt in diesen Zeiten vor dem Sturm und in den Tagen der gewaltigen Erhebung Staccatotempo. Die Stimmung der weltgeschichtlichen Ereignisse reflektiert sich interessant in einer zuschauenden Frau, die nicht für den Druck schrieb und immer nur so sich ausdrückte, wie ihr zu Mute war.

Das Opferfreudige, Patriotische versteht sich wie das Moralische bei dieser Aristokratin von selbst, sie macht davon nicht viel Worte. Es ist dieselbe selbstlichere Bescheidenheit, wie in dem typischen Brief ihres Neffen Harry Neuß, der nach dem Sieg an der Katzbach (1813) schrieb: „Auch die Landwehr hat sich wie Helden benommen, ich spreche vom gemeinen Manne, sonst dürfte ich als Offizier nicht mit sprechen, denn von denen versteht es sich von selbst, daß sie ihre Schuldigkeit thun.“

Und diese Selbstverständlichkeit schützt sie vor jeder Pose des Heldennutes und der Opferbereitschaft und läßt sie menschlich reden: „Wir sind keine Römerinnen, deren kalte Hingebung ich nie liebte, wir sind treue, deutsche Weiber und lieben unsere Männer mit ganzer Seele.“

Doch auch diese ruhige Hausfrau wird durch die Situation zur romantischen Heldin einer Scene.

Der Freiherr von Stein, vogelfrei, verfolgt, sucht Asyl in Buchwald (1809). Schon unterwegs in den Gaststuben hört er seinen Steckbrief vorlesen mit der ausdrücklichen Betonung der „grand nez“, die die Pelzkappe nur mangelhaft verbedete. Auch auf Buchwald fühlt er sich nicht sicher. Der Graf bringt ihn im Schlitten zur österreichischen Grenze. Seiner Frau hat er verboten, mitzufahren. Sie will aber die Gefahr teilen und fährt in einem kleinen Schlitten, in Pelze gehüllt und unkenntlich in Tücher gepackt, den beiden nach. Und erst an der Grenze enthüllt sie sich. Es giebt eine hochgestimmte Scene, und Stein gratuliert dem Freunde zu solcher mutigen Frau.

„Frauen werden Amazonen und ein jedes Kind ein Held.“

* * *

Auch das Leben der Alternden giebt typischen Ausblick.

Ihre religiösen Bedürfnisse sind stärker geworden. Vordem schrieb sie: „Die Witwe des Grafen Nedens zu sein, ist der Jammer und die Ehre und der Trost meines jetzigen Lebens“ und nun fühlt sie sich nur noch als die „alte Magd Gottes“, die bis an ihr Lebensende „nur in seinem Dienst, wozu es auch sein möge,“ stehen will.

Buchwald wird in dieser Periode, es ist die Mitte des Jahrhunderts, zu einer Provinz der Stillen im Land und giebt ein Bild des abligen Konventikelwesens der Zeit. Mit den Losungen der Brüdergemeinde beginnt der Tag, und er schließt mit

einer Andacht, die Hausfrau in der Mitte ihrer Leute, die Strophen des Liedes vortragend und mitsingend.

Sie fühlt sich als geistliche Berwieserin Schlesiens, als Patronin der rechten herrnhuterischen Lehre gegenüber dem Rationalismus der Zeit, und fast leidenschaftlich macht sie ihrem Herzen Lust über die „Abscheulichkeiten“ des aufklärerischen „Lichtvereins“, der die Traktätchen des Wuppertales lächerlich macht und über den Ausdruck „unter dem Throne des Lammes“ spottet.

Als Wanderprediger kehrt der Exkatholik Gofner ein. Sie fühlt ihn als ihren Führer zum ewigen Leben und genießt fast verzückt — die Hausmutter der Jdyllen ist kaum wieder zu erkennen — mit diesem Salbungsvollen religiöse Vertraulichkeit, ein Schwelgen in christlicher Brüderlichkeit und Schwesterlichkeit: „Der Herr lege seinen Sohn, das Heil und Licht der Welt, in Ihr Herz als in seine Krippe“, grüßt er die Gräfin.

Und wie ein Sendbote der Verkündigung naht er ihr und spricht zu ihr als der „lieben Martha, Fröge Reden,“ die dann auch wieder „die Marie macht und vorstellt, wenn sie in stillen Stunden im Kämmerlein zu seinen Füßen sitzt.“

Sehr charakteristisch für diese Religiosität ist das Plätschern in der Intimität mit der Göttlichkeit. Gofner fühlt sich als bevollmächtigter Minister des Himmelsreiches und giebt einen Erlaß:

„Wen ich lieb habe, den behandle ich so wie die Gräfin Reden auf Buchwald, sagt der in der Höhe wohnt und im Heiligtum.“

Und das erotisch-weichliche Element dieser religio mollis liegt in den Worten von den „Liebesküssen, die wehe thun, aber nur dem Fleisch, das zur Verwesung reift.“ Und dann preist er die „Palmenträger vor dem Throne des Lammes“: „Bald singen wir Halleluja und ewiges Viktoria.“ Diese geistlichen Manna-Konfitüren genosß die Gräfin inbrünstig, und sie fehlten ihr nicht bis an ihr Lebensende.

Und als sie achtzigjährig starb, nannte sie die Gedächtnispredigt eine Schwester der Tabea und noch einmal erlangen jene herrnhutischen Verse, die sie oft, „besonders in Tagen der Schwachheit und Anfechtung,“ betete:

„Erhalt mir nur das Glaubenslicht,
Den Blick auf deinen Tod,
Die immer feste Zuversicht
Zu dir, dem Freund in Not;
Den Trost, daß ich dein eigen bin,
Das Dankgefühl der Sünderin —
Die Liebe warm durch deine Blut,
Und bleib mein höchstes Gut!“

* * *

Die schlesische Gräfin gehört nicht der Geschichte an und nicht der Litteratur. Sie ist keine Alttrice auf der Weltbühne, sondern nur eine Statistin. Gerade darum aber, weil dies Leben nicht bewußt biographisch auf Höhepunkte inszeniert ist, sondern sich einfach folgerichtig in seiner Zeit abrollt als Reinkultur eines Standes und seiner Führung, ist es für das Erkennen ihrer Physiognomie wichtig.

Die Genrebilder sind aufschlußreicher als die Haupt- und Staatsaktionen, und die Anekdoten haben in ihrer Psychologie oft mehr rückschauende Prophetie und stärker beschwörende Anschauungs- und Eindruckskraft als manch treusleißiges Geschichtswerk.

Sibylle.

Von

Marie Klander.

Nachherd verboten.

Es ist, als sähe ich sie heute noch vor mir, die Zauberin, das holde, junge Geschöpf, wie es bei seinem ersten Eintritt in mein Haus vor mir stand!

Mit der viel älteren Schwester hatte mich eine Jugendfreundschaft verbunden, und der Faden war nie ganz abgerissen worden, obwohl meine Verheiratung und Übersiedelung nach der französischen Schweiz uns seit Jahren getrennt hatte. Nun schickte sie mir ihr jüngstes Schwesterchen zu, das in Genf Universitätskurse besuchen und zugleich seine Gesundheit kräftigen sollte. Zart sah sie freilich aus, die schlanke Gestalt, deren schwebender Gang mir schon vom Fenster aus aufgefallen war, wie sie durch den Vorgarten schritt. Das zierliche Köpfchen mit dem kurzgelockten, braunen Haar war von einem rosa Krepphut beschattet, unter dem die langgeschnittenen Augen wie dunkle Edelsteine leuchteten, die ganze Erscheinung von einem rosigen Schimmer umflossen, wie man sich die Jugend oder den Frühling verkörpert denkt.

Aber es war nicht der unbewußte Reiz des Knospenalters, durch den sie so wirkte, sondern eine geistige Anmut sehr individueller Art, die ihr Mienenspiel, den Ton ihrer Stimme und jede ihrer Bewegungen beseelte. Es hätte nicht der alten Freundschaft bedurft, um dem jungen Gast mein ganzes Herz zu gewinnen, und die Sympathie war gegenseitig. Da auch mein Mann den Liebreiz ihres Wesens empfand, dauerte es nicht lange, bis wir sie aufforderten, bei uns zu wohnen, und sie vertauschte mit Freuden ihre „Kinderbewahranstalt“, wie sie das Mädchenpensionat nannte, in dem sie zunächst untergebracht war, mit der behaglichen Freiheit eines ziemlich zwanglosen Familienlebens. Mein Mann war

jünger als ich, Universitätslehrer und Forscher, und nach beiden Richtungen so mitten in der Strömung des geistigen Lebens, daß er unsere Kinderlosigkeit kaum noch als eine Entbehrung empfunden hatte, während sie mich wie eine Schuld bedrückte. Und war's nicht auch eine Schuld, daß ich, die Ältere, seiner Überredungsgabe und mehr noch meinem schwachen Herzen nachgegeben hatte, als er, ein junger, neugebackener Professor, um mich warb? Damals erschien es mir allerdings, angesichts einer herzlichen, gegenseitigen Liebe, als ein veraltetes Vorurteil, den Unterschied einiger Jahre für ein unübersteigliches Hindernis anzusehen. Lebten wir doch im Zeitalter der Frauenbewegung, wo der herkömmliche Wertbegriff, der das weibliche Geschlecht als solches nach einer einheitlichen Tare von Jugend und Schönheit normierte, einer Schätzung nach individuellen seelischen Eigenschaften zu weichen begann, und — wenn man geliebt wird, ist man jung und schön genug!

Es mischte sich auch kein Schatten von Eifersucht oder Sorge in die Freude, welche unser heiteres Zusammenleben mir machte, als Sibylle sich bald wie ein Kind des Hauses zu fühlen begann; sie liebte mich mit einer so leidenschaftlichen Zuneigung, daß ich meine eigenen zärtlichen Empfindungen halb schweesterlicher, halb mütterlicher Natur kaum für eine genügende Gegenleistung hielt. Aber wer hätte auch mit dem Schwung dieser hochgespannten Seele wetteifern können? Ihr ganzes Wesen war ein Hunger nach Liebe und ein Durst nach Lebensbethätigung, wie ich sie in diesem Grade und dieser Vereinnung nie wieder angetroffen habe. Beides machte sie unwiderstehlich, weil es sich mit der elementaren Kraft und Fülle einer reichen

Natur äußerte, die rückhaltlos alle ihre Schätze ausschüttete. Wie es keinen Schatten einer Seelenregung gab, die sie mir nicht an den Augen abgelesen und mit Hingebung erwidert hätte, so war ihr Geist das empfindlichste Organ zur Aufnahme aller und jeder Eindrücke und Gedankenverbindungen. Sie hatte gelernt wie ein Kind, im Spielen, aber mit Leidenschaft und innerer Vertiefung. Dazu war ihr die ewige Kindlichkeit einer beweglichen und schöpferischen Phantasie zu eigen. Sie konnte über Blumen, bunte Steine und Muscheln in ein Entzücken geraten, das zu der Reife ihrer intellektuellen Anschauungen in einem überraschenden Kontrast stand; aber diese Dinge waren auch nur das Material, mit dem ihre Phantasie spielte, um sie zu Märchen oder Bildern oder auch zu anmutigen Schöpfungen ihrer geschickten Hände umzugestalten.

Ihre Begabung schien für Musik, Malerei und Poesie gleich groß, und was sie auch trieb, ob sie sang, zeichnete oder dichtete, immer war's die Eigenart eines vielbewegten Seelenlebens, das sich aus innerer Notwendigkeit äußerte. Ich glaube, das ist's, was man Genialität nennt, und es war das Geheimnis des Zaubers, mit dem sie uns umstrickte.

Übrigens blieb diese Wirkung nicht auf uns beschränkt; an der Universität, wo sie philosophische und litterargeschichtliche Vorlesungen hörte, fesselte sie die Studenten durch ihre Erscheinung, die Professoren durch ihre das Durchschnittsmaß überragenden Arbeiten, und die jungen Leute, die in unserem Hause verkehrten, huldigten ihr alle wie einer kindlichen Egeria. Man mußte sie aber auch in einem solchen Kreise disputieren oder scherzen hören! Das Zuhören war immer meine Hauptstärke gewesen, am liebsten doch, wenn mein Mann seine geistreichen Hypothesen wie Brillantfeuerwerk verpuffte, oder die eines Kollegen mit Witz und Laune bekämpfte. Sibylle konnte es mit ihm aufnehmen, und sie liebte die Diskussion bis zur Leidenschaft, ja, ich meinte oft bis zum Fanatismus, wenn sie ihre Ansichten mit einer Heftigkeit verteidigte, die dem Gegner auch nicht eine Handbreit Boden und nicht einmal das Recht einer

abweichenden Überzeugung zugestehen wollte. Bei aller Reckheit aber, welche Grazie!

Die geistige Atmosphäre von Genf ist eine verstandeshelle, sogar etwas nüchterne, trotz Rousseau und Amiel. Soweit nicht der strenge, puritanische Geist Calvins noch seine Schatten warf, tummelten sich damals die jungen Geister in modernster, naturwissenschaftlicher Aufklärung, die überwiegend einen positivistischen Charakter trug; aber auch Schopenhauer und Nietzsche hatten ihre Fahnen-träger, die mit den Jüngern Comtes oder Herbert Spencers die härtesten Waffengänge ausjochten. Bei all diesen philosophischen Plänkeleien war mein Mann immer Sibyllens Hauptpartner, und die natürliche Übereinstimmung ihrer Neigungen zeigte sich auch in dem gemeinsamen Kultus, den sie Goethe und Gottfried Keller widmeten. Das waren Sibyllens Götter und Heroen, vor deren Altären sie die lieblichsten Opferflammen entzündete, und umsomehr, wenn mein Mann ihnen einmal seine unbedingte Gefolgschaft zu verweigern wagte. Ich sehe sie noch vor dem Kamin sitzen, von dessen heller Glut ihr feines Gemmenprofil sich dunkel abhob, und wie ihre Augen unter den ausdrucksvollen, dunklen Brauen Blitze sprühten.

Lange Zeit ergöhte ich mich unbefangen an dem Einklang wie an dem Zwiespalt dieser beiden geistvollen Menschen, bis eines Tages eine gute Bekannte zu mir sagte: „Sie sind nicht eifersüchtig, Frau Marie.“ Ich war nicht eifersüchtig, aber es verdroß mich doch, daß jemand einen Grund zur Eifersucht zu sehen glaubte, und von dem Augenblick an mischte sich ein leises Unbehagen in meine Bewunderung Sibyllens. Ich fing an, in der Ausschließlichkeit ihrer Unterhaltung mit meinem Mann eine Unzuträglichkeit zu sehen, die ich doch nicht rügen mochte. Dabei blieb das Wesen meines Mannes mir gegenüber ganz unverändert herzlich, und Sibylle überschüttete mich geradezu mit einer stürmischen Zärtlichkeit, die ich eher ablehnte als erwiderte. Mein Mann neckte sie dann mit ihrer Anbetung eines „Idols“; sie schmolte ein wenig, doch blieb das gute Einvernehmen nie für lange gestört. Nein, noch war kein falscher Ton in unserer Hausmusik, nur daß aus dem anfänglichen Terzett

allmählich immer mehr ein Duo wurde, ohne daß die beiden Hauptfänger das Verstummen der dritten Stimme zu bemerken schienen.

Ich gehöre zu den passiven Naturen, die vorherrschend zur Betrachtung und zur Ergebung in die force majeure der Dinge neigen; nur eine große Erschütterung kann mich zum Widerstand gegen Gewalten drängen, deren Berechtigung für mich eben in ihrer Stärke liegt, so lange sie nicht mein sittliches Gefühl verletzen. Das war wohl der Hauptgrund, weshalb ich einer inneren Vereinfachung anheimfiel den beiden Menschen gegenüber, die mich an Geist und Temperament so weit überragten. Sibylle warf mir wohl bisweilen meine Emsilbigkeit vor, während mein Mann immer eine Lanze für das „beredete Schweigen“ einlegte, das er mir im Unterschied zu der überfließenden Nebseligkeit anderer Frauen nachrühmte. Ach, dies Lob, das ich früher als eine liebevolle Würdigung meiner Eigenart lächelnd hingenommen, hatte jetzt einen Stachel für mich. Sah ich doch, wie der nie versiegende Quell von Sibyllens besetzter Rede ihn hinriß.

Indessen waren die Sommerferien wieder herangekommen, und wir beschloßen, sie im Hochgebirge der savoyischen Alpen zuzubringen, auf dem col de la Forclaz, dicht unterhalb des col de Balme, wohin der Fremdenverkehr noch nicht seine Wogen gewälzt hatte. Der Weg führt von Martigny aus den steilen Paß hinauf und gewährt gleichsam eine gedrängte Übersicht der verschiedenen klimatischen Zonen des schweizerischen Gebirgslandes. Unten im Thal brüdet die Sonne auf den Nebenhügeln, denen beim Anstieg üppige Nuß- und Kastanienwäldungen folgen, bis zuletzt der Weg, nur von dunklen Föhren und einsamen Matten begrenzt, den Schneebbergen entgegensteigt. Unser kleines Gefährt kroch mühselig die Schneckenwindungen der Straße entlang; mein Mann wanderte zu Fuß und schnitt die Krümmungen ab, an jeder Wegschleife seinen Hut gegen uns schwenkend. Bei einer Wegbiegung war's auch, daß er uns im Schatten einer großen Tanne erwartete und Sibylle aufforderte, eine Strecke mit ihm zu wandern. Ich fing den Blick auf, den er ihr dabei zuwarf — einen geheimnisvollen, beschwörenden

Blick, der mir wie ein Schwert durch die Seele fuhr. Aber Sibylle erwiderte ihn nicht, sondern folgte nur stillschweigend seinem Wunsche, sie, die sonst körperliche Anstrengungen mied, wo sie nur konnte. Bald hatte ich die beiden aus den Augen verloren. Ich fühlte mich wie an allen Gliedern gelähmt. Ein Blitz hatte mein dämmerndes Bewußtsein erhellt; ich wußte jetzt, daß mein Mann Sibylle leidenschaftlich liebte.

War dieser zuckende Schmerz nicht Eifersucht?

Ich hatte bisher von Eifersucht nur gehört, ohne sie je selbst empfunden zu haben, so daß mir eifersüchtige Ehegatten einfach lächerlich oder widerlich erschienen waren. Mißtrauen und Überwachung hielt ich für so unwürdig wie nutzlos. Um Liebe kann man nicht kämpfen, sagte ich mir, und nun gar mit dieser strahlenden Jugend mir gegenüber! War es denn anders möglich, als daß er sie reizend fand?

Die schwerfällige Fortbewegung des Wagens wurde mir unerträglich; ich stieg aus, ließ ihn mit der Weisung vorausfahren, beim nächsten Wirtshaus zu warten, und legte mich in den Schatten eines Felsenvorsprungs. Nicht lange, so scholl die Stimme meines Mannes an mein Ohr. Aus meinem Winkel konnte ich ihn und Sibylle langsam den geschlängelten Fußpfad heraufkommen sehen, der die Straße vielfach schneidet; sie hing an seinem Arm und er redete eindringlich auf sie ein, den Kopf so dicht zu ihr hinabgebeugt, daß er wohl nichts außer ihr sah. Jetzt bogen sie aber gerade auf mich zu und mußten mich bemerken, sobald sie aufblickten. Ausogleich löste sich auch ihr Arm aus dem seinen, und eine dunkle Röte lag auf beider Antlitz, als sie vor mir standen. „Du hier?“ rief mein Mann, „wir glaubten dich beinahe schon in La Forclaz, denn Sibylle ist eine schlechte Fußgängerin; ich habe sie den Berg heraufziehen müssen.“

O wie häßlich ist die Lüge! Das Brandmal des Verrats schien mir auf ihren Stirnen zu glühen, und jetzt glaubte ich an ein schuldbewußtes Einverständnis zwischen beiden, obwohl sie nichts Schlimmeres gethan hatten, als eine längere Strecke zusammenzugehen. Dennoch konnte ich mich nicht entschließen, Sibylle oder meinen Mann mit einem Worte, mit einer Andeutung zu warnen oder auch nur ihrem

häufigen Kleinsein Hindernisse in den Weg zu legen. Im Gegenteil, ich blieb oft auf den Spaziergängen zurück, die wir von La Forclaz aus unternahmen, oder ich saß unter dem Vorwande von Müdigkeit und Kopfschmerzen halbe Tage lang auf meinem Zimmer. Das scheint unbegreiflich, und doch war's die natürliche Folge meiner Charakteranlage. Ich gab das Spiel für mich schon verloren; Uebles traute ich ihnen nicht zu, ihrer gegenseitigen Anziehung hatte ich nichts entgegenzusetzen, und so verfiel ich in einen trostlosen Fatalismus, umsomehr, als unser stummes Drama sich dort oben in einer Einsamkeit abspielte, in der die inneren Vorgänge als das einzig Wesentliche erschienen. Lust und Natur sind köstlich in dieser Höhe; man hat beides noch aus erster Hand, auch den Gletscher du Trient, der, auf einer Ebene mit uns, in einer halben Stunde zu erreichen war; ihm entströmt der Trento und donnert durch das enge Trientiner Thal unter uns, in dem wir abends die Glocken läuten hörten und die Lichter wie Glühwürmchen aufleuchten sahen. Vor uns im Norden lag die schneeige Kette des Berner Oberlandes ausgebreitet, und vom Col de Balme aus blickte man in das Chamounix mit der herrlichen Mont-Blanc-Gruppe. Aber die große Natur spricht wohlthuend nur zu einem freien oder einem starken Herzen; und ich war beides, schwach und gebunden!

Eines Nachmittags lag ich so mit einer halb erdichteten Migräne auf meinem Bett und wünschte, ich könnte sterben. Sibylle war stets von einer rührenden Sorge und Hingebung, wenn sie mich leiden sah. So kam sie auch heute, brachte mir Blumen, wollte mich pflegen, mir vorlesen. Ich lehnte ihre Liebkosungen ab und trieb sie unwillig fort. Betrübt und zärtlich streichelte sie meine Hand und sagte mit einem flehenden Blick: „Marie, hast du mich denn nicht mehr lieb?“ Ach, ich liebte sie nicht weniger, ja ich glaubte auch an die unzerstörbare Lauterkeit ihrer Natur, aber sie stand in der Sonne, und ich erstarrte im tiefen Schatten. Das erzeugte eine Bitterkeit in mir, die ich nach außen hin nur schwer unter dem Mantel der Theilnahmslosigkeit verdecken konnte.

Als wir nach Genf zurückkehrten, trat eine kleine Erleichterung für mich ein. Mein Mann war durch seine Vorlesungen und wissenschaftlichen Arbeiten viel in Anspruch genommen. Sibylle besuchte ihrerseits die Universität und schrieb und las eifrig für sich; ich sorgte nach wie vor für häusliches Behagen, und so schien ein besseres Gleichgewicht zwischen uns geschaffen zu sein. Abends ging mein Mann sehr häufig zu den Sitzungen eines neuen Vereins, den er hatte gründen helfen, und kehrte erst spät zurück; dann blieben Sibylle und ich beisammen sitzen. Sie las oder sang mir vor, und beides mit gleicher Meisterschaft des Vortrags. Aber selbst dieser Genuß wurde mir oft zur Pein durch den geheimen, leidenschaftlichen Sinn, den ich heraushörte. Wenn sie z. B. die reizende Komposition des Mussetschen Liebes sang:

„Ninon, Ninon, que fais-tu de la vie,
Toi qui n'as point d'amour?“

war sie für mich die Leben- und Liebefordernde, der ich von rechts wegen hätte den Platz räumen müssen, und dieser stummen Qual lag keine krankhafte Überreizung, sondern meine eigenste, tiefe Überzeugung zu Grunde. Ich stand mit meinem Rechtsgefühl nicht mehr auf dem Boden einer herkömmlichen Moral, die in der Ehe ein unauflösliches Band und in dem Abschweifen der Neigung eines Gatten ein unverzeihliches Vergehen sieht. Ich sagte mir, daß mit der sittlichen Freiheit des Menschen auch seine Verantwortung gegen sich selbst und andere wächst und daß er ein Zwangsverhältnis zu lösen verpflichtet sei, wenn es zur Unwahrheit führe, die das Leben an der Wurzel vergiftet. Liebten Sibylle und mein Mann sich so tief und stark, wie ich es ihren leidenschaftlichen Naturen zutraute, so mußte ich zurücktreten, wenn ich nicht uns alle drei unglücklich und meine Ehe zu einem Herrbild machen wollte. Hätte ich Kinder gehabt, der Schluß wäre wohl anders ausgefallen; aber ich hatte nur für mich selbst zu handeln und zu leiden, und es war eine Feigheit, daß ich immer noch zögerte, den befreienden Schritt zu thun. Worauf wartete ich? Wie alle schwachen Menschen — auf einen Anstoß von außen, auf einen unwiderleglichen Beweis dessen, wovor ich zurück-

schrauberte, den herbeizuführen ich mich nicht entschließen konnte.

Schon lange hatte ich bemerkt, daß Sibylle die Nacht zum Tage machte, und ich schalt, wenn ich die niedergebrannten Kerzen ihres Zimmers fand, über den Raubbau, den sie an ihrer Gesundheit trieb. Jetzt hatte sie die Gewohnheit angenommen, im Speisezimmer sitzen zu bleiben, lange nachdem ich zu Bett gegangen war. Ich konnte durch eine Thürriße den Lichtschein sehen, wenn ich die Thür meines Schlafzimmers zu meinem Wohnzimmer offen ließ, das an das Speisezimmer grenzte, und seit einiger Zeit machte ich die Beobachtung, daß Sibylle immer die Heimkehr meines Mannes abwartete und noch lange mit ihm zusammenblieb, ehe er in sein Zimmer und dann zu Bette ging. Meine Nächte waren ohnehin schlaflos; jetzt zählte ich die Minuten ihres Beisammenseins, und doch ließ ich es nach wie vor geschehen, obwohl ich mir vollkommen bewußt war, daß auch jeder Unbefangene die nächtlichen Zusammenkünfte eines noch jungen Mannes mit einem jungen Mädchen als etwas Unstatthafes getabelt haben würde. Aber ich fühlte, wenn ich auch nur ein Wort sagte, legte ich damit den Zündfaden an die Mine, und unser Haus flog in die Luft. Wie lange ich noch geschwiegen hätte, ich weiß es nicht, wenn Sibylle mir nicht zu Hilfe gekommen wäre.

Wir hatten den Weihnachtsabend still gefeiert, der ohnehin außerhalb Deutschlands kein märchenhaftes Kinderfest ist, und nun vollends in einem kinderlosen Hause! Sibylle hatte uns durch anmutige Überraschungen erfreut, Stickerien, Zeichnungen und Verse, alles voll Reiz und Liebe, und für sie allein hatten wir unsere kleine Bescherung aufgebaut: den Lichterbaum und die Gaben, die ein Mädchenherz erfreuen können. Am ersten Feiertag saßen sie und ich abends noch spät im halbdunkeln Zimmer; mein Mann war ausgegangen, und wir erwarteten ihn erst in der Nacht zurück. Sibylle hatte mir vorgelesen, dann schwiegen wir beide, wie jetzt so oft, und als ich nach einer Weile aufblickte, sah ich ihre Augen fest auf mich gerichtet, in Thränen schwimmen.

„Sibylle,“ rief ich, „was hast du?“ —

„Du liebst mich nicht mehr, Marie,“ war ihre Antwort, „meinst du, ich merkte das nicht, und meinst du, ich könnte es ertragen?“

„Ich liebe dich noch, aber ich habe kein Vertrauen mehr zu dir,“ entgegnete ich langsam. „Du kommst mir vor wie der Mond, von dem man immer nur eine Seite sieht und nicht weiß, welches Gesicht er auf der andern zeigt.“ Da stürzte sie vor mir nieder, legte den Kopf in meinen Schoß und umschlang mich mit ihren Armen, während ein heißer Thränenstrom aus ihren Augen brach. „Du hast recht,“ schluchzte sie, „ich verdiene auch kein Vertrauen, ich bin schlecht, ganz schlecht geworden!“ Und nun folgte in abgebrochenen Sätzen ein volles Geständnis, daß Henri sie liebe, mehr und anders, als er dürfe, daß sie ihm immer mehr nachgegeben, ohne anfangs zu wissen, wohin das führen werde, und zuletzt, weil sie nicht mehr anders konnte.

„Liebst du ihn denn ebenso wie er dich?“ fragte ich endlich, in dem Vorgefühl, daß ich nun mein Todesurteil hören würde. „Ich glaube, ja,“ antwortete sie gepreßt, und ihre Thränen flossen heftiger. Wo war hier die Verschuldung? Bei diesem leidenschaftlichen Rinde wohl nur in der Verheimlichung, die sie getrieben, und das sagte ich ihr: „Es ist ein Unglück, das uns getroffen hat, dich und mich und ihn; aber in der Lüge dürfen wir nicht weiter leben.“ „Ja,“ rief sie ungestüm, „das fühlte ich auch, und deshalb trieb es mich schon lange, dir alles zu sagen, aber ich fürchtete, ach, ich fürchtete so sehr, du würdest mich dann hassen und verachten!“

Keine Empfindung war mir in diesem Augenblick ferner; ich fühlte, ich liebte sie so sehr, daß ich für sie aus freiem Entschluß entsagen konnte, entsagen mußte, und endlich löste sich der Bann des Schmerzes, der mich so lange wie mit eisernen Klammern gefesselt gehalten hatte. Wir hielten uns fest umschlungen, und ich küßte ihr thränenfeuchtes Gesicht. „Was soll nun aber werden?“ schluchzte sie. „Ich kann doch nicht mehr bei euch bleiben!“

„Nein, aber die Nacht muß uns erst Ruhe bringen, mein armes, liebes Kind! Versprich mir, dich zu Bett zu legen und versuche zu

schlafen. Es ist doch alles besser so, nachdem wir uns die Wahrheit gesagt haben, und nun müssen und werden wir einen Ausweg finden. Glaube nur, daß ich dich liebe und dich glücklich sehn möchte.“

Ich konnte das ruhig und mit fester Stimme sagen — ich war erlöst von meinen eigenen Leidenschaften; ein neuer Mut strömte durch mein Herz und hob mich für den Augenblick auf die Höhe, von der aus man auf sein Geschick herabsehen und es frei gestalten kann. Von dieser Erlösung floß auch etwas auf sie über; wie ein müdes Kind ließ sie sich von mir in ihr Zimmer bringen und entkleiden. Ric aber stand noch eine andere Aufgabe bevor; der Knoten mußte gelöst werden, und schnell. Ich wartete die Heimkehr meines Mannes ab und trat ihm so gefaßt mit der Erklärung gegenüber, Sibylle habe mir alles anvertraut, daß er sprachlos vor mir stand.

„Ich will nichts von dir wissen, Henri,“ schloß ich, „als daß du sie liebst, und das brauche ich im Grunde nicht mehr zu fragen. Morgen wollen wir weiter überlegen.“

Ich glaubte wirklich, schlafen zu können, aber das war eine Täuschung. Auf die erste wohlthätige Reaktion aller meiner besten Empfindungen folgte ein Gefühl grenzenloser Erschöpfung und schneidenden Wehs. Für mich gab es nur noch Trennung von den liebsten Menschen, und was dann? Aber dennoch, dieser Entschluß war Erlösung vom Neid, von der Mißgunst, der Bitterkeit, von allem Bösen, das der Druck der eigenen Ohnmacht in uns aufquellen läßt.

In Henri's Zimmer brannte fortwährend Licht, und ich hörte ihn mit rastlosen Schritten auf und nieder gehen. Endlich litt es mich nicht mehr. Ich ging zu ihm und klopfte; die Thür war verschlossen, und er öffnete sie erst nach einigem Zögern. Ich sah mit einem Blick nicht nur sein schmerzverstörtes Gesicht, sondern auch zerrissene Papiere und Briefe auf seinem Schreibtisch verstreut — kurz, alle Anzeichen der Verzweiflung und Hilflosigkeit.

„Ich komme, Henri, weil ich so wenig schlafen kann wie du, und es ist besser, wir sprechen uns noch diese Nacht aus. Denke nicht, daß ich dir Vorwürfe machen will; ich

glaube, es mußte so kommen. Sibylle ist ein unwiderstehliches Geschöpf, und ich habe dir nicht einmal Kinder gegeben.“

Irgendwo habe ich gelesen: gegen große Vorzüge eines andern giebt es kein Rettungsmittel, als die Liebe; das habe ich gefunden. Ich kann dir jetzt ohne Bitterkeit vorschlagen, wir wollen uns trennen; bei gegenseitiger Übereinkunft und Kinderlosigkeit sind Scheidungen nicht schwer, und dann könnt wenigstens ihr noch glücklich werden.“

Soviel ich weiß, hatte ich gar nicht pathetisch gesprochen, sondern leise und ruhig. Zu meinem Erstaunen sah er mich aber erst starr an, sank dann auf den Stuhl an seinem Schreibtisch, legte den Kopf auf die Arme und brach in ein unaufhaltames Schluchzen aus. Ich hatte noch nie einen Mann weinen sehen, und es erschütterte mich tief. Zugleich löste es die eigene Bewegung in Thränen auf, so daß ich zu ihm trat, die Arme um seinen Hals legte und leise mit ihm weinte. Nach einer Weile löste er meine Hände mit einem Ruffe, stand auf und sagte: „Ich wußte immer, daß du edel bist, Marie, aber diesen Heroismus, den habe ich nicht erwartet! Nur denke nicht, daß ich deinen Vorschlag annehme. Du irrst, wenn du meinst, ich liebe dich nicht mehr; ich liebe dich um nichts weniger . . .“

„Und Sibylle?“ unterbrach ich ihn. Er stöhnte. „Du vergißt,“ fuhr ich fort, „daß wir diesem armen Kinde sein Lebensglück schuldig geworden sind. Es wurde uns mit vollem Vertrauen übergeben, und wie haben wir es behütet? Ich selbst fühle mich schuldig, aber ich will gut machen, was in meinen Kräften steht. Freilich, zunächst müssen wir uns alle trennen, und das zu überlegen, bin ich zu dir gekommen.“

Zum erstenmal in meiner Ehe hatte ich das Gefühl der Überlegenheit; ich war der führende Teil, der stärkere, weil der selbstlosere, und ich erreichte es, Henri in allen einleitenden Schritten meines Entschlusses für meine Ansicht zu gewinnen.

Der Morgen schien aber schon bleich und grau durch die Scheiben, ehe wir einen bestimmten Plan gefaßt hatten, und ich ging, einige häusliche Anordnungen zu treffen, leise nach dem Speisezimmer, als Sibyllens Thür

sich öffnete und sie plötzlich, ganz angekleidet, in Hut und Mantel vor mir stand.

„Ich will fort, Marie, und du mußt mir helfen,“ flüsterte sie. „Meine Sachen sind gepackt und den Meinigen werde ich vom Bahnhof aus telegraphieren. Bitte, laß mir eine Droschke holen; alles übrige erledige ich auf dem Bahnhof, wo ich den nächsten Zug nach Basel abwarten werde.“

Es war nichts gegen ihren Entschluß zu sagen, wenn seine Plötzlichkeit mich auch überraschte, aber es schnitt mir ins Herz, als ich sie in dem kalten Frühlicht so blaß und starr, zum Abschied gerüstet, vor mir stehen sah — sie, die ich vor noch nicht ganz anderthalb Jahren im Rosenschimmer der Jugend empfangen hatte. Wo war die kindliche Rundung der Wangen geblieben, der warme Strahl der Augen, die jetzt so tief umschattet unter gesenkten Lidern lagen?

„Ich werde dich begleiten,“ sagte ich kurz entschlossen, „wenigstens bis zur Grenze, und unterwegs können wir das weitere verabreden. Gönn mir nur Zeit zu den allernötigsten Vorbereitungen.“

So leise wir gesprochen, hatte Henri uns doch gehört, und trat jetzt aus seinem Zimmer heraus, mit seinen zitternden Händen ihre kleine, kalte Rechte ergreifend. Es streifte ihn ein flüchtiger Blick, aber sie stand zwischen uns wie eine Wilsäule; nur das Zucken ihrer Wimpern und des schmerzlich zusammengepreßten Mundes verriet ihre innere Bewegung.

„Müssen wir so auseinandergehen, Sibylle?“ stammelte er mit heiserer Stimme; „wir werden uns aber wiedersehen!“ — „Niemals!“ rief sie tonlos und doch fest, und wandte sich ab.

Ich war bald bereit; Henri begleitete uns nach dem Bahnhof, sorgte, daß wir allein blieben, und stand, als der Zug abging, mit bleichem, entstelltem Antlitz vor unserm Wagenfenster, einen letzten Blick von ihr zu erhaschen. Doch sie hob kaum die Lider; es war die Erstarrung eines großen Entschlusses in ihr, den sie nur mit dem Einsatz ihrer ganzen körperlichen und geistigen Kraft durchführen konnte.

Auf der Fahrt suchte ich ihr schonend mitzuteilen, daß Henri und ich beschlossen hatten,

uns zu trennen, daß ich in der Zukunft ein Glück für ihn und sie erhoffte und selbst zu einer verwitweten Schwester gehn würde, der meine Gesellschaft eine langersehnte Wohlthat wäre. Schauernd lehnte sie den Gedanken ab, und indem sie mich fest umflammerte, beschwor sie mich, von jeder Trennung meiner Ehe abzusehen.

„Ich habe mich schwer an dir veründigt, Marie, und ich werde mein ganzes Leben dafür büßen. Nie, nie könnte ich einwilligen, mein Glück auf deinen Verlust zu bauen — und es wäre kein Glück! Nein, meine einzige Hoffnung ist, daß du noch wieder glücklich werden kannst, und dann bin ich entzückt!“ Sie hob das holde, leidvolle Antlitz mit einem unvergeßlich rührenden Ausdruck zu mir auf, und ich konnte nicht anders, als verstummend meine Thränen mit den ihren mischen. So saßen wir in inniger Umarmung schweigend beieinander, und ich weiß nicht, wer von uns beiden betrübter war, aber es war eine Trauer ohne Stachel, in der wir beide unser bestes Selbst wiedergefunden hatten. In Basel trennten wir uns; ich sah ihre zarte Gestalt bis zuletzt am Wagenfenster stehen und ihr Tüchlein mir den letzten Abschiedsgruß zuwinken — denn ich habe sie nie wiedergesehen. Die Stunden der einsamen Rückfahrt waren wohl die traurigsten meines Lebens, und welche Öde umging mich zu Hause! Es war, wie wenn ein Sturm alle Blütenzweige geknickt und die Fluren mit Hagel verschüttet hat.

Wir lösten unsern Haushalt auf. Henri nahm Urlaub und trat eine längere Reise an, ich zog zu meiner Schwester und wartete. Das sind die schwersten Zeiten, in denen man nichts thun kann, einen Lebensknoten zu entwirren, sondern die Hände in den Schoß legen und zusehen muß, wie sich die Dinge ohne eigenes Eingreifen gestalten. Ich sah meinen Weg in Nebel verhüllt — gab es noch ein Ziel?

Von Sibylle hörte ich zunächst nur, daß sie, bei den Ihrigen angelangt, in eine Art von Apathie verfallen war, wie eine übermäßige Erschöpfung sie oft mit sich bringt. Ich hatte meinen Mann veranlaßt, sobald er von seiner Reise zurück sei, noch einmal in Sibylle zu bringen, ihm nach erfolgter Scheidung die Hoffnung auf eine Verbindung mit

ihm zu gewähren, aber sie hatte es mit unerschütterlicher Entschiedenheit abgelehnt und ihm verboten, ihr je wieder zu schreiben. So vergingen zwei Jahre. Dann erhielt mein Mann einen Ruf ins Ausland, dem er mit Freuden folgte, und nun hat er mich, wieder zu ihm zu kommen. Ich schwankte eine Weile, ob ich das gestörte Zusammenleben wieder aufnehmen solle. Schließlich siegte der Wunsch nach einer Lebensaufgabe, da mein Mann sich nicht allein nach einer Häuslichkeit, sondern persönlich nach mir zu sehnen schien. Seitdem leben wir wieder vereint, und die Menschen sagen „sehr glücklich“, denn ich bin zufrieden, meinem Mann ein guter Kamerad

zu sein, der auch an seinen geistigen Bestrebungen teilnimmt. Im Ausland schließen sich ja die Heimatsgenossen doppelt fest aneinander, um wenigstens bei einander zu Hause zu sein.

Von Sibylle hörte ich anfangs selten und flüchtig, zuletzt gar nicht mehr. Sie hatte ihre Vergangenheit eingefargt, und Särge soll man nicht öffnen. Aber vergessen ist sie nicht; ja, die Erinnerung an sie ist vielleicht das innigste Band zwischen meinem Manne und mir, das uns in wehmütigen Empfindungen vereint, wie der gemeinsame Verlust eines heißgeliebten Wesens.

Sibylle, du bist entfühnt!



Der Reichstag und die Lex Heinke.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

Es ist unmöglich, vor der dritten Lesung ein abschließendes Urteil über die Lex Heinke und ihre etwaigen Wirkungen zu fällen. Kann doch die dritte Lesung noch ebenso unerwartete Abänderungen bringen wie die zweite; kann doch auch möglicherweise das ganze Gesetz fallen, wenn die Regierung auf dem jetzt von ihr eingenommenen Standpunkt beharrt, daß die Beschlüsse des Reichstags gegen die Arbeitgeber¹⁾ und die Heraufsetzung des Schutzalters der Mädchen auf 18 Jahre das ganze Gesetz für sie unannehmbar machten. Zu einer allgemeinen Betrachtung aber dürften die Verhandlungen der zweiten Lesung denn doch dringende Veranlassung geben.

Eins geht aus dem Hin und Her der Ansichten und Meinungen über die einzelnen Paragraphen klar hervor: Die Lex Heinke faßt die Zustände, denen sie begegnen will, nicht an der Wurzel. Sie wird, mag die Einzelentscheidung ausfallen wie sie will, immer nichts anderes sein als ein Kompromiß.

Die Lex Heinke soll einem Übel abhelfen, dessen innere Voraussetzungen im Laufe der Zeit unseren gesamten Lebensverhältnissen mit ihre Gestalt gegeben. Sie haben sich in Institutionen verdichtet, sie haben die physische und sittliche Entwicklung

¹⁾ § 182a: „Arbeitgeber oder Dienstherren und deren Vertreter, die unter Mißbrauch einer durch das Dienst- oder Arbeitsverhältnis begründeten wirtschaftlichen Abhängigkeit, durch Androhung oder Verbanzung von Entlassung, von Lohnverkürzung oder von anderen mit dem Dienstverhältnis zusammenhängenden Nachteilen, oder durch Zusage oder Gewährung von Beschäftigung, von Lohnerrhöhung oder von anderen aus dem Arbeitsverhältnisse sich ergebenden Vorteilen ihre Arbeiterinnen oder sonstigen weiblichen Dienstverpflichteten zur Duldung oder Verübung unzüchtiger Handlungen bestimmen, werden mit Gefängnis bis zu einem Jahre bestraft. Sind mildernde Umstände vorhanden, so kann auf Geldstrafe bis 600 Mark erkannt werden. Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.“

Natürlichen das Gemeine sieht und sucht, immer wieder aus den thatsächlichen Lebensverhältnissen Nahrung ziehen; so lange werden immer wieder niedrige Gedanken das künstlerische Schaffen und Genießen beeinträchtigen.

Und nun zum Schluß noch einß.

Die Prostitution hängt enger als man zugeben möchte, mit wirtschaftlichen Verhältnissen zusammen. Fortbildungsschulen, Koalitionsfreiheit, Freigebung der Berufe, höhere Löhne und Gehälter sind unendlich viel wichtigere Faktoren für ihre Beseitigung oder Einschränkung als Kunstparagrafen. Soweit es sich aber dennoch um gesetzlichen Schutz handelt, so möchte wohl auch auf die Geschlechter anzuwenden sein, was Secrétan von den verschiedenen Gesellschaftsklassen gesagt hat: „Ich suche vergebens ein Beispiel dafür, daß eine Klasse ihre Herrschaft wirklich und ehrlich im Interesse einer anderen Klasse ausgeübt hätte.“

H. L.



Der Unterricht der weiblichen Jugendlichen im Zentralgefängnis.

Von

Clara Kühn.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1894 war der Bau des Zentralgefängnisses zu Bronke vollendet, und in größeren und kleineren Trupps langten seine beklagenswerten Insassen an. Aus Stargard i. P. war eine Schar von ungefähr 16 jungen Mädchen eingetroffen, die mir als meine Schülerinnen vorgeführt wurden. Dort hatten sie ihre Strafzeit in gemeinsamer Haft verbüßt, während sie hier Zolierhaft bekamen, ein Wechsel, der ihnen durchaus nicht behagte. Dennoch, es geschah zu ihrem eigenen Vorteil, denn auf viele, die noch ein wenig besserungsfähig sind, übt die Zolierhaft einen heilsamen Einfluß aus. Und nicht der Gesichtspunkt der Strafe, sondern der Besserung des Verbrechers wird mit Recht mehr und mehr in den Vordergrund gerückt. Diesem Zweck soll auch der Schulunterricht bei den jugendlichen Gefangenen in erster Linie dienen, denn an eine regelrechte Ausbildung, wie sie in einer Volksschule oder Fortbildungsschule möglich ist, ist aus verschiedenen Gründen nicht zu denken.¹⁾ Schon ein Hundertstheil daran ist die oft sehr kurze Strafzeit — die geringste beträgt drei Monate — und das reicht nicht aus, im Unterrichte große Erfolge zu erzielen. Natürlich hat der weitaus geringere Teil der Jugendlichen solch kurze Strafe zu verbüßen; die Mehrzahl hat ein Jahr und länger abzuhängen. Ich hatte sogar einige Schülerinnen, die drei Jahre abzuhängen

¹⁾ Und doch wäre eine solche gerade hier besonders notwendig, und die ganze in diesem Artikel gegebene Darstellung der Art der Unterweisung der jugendlichen Gefangenen läßt erkennen, wie dringend nötig es ist, daß Frauen und Frauenvereine sich dieser Angelegenheit annehmen. Wenn der Unterricht in den Gefängnissen in erster Linie der Besserung der Gefangenen dienen soll, so müssen sich doch die Gesetzgeber klarmachen, daß diese nicht von der direkten moralischen Einwirkung allein abhängen, sondern in engstem Kausalzusammenhange steht mit der Beschäftigung, sich aus eigener Kraft eine beachtete Stellung im Leben zu schaffen. Was also zuerst ins Auge gefaßt werden sollte, ist, den Mädchen dazu zu verhelfen. Nirgends aber finden wir hierzu die besten Anlässe. Während die Knaben ein Handwerk erlernen, sitzen die Mädchen — oft jahrelang — haldlos oder federlos in ihren Zellen, die sie oft noch viel unfähiger, für ihr Fortkommen zu sorgen, verlassen, als sie sie betreten haben. Da müßten die Frauen in erster Linie einleigen (vergl. übrigens die Bemerkungen des Berliner Frauenvereins S. 375). T. 4.

hatten; freilich, noch vor Ablauf dieser Zeit kamen sie aus der Station der Jugendlichen in die der Erwachsenen hinüber. Das schulpflichtige Alter der Gefangenen reicht bis zum 18. Jahre, aber in letzter Zeit ist auch noch eine Schule für Erwachsene eingerichtet worden, denn es giebt unter den Gefangenen noch viele Analphabeten. Sehr erschwerend für den Unterricht ist, daß fast alle Jugendlichen auf verschiedenen Stufen stehen. In meinem Schulzimmer waren 32 Sitzplätze; fast ebenso viele Abteilungen hätte ich einrichten müssen.

Dazu kam noch, daß mehrere Provinzen ihre schwarzen Schäflein nach Wronke sandten, so außer der Provinz Posen noch Pommern, Schlesien und, was das Schlimmste war, auch Brandenburg. Nicht zwei meiner Schülerinnen hatten dieselbe Schule besucht; bei jeder konnte man eine andere Unterrichtsmethode erkennen. Einzelne waren in allen Fächern sehr weit, andere dafür wieder doppelt zurück und hatten das wenige, was sie einst gelernt, im Laufe der Zeit fast ganz vergessen. Denn der größte Teil meiner Schülerinnen hatte das 16. Lebensjahr schon überschritten, und die Jahre, die zwischen dem Ende ihrer Schulzeit und ihrer Strafzeit lagen, hatten sie als Schneider- oder Dienstmädchen verlebt. Ich hatte sogar eine Schülerin, eine Berlinerin, die, wie sie mir sagte, abends „in die Lokaler Geige spielte.“ Eine andere war Schulleiterin in einem Cirkus gewesen, kurz, die verschiedensten Elemente waren in meiner Klasse bunt durcheinander gewürfelt, so daß es nicht leicht war, jede individuell zu behandeln.

Die Vergehen der Jugendlichen bestanden zum größten Teil in Diebstahl, doch waren auch Strafen wegen Meineid, Fehlerei, Urkundensälschung, Brandstiftung, Verleumdung und dergleichen. Bei einigen hatte sich ein so langes Register angeammelt, daß sie wegen Diebstahl $2\frac{1}{2}$ Jahr Gefängnis bekommen hatten. Sobald eine neue Schülerin in das Gefängnis eingeliefert wurde, erhielt ich ihre Akten, so daß, wenn sie am nächsten Tage in der Klasse erschien, ich ihren Namen, ihr Alter, ihr Vergehen und die Dauer der Strafe wußte. Oft konnte man aus diesen Akten auf eine fürchterliche Familientragödie schließen; so las ich einst in den Akten einer Schülerin: Vater der Gefangenen: Wohnort unbekannt; Mutter: im Zuchthause zu F.; 14-jähriger Bruder: in Zwangserziehung; 2-jähriger Bruder im Armenhaus zu B. Das Mädchen selbst war schon sechsmal vorbestraft.

Da alle Jugendlichen Isolierhaft hatten, so wurden sie auch im Schulzimmer soviel als möglich isoliert. Kamen sie morgens in die Klasse, so gingen sie einzeln und in bestimmter Entfernung von einander und nahmen schweigend im Beisein einer Aufseherin ihre Plätze ein. Das Klassenzimmer war hoch und lustig, die Fenster selbstverständlich vergittert und so hoch angebracht, daß den Schülerinnen ein Hinsehen unmöglich war. Meine Klasse hatte 32 Sitzplätze, vier Reihen zu je acht Plätzen. Amphitheatralisch und im Halbkreise standen die vier Bänke, durch Gänge getrennt. Die Bänke selbst waren nicht wie gewöhnliche Bänke, sondern so eingerichtet, daß sich die Schülerinnen nicht sehen konnten. Jeder Platz war wie ein Kasten; er wurde von drei Seiten durch Holzwände begrenzt, die so hoch waren, daß selbst beim Stehen ein Hinübersehen in den Nachbarkasten unmöglich war. Die hintere Wand war zugleich die Thür, durch die man auf den Platz gelangte. Kamen die Mädchen also in die Klasse, so stieg eine jede gleich von rückwärts über die kleine Sitzbank ein. Hatten alle ihre Plätze eingenommen, so ging eines der Mädchen die vier Reihen entlang und verriegelte alle 31 Thüren; ihr eigener Platz blieb unverriegelt, so daß sie am Schluß der Stunde wieder alle anderen herauslassen konnte. Zu meinem Katheder führten sieben Stufen hinauf und so, hoch über den Schülerinnen thronend, hatte ich eine gute Übersicht über alle Plätze.

Zu meiner Zeit war nur vormittags Unterricht, der im Sommer um sieben, im Winter um acht Uhr begann. Eingeleitet wurde er durch ein kurzes Gebet, das auch am Schluß des Unterrichts gesprochen wurde. Die Unterrichtsfächer waren dieselben wie in einer Volksschule: Religion, Deutsch, Rechnen, Geschichte, Geographie, Naturgeschichte, Gesang und Handarbeit. Religionsunterricht wurde von den beiden Anstaltsgeistlichen gegeben, die anderen Fächer erteilte ich. Ein bestimmtes Pensum durchzunehmen, war bei dem fortwährenden Wechsel der Schülerinnen nicht gut möglich;

man mußte sich mehr auf eine Wiederholung des früher Gelernten beschränken. Dieses fortwährende Kommen und Gehen der Gefangenen war für den Unterricht sehr erschwerend. Hatte ich einmal eine Klasse beisammen, mit der ich zufrieden war, so passierte es sehr häufig, daß meine besten Schülerinnen entlassen oder unter die Erwachsenen genommen wurden; mit den Neuankömmlingen mußte ich wieder von vorn anfangen. Zum Glück waren aber die meisten der jugendlichen Gefangenen intelligente und lernbegierige Mädchen, und besonders unter den Berlinerinnen fand ich viel „helle Köpfe“. Neben diesen intelligenten Geschöpfen waren andere, herzlich dumme Mädchen, die es zum guten Teil ihrer großen Dummheit zu verdanken hatten, ins Gefängnis gekommen zu sein. Die intelligenteren Mädchen hatten ihre Vergehen dagegen oft auf eine ziemlich raffinierte Weise ausgeführt. Aber es steckte in ihnen ein Trieb zum Lernen, ein Ehrgeiz, ein Eifer, wie er sonst wohl nur höchst selten in Schulen angetroffen wird. Empfänglich für Poesie, lernten sie mit wahrer Leidenschaft Gedichte auswendig. Gab ich von einem langen Gedicht den dritten Teil auf, so konnte ich sicher sein, daß sie das ganze Gedicht gelernt hatten. Und mit großer Empfindung und schöner Betonung sagten sie die Gedichte her. Deutlich ist mir noch in der Erinnerung eine Gefangene, die mit wirklich tiefer Empfindung Herders Gedicht „Der gerettete Jüngling“ deklamierte und so lieblich unschuldig in ihrem blauen Sträflingsfittel vor mir stand, als sei sie eine vielbehütete „höhere Tochter“ und nicht eine mehrfach bestrafte Diebin.

Bei ihrer Aufnahme bekamen die Jugendlichen verschiedene Schulbücher, nämlich eine biblische Geschichte, einen Katechismus und ein Lesebuch, außerdem eine Schiefertafel und einen Schieferstift. Andere Schreibmaterialien hatten sie nicht, aber sie wußten sich zu helfen, wenn sie etwas extra noch schreiben wollten. Sie erhielten nämlich wöchentlich Unterhaltungsbücher, deren Austeilung ich zu besorgen hatte. In diesen Büchern standen häufig Gedichte oder Verse als Motto eines Kapitels. Um sich nun diese Verse zu notieren, lösten sie Schuhwische in Wasser auf und schrieben sie mit einem feinen Stüchchen Holz auf irgend einen Fetzen Papier. Es war zwar eine höchst mühselige Arbeit, aber für viele müßige Stunden doch eine kleine Zerstreuung. Neben der Gedichtstunde war die Gesangstunde ihnen am liebsten. Viele der Mädchen waren ziemlich musikalisch, d. h. hatten gutes Gehör; alle aber waren sangeslustig. Mußten sie doch den ganzen Tag schweigend in ihren Zellen arbeiten. Welche Wonne da für sie, in der Gesangstunde ihre Stimme laut ertönen zu lassen! Aber auch in allen andern Fächern waren sie lernbegierig; sie hatten alle schon Geschichte und Geographie gehabt, und beim Durchsprechen der einzelnen Abschnitte aus der Geschichte fiel ihnen leicht alles früher Gelernte wieder ein, und es machte ihnen Freude zu zeigen, welche Kenntnisse sie noch aus ihrer Schulzeit hatten. Bei der Geographie interessierte sie mehr als die politische die physische. Das einsame Leben in einer engen Gefängniszelle regt zum Denken und Grübeln an. Da im Sommer der Schluß der Arbeit gegen sieben Uhr war, hatten die Gefangenen gerade im Sommer reichlich Zeit, den Untergang der Sonne, das Aufgehen der Sterne und des Mondes und den Mond in seinen verschiedenen Phasen zu beobachten. In der Geographiestunde teilten sie mir alsdann ihre Betrachtungen mit und stellten ihre Fragen. Ebenso groß war ihr Interesse am naturgeschichtlichen Unterricht. Was draußen, so lange sie selbst in Freiheit waren, keine Beachtung fand, regte sie hier zu tiefem Denken an. Wieviele versprachen mir, wenn sie frei wären, die Natur ebenso zu studieren und zu belauschen, wie sie es hier gethan, aber wieviele werden dies Versprechen gehalten haben? Erst wieder frei und den alten Verhältnissen und Versuchungen preisgegeben, werden sie diese kleinen Versprechungen mit all den größeren, viel schwerer wiegenden wohl über Bord geworfen haben. Wie sehr auch im Gefängnis von allen Seiten dahin gearbeitet wird, diese armen, unglücklichen Geschöpfe zu bessern, so kann man von einer dauernden Besserung doch kaum reden, ehe nicht viele Schäden, die Vorurteil und Hochmut großgezogen haben, verschwunden sind.





Neue Ausbildungskurse für „Stützen der Hausfrau“.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Kürzlich erhielt ich einen Brief mit nachstehenden Ausführungen:

„Es ist kaum glaublich, und nur diejenigen, welche gleich mir ihre bitteren Erfahrungen durchgemacht haben, werden es mit mir unterschreiben, wie unsäglich schwer und traurig der Beruf als ‚Stütze der Hausfrau‘ ist; denn nirgend wird so unendlich viel Selbstverleugnung und anstrengende Arbeit ohne die entsprechende Entschädigung verlangt. Es wird doch überall in hochherziger Weise nachgeforscht und gesorgt, daß die weiblichen Kräfte nicht über die erlaubten Grenzen hinaus von den Arbeitgebern ausgenützt werden, aber viel zu wenig schaut man mit offenem, vorurteilsfreiem Blick in jenen schwersten Beruf als Stütze der Hausfrau. Die Damen pflegen mit besonderer Vorliebe gebildete, junge Mädchen für diese Stellungen zu engagieren, doch die ‚freundliche, menschenwürdige Behandlung,‘ welche die jungen Mädchen aus guten Familien doch von vornherein gewöhnlich zu beanspruchen hätten, spottet oft jeder Beschreibung. Trotzdem verlangen die Damen stets ein freundliches Gesicht und liebenswürdigste Bereitwilligkeit und fordern einfach ‚alles‘ von ihnen, nutzen die Kräfte von frühster Morgenstunde bis in die sinkende Nacht unausgesetzt aus — selbst die Sonntage bieten keine Erleichterung, denn dann geht die Herrschaft und die übrige Dienerschaft selbstverständlich aus und die von solchen Hausfrauen meist nicht erzeugten, sondern recht ungezogenen Kinder werden der Obhut des Fräuleins unterstellt — dem ein Ausgang höchstens stundenweis alle 4 Wochen gestattet wird — denn dasselbe ist ja eben unentbehrlich! Und wie jämmerlich schlecht ist unser Honorar — trotz unserer Bildung, trotz der peinlichen Gewissenhaftigkeit, mit der wir dank unserer Bildung unsere schwere Pflicht zu erfüllen suchen! — Ein Mädchen für alles‘ diene nicht dafür — eine Stütze, der alles geboten wird, muß damit zufrieden sein, obwohl sie sich ‚standesgemäß‘ besser zu kleiden hat. Auf die Dienstmädchen muß weit mehr Rücksicht genommen werden, weil sie schwer zu bekommen sind und sich auch nichts von der ‚Gnädigen‘ bieten lassen — jedoch Stützen giebt es 10 für eine — selbst solche, die nur für freie Station arbeiten. Wenn man selbst so viele trübe Erfahrungen gemacht hat — daselbe von den meisten Berufs-

genossinnen gehört hat und nun doppelt dankbar ist, frei und unabhängig in einem anderen Wirkungskreis vollbefriedigt zu stehen, dann denkt man oft darüber nach, wie man seinen Mitschwester eine Erleichterung verschaffen könnte!“

Wieviel Wahrheit diese Ausführungen enthalten, wird jeder eingestehen, und daß — wenn irgendwo — hier Hilfe geschaffen werden muß, ist schon oft betont worden. Die zweckentsprechendste Hilfe wird entschieden damit gewährt, daß man den jungen Mädchen Gelegenheit bietet, sich in all jenen häuslichen Funktionen so auszubilden, daß sie der Hausfrau wirklich eine Stütze zu sein vermögen! Denn in diesem „nichts Können“ und andererseits doch „alles Wollen“ ist leider oft der Grund der schlechten Bezahlung und des oft geringen Ansehens dieser Stellung zu suchen.

Die jungen Mädchen glauben nicht, daß die wenigen Handgriffe und Kenntnisse, welche sie oft aus müßiger Spielerei oberflächlich im Elternhause erlernt haben, vollständig dazu ausreichen, nun in einem fremden Hause alles zu übernehmen. Sie vergessen, daß jene Kenntnisse doch nur unvollständig und einseitig sind, daß man nur bei vielseitigen Kenntnissen den verschiedenartigsten Ansprüchen fremder Haushaltungen gewachsen ist. Diese mangelhafte Vorbildung verschuldet viel, und dazu kommt ferner häufig, daß jene jungen Mädchen oft Familien entstammen, deren Glück an schlechter Rechnungsführung scheiterte.

Es muß diesem Beruf wie allen anderen eine gründliche Aus- und Vorbildung zu Teil werden — dann aber müssen auch unbedingt die erlernten Fähigkeiten dementsprechend gut bezahlt und anerkannt werden. So wird man die neuen, vortrefflichen Lehrkurse, welche der stets auf allen praktischen Gebieten so überaus rührige Vette-Verein zu Berlin seinen vielen muster-giltigen Lehrzweigen zum April d. J. anreicht, mit großer Freude begrühen.

Dauer des ganzen Kurses 1 Jahr.

1. Schneidern: 6 Monate, wöchentlich 2 mal 4 Std.
2. Handarbeit (Nähen, Stopfen, Ramensiden): 6 Monate, wöch. 2 mal 3 Std.
3. Waschen: 1 Monat, wöch. 4 mal 3 Std.
4. Plätten: 4 Monate, wöch. 2 mal 3 Std.

5. Kochen, theoretisch und praktisch; Kursus für Eßt und Gemüseverwertung: 10 Monate, wöch. 5mal 3—4 Std.
6. Haushaltungskunde, Wirtschaftsführung, häusliche Buchführung: 6 Monate, wöch. 2mal 3—4 Std.
7. Vorlesungen über Gesundheits- und Ernährungslehre, Chemie der Nahrungs- und Genussmittel: 11 Monate, wöch. 1mal 1 Std.
8. Maschinennähen: 4 Monate, wöch. 2mal 3 Std.
9. Vortrag: Einführung in den Beruf, einmal im Monat 1 Stunde.

Das Unterrichtshonorar für diesen Kursus beträgt 125 Mark pro Quartal, pränumerando zahlbar. Einschreibgebühren 3 Mark.

Das für die einzelnen Lehrkurse, mit Ausnahme des Kochkurses, notwendige Material wird von den Schülerinnen gestellt; ebenso müssen Wollfäden und schabhafte Wäsche zum Ausbessern, sowie die Wäsche, an welcher das Plätten erlernt wird, von den Schülerinnen mitgebracht werden. Zum Eintritt ist ein Alter von mindestens 16 Jahren erforderlich; derselbe kann am Ersten jeden Quartals stattfinden.

Nach erfolgreicher Absolvierung dieses Jahreskurses erhält jede Schülerin ein Zeugnis der Reife. Auf Wunsch wird den Schülerinnen auch volle Pension im Haushaltungsfeminar des Lette-Vereins

gewährt, und zwar zum Preise von monatlich 50 Mark bei geteiltem Zimmer, pränumerando zu zahlen. Das Haushaltungsfeminar steht unter der Leitung der Vorsteherin und Kochlehrerin Fräulein Hannemann. Jede Dame, welche Aufnahme in das Haushaltungsfeminar wünscht, hat bei schriftlicher wie mündlicher Anmeldung ein Sittenzeugnis oder Zeugnisse über innegehabte Stellung zu ihrer Legitimation einzureichen, sowie ein ärztliches Gesundheitsattest. Bei der Ankunft ist außerdem die polizeiliche Abmeldung von dem Orte, an welchem sie sich zuletzt aufgehalten hat, unbedingt mitzubringen. Die Gesuche sind zu richten an die Registratur des Lette-Vereins, Königgräberstr. 90.

Erst nach empfangener zugesagter Antwort kann eine Dame sich als aufgenommen betrachten; dieselbe muß alsdann Tag und Stunde ihrer Ankunft so früh anzeigen, daß eine Rückantwort noch möglich ist. Ohne vorherige Anmeldung wird niemand aufgenommen. Die Damen haben mitzubringen:

- 1 Bett mit 3 vollständigen Bezügen,
- 1/2 Duzend Handtücher,
- 1 Wäschebeutel,
- 1 Hauskleid aus Waschstoff. — Das zweite wird von den Schülerinnen im Schneiderkursus selbst angefertigt;
- 6 große Küchenschürzen und Kochärmel.

—32—

Frauenvereine.

Petition des Berliner Frauenvereins an das preussische Abgeordnetenhaus.

Der Berliner Frauenverein hat an das preussische Abgeordnetenhaus eine Petition eingereicht, betreffend eine zweckmäßigere Unterbringung der 3. im Amtsgerichtsgefängnis zu Charlottenburg stationierten weiblichen jugendlichen Gefangenen. Der Inhalt der Petition ist folgender: „An das Hohe Haus der Abgeordneten richtet der Vorstand des Berliner Frauenvereins die dringende Bitte, bei der königlichen Staatsregierung dahin vorstellig werden zu wollen, daß die Jugendlingsstation im Amtsgefängnis zu Charlottenburg sobald als möglich aufgelöst werde und die weiblichen jugendlichen Gefangenen in einer für sie geeigneteren Anstalt untergebracht werden, wo für Unterricht, Seelsorge, passende Beschäftigung und strenge Absonderung Sorge getragen wird.“ — In der Begründung des Gesuches werden zunächst die allgemeinen Verhältnisse in Bezug auf die jugendlichen Gefangenen in Preußen dargelegt, wie sie in den kleineren Gefängnissen herrschen. Es wird besonders darauf hingewiesen, daß es 1. an einer strengen Absonderung der Jugendlings von den Erwachsenen fehle, 2. an genügender und zweckmäßiger Beschäftigung, 3. an dem nötigen Schulunterricht, 4. an der genügenden Seelsorge, endlich bei den weiblichen Jugendlings an weiblicher Aufsicht, so daß die Gefängnisse nur zur Verwahrung, nicht zur Besserung der Jugendlings dienen. Es wird dann folgendes ausgeführt: „Im Jahre 1895 erteilte Se. Excellenz der Herr Justizminister mehreren Mitgliedern des Berliner Frauenvereins die Erlaubnis, die weiblichen

jugendlichen Gefangenen regelmäßig in ihren Zellen zu besuchen und sich mit ihnen zum Zweck der Fürsorge zu unterreden. Durch diese Besuche, die dauernd fortgesetzt werden, haben wir einen Einblick in mehrere solcher Anstalten und die darin vorhandenen Einrichtungen gewonnen; wir sprechen also aus Erfahrung. Seit dem 1. November 1898 befinden sich die weiblichen jugendlichen Gefangenen Berlins größtenteils im königlichen Amtsgerichtsgefängnis zu Charlottenburg und zwar nicht zur Verbüßung ganz kurzer, sondern recht langzeitiger Strafen — bis zu einer Dauer von sechs Monaten. Im ganzen haben seit dem 1. November 1898 bis zum 1. Januar 1900 135 weibliche jugendliche Gefangene im Alter von 12—18 Jahren dort ihre Strafe verbüßt. Meistens war das Gefängnis mit 12—15 dieser Gefangenen belegt, darunter verschiedene im schulpflichtigen Alter. Leider entspricht auch dieses, sich in der nächsten Nähe der Hauptstadt, dem Sitz der Behörden, befindende Gefängnis dem von uns entworfenen Bilde eines „kleineren Gefängnisses“ ziemlich vollständig. Es ist weder eine Schule vorhanden, noch ein Betstuhl. Unterricht wird selbst an die schulpflichtigen Kinder nicht erteilt (außer einer Wochenstunde Religionsunterricht); der Gottesdienst für die evangelischen Mädchen wird alle vierzehn Tage einmal auf dem Gefängniskorridor abgehalten, für die katholischen Jugendlings giebt es überhaupt keinerlei kirchliche Feier. Aus Mangel an Zeit beschäftigt sich der mit dem Gottesdienst betraute Geistliche nicht mit der Seelsorge im einzelnen. Die Kinder sind meist mit Tausupfen und Federnreißern, hier und da mit Häkelarbeiten beschäftigt,

erhalten aber keinerlei Anweisung zu nützlichen Arbeiten, wie Flick-, Stopfen-, Maschinennähen oder hauswirtschaftlicher Thätigkeit. Bei der Überfüllung der Anstalt ist leider auch die Einzelhaft der Jugendlichen nicht streng durchgeführt, z. B. fand die Vorsitzende der Gefängnis-Kommission unseres Vereins fünf junge Mädchen ohne irgend welche Aufsicht in einer Zelle eingeschlossen. Es ist zwar eine weibliche Aufseherin angestellt, da diese aber zugleich die Aufsicht über die erwachsenen weiblichen Gefangenen und über die Küche hat, so ist es ihr ganz unmöglich, sich um die Erziehung und Besserung der jungen Gefangenen zu kümmern. Ebenso wenig findet eine Bewachung der einzelnen Korridore statt; folglich ist es den Kindern ermöglicht, mit den in den Nachbarzellen untergebrachten Genossinnen in Verkehr zu treten und sich gegenseitig ihre Erlebnisse und Erfahrungen mitzuteilen, eine für die Jugend allzulodende Gelegenheit, von der sie auch natürlich ausgiebigen Gebrauch machen. Einer Beeinflussung der jüneren, noch weniger verborbenen Gefangenen durch sittlich

gefallene, im Verbrechen erfahrene größerer Mädchen ist dadurch Thür und Thor geöffnet. Thatsächlich finden wir häufig unerwünschte Beispiele davon in unserem Verkehr mit den jungen Mädchen. Es kommt es leider vielfach vor, daß unsere Pflegerlinge, die anfangs ganz geneigt schienen, unsere Ermahnungen zu beherzigen, die ihnen entgegen-gestreckte helfende Hand zu ergreifen, unsern Rat bei einer künftigen Berufswahl (nach der Entlassung) zu befolgen, am Schlusse ihrer Haftzeit sich als ganz widerpenstig und verstockt zeigten und unter dem Einfluß schlimmer Ratgeber erklärten, in der Freiheit wieder zu ihrem früheren leichtfertigen oder lasterhaften Leben zurückkehren zu wollen. Unter diesen Umständen kann von einer wirklichen, durchgreifenden Fürsorgethätigkeit nicht oder doch nur in sehr beschränktem Maße die Rede sein.“
Eines hohen Hauses ganz ergebenster Vorstand des Berliner Frauenvereins i. A.: Helene Lange, 1. Vorsitzende, Marie Mellien, Vorsitzende der Gefängnis-Kommission des Vereins. Berlin, im Januar 1900.

Für Haus und Familie.

Ein Heim für junge, des Aufenthaltes an einem klimatischen Kurorte bedürftige Mädchen im Alter von 12 bis 18 Jahren haben wohl viele Eltern, denen es nicht möglich war, eines ihrer Kinder wegen des Wohnort zu verlassen, längst ersehnt. In dem durch seine klimatischen Vorzüge, seine landschaftliche Schönheit, seine großartigen Kuranstalten und seine Auswahl an Heilmitteln aller Art weltberühmten Baden-Baden ist ein solches Heim, das als Musteranstalt gelten kann, durch die Fürsorge J. A. D. der Großherzogin von Baden errichtet worden. In diesem finden junge Mädchen, die an Blutarmut, nervöser Reizbarkeit, den Folgen überstandener Krankheit, leichten Magen- und Darmkatarrhen, gutartigen Katarrhen der Luftwege, chronischem Rheumatismus u. c. leiden, Stärkung und Heilung. Der Aufenthalt darin kann von sechs Wochen auf Jahre ausgedehnt werden.

Das Heim trägt den Namen Kur- und Erziehungsanstalt, Filiale II des Viktoria-Pensionats in Karlsruhe, dessen Oberin die Oberleitung darüber ausübt. Die medizinische Leitung liegt in den Händen eines bewährten Arztes, der auch die diätetische Küche überwacht. Hausoberin ist eine in der Krankenpflege ausgebildete, vielseitig erfahrene Dame. Mütterliche Fürsorge für das leibliche und geistige Wohl ihrer Pflegebefohlenen gehört zu ihren Pflichten. Eine geprüfte Lehrerin steht ihr zur Seite und erteilt im Hause innerhalb der vom Arzt gesteckten Grenze Unterricht, soweit die Zöglinge nicht imstande sind, am Klassenunterricht und den Vorträgen in gewünschten Fächern in der nur wenige Schritte entfernten Filiale I des Viktoria-Pensionats teilzunehmen. Die Pflichten der Hausfrau sind durch theoretischen und praktischen Unterricht der Hausoberin zu erlernen, ein Garten am stattlichen, reich mit Balkonen und Veranden versehenen neuerbauten Hause gibt Gelegenheit zu fröhlichen Spielen im Freien und zur Gartenarbeit, eine

große, hohe Halle mit Veranda, im Winter stets gut durchwärmt, dient zum Aufenthalt und zu geselligen Vereinigungen mit den Schülerinnen der Filiale I des Viktoria-Pensionats und der Großh. Haushaltungsschule, die ebenfalls als Musteranstalt gilt. Es werden Spiele aller Art gespielt, Theaterstücke aufgeführt, man tanzt und musiziert. Nie fehlt es an der gerade schwächlichen jungen Mädchen so nötigen Bewegung.

In der Anstalt werden nur 16 Pensionärinnen zusammen versorgt, um eine individualisierende Behandlung und ein angenehmes Familienleben zu ermöglichen. Alle Kurmittel Baden-Badens stehen den Pensionärinnen auf Anordnung des Arztes zur Verfügung. Ein großes Badezimmer im Hause selbst besitzt alle erforderlichen Einrichtungen zu Ganz- und Halbbädern, Douchen, Kalt- und Warmwasserbehandlungen. Die Schlafzimmer sind für eine, zwei, höchstens vier Personen ausgestattet. Die Hausoberin und die Lehrerin haben ihre Schlafstuben dicht neben denen der Pflegebefohlenen. Die Wohnräume nehmen das ganze untere Stockwerk ein. Es befinden sich darunter Kabinette mit Ruhebetten für solche, die zeitweiliges Ruhebedürfnis empfinden. Die Balkons und der Garten ermöglichen während der ganzen guten Jahreszeit einen Aufenthalt im Freien.

Das geräumige Gebäude liegt dicht neben dem Großh. Residenzschloß, in unmittelbarer Nähe des Schloßwaldes und vieler schattiger Spazierwege und bietet dieselbe prächtige Aussicht, dieselbe herrliche Luft wie dieses. Schon die Lage beweist die liebevolle Fürsorge der fürstlichen Frau, die all ihren Anstalten und den darin Ausgenommenen das regste Interesse widmet.

Eltern, die ihren leidenden Töchtern die Wohlthat eines solchen Kuraufenthaltes verschaffen wollen, thun gut daran, sich zeitig an die Hausoberin zu wenden, die genaue Auskunft erteilt.
L. J.



Recherdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Ein Bericht der Petitionskommission des Reichstags über eine Verhandlung in Sachen der Petition Hermine Ebenhuijen und Genossinnen ging vor kurzem durch die Blätter. Diese Petition, die von 24 deutschen Abiturientinnen bzw. Studentinnen berrührte, betraf die Zulassung der Frauen 1. zur Immatrikulation, 2. zu den Staatsprüfungen. Es wurde Übergang zur Tagesordnung beantragt, da die Petition, soweit sie die Zulassung der Frauen zum Studium als Ärzte, Zahnärzte und Apotheker betrifft, durch den Beschluß des Bundesrats vom 21. April 1899 erledigt sei, inbezug auf den übrigen Inhalt der Petition der Reichstag aber nicht zuständig sei. Das klingt fast, als ob die Petentinnen sich eines Irrtums hinsichtlich der Adresse schuldig gemacht hätten. Vergessen ist nur hinzuzufügen, daß die Petition bereits am 20. Januar 1899, also drei Monate vor dem Bundesratsbeschluß eingereicht worden ist und sich also nur deswegen von selbst erledigt hat, weil man sie Jahr und Tag hat liegen lassen. Und was die Zuständigkeitsfrage betrifft, so sind die deutschen Frauen es schon lange gewohnt, daß die eine Körperschaft diese auf die andere abschiebt, so daß sie jetzt meistens den sichereren Weg wählen, derartige Petitionen allen irgendwie in Frage kommenden Körperschaften zu gleicher Zeit einzureichen. Es ist daher auch die gleichlautende Petition i. J. an den Preussischen Landtag gerichtet worden. Nach der Erklärung des Reichstags, daß er für eine Entscheidung in Sachen der Immatrikulation und Zulassung zu den außermedizinischen, zahnärztlichen und pharmazeutischen Prüfungen nicht „zuständig“ sei, wollen wir nur hoffen, daß sich der Landtag zu solcher Zuständigkeit bekennt und endlich energisch dafür eintritt, den weiblichen Studierenden nach Erfüllung gleicher Bedingungen auch gleiche Rechte mit den männlichen Studierenden zu verschaffen.

* Von 119 studierenden Frauen der Berliner Universität ist an Frä. Anita Auggspurg infolge ihres Vorgehens in der Angelegenheit Behrend folgender Brief gerichtet worden:

Berlin, im Januar 1900.

Sehr geehrtes Fräulein!

Sie haben vor kurzem im Namen des Vereins für Frauenstudium ein Schreiben an den Senat der Universität Berlin gerichtet, das an die Vorgänge im Kolleg von Professor Behrend anknüpft. Wir konstatieren mit Befriedigung, daß Sie darin nur für Ihren Verein sprechen und jede besondere Verufung auf die an der Universität Berlin studierenden Frauen vermeiden. In der That wäre es Ihnen unmöglich gewesen, unter den deutschen in Berlin studierenden Frauen die für eine demonstrative Wirkung genügende Anzahl von Teilnehmerinnen zu finden. Der abschlägige Bescheid, den Ihre Werbung bei dem freilich noch nicht viele Mitglieder zählenden „Verein studierender Frauen in Berlin“ erfahren hat, konnte Ihnen eine Stimmungsprobe geben.

Trotzdem hat sich die durch Ihren Schritt in maßgebenden Kreisen hervorgerufene Mißstimmung auch gegen die studierenden Frauen gewendet und ist die Ursache geworden, daß der Gedanke an eine Verweisung der weiblichen Hörer in besondere Frauenturse in den Vordergrund getreten ist.

Wir unterzeichneten deutschen, an der Universität Berlin studierenden Frauen fühlen uns daher veranlaßt, gegen Ihr Vorgehen zu protestieren. Wir sind auf dem besten Wege, ohne vielen Lärm, in stetiger Einzelarbeit, einen verschlossenen Lehrsaal nach dem anderen zu erobern, und können es nur bedauern, wenn unser Vorgehen durch anpruchsvolle Agitation von nicht direkt beteiligter Seite gestört wird und in scharfem Ton gehaltene Vorwürfe den für fruchtbringende Arbeit so notwendigen Frieden zwischen Professoren und Studenten einerseits, studierenden Frauen andererseits untergraben.

Wir stellen zugleich bei dieser Gelegenheit fest, daß wir ernstlich arbeitenden deutschen studierenden Frauen keine Ursache haben, uns über „unwissenschaftliches Denken und rohes Empfinden“ oder „Ausdrücke einer ungerechten, unmoralischen und antiquierten Gesinnung“ der Berliner Studenten zu beklagen, sondern daß man uns überall ruhig und höflich begegnet.

Nach können wir es nicht als Förderung der Fraueninteressen ansehen, wenn die wissenschaftliche Gleichberechtigung der Frau, die wir alle gleichmäßig anstreben und an die wir glauben, zu einem Gegenstand des Lächerlins gemacht wird, indem man ihre Anerkennung verfrüht als zum „eisernen Bestand der Civilisation geworden“ hinstellt.

Hochachtungsvoll

119 deutsche an der Universität Berlin studierende Frauen.

(Folgen die Unterschriften.)

Man kann es den studierenden Frauen nicht verargen, daß sie gegen die schon mehrfach und zwar immer von derselben Seite erfolgten Störungen ihrer Beziehungen zur Universität einmal energisch protestieren. Ist doch auch seiner Zeit die den Studentinnen außerordentlich günstige Stimmung der Professoren in Halle durch die Einmischung eines von Fr. Augsburg geleiteten Vereins in die Angelegenheit der Klinikisten auf eine harte Probe gestellt worden. Im übrigen wird der gesunde Sinn des oben mitgeteilten Briefes für sich selbst sprechen.

* **Das Kostümfest des Vereins Berliner Künstlerinnen** sah auch diesmal wieder eine überaus zahlreiche und glänzende Gesellschaft in den Räumen der Philharmonie versammelt. Es durften Gestalten aus den Bildern aller Zeiten zur Darstellung kommen, so daß der Phantasie der weiteste Spielraum gelassen war. Mit welcher Liebe alles durchdacht und ausgeführt war, wie ein tüchtiges, künstlerisches Können alles beherrschte, davon gab der aus etwa 500 Personen bestehende Festzug den besten Begriff, in dem Ägypter, Griechen, Römer, Germanen, Kreuzritter, Vertreter der Renaissance, des Rokoko, des Empire und der modernen Kunst, alle streng stilgerecht kostümiert, vorbeischnitten; das bewiesen ferner die Tänze, vor allem die wundervoll ausgeführte Blumen-Pantomime, in der Maiglöckchen und Rohn, Veilchen und Kornblumen auftraten und zierliche Reigen tanzten, bis Königin Rose und Ritter Weißdorn dazukommen und einen Solotanz ausführen. Pilze, Spargel, Kohl, Karotten in höchst gelungenen Kostümen treten dann an die Stelle der eingeschlaferten Blumen, mit Schmetterlingen und Libellen beginnt der Reigen von neuem und endigt in einem bunten Gruppenbilde. —

Das Fest liegt jetzt einen Monat hinter uns, so daß es keinen Sinn haben würde, auf Einzelheiten zurückzukommen, die von den Tageszeitungen längst in aller Ausführlichkeit berichtet worden sind, wie diese denn auch den verschiedenen Darstellerinnen, wie dem Festausschuß, bei dem besonders Frau Alma Lessing und Fr. Helene Lobedan hervorragend thätig waren, alles gebührende Lob gespendet haben. Aber diese Einzelheiten sind auch nicht das Bedeutsame an dem eigenartigen Fest, das alle zwei Jahre Tausende von Frauen unter Ausschluß jedes männlichen Gastes vereinigt; das Besondere daran ist das Zutreten einer schöpferischen Kraft, die in Bild und Spiel, in harmloser Fröhlichkeit und echt künstlerischem Humor ihren Ausdruck findet. Jedenfalls wird jeder, der diesem Fest beivohnt, den Eindruck davon tragen, daß die erwerbenden und zum

großen Teil alleinlebenden Frauen sich die Stimmung bewahren, die nach sauren Wochen frohe Feste zu genießen fähig macht.

* **Im sozialwissenschaftlichen Studentenverein** zu Berlin hielt Frau Elisabeth Gnaud-Kühne einen Vortrag über „die Arbeiterin der Großstadt“. Es kann nicht Aufgabe unseres Blattes sein, über alle von Frauen und im Interesse der Frauensache gehaltenen Vorträge eingehend zu referieren, aber die Thatfache, daß der sozialwissenschaftliche Studentenverein diese Seite der sozialen Frage in dieser Weise zum Gegenstand seiner Verhandlungen machte, dürfte diesmal eine besondere Erwähnung rechtfertigen. Der Vortrag zeugte von eingehendster Sachkenntnis, was nach der Art und Weise, wie Frau Gnaud-Kühne die Arbeiterinnenfrage studiert hat, kaum der Erwähnung bedarf, und von seinem psychologischen Verständnis für den Einfluß, den die Beschäftigung der Arbeiterin auf ihre geistiges Leben haben muß.

* **Die Abteilung Hauspflege** des Berliner Frauenvereins hat sich wie im vorigen Jahr wieder an eine Anzahl von Künstlern und Kunstfreunden mit der Bitte gewandt, ihre Ateliers bzw. Sammlungen zum Besten der Hauspflege dem Publikum zwischen dem 15. Februar und 15. April zugänglich zu machen. Man ist dieser Bitte bereitwillig nachgekommen. Eintrittskarten und Verzeichnisse der Ateliers und Sammlungen, die besichtigt werden können, sind bei Amster & Rutherford W. Behrenstraße 29a, bei Keller & Meiner W. Potsdamerstraße 122 und in der Photographischen Gesellschaft C. An der Stechbahn 1 zu haben.

* **Waisenpflegerinnen** sind in Berlin, wie die Armendirektion im Gemeinde-Blatt zur öffentlichen Kenntnis bringt, seit November vorigen Jahres den Gemeinde-Waisenräten beigetreten. Bis jetzt sind sieben Frauen in diesem Amt thätig, und die Armendirektion ersucht gleichzeitig die Gemeinde-Waisenräte, ihr auch ferner geeignete Frauen vorzuschlagen zu wollen.

* **Die Vereinigung der Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit** (Vorstands: Fr. Alice Salomon) hat an den Gemeinde-Waisenrat der Stadt Berlin folgende Eingabe gerichtet:

„Die unterzeichnete Vereinigung erlaubt sich, nachdem durch die Bestimmungen des neuen Bürgerlichen Gesetzbuches die Berufung von Frauen zu Vormünderinnen allgemein zulässig geworden ist, dem Gemeinde-Waisenrat eine Liste von Frauen zu überreichen, die zur Übernahme solcher Vormundschaften, in denen es sich vorzugsweise um eine pflegerische Thätigkeit handelt, geeignet und geneigt sind. Wir richten an den Gemeinde-Waisenrat

die Bitte, von dieser Liste freundlichst Gebrauch machen zu wollen, da die Gewinnung geeigneter und gewissenhafter Vormünderinnen für die Erziehung der Berliner Waisenkinder und somit auch für das Gemeinwesen von größtem Vorteil ist. Die auf beifolgender Liste verzeichneten Frauen haben sich durch mehrjährige Arbeit auf dem Gebiet der Armenpflege und der Kinderfürsorge in unserer Vereinigung die Erfahrungen und Kenntnisse angeeignet, die zur Ausübung der Vormundschaft notwendig und wünschenswert sind, und wir können sie deshalb bestens dafür empfehlen."

* Die erste wirtschaftliche Frauenschule auf dem Lande, im April 1897 errichtet, muß wegen Raummangel zum Mai 1900 von Nieder-Eckstein in Hessen nach Reifenstein im Eichsfelde verlegt werden.

Reifenstein, jetzt königliche Domäne, früher Cisterzienser-Kloster, dessen einer Flügel dem Verein für wirtschaftliche Frauenschulen auf dem Lande auf eine lange Reihe von Jahren mietweise überlassen wird, bietet gesunde, schöne Gelegenheit, die Schule in erweitertem Maßstabe fortzuführen. Die bisherigen Lehrmittel sollen durch eine Mollerei vermehrt werden. Im übrigen wird die Schule nach den bisher erprobten Grundrissen weiter geleitet. Sie hat den Zweck, Mädchen gebildeter Stände vom 18. Lebensjahre an praktisch und theoretisch auf den Beruf der Hausfrau oder deren Stellvertreterin, der Betriebsleiterin in Anstalten für Wohlfahrtspflege oder der Lehrerin an ländlichen Haushaltsschulen vorzubereiten. Gleichzeitig mit Reifenstein wurde dem Verein durch die königl. Regierung der Provinz Hessen-Nassau ein Flügel des adligen Damenstiftes zu Obernkirchen zur Verfügung gestellt. Da dort durchgreifende bauliche Veränderungen notwendig sind, ist der Zeitpunkt

für Eröffnung dieser Schule noch unbestimmt. Diebezügliche Anfragen und Anmeldungen sind zu richten an Hrl. v. Korzhleisch, Hannover, Hildeheimerstraße 23.

* **Frauenstudium in Frankreich.** Nach einem Bericht über das letzte Studienjahr weist die medizinische Fakultät in Paris 129 Studentinnen auf und zwar 29 Französinen und 100 Ausländerinnen; darunter befinden sich 91 Russinnen, 5 Rumäninnen, 2 Deutsche, 1 Schweizerin und 1 Engländerin. Litteratur, Geschichte, Philosophie und moderne Sprachen studieren 206 Französinen und 57 Ausländerinnen (zumeist Russinnen, Amerikanerinnen und Deutsche). Die Zahl der Frauen, die Jura studieren, ist unbedeutend; in ganz Frankreich giebt es nur 7 Studentinnen der Rechte, 4 davon sind in Paris, und zwar 2 Französinen und 2 Russinnen. Dagegen weist die Fakultät der Wissenschaften 35 studierende Frauen auf, 21 Französinen und 14 Ausländerinnen. 20 Frauen studieren Pharmazie, 19 Französinen und 1 Ausländerin.

* In Stockholm ist der akademische Lehrstuhl für Mathematik, den einst Sonja Kowalewska inne hatte, wieder einer Frau, Dr. Anna Brendel, anvertraut worden.

* Eine Griechin, Polymnia Panagiotidou, die nach dreijährigem pharmazeutischem Studium ihre Examina mit Auszeichnung bestanden hat, hat vor kurzer Zeit eine eigne Apotheke, die erste ihrer Art in Griechenland, eröffnet.

Bücherschau.

„Gefäßstücken.“ Novellen von Emil Noland. (Berlin, F. Fontane & Co., Preis 3 Mark.) Emil Noland's Bücher gehören zu denen, die sich behaglich lesen — man ist von vornherein sicher, sich in guter Gesellschaft zu bewegen. Und das in doppeltem Sinne. Einmal liebt es die Verfasserin, uns in das Innenleben „tabellos montierter“ Westmenschen einzuführen, andererseits hat sie selbst einen zu feinen Geschmack, um durch Krasses, Nactes, Perverbes wirken zu wollen. — Die bedeutendste unter den vorliegenden Novellen ist „die Erzieherin“. Diese Erzieherin ist eine kleine Stadt, die einem verwöhnten, blasirten Großstadtmenschen die Blasirtheit nimmt, allerdings durch das Medium einer schönen, auch wiederum trotz der Kleinstadt „tabellos montierten“ Frau. Die Darstellung dieser ganzen Umwandlung zeigt die Sicherheit, die überzeugt. Auch die beiden kleineren Novellen: „Die Geschichte einer Beziehung“ und „Verflochtene Heimkehr“ zeigen ein feines psychologisches Verständnis.

Rahel Baruhagen. Ein Lebens- und Zeitbild von Otto Verdrow. Mit 12 Bildnissen (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer). Rahel gehört zu denen, die nicht veralten, weil sie fast keine Konzeffionen an die eben übliche Art zu empfinden machte, sondern sich selbst gab in Gedanken und Form, ein Menich, der auf eigenem Grunde stand. Das Unternehmen Verdrows, sie uns wieder einmal zu rekonstruieren, ist daher um so verdienstlicher, als Rahel zugleich die erste modern denkende Frau im heutigen Sinn ist. Der Verfasser ist diesen Spuren sorgfältig nachgegangen. Die Aussprüche, die er nach dieser Richtung hin von ihr citiert, könnten von der eifrigsten Frauenrechtlerin unsrer Tage gemacht worden sein, nur daß schwerlich einer diese Ausdrucksfähigkeit, diese Fähigkeit feinsten Nuancen zu Gebote ständen, die sie zur Verfügung hat, wenn es sich um ihr Lieblingssthem: Selbstdenken, Originalität handelt. Der Verfasser hat aus dem reichhaltigen Material, das ihm vorlag, eine im ganzen glückliche Auswahl getroffen — daß er dabei gelegentlich

„durch Umstellung und Ausmerzungen, wohl auch durch auffällige Hervorhebungen eines Wortes — eine leise Korrektur“ geübt hat, dürfte freilich unter keinen Umständen zu entschuldigen sein. Dies Material wird denn auch meistens durch seine eigene Wucht; wir bekommen ein Bild dieses überreichen Lebens, dieses Wirkens von innen heraus und durch rein innerliche Mittel, dieses wunderbaren Salons, der die glänzendste Periode der berliner Persönlichkeit markiert. Die Bilder hervorragender Persönlichkeiten aus dem Mafelkreise sind eine willkommene Zugabe; ganz besonders wirksam ist die Photogravüre Mafels selbst nach dem Basrelief von Friedrich Tieck, mit der das vorzüglich ausgestattete Buch als Titelbild geschmückt ist.

„**Loß von der Scholle.**“ Roman in zwei Bänden von Luise Westfisch. (Stuttgart, Robert Lutz.) Es ist ein mutiges Buch, das Luise Westfisch uns hier gegeben. Mutig, weil es all den Problemen, die wir unter dem Namen „soziale Frage“ zusammenzufassen pflegen, fest ins Auge sieht und, wenn es auch keine endgiltige Antwort darauf zu geben weiß, doch unerbittlich die Decke von Schuld um Schuld zieht, die die Besitzenden gegen die Besitzlosen gehäuft haben. Wenn dabei das Gute und Tüchtige, das das deutsche Volk auch innerhalb der sogenannten höheren Klassen birgt, in den Hintergrund tritt, wie andererseits auch die Verschuldungen der untern Stände, so ist das begreiflich. Hier gilt es in erster Linie, den wirtschaftlich Schwachen zu helfen. Ein solcher wirtschaftlich Schwacher ist der eigentliche Held des Romans. Losgerissen „von der Scholle“, einem kleinen weßfällischen Bauernhof, aus dem die Übermacht des Kapitals ihn verdrängt, kostet er auf dem Pflaster der Reichshauptstadt alles Elend der Hilflosigkeit, der Arbeitslosigkeit durch. Aus dem gottes- und königstreuen harmlosen Menschen macht die Ungerechtigkeit der gesellschaftlichen Einrichtungen schließlich einen geistesverwirrten, janatistischen Mörder. — Eine reiche Menge gut beobachteter Gestalten aus allen Schichten des Berliner Lebens, sowie die Schilderung dieses Lebens selbst mit seinen charakteristischen Einzelheiten geben Zeugnis von dem gewissenhaften Studium, aus dem der Roman erwachsen ist.

„**Nächte.**“ Von Kurt Geucke. (Berlin, Hermann Walthers, Preis 4 Mark.) Die unfruchtbare Verneinung alles höheren Lebens, mit der ein Teil unsrer jungen Schriftsteller selbstgefällig Parade macht, führt allmählich zu einer gesunden Reaktion derer, die etwas für sich selbst zu sagen haben. Kurt Geucke gehört zu ihnen. Es ist ein seltsames Buch, das er bietet; in der zum Teil bizarren Form verleugnet sich der Moderne nicht, aber hinter der Mystik, dem Symbolismus, der zum Teil exaltierten Sprache steckt etwas, und zwar der unverwundliche Glaube an einen metaphysischen Urgrund der Welt, an die Macht des Guten, an den immateriellen Gehalt des Menschenlebens, der dem gesunden Menschen ebenso natürlich und ebenso Bedürfnis ist wie das Leben im Licht. Philosophie, konkrete Lebensdarstellung, Lyrik wechselt miteinander ab, immer im Dienst der gleichen Weltanschauung. Ohne Zweifel ist das Buch eine starke Talentprobe, die weiteres hoffen läßt. — Der schöne und charakteristische Buchschmuck verdient besondere Erwähnung.

„**Frau Bürgelin und ihre Söhne.**“ Roman von Gabriele Reuter. (Berlin, S. Fischer.) Gabriele Reuter ist durch ihre Lebensgeschichte eines jungen Mädchens aus guter Familie schnell bekannt geworden. Die überzeugende Lebenswahrheit ihrer Schilderungen ergriff und brachte zum Nachdenken über das ungelöste Problem der Mädchenerziehung. Ihre Aatbe und deren Erziehung waren typisch. In dem vorliegenden Buch kommen wiederum Erziehungsprobleme zur Behandlung, aber die Fälle sind ganz individuell. Eine starke Individualität ist sowohl Frau Bürgelin wie ihr Sohn Karl, der die Hauptrolle in dem Buch spielt. Es liegt in der Natur der Sache, daß es weniger überzeugend, weniger packend wirkt, die innere Entwicklung eines jungen Mannes bei doch für die Darstellerin Lücken gehabt, die ihre Intuition nicht alle ausfüllt. Auch ist nicht zu leugnen, daß die Darstellung manchmal ins Schleppende gerät. Immerhin ist es kein Tugendroman; auch wer eine feinere psychologische Entwicklung verlangt, wird bei der Lektüre vielfach seine Rechnung finden.

„**Die sexuelle Hygiene und ihre ethischen Konsequenzen.**“ Drei Vorlesungen von Prof. Dr. med. Severd Ribbing. Deutsch von Dr. med. Oskar Kehler. (Stuttgart, Hebbing & Büchle.) Wohl selten sind über diesen wichtigen Gegenstand so vorurteilsfreie und zugleich von so hohem sittlichen Ernst getragene Ausführungen gegeben worden als von dem schwedischen Professor Ribbing. Sie sind ursprünglich in der Form von Vorträgen den Studenten der Universität Lund geboten worden; ihre Verbreitung in Buchform ist vom Publikum dankbar aufgenommen worden, wie der Umstand beweist, daß bereits das 26. bis 30. Tausend gedruckt werden mußte. — Mit diesen Vorlesungen vereint bietet die neue Auflage (unter dem Gesamttitel: Zwei sexuell hygienische Abhandlungen) noch die Beantwortung der wichtigsten Frage: „Wen darf ich heiraten?“ Die Beantwortung ist selbstverständlich von dem bei dieser Frage oft nur zu wenig in Betracht kommenden Standpunkt der Gesundheitslehre gegeben. — Der Übersetzung merkt man die Übersetzung nicht an; die Ausstattung des kleinen Bandes ist eine vorzügliche.

„**Das A-B-C der Küche.**“ Von Hedwig Hehl. 5. verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 14 Holzschnitten, 2 lith. Tafeln und 2 Farben drucktafeln. (Berlin, Carl Habel.) Das Buch von Hedwig Hehl hat bereits in so viele Familien und Haushaltungsschulen seinen Einzug gehalten, wie es nach dem Ausspruch eines untrer bedeutendsten Physiologen „die wissenschaftliche Ernährungslehre in die Praxis“ umsetzt, daß es nur der Anzeige dieser neuesten Auflage bedarf, um seine Bedeutung für die Entwicklung unsrer Kochkunst bis hierbei zu kennzeichnen und noch weitere Kreise auf das Buch aufmerksam zu machen. Die überaus gründliche, auf wissenschaftliche Prinzipien gegründete Behandlung, vereint mit einer aus langer hausfraulicher Erfahrung gewonnenen Fähigkeit praktischer und übersichtlicher Anordnung haben hier in der Tat ein Kochbuch geschaffen, das sich von dem Meer der üblichen Rezeptbücher auf das vorteilhafteste unterscheidet.

Sehr vorteilhaft hat sich das **Litterarische Echo**, Val d'Armonatschrift für Litteraturfreunde, (Berlin, J. Fontane & Co.), dessen erster Jahrgang jetzt abgelassen vorliegt, eingeführt. Neben einer Reihe literarische Dinge behandelnder Aufsätze, die zum guten Teil von Schriftstellern und Essayisten bester Geltung geschrieben sind, bringt jede Nummer — und darin besteht die Eigenart der Zeitschrift, die sie vor allen ähnlichen Unternehmungen auszeichnet — eine Übersicht der wichtigsten Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätze in kurzen Resumés. Gleichzeitig orientieren sachlich gehaltene Aufsätze über die gesamte europäische Litteratur, und wiederum wird auch den Zeitschriften des Auslandes gebührende Beachtung geschenkt. Aus wichtigeren literarischen Neuerscheinungen werden Probeabdrücke gegeben, zahlreiche, knappe Besprechungen orientieren über Neuheiten des Büchermarktes und der Bühne. Orientieren auf dem weiten Gebiet der Litteratur will das „Litterarische Echo“ in erster Linie. Es hat in seinem ersten Jahrgang seine Aufgabe gut gelöst.

„**Thekla Lüdelind**.“ Roman von Wilhelm von Polenz. 2 Bände. (Berlin 1900, J. Fontane & Co.) „Die Geschichte eines Herzens“ hat Wilhelm von Polenz seinen neuen Roman genannt, und das mit gutem Rechte. Ein weiches Herz, hat diese „Thekla Lüdelind“, deren innere Entwicklung diese Bücher geben. Sie ist eine der Bestalten, die gleichsam dazu ausersehen sind, mißbraucht zu werden. Und ob sie schon als junges Mädchen nicht die alltäglichen Wege geht, in die von Eltern und Freunden „gemachte“ Ehe nicht einwilligt und in einer charakterfesten, altjungferlichen Tante den besten Herzensfreund und Lebensberater findet, auf wahre Liebe wartet, auf jedes Surrogat verzichtet, sie entgeht ihrem Schicksal dennoch nicht. Der Mann, der sie heiratet, wird ihr Schicksal. Sie wird von ihm brutalisiert. Und dennoch ist dieser Mann an sich durchaus keine brutale Natur, er ist nur oberflächlich, nur äußerlich, nur seelisch arm. Und das ist das eigentliche Thema des Romans: wie diese Thekla Lüdelind, die mit einem weichen Herzen ins Leben tritt, aus ihren Eigenschaftens-heraus zum Charakter sich bildet. Sie findet die Kraft, sich von ihrem Mann zu trennen, sie hat dann darum zu kämpfen, daß ihr Kind ihr, nicht ihrem Manne zugesprochen wird, sie erstarkt vollends in der Erziehung ihres Knaben, den sie unter eigener Verantwortlichkeit zu leiten hat. Auch mit Vertreterinnen der Frauenemancipation kommt Thekla Lüdelind in Berührung. Sie erkennt das Berechtigte ihrer Forderungen, und dennoch wendet sie sich scheu von ihnen ab. Ihrem inneren Wesen ist alles äußere Kämpfen antipathisch. Darin liegt dennoch keine Stellungnahme gegen die moderne Frauenbewegung: es ist im Gegenteil eine Emancipation edler Art, die sich in Thekla Lüdelind vollzieht.

„**Deutsche Mythologie**“ in gemeinverständlicher Darstellung von Paul Herrmann. Mit 11 Abbildungen im Text. (Leipzig, Wilhelm Engelmann, Preis 8 Mark, gebunden 9,20 Mark.) Die deutsche Mythologie ist bei uns in den meisten Büchern und Köpfen hoffnungslos mit der nordischen verqu coast. Wir haben hier den ersten Ver-

such, sie davon zu lösen und lediglich die übersinnlichen Vorstellungen der festländischen Germanen zum Gegenstand der Darstellung zu machen, und zwar einer Darstellung, die sich nicht in erster Linie an die Fachgelehrten, sondern an den weiten Kreis der Gebildeten, vorzugsweise auch an die Lehrer und Schüler höherer Lehranstalten wendet. Es ist daher der kritische Apparat vollständig fortgelassen; in fließender und fesselnder Entwicklung wird uns der Seelenglaube, die Naturverehrung und der Kultus unserer Vorfahren vorgeführt. Aber wenn auch die Sprache des Fachgelehrten nirgends gesprochen wird, so gewinnt man doch die Überzeugung, daß eine tief eindringende fachwissenschaftliche Arbeit zu Grunde liegt; eine Arbeit, die das feste Vertrauen zu der Zuverlässigkeit der Darstellung giebt. Das Buch sei den weitesten Kreisen bestens empfohlen; es wird dazu beitragen, das wenig lebhaftere Interesse für die deutsche Mythologie wieder mehr anzuregen.

„**Die Memoiren der Gräfin Potocka**.“ (1794 bis 1820.) Veröffentlicht von Casimir Strucenski. Nach der 6. franz. Auflage bearbeitet von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit prachtvollen Illustrationen und dem Porträt der Verfasserin, von Angelika Kauffmann. (Leipzig, Schmidt u. Günther. Preis 7,50 Mark.) Die Memoiren der Gräfin Potocka haben in Frankreich eine so große Zugkraft ausgeübt, daß schnell hinter einander eine Reihe von Auflagen Absatz fand. Bei der Lektüre wird einem das wohl verständlich. Die Gräfin versteht pikant und sein zu plaudern; sie sieht die geschichtlichen Ereignisse, deren Zeugin sie war, als Novellistin; sie hat einen Helden, der auf Franzosen noch immer seinen Zauber ausübt: Napoleon; sie sieht diesen in den interessantesten Augenblicken seines Lebens: Momente genug, um dem Buch seine Wirkamkeit zu sichern. Die Verlagsabhandlung hat alles gethan, um es auch dem deutschen Leser annehmbar zu machen; die Übertragung bietet ein gutes Deutsch, die Illustrationen sind fast durchweg von großem geschichtlichen Interesse.

„**Finnland im Bilde seiner Dichtung und seine Dichter**.“ Von Ernst Braukewetter. Mit Novellen, Gedichten, Schilderungen, Charakteristiken und 16 Porträts. (Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler.) In dem Augenblick, wo der energische Kampf des finnischen Volkes gegen die drohende Russifizierung die Aufmerksamkeit der ganzen gebildeten Welt auf sich zieht, muß eine Darlegung der eigenartigen Kultur dieses Landes höchst willkommen sein, besonders wenn sie, wie hier, durch eine Reihe von Dokumenten aus der Litteratur gestützt wird. In den Schilderungen und historischen Abrissen zeigt sich der Verfasser auf den einschlägigen Gebieten gut orientiert; die literarischen Dokumente sind so gewählt, daß man von der gesamten dichterischen Produktion des Landes einen Begriff bekommt: vom finnischen Nationalepos und den finnischen Volksliedern an bis zur modernen impressionistischen Dichtung. Hier kommen u. a. Juhanni Aho, Viljo Vonden, Minna Canth, Jonatan Meuter, Karl Tawaststjerna, Helene Westermarck in charakteristischen Beiträgen zum Wert.

Unter den in der 26. bis 28. Lieferung des **Illustrierten Konversations-Lexikons der Frau** enthaltenen Artikeln heben wir besonders den über die östereichisch-ungarische Frauenbewegung hervor. Er bringt ein außerordentlich reichhaltiges Material in übersichtlicher, teils nach geographischen Gesichtspunkten, teils nach den verschiedenen Arbeitsgebieten disponierter Darstellung, die kaum eine irgendwie nennenswerte Einzelheit in der Geschichte der österreichisch-ungarischen Frauenbewegung übergeht. Wenn man auch manchmal die Form dieser Darstellung etwas geschlossener, die Gesichtspunkte einheitlicher wünschen möchte, so fällt doch andererseits neben dieser Fülle von Einzelheiten die von uns bereits kritisierte sehr wenig eingehende Behandlung der deutschen Frauenbewegung in dem Artikel Frauenfrage wieder doppelt ins Auge.

Kleine Mitteilungen.

Auf Wunsch von Fr. Wanda de la Garde bringen wir gern die Mitteilung, daß sie in Berlin, Potsdamerstr. 121 g, ein **Central-bureau für Frauenlitteratur** eröffnet hat. Das Bureau will den Ankauf von Litteratur zur Frauenfrage vermitteln und durch die Möglichkeit monatlicher Teilzahlungen erleichtern, Litteraturnachweise geben und über Neuerscheinungen orientieren.

Was wir essen und trinken, ist wie für das körperliche, so für das geistige Leben von höchster Wichtigkeit. Wie jede Arbeitsleistung des Körpers die Folge von Muskelzusammenziehungen ist, so hängt geistige Arbeit mit Veränderungen der Gehirnssubstanz

Anzeigen.

Die dreispaltige Nonpareille-Beile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigenannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 84/85.



Illustriertes Konversations-Lexikon der Frau.

Etwa 140 hervorragende Mitarbeiter.
Mit 80 Tafeln und ca. 1000 Textabbildungen.
40 Lieferungen à 50 Pf. = 30 Mk.
(Verlag von Martin Odenbourg in Berlin.)

für Frauenvereins-Mitglieder

beim Bezuge von mindestens 10 Exemplaren zum

Vorzugspreis

von 40 Pf. = 24 Mk. pro Lieferung.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Schering's Malzertrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Gl. 75 Pf. u. 1.50 Mk.

Malz-Extrakt mit Eisen

Malz-Extrakt mit Kalk

gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Säure nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Malaria (Malaria) etc. verordnet werden. Gl. 1 u. 2
wird mit großem Erfolge gegen Abacitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Gl. 1 u. 1.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Strasse 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

zusammen. Die durch Arbeit abgenutzten (oxydierten) Körperteile müssen fortlaufend durch neue Substanz ersetzt werden, sonst verlieren Körper und Geist ihre Leistungsfähigkeit. Geistige Arbeiter bedürfen infolge ihrer meist sitzenden Lebensweise einer zwar kräftigen, aber leicht verdaulichen Nahrung. Die Verdaulichkeit zu fördern und den Appetit anzuregen ist nun ein Hauptverdienst der Suppenwürze Maggi, deren Zusatz zu Suppen und Speisen nicht genug empfohlen werden kann.

Der Verbrauch von Pepsin ist unstrittig im Steigen begriffen, wie die Zahl der Magenübel, die seine Anwendung nötig machen. Wichtig ist es da natürlich, ein gut hergestelltes Präparat zu bekommen. Nur in großen Fabrikbetrieben kann gutes Pepsin angefertigt werden, weil zur richtigen Bearbeitung des Rohmaterials umfangreiche Einrichtungen nötig sind und weil die fertige Pepsineffenz Jahr und Tag lagern muß, bis sie sich zu einem erfolgreichen, angenehm schmeckenden, und haltbaren Verdauungsmittel entwickelt hat.

Nach den in Laboratorien angestellten Versuchen nimmt die in der bekannten Grünen Apotheke, Berlin, Chausseestr. 19, hergestellte Schering'sche Pepsineffenz in bezug auf die Stärke der verdauenden Kraft die erste Stelle unter den als wirksam erprobten Pepsin-Präparaten ein. Sie ist nach Angabe des Geheimrat Prof. Dr. Liebreich, Direktor des Berliner pharmatol. Instituts, zusammengestellt, enthält somit, wie leicht begreiflich, auch nur solche Stoffe, welche dem Organismus durchaus zuträglich sind, so daß sie auch Kindern bedingungslos gegeben werden kann. Am besten nimmt man sie mittags und abends nach der Mahlzeit, wenn der Magen die Verdauung beginnt, und zwar sollen Erwachsene jedesmal ein Löffelglas nehmen, Kinder halb so viel. Für letztere ist die Schering'sche Pepsineffenz, ihres pikanten Wohlgeschmacks halber, eins der wenigen Heilmittel, die nie auf Widerstand stoßen, sondern gleich einer Delikatesse stets gern genommen werden.

Gesang-Unterricht

Methode Stockholm.
Solo, Ensemble und Chor
erteilt

Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.



Maggi
zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte
etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen
genügen!
in Flaschen von 25 Pf. zu
haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Internationales Heim,
Berlin SW., Falleschstraße 17, I,
bleibt am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen
u. Damen best. Stände. Pensionpreis b.
geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk.
bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht.
des Zimmers pro Tag. [6
Mrs. Selma Spranger
Vorsteherin.

Emmer Pianinos
Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher
Lehrerinnen u. Erzieherinnen
in England,
erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston
Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo TropoN hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo
bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. TropoN setzt
sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um,
ohne Fett zu bilden. TropoN hat daher bei regelmässigem
Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei
Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen
unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden.
Bei dem äusserst niedrigen Preise von TropoN ist dessen
Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogegeschäfte.

TropoN-Werke, Mülheim-Rhein.

TropoN-Chocolade TropoN-Cacao

besitzen in Folge ihres hohen Eiweiss-
gehalts 3fachen Nährwert gegen
andere Cacao- und Chocoladefabrikate.

Alleinige Fabrikanten

Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

Sehr günstige Erfolge werden mit ihr erzielt bei allen Magenverfälschungen und Verdauungsstörungen, sowie bei hierdurch entstehender Bleichsucht, auch ist sie ein vorzügliches Mittel zur Anregung des Appetits, besonders für Zuckerfranke, die stets bemüht sein müssen, Eßlust und Verdauung gleichmäßig rege zu erhalten.

Dieser Nummer liegen Prospekt der Verlagshandlungen:

**Hobbing & Büchle
in Stuttgart,**

**Süddeutsches Verlags-
Institut Stuttgart**

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brevius**,
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenhofstr. 12 II.
Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tägliches Lehrtr. Maß. Hon. Stellenvermittlung. Pension im Hause.

Biebrich a. Rh. bei Wiesbaden.
Pensionat und höhere Mädchenschule
von **Elise Steinorth**.
Gründl. wiss., sprachl., gesellschaftl. u. häusl.
Ausb. Ausl. im H. Grdl. Heim, beste Pflege.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hofstraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frä. Süßner, Berlin W., August-
burgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch
und Sonnabend 1/2—1/4. [2]

Verlag von Ferd. Riehm, Leipzig.

Schmidt, Auguste, Aus schwerer
Erziehung für Jung und alt. Preis geb.
M. 2,20. Jung und alt wird an dieser
schlichten, gemüthvollen, von Vaterlands-
liebe durchwehten Erzählung Freude haben.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und industriell.
Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdanken ihren Selb-
ruf der mustergetreuen Construction, vorzüglichen Qualität
und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle ersten
Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen
Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und
Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen
Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.
frühere Firma: G. Neidinger.

Kaiser Wilhelm-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Verpflegung,
versichert kostenfrei gegen Einlagen (von je 5 Mark lebenslängliche Alters-Renten
oder das entsprechende Kapital. Auskunft ertheilt und Druckfachen versendet

Die Direktion der Kaiser Wilhelm-Spende. [12]
Berlin W., Mauerstr. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Höhere Aus-
kunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Kufemann, Vorsitzende des
deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Frä. Helene
Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Bonne famille française

(Professeur à l'Alliance Française)
recevrait comme pensionnaires un
nombre très limité de dames ou
jeunes filles. Facilité pour apprendre
la langue et la grammaire. Près de
la Sorbonne et des Musées. Vis de
famille. Salon. Piano. Prix modéré.

N. Tridon,

Paris, 16 Rue de Savoie.

Höhere Mädchenschule, Selekta, Lehrerinnen-Seminar

Berlin SW., Schönebergerstrasse 3
dicht am Anhalter Bahnhof.
Anmeldungen täglich von 1—2, Frei-
tags von 1—4 Uhr.

Frau Klara Hessling,
Schulvorsteherin.

Wer nimmt einem halbblinden
Herrn ein Bündchen seiner Ge-
dichte ab. 1 M. W. R. 13 postl.
Oranienburg (Mark).

Familien-Verkon I. Ranges

von
Elisabeth Joachimthal
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Rich-
tungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das **Placierungsbureau**
von Frau Joh. Simmel.
geprüfte Lehrerin.
Berlin W., Linkstr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen
für geprüfte Lehrerinnen, Erziehenden,
Kinderärztinnen, Kinderpflegerinnen
und Hauspersonal.

Es werden nur Stellenjüngende mit
mehrjährigem, tadellosem Zeugnis em-
pfohlen. Ueber die stets zahlreich vorhandenen
Datangen werden so viel wie möglich
Erfundigungen eingeholt.

Honorar 2/3⁰⁰, des ersten Jahresgehalt.
Keine Einschreibgebühren. [9]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch
die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk.,
ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buch-
handlung, Berlin S. 14, Stallreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im
Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung
eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallreiberstraße 34—35
zu adressieren.

**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto
beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



Die psychischen Probleme der Gegenwart und die Frauenbewegung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Über der Pforte unserer Zeit steht: **Verwerte dich!** In dies Wort faßt Max Stirner den Pflichtbegriff seiner Weltanschauung zusammen. Das soll das Programm sein für das Leben des modernen Menschen. Nicht etwa: sei gut; das ist einseitig und unter Umständen eine unbillige Forderung. Nein — sieh, daß du mit der ganzen Fülle deiner Anlagen und Kräfte lebst, laß nichts in dir, das leben will, verkümmern, erfasse die Welt um dich als dir gegeben zur Befriedigung deiner Bedürfnisse, zur Entwicklung und Gestaltung deiner Persönlichkeit durch Kampf und Hingabe. Auf keinem andern Wege kannst du deine Bestimmung erfüllen. **Verwerte dich!**

Und wirklich ist dies Wort der modernen Welt zu einem Evangelium geworden.

Als Nietzsche, der Dichter, es aus dem Reichtum und der Fülle einer künstlerischen Erfassung des Lebens heraus neu verkündete, da grüßten es die Geistesaristokraten unter den Menschen, alle, die sich als Träger des Fortschritts fühlten, als die Offenbarung des neuen, freudigen Lebens der Zukunft; und die, denen man weder das eine noch das andere nachrühmen könnte, wohl aber, daß sie sich bisher schon „ausgelebt“, lebten sich nun aus mit philosophischer Begründung, trotz ihres Meisters Bemühungen, einen Zaun um seine Lehre zu ziehen, „damit das Vieh nicht einbräche.“

Verwerte dich. — Im seltsamen Gegensatz dazu stehen die Worte, in denen das 18. Jahrhundert seine Lebensideale ausprägte. So kurz konnte man's nicht machen, denn ein hochfliegender, sittlicher Enthusiasmus rang in ihnen nach Ausdruck. Es

war ja auch nicht das Facit einer wissenschaftlichen Erkenntnis, sondern es waren Worte des Glaubens:

„Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und mag er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben.“

An dieser einen kleinen Thatsache kann man den Gegensatz der beiden Zeitalter in seiner ganzen Schärfe fassen: das Wort „tugendhaft“ zur Bezeichnung eines Wertes ist aus unserer modernen Sprache so gut wie verschwunden. Arthur Bonus würde sagen, es ist so ein Geruch nach kleinen Leuten um das Wort herum entstanden; und wenn wir auch nicht mit den Allerneusten die Konsequenzen, die in ihm liegen, als „Dienstmädchenargumente“ schlechthin bezeichnen möchten — so weit stehen wir alle unter der Macht moderner Betrachtungsweise, daß wir fühlen, es gehört nicht zum Stil modernen Geisteslebens, es deckt sich nicht mehr mit den Werten, die unsere Zeit auf geistigem und sittlichem Gebiet hervorbringt.

Es sind zwei Gedanken, die das geistige Leben der Menschheit umwerteten und umgestalteten, zwei Gedanken, die auch dem kurzen, scharfgeprägten Programm „Vertwerte dich“ zu Grunde liegen: die Erkenntnis des Gesetzes der Entwicklung und der Individualismus. Unter dem Einfluß der Evolutionstheorie lösen sich naturgemäß alle ethischen Probleme auf in psychologische, alle sittlichen Forderungen in Naturgesetze. Sie lehrt das Wesen des Menschen erfassen unter dem Gesichtspunkt der Naturnotwendigkeit, all sein Handeln als die unumgängliche Folge bestimmter Voraussetzungen, die in ferne Vergangenheit zurückreichen, in entlegenen Umständen oft wurzeln, unerreichbar seinem Erkennen, unbesiegbar durch sein Wollen. Sie hebt das Zweierlei auf von Sinnlichkeit und Geistigkeit, bei den Modernsten zeigt sie schließlich die Naturgeschichte der sittlichen und geistigen Kräfte des Menschen und zeigt, wie sie ihren Ursprung hatten im Sinnlichen, wie — um Wilhelm Bölsches Formel dafür zu gebrauchen — Blut Geist wurde. Mit dieser Formel fällt der Glaube an jede Kraft, die nicht von dieser Welt ist, die über ihren Gesetzen steht und ihre Bedingungen meistert.

Und wie in der Betrachtung der Menschheitsentwicklung der teleologische Gedanke keine Stelle mehr hat, so in dem praktischen Leben des einzelnen. Der Entwicklungsgedanke ist Voraussetzung des modernen Individualismus. Denn eben das bezeichnet das Wesen des Individualisten, daß er keinen außerhalb seiner selbst liegenden Zweck seiner Handlungen, wie etwa das Glück eines andern, die Wohlfahrt der Gemeinschaft anerkennt; das wird eben mittelbar von selbst erreicht, wenn jeder einzelne danach strebt, seine Seele zu vergrößern, die in ihm liegenden Möglichkeiten zu entwickeln, sich selbst zu verwerten.

Wenn wir diese beiden Gedanken und ihre Konsequenzen nun in dem Charakter unseres modernen Lebens erkennen wollen, so suchen wir sie am besten auf dem Gebiet der Kunst, weil alles Moderne sich hier am schnellsten und reinsten zur Geltung bringen kann.

Da sehen wir, wie überall das Interesse dem Werden, der psychischen Bewegung als solcher, ohne Rücksicht auf ihr Ziel, zugewandt ist. Der Gegenstand an sich ist bedeutungslos, die Art der Beseelung mit dem persönlichen Leben des Schaffenden ist das Fesselnde, die Kunst wird mehr als je Persönlichkeitsausdruck, Stimmungsausdruck; die Mittel, die diesem Zweck dienen, die Züge, in denen man Stimmung auszuprägen

vermag, überwiegen — oft auf Kosten der objektiven Wahrheit. So tritt in der Malerei, in der Landschaft vor allem, die Form zurück hinter der Farbe. Die Studie ist fast interessanter als das vollendete Werk, und das vollendete Werk macht oft den Eindruck der Studie.

Momente psychischer Spannung, Probleme, Situationen, Gestalten, in denen unvereinbare Widersprüche sich begegnen, sucht die Kunst auf. Die Sphinx ist ein charakteristisches Motiv unserer Sezessionisten.

Die moderne Kunst ist reicher an psychischen Problemen als die Wirklichkeit. Sie erfährt sie schärfer, prägnanter, als sie das Leben je darstellt, gelöst aus der Fülle von zufälligen Beziehungen, die sie in der Wirklichkeit verdunkeln. Und sie will psychische Probleme auch eindrucksvoller, packender, unverhüllter darstellen, als sie in der Gebundenheit konkreter Lebensverhältnisse zum Ausdruck kommen können.

So greift sie zu dem Ausdrucksmittel des Symbols und schafft sich Gestalten, wie Stuck's „Sünde“ oder „Sinnlichkeit“, wie Hauptmann's „Rautendelein“, Situationen, wie Klingers „erste Zukunft“.

Und die das thun, die noch ein psychisches Problem in seiner Totalität erfassen und ihm Gestalt geben, das sind die Robusten unter den Modernen, die Aktionsmenschen. Die ganz Nervösen und Sensitiven, wie Maurice Maeterlinck, kommen nicht so weit. Sie verlieren sich in eine einzige Situation mit ihren Stimmungsschattierungen. Ihre Kunst erschöpft sich darin, sie festzuhalten, den letzten Wellenschlägen des leise flutenden Lebens in ihr nachzugehen, den fernsten Klängen zu lauschen, die äußersten Farbenabtönungen noch wahrzunehmen, bis dahin, wo sie sich ins Ungreifbare, Unfaßbare verlieren; ja, die geheimnisvollen Schatten selbst, die Vergangenheit und Zukunft und entlegene Fernen über die Gegenwart werfen, den Beschauer empfinden zu lassen.

Immer aber erfährt die Kunst den Menschen in seiner Naturbedingtheit. Durch die moderne Kunst geht ein Protest gegen den Gedanken sittlicher Freiheit, sie sucht den Menschen unter dem unbefiegliehen Fluch erblicher Belastung oder in der Hilflosigkeit und Abhängigkeit geistiger Armut, in ohnmächtiger, von Augenblick zu Augenblick nur reichender Notwehr gegen das Schicksal oder ahnungsvoll und klaglos erliegend.

Die Greise, die Blinden und Kinder Maeterlinck's, das Hannele, der Fuhrmann Henschel sind Typen derer, über die das Ungewollte, Unbewußte hinwegschreitet, die es vernichtet.

Am greisbarsten ist dies Naturverwandte im Verhältnis der Geschlechter, und es ist fast, als wollte die moderne Kunst auf diesem Gebiet der alten, die moderne Weltanschauung der alten, ihre Kraft, ihr Recht, ihre Freiheit beweisen: wie hier Sinnliches und Geistiges sich erzeugt und mischt, davon kommt sie nicht los, in das Problem wühlt sie sich hinein mit einer oft widerwärtigen Abächtlichkeit; das staunt sie immerfort an, mit allen Sinnen in seinen Zauber versunken.

Selten überhaupt löst sich das geistige Leben ganz von der Sinnlichkeit, überall wird die Beziehung empfunden und zum Ausdruck gebracht. Charakteristisch ist es, daß der moderne Mensch die Höhepunkte seines Daseins empfindet als „Seelenrausch“. Er spricht von dem Rausch der Einsamkeit, von dem Rausch des Schaffens, immer scheint das pathologische, das nervöse Moment in der hochgespannten Empfindung das Vorwiegende.

Und nun giebt der Individualismus, jene zweite geistige Macht unseres modernen Lebens, dieser gesteigerten Fähigkeit psychologischer Analyse eine in mancher Beziehung verhängnisvolle Richtung, die Richtung auf die Betrachtung und Erforschung des eigenen Ich.

„Es ist das Pathos des modernen Menschen, sich in seine Seele zu vertiefen, um sie größer zu machen.“

Wir kennen den modernen Individualismus aus hundert Schlagworten der modernen Romanliteratur: „Ehrlich sein,“ „Sichausleben“, und die raffinierteren: „Ja sagen zu sich selbst,“ „Heilige giebt's nicht, aber Menschen giebt's, und zum Leben sind wir geboren in die lebendige, schaffende Welt.“ Aber es wäre ungerecht, wollte man ihn damit für genügend charakterisiert halten, wollte man die zum Teil lächerliche, zum Teil widerwärtige Selbstbetonung von all den Leuten, die gar nichts zu betonen haben, ihm als vollwertige Merkmale seiner Konsequenzen und Absichten zur Last legen. Er trägt feinere, vergeistigte Züge. Die muß man suchen, um ihm gerecht zu werden, und deshalb möchte ich ihn charakterisieren mit ein paar Sätzen von Ellen Key aus der jüngst übersehten Sammlung ihrer Essays:

„Die Freiheit der Persönlichkeit — dieser Ausdruck ist beinahe ein Schlagwort geworden, bevor auch die wenigsten ahnten, welchen Begriff diese Worte in sich schließen. Wieviele wissen wirklich, was es kostet, Stunde um Stunde, Tag um Tag, Jahr um Jahr zu trachten, den Inhalt dieser Worte zu verwirklichen? Wer ist wachgelegen, nachgrübelnd über das, was sein eigenes Ich ist, oder wie es wirklich zu seinem Ausdruck kommen kann?“

Seine Persönlichkeit frei zu machen, das verlangt unter anderem, angespannt den Tönen in unserem eigenen Innern zu lauschen, um den Grundton selbst zu entdecken. Und hat man diesen gefunden, dann ist die nächste Bedingung für die Befreiung der Persönlichkeit, daß man mit offenen Augen das sucht, was man braucht, und es nimmt, daß man sich in der rechten Weise für seine eigene Ausbildung nährt, daß man seinen eigenen Erlebnissen entgegengeht, sich seine eigenen bedeutungsvollen Gewohnheiten schafft und so seine Eigenart stärkt. Und andererseits, daß man jenen Erlebnissen, Studien und Gewohnheiten aus dem Wege geht, die den eigenen Stil stören oder demselben entgegenwirken würden. Die Anlage für Individualität äußert sich — wie jede andere bedeutende Anlage — in erster Linie als Vermögen der Selbstverteidigung gegenüber allem, was ihr Eintrag thun will. Der geborene Individualist . . . hat früh den Mut gehabt, seinen eigenen Schmerz und seine eigene Freude zu zeigen, seinen eigenen Geschmack und seine eigenen Fehler. Er hat sich nicht abplatteln, bleichen und abrunden lassen . . . Ein Mensch, der von der Leidenschaft erfüllt ist, ganz sein Selbst zu sein, mit allen Pulsen zu leben, sein innerstes Ich auszudrücken, hat nie ein ruhiges, aber immer ein reiches Dasein. Für ihn singt und klingt das Leben, denn er dichtet es selbst, im Fleiß des Alltags und im Rausch der großen Stunden, in den Jahren des Schmerzes und den Augenblicken der Freude. Er weiß, daß das Erlesenste, das er den andern schenken kann, zugleich das Höchste ist, was er für sich selbst zu thun vermag: wagemutig das Dasein mit stets echten — und wenn möglich — auch starken und schönen Äußerungen seiner eigensten Persönlichkeit zu erfüllen. So gewinnt er, für sich und andere, neue Lebenswerte und neue Lebensanreize. So erweitert er, nach Maßgabe seiner Kräfte, seinen Daseinswinkel, so überwindet er, soweit es ihm gegeben ist, die Hindernisse, welche das Sterbende in der Zeit dem Lebenden in den Weg legt. Ein tief selbstbewußter Mensch verlangt von andern nur Freiheit für seine Individualität. Und darum vermag weder Haß noch Hohn, weder Anerkennung noch Mißfallen ihn von seinem eigenen Wege abzulenken oder seine innere Harmonie zu erschüttern, so lange er sich seinem eigenen Pathos treu fühlt, jene Treue, die seine ganze Religion, sein ganzes Sittengesetz ist.“ —

Manch einer hat erfahren, daß es etwas Berauschesendes und Befreiendes ist um dies Evangelium von der Freiheit des Individuums, um diese Philosophie, die dem „höchsten Glück der Menschenkinder,“ der Persönlichkeit, Raum schafft, Ehrfurcht sichert, und niemand wird es leugnen, daß diese Weltanschauung eine große Aufgabe zu erfüllen hat Philistern und Bedanten, Fachmenschen und Mustermenschen und der erschreckenden Zahl von Autoritätsanbetern gegenüber, die unser öffentliches Leben allenthalben in Kirche, Beruf und Gesellschaft aufzuweisen hat.

Aber eins haben seine Befenner übersehen. Der Individualismus kann kein praktisches Programm werden; er ist im Grunde nichts als eine Psychologie des

Genies, vielleicht ursprünglich eine Psychologie Goethes, und man kann ebenso wenig nach dem von Ellen Key gegebenen Rezept eine Persönlichkeit werden, als man mit Hilfe des Nürnberger Trichters ein Dichter wurde. Der Individualismus als praktisches Prinzip ist eine Selbsttäuschung; als könnte jeder gläubige Fin-de-siècle-Mensch innerhalb der Schranken seiner Natur bewußt erreichen, was den Zauber des Größten unter den menschlichen Menschen ausmachte, den Zauber, an dem sich die Epigonen berauschen, den Zauber, den er verwirklichte, nicht, indem er sich selbst untersuchte und dann nach Diät lebte, sondern indem er sich der Welt außer ihm rückhaltlos hingab, indem er es unbekümmert wagte:

„Allen Sonnenschein und alle Bäume,
Alles Reergestab' und alle Träume
In sein Herz zu sammeln miteinander.“

Die modernen Menschen, die unzüftigen Propheten dieser, ich will nicht sagen Weltanschauung, ich möchte lieber sagen Stimmung unserer Zeit, wissen davon zu erzählen, daß es junger, feuriger Geist sei, der die Menschheit am Ende des Jahrhunderts belebe, ein Geist, der die alte Wirklichkeitswelt ergreift als einen neuen, reicheren Besitz, dem sie Entwicklungsmöglichkeiten, Zukunftshoffnungen zeigt in ungeahnter Fülle. Die modernen Menschen bezeichnen sich als die Jugend, nicht nur weil sie das Neue bringen, sondern auch, weil sie in den Autoritäten, die sie zerbrechen, das Greifenhafte, das Einseitige, das Schulmeisterliche, die graue Theorie, die dem Reichtum des Daseins nicht gerecht wird, die den vollen Genuß nicht gestattet, zu treffen meinen.

Und doch — wer von uns vermöchte aus dieser modernen Stimmung heraus mit demselben zukunftsfreudigen Optimismus das Facit der Jahrhundertbetrachtung Goethes zu ziehen: „Es sieget der Mut in dem gesunden Geschlecht.“

Diese moderne Stimmung trägt den Stempel des Epigontums, des Überreizt- und Überfättigtseins. Sie sucht wie keine andere Zeit die verlorene Unschuld. Ihre Einfachheit ist raffiniert, ihre Naivität ist geheuchelt, ihre Unbefangenheit ist gewollt, und diese Absage an alle „falsche Scham“, dies kühle Insaugefassen und Ausprechen und Ausleben alles „Natürlichen“, es ist das Ergebnis einer zerkleinernden Analyse, die die intuitive Sicherheit des sittlichen Gefühls, das allein solche Fragen entscheiden kann, in Frage gestellt und damit aufgehoben hat. Die „Moderne“ harret der Erlösung durch einen Genius, der ihr den Weg aus all der Verwirrung zeigt und die verwischte Grenze von Natur und Manier wieder klarstellt.

Sie selbst gleicht dem Jüngling vor dem verschleierte Bild zu Saïs, und von vielen ihrer Jünger gilt das Wort: „Wer erfreute sich des Lebens, der in seine Tiefen blickt?“ Wo die seelischen Kräfte, die im beständigen Anschauen von Vorgängen schärfster psychischer Spannung zu feinsten Reaktionen gereizt sind, allein nach innen gerichtet sind, wird, wie man von Amiel, jenem interessanten Typus des modernen Menschen, gesagt hat, die Seele selbst zur Wunde, an der man verblutet.

Das 18. Jahrhundert wurde geistig gesund erhalten durch seinen enthusiastischen Glauben an das Ideal, an die sittliche Freiheit, eben den Glauben, dessen die Modernen sich schmerzlich, aber überlegen lächelnd erinnern als einer Jugendeselei. Und wenn dieser Glaube an die Macht der Idee, der er diente, auch den Menschen, in dem Wollen und Können im denkbar größten Gegensatz stehen, vor dem Verzweifeln an sich selbst bewahrte, so liegt in der individualistischen Weltanschauung, die den Menschen den Quell aller Lebensenergie in sich selbst suchen heißt, eine Tendenz auf

die Vernichtung des Schwachen. „Die Starken machen wir stark und die Schwachen pusten wir um“ ruft der Individualist mit dem Sturm, der über die Felber braust im Thatenfrühling. Zarathustra versichert emphatisch, er wolle an den Wagen, der den Berg herunterrolle, noch stoßen!

Kein Wunder, daß sich eine unglückselige Pseudowahrheit im Gefolge dieses Evangeliums vom Recht des Starken verbreitet hat, die von der Tragik des Unbedeutenden, unter der mehr Menschen laborieren, als man dem Anschein nach denkt, vom weltchmerzlichen Bäckfisch und Primaner bis zu den vielen, auf die heut das Wort anzuwenden wäre „zehrt er heimlich auf den eigenen Wert in ungenügender Selbstsucht.“

Unsere Zeit ist überreich an solchen Naturen, weil in der modernen Lebensbetrachtung kein Moment liegt, das den Menschen zur Herrschaft über sich selbst zwingt. Und viele von ihnen, denen jetzt ihr Leben zerrinnt, wären vielleicht zu rüstigem, frohem Schaffen gekommen, wenn nicht der halbverstandene Niederschlag aus Philosophie und Naturwissenschaft und die Gewohnheit nervöser Selbstkritik sie von Anfang an um allen Mut zur That betrogen hätte.

Und eins noch möchte ich hervorheben, das es zweifelhaft erscheinen läßt, ob die moderne Lebensphilosophie den großen Aufgaben des modernen Lebens entspricht. Ich möchte das gleich illustrieren:

In ihren Essays zeigt uns Ellen Key Vertreter der modernen Weltanschauung, Gestalten ihrer Phantasie. Es sind charakteristischer Weise Leute der oberen Zehntausend. Sie bewohnen ein Jagdschloß, einen weißen Bau edlen Stils, der in stiller Anmut auf einer Klippe ruht, von den hohen Bäumen des Gartens und des Parks umgeben, ihm zu Füßen der See, dessen weiten Spiegel dunkle Föhren und helle Birken einrahmen. Da suchen sie im trauten Umgang das zu genießen, was sie „eine Ahnung des Himmelreichs“ nennen. Sie meinen das am besten zu erreichen, wenn sie sich im gelben Salon bei dem späten Mittagessen versammeln und dies zu einer Phantasie gestalten, bei der alle Sinne genießen und die Rede nur um die Themen gaukelt. Mikard füllt den Römer und bemerkt dazu, daß man sich auch einem Wein ganz hingeben müsse, um in seine Persönlichkeit einzudringen. „Es ist mir eine der kleinen Sorgen des großen Lebens,“ bemerkt er, „daß es Menschen giebt, für die der Wein nur ein körperlicher und andere, für die er nur ein verbrecherischer Genuß ist! Keiner von ihnen ahnt all die ästhetischen, kulturellen und religiösen Gefühle, die durch alles geweckt werden, das in sich die schönste Daseinsform der Natur zusammenfaßt: das Brod, die Früchte, den Wein, den Honig! Der, den Hugo vom Symmetos mitgebracht, giebt mir in einem einzigen süßigkeitsreichen, duftschweren, goldklaren Tropfen das ganze Sommerglück der hellenischen Erde! Ich sehe homerische Paläste, Panathenäenzüge, Perikles' Symposion, ja, wenn ich Wein dazu trinke — auch die weißarmige Hera“. Und er bedauert die Barbaren, die das Wesen des Weins nicht ahnen.

Und ich stelle neben dies Bild, neben die Lebenskünstler am lodernnden Kaminfeuer mit den funkelnden Römern, qualmende Fabrikschloten und rauchgeschwärzte Häuser und enge, häßliche, schmutzige Löcher und all die Tausende, die es sich gefallen lassen müssen, daß sie das Leben verunstaltet, sie und alle, die sie lieb haben, denen sie's besser geben möchten, daß es sie verunstaltet, körperlich und seelisch. Wer möchte nicht zornig und beschämt das Bild des gelben Salons und seiner vergeistigten Sinnlichkeit auszulöschen wünschen!

Mögen diese Höchstgebildeten, denen die Anordnung der Herbstblumen in einer Vase Stunden ihres Lebens ausfüllt, auch stilvoll träumen von einer Weltordnung, die jedem Dasein „Sonne und Blumen“ geben wird — sie werden nichts thun, um sie zu verwirklichen; es würde gewiß ihren Stil stören, wenn sie sich mit Schmutz und Dummheit und allen niedrigen Instinkten, die jene Atmosphäre wachsen läßt, ernsthaft einlassen wollten. Das pflegt selten dem Stil der Leute zu entsprechen, die in der glücklichen Lage sind, ihren Stil zu pflegen. — Und so, mag man auch dieser Lebensphilosophie eine hohe, künstlerische Bedeutung und einen gewissen Wert in Bezug auf die Vergeistigung des geselligen Lebens und des sinnlichen Genußes zuschreiben — die Aufgaben der Gebildeten unserer Zeit sind soziale, und zur Erfüllung sozialer Aufgaben wird man auf diesem Wege nicht kommen.

Wie ist nun all den Gefahren zu begegnen, die aus der rein psychologischen, naturwissenschaftlichen Betrachtung der Probleme, die eine vergangene Zeit als sittliche erfaßte, für die innere Gesundheit unseres Volkes erwachsen?

Es ist ganz thöricht, wider diesen modernen Geist als den Geist des Unglaubens und der Weltlichkeit zu eifern. Man kann Ideen, die einer fortschreitenden, geistigen Entwicklung zum Opfer gefallen sind, nicht einfach wieder in alter Kraft erneuern, man kann dem modernen Menschen die beglückende und stark machende Überzeugung: „Der Mensch allein vermag das Unmögliche“ nicht aufzwingen, durch Demonstrationen, die er widerlegen kann, die überhaupt, soweit sie Weltanschauungen betreffen, niemals überzeugend sind, niemals überzeugend sein können. Wer ernst und ehrlich an der Gesundheit seines Volkes mitarbeiten will, der hat mit dieser modernen Strömung zu rechnen, die Mittel zu suchen, die sie selbst ihm an die Hand giebt, die Möglichkeiten, die sie selbst einem heilenden Einfluß gewährt.

Und da möchte ich die erzieherische Aufgabe unserer Zeit in die Forderung zusammenfassen: Stärkt die Lebensenergie der heranwachsenden Generation, damit sie den zeretzenden Einflüssen der modernen Zeit das Gleichgewicht zu halten vermag. Wenn wir dem modernen Menschen nicht mehr das „du sollst“, das sich an seine sittliche Freiheit wendet, mit der unbeirrten Zuversicht einer vergangenen Epoche entgegenzuhalten vermögen, nun, dann heißt es einfach, die Motive in sein Handeln einführen, die die Voraussetzungen geistiger Gesundheit sind; das Ziel, das schließliche Resultat, wird dasselbe sein.

Welches diese Motive sind?

Nicht die, die der Individualist vorschlägt: sich in seine Seele vertiefen, sein Leben bewußt zu einem Kunstwerk gestalten.

Aber es giebt da ein altes Wort voll wunderbarer Tiefe und Wahrheit, ein Wort, das durch gedankenlosen Gebrauch und oberflächliche Deutung den Menschen recht fremd geworden ist, ein Wort, das im denkbar schärfsten Gegensatz steht zu dem Programm: Werworte dich. Es heißt: Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren, wer es aber verliert, der wird es finden.

Lebensenergie entzündet sich nicht aus der Selbstanalyse, sondern aus der Hingabe, der rückhaltlosen, unbekümmerten, impulsiven Hingabe an große Ziele, und den Glauben an seine Kraft gewinnt man nicht reflektierend, sondern handelnd.

Und ein Doppeltes kann dazu dienen, um den Menschen von sich selbst zu erlösen: es ist Bildung, Erweiterung und Vertiefung der Interessen, der Fähigkeit,

den großen Zusammenhang und die letzten Ziele alles menschlichen Thuns zu sehen oder zu ahnen, und es ist Erziehung zu sozialer Arbeit, zum Dienst am einzelnen oder an der Gesamtheit.

* * *

Prüfen wir nun mit Rücksicht auf diese beiden Faktoren die Lage der Frau, ihre Beziehungen zu der modernen Kultur.

Man faßt eine ganze Gruppe der kränklichen Züge des modernen Lebens zusammen unter dem Namen des Feminismus und erhebt mit diesem Wort eine Anklage gegen den weiblichen Einfluß auf die Kultur der neuen Zeit. Die Charakteristik ist richtig, aber die Anklage ist hart und ungerecht. Es ist richtig, daß die moderne Stimmung, daß gerade das Krankhafte in ihr weibliches Gepräge hat, und daß der Einfluß der Frau, notabene der nichtstuhenden, übersättigten Salondame, sie vielleicht bedeutend steigerte. Aber es ist nur natürlich — und das sollten Leute, die an das Erfassen kausaler Zusammenhänge gewöhnt sind, einsehen — so lange eben die Frau der gebildeten Stände ihr Dasein mit Nichtigkeiten auszufüllen gezwungen ist, so lange ihr eben jener Halt, den geistige und soziale Arbeit diesen Stimmungen gegenüber verleiht, entzogen bleibt. Es ist natürlich, daß die moderne Frau bei einer Bildung, die nicht zu selbständigem Denken erzieht, in einem Lebenskreis, der ärmliche Interessen bietet und ärmliche Ansprüche an ihre Leistungen stellt, in dem sie selten zum Bewußtsein einer Kraft kommen kann, eben dieser *fin de siècle*-Stimmung nur zu leicht erliegt. Ist sie doch in weit geringerem Maße als der Mann in der Lage, alle Kraft, die in ihr nach Entfaltung drängt, in That umzusetzen und so inneren Zwiespalt zu überwinden; sie hat es nicht gelernt, und das Leben bietet ihr keinen Raum dazu.

Natürlich wird das zunächst nur von der Frau empfunden, die überhaupt das Bedürfnis nach geistigem Leben hat. Es giebt ja, und es ist gewiß gut, sich manchmal daran zu erinnern, gerade in den Kreisen, die man als „Gesellschaft“ zu bezeichnen pflegt, eine große Schar von korrekten Frauen, die in dieser Beziehung mit einem Minimum auskommen und deren glückliche geistige Beschaffenheit keiner unkorrekten Zeitströmung irgend welche Angriffspunkte bietet. Aber ihre Zahl vermindert sich, muß sich vermindern. Es werden immer mehr Frauen zu voller Teilnahme an den Lebensfragen der Zeit, zu vollem, persönlichem Leben erwachen, und im Hinblick auf alle diese müssen wir mit neuer Energie für das eintreten, was die Frauenbewegung seit lange und aus etwas anderen, aus wirtschaftlichen oder den unmodernen ideologischen Gründen forderte: das unverkürzte Recht der Frau auf Bildung und Arbeit.

Wir müssen es fordern — echt individualistisch — als eine Grundbedingung der geistigen Gesundheit unseres Geschlechtes, als das Mittel, in der kommenden Generation zu schaffen, was so vielen jetzt noch mangelt, eine Kraft, die trotz aller negativen Momente moderner Bildung die Macht der sittlichen Idee tausendfach bejaht.

Nichts aber bringt es einem so schmerzlich zum Bewußtsein, was in dieser Beziehung versäumt wird, als die weitere Entwicklung der Mädchen, die die Schule verlassen haben. Es ist ganz eigentümlich, wie rasch die Frische und die Begeisterungsfähigkeit, die gerade die letzten Jahre kennzeichnete, verblaßt, wie die Unbefangenheit und die Unmittelbarkeit des geistigen Erfassens sich trübt, die geistige Spannkraft unmerklich erlahmt und wie die eigentümliche Feinfühligkeit, die gerade Kinder in diesem Alter im Erfassen psychischer Probleme in Litteratur und Geschichte zeigen, verflacht oder über-

reizt eine unnatürliche Richtung einschlägt. Das ist ganz natürlich, weil die geistige Energie, die die Schule trotz aller Mängel schließlich immer noch geweckt hat, nachher keine Nahrung weiter findet, weil der Interessentkreis sich im Verhältnis zu dem der Schule verengt, statt sich zu erweitern, weil nichts, weder resolute intellektuelle Arbeit, noch das schöne Gefühl der Verantwortlichkeit für anderer Glück den Sinn aus dem kleinen Kreise der persönlichen Interessen hinauszwängt.

Wenn doch mehr Frauen einsehen wollten, daß die Gefahren, die der heranwachsenden Generation aus der modernen Zeitströmung erwachsen, nicht dadurch aufgehoben werden können, daß man die Bücherschränke verschlossen hält, sondern überwunden werden müssen durch dies beides: durch eine Bildung, die der Frau das, was sie bisher kaum gekannt, die Freude des Erkennens, vermittelt, die sie zum Verständnis lebenswerter Ziele erzielt und durch eine Arbeit, die die geschärfte seelische Aufmerksamkeit der modernen Frau von der nervösen Betrachtung der „Bewegungen der eigenen Seele“ abzieht und auf die Leiden und Freuden anderer konzentriert, die sie lehrt, das eigene Schicksal in den großen Zusammenhang menschlichen Erlebens zu stellen. Nur so kann und wird die Frau das sichere Gleichgewicht von Begehren und Leistern erlangen und damit das Selbstbewußtsein, aus dem Lebensenergie quillt.

Alein auf diesem Wege wird sich die Befreiung der Frau vollziehen, so vollziehen, daß die Grundzüge ihres Wesens dabei nur reiner, geistiger, bestimmter herauskommen, auf diesem Wege, nicht durch Selbstanalyse wird sie die innere Freiheit, die innere Unschuld gewinnen, die sie dann auch befähigt, das moderne Problem, *κατ' ἐξοχήν*, „ihr Recht auf die Erfüllung ihrer Naturbestimmung“ mit reiner Hand zu lösen.

Hier ist der springende Punkt in dem Verhältnis der Frauenbewegung zu der feministischen Stimmung in unserem modernen Leben, die lediglich auf eine Reformation des Verhältnisses der Geschlechter abzielt. Die Frauenbewegung tritt für das Recht der Frau auf Bildung und Arbeit mit allen für ihre soziale Stellung daraus hervorgehenden Konsequenzen ein. Das Problem, dessen „moderne“ Lösung die Forderung der freien Liebe ist, muß sie und wird sie undiskutiert lassen, weil es undiskutierbar ist, weil die Reflexion darüber all die leisen Stimmen, die hier die Entscheidung fällen könnten, zerstört. Ihre Aufgabe ist, die Frau geistig so zu stärken, daß sie in der Entscheidung der Frage innerlich unabhängiger ist als — nun eben, als die Heldinnen moderner Romane, aber auch als die Schar korrekter Frauen, die sich an die erste beste gute Partie verhandeln lassen.

Daß auf diesem Wege, durch Bildung und soziale Arbeit, die Frau das erreicht, was auch die individualistische Richtung für sie erstrebt, die Schönheit der freien Persönlichkeit, eines ganzen Daseins, das darf aus der Geschichte unserer deutschen Frauenbewegung wohl schon als erwiesen gelten. Sie ist nicht von individualistischen Gedanken ausgegangen, ihre Führerinnen haben nicht wie Ellen Key wach gelegen, um den Grundton ihres Ich zu finden. Der Grundton klingt aber um so reiner und voller zu uns herüber aus ihrem Wirken. Sie haben eine Not empfunden, die vorher niemand empfand, sie haben da versucht helfend einzugreifen, wo bisher niemand half, und darin hat sich ihre Individualität bewährt. Und erst verhältnismäßig spät zeigt sich das Bedürfnis, durch psychologische Analyse zu begründen, was so selbstverständlich und natürlich erscheint. Und da ist diese Analyse ganz etwas anderes geworden als die leidenschaftliche Selbstzerfleischung der geistig und sinnlich überreizten „modernen Frau“, die schließlich in dem Weib nichts findet als das Halbtier:

„die Hälfte der Menschheit, die von allem Geistigen auf Erden ausgeschlossen ist, die verdummte, stehen gebliebene, unentwickelte Hälfte der Menschheit, die nur Körper ist — die nur Körper sein soll. für die Geist etwas Krankhaftes, Widernatürliches, Unanständiges ist, die Hälfte der Menschheit, die sie die zarte nennen — und die im Grunde die robuste, die ungegliederte, die allem Feinen, allem Lebensprüfenden, Lebenswerten, allem, was Geist und Erkenntnis ist, fremd, feindlich, dumm gegenübersteht.“¹⁾

Die arbeitende, die wirklich gebildete Frau hat den Begriff „Weib“ vergeistigt, sie hat ihn voller, umfassender, tiefer gemacht, sie hat ihm eine Stelle angewiesen in dem gewaltigen Organismus der geistigen Werte, und wenn nun die Frau ihr Wesen zu erforschen sucht, so findet sie noch immer unentwickelt, aber doch klar erkennbar die Grundform, die Bestimmung zur Mutterchaft, als die Bestimmung zu all der Arbeit in der Welt, die vorwiegend den Charakter der Hingabe, der persönlichen Hilfe, der Selbstaufopferung trägt.

Der Frauentypus der Zukunft, von dem Ellen Key so glänzende Träume träumt, wird herausgearbeitet, nicht herausgesonnen werden. Er wird die feinen Züge tragen, die die Psyche der modernen Zeit kennzeichnen, aber von seiner Stirn wird der unbefieglige Heroismus der Mutterliebe leuchten, die ewig ist, weil sie sich immerfort verjüngt an den Bedürfnissen und Leiden der Welt umher.

Das ist das Ziel — das Ziel ist wieder die Persönlichkeit, nur der Weg ist ein anderer als der, den der moderne Individualist mit siegesicherem Schritt, tief atmend, wie von einer Last befreit, oder leisen Zweifel im Herzen, suchend, tastend, beschreitet.

Und eins noch zum Schluß. Mannigfach sind die Beziehungen, die die Frauenbewegung mit dem Volksleben verbinden; sie sind wirtschaftlicher, politischer, wissenschaftlicher Art. Nur eine Gruppe dieser Beziehungen habe ich zu zeigen versucht, die zu unserer modernen, geistigen Kultur. Es liegt auf der Hand, daß diese in erster Linie nur einen kleinen Kreis von Frauen berühren, die wenigen, denen diese Bildung zugänglich ist, denen ihre Probleme zu schaffen machen. Das werden nicht die Schlechtesten sein; es werden die sein, die zum Schaffen über die Grenzen von Küche, Keller, Kinderstube und Gefelligkeit hinaus die innere und äußere Freiheit haben. Um aber diese „modernen Frauen“ zu gewinnen, um ihrer feinen Kultur gegenüber eine Macht zu bleiben, ist es nötig, daß der Frauenbewegung der Adel einer geistigen Bewegung erhalten bleibt, ist es nötig, daß in ihr das Bewußtsein ihres Zusammenhangs mit den geistigen Kulturmächten immer wieder lebendig gemacht wird. Es ist gewiß nicht leicht, einer Bewegung, die in die Massen, in das öffentliche Leben hinauswirken soll, die auf die Vertretung durch Massen in mancher Hinsicht angewiesen ist, diesen Charakter zu bewahren, sie auf der vornehmen Höhe der Geistesbildung der Zeit zu erhalten. Es ist eine alte Wahrheit, daß jede große Idee verflacht in den Händen der Vielen, die sich ihrer nachher bemächtigen. Dazu kommt, daß es ja heutzutage für Leute, die im eigentlichen öffentlichen Leben stehen, fast als Ehrensache gilt, nichts zu lesen als Zeitungen.

Und fast scheint es, als wolle dieser Ehrgeiz des Realpolitikers und die damit verbundene Geringschätzung rein psychischer Werte auch die Frauenbewegung ergreifen, als begänne auch sie zu der Fahne zu schwören, unter der die Persönlichkeit nichts ist, als stimmberechtigtes Mitglied irgend einer Organisation, und deren Gefolgschaft alles Heil erwartet von Institutionen, anstatt von vollwertigen Menschen.

¹⁾ Helene Wöhlau. Halbtier! Berlin 1899.

Sie verzichtet damit auf ihren Adel und ihre beste Kraft, denn sie wird im besten Fall Arbeitskräfte gewinnen, aber nicht Persönlichkeiten, sie wird als unmittelbar erziehlische Macht nicht mehr mitsprechen. Der wirklich Gebildete wird sich leise sträuben gegen die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft, der jede Zurückführung ihrer Forderungen auf die Basis der großen geistigen Bewegungen der Zeit als eine „überflüssige Allgemeinheit“ erscheint, wie die Geistesaristokratinnen unter den Frauen sich schon mit Widerwillen abwenden von einer weiblichen Agitations-Journalistik auf dem Niveau der Kuppiner Bilderbogen.

Ich habe zu zeigen versucht, in welchem Sinne die Frauenbewegung eine erziehlische Aufgabe an der modernen Generation hat. Ihren erziehlischen Einfluß den zersetzenden Elementen moderner Kultur gegenüber kann sie nur dann bewahren und verstärken, wenn das Wesen ihrer Arbeit das bleibt, was in dem Wort einer ihrer Führerinnen ausgesprochen ist:

„Es gehört zur Durchführung unserer Sache von unserer Seite der ganze Opfermut, der volle Nachdruck, den der feste Glaube an eine große Idee verleiht. Nur dieser Glaube kann Berge versetzen. In ihm möge jede auf ihre besondere Weise Hand ans Werk legen, immer das große Ziel vor Augen, die Frau mehr und mehr reif zu machen zur sittlichen Selbstbestimmung, sie zur freien Persönlichkeit zu gestalten. Denn eben damit machen wir sie zu ihrer höchsten Aufgabe fähig: ihre weibliche Eigenart zu lebendiger Wirkung zu bringen.“ — — — „Aber“ — und damit ist der Individualismus der ausschließlichen Selbstbetonung zurückgewiesen — „das Herz der Frau wird nie in sich selbst Genüge haben, sondern immer seinen Mittelpunkt außerhalb suchen und finden.“



Bücherhallenbewegung und Bibliothekarinnen.

Von

Helene Hühnk.

Nachdruck verboten.

Der Gedanke, die Bücherschätze auch den breiteren Schichten der Bevölkerung zugänglich zu machen, ist nicht neu. In seiner Schrift „An die Rats herrn aller Städte Deutsches Lands“ verlangt Luther nicht allein, daß christliche Schulen gegründet werden sollen, sondern auch, „daß man Fleiß und Kosten nicht spare, gute Librarien oder Bücherhäuser, sonderlich in den großen Städten, die solich wohl vermügen,“ zu verschaffen. Und 1797 betonte der spätere preussische Unterrichtsminister Julius von Massow in seinen „Ideen zur Verbesserung des öffentlichen Schul- und Erziehungswesens“ die Notwendigkeit, allen Klassen der Bevölkerung gute Lesegelegenhaiten zu bieten. Dasselbe forderte dreißig Jahre später Karl Preusker, der eigentliche Vater der Bücherhallenidee in Deutschland.

Luthers Mahnung blieb nicht ungehört. Viele deutsche Städte haben Stadtbibliotheken, von denen die älteren in Hamburg, Danzig, Braunschweig, aus der Reformationszeit datieren. Ebenso wenig sind Massows und Preuskers Worte verhallt. Sie gaben in den dreißiger und vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts die Anregung zur Gründung von Volksbibliotheken. Aber wie diese sehr bald in Stagnation gerieten und im großen Ganzen auf einem zu niedrigen Niveau gehalten

waren, so hatten die Stadtbibliotheken einen vorwiegend wissenschaftlichen Charakter, und beide Arten vermochten daher das Bildungs- und Lesebedürfnis gewisser, nicht aller Kreise zu befriedigen. Dies thut die Bücherhalle oder Bildungsbibliothek, wie Dr. Nörrenberg, einer der eifrigsten Vertreter und Förderer der Bücherhallenbewegung, die neue Anstalt lezt hin zu benennen pflegt.

Die Bücherhalle oder Bildungsbibliothek unterscheidet sich von der wissenschaftlichen Bibliothek dadurch, daß sie leichter zugänglich ist und nicht wie diese ausschließlich der fachlichen Berufsbildung und produktiven, wissenschaftlichen Forschung, sondern allgemeineren Bildungszwecken und der litterarischen, wissenschaftlichen und technischen Belehrung dienen soll. Und von der Volksbibliothek weicht sie wieder darin ab, daß sie nicht nur Ausleihinstitut, sondern mit einem Lesesaal verbunden ist, in dem die hervorragendsten Zeitschriften und Tageszeitungen, je nach den lokalen Verhältnissen und Bedürfnissen, wie Nachschlagewerke, vom Konversationslexikon aufwärts, ausgelegt sind, und daß sie vor allen Dingen auch über ein reicheres und größeres Büchermaterial verfügt. „Sie sammelt Bücher,“ sagt Dr. Nörrenberg, „die uns helfen, die Welt um uns, ihr Streiten und Streben, das Ringen der Völker, der Stände und Klassen mit einander zu verstehen; Bücher und Zeitschriften, die das große und kleine Leben um uns, Handel und Wandel, Technik und Gewerbe, Kunst und Litteratur wieder spiegeln in seinen tausendfältigen Regungen bis herab zum Radsportsport, auch Schriften, die eingreifen für und wider in die Kämpfe des Tages.“ Kurz, die Bücherhalle soll umfassend und univiersell sein im weitesten Sinne des Wortes. Sie soll über alle Wissensgebiete orientieren, alle Kenntnisse und Errungenschaften mitteilen, so daß jeder Bildung Suchende, der einfache Mann aus dem Volke sowohl als der geschulte Professor, gerade die Bücher findet, die ihm förderlich und dienstlich sind.

Ihre leichtere Zugänglichkeit liegt hauptsächlich in den liberaleren Benutzungsbestimmungen. Die Entleihung ist unentgeltlich und ohne den lästigen Pfandzwang. Verluste kommen erfahrungsgemäß nur selten vor. So sagte mir die Bibliothekarin an der neueröffneten Bücherhalle in Hamburg, daß einige Male Bücher aus dem Lesesaal mitgenommen, dann aber stillschweigend wieder hingestellt seien.

Das Bestreben zur Errichtung der geschilderten Bildungsanstalten, oder sagen wir kurz die Bücherhallenbewegung, ist bei uns neueren Datums und von Amerika und England nach Deutschland gekommen.

Prof. Meyer giebt in seinem vortrefflichen Buch „Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken“ eine detaillierte Beschreibung der englischen und amerikanischen „Public Libraries“, und über englische Volksbibliotheken speziell hat neuerdings Dr. Ernst Schulze geschrieben.

Erst in den Vierziger Jahren begann in England und Amerika fast gleichzeitig die große reformatorische Thätigkeit. Es ist William Ewarts Verdienst, nach langen Debatten für und wider ein Gesetz durchgebracht zu haben, das jeder Stadt über 5000 Einwohner die Auflegung einer Bibliotheksteuer gestattet. Die erste Public Library, die unter den Auspizien der Ewart-Bill eröffnet wurde, war die von Manchester im Jahre 1852, an deren Eröffnungsfeierlichkeiten sich Männer, wie Bulwer, Dickens und Thackeray beteiligten. Andere Städte folgten, und dreißig Jahre später zählte Großbritannien mehr als hundert Bibliotheken. In London haben von den zweiundachtzig parishes einundfünfzig die Bibliotheksakte angenommen.

In Amerika übernahm Boston die Führung. Privatleute stifteten den Bücherstock und brachten die ersten Mittel auf; außerdem schrieb die Stadt eine Steuer aus. Und die Bibliothek erfreute sich in kurzer Zeit eines solchen Gedeihens, daß sie zu den ersten Büchereien der Welt gehört. New-York, Chicago eiferten Bostons Beispiel nach, und während der letzten Jahre sind in Amerika wöchentlich zwei bis drei Bibliotheken entstanden, die in ihren Betriebs- und Benutzungsseinrichtungen das Höchste und Vollendetste zeigen, was bisher in der Bibliotheksorganisation erreicht ist.

In Deutschland wurde 1874 zu Friedberg in Sachsen der erste schüchterne Versuch gemacht, um fast zwanzig Jahre als Unikum einer Lesehalle zu bestehen. Erst

in den Jahren 1893—1895 ging die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur in der Gründung von öffentlichen Lesehallen vorbildlich voran, und jetzt bestehen nach dem Rundschreiben des statistischen Amtes der Stadt Dortmund in ungefähr vierzig deutschen Städten öffentliche Bibliotheken, darunter einige städtische¹⁾, d. h. aus städtischen Mitteln unterhaltene, und das ist das allein Gegebene und Erstrebenswerte. „Bücherhallen sollen keine Wohlthätigkeits-, sondern gemeinnützige Anstalten sein, von der Gesamtheit unterhalten und für die Gesamtheit bestimmt.“

Wie schon Luther und nach ihm Massow neben den Schulen Bibliotheken und Lesegelegheiten verlangten, so sollte es zu den Pflichten der Kommunen gehören, für öffentliche Lesehallen zu sorgen, in denen Gelegenheit geboten ist, die in der Schule erworbenen Kenntnisse in geistiger und sittlicher Hinsicht zu vertiefen, die in der Schule erweckten geistigen Kräfte zur vollen Reife zu bringen.

Die preussische Regierung hat im vorjährigen Etat zum erstenmal eine Summe von 50 000 Mark für Volksbibliotheken ausgesetzt; auch Sachsen, Württemberg, Baden haben Bücher und Lesehallen durch Geldzuschüsse gefördert, aber im großen Ganzen sind Staat und Behörden sich ihrer diesbezüglichen Pflichten noch nicht in genügendem Maße bewußt, und einstweilen bleibt es gemeinnützigen Gesellschaften und sozial denkenden Privatleuten überlassen, den Boden zu bereiten und den Grund zur späteren kommunalen Bücherhalle zu legen.

Unter den für Volkswohlfahrt und Volksaufklärung eintretenden Vereinen haben die Deutsche Gesellschaft für ethische Kultur, die Comeniusgesellschaft, die Gesellschaft für Verbreitung von Volksbildung und neuerdings der Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke sich um die Sache der Bildungs-Bibliotheken am meisten verdient gemacht, anderer kleiner und lokaler Vereine²⁾ nicht zu gedenken, während die Frauenvereine sich merkwürdigerweise wenig oder gar nicht an der Bücherhallenbewegung beteiligen. In unsern Frauenblättern erinnere ich mich keines einzigen agitatorischen Artikels, und auf den Programmen der Frauentage hat die Propaganda für Bücher- und Lesehallen nie gestanden. Und doch sollte sie schon aus dem Grunde im Interesse der Frauen und der Frauenvereine liegen, da diese Bildungsanstalten einen neuen Berufsweig für Frauen eröffnen, den der Bibliothekarin.

In Amerika, wo die männliche Arbeitskraft in hohem Preise steht, war dem weiblichen Wettbewerb im Bibliotheksdienst von Anfang an freie Bahn gelassen, und er hat über den männlichen den Sieg davongetragen. An den meisten großen Public Libraries sind Oberbibliothekarinnen. Sie nehmen die gleiche Stellung wie ihre männlichen Kollegen ein, die eines Universitätsprofessors. Miß Mary Cutler in Albany hat es sogar zu ungewöhnlichem bibliothekarischen Ruf gebracht. Sie ist Leiterin einer Bibliothekschule und Verfasserin der Bibliography of Catalogue Rules.

Das Gehalt einer Bibliothekarin in Amerika variiert zwischen 500 bis 1000 Dollars bei siebenstündiger täglicher Arbeitszeit. Bei großer Tüchtigkeit steigt es auf 1200 bis 1500 Dollars, und die außergewöhnlichen Leistungen von Miß Cutler werden noch höher honoriert.

In England liegen die Verhältnisse für weibliche Bibliothekangestellte weniger günstig. Indessen sind doch immer einige dreißig Frauen in leitenden Stellungen, unter denen Miß James, die Direktorin von Peoples Palace das gleiche Ansehen genießt wie Miß Cutler in Amerika. Sie steht auch an der Spitze des Londoner Library Bureau, das unter ihrer Leitung eine ausgedehnte Thätigkeit entfaltet.

Wie die Zahl der Bibliothekarinnen in England geringer ist, so sind auch die Gehälter niedriger. Als Maximum gilt 100 £, Durchschnitt ist 40 £ bis 80 £. Die

¹⁾ Städtische Lesehallen sind in Pforzheim, eröffnet 1873; Berlin, Mohrenstraße, eröffnet 1895; Ravensstraße, eröffnet 1898; Düsseldorf, eröffnet 1895; Erfurt, eröffnet 1897; Köln, eröffnet 1897; Charlottenburg, eröffnet 1898; Hagen in Westfalen, eröffnet 1899; Altona, eröffnet 1900.

²⁾ In Lübeck hat die Gesellschaft für gemeinnützige Thätigkeit in Gemeinschaft mit dem Verein der öffentlichen Bücher- und Lesehalle 1897 eine Bücherhalle gegründet, die außerordentlich gut besucht wird. Sie ist wöchentlich 30 Stunden geöffnet und enthält 50 Sitzplätze.

Angaben sind Miß James' Broschüre über weibliche Bibliothekare entnommen, die ein anschauliches Bild der Frauenthätigkeit im Bibliotheksfach giebt und in Zeugnissen von erfahrenen Bibliothekaren darthut, daß Frauen für dieses Arbeitsgebiet sich besonders eignen. Auch Mr. Melvil Dewey, eine amerikanische Fachautorität, hat sich dahin ausgesprochen. „Es giebt wenige Arbeitsgebiete,“ sagt er, „auf denen die Aussichten für beide Geschlechter so nahezu gleichstehen. Die höheren Zweige der Bibliotheksarbeit enthalten kaum irgend etwas, das die Frau nicht ebenso gut zu leisten vermöchte als der Mann.“

In Deutschland konnte vor einem Vierteljahrhundert von einem bibliothekarischen als besonderem, selbständigem Beruf auch für Männer noch kaum die Rede sein, und vergebens suchte ich in der Geschichte gelehrter Frauen nach, ob die eine oder die andere sich durch Gründung oder Aufstellung von Büchersammlungen einen Namen gemacht. Nur in meiner Heimat Schleswig-Holstein erregte es in den Sechziger oder Siebziger Jahren Aufsehen, daß eine gelehrte Hamburger Erzieherin dem Prinzen von Auer bei Ordnung seiner wertvollen orientalischen Bibliothek gute Dienste geleistet hatte — und dann seine Gemahlin geworden war.

Es war eine von Anton Klette, damals Bibliothekar in Jena, anonum erschienene Flugchrift (die Selbständigkeit des bibliothekarischen Berufes, mit Rücksicht auf die deutschen Universitäts-Bibliotheken. Leipzig. Teubner 1871. Als Jubiläumsausgabe neu aufgelegt. Marburg 1897), die den ersten Anstoß zur Ausbildung eines eigenen bibliothekarischen Berufsstandes gab, der im Laufe der letzten Jahre von einer Barriere fast unüberwindlicher Schwierigkeiten umschlossen ist. Nichtsdestoweniger ist kürzlich im Ministerium erwogen, Frauen an wissenschaftlichen Staatsbibliotheken anzustellen, und Geheimrat Dazko in Göttingen wie Geheimrat Steffenhagen in Kiel stehen dieser Erwägung freundlich gegenüber. Selbstverständlich wird dieselbe Vorbildung, die von den männlichen Bibliothekaren verlangt wird, vorausgesetzt, d. h. es können nur studierte Frauen, vornehmlich Philologinnen, in Frage kommen, die, gleich den männlichen Kandidaten, nach bestandnem Doktorexamen einen zweijährigen Bibliothekskursus in Göttingen absolvieren und sich einer Reifeprüfung unterziehen müssen.

Dagegen sind die Stellungen an Bücherhallen und Bildungsbibliotheken auch andern gebildeten Frauen zugänglich. Ja, nach einem Artikel von Dr. Kerber in der Frauenbewegung, Jahrgang V Nr. 17, könnte man glauben, daß ihre Pforten schon offen ständen, um die arbeitswilligen Frauen zu empfangen. Das ist aber keineswegs der Fall, denn erstens giebt es noch gar nicht so viele Bücherhallen und zweitens sind auch nicht alle Frauen zum Bibliotheksdienst berufen.

Wer sich die bibliothekarische Arbeit als eine angenehme Art der Beschäftigung vorstellt, verbunden mit dem leichten Erwerb eines ansehnlichen Taschengeldes, der irrt gewaltig. Leicht ist die Bibliotheksarbeit nicht, sie stellt im Gegenteil die größten Anforderungen an Körper- und Geisteskräfte und verlangt ein ansehnliches Maß von Kenntnissen. Daneben ist eine gute technische Vorbildung unerlässlich. Wie und wo diese für unstudierte Frauen zu erreichen ist, darüber geht Herr Dr. Kerber mit der Empfehlung eines praktischen Kursus unter Leitung eines Fachmannes leicht hinweg.

Ist dieser Kursus privatim, so kann er kaum erschöpfend sein. Ob etwas von der von Prof. Göttinger angekündigten Hochschule für Bibliothekswesen und Museumsverwaltung zu erwarten ist, muß dahingestellt bleiben. Die beste Schulung ist jedenfalls eine sechs- bis zwölfmonatliche Lehrzeit an größeren Bücherhallen, wo freiwillige Hilfskräfte stets willkommen sein werden.

Mit der praktischen muß eine theoretische Ausbildung Hand in Hand gehen. Diese kann nun allerdings durch Privatvorträge gewonnen werden, unterstützt durch das Studium der einschlägigen Litteratur. Eine ausführliche Abhandlung über die historische Entwicklung der Bibliotheken und über Bibliothekswissenschaft giebt Ebert in der „Allgemeinen Encyclopädie der Wissenschaften von Ersch und Gruber. Leipzig 1828, Th. 9.“ Ebert hat auch über die Bildung des Bibliothekars, Leipzig 1820,

ein noch heute beachtenswertes Buch geschrieben. Von neuen Werken enthält Gräsel, Grundzüge der Bibliotheklehre mit bibliographischen und erläuternden Anmerkungen (Neubearbeitet in Dr. Julius Bezolds Katechismus der Bibliothekenlehre, Leipzig 1890) alles Wissenswerte. Er giebt zugleich eine kritische Übersicht der älteren Bibliotheklehren und nennt im Anhang die wertvollsten Erscheinungen auf dem Gebiete der Bibliographie, deren gründliche Durchsicht die angehende Bibliothekarin nicht veräumen darf. Eine verbesserte Auflage ist in Vorbereitung. Sehr gut ist die französische Bearbeitung von Jules Laude. Manuel de Bibliothécomie. Paris 1897.

Von Schriften über die Bücherhallenbewegung empfehle ich:

Reyer. Entwicklung und Organisation der Volksbibliotheken. Leipzig 1893.

Tewß. Volksbibliotheken. Langensalza 1894.

Afchrott. Volksbibliothek und Volklesehalle, eine kommunale Veranstaltung. Berlin 1896.

Bonfort. Das Bibliothekwesen in den Vereinigten Staaten. Hamburg 1896.

Dr. Ernst Schulze. Englische Volksbibliotheken. Berlin 1898.

Koß. Öffentliche Bücher- und Lesehallen. Hamburg 1897.

Nörrenberg. Die Volksbibliothek, ihre Aufgabe und ihre Reform. Kiel 1895—1896.

Derselbe. Die Bücher- und Lesehalle, eine Bildungsanstalt der Zukunft. Köln 1896.

Derselbe. Die Bücherhallen-Bewegung im Jahre 1897. Berlin 1898. In den Mitteilungen der Comeniusgesellschaft.

Zu empfehlen ist ferner die fortlaufende Lektüre des Centralblattes für Bibliothekswesen, herausgegeben von D. Hartwig, dem seit dem 1. Januar d. J. „Blätter für Volksbibliotheken und Lesehallen,“ herausgegeben von A. Gräsel, als Beiblatt beigegeben sind.

Auch durch den Besuch von öffentlichen und wissenschaftlichen Bibliotheken — Einsichtnahme in die Kataloge, Vertrautwerden mit dem Ausleihsystem u. s. w. — kann sehr viel angeeignet werden.

Ist also eine technisch-praktische Schulung in der Kunst, eine Bibliothek zu verwalten, unentbehrlich, so bedarf die Bibliothekarin in eben demselben Maße der literarischen und wissenschaftlichen Vorbildung. Sie muß eine gründliche Kenntnis der schönen Litteratur aller Zeiten und Völker in ihren Hauptwerken haben. Sie muß beschlagen sein in der Geschichte, der Geographie, der Kunstgeschichte, der Naturwissenschaft, der Sozialpolitik, der Technik u. s. w. Sie muß mit der periodischen Litteratur und dem Zeitungswesen bekannt sein. Sie muß in ihrer Heimat und der Heimatkunde Bescheid wissen und selbst alles sammeln, was im Orte und über den Ort gedruckt ist, was es an historischen Denkmälern, kulturgeschichtlichen Beiträgen, an fachwissenschaftlichen Überlieferungen giebt. Ferner sollte die Bibliothekarin über den Stand der Frauenbewegung auf dem Laufenden sein und Sorge tragen, daß die einschlägige Litteratur angeschafft, die betreffenden Blätter gehalten und ausgelegt werden. In der öffentlichen Lesehalle zu Jena werden sechs Frauenzeitschriften und sechs über Frauenbewegung gehalten: Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine; Die Frau; Die Frauenbewegung; Die Lehrerin in Schule und Haus; Neue Bahnen; Die Gleichheit. In Hamburg liegen Die Frau, Die Frauenbewegung, Das Centralblatt als Geschenke aus und in der ausschließlich von Männern geleiteten Altonaer Lesehalle fand ich „Die Frau“ unter den ausgelegten Zeitschriften und Tageszeitungen.

Die Bibliothekarin muß sprachgewandt sein. Sie sollte die fünf Hauptsprachen Europas, die nordischen Idiome für eine Sprache gerechnet, wenigstens lesen. Auch etwas Latein ist wünschenswert.

Von moralischen Eigenschaften müssen Fleiß, Ausdauer, Gewissenhaftigkeit und strenge Ordnungsliebe ihr innewohnen. Dann muß sie zugänglich sein. „Ihre Stellung zu dem Leser sei diejenige des sprüchwörtlichen Freundes in der Not.“ Sie muß ihm in der Lektüre Berater und Pfadfinder sein zu dem verschlossenen Paradies der Bildung.

Ebert hat für Bibliothekare den Wahlspruch aufgestellt: *aliis inserviando consumor* (dem Dienste anderer gehört mein Leben); ihn mögen auch die Bibliothekarinnen beherzigen.

Die erste deutsche Bibliothekarin war, soviel mir bekannt ist, Fräulein Bona Peiser, die mit Bibliothekar Dr. Jeep die von der ethischen Gesellschaft gegründete erste Berliner Lesehalle einrichtete und derselben mit Bibliothekar Dr. Böhme weiter vorsteht. Angeregt durch Fräulein Bonforts oben genannte Broschüre widmete sich dann Fräulein Lazarus aus Hamburg dem Bibliotheksfach, arbeitete in Berlin unter Dr. Böhmes und Fräulein Peisers Leitung und war mit Dr. Nörrenberg bei den Einrichtungsarbeiten der Hamburger Bücherhalle thätig, wo sie jetzt angestellt ist. Gleichzeitig traten Fr. Noske in Königsberg und Fr. Zolleis in Düsseldorf in den Bibliotheksdienst.

Außerdem wirken Bibliothekarinnen in Jena, Nürnberg, Stuttgart, Gotha (unentgeltlich), Breslau. Und an den meisten Bücherhallen sind auch noch Hilfsbibliothekarinnen und Assistentinnen beschäftigt.

An den sechs städtischen Volksbibliotheken in Breslau ist zur Übernahme der Funktion als Bibliothekarin eine Vorbereitungszeit durch sechsmonatliches Hospitieren vorgeschrieben. Dadurch soll der gesamte Dienst, sowie die Zusammensetzung der Bibliothek kennen gelernt werden. Nach vollendetem Vorbereitungsdienst werden die Hospitantinnen vom Kuratorium einer Prüfung unterzogen und dann nach Bedarf mit einer Hilfsfunktion betraut.

In Österreich hat Prof. Reyer seit 1895 Frauen im Bibliotheksdienst beschäftigt; wie er mir schreibt, mit gutem Erfolg. An der Wiener Universitätsbibliothek dürfen neuerdings Frauen als Volontäre arbeiten und dem neuerschienenen Adreßbuch der Bibliotheken der österreichisch-ungarischen Monarchie¹⁾ zufolge sind an mehreren der altberühmten böhmischen Bibliotheken Bibliothekarinnen angestellt.

Die Arbeitsleistung der deutschen Bibliothekarinnen variiert zwischen 16 und 40 Stunden wöchentlich, und dementsprechend ist auch die Besoldung verschieden. Nach einer Rundfrage hat sich 1800 Mark als Maximum, 300 Mark als Minimum ergeben. Pensionsberechtigt ist bis jetzt keine Stelle; die meisten Bibliothekarinnen sind verpflichtet zu kleben.

Alles in allem aber bietet der bibliothekarische Beruf ein geeignetes Arbeitsfeld für die Frauen; die wissenschaftliche Bibliothek für die studierten, die neuentstehenden Bücher- und Lesehallen für Frauen mit guter Allgemeinbildung. Und darum möchte ich zum Schluß den Frauenvereinen noch einmal ans Herz legen: Beteiligt euch an der Bücherhallenbewegung und helft als neuen Frauenberuf schaffen den der Bibliothekarin.

¹⁾ Herausgegeben von Bohatta und Holzmann. Wien 1900.



Moderne Frauenlyrik.

Von

Dr. Heinrich Meyer-Göttingen.

Nachdruck verboten.

Wenn man über „Frauenlyrik“ schreiben will, so sind zwei verschiedene Standpunkte möglich, von denen aus man das Thema ins Auge fassen kann: der litterarische und der kulturhistorische. Man kann entweder den Accent auf den zweiten Teil der Zusammensetzung legen, die weibliche Lyrik als eine besondere Art der Lyrik betrachten und die Frage stellen: welches sind die wesentlichen und unterscheidenden Züge, die ihre Sonderart ausmachen? Oder man kann sie unter dem Gesichtspunkt der Frauenfrage behandeln, als einen Spezialfall der weiblichen Kulturthätigkeit, eine Probe der weiblichen Leistungsfähigkeit, ein Argument für die Zukunftsaussichten der Frauenbefreiung, eine Waffe im Kampfe dafür. Beide Untersuchungen sollen hier nicht geführt werden; vielleicht bietet der Schluß zu einer Andeutung Gelegenheit. Ebensovienig soll hier ein litterarhistorischer Überblick über die Leistungen der Frau auf diesem Gebiet gegeben werden; das wäre — selbst bei der Beschränkung auf die deutsche Lyrik der Gegenwart — auf so engem Raum ein allzu vermehres Unterfangen. Was hier versucht werden soll, ist vielmehr nur die Aufstellung einiger Leitsätze, um einen Überblick über das weite, zu durchwandernde Gebiet zu gewinnen, den Stoff zu gliedern und in Gruppen zu sondern, und dadurch für eine bessere Auffassung und Würdigung des Einzelnen wie des Ganzen den Boden zu bereiten.

Die heute lebenden weiblichen Lyriker lassen sich leicht in zwei Generationen scheiden. Die ältere zählt manche Namen von gutem Klange; ich greife, als ihren Vertreter, nur eine, heute wohl die berühmteste, heraus: Solde Kurz.

Sie ist allgemein als eine der ersten anerkannt, nicht ohne Grund. Eine edle, vornehme Sprache, eine sorgfältig durchgebildete und ausgefeilte Form und, nicht zum wenigsten, echte, natürliche, warme Empfindung zeichnen fast alle ihre Gedichte aus und erheben sie weit über den Troß ihrer Mitbewerberinnen und besonders ihrer Vorgängerinnen. Dennoch will es mir scheinen, als ob ihr anmutiges Talent im allgemeinen überschätzt würde.

Denn trotz all jener unleugbaren und blendenden Vorzüge habe ich bei ihr nicht den Eindruck einer starken, ausgeprägten Persönlichkeit, einer fruchtbaren Eigenart gehabt. Was sie bietet, ist fast immer schön und untadelig; aber es sind Gedanken und Empfindungen, die schon vor ihr gedacht und empfunden sind, ausgedrückt in einer Sprache, die ebenfalls nicht neu und selbstgeschaffen ist. Überall verrät sie eine ausgebreitete Kenntnis der dichterischen Leistungen und Formen aller Zeiten, einen feinen, gebildeten Geschmack. Aber das ist es doch nicht, was einen großen Dichter ausmacht. In einem längern Gedicht: „Aus der Kindheit“ zeichnet sie sich selbst inmitten einer ausgelassenen, lärmenden Kinderschar, wie sie Scenen aus Homer auführt, und apostrophiert sich „du seltsam Kind!“ Gewiß seltsam, weil selten bei einem Mädchen; aber wer würde sich eine zukünftige Dichterin nicht lieber als ein in selbstbeschiedner Einsamkeit die Natur suchendes Kind denken, denn als einen Blaustrumpf fast schon in der Wiege? Und solche Reminiszenzen, namentlich an die Antike, durchziehen all ihre Gedichte; sie geben ihnen den edlen, „klassischen“ Anstrich; sie verdecken zugleich den Mangel an Originalität, die Unfähigkeit, sich eine eigne, naturwüchsige

Bilder- und Formensprache zu schaffen. Und derselbe Mangel an ureigner, selbstschöpferischer Gestaltungskraft ist auch Schuld, daß ihre Empfindungsmittel meist in behaglicher Breite auseinander fließt, selten sich zu knappem, präzisem Ausdruck verdichtet. Man nehme nur den Cyklus „Asphodill“, ihre gerühmteste und wohl wirklich ihre beste Leistung. Es sind Grabgedichte auf einen früh gestorbenen Geliebten, der darin als begabter, nach dem Höchsten strebender Künstler erscheint.

Niemand kann sich des Eindrucks erwehren, daß hier wirkliche, innige Empfindung spricht. Aber schon der Titel deutet an, daß die Dichterin auch ihr eigenes Erleben und ihr echtestes Gefühl nicht ohne geborgte Lappen fremden Kostüms darstellen kann. Der heitere Gesichtsausdruck des Toten erweckt ihr die Vorstellung (Seite 213):

„Ja, wie dir jedes Frauenherz gewogen,
Ich seh's, hast du die Parze selbst erweicht.“

Vier Seiten weiter heißt es:

„Das Glück mit albernem Despotenwize
Sing überm Haupt mir auf des Schwertes Spitze,
Als mich der Glanz des Freudenmahls umflitter.“

Beide Wendungen sind sehr geschmackvoll und wirkungsvoll verwendet; aber sie sind doch nicht eignes Gewächs. Und so gelingt es ihr doch trotz aller Gefühlswärme nicht ganz, von den 44 Seiten, die diese Gruppe einnimmt, die Monotonie und die Ermüdung fernzuhalten. Eins der schönsten und ergreifendsten ist gewiß „Die erste Nacht“ (Seite 223), die erste nämlich, die der Geliebte im Grabe gebettet ruht; und doch, wie wenig erreicht es die unheimliche, suggestive Gewalt der Szenen im vierten Akt des „Brand“, wo die Gedanken der Agnes in schmerzlicher Verwirrung bei dem beschneiten Grab ihres Kindes weilen! Und überhaupt, diese ganzen Grabgedichte — wie matt und wenig intensiv erscheinen sie neben den wenigen, kurzen Strophen, in denen Sturm ähnliche Erlebnisse gestaltet und auf kleinstem Raum die größte Kraft lyrischer Wirkung konzentriert hat! Mir scheint, daß die Dichtung von Isolde Kurz durchaus den Stempel des Epigontums trägt; freilich darf sie in diesem Rahmen zum Besten gerechnet werden.

In dieselbe Kategorie möchte ich auch eine andere Dichterin weisen, die neuerdings viel von sich reden gemacht hat: die Österreicherin Marie Stona. Die kürzlich erschienenen „Lieder einer jungen Frau“ enthalten einige wirklich schöne Gedichte, dürften aber doch das gewöhnliche günstige Urteil kaum rechtfertigen. Daß die Dichterin rückhaltlos und unverhüllt die Blut ihrer Liebe in ihren Versen ausströmt, als man es bisher von Frauen gewohnt war, ist richtig; doch möchte ich es nicht so hoch anschlagen und mehr für einen kulturellen als einen ästhetischen Fortschritt halten, mehr für ein Verdienst der Zeit, die, freier und ehrlicher geworden, auch vom Weibe nicht mehr die verschämte Zurückhaltung und Verschweigung echter Sinnlichkeit fordert, als der Dichterin, die sich der veränderten Forderung angepaßt hat. Besonders neue und tiefe Offenbarungen der Geheimnisse der weiblichen Psyche werden uns hier nicht zu teil; dazu ist ihr Empfinden zu wenig nüanciert. Namentlich die Eifersuchtslieder wirken stellenweise geradezu beleidigend durch das Fehlen jedes feineren Gefühls, jeder persönlicheren Note. Auch ihre Kindergedichte kann ich nicht für mehr als zum Teil recht niedliche Schnäcke und Anekdotchen halten; von der tieferen, eigenartigen Poesie des Kinderlebens, die neuerdings ein Größerer entdeckt hat, ist nichts darin.

Wir verlassen die Regionen der gebildeten Dichtung. Neben ihr sproßt und keimt es überall in den untern Volksschichten; die unzähligen Volks- und Naturdichter und -Dichterinnen, die Jahr für Jahr „entdeckt“ werden, sind ein wesentlicher Zug in der litterarischen Physiognomie unsrer Zeit. Unter den letzteren haben zwei allgemeines Interesse und eine höhere Auflagenziffer erreicht: die Ostpreusin Johanna Ambrosius und die Friesin Etine Andersen. Wir können von dem häßlichen Zeitungs-

freit, der sich um erstere entsponnen hat, absehen und ohne Bedenken zugestehen, daß sie ein recht hübsches, anerkanntes Talent hat. Nur ist sie nicht gerade das, was man von einer richtigen Volksdichterin erwartet: neu, originell, naturwüchsig. Was sie singt, sind im allgemeinen „alte, liebe Lieder;“ viele verraten die Bauerfrau mit Volksschulbildung nur durch sprachliche Härten, manche hätten ohne weiteres von einer hoch gebildeten Dame gedichtet sein können. Alle die Härten und formellen Mängel, die man bei einer Volksdichterin erwartet und zu verzeihen im voraus geneigt ist, sind bei ihr selten, aber auch die spezifischen Vorzüge einer solchen finden wir bei Johanna Ambrosius nicht; auch sie bietet nichts anderes als Epigonenpoesie. Dasselbe gilt von Etine Andersen, die nur noch glatter und vielleicht noch weniger persönlich ist.

Vielleicht hätte auch Johanna Ambrosius nicht in dem Grade Erfolg gehabt, wenn nicht inzwischen eine andre „Volksdichterin“ auch in Deutschland bekannt geworden wäre, die mit einem Schlage den bisher unbekanntem Stand zu Ehren und Ansehen gebracht hat. Zwar gehört Ada Negri der italienischen Literatur an, doch war ihre Erwähnung hier nicht zu umgehen, nicht nur wegen des ungebeuten Aufsehens, das sie auch in Deutschland gemacht hat —, von der Übersetzung konnte schon ein halbes Jahr nach der ersten eine dritte Auflage erscheinen, obwohl die Übersetzerin ihre sehr schwierige Aufgabe nicht ganz gelöst hat —, sondern auch deshalb, weil sie eben dadurch für die Beachtung und Beurteilung der weiblichen Lyrik, der Volksdichtung, ja, der Lyrik überhaupt, auch bei uns erodemachend geworden ist.

Ada Negri hat in der That auf den Namen einer Volksdichterin Anspruch, in ganz anderm Sinn als die Vorerwähnten. Aber man denke dabei nicht an eine kunstlose, volksliedartige Form; ihre Gedichte sind fast alle in kunstmäßigen, regelrechten, zum Teil in recht kunstvollen Strophen abgefaßt und lassen selbst in der Übersetzung eine sichere, souveräne Herrschaft über Sprache und Metrik abnen. Vielmehr ist es der gänzlich neue Inhalt, der ihnen ihren Wert giebt; das gewaltige Temperament der Dichterin, das jede Zeile durchdringt und befeuert. Die väterliche Tochter der Fabrikarbeiterin, die vom Reich des Lebens die bitterste Heise gekostet hat, die sich dann durch eigne Thatkraft, mit eiserner Energie aus dem tiefsten Abgrund der Not emporgearbeitet hat, zuerst zur Dozentin, jetzt zur unabhängigen Schriftstellerin und europäischen Berühmtheit, dieses junge Mädchen mit dem ganzen Feuer seines Heldenmutes und zugleich mit dem vollen Reichtum seines Lebenserdens, und mit ihm die ganze Umgebung von Not und Elend, von Entbehrung und strenger Arbeit, sie gewinnen in ihren Gedichten eine mächtige, lebendige Sprache. Gegen diesen hinreißenden Schwung, diese flammende Arbeit erkennt die gewöhnliche soziale Tendenzdichterei, z. B. eines Karl Gensel, als matte, nutzlose Ubrast und Pose. Aber es ist auch nicht ein heißer Verwehlschmerz aus der Tiefe der Not oder das Stöhnen eines vom Leben gebrochenen Menschen, was sich hier verlautbart. Der Grundton, auf den die ganze Sammlung gestimmt ist, in dem sich auch alle Trauer und Klage, alle Sehnsucht und Urube, alles Zweifel und Entlagen auflöst, ist ein fester, kampfesfreudiger und hegehöcherer Mut, jener stolze, mannbräute Wille zum Leben, der auch den Willen zum Tode entscheidet. Gleich das erste Gedicht „Schicksal“ (danach der Titel der Sammlung) laßt diesem Gedanken einen Ausdruck von monumentaler Größe. Es ist gleichsam der Genius des Proletariats selbst, der hier Gestalt annimmt, der Geist jener Klasse, die in jeder Mannesarbeit und heißem Heldenkampf sich aus der äußersten Bedrängung erweckungen hat zu einer gewaltigen Weltmacht —, nur befreit von den Fesseln der Materie, von Erden-schwere und Erdenfchmutz —

„Aufstehen hat es jetzt gegen
Jedem Beschäftigten.“

Ada Negri steht inmitten einer Amofsbäre von Sturm und Drang; gegenüber jenen Nachzügeln vergangener Kultur stellt sie die gewaltige Gebrung einer neuen Zeit dar, die eine neue Kultur gebären wird. Da ihr still hat das Leben

und Gestalt gewonnen. (Doch ist sie für die Arbeiterkunst von noch größerer Bedeutung als gerade für Frauendichtung.) In Deutschland haben wir keine Künstlerin dieser Art von gleichem Range. Wohl giebt's auch hier einzelne feine, anziehende, eigenartige weibliche Dichtergestalten, in denen ein Neues zur Gestaltung drängt, aber gerade die künstlerischen Qualitäten sind bei ihnen meist gering. Zu den anziehendsten unter ihnen gehört jedenfalls Maria Janitschek. Ein ganz eigener Zauber, eine starke Suggestivkraft geht von ihren Werken aus. Er beruht auf der eigentümlichen Verbindung von sinnlicher Blut und grüblerischem Tiefsinn, auf dem leidenschaftlichen Ringen mit ihren Problemen. Besonders sind es zwei Gebiete, denen ihr Mühen und Forschen gilt, auf denen sie unermüdblich Neues entdeckt; die Geheimnisse des



Maria Janitschek.

Geschlechtslebens sind das eine, das andre die Mysterien und Rätsel des religiösen Empfindens. Und doch merkt man bei ihr mehr den Eifer und die Unrast des Suchens, als das Glück des Findens. Denn es fehlt ihr eben, und gerade ihr in besonders hohem Grade, die Gabe der Gestaltung. Wenn schon in ihren Erzählungen die Träger der Probleme mehr als Visionen, als schattenhafte Traumwesen erscheinen, denn als leibhafte Menschen, so wollen in ihren Gedichten die Züge noch weniger zum klaren, gegliederten, einheitlichen Bilde zusammengehen. Selbst die mangelnde Sorgfalt in Sprach- und Versbehandlung stört oft. Die meisten ihrer Gedichte sind längere Erzählungen im Stile ihrer Novellen; glücklicher sind im allgemeinen die kürzeren, mehr liedartigen. Doch sind auch hier meist nur einzelne Stellen von reiner, oft tiefer Wirkung; dann verlieren sie

sich wieder in Unklarheit oder Ungeschmack. Vollendet schön ist vielleicht nur eins, „Trost“ (Seite 80); es ist zugleich das kleinste, das geformteste und das am wenigsten charakteristische der Sammlung.

Ähnliches läßt sich in vielen Beziehungen von Ricarda Huch sagen. Auch bei ihr ist es ein individuelles Ethos, eine eigne Art, Welt und Leben aufzufassen und anzufassen, was ihren Reiz und Wert ausmacht. Auch in ihr ist der Künstler nicht ganz zur Reife gediehen. Auch sie hat sich in Erzählungen und Gedichten versucht, und wiederum sind jene die besser gelungenen. Sie erfreuen hauptsächlich durch eine bewußte, altertümliche Stilisierung, gleichsam ein malerisches Maskentostüm, durch eine dämmerige Mondscheinromantik, die den Mangel an Plastik weniger fühlbar macht. Ihrer Lyrik geht dieser Reiz ab. Doch sind einige Lieder von ausgeprägter Eigenart und herber, kraftvoller Frische darunter.

Hiermit hätte ich die Übersicht vor einem Jahre schließen können. Aber gerade damals — die buchhändlerische Auszeichnung ist vom 10. August 1898 — erschien ein Bändchen, das wiederum mit einem Schlage das ganze Bild veränderte: Gedichte von Anna Ritter.

Der Name war mir bis dahin ganz unbekannt; ein begeisterter Trompetenstoß von Karl Bussé in der „Nation“ machte mich auf sie aufmerksam und veranlaßte mich zu näherer Bekanntschaft. Schon die würdige Art ihres Auftretens machte einen überaus vornehmen Eindruck: nicht mit eilfertig ungeduldiger Hast die ersten, unreifen Früchte des Talents zusammenraffen und noch grün der Druckerpresse übergeben, nicht sich in Almanachen und Zeitschriften verzetteln und durch gute Freunde seinen Ruhm vor sich her posaunen lassen, sondern sogleich mit einer gesammelten Leistung, dem reifen Ertrage fruchtbarer Jahre hervortreten, und dann ohne Affektation und Pose, ohne Vorwort und geistreiche Titelwige, ohne Illustration und Ausstattungsschrollen, — das alles ist man heute leider wenig gewohnt. Obwohl die Lobrede Busses von echter Bewunderung und gediegenem Urteil zeugte, nahm ich dennoch, durch manche Enttäuschung gewarnt, das Büchlein mit leisem Mißtrauen zur Hand; aber als ich mich erst hineingelesen hatte, erkannte ich bald, daß Bussé nicht zu viel gesagt hatte, sondern im Gegenteil zu wenig. Denn Anna Ritter ist in der modernen deutschen Frauenlyrik eine ganz einzige Erscheinung. Nach all den Epigonen, die mit mehr oder weniger Anmut und Geschick bequem in ausgetretenen Geleisen wandern, nach all den tastenden Pfadsuchern und Pfadfindern, die durch ungebahnte Wildnis sehnsüchtig nach dem verheißenen Lande streben, erscheint hier auf einmal ein wirklicher Künstler, der mit der naiven Sicherheit des ursprünglichen Talents seinen eignen Weg geht. Es ist schwer, über ihre Gedichte im einzelnen viel zu sagen. Einmal bieten sie stofflich wenig Neues. Was sie ausfüllt, ist zumeist der urewige Inhalt des Frauenlebens, das alte Lied von der Liebe Lust und Leid, der unerschöpfliche Brunnquell, aus dem alle Lyrik aller Zeiten ihren besten Lebenssaft geschöpft und den auch alle Dichtung der Zukunft nie erschöpfen wird, so lange noch wahrhafte Künstler das ewig gleiche Menschenlos in eigner Weise erleben und in eigne Formen bannen werden. Diese Kunst, das Alte und Allgemeine auf neue und ganz persönliche, und doch zugleich allgemein-giltige und wie selbstverständlich erscheinende Weise zu sagen, hat immer und überall das Geheimnis aller wahren Dichtung ausgemacht. Nur ein Beispiel zur Erläuterung. Es war die Rede von dem Trauerzyklus „Asphodill“ von Holde Kurz. Sein Inhalt ist der in Gedichten dieser Art seit Alters herkömmliche; zum eisernen Bestande gehört der auch in ihm mehrfach wiederkehrende Gedanke: „Ich



Anna Ritter.

weine nicht um Dich, Du hast es ja jetzt gut.“ Dagegen halte man folgendes Gedicht von Anna Ritter (Seite 41):

Ich aber denke . . .

Sie sagen mir, du sei'st geborgen nun
Vor allem Leid, ein friedevolles Ruh'n,
Ein Sonnentraum sei über dich gekommen,
Seit dir der Tod die Bürde abgenommen,
Die Leben heißt. Du führtest, sagen sie,
Ein neues Dasein voller Harmonie,
Du wandeltest in wunderbaren Hallen,
Darin die Lieder der Erlösten schallen.
So sagen sie, und ach, viel Schön'res noch.
Ich aber denke heimlich, heimlich doch,
Daß aller Glanz, der jene Wände deckt,
Dir nicht die Erde und dein Weib versteckt,
Dein Weib, das draußen steht! Mit ihrem Trauern
Die Hallen füllt und an die ew'gen Mauern,
Die zwischen Tod und Leben sind getürmt,
Mit dem Verzweiflungsmut der Sehnsucht stürmt.

Wie überraschend neu ist die Wendung! Und doch, sie braucht nur ausgesprochen zu werden, um sofort zu überzeugen und jenen alten Gedanken in seiner Nichtigkeit und Unwahrheit erscheinen zu lassen. Es ist ja wahr, wir können gar nicht an die Seligkeit eines so geliebten Toten glauben, es ist eine Redensart, die wir uns immer wieder einreden lassen, wir reden es uns selbst ein, meinen es zu glauben, aber unser inneres, untrüglisches Gefühl weiß es besser, wir belügen uns nur selbst.

Anna Ritter hat dem toten Geliebten noch mehrere Lieder nachgesungen, einige davon gehören zu ihren allerschönsten. (Besonders: „Wach' auf, mein Lieb.“ Seite 52.) Entzückend duftig und grazios ist ferner „Der erste Ball“, eine Reihe von sechs ganz kleinen, feinen Miniaturbildchen. Eine neue Gebietseroberung sind vor allem die Sturmlieder zu Anfang des zweiten Buchs, Lieder von prachtvoller Kraft und hinreißendem Schwunge. Aber ich verzichte auf eine weitere Aufzählung von Einzelheiten, um noch einer allgemeinen Bemerkung Raum zu geben. Es ist deswegen so schwer, Lyrik zu beurteilen und darüber zu reden, weil das Beste und Tiefste in einem Gedicht, das, was im letzten Grunde über Wert und Wirkung entscheidet, sich schlechterdings nicht auf Begriffe ziehen und in Gedanken übertragen läßt. Gewiß gilt das mehr oder weniger von jeder Kunst; liegt doch gerade das Eigentümliche des Schönen darin, daß es ohne Begriff gefällt. Dennoch glaube ich, daß jede andre Dichtungsart dem Verstande mehr Handhaben und Angriffspunkte bietet und daher — da ja die rein ästhetische Beurteilung so überaus selten ist — mehr Verständnis und gerechte Würdigung findet, als gerade diese feinste und konzentrierteste Form des sprachlichen Kunstwerks, das Lied.

Man versuche es nur einmal, die Schönheit von Goethes „Über allen Gipfeln ist Ruh“ zu analysieren; man wird bald merken, daß das, worauf es eigentlich ankommt, sich nicht in Begriffe und Worte fassen läßt, man wird es nie erklären können, warum hundert andre Gedichte, die nach ganz demselben Rezept gefertigt sind, ganz kalt lassen. Man kann denselben Versuch auch mit manchem Storm'schen Gedicht anstellen. Und ganz ähnlich steht es mit der Musik. Man wird es wohl erreichen, die Vortrefflichkeit eines Stückes moderner Programmmusik nach allen Regeln der Kunst zu explizieren — ist es ein echtes Kunstwerk, so wird freilich auch da stets ein Rest bleiben — aber ganz unmöglich ist es, den wunderbaren Reiz so mancher ganz einfachen Melodie — ich erinnere beispielsweise nur an das Adagio der 9. Symphonie — zu beschreiben und zu begründen. Und doch, sind nicht dies in der Regel die tiefsten und unvergeßlichsten Eindrücke, die wir jemals an musikalischen Genüssen gehabt haben? Solche Klänge, die so eigen und mächtig ans Herz greifen —, sie sind, wie das Höchste, so auch das Seltenste, was Lyrik und Musik geben können,

aber solche Klänge habe ich bei Anna Ritter gefunden. Und darum glaube ich, daß ihre Gedichte nicht mit dem Schwall des Tages vergehen werden.

Ich habe an die besprochenen Dichterinnen einen hohen Maßstab angelegt, und manche sonst gefeierte Größe hat sich, daran gemessen, als zu klein erwiesen. Und dennoch, glaube ich, wird der Gesamteindruck nicht gerade ungünstig oder entmutigend sein; ist doch ohne, fast wider meinen Willen am Ende diese Untersuchung zu einer begeisterten Lobrede auf weibliche Lyriker geworden. Denn — um noch einmal auf die zu Anfang erwähnte Frage zurückzukommen — vergleichen wir diese Leistungen in Hauch und Bogen mit denen ihrer männlichen Kollegen, so stellt sich das Facit für die Frauen überraschend günstig. Zwar überwiegen die männlichen Begabungen auch heute an Zahl und Bunttheit ganz erheblich, doch wüßte ich unter ihnen kaum eine, die ich uneingeschränkt Anna Ritter an die Seite stellen möchte. Und schon heute steht sie nicht mehr allein. Nach ihr ist wieder eine neue Dichterin in die Schranken getreten, Thekla Lingen, deren Gedichtsammlung „Am Scheidewege“ neben weniger Gelungenem eine Reihe schöner, echter, stark empfundener und sicher gestalteter Kunstwerke enthält. Und es ist Aussicht vorhanden — auch das darf ich wohl unter der Hand verraten — daß in nächster Zeit noch andre folgen werden. Jedenfalls hat in der Lyrik die Frauensache einen vollen und glänzenden Sieg errungen.

Das Erstaunliche dieser Leistung wächst noch bedeutend, wenn man erwägt, daß die ganze hier geschilderte — und zwar nur an einigen herausgegriffenen Proben geschilderte Entwicklung — sich auf den Zeitraum eines Jahrzehnts zusammendrängt. Die Gedichte der Isolde Kurz erschienen zuerst 1889; zwei weitere bedeutungsvolle Jahre sind 1894 und 1898, jenes bescherte uns Uda Negri, Ricarda Huch und Johanna Ambrosius, dieses Anna Ritter und Thekla Lingen; die andern Genannten ordnen sich dazwischen ein. Vor zehn Jahren also war von dieser ganzen Litteratur noch nichts vorhanden. Hätte man damals über Frauenlyrik schreiben wollen, so rage Annette v. Droste-Hülshoff in einsamer Größe empor, im übrigen mußte man mit sehr kleinen und zweifelhaften Talenten vorlieb nehmen. Geht man noch ein halbes Jahrhundert weiter zurück, vor 1838, wo die Gedichte der Droste-Hülshoff zuerst im Druck erschienen, so hat man kaum etwas Nennenswerthes zu erwähnen. Denn die biedere Diensthofenfeele im Schäferkostüm, Anna Karstin, wird man wohl heute niemand mehr als Dichterin vorstellen mögen.

Wie ist diese befremdliche Erscheinung zu verstehen? Das Dichten war den Frauen doch niemals verwehrt, und eine besondere, ihnen unzugängliche Ausbildung ist dazu auch nicht erforderlich. Wie kommt es, daß sie so lange gar nichts von bleibendem Wert geschaffen haben, und nun auf einmal so viel? Ich glaube, man wird auf eine Erklärung verzichten müssen und nur feststellen können, daß alle Geschichte diesen Weg zu nehmen pflegt. Denn es ist ganz ebenso, wenn ein neues Volk in die Kultur eintritt: da sehen wir zuerst ein langes, oft Jahrtausende langes Stagnieren, dann anfangs schüchterne, unselbständige Versuche nach fremden Mustern, und dann, meist in sehr rascher Folge, die ganz neuen, eignen, bedeutenden Kulturthaten. In der Litteratur sehen wir diese Entwicklung bei den Russen, den Norwegern und vielen andern Völkern vor unsern Augen sich abspielen; ganz dasselbe Schauspiel bietet das Deutschland des 18. Jahrhunderts; und im Grunde ist es bei den alten Griechen auch nicht anders gewesen, als sie so jugendlich ungestüm die Kultur an sich rissen, worin ihnen ihre östlichen Nachbarn um ein Jahrtausend voraus waren.

Man kann daraus eine Lehre ziehen. Es wird heute so viel über die Fähigkeit oder Unfähigkeit der Frau zu diesem und jenem gestritten. Die einen wollen aus ihren bisherigen geringen Leistungen ihre Unfähigkeit, die andern aus denselben Leistungen unter Anrechnung der Schwierigkeiten, Hindernisse und ungünstigen Bedingungen, ihre Befähigung beweisen. Das Beispiel der Lyrik und die angezogene Analogie zeigen deutlich, wie thöricht solches Streiten ist. Wer hätte wohl vor zehn Jahren die Entwicklung, den heutigen Stand der Frauenlyrik auch nur ahnen können? Aber in der Geschichte läßt sich nun einmal nichts voraussehen und berechnen; dazu

sind die Ursachen, die eine Kultur hervortreiben, viel zu kompliziert und unzugänglich für uns. Schon morgen kann eine Thatsache erstehen, die alle Weisheit von heute zu Schanden macht.

Die Parallele der Frauenentwicklung mit den sich durchringenden Kulturvölkern ist um so schlagender, als sie sich auch im einzelnen, in den durchlaufenen Entwicklungsstufen aufweisen läßt. Es dürfte nicht schwer halten, überall die drei Etappen, mehr oder weniger deutlich ausgeprägt, wiederzufinden: unfreie und unreife Nachahmung; das Gähnen neuen Lebens, das nach Ausdruck verlangt, aber das erlösende Wort, die bleibende Form noch nicht findet; das freie, ursprüngliche, selbstsichere Schaffen. Unwillkürlich fällt einem Zarathustras Wort von den drei Verwandlungen des Geistes ein, „wie der Geist zum Kamel wird und zum Löwen das Kamel und der Löwe zuletzt zum Kinde.“

Vergleicht man nun in dieser Hinsicht die Frauenlyrik mit der Männerlyrik von heute, so werden sich die charakterisierten Gruppen wohl auf beiden Seiten gleichmäßig finden; dagegen scheint es mir bemerkenswert, daß zwei engverwandte Gruppen, die in den männlichen Dichtungen ziemlich bedeutsam hervortreten, soweit ich übersehen kann, unter den Frauen fehlen: die eigentlichen Dekadencedichter, die Blasierten, die mit neuen, immer gesteigerten und raffinierteren Effekten die müde geheizten Nerven zu reizen suchen, und die Experimentierer, die, aller naiven, naturwüchsigigen Gestaltungskraft bar, und durch keine innere Notwendigkeit bestimmt, auf dem Wege verstandesmäßiger Berechnung und theoretischer Konstruktion neue Bahnen ertücheln wollen. — beides Symptome einer müden, abgelebten, verfallenden Kultur, für die in der frischen, jugendlich aufstrebenden Frauenkunst kein Raum ist.

Es bleibt noch eine letzte Frage, die eigentlich auch schon beantwortet ist. Sind die besprochenen Talente spezifisch weibliche, zeigen sie wesentliche, gemeinsame Charakterzüge, die sie als weiblich kennzeichnen und zur Männerlyrik in Gegensatz stellen? Wir haben wohl gelesen: Das Weib hat sich noch gar nicht entdeckt. Was man bisher dargestellt und gekannt hat, war nur die männliche Auffassung vom Weibe, und diese war durch die Wünsche und Bedürfnisse des Mannes bestimmt. Wo das Weib sich bisher selbst geschildert hat, da hat es sich unter dem Banne der feststehenden Tradition diese Auffassung angeeignet. Aber wartet nur, bis das Weib erst sich selbst gefunden hat und sein innerstes Wesen offenbart, da werdet ihr Wunderbares und Ungeahntes zu hören bekommen. — Ich glaube, diese Erwartung ist irrig und jene Frage zu verneinen. Es giebt nur eine Kunst, und die gehört der ganzen Menschheit an; oder auch, wenn man lieber will, es giebt so viele Arten Kunst, als es echte, ursprüngliche Künstler giebt, denn mit jedem wird eine neue Art zu schauen und zu erleben geboren, in jedem ist im Keime eine neue Welt angelegt. Es giebt keine spezifisch männliche oder spezifisch weibliche Kunst, ebenso wenig wie es eine deutsche, englische oder russische Kunst giebt. Wo wir von solchen reden, sind es nur mehr oder weniger willkürliche und zufällige Gruppierungen, der Bequemlichkeit, dem Ordnungsbedürfnis entsprungen, und ohne prinzipielle Bedeutung. Die eine ewig gleiche Menschheit und ihre bleibende Gestalt, die eine Kultur, und dagegen das immer neue, immer wechselnde Spiel der Individualitäten, — das ist der eine große, beherrschende Gegensatz, dem gegenüber alle engeren zurücktreten, zum Werte einer Nuance hinabsinken.

So wird, das ist meine Überzeugung, nun nicht eine spezifisch weibliche Kunst und Kultur getrennt von der männlichen, oder an ihrer Stelle erwachsen, sondern es wird die eine Kultur, die die sichtbare Offenbarung des Menschengenies ist, durch die Mitarbeit der Frauen reicher, bunter, vielseitiger werden, sie werden neue Nuancen, neue Farbentöne in das Bild, neue Stimmen in das Konzert einfügen. Das ist das Höchste, was sie uns geben können.



Ein Begegnen.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Es regnete auf die Wälder herab. Die hohen Bäume waren kahl, aber die Büsche unten hatten noch ihre gelben, franken Blätter, auf die das Tropfengeriesel fiel. Sie sahen blank aus, und ein gelber Schein ging von ihnen durch den düsteren Wald. Aus dem Thal unten mit seiner langen, grünen Wiese stieg ein Arbeitsmann einen schmalen Fußsteig in die Höhe. Der Steig war beschwerlich genug, denn oft waren hohe Stufen zu überwinden, dann wieder ging es in einer glatten, vom Wasser ausgespülten Rinne aufwärts. Der Regen wurde immer stärker, schließlich schüttete er nur so herunter.

Der Mann beeilte seine kurzen Schritte, mit denen er emporstrebte; er wollte die Höhe erreichen und dann wieder zu Thal, um nach Callenstedt zu gelangen, einem Dorf am Gebirge jenseit. Unter den Buchen oben auf dem Kamm stand ein kleiner, halbzerfallener Pavillon. Das Dach war nur in der einen Ecke ohne Schäden, ebenso die Rückwand und der morsche, gebielte Fußboden; in dieser Ecke lag eine Bastmatte und trockene, helle Blätter.

Bei dem Anblick dieses geschützten, trockenen Plätzchens überkam den Arbeitsmann der Wunsch nach einer Erholungspause. Er hatte sieben Stunden im Steinbruch gearbeitet; er war müde, und da er satt war, eilte es ihn nicht so dringend, sein Heim zu erreichen. In die Matte gewickelt, die er mit seinen kurzen, stämmigen Armen fest um sich zog, kauerte er im nächsten Augenblick in dem Winkel des Pavillons. „Ein halbes Stündchen,“ sagte er mit einem Lächeln, das seine Trägheit vor sich selbst entschuldigte. Der Regenguß erfüllte den Wald mit grauen Schleiern und einem gleichmäßigen, tiefen Rauschen. Der Mann sah hinein in das enge Revier und hörte dem

friedlichen Geräusch zu, dabei fühlte er seine nassen Kleider kühl an seinem Leibe; ringsumher aber war es knochentrocken, da würde ihm auch bald trocken und warm sein. Das Lächeln blieb auf seinem Gesicht, ein gutes Lächeln auf einem grauen, einfachen, offenen Gesicht. So saß er und dachte an dies und an das, an seine Arbeit, sein Heim, sein Weib und seine Kinder. Ein halbes Stündchen! Der Regen klopfte auf das Dach. Welches Glück, daß es nicht war!

Da wurden Schritte hörbar und ein rascher Atem. Es kommt einer — ob er mich hier sehen wird, dachte der Mann. Die Schritte verstummten, der rasche Atem wurde zu einem ächzenden Stöhnen, und daran hörte der Arbeiter, daß es ein Weib war, das da ankam.

Jetzt ging sie in seinem Rücken um den Pavillon herum. Sie war aus der entgegengesetzten Richtung auf die Höhe gelangt, gewiß wollte sie da herunter, wo er soeben heraufgekommen war, vielleicht nach Hollenrode. Nun sah er, daß es eine arme Frau, seinesgleichen war. Noch hatte sie ihn nicht entdeckt; sie stand da schnaufend und ächzend im Regen und sah in die Bäume.

Sie wird sich auch nach einem Schlupfwinkel umthun, dachte der Mann, ich werd' sie nicht anreden. Wozu? Da — nun sieht sie sich um! „Hier ist noch Raum! Komm ins Trockne,“ sagte er erfreut, daß es so kam, wie er sich's gedacht.

Die Frau hatte ein mageres, rotes Gesicht mit scharfer, gerader Nase und unruhigen Augen. „Bis auf'n letzten Faden ist man schon durch,“ sagte ihre rauhe Stimme, die über herabgezogene Lippen ging.

„Hier ist es trocken. Raum für zwei.“

Sie zauderte mit einem verschloßnen, feindlichen Ausdruck. Der Mann rückte ganz nahe an die Wand und deutete auf den Platz neben sich. Gerade lief ihr der Regen vom Kopftuch in den Hals hinein. Sie räusperte sich und trat mit einem großen Schritt aus der unwirtlichen Draußenwelt in den trocknen Winkel. Schweigend, voll Mißtrauen kauerte sie sich, ihre nassen Kleider fest um sich ziehend, neben den Mann. Die Arme um die Kniee geschlungen, starrte sie unter gerunzelter Stirne hinaus. Als er ihr die Hälfte der Matte, vielleicht noch etwas mehr, überbreitete, murmelte sie etwas Undeutliches, dann schwiegen beide. Ein Windstoß trieb den bisher ruhig fallenden Regen wie eine Welle gegen die Wand des Pavillons, die Bäume bewegten ihre sich kreuzenden Äste durcheinander, dann verlor sich der Wind im Thale. Die Frau dachte voll Erbitterung, wie naß ihre Kleider waren, wie das Wetter trostlos sei und der Weg nach Hause noch weit, ein Weg, den sie ununterrichteter Sache wieder zurücklegen mußte. Trostlos — nicht nur Kälte und Nässe, sondern das bittere, harte Leben überhaupt. Warum ließ ihr der Onkel, bei dem sie heute war, nicht die paar Groschen! Sie standen sicher auf ihrem Hause, um die Zinsen hatte er noch keine Not gehabt. Aus Niedertracht kündigte er ihr das Geld, denn brauchen that er es nicht. Alles, alles war verkehrt, feindlich, traurig! Gewiß hatten andere geheßt und gethan, um sie bei dem Onkel . . . Hier stockten ihre Gedanken. Der Mann neben ihr machte eine Bewegung, sein Oberarm drückte sich leicht an ihre Schulter. Was mag das für einer sein? dachte das Weib, und eine Regung der Neugier kam über sie und lenkte ihre Gedanken von ihrer Erbitterung ab und ihrem Genossen in dem trocknen Winkel zu. Neugier war sonst nicht ihre Sache, dazu war sie zu gramvoll und mit eigenen Angelegenheiten über und über beschäftigt. Auch nur für eine Sekunde richtete sie ihre Aufmerksamkeit auf den Fremden, ein Seufzer kam über ihre gefurchten Lippen, der ihrer Lebenslast galt.

„Du hast wohl traurige Gedanken?“ fragte der Mann.

„Ja, wie soll ich nicht,“ entgegnete sie barsch. „Bin 'ne arme, von Gott verlassene

Witwe. Wird's denn garnicht aufhören mit Gießen!“

„Laß doch den Regen, er thut dir nichts. Du sagst von Gott verlassen! Wie kannst du das sagen? Wird's dir denn so schlecht im Leben?“

Das Weib *zuckte* mit den Achseln und *sagte* nichts. „Wird dir's so schlecht im Leben?“ fragte der Mann nochmals ruhig.

„Na ja, gewiß doch. Nichts will mir gelingen. Heut war ich vergeblich beim Onkel; er hat meinem verstorbenen Mann Geld geliehen, jetzt will er's wieder haben, wo ich nicht aus und ein weiß. Und alles ist wegen dem abscheulichen Gerede, pfui —,“ sie schnalzte mit den Lippen, „daß sie mich mit dem Bierfahrer verlasteten.“

„Kannst du denn das Geld zusammenbringen?“

„Muß das Haus verkaufen. 'n kleines Haus, schon mehr wie eine Kate. Aber es war doch mein eignes, und die paar Thaler Zinsen konnt' ich schon abarbeiten. Nun soll ich selber zur Miete wohnen, wo ich als Gastwirtsfrau gefannt bin. Alle zwaden sie an mir.“

„Trauerst du auch viel um deinen Mann? Bist du ihm so gut gewesen oder nicht gut genug, als er lebte?“

Als sie nicht antwortete, dachte der Mann, ich kann warten, und er wartete.

„'nen schlechteren Kerl gab's wohl nicht! Und doch hat ich mir nichts vorzuwerfen wegen Untreue, noch jetzt — der Bierfahrer konnt' mir passen, ist ja gerade so'n Lappen wie er war.“ Die Frau lachte höhnisch auf. Dann als sie etwas verschnauft hatte, erzählte sie: „Ich war's anständig gewöhnt von Hause, und so lange mein bißchen Geld reichte, zeigte er sich noch einigermaßen, aber wie's schief ging — na, das Elend! Wir hatten eine Schankwirtschaft. Er war sein bester Kunde — da, nun weißt du's. Vor zwei Jahren starb er. Nun sitz ich da mit drei Kindern. Den Gasthof hab' ich müssen aufgeben wegen der Schulden und weil doch 'ne Witwe nicht allein kann eine Wirtschaft führen. Heiraten wollt' ich nicht noch mal, hab' grade genug von dem Mannsvolk. Nun schlag' sich einer durch mit drei Kindern und noch alte

Schulden, wo ich jetzt noch den Onkel auszahlen soll.“

„Du hast doch Kinder,“ sagte der Mann sanft.

„Drei Stück, ja. Der Älteste schlacht' nach dem Vater seiner Art, mir wird jeden Tag banger. Gutmütig ist er wohl, aber laut und rülpig. Die Kleinste ist ein Krankchen von Geburt an. Sie hat den Fehler mit auf die Welt gebracht, und woher sie ihn hat —“ In den Augen der Frau dunkelste Bohn und Gram, als ihr die Erinnerung kam, ihre mageren Wangen röteten sich. „Gerade mit den Kindern ist die größte Plage.“

„Mehr wie mit Liebe und Strenge ihnen begegnen und für sie arbeiten kannst' nicht,“ sagte der Mann. „Wie sie auswachsen ist nicht unsre Sache! Mag dich nicht so ab, dann wirst du mehr für sie sein.“

„Wie wird's dir denn im Leben?“ fragte die Frau mit scharfer Stimme nach einer Pause, in der nur der Regen das Wort geführt hatte. Sie sah dem Unbekannten seitwärts in das Gesicht, und wieder beschlich sie Neugier und eine rasche Ahnung von etwas Bedeutsamen und Neuem, was sich neben ihr in der Gestalt des Arbeiters verbarg; ihre heftige Natur aber lehnte sich gegen den Einfluß auf. „Du bist wohl einer, der im Speck sitzt, einer, der was vor sich gebracht hat?“

Auf diese von Neid gefärbte Frage hatte er nur gewartet, es machte ihn glücklich, daß sie fragte. „Das will ich dir sagen: mein Leben ist Mühe, Arbeit und Sorge — aber Gott hat mich nicht verlassen.“

„Du hast 'ne junge, tücht'ge Frau?“ erkundigte sich das Weib lauend. „Und sonst alles, was du brauchst zum Leben?“

„Ja, ich hab' 'ne Frau, aber nicht so eine, wie du denkst. Als ich noch meinen Hof vom Vater her hatte, gab ich mich viel damit ab, Kräuter zu sammeln, die für allerhand Krankheiten gut sind. Meine Frau war ein schwaches, krankes Mädchen, ich wollt' ihr helfen — ich liebte sie vielleicht nicht mehr wie eine andre auch, die mich braucht — und sie hängt sich an mich mit all ihrer Schwachheit. Da trieb mich das Mitleid, sie zu heiraten. Nun hab' ich sie und muß sie tragen.“

„Sie trinkt doch nicht, sie ist doch nicht lüderlich und schlägt nicht um sich?“ fragte das Weib finster.

„Nein, von der Art hat sie keine Fehler. Aber verdrießlich ist sie, und vormittags so und nachmittags anders und heftig und viel verzagt — aber das liegt wohl in ihrer Krankheit. So ist sie.“

Das Weib lauschte voll Eifer.

„Mit den Kindern — ich hab' viere — ist sie auch nicht nach meinem Sinn, nicht geduldig, nicht verständig genug. Kein Beispiel in kleinen und großen Dingen.“

„Aber sonst hast du kein Unglück, kein Kreuz?“

Der Mann lächelte. „Mein Vater war Bauer, ich sagte dir's schon. Ich erbte den Hof von ihm und alles, was dazu gehört — jetzt arbeite ich im Steinbruch mit der Hacke. Das Brot will oft nicht reichen. Ich hab' alles verloren durch Feuerschaden, Viehsterben und besonders durch ungetreue Menschen; ich gab und borgte und bekam niemals etwas wieder. Ich sag' dir's, wenn man so sein Eignes gehabt hat, wo man drauf groß wurde und sich im stillen immer gedacht hat: so wird's dir dein Lebtag werden, dann ist es anfänglich ein übles Ding, auf Lohn arbeiten, von der Hand in den Mund. Als Bauer, da hat man doch eine ganz andere Macht, da kann man mit dem ganzen Hausstand und dem Gesinde zeigen: so mach' ich's. Man kann auch für andere viel sein, in der Wittwen- und Waisenpflege hat man eine Stimme. Ja, man kann deutlich zeigen, wie man gesonnen ist, weil man die Macht dazu hat. Aber als Arbeiter — kann man's am Ende auch. Überall giebt es zu raten, zu helfen, zu dienen, wenn's auch nur mit dem Herzen ist, Zanf zu schlichten.“ Der Mann sah mit Lebhaftigkeit vor sich hin, als dächte er an die vielen Begebnisse, wo er auch im Steinbruch hatte betweisen können, wie er gesonnen war.

„Auf dem eignen Grund und Boden Kräuter sammeln für die Armen und Schwachen' — über das graue, einfache Gesicht des Arbeiters zog ernste Wehmut — „das ist eine schöne Sache. Ich erzählte dir schon, wie ich das gern that. Die Zeit dazu muß man sich

absparen vom Tagwerk. Im Mondschein bin ich gegangen und mit 'ner Laterne. Am Busch wuchsen die besten Kräuter. Alles gehörte mir, auch der Mond und die Luft.“ Der Mann lachte leise auf. „Was einem gehört ist doch doppelt schön; aber man lernt es schon: uns gehört alles, alles!“ Er nickte nach dem regennassen Walde hin.

„Mit den Kindern hast Glück? Sind gute, gesunde Kinder, keins drunter, wo du Angst haben mußt, wenn es in die Stube kommt und den Mund aufthut vor Unflätigkeiten, keins drunter, was dich ansieht und um Hilfe bittet und ein Vorwurf ist jeden Tag?“ fragte die Frau ungeduldig; ihr Neid lag noch immer auf der Lauer, um sich auf ihn zu stürzen.

„Marie geht auf Krücken, ist hüftlahm. Die Älteste ist ein bißchen einfältig, aber sonst gut. Eine blinde Schwägerin hab' ich im Hause,“ der Mann stockte und setzte mit besonders sanfter Stimme hinzu: „Sie ist uns in ihrem Jammer viel Trost, denn sie hat eine starke Seele.“

„Hälft du dir Vieh? 'ne Kuh? Hast du 'n Garten?“

„Am dritten Juli hat mir der Blitz meine Kuh in meinem Krautgarten erschlagen, jetzt hab' ich keine.“

Das Weib fuhr zusammen. Wie er das so ruhig erzählte! „Der Blitz?“ Sie flocht die Hände ineinander. „Nein, wie kannst du das so erzählen! Was thatst du? Die einzigste Kuh, 'ne gute Milchkuh!“

„Thun? Was soll ich armer Mensch thun, wenn Feuer vom Himmel fällt!“ sagte der Mann. „Ich stand und betete um Schutz für meine Kinder. Nachher zog ich der Kuh das Fell ab. Das Gewitter war vorbei, im Osten stand es schwarz, aber im Westen war es ganz hell, da hing der weiße Mond. Der Hollunderbusch roch wie Weihrauch so stark, und der Klee vom Nachbarn lag platt auf der Erde, und alles war Wohlgeruch und Herrlichkeit.“

„Ja, und die Kuh lag da, die Herrlichkeit!“ höhnte das Weib.

„Ich hatte die Kinder,“ sagte der Mann.

Das Weib seufzte. „Du klagst nicht und bist zufrieden und warst auch besser gewöhnt,“

sagte sie nach einer Pause grübelnd. Ihre unruhige, dunkle Seele wand sich unter dem immer stärkeren Einfluß dieses ergebenen, gütigen Menschen. „Du sitzt wohl oft beim Pfarrer, steckst die Beine unter den Tisch und red'st mit ihm wie 'n Buch?“ fragte sie wegwerfend, aber innerlich ergriffen.

„In unserm Dorf in Callenstedt ist keine Kirche, und den Pfarrer, wo ich zur Kirche gehe, kenne ich nicht, ich will ihn auch nicht auffuchen. Wozu? Meine Gedanken hab' ich für mich allein, da brauch' ich keinen Pfarrer zu.“

„Wie kommt es denn, daß du mit deinem Leben so gut fertig wirst und bist ruhig und zufrieden?“

„Ich will dir sagen: so lange du reißt und häumst gegen das, was dir bestimmt ist, so lange ist es dunkel in dir, weil du meinst, es ist eine Ungerechtigkeit . . .“

„Ja, und zu sehen, wie es andere besser haben, im Wohlstand sind und sich dehnen in ihrem leichten Leben, wenn unsereins ersticken muß,“ unterbrach ihn das Weib mit Erbitterung, die tief aus dem Grunde ihres verwirrten Herzens kam.

„Siehst du voraus, wie's kommen wird mit den andern? Und wenn sie's auch leicht haben, leichter als du — sieh du nicht drauf. Kommt es denn aufs Glückseligsein an?“ Der Mann sah die Frau an, sie fühlte die Stärke seines Blicks und schwieg.

„Na, möcht' wohl ein jeder so'n Zipfelfchen Glück für sich haben oder für seine Kinder!“

„Ja, willst du's denn vom Himmel abreißen? Wenn's nicht herabfällt, zwingst du's doch nicht und wirst mit dem Kämpfen und Zammern und Reiden immer tiefer ins Unglück kommen. Auf's Glückseligsein kommt's nicht an, aber auf's Geduldigsein und auf's Besserwerden. Sag dir: ich nehm' die Last auf mich, ich will es, es ist meine Last, mit der ich fertig werden soll — da ist sie leichter, als wenn du dich wie ein Tier fühlst, dem sie aufgebunden ist. Was grämst du dich, wenn dich die Leute mit dem Bierfahrer verfluchen? Deinem guten Gewissen können sie doch nicht schaden. Da — wie der Regen plappert, so laß sie plappern und thue deins, was du zu thun hast.“

„Es giebt keine Gerechtigkeit in der Welt,“ beharrte das Weib. Ein Narr, wer sich danach umsieht.“

„Eine sichtbare Gerechtigkeit giebt es nicht,“ sagte der Mann leise und mit Nachdruck. „Nein, da hast du schon ganz recht; eine sichtbare Gerechtigkeit giebt es nicht. Vorigen Dienstag um drei Uhr schlug so ein Steinblock 'runter, dem man's nicht ansehen konnte, daß er lose hing, schlug herunter — ich sah ihn rutschen, mir stand das Herz still — schlug 'runter, klappte über den Berbau, nahm 'ne andre Richtung und traf den Lorenzen; zusammen gingen sie zu Thal. Eine sichtbare Gerechtigkeit giebt es nicht. Der Lorenzen, 'n ordentlicher Mann, verheiratet, sechs kleine Kinder und die alte Mutter zu ernähren, und neben ihm arbeit' der verjoff'ne, liebevolle Merkert, sich zur Last und andern zum Ärger.“

Das Weib stieß einen Laut aus. „Na, so kommt's immer!“

„Nein, eine sichtbare Gerechtigkeit giebt es nicht, aber eine unsichtbare.“

Sie sperrte den Mund auf, hörte und wartete, dann seufzte sie aus schwerer Brust. „Woher denkst dir das?“ fragte sie unsicher. „Meinst du, im Jenseits wird's uns Armeiligen besser gehen und den Reichen hier schlechter?“

„Nein, nicht so. Was das Jenseits bringen wird, weiß keiner, da denkt sich jeder 'was andres, und eigentlich kann's keiner bedenken. Nein, nicht so. Hier,“ der Mann hob den Blick zu dem hohen Geäst der Buchen, wo weißliche Flecken hindurchschienen. „Hier auf Erden, man muß nur nicht verpassen drauf zu achten, wie sich die Gerechtigkeit zeigt. Eine unsichtbare Gerechtigkeit giebt's, das sagt mir eine Stimme. Denn wenn mir's gutgeht, wenn ich im Frühling zum Steinbruch gehe, und ich komme ins Thal, und die Wiese blüht, vom Abhang ruft der Kuckuck, fliegt auf und kuckuck tief im Wald, wo's noch schöner sein mag, und die Sonne scheint mir warm auf den Buckel, dann — Oder wenn ich nach Hause komme im Herbst, wo es nebelt und die Lampe brennt in der Stube, und sitzen da, die Kinder und die Frau, für die ich da bin, und sehen auf, und das Kleinste freut sich

mit Lachen, und die Schwägerin horcht, als ob ihr mein Schritt ein Trost wär' in ihrer Dunkelheit, ihr, mein Schritt . . . Ich für sie, für andre, für alle — da wird mir das Leben lieb und jede Minute wie Gold. Und dies zu bedenken, das ist die unsichtbare Gerechtigkeit. Und wenn mir's schlecht geht in Krankheit und Not und Gehässigkeit, die ich nicht ausgießen kann bei andern wie Feuer mit Wasser, und meine Schwachheit mich kränkt, und ich winde mich wie ein Wurm unter Lasten und schleiche ans Fenster und sehe weit um nach Trost, dann steht wohl da der Mond oder ein Stern über dem Feld, die Wolken hängen im Blau, da fühl' ich: ist nicht so ein armer Mensch, der aufwärts sieht, gering und groß — und wieder sagt mir eine Stimme von der unsichtbaren Gerechtigkeit.“

Dem Weib wurde es sonderbar zu Sinn, ihr war's, als öffne sich ein schwerer, dunkler Saak, in dem sie gesteckt, und ihre Augen sähen das, was wirklich da war — auch für sie. Ein Gedanke stieg rasch und mächtig in ihr auf: Und wenn man deine Stimme hört und hört, wie du alles ansiehst, dann glaubt man an die unsichtbare Gerechtigkeit. Was für ein Mensch! Was für ein guter, gerechter Mensch! Ihr Herz schlug rasch und voll, als hätte sich eine Last davon gehoben. Die Wärme, die aus seiner Schulter in ihre drang, durchströmte sie wie ein Tauwind den vereisten, toten Wald. So blieb sie leise atmend, regungslos sitzen, wartend und eine ungeahnte Genesung genießend. — Und das ist für mich die unsichtbare Gerechtigkeit, daß ich den Menschen hier traf. Ich sollte wissen, es giebt so einen Menschen voll Ruhe und Freundlichkeit und Gerechtigkeit, ein Herz — ihr wurden die starren, gramvollen Augen naß bei solchem neuen, hoffnungsvollen Denken. Was thue ich nun? Soll ich warten, bis er geht, soll ich ihn davongehn sehn, ihm nachseh'n und allein sein? Gott, o Gott, so'n Mann! Wenn meiner so gewesen wär', oder solchen Mann zum Vater haben, zum Bruder oder Freund oder Nachbarn . . .

Nein, ich geh' gleich, jetzt gleich.

Die Frau riß sich in die Höhe. „Es hat aufgehört zu regnen, ich geh' heim,“ murmelte sie. Sie stand einen Augenblick, dann wandte

sie sich dem Manne zu, der zu ihr auffah. Treu und fest, voll Teilnahme und Mut waren seine Augen auf sie gerichtet. Ihr war, als heilten unter diesem Blick all ihre Wunden, sie kam sich selber wieder wert vor unter diesem guten Blick, ein Mensch mit Rechten an das Leben, ein Mensch, den andre achten können, wenn er auch armselig, zerzaust und hart mitgenommen ist.

In Callenstedt wohnt er, sagte sie sich zum Trost. Da lebt er, und wenn ich ihn nie wieder sehe, ich habe ihn doch gesehen und gehört. — Und sie wandte den Kopf und trat

ohne Abschied in den nassen Wald und ging ohne sich umzusehn den steilen Pfad hinab. Hinter Hollenrode stand schwefelgelb die Abendsonnenhelle. Schwarz lagen die Dächer, Bäume, Zäune und Hecken davor, all die kleinen Anwesen. Der Rauch zog dunkel, durchsichtig aus den Schornsteinen, das nasse Uckerland roch herbe und dampfte vor Nässe.

Ein Dach gehörte dem Weib, das da mit raschen Schritten des Wegs kam, ein armes Dach — aber auch dieses Dach lag umflossen von der' schwefelgelben, grenzenlosen Abendsonnenhelle.



Volksernährungsmittel.

Von

Paul Scheller.

Nachdruck verboten.

II. Der Zucker.

Vom diese Jahrhundertwende kann der Freund aller unserer Leckermäulchen und Naschkätzchen mehr als ein Jubiläum feiern. Just vor einem halben Jahrtausend war es, daß es gelang, aus dem süßen Saft des Zuckerrohrs, der schon im grauen Altertum in Indien und Arabien wohl geschätzt war, festen Zucker darzustellen. Ein Jahrhundert später lernte man ihn „raffinieren“, d. h. man löste ihn in Wasser auf und kochte die geklärte Lösung wieder ein, aus der sich dann beim Erkalten ein viel reinerer Zucker auskristallisierte, als es das erste Produkt war. Die rückständige Mutterlauge, die nicht weiter kristallisierte, war der Syrup.

Unterhalb Jahrhunderte sind verfloßen, seitdem der Berliner Chemiker Marggraf die folgenschwere Entdeckung machte, daß in der Runkelrübe derselbe Zucker vorhanden sei wie im Zuckerrohr, und hundert Jahre sind es demnächst her, daß Achard, ein Verwandter Marggrafs, die erste Rübenzuckerfabrik großen Stils auf dem Gute Kunern in Niederschlesien gründete (1801). Wissenschaft und Technik waren hier wieder einmal zur rechten Zeit auf dem Plage gewesen; denn als am 21. November 1806 Napoleon die Kontinentalsperre über England verhängte, wonach die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt und aller Handel und Verkehr mit ihnen verboten wurden, also auch die Einfuhr des Rohrzuckers aus den Kolonien nach Europa lahm gelegt war, da hatte unser Kontinent in dem Rübenzucker einen vollwertigen Ersatz für den Rohrzucker, der durch die Sperre unerschwinglich teuer geworden war — zwei bis drei Thaler das Pfund! Und je mehr man lernte, die Rübe zu behandeln, desto billiger wurde der aus ihr gewonnene Zucker. Noch Marggraf hatte nur etwas über 6 % Zuckergehalt in ihr gefunden, heute sind es 14 bis 16 %; noch 1836 brauchte man 18 Centner Rüben zur Gewinnung von einem Centner Zucker, 1894 nur 7 1/2. Man hat sogar gelernt, noch aus der Mutterlauge, die hier kein süßer Syrup mehr ist, sondern eine schlecht

schmeckende „Melasse“, den letzten Rest des in ihr enthaltenen, nicht auskristallisierten Zuckers herauszuziehen, so daß die Rübenzuckerindustrie auch lohnend blieb, als ihr längst wieder der billige Kolonialzucker heftige Konkurrenz machte und der Preis des Zuckers bis auf 23 Mark pro Centner im Engrosverkauf (25 bis 30 Pfennig pro Pfund im Kleinverkauf) heruntergegangen war.

Von dem jeweiligen Preise ist aber wohl selten die Wertschätzung eines Genuß- und Nahrungsmittels für den Haushalt so abhängig gewesen, wie das beim Zucker der Fall war. Verkehrte Anschauungen, ganz falsche Deutungen seiner physiologischen und chemischen Natur, wahre Märchen sind, wie das Dr. Theodor Jaensch in einem eben erschienenen, höchst lesenswerten Schriftchen¹⁾ ausführt, die Folge der früheren Preisverhältnisse des Zuckers gewesen. Weil er dereinst so teuer war — vor dreihundert Jahren kostete das Pfund Raffinade über einen Thaler, vor zweihundert Jahren noch über zwei Mark und vor hundert etwa einen halben Thaler — redete man sich ein, er wäre nur ein Genußmittel, ein Gewürz, wie all die anderen Kolonialgewürze, ohne jeden Nährwert, einzig ein Luxuswert. Den Kindern redete man ein, daß Zucker die Zähne verderbe. Die sparsame Mutter gewöhnte ihren Sprößlingen an, den Kaffee bitter zu trinken, süßer Kaffee dünkte sie eine unstatthafte Verschwendung. Und den Magen sollte der Zucker verschleimen. An dem ganzen Sündenregister war die leidige Kontinental Sperre schuld, und ziemlich ein volles Jahrhundert physiologischer Forschung wurde notwendig, um dem Zucker die Stellung anzuweisen, die ihm im Plane unserer Lebensrichtungen zukommt, eine Stellung, die ihm einige wenige Einsichtige schon lange zuerkannten.

Bereits vor mehr als hundert Jahren hat der alte Hufeland in seinem berühmten Buche „Makrobiotik oder die Kunst, das menschliche Leben zu verlängern“ als erstes Hauptstück einer „Haus- und Reise-Apothek“ den Zucker aufgeführt. Da heißt es wörtlich:

„Zucker. Es ist gewiß eines der ersten Stücke in unserer Hausapothek, so mannigfaltig sind seine Kräfte und so vielfach seine Anwendung in mancherley Zufällen. Er ist ein Salz und hat die nützlichen Eigenschaften aller Salze in Krankheiten, zugleich nährt er auch und hat folglich bey weitem nicht die schwächenden und den Magen angreifenden Wirkungen anderer Salze. Zucker ist eines der besten kühlenden Mittel. Nach Erhitzungen des Körpers ist nichts besser als 2 Loth Zucker, in einem Glas Wasser aufgelöst, getrunken. Ebenso in Fiebern, und hitzigen Krankheiten. Besonders auch nach heftigen Affekten, nach Schrecken, Ärger, Zorn, wo er noch das Gute hat, die dadurch erregte Galle zu dämpfen und auszuleeren. — Auch kann er als Zusatz erhitzender Dinge ihre erhitzende Kraft vermindern so z. B. Kaffee, mit viel Zucker getrunken, ist weniger erhitzend als ohne denselben. Zucker löset den Schleim auf. Es ist ein Vorurteil, daß Zucker Schleim mache; das thut er bloß bey sehr häufigem lange fortgesetzten Gebrauche durch Schwächung, die er endlich dem Magen ziehen kann. Aber seine nächste Wirkung ist auflösend; daher bey Verschleimung des Magens, der Brust, Katarrhen, Nöcheln, Husten mit fehlendem Auswurf ist nichts heilsamer, als die eben angegebene Zuckerauflösung fleißig zu trinken. Zucker reinigt den Magen und purgiert, wenn man ihn reichlich nimmt. Er dient daher bey allen Überlabungen und Unreinigkeiten des Magens. Nach einer zu starken Mahlzeit habe ich sehr oft durch 2 Loth Zucker, in Wasser aufgelöst, alle Beschwerden vergehen sehn. Es wirkte wie das beste Digestiv. Zucker befördert die Verdauung, wie jedes Salz, durch seinen Reiz. Man kann eben so gut die Speisen mit Zucker als mit Kochsalz salzen, und dadurch ihre Verdaulichkeit erhöhen.“

Also hat der alte Hufeland nicht bloß die Heilwirkung des Zuckers bekannt und anerkannt, sondern auch klar und deutlich seine Bedeutung als Nahrungs- und als Konservierungsmittel ausgesprochen.

¹⁾ Der Zucker in seiner Bedeutung für die Volksernährung. Von Dr. Theodor Jaensch. Berlin, Verlagsbuchhandlung Paul Parey, 1900. Preis 1 Mark.

Letzteres war ja sogar den Alten schon bekannt. Als Alexander der Große nach Persien und Indien zog, ließ er für seinen Lehrer Aristoteles fremdländische Tiere sammeln, und diese wurden behufs Konservierung in Honig eingelegt. Und der alte Galen bezeugt, daß „Honig und Zucker nicht faulen oder rotten.“ Auch sollen, wie Zorn in seiner *Botanologia medica* 1714 angiebt, die Alten „ihre Abgestorbenen, die sie für faulen zu behalten unterstanden, mit Honig eingemacht“ haben. Noch die medizinischen Lehrbücher aus dem Anfang unseres Jahrhunderts schreiben dem Zucker, Syrup und Honig säulnischhindernde Eigenschaften zu und empfehlen diese Süßstoffe als innerliche und äußerliche Heilmittel gegen Geschwüre, Schwämmchen der Mundhöhle, Hornhautflecken, Ohrenfluß u. s. w. Jede Hausfrau weiß überdies, daß eingemachte Früchte sich um so besser halten, je weniger der Zucker gespart wurde.

Umfomehr ist es zu verwundern, daß, wenn die säulnischhindernde und die heilende Wirkung des Zuckers zu allen Zeiten feststand, der Glaube aufkommen und bis in unsere Tage hinein so allgemeine Verbreitung finden konnte, daß er „die Zähne verderbe.“ Müßte er nach alledem nicht das Stocken der Zähne, das ja doch im letzten Grunde auch ein Säulnischprozeß ist, gerade verhindern?

Das ist denn auch vielfach von Ärzten, Chemikern und Physiologen behauptet worden. Mindestens galt es den hervorragenden unter ihnen als sicher, daß er den Zähnen nicht schade. Tiedemann schreibt im dritten Bande seiner 1836 zu Darmstadt erschienenen „Physiologie des Menschen“: „Daß der Genuß des Zuckers Verderbnis der Zähne hervorbringe, wie manche Ärzte annehmen, ist nicht erwiesen.“ Er weist dabei auf die Neger der westindischen Kolonien hin, die sehr viel Zucker essen und doch vortreffliche Zähne haben. Professor Alston zu Edinburg war ein entragierter Zuckereßer, hatte Zähne von seltener Schönheit und schrieb das gerade dem häufigen Genuß des Zuckers zu. Derselben Ansicht war auch der Leipziger Pathologe Karl Ernst Bodt, der Verfasser des weltbekannten „Buches vom gesunden und kranken Menschen.“ Zucker, heißt es darin, scheint zur Bildung und Erhaltung guter Zähne beizutragen, weil er die Lösung des phosphorsauren Kalkes, des Bildungsmittels der Zähne, unterstützt. Und er weist auf die viel Zucker genießenden Engländer und Nordamerikaner hin, die weit bessere Zähne haben, als die Franzosen und Deutschen, „welche wegen der auf Zucker gelegten hohen Steuern und Zölle weniger Zucker zu sich nehmen.“ Der berühmte Jakob Moleschott verweist in seiner „Physiologie der Nahrungsmittel“ die angebliche Schädlichkeit des Zuckers ebenfalls ins Reich der Märchen: „Die Behauptung, daß Zucker die Zähne angreife, ist längst widerlegt.“

Nicht dem Zucker, sondern den sogenannten „Süßigkeiten“ könnte man allenfalls gewisse schädliche Wirkungen zuschreiben, weil diese neben dem völlig unschädlichen, ja sogar Schädlichkeiten beseitigenden Zucker oft noch vielerlei andere Bestandteile enthalten, die nicht immer zuträglich sind. Das Schädigendste für Kinderzähne namentlich dürften aber nicht die stofflichen Bestandteile der Bonbons u. s. w. sein, sondern ihre Härte, die bei schwachen Gebissen mechanische Verletzungen herbeiführen kann, an denen der Zucker als solcher durchaus unschuldig ist. Dr. Jaensch führt in seinem Büchlein sogar aus, daß das ganze Vorurteil vielleicht auf eine nicht ungewöhnliche Verwechselung von Ursache und Wirkung zurückzuführen sei. Nicht aus einer zu bekämpfenden Untugend verlangen die Kinder nach Zucker, um sich in kindischem

Unverstand an ihm die Zähne zu verderben, sondern im Gegenteil, sie verlangen danach, weil sie schlecht genährt sind und das instinktive Gefühl haben, daß Zucker nicht allein ein sehr wohlschmeckendes, sondern auch ein sehr leicht verdauliches und darum sehr ausgiebiges und bekömmliches Nahrungsmittel ist; die schlechten Zähne sind gerade Folge der ungenügenden Ernährung, und da das Verlangen nach Zucker dieselbe Ursache hat, so hat man das, was vielleicht ein unbewußt gesuchtes Heilmittel für die Zahnernährung ist, für eine Ursache der Zahnverderbnis gehalten.

Nun hat zwar in einem Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek ein bekannter Zahnarzt, Herr Julius Parreidt in Leipzig, die Ansicht vertreten, die bei der Verbreitung der gelben Bändchen ein großes, gläubiges Publikum fand, daß es nicht der Zucker direkt sei, der so schädlich den Zähnen werde, wohl aber die aus ihm sich bildende Milchsäure, welche die Kalksalze der Zähne zerstöre, zumal sie im Augenblick der Entstehung — in statu nascendi, wie der Chemiker sagt — besonders wirksam sei. Aber zum Glück hat ein praktischer Chemiker dem Herrn Zahnarzt neuerdings ernstlich „auf den Zahn gefühlt,“ und siehe da, die Ergebnisse der sehr sorgfältigen Untersuchungen des Dr. Hans Dantine zu Amsee im Posenischen haben dargethan, daß selbst bei schlechten Gebissen eine halbe Stunde nach erfolgtem Zuckergenuß nicht die Spur von Zucker mehr an den Zähnen zu finden war — und dabei ist die sogenannte α -Naphtholprüfung so empfindlich, daß sie schon Spuren von $\frac{1}{100000}$ gr Zucker deutlich anzeigt. Bei guten Gebissen aber war bereits nach einer Viertelstunde kein Zucker mehr im Spülwasser nachzuweisen. In der kurzen Zeit von einer Viertel- bis halben Stunde kann jedoch eine Milchsäuregährung im Munde nicht stattfinden, dazu würden mehrere Stunden gehören.

Demnach brauchen wir uns, sofern wir nicht als Pädagogen dagegen einzuschreiten haben, über die Naschhaftigkeit unserer kleinen und großen Kinder nicht gerade aufzuregen. Im Gegenteil, wir werden vielfach in dem Verlangen nach Süßigkeiten das Anzeichen mangelhafter Ernährung erkennen und nunmehr dem instinktiven Wunsch, die gesunkenen Kräfte durch ein leicht verdauliches und daher gerade einem geschwächten Körper ganz besonders bekömmliches Nahrungsmittel aufzufrischen, mit Bewußtheit Rechnung tragen und — unsere Rechnung dabei finden. Denn der Zucker ist nicht allein eines der nahrhaftesten Nahrungsmittel, sondern auch eines der billigsten. Leydens „Handbuch der Ernährungstherapie und Diätetik“ giebt den Zucker als „isodynam“, d. h. kraftgleich mit Fleisch an, es würde ein Teil Rohrzucker einem Teile Fleisch in der Krafterzeugung gleich kommen. Dabei ist indes noch gar nicht in Betracht gezogen worden, daß der Zucker eine weit geringere Verdauungsarbeit beansprucht, also viel gründlicher in Kraft und Körperwärme umgesetzt wird als Fett und Eiweiß. Schon dieser Umstand ergibt, daß die gleiche Menge Zucker fast $1\frac{1}{2}$ mal so nahrhaft ist als Fleisch. Nach den neueren, vergleichenden Fütterungsversuchen des französischen Physiologen Chauveau ist das Vermögen, Tierstärke oder Glykogen zu bilden, d. h. mit andern Worten, die Muskeln zu ernähren und zu erneuern, beim Zucker sogar etwa sechsmal so stark als bei magerm Fleisch. Also schon unter der Voraussetzung, daß Zucker und Fleisch gleichen Preis hätten, wäre Zucker sechsmal billiger als dieses. Es ist aber Rindfleisch thatsächlich mehr als sieben Mal so teuer wie Zucker und dieser somit im Hinblick auf jenes Tierstärkebildungsvermögen 43 mal billiger als Rindfleisch. Da muß man wohl den Zucker als ein Volksnahrungsmittel

allerersten Ranges ansehen, und seinen erhöhten Gebrauch, natürlich innerhalb vernünftiger Grenzen, nicht Verschwendung, sondern weise Sparsamkeit nennen.

Hinzu kommt, daß er die besondere Eigentümlichkeit hat, im Gegensatz zu den übrigen Nährstoffen auffallend rasch, ja fast augenblicklich zu wirken. Daher giebt es kein besseres Mittel, das Ermüdungsgefühl, das sich nach längerer Inanspruchnahme unserer Muskeln einstellt, sofort zu beseitigen, als den Zucker. Diese Wirkung ist mit einem besonderen Apparat, dem „Ergographen“ oder Arbeitsmesser, an den Beugemuskeln des Mittelfingers von dem italienischen Physiologen Mosso sorgfältig gemessen worden. Die Arbeitsleistung des Muskels nahm bei Genuß von Zucker in weit geringerem Maße ab als ohne solchen, während Zuckerezufuhr den bereits ermüdeten Muskel wiederum rasch zu neuer Arbeit befähigte; und zwar erhöhte ein Pfund Zucker die Arbeit eines Hungernden um 61 bis 76 %; 200 Gramm Zucker, zu einer einfachen Mahlzeit genossen, erhöhten die Arbeit um 39 %, bei einer reichlichen Mahlzeit noch um 8 bis 16 %.

Darauf ist denn auch unsere Heeresverwaltung neuerdings aufmerksam geworden und hat erfolgreiche Versuche gemacht, der Mannschafskost eine tägliche Zuckerration von 50 bis 60 Gramm beizugeben. Die „Zuckerleute“ zeigten Zunahme an Körpergewicht, und der günstige Einfluß des Zuckers auf Muskeln und Herz machte sich als erhöhte Ausdauer bemerkbar. Es wurde ferner festgestellt, daß die Leute den Zucker gern nehmen, daß er Hunger und Durst stillt und überhaupt vermöge seiner leichten Aufsaugbarkeit ein rasch wirkendes Kräftigungsmittel bei Hunger, Schwäche und Erschöpfung ist. Ähnliche Versuche sind in England und Frankreich gemacht worden, wo der Zucker bereits eine größere Rolle in der Soldatenernährung spielt als bei uns. In England beträgt das tägliche Kostmaß des Soldaten an Zucker 37,7 Gramm, während in Frankreich der Mann im Lager zum Kaffee 10,5 Gramm, im Manöver 21, im Felde 31 Gramm erhält.

Auch die Sportkreise schenken dem Zucker bereits erhöhte Beachtung, zumal hier schon in und mit der Natur lebende Menschen, wie Gemsjäger und Bergsteiger, ohne gelehrte Untersuchungen und Überlegungen, rein aus ihrer Erfahrung heraus, vorgegangen sind. Die Gemsjäger der Westschweiz pflegen zu ihren mehrtägigen, überaus anstrengenden Ausflügen an Nahrung nichts mitzunehmen als Speck und Zucker, da, wie sie sich ausdrücken, diese Stoffe „nährhafter seien als Fleisch.“ Ins Wissenschaftliche übersezt, würde das heißen, wie die beiden deutschen Forscher Fied und Wislicenus schon vor 34 Jahren ausgeführt, „daß diese Leute durch Erfahrung belehrt sind, daß sie in Form von Fett und Zucker am bequemsten einen reichhaltigen Vorrat von kräftezeugendem Brennmaterial bei sich führen.“ Wenn die Araber in der Wüste ausschließlich von süßen Datteln leben, ist das auch nichts anderes, als daß der große Zuckergehalt dieser Früchte ihnen auf bequemste und bekömmlichste Weise die nötige Muskelkraft zuführt. Die Botsleute in Niederländisch Indien essen nach ihrer Aussage „een Stükje Suiker, foodra wij Honger krijgen, en dan sijn wij weer klaar.“ Der französische Arzt Dr. Coulton hat erprobt, daß Zuckerkost beim Radfahren viel leichter alle Strapazen überwinden lasse als andere Kost; er befand sich am leistungsfähigsten bei 400 Gramm Brot und 250 Gramm Zucker. Ein javanischer Arzt hat, wie seine Gattin in der Wochenschrift „Fürs Haus“ (Nr. 33. Jahrgang 1899) berichtete, im Feldzug gegen Atjeh in den Jahren 1897 und 1898 mit süßem Thee, Limonade und Würfelzucker, den er stets in Blechboxen mit sich

führte, trotz des tropischen Klimas und ungeheurer Anstrengungen sich Marschfieber und Hitzschlag ferngehalten, das lästige Durstgefühl schwand, die Hitze des Tages wurde erträglicher, die körperlichen Leistungen waren größer.

Dieselbe Dame hat übrigens auch von einem Falle berichtet, in dem zwei Kinder eines Zuckerpflanzers auf Java, die in Folge von Skrophulose körperlich sehr herabgekommen waren und um die sich bereits javanische wie europäische ärztliche Berühmtheiten vergeblich bemüht hatten, schließlich allein durch Zucker geheilt, kräftig und gesund wurden. Ganz zufällig hatte die Mutter sie beim Zuckernaschen überrascht, das ihnen wegen des bekannten Vorurteils betreffs der Zähne verboten war, und aufmerksam darauf geworden, daß sich in dem Verlangen der Kinder nach Süßem vielleicht doch ein natürliches Bedürfnis ausspreche, erlaubten die Eltern nun den Kindern, nach Belieben Zucker zu essen. Es wurde erreicht, was Ärzte, Seereisen und Klimawechsel nicht hatten erzielen können.

Auch in andern Fällen wurden merkwürdige Heilerfolge mittels Zuckers beobachtet. Bei schwerem Fieber, namentlich bei Sumpffiebern, bei Leber- und Gallenleiden. Am umfassendsten durch Professor Lücke zu Straßburg bei dem sogenannten Hospitalbrand. Unter 202 Kranken, die in der Zeit von 1883 bis 1885 mit Zucker behandelt wurden, starben nur 5, die Heilung der übrigen verlief erheblich schneller und fast fieberfrei unter dem Zuckerverbande.

Daß Zucker und zuckerhaltige Stoffe, wie Zuckerkant, Syrup und Laktrigenensaft, altbewährte Hausmittel gegen Husten und Heiserkeit sind, ist allbekannt. Weniger dürfte es die nervenberuhigende und dadurch schlafbringende Wirkung von Zuckermilch sein. Bevor man zu Brom und Chloral greift, soll man es mit diesem harmlosen und doch so guten Mittel versuchen. Und von einer Anwendung des Zuckers, die bei einer Menschenklasse hier und da bereits Eingang gefunden haben soll, bei der man sie am allerwenigsten vermutet, berichtet Dr. Jaensch am Schlusse seines zitierten Büchleins: Studenten essen Zucker als Katerverhütendes Mittel! Dr. Jaensch weiß von einem, der „gewöhnheitsmäßig unbekanntes Bier, das ihm verdächtig erscheine, mit Zucker versetze, weil die Erfahrung ihn gelehrt habe, daß er es dann besser vertrage.“ Da erweisen sich schließlich auch jene alten Damen, die an Biergenuß nicht gewöhnt sind und sich Zucker in ein ihnen aufgenötigtes Gläschen Bier hineinquirlen, weil es sonst „so bitter schmecke,“ noch als ganz gewitzte Hygieniker.

Eine Anwendung des Zuckers, die Dr. Jaensch ebenfalls mitteilt, sei endlich noch erwähnt: Maurer, die einen Spritzer ungelöschten Kalkes ins Auge bekommen haben, würden durch Auswaschen mit reinem Wasser den Schmerz nur steigern, da sich ja der Kalk dabei noch weiter erhizen würde. Sie nehmen daher Zuckermilch, das mit dem Ätzkalk eine nicht äzende Verbindung, den Zuckerkalk, bildet, der nun, weil er in Wasser löslich ist, leicht ausgewaschen werden kann.

Hat da der alte Hufeland nicht recht, daß „so mannigfaltig des Zuckers Kräfte und so vielfach seine Anwendung in mancherlei Zufällen“ seien? Die wichtigste Erkenntnis, die, da Hufelands Buch 1796 erschien, um diese Jahrhundertwende ebenfalls ihr Säcular-Zubiläum feiern kann, ist aber doch jener Satz, daß Zucker „zugleich auch nährt.“ Ein Volksnahrungsmittel, wohlfeil und zuträglich wie kaum ein zweites, ist der Zucker nach unserer jetzigen Erkenntnis, nicht ein Genußmittel, ein entbehrlicher Luxus.



Die besten Frauen der Erde.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Auf der Hildesheimer Versammlung des deutschen Vereins für das höhere Mädchenschulwesen hat Direktor Wespky aus Hannover die deutschen Frauen, nachdem er mehrfach versprochen, ihnen ihre Eigenart wahren zu helfen, als Vertreterinnen und Wächterinnen der höchsten und wichtigsten seelischen Güter gepriesen; sie hätten „die Welt zu dem Bekenntnis gezwungen: ‚Sie mögen wohl die besten sein, die man auf der ganzen Erde fand.‘“

Nach dem Quellennachweis hat ihn trotz der Anwesenheit so vieler zünftiger Philologen zum Glück niemand gefragt. Er möchte nicht so leicht zu führen gewesen sein, da „die Welt“ keineswegs so übermäßig freundlich über die deutsche Frau urteilt.

Aber schließlich — bei so einem modernen Walter von der Vogelweide, den der „lang anhaltende Beifall“ der Versammlung zum Vertreter einer großen Zahl von Geschlechtsgenossen stempelte, nimmt man es mit der Kritik nicht so genau, besonders, wenn es sich um eine Behauptung von so angenehmem Klang handelt.

Wenn wir aber auch auf die Kritik verzichten, so haben uns doch die modernen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, so hat uns die ganze böse Frauenbewegung doch schon ein so vernehmliches Collegium logicum gehalten, daß wir die Frage nicht unterdrücken können: Wie steht es mit den Konsequenzen dieser Behauptung? Welche Stellung wird den besten Frauen der Erde eingeräumt?

Da wir einmal bei der Schulmeisterei sind, so liegt es nahe, zunächst hier zuzusehen. Die neueste Äußerung auf diesem Gebiet stammt von einem so hohen und bei den Mädchenschulpädagogen in so hohem Ansehen stehenden Schulmann, daß sie wohl auf besondere Berücksichtigung Anspruch hat. Der Geheime Hofrat Dr. von Sallwürk, badischer Oberschulrat, veröffentlicht in Nr. 21 des „Daheim“ einen Artikel über „Oberlehrerinnen und Direktrizen.“ In seiner ersten Hälfte enthält er eine Kritik der preussischen Oberlehrerinnenprüfung, bezw. der betreffenden Bestimmungen darüber, der wir in vieler Beziehung beistimmen können. Die Halbheit dieser Bestimmungen, die Sorg- und Rücksichtslosigkeit, mit der der Staat es seinen Lehrerinnen bisher überlassen hat, sich mühsam die Bildung zusammen zu suchen, die er den Lehrern in reichstem Maß und in bequemster Weise zugänglich macht, ist oft genug Gegenstand unserer eigenen Kritik gewesen.

Aber die Hoffnung, in Herrn von Sallwürk einen gewichtigen Mitkämpfer für eine tüchtige Oberlehrerinnenbildung zu erhalten, ist kurzlebig. „Raum gedacht, ist der Luft ein End' gemacht.“ Nachdem Herr von Sallwürk gezeigt hat, wie etwa eine solche Bildung zu erreichen wäre, erklärt er den ganzen Gedanken, Oberlehrerinnen und Direktrizen zu schaffen, für falsch, und zwar auf Grund eines Axioms, durch das er nun die „besten Frauen der Erde“ wie durch einen Zaun enger umgrenzt, so daß

die bösen Vertreterinnen einer Frauen- und Lehrerinnenbewegung nicht in die Hürde können — wenn sie nicht doch durch ein Loch wieder hineinschlüpfen, das der Herr Oberschulrat unversehens offen gelassen hat. Das Axiom lautet: „Die Frau ist dazu bestimmt, um das Gegenwärtige sich zu kümmern; in der Sorge um die kleinen und großen Bedürfnisse des Tages, um das Behagen ihrer Umgebung, zeigt sie die schönste Seite ihrer natürlichen Bestimmung.“ Dieser Bestimmung wird sie durch die „Gelehrsamkeit“ entfremdet. „Die Wissenschaft sucht Gesetze auf, die zu jeder Zeit gegolten haben und auch in Zukunft noch gelten werden; sie entfremdet denjenigen, der sie zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat, dem Interesse am Gegenwärtigen.“

Das darf unbedenklich zugegeben werden, nur gilt es vom Mann so gut wie von der Frau. Der „Gelehrte“, der „die Wissenschaft zu seiner Lebensaufgabe gemacht hat,“ wird in der Regel ein schlechter Jugendlehrer sein. Aber wissenschaftlich arbeiten gelernt haben, bis zu allgemein gültigen Gesetzen einmal vorgebrungen sein, und sich die Wissenschaft als Lebensaufgabe setzen, sind zwei vollständig verschiedene Dinge. Wer das Letztere will, bleibe dem Jugendunterricht fern. Die Lehrerin aber, die über das methodische Einüben von Fertigkeiten, das Darbieten elementarer Thatfachen, wie es die Unterstufe verlangt, hinaus will, muß vom Detailwissen bis zu einheitlichen Gesichtspunkten durchgebrungen sein, muß die Fähigkeit erworben haben, Vorgedachtes und Behauptetes nachzuprüfen und aus aufgespeichertem Wissensmaterial zu allgemeinen Folgerungen zu kommen. Wie sich Herr von Sallwürf ihre Thätigkeit ohne diese Grundlage auf der Oberstufe möglich denkt, darüber erfahren wir kein Wort. Die Bestimmung freilich, die er ihr im Schulorganismus zuweist — sie soll es den Männern, „in deren Händen die Wahrung der Ordnung und des Rechts liegt, mit ihrem zarteren Sinn und ihrem leichteren Verständnis kindlicher Schwächen möglich machen, neben dem Gesetz auch die Liebe walten zu lassen“ (!) — verlangt wohl kaum besondere Bildung. Das früher — oder auch jetzt noch? — existierende Institut der „Aufsichtsdamen“ würde ja dazu ausreichen. (Als ich übrigens s. B. einmal in einer der berühmtesten württembergischen Mädchenschulen hospitierte, hatten diese Aufsichtsdamen im Gegensatz zu ihrer oben skizzierten Aufgabe für den Lehrer Ordnung zu halten und ihm — die Hefte zu korrigieren!)

Daß solche Ansichten über Lehrerinnenbildung und -Beruf an solcher Stelle herrschen, ist bedauerlich genug. Daß sie mit solchem Unfehlbarkeitspathos vorgetragen werden können, ist nur auf den Umstand zurückzuführen, daß die Frau bis jetzt machtlos ist in Bezug auf die Erziehung ihres eigenen Geschlechts. Der Herr Oberschulrat sieht zwar darin ein großes Glück. Denn die Frauen würden nach seiner Behauptung sofort ein Erziehungssystem einführen, das in allem das Gepräge ihrer Geistesart trüge. Sie würden „einen Unterricht gestalten, der dem von den Männern bisher geleiteten möglichst ungleich wäre. Sie würden dem exakt Verstandesmäßigen weniger, dem ästhetisch Gefälligen mehr Raum geben.“ — Einen Augenblick. Wer hat denn die Weimarer Beschlüsse formuliert, nach denen sich unser Mädchenschulwesen gestaltet hat? Wer hat dem Ästhetischen soviel Raum dabei gegeben? Die Männer. Und wer protestiert fortwährend gegen das Überwiegen des ästhetischen Moments und verlangt, daß die Mädchenbildung die Realien und das exakt Verstandesmäßige mehr berücksichtige? Die Frauen. — Aber weiter: „Maß und Zahl würde weniger zu sagen haben als bisher; die Künste der Rede aber würden mehr in den Vordergrund gerückt werden.“ Das Letztere könnte, beiläufig gesagt, auch in der Knabenschule

nichts schaden; es ist kläglich, wie wenig Mädchen und Knaben durch die Schule in der Kunst der freien Rede, in der Fähigkeit, schnell und klar mündlich zu disponieren, geübt werden. „Die Welt, wie sie einmal ist, die Welt der Männer, würde ihren Zöglingen unverstanden bleiben; die Bildung, die uns überliefert ist, die Bildung der Männer, würden sie nicht zu erfassen vermögen. Daß sie später in einer Gemeinschaft zu leben hätten, der die Männer Gesetz und Ordnung geben, davon würden ihre Schülerinnen vorläufig keine Ahnung erhalten, und wenn sie einst in diese Gemeinschaft eintreten müßten, so würden sie die Stelle, die ihnen die Natur und die Sitte in derselben angewiesen haben, nicht finden oder doch nicht auszufüllen vermögen.“

Nun, schwerlich ist schon einmal die Macht der Schule so überschätzt worden. Wenn überdies nur nicht der Herr Oberschulrat so leicht ad absurdum zu führen wäre! Denn das furchtbare Unglück, das er für die besten Frauen der Erde befürchtet, ist über andere Nationen, über England, Frankreich, Amerika, längst hereingebrochen; Frauen leiten hier die Erziehung der Mädchen, und diese finden sich merkwürdiger Weise in der „Welt und Bildung der Männer“ nachher auffallend gut zurecht, sie sind mit der Stellung, die ihnen die Natur darin angewiesen hat, ganz einverstanden, wenn sie auch Mut und Fähigkeit haben, die Stellung, die „die Sitte“ ihnen angewiesen hat, zu korrigieren. Ja, das Verderben hat auch bei „den besten Frauen“ schon begonnen. Es giebt in Norddeutschland Schulen genug, in denen die Frauen ausschlaggebend, Männer nur als Hilfskräfte thätig sind; bis jetzt hat nichts davon verlautet, daß ihre Schülerinnen keine Ahnung davon hätten, daß nur die Männer Gesetz und Ordnung in der Welt geben; so wenig Unterschied bewirkt die mangelhafte Vorbildung solcher Frauenanstalten, daß ihre Schülerinnen mit denen der Männeranstalten Hand in Hand daran arbeiten, um diese Welt der Männer zu einer Welt der Männer und Frauen zu machen.

Denn wir nehmen den Herrn Oberschulrat beim Wort. Sein Axiom lautet: „Die Frau ist dazu bestimmt, um das Gegenwärtige sich zu kümmern; in der Sorge um die kleinen und großen Bedürfnisse des Tages, um das Behagen ihrer Umgebung zeigt sie die schönste Seite ihrer natürlichen Bestimmung.“ Ganz recht. Bis jetzt haben wir für die kleinen Bedürfnisse des Tages gesorgt; für die großen war uns Auge und Ohr verschlossen. Bisher war uns das Behagen unsrer engsten Umgebung bis zum Raffinement Herzenssache; was da draußen geschah, was da nach uns verlangte, hat uns wenig gekümmert. Jetzt will und wird sich die Frau, ihrer Aufgabe gemäß, auch hier „um das Gegenwärtige kümmern“.

Hermann Defer berichtet in seinem Büchlein „Vom Tage“ einmal ein seltsames Zwiegespräch. A. Hörst du, wie er schreit? B. Wer? wer schreit? A. Dort! dort! der so hastig über die Felsblöcke klettert! B. Wie, der schree? A. Gewiß! Jammervoll, o wie jammervoll! B. O, Lieber, er ist stumm, er schreit gewiß nicht, ich höre kein Wort, keinen Laut! A. Sonderbar!

Ja, so sonderbar stand es auch bei den „besten Frauen“: Sie haben nichts gehört von dem Jammern da draußen, kein Wort, keinen Laut! Jetzt wissen sie, was die „Gegenwart“, was „das Behagen ihrer Umgebung“ von ihnen heischt. Und die deutsche Frau weiß auch ganz genau, was ihr dabei die Bildung bedeutet, die Kenntnis der großen Gesetze, die in Welt und Leben zum Ausdruck gelangen. Sie weiß heute, was es für sie bedeutet, im Berufsleben zu stehen und durch dessen Pforte in so vieles

einzubringen, was die Sitte ihr verschloß. Sie weiß, daß sie vom Eigentum zur sich selbst bestimmenden Persönlichkeit werden muß; sie weiß, daß sie in letzter Instanz an Gesetzgebung und Verwaltung teilhaben muß, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen, wenn sie einmal die Sittlichkeit an die Stelle der Sitte setzen will.

Denn was alles zu bessern ist in der gerühmten „Welt der Männer“, was ohne Fraueneinfluß nie gebessert werden wird, das haben die Verhandlungen über die Lex Heinze auch den Gutgläubigsten zeigen müssen. Weil dies Gesetz sich in seinen Mitteln vergriff und zur Waffe in der Hand des Fanatismus zu werden droht, darf man doch keinen Augenblick die Notwendigkeit gesetzgeberischer Maßnahmen aus dem Auge verlieren Zuständen gegenüber, die unsere gerühmte Civilisation unter die Welt der Wilden herabdrücken.

Unter die Welt der Wilden. Denn ob die Frauen so im raffiniertesten Sinne Ware dort sind wie bei den europäischen Kulturnationen, das ist denn doch zweifelhaft. Man lese einmal, in welcher geschäftsmäßigen Weise Herr Dr. Hermann Isaac in Nr. 5 der „Medizinischen Woche“ für die Wiedereinführung der Bordelle plädiert. Dieser Herr soll garnicht etwa besonders damit gebrandmarkt werden. Denn wie er denkt das Gros der Männer, wenn auch vielen unter ihnen „Freudenhäuser“, die nicht „im polizei-technischen Sinn“ Bordelle sind — wie man im Reichstag so scharfsinnig definierte — oder auch der freie Wettbewerb der Straße mehr zusagen mögen. 95 % und mehr beträgt nach Sanitätsrat Dr. Fleisch — das ist so ein kleines Charakteristikum für „die Welt der Männer“ des Herrn Oberschulrat von Sallwürf — die Zahl der Männer, die als Kunden das „Gewerbe“ der Prostitution zur Blüte bringen helfen.¹⁾ So darf Herr Isaac auf vielseitige Zustimmung rechnen, wenn er, abgesehen von dem einheimischen Marktbedarf, auch der Fremden gutherzig gedenkt, „die, das liegt nun einmal in der menschlichen Natur, wenn sie aus der Provinz nach der großen Stadt kommen, neben andren Vergnügungen auch der Venus huldigen wollen.“ Und da haben sie für ihr gutes Geld ein Recht auf polizeilich kontrollierte, sanitär einwandfreie Ware, wenn sie selbst sanitär auch noch so wenig einwandfrei sind!

Um nun nach dieser Richtung hin den illegitimen Geschlechtsverkehr für den Mann zu einer Quelle möglichst unbesorgten Genusses (!) zu gestalten, müssen „die besten Frauen der Welt“ ein Gesetz dulden, das, auf das Laster gemünzt, durch die bestehenden Polizeiiinstruktionen zu einer steten Gefahr für die Unbescholtenen wird; ein Gesetz, das jede unter ihnen, die Beruf oder Geselligkeit oder die Notwendigkeit, erst nach dem späten Feierabend etwas Luft zu schöpfen, noch in später Stunde auf die Straße führt, in die Gefahr bringt, von einem Sittenpolizisten, der sich nur mehr in den Gedankenverbindungen seines unerquicklichen Berufs zu bewegen vermag, als verdächtig aufgegriffen, vor die Polizei geschleppt und möglicherweise einer schmachvollen, gewaltsamen Untersuchung unterworfen zu werden. Widerstand gegen den Beamten wird in solchem Fall mit Haft bestraft.²⁾ Natürlich wird er sich nicht leicht an „Damen der Gesellschaft“ ver-

¹⁾ Prostitution und Frauenkrankheiten. 2. Aufl. 1898. Frankfurt a. M. Johannes Alt. S. 47 u. 51.

²⁾ Gemeint ist § 361 Ziffer 6 des Strafgesetzbuchs, gegen den vor kurzem eine Petition von Frauen aus Berlin und Umgegend eingereicht wurde (vgl. Frauenleben und Streben in dieser Nummer). Der in dieser Petition erwähnte empörende Fall, der kürzlich in Berlin vorkam, sollte denn doch die Augen darüber öffnen, daß ein Paragraph, unter dessen Schutz solche Mißgriffe vorkommen, beseitigt oder mit Rauten umgeben werden muß, die sie unmöglich machen.

greifen, hinter denen eben „die Gesellschaft“ steht. Ist es aber nicht viel unerträglich, daß die unbescholtene Arbeiterin, für die niemand eintritt, in solche Lage kommen kann und sicher in vielen Fällen gekommen ist, die sich nur darum der Kenntnis entziehen, weil die Betroffene zu der ihr widerfahrenen Schmach nicht auch noch die öffentliche Brandmarkung ihres Namens auf sich nehmen will? Einzelne dieser Fälle in Berlin, Köln, Hamburg haben die öffentliche Aufmerksamkeit eine Weile beschäftigt; zu ernstlichen Reformen haben sie nicht geführt; ebenso wenig wie man der Verfeuchung der deutschen Familie durch die für den Mann sehr unbequeme Anzeigepflicht für Geschlechtskrankheiten vorzubeugen versucht. Und die von vielen Frauen und Männern immer dringlicher erhobene Forderung, es doch einmal mit einem Verbot des gemeingefährlichen Gewerbes der Prostitution zu versuchen, wird heute, obwohl ihr die Zukunft gehört, von den meisten Männern nur mit „Heiterkeit“ begrüßt. Das bezeugten einmal wieder die Verhandlungen über die Leg Heitze, die den deutschen Reichstag auf einem selbst für den Kenner der unter Männern leider vielfach üblichen Auffassung dieser Fragen noch überraschend tiefen Niveau zeigten.

Ein wirklicher Schutz für die deutsche Frau und die deutsche Familie kann und wird nur durch die Frauen selbst herbeigeführt werden. Dazu aber bedürfen sie, wie zur Erfüllung unzähliger anderer sozialen Aufgaben, in erster Linie der vollen Vereins- und Versammlungsfreiheit, die man ihnen heute bei uns versagt, indem man unter Berufung auf § 8 des Vereinsgesetzes alle Verhandlungen, die gemeinsame öffentliche Interessen betreffen, zu politischen stempelt.

Fräulein Dr. jur. Anita Augspurg hat zwar vor kurzem den Allgemeinen Deutschen Frauenverein öffentlich denunziert, als habe er durch einen von ihm erlassenen nationalen Aufruf den ihm „vom Gesetz vorgeschriebenen Rahmen politischer Integrität“ verlassen, und Fräulein Dr. Schirmacher giebt diese Denunziation mit einer beneidenswerten internationalen Unbefangenheit in einer französischen Zeitung weiter. Für den Laien mag der Irrtum, daß erst durch eine Erklärung zur äußeren Politik (die übrigens auch schon längst durch die Friedenskundgebung der deutschen Frauenvereine erfolgt ist), die „politische Integrität“ eines Frauenvereins verletzt werde, noch hingehen; für die Frauenrechtlerin ist er schon unbegreiflich, für die Rechtsgelehrte unverzeihlich. Vielleicht blättert sie einmal in ihren Mußestunden in den Erkenntnissen des Reichsgerichts zurück bis zu dem Erkenntnis vom 10. November 1887, das den Begriff „politische Vereine“ näher bestimmt und sagt: „Unter politischen Gegenständen wird man alle Angelegenheiten zu verstehen haben, welche Verfassung, Verwaltung, Gesetzgebung des Staates, die staatsbürgerlichen Rechte der Unterthanen und die internationalen Beziehungen der Staaten in sich begreifen.“ Der Abgeordnete Pachnide führte in der Reichstags-Sitzung vom 6. März d. J. unwidersprochen aus, es brauche ein Verein beispielsweise nur das Verlangen nach weiblicher Fabrikaufsicht auszusprechen, so werde er dadurch schon zu einem politischen Verein. „Durch diese Begrenzung des Begriffs ‚politische Gegenstände‘ ist es den Frauen unmöglich gemacht, ihre wirtschaftlichen Interessen in derjenigen Ausdehnung wahrzunehmen, die heute dafür selbstverständlich ist. Man kann sich nicht allein mehr auf die Interessen seines eigenen Berufs beschränken, sondern man muß darüber hinausgreifen, muß an Gesetzgebung und Verwaltung appellieren. In demselben Augenblick aber wird der Verein ein politischer und sind alsdann Frauen von ihm ausgeschlossen.“

Politisch also, um noch einmal zu repetieren, ist nicht nur eine Flottenkundgebung, politisch ist auch die Bewegung gegen die Lex Heinze, um ein verbessertes Familienrecht, für das Vereinsrecht, um erhöhte Lehrerinnengehälter, ja, die harmloseste Petition, die der harmloseste Frauenverein einreicht, gehört nach diesem Erkenntnis in das politische Gebiet und setzt ihn der Auflösung aus. Mit anderen Worten: die „politische Integrität“ eines Vereins wird ebensowohl verletzt durch Kundgebungen zum Ressort des Handels-, Kultus-, Justizministers, Ministers des Innern und des Außern, als durch solche zum Departement des Reichsmarineamts. Das gehört — oder sollte doch gehören — in das A-B-C der Frauenrechtlerinnen.

In Wirklichkeit sind Vorträge über Gegenstände, wie „die Abschaffung der Gefindeordnung“ oder „die Rechte und Pflichten der Frauen,“ „die Einführung der Sonntagsruhe,“ „die Erhöhung des Nähgarnzolls,“ „der Befähigungsnachweis zum Gewerbebetriebe“ durch die Gerichte für politische erklärt, und die Auflösung der Frauenvereine, die sich damit beschäftigt hatten, ist verfügt worden. Nur handelte es sich hier um Vereine von Arbeiterinnen, d. h. von Frauen, die des freien Vereinsrechtes mehr als alle anderen bedürfen, da sie zur Besserung ihrer Lage einzig und allein auf Selbsthilfe angewiesen sind. Die übrigen deutschen Frauenvereine haben gleichfalls seit Jahrzehnten ihre „politische Integrität“ verloren, aber ungehindert Gegenstände verhandeln dürfen, die nach obigem Erkenntnis zweifellos zu den politischen gehören. Mehr noch: ihre Gesetzesübertretung hat in Anwesenheit einer nicht unbedeutenden Zahl von Vertretern städtischer und staatlicher Behörden und sogar deutscher Fürslichkeiten stattgefunden. Deutsche Frauen- und Lehrerinnenvereine sind seitens dieser Behörden feierlich begrüßt worden. Diese Behörden haben ihnen erklärt, daß man ein großes Gewicht auf ihre Beratungen lege; in Anwesenheit dieser Behörden sind Petitionen und Kundgebungen beschloffen, die im allerdirektesten Widerspruch zu der Auslegung standen, die der höchste Gerichtshof des Reichs dem § 8 des Vereinsgesetzes giebt.

Wenn somit die ganz offene und von den Behörden stillschweigend sanktionierte, ja geförderte Gesetzesübertretung zeigt, daß auch bei uns einmal die Praxis vernünftiger sein kann als die Theorie, so liegt doch andrerseits in diesen Widersprüchen, mehr aber noch in dem Messen mit zweierlei Maß und der Verfolgung gerade der Hilfslosesten etwas so Unwürdiges, daß alle Energie an die Abstellung solcher Zustände gesetzt werden muß. Und wir können es den Abgeordneten Rickert und Müller (Sagan) nicht genug danken, daß sie im deutschen Reichstag die Überweisung der diesbezüglichen Petition des Bundes deutscher Frauenvereine an den Reichskanzler zur Berücksichtigung durchgesetzt haben. Sollte diese Berücksichtigung erfolgen, so wäre damit die Grundbedingung geschaffen, daß die Frauen endlich auch dem Wunsch des Herrn Oberschulrat von Sallwürk gerecht werden, sich um die großen Bedürfnisse des Tages zu kümmern, und auch der weiteren Umgebung mit Erfolg die Teilnahme erweisen können, die sie bisher nur dem engeren Kreis der Familie geben durften. Und wir Frauen meinen — und Gottlob meinen es mit uns schon viele Männer — daß es nicht schlechter, sondern besser dadurch werden wird in der Welt Gottes.



In der Schwebel.

Stizze

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Vorüber; endlich. Alle Sorge, alle Not, alle Ungewißheit, alle Halbheit. Wirklich! die auch?

* * *

Sein Kopf ist fest aufgestützt, seine Stirn gefaltet, sein dichtes, ungepflegtes, mit einigen Silberfäden durchzognes Haar fällt lang über die Hand.

Vor ihm auf kahlem Brettertisch liegt sein Diplom; so weiß, so schön gedruckt, so sicher gestempelt und gesiegelt. Vornehm sieht es aus, dieses feste Papier; man denkt es sich in weißen, wohlgepflegten Händen — aus solchen Händen hatte er es ja auch empfangen.

Sein finsterner Blick streift die knochige, bläuliche Hand da vor ihm, die breiten, brüchigen Nägel, den hageren, sehnigen, behaarten Arm, der unverhüllt aus dem abgetragenen Ärmel hervorkommt; wie unverschämt grob und stark er daliegt — die Hand unter dem Kopfe zuckt nach ihm hin. Aber weshalb verhüllen, was sich immer wieder hervordrängen würde, wenn auch . . . Er gehört hierher, dieser Arm, auf diesen rohen Tisch, in dieses wüste Zimmer, an diesen Körper.

* * *

Vorgestern!

Soiree bei Geheimrats. Zweimal trat er auf ihr Kleid; auf dies duftige, zarte Gewand, das den holden Mädchenleib so weich und leicht umflutete.

„Wie er es nur fertig bringt!“ erhascht sein feines, qualgeschärftes Ohr ihren empörten Ausruf, gedämpft aber nicht minder vernichtend der Freundin zugeflüstert, „es ist nicht einmal lang! —“

„Tanzt er eigentlich gut?“

„Es geht; packt reichlich fest an.“

„Und unterhält? Hatteft du ihn nicht beim Blumentwalzer?“

„Keine Silbe! Worüber auch?“

Ein leises Richern. „Komm mit! Du hast Mama noch gar nicht begrüßt.“

An einer Säule, unter der Verbindungstür, immer wo es eine Art Halt giebt, verbringt er die nächsten Stunden. Sie noch einmal zu engagieren oder anzureden, wagt er nicht. Auch keine andere. Unsäglich traurig ist ihm zu Mute, unsäglich elend.

Nun war er drin in dieser Welt, in die hineinzukommen er sich gesehnt hatte, so lange er denken konnte.

* * *

„Hast du etwas Kleingeld, Schatz? der Wäschejunge ist da.“

Eine schlanke, elegante Blondine huscht, nein, schwebt auf weichem Belouurläufer an ihm vorüber, ein zarter Blumenduft weht bis zu ihm hin, auf der Thürschwelle dort erscheint eine hohe, vornehme Männergestalt: „Hier, Kind!“ Dann dacht vor ihm etwas Feines, Weißes, an dem es bligt und funkelt, und er hält in der ungewaschenen, frostrotten Kinderhand den Tagelohn seiner Mutter.

Jener Tag hatte ihn sehend gemacht. Die ungeheure Kluft zwischen Armut und Reichtum, zwischen Entbehrung und Genuß drängte sich dem Bierzehnjährigen auf mit elementarer Gewalt.

Ob schon war er von der Mutter in vornehme Häuser geschickt worden, Geld einzuholen; vom Dienstmädchen schon an der

Thür abgefertigt, hatte er nie Gelegenheit gehabt, einen Blick in das Innere eines solchen Hauses zu werfen. Auch damals sah er nur ein Stückchen Korridor und darüber hinweg durch die offene Thür allerlei Prachtvolles, ihn Blendendes.

Wie das seine Sinne gefangen nahm! Und diese weiche Stimme der Dame und die gütige, freundliche des Herrn. Wie schön das alles war. Unaufhörlich grübelte er darüber nach auf dem Nachhausewege. Warum war seine Mutter so arm? Der Herr Pastor hatte ihnen in der Konfirmationsstunde gesagt, das habe der liebe Gott in seiner Weisheit so eingerichtet; ihm wollte das mit einemmal nicht in den Sinn, war das denn nicht ungerecht von dem lieben Gott?

Er schritt durch das ganze Villenviertel, immer die paar Mark fest in der Hand, seine schweren, groben Schuhe, die ihm so garnicht paßten, polterten auf den Steinfliesen.

Nachdenklich sah er an den schönen, hohen Häusern in die Höhe. Dort würde es überall so warm und hell sein, schon auf dem Hausflur; und wie kalt und dunkel war es immer zu Hause. Dann fiel ihm ein, daß die Mutter gesagt habe, er sei nun bald groß genug, den Lausjungens-Posten beim Krämer aufzugeben und als Knecht sich zu verdingen. In ein paar Jahren könne er dann Standarbeitsmann in einem großen Geschäft sein, dann „wäre ihm nichts weg“.

Arbeitsmann! Er grübelte darüber nach. Mußte er es werden?

Zu Hause angelangt, steckte er erst die kleine Lampe an, vertohrte das Geld in der obersten Kommodenschublade und holte sich sein Butterbrod, das immer auf dem Fensterbrett bereit lag. Während er es verzehrte, kam die Mutter, ausnahmsweise früh, schon von der Arbeit und war, weil weniger ermüdet, etwas freundlicher und gesprächiger als sonst.

„Wir kriegen auch Geld aus der Vereinskasse“, erzählte sie, „der Herr Pastor hat es mir gesagt. Du kannst nun ebensogut wie die andern einen ganz neuen Konfirmationsrock kriegen, was dann weiter dazu gehört, dafür wird auch noch Rat; nachher verdienst du auch mehr und kannst mir das wiedergeben.“

Er sah sie ängstlich an, sein Herz klopfte zum zerspringen. „Mutter“, sagte er beklommen und

legte sein Brod vor sich hin, „ich möchte nicht Arbeitsmann werden.“

Sie nahm ihr Kopftuch ab und stemmte die Arme auf den Tisch. „Ja“, meinte sie sehr ruhig, „wenn das 'ne Möglichkeit wär', daß du 'n Handwerk lernen könntest, denn würd' ich mich auch keinen Augenblick besinnen, denn ließ ich dich Schuster werden; dein Vater sagte immer, das ist das beste Geschäft, das kann nie 'runter kommen. Ich hab' auch 'mal mit Meister Schröder gesprochen, aber er will drei Jahre Lehrzeit, un ich soll allens halten, un das kann ich nich durchsetzen!“ Sie seufzte und langte nach dem Strickzeug.

„Ne, Mutter“, sagte er da und sah sie treuherzig an, „Schuster is auch nich weit her; ich möchte ganz 'was Bornehmes werden.“

Sie sah nachdenklich zu ihm hin. Er zitterte, denn er dachte, jetzt würde sie böse werden; aber sie sagte nur: „Du bist verrückt; hast du bei Professors Geld gekriegt?“

* * *

Was lag dazwischen, zwischen jenem Tage und heute! Unausprechliches. Eine Summe von Energie, von rastlosem Fleiß, von Entbehrung, von Demütigung.

Ein klein wenig Glück war dazu gekommen. Ein winziges Teilchen eines Stipendiums für arme Schüler hatte ihm nach endlosem Schreiben und Laufen der alte Kantor, dessen Liebling er war, verschafft, gerade genug nicht zu verhungern hinter dem Schultische. Später ward jede freie Stunde für Privatunterricht an jüngere Schüler ausgenutzt; aber der Mutter ging das Bornehmen werden zu langsam, sie hatte es sich ganz anders gedacht. So kam für ihn zu allem Übrigen noch der fortwährende Zank mit ihr und der Kampf um seine kleine Einnahme.

Was für traurige Jahre waren das gewesen, wie unendlich lang hatte sich jedes einzelne hingezogen.

Dann legte er, jetzt ein hochaufgeschossener, knochiger Mensch, eines Tages sein Reisezeugnis der kranken Mutter aufs Bett und versuchte, froh und erleichtert wie er sich fühlte, ihr klar zu machen, was diese kleine Schrift für ihn bedeute.

„Laß sie in Ruh“, ermahnnte ihn die alte Nachbarin, die auf einem Schemel neben dem

Bett hockte, „du hättest dich lieber um ihr kümmern sollen, sie kann hier sterben und verderben, un du gehst deine eigenen Wege und denkst nich an deine Kindespflicht.“

Wenige Tage später stand er an ihrem Grabe. Die umständliche Rede des Pastors von einem herben Verluste, von Alleinstehen und Verlassenheit erbitterte ihn. Seit wann stand er nicht allein? Kein weicher Zug der Trauer ging über sein Antlitz, stumm, blaß, kalt empfing er den Händedruck der wenigen Anwesenden.

Man schüttelte die Köpfe.

Im kleinen Stübchen dort hinten in der Kirchengasse aber lag noch nach Stunden ein junger Mensch, hingeworfen über den Tisch, die breite, edige Stirn auf die verschränkten Arme gepreßt, in fassungslosem Schluchzen. So fand ihn der alte Kantor und tröstete an ihm herum, ihm ein Wiedersehen in jener Welt zeigend. Jäh erhob er sich, und sein thränenfeuchter Blick streifte das alte, gutmütige Gesicht da vor ihm: „Ich weine darüber, daß ich nicht um sie weinen kann,“ entfuhr es ihm gegen seinen Willen.

* * *

Zieht diese fernliegende Zeit an seinem Geist vorüber, als er dort, von dem Thürpfosten aus, finsternen Anlitzes in den belebten Ballsaal schaut? Damals und später, allein; abseits von allem, was Jugend, Freude, Genuß heißt.

Und heute! Gehörst du nun hierher? Wenn man sich das erst fragen muß! Aber weshalb nicht? Stehst du etwa nicht fest in deiner Wissenschaft, in deinem Beruf? Er reckt die hohe, breitschultrige Gestalt, ein leises Krachen in allen Nähten, auf seinem Gesicht ein Zug von Pein. „Ja, mein Herr, für eine so robuste Figur werde ich wohl kaum etwas haben.“ Steht da nicht der alte Jude neben ihm, mit dem verdrießlichen, unlustigen Gesichte, das die Sorge um sein Eigentum verrät.

„Warum so isoliert?“ Ein älterer Herr, Arzt, spricht ihn an. „In Ihren Jahren wurde für mich kein Walzer umsonst gespielt. Stürzen Sie sich ins Vergnügen! hä, hä, hä! Die Damen warten.“

Seine Zunge ist wie festgeklebt. Kein einziges Wort steht ihm zu Gebote. Der joviale, alte Herr sieht ihn groß an und wendet sich einer Dame zu.

Diese entseßliche Schwerfälligkeit, — am liebsten hätte er mit dem Fuß gestampft. Nur wenige passende Worte, harmlos und freundlich, ein Gespräch wäre vielleicht angebahnt, fortgeführt; der alte Herr hätte ihn der Familie, Gattin und Tochter, vorgestellt. Und dann? Wieder dieselbe Enge um ihn und in ihm! Diese peinigende Unfreiheit und dies ängstliche Forschen in den fremden Gesichtern, dies Forschen nach . . .

Er will gehen.

Verabschieden irgendwo? Bei Geheimrats; gewiß. Es ist einfache Anstandspflicht. Er nagt an dem dichten Schnurrbart; eine wahnfinnige Sehnsucht nach dem feinen, hochmütigen, süßen Gesichte der Tochter des Hauses packt ihn und treibt ihn vorwärts. Doch schon nach wenigen Schritten stockt sein Fuß: Verflucht! weshalb sehen denn alle gerade ihn an? Es ist ihm unmöglich, den großen Saal zu durchschreiten. Noch gewinnt er es über sich, dem alten Doktor, der gerade in seiner Nähe steht, eine Verbeugung zu machen, die dieser etwas verblüfft entgegen nimmt; dann verläßt er, trotzig ausgerichtet, mit steifem Rücken den Festsaal.

* * *

Gestern!

Nach endloser Nacht ein fester Entschluß. Klarheit, Aufschluß um jeden Preis. Siebt es noch für ihn, den Dreißigjährigen, ein „Anderwerden“? Jene vornehme Dame dort in dem großen, hellen Hause des Villenviertels, jene gütige Dame, die dem armen Studenten, außer dem dreimaligen Freitisch in derselben Woche, so manches freundliche Wort, so manchen warmen Händedruck gewährte, sie soll es ihm sagen.

Fast kommt ihm die Uhr nicht aus der Hand. Wenn nur der Mut nicht sinkt. Endlich, eigentlich viel zu früh, liegt sein großer Zeigefinger, eingezwängt in den schwarzen Glacés; auf dem Knopf neben dem vornehmen Namen. Sein Herz pocht laut. Ging die Glocke eigentlich?

„Gnäd'ge Frau zu sprechen?“

„Ich werde anfragen.“

Er fühlt sein Herz im Halse schlagen. Da! Die Hand der Jose ist leer: „gnäd'ge Frau läßt bitten.“

Er steht ihr gegenüber; ihre weiche Stimme fällt wohlthuend in sein Ohr: „Wie hübsch von Ihnen, Herr Doktor, daß Sie mir Gelegenheit geben, Ihnen persönlich meinen Glückwunsch abzustatten zu können.“

Aber wohin ist sein Mut? Was wollte er eigentlich? Ihr gütiger Blick verwirrt ihn — und kein einziges erlösendes Wort. O, Gott! Das volle Herz, so zermürbt, so überschwer, es zieht ihn zu Boden — er liegt vor ihr auf den Knien und sein Kopf ruht in ihrem Schoße.

Ein tödliches Erschrecken geht über ihre sanften Züge: „Nein, nicht so, junger Mann, ich habe es wirklich herzlich gern für sie gethan.“

Er besinnt sich, taumelt in die Höhe und auf den nächsten Sessel: „Verzeihung! ich, ich . . .“ Und nun sprudelt es hervor, das stets Gefühlte und zu keiner Menschenseele Ausgesprochene, sein ganzes Elend, das überwundene und das gegenwärtige.

Er malt in grellen Farben, die Worte stürzen nur so von seinen Lippen. Die vornehme, reiche Frau, da vor ihm, starrt atemlos auf ein gebeugtes Männerhaupt, in ein fremdes, unbekanntes Menschenleben. Hunger, Frost, zielbewußte Arbeit, eiserne Energie, heißes Ringen mit dem Schicksal läßt er an ihr vorüberziehen. Er zeigt ihr den verhöhnten, schlechtgekleideten Gymnastasten, der oft, ach wie oft, sich in der Zwischenstunde irgend wo verkroch, weil der Anblick der schmausenden Mitschüler seinen Hunger bis zur Pein verschärfte, der in der kalten Stube, bei dem dürftigsten Lämpchen von der Welt, mit halb-erstarrten Fingern gewissenhaft seine Schularbeiten bis zum letzten Titeltchen machte und von der müde und unwirsch heimkehrenden Mutter mit Schelten und Ohrfeigen gestraft ward, weil er die Beforgung des kleinen Haushaltes, die ihm oblag, über dem Lernen versäumt hatte.

„Gnädige Frau,“ spricht er mit heiserer, tonloser Stimme, „Ihnen wird schwer begreiflich zu machen sein, wie es in der Seele eines solchen Kindes aussieht. Was wißt ihr Behüteten, Weichgebetteten von dem Elend des Armen! was von der Marter, die ein feinempfindendes Kind erduldet, wenn es nach

dem Alleinsein während eines langen Tages in zitternder Sehnsucht auf den neunten Glockenschlag horcht. Sie wird kommen, die Einzige, zu der es gehört, deren Hand es auf seinem Kopfe fühlen, in deren Schoß es sich bergen möchte. Was brachte der lange Tag nicht alles: Lob eines Lehrers, Tadel eines anderen, Streit mit den Mitschülern, den es gewiß nicht suchte, aber ausfechten mußte, ein zerrissenes Kleidungsstück, ein beslecktes Buch — viel Kindesleid, und jedes Einzelne verschärft durch die Ausnahmestellung, die hier durch die Armut bedingt war; und nun klinkt die kleine Thür — endlich! ein verhärmtetes, mürrisches Gesicht erscheint im Rahmen, das wollene Kopftuch wird auf den nächsten Stuhl geworfen, das harte Auge überfliegt musternd den kleinen, unwirlichen Raum und jagt an dem hangen Blick des Kindes verständnislos vorüber.

Mutter! Wie viel Wärme, wie viel Trost, wie viel Hoffnung liegt in dem Wort für ein Kind. Mir ward nichts davon. Schuld hatte die Mutter nicht; ihr fehlte einfach die Zeit, gut zu mir zu sein. Das kleine Lämpchen wurde bald ausgelöscht, um das Del zu sparen, still und scheu schlich ich hinter der Mutter her in die kalte Kammer.

Und der nächste Abend brachte dieselbe Verlassenheit und dieselbe Sehnsucht.“

Eine bange Pause. Sie spielt nervös mit den seidnen Quasten des Sessels: „Ja, das muß recht traurig sein,“ sagt sie und sieht ihn mitleidig an, „aber weshalb jetzt noch . . .“

Er hört wohl kaum auf ihre Worte; er ist zu sehr mit sich beschäftigt, zu sehr im Zuge, um auf die Unterbrechung zu achten. Sein Gedächtnis arbeitet folgerichtig, und es kommt ihm nicht in den Sinn, daß er seine Zuhörerinnen ermüden wird.

Auch das bißchen mühsam erlernte Beobachten der äußeren Form fällt jetzt von ihm ab. Den Kopf in den Händen, die Arme auf die Kniee gestützt, sitzt er vor ihr — ganz und gar der Plebejer.

So führt er sie weiter in die nächsten Jahre. Er läßt sie hineinblicken in die Seelenqual des Jünglings, in die Brutalität mancher Almosengeber, die nicht davor zurückschreckt, die getragenen Kleidungsstücke und die zehn Mart

Weihnachtsgeschenk vor versammelter Familie und vor Freunden des Hauses auszuteilen, und die es fertig bringt, dem Freitischler über den Tisch hinüber noch ein großes Stück Fleisch auf den Teller zu schieben, mit der „gutmütigen“ Bemerkung: „Genieren Sie sich nicht, essen Sie nur!“

„Meine verehrte, gnädige Frau,“ spricht er den Blick am Boden, seine Bewegung mühsam beherrschend, „drei Tage in der Woche freute ich mich auf das Mittagessen, nicht auf das Essen selbst, auch nicht auf das, was es geben würde, sondern nur auf den Moment, wo ich Ihren Händedruck empfing beim Kommen und Gehen. Wie warm und fest lag Ihre Hand in der meinen; eine wohlthuende Ruhe überkam mich stets nach dieser Begrüßung, das peinigende Gefühl des Geduldesseins, das an keinem andern fremden Tische ausblieb, empfand ich niemals, wenn ich Ihnen gegenüber saß.“

Auf dem feinen Gesicht ihm gegenüber zeigt sich jetzt eine schwache Röte, die schlanke Gestalt ist wie in stummer Abwehr fest an die Sessellehne zurückgelehnt: Er ist reichlich offenherzig, der gute Doktor; man nennt doch nicht alles so beim Namen. Wenn das jemand hörte, z. B. Frau v. J., was würde die für Schlüsse daraus ziehen? Gesellschaftlich ungeschulte Menschen sind eben unberechenbar. Sie hebt die Hand, um seinem Redefuß Einhalt zu thun; aber er bemerkt es nicht.

Schon entrollt er ein neues Bild. Er schildert ihr das Dachkämmerchen des Armen, jenes staubige, dumpfe Kämmerchen, von dessen feuchten Wänden nie die frohe Stimme eines Freundes wiederhallt, das nie geweiht ward durch einen Austausch von Seele zu Seele, von Herz zu Herz. Passende Worte findet er für das herbe Weh, scheinen zu müssen, was man weder ist noch sein mag — ein Einsiedler, ein unzugänglicher, schroffer Mensch, und für die nutzlose Verschwendung von Kraft, die aufgebracht werden muß für die traurige Arbeit: die wahrhafte, offene Natur, über die tiefgefühlte Entbehrung des Umgangs mit Menschen gleicher Bildungsstufe hinweg, noch zur Aufrechterhaltung jener Meinung zu zwingen.

Lange verweilt er bei dieser Schilderung. Wieder reißt ihn die Erregung fort, und wieder

verschleucht er Mitleid und Teilnahme durch sein brüskes Vorgehen.

Genug! genug! übergenug!

Wie darf er es wagen, die vornehme Frau neben sich auf den einzigen Breiterstuhl, vor den rohen Tisch zu zwingen! — ihr das jämale Wandbrett zu zeigen, von dem er sein trodenes Brot herunter langte und es wehmütig daraufhin betrachtete, ob es wohl reichen würde. Wie darf er ihren zarten Leib erschauern lassen unter der lebendigen Schilderung der Kälte und des Schmutzes seiner Behausung, der Dürftigkeit seiner Lagerstatt. Was wußte sie von Strohsack und Lumpen — war er hergekommen sie zu quälen?

Mit den unbehaglichsten Gefühlen von der Welt sitzt sie vor ihm. Weshalb mußte sie das alles wissen! Sie hatte ihn doch zu vorteilhaft beurteilt, mochte er ein tüchtiger Arzt sein — überall sagte man es ja — ein schwieriger Mensch war er jedenfalls. Also weiteren Verkehr auf keinen Fall. Mein Himmel, wenn der sich in ihrem Salon einmal auf diese Art das Wort erzwänge! Schon bei der bloßen Vorstellung stockte ihr Herzschlag.

Er nimmt ihr Nachsinnen für concentrirtes Interesse. Wie wohlthuend das doch war, einer edlen Frau so fein innerstes Empfinden darlegen, sich die Seele einmal frei reden zu dürfen.

In tiefer Bewegung enthüllt er ihr sein „Jetzt“. Naht und bloß stellt er ihr den Menschen dar, der sich unter dem eisernen Druck des Schicksals aus dem ernst strebenden Kinde hat entwickeln dürfen. Seine innere Zerrissenheit, seine körperliche Unbeholfenheit, seinen Mangel an Anpassungsvermögen, seinen heißen Wunsch festzuwurzeln zu können in der Sphäre, der anzugehören Stellung und Bildung ihn jetzt berechtigen, alles breitet er vor ihr aus. Dann schildert er ihr die ernstesten Freuden seines Berufs und wie hochbeglückt ihn das wenige habe, das er erst davon einheimfen durfte. Sein ausdrucksvoller Kopf ist jetzt ausgerichtet, sein Blick hängt an ihren Lippen; er schweigt.

Sie auch; minutenlang. —

„Und Sie haben keine Angehörigen? keine Braut?“

Etwas hastig wirft sie es hin. Mein Gott! man muß doch auch etwas sagen. Er wird ja

wohl bald gehen, aber diese Art Leute, man kennt das, finden so schwer die Thür. Übrigens interessiert sie das am meisten: hat er schon irgendwo angebandelt unter seinesgleichen, so ist es erst recht notwendig, ihn allmählich abzustößen. „Natwohl, eine Braut!“ wiederholt sie, ihn erwartungsvoll ansehend.

Ihm ist, als habe ein Trompetenstoß sein Ohr getroffen. Eine Braut! — Nein, eine Braut hat er wohl nicht — oder doch? Er fühlt sein Herz schneller schlagen, unsicher blickt er zu ihr auf. Aber nein, das kommt nicht über seine Zunge, nicht die scheue Seligkeit des einen Empfindens, nicht die drückende Schwere des anderen; das ist sein Eigenstes, für keines Menschen Ohr bestimmt. „Gnädigste Frau!“ stottert er, völlig außer Fassung.

„Nun, nun, ich will nicht inquirieren,“ lächelt sie, jetzt ganz wieder sichere Weltbame, „doch giebt es häufig so Jugendbeziehungen . . . Wenn Sie indessen ganz frei sind, weshalb sollte es Ihnen nicht möglich sein, sich den Ton unserer Kreise anzueignen. Es ist, hm, allerbing's nicht leicht, will lange geübt sein. Sie müssen, hm, viel in Gesellschaften gehen, sich anzupassen suchen, Ihre übergroße Empfindlichkeit ablegen, es heißt ja auch hierin wieder lernen.“

„Wollen Sie mir dazu helf . . .“

Sie übersteht seine ausgestreckte Hand, ihr Blick ist auf die Thür gerichtet, die sich eben öffnet. „Was bringen Sie, Anna?“

„Frau Geheimrat X. läßt anfragen —“

„Sehr willkommen.“ Sie nimmt die Karte in Empfang und erhebt sich hastig: „Also nun frisch hinein ins Leben, Herr Doktor, und nicht so verbittert; die Menschen haben es doch alle sehr gut mit Ihnen gemeint.“

Er fühlt einen leichten, lauen Händedruck.

„Ah, sieh' da! wie liebenswürdig, gnäd'ge Frau, mich zuerst aufzusuchen.“

Ein Seidenkleid rauscht an ihm vorüber, streift ihn, ein Dufthauch weht um ihn, dann schließt die Hand der Dienerin die Thür. Eleganz, Höflichkeit, Geschmeidigkeit, Schönheit versinken hinter ihm.

Die Mittagssonne legt sich draußen grell auf einen vielfarbigen, von knöchigen Schulterblättern ausgebeulten Sommerüberzieher, durch-

bringt ihn, trifft mit scharfem Strahl die Nummer im Lastingfutter des Fracks und müht sich dann, in mitleidigem Erschrecken, ein Fünkchen Licht hineinzusenden in ein herb verschlossenes, unruhiges Menschenherz.

* * *

Heute!

Sonntag! Der letzte freie Tag.

Er hält es nicht länger aus in dem dumpfen Raum. Hinaus! ans Licht, unter Menschen.

Ein, zwei Straßen durchschreitet er. Menschen überall, lachend, schwazend, eilend, mit froher Geschäftigkeit auf den Zügen. Sonntagsgesichter, nur er ist allein.

„'n Morgen, Herr Kollege!“

Ein junger Arzt schüttelt ihm die Hand. „Treten morgen auch an? was? Letzter freier Tag, dann hinein ins Joch. Aber schön, daß wir soweit sind, was? Kommen Sie mit? wollen 'mal anstoßen auf gute Zukunft. — Oh, noch immer magenleidend? Sieht man Ihnen gar nicht an; 'n Morgen.“

Finster schaut er dem gutgekleideten jungen Herrn nach. Wie gewandt die Bewegungen, wie leicht der Gang.

„Schroffer, unzugänglicher Mensch,“ denkt jener, „Kerl wie ein Baum und fürchtet sich vor einem Glas Bier.“

Eine enge Seitengasse hat ihn aufgenommen, vor einem kleinen Hause steht er still. Noch zögert er auf der Schwelle. Wieder hinein in diese Welt. Deine Welt; wo gehörst du sonst hin?

Die schmalen, ausgetretenen Treppenstufen ächzen unter seinen festen Tritten, der Sand knirscht, die dumpfe, muffige Atmosphäre der Kinderzeit umgiebt ihn. In dem Halbdunkel des kleinen Flurs tappt er nach der richtigen Thür.

„Herein!“

Martha sitzt an dem einzigen Fenster, noch ungekämmt, in lappig hängender, roter Bluse, zwischen Bändern, künstlichen Blumen, Tüll, Spitzen. Die Alte hockt in der Nähe des Ofens; ihre linke Hand steckt in einem groben, grauwollenem Strumpf, die rechte hält eine Stopfnadel mit Faden. In der Mitte des Stübchens liegt ein alter, ausgetretener Schuh,

den Martha jetzt errötend mit dem Fuß an sich heranzieht. „Sei hätt immer dick' Fäut,“ sagt die Alte entschuldigend, „dat kümmt von't vele Sitten.“

„Guten Morgen,“ sagt der Doktor fast heiser, „so fleißig am Sonntag?“

„Es muß fertig. Wir haben nicht allemal Sonntag,“ antwortet Martha bitter. Sie schiebt ihm einen Stuhl hin, wirft einen scheuen Blick an sich herunter und nestelt vorn an ihrer Bluse.

Das farblose, gebunsene Gesicht der jungen Arbeiterin ist jetzt dicht vor ihm.

„Du warst lange nicht hier.“

„Mir fehlte die Zeit. Wollen wir heute nachmittag ausgehn? Ich trete morgen meine Stelle als Assistentenarzt an.“

„So!“

Die Alte rückt unruhig hin und her: „Marthing!“ mahnt sie.

Das junge Mädchen errötet.

„Wir dachten, du hättest uns vergessen, warst jetzt zu vornehm geworden,“ sie stichelt hastig weiter.

„Martha!“

Sie sieht endlich zu ihm auf. Wie leer das Gesicht ist. War es immer so? Ihr verlegenes Greinen berührt ihn widerlich.

Aus der Ofenecke ertönt ein kräftiges Räuspern:

„Wat sell bei Treckerie noch länger! warde kann doar jo doch nix ut, immer täuben un täuben un nahsten estemiert ehr od noch kein Minsch; bei sienen Lüß' drägen bei Räß' gewaltig hoch.“

„Mutter!“

„Ach wat, Marthing, wes doch vernünftig. Zweimal hätt mir die Schlächterfru, hier bi an, nu all fragt, wat du nich mal mit ehr tau 'n lüttes Vergnäugen mitkamen mücht'st, dat is doch wegen den Söhn, dat weiten wie all' beid' doch recht gaud. Den jungen Minschen ward dat öwers nich passen, wenn du aw un an mit 'n annern löppst.“

Auf des Doktors Stirn liegt ein tiefes Rot: „Sprich, Martha,“ herrscht er das Mädchen an.

Sie greift nach dem Taschentuche.

„Mutter hat recht,“ schluchzt sie, „das ewige Nähen — es ist so ungesund, und dann das andere . . .“

Er springt auf und stößt den Stuhl zurück. „So habe ich hier nichts mehr zu suchen. Leb' wohl!“

Sie streckt die Hand nach ihm aus; das duftige Material, an dem sie arbeitet, gleitet über den Rand des Tischchens teilweise zur Erde: „Glaub' nicht, daß es mir leicht wird, ich halt' 'was von dir.“ Ihre Stimme erstickt in Thränen.

Er dreht sich kurz um, Zorn und Ekel in den festen, ernsten Zügen; verächtlich stößt er den bunten Kram mit dem Fuß bei Seite und wendet sich der Thür zu.

Die Alte humpelt ihm noch entgegen, das runzlige Gesicht hat sich merkwürdig aufgebläht. „Na, abjühß, Herr Dokter! denn laten's sid man recht gaud gahn. So'n sienen Harn nu! Wehn dat doch dacht hadd. Herrjehß! wenn dat Ehr selig' Mudder hadd erleben künt.“



Eine Bauerntaufe in Süd-Rußland.

Von

G. S w e r d.

Nachdruck verboten.

Des Abends war Stepän gekommen, um uns mitzuteilen, daß seine Frau ihm am Nachmittag einen Sohn geschenkt habe. Zu gleicher Zeit lud er mich und meinen ältesten Bögling, einen Knaben von 12 Jahren, ein, bei der am nächsten Tage stattfindenden Taufe Paten zu stehen. Wir sagten selbstverständlich zu, ich sogar mit einer gewissen Befriedigung, denn ich hatte mir schon lange gewünscht, einer russischen Bauernfestlichkeit beizuwohnen. Außerdem war Jelëna, Stepäns Frau, unser aller großer Liebling. Noch letzten Sommer hatte sie im Hause gedient, als eine der flinken, jungen „Djèwki“ (Mädchen), und man konnte sich kein hübscheres Bild denken, als diese 17jährige Bauernschöne mit ihrem strahlenden Gesichtchen, den lustigen, braunen Augen und den wundervollen Zähnen. Immer war sie vergnügt, und vom frühen Morgen bis zum späten Abend hörte man sie in den Gängen auf und ab trippeln. Sie war als das hübscheste Mädchen im Dorf bekannt und schien doch selbst keine Ahnung zu haben, wie reizend ihr das Djewkifosüm stand: schneeweißes, buntbesticktes, faltiges Hemd, kurzer, bunter Rock, ein Kranz von frischen Blumen im Haar, mit lang herabfallenden Bändern, unzählige Schnüre von Glasperlen in allen Farben um den Hals. Dazu die bloßen Füße, die, nie von Schuhen gedrückt, fast vollendete Form aufwiesen.

Sie hatte viele Freier gehabt, aber Stepän hatte ihr Herz gewonnen, und so wurde sie trotz der anfänglichen Widerrede seiner Eltern, die eine reichere Braut für ihren einzigen Sohn erhofften, seine Frau.

Und nun war fast ein Jahr vergangen, und sie war Mutter, unsere kleine Jelëna, selbst noch ein halbes Kind.

Am Vormittag des nächsten Tages hieß es, die obligaten Patengeschenke beim jüdischen Krämer erstehen. Diese sind: ein kleines silbernes oder goldenes Kreuz an Kette oder Band, Stoff zu einem Kleide für die junge Mutter, dito zu Hemdchen für das Kind und ein beliebiges Geschenk für die Helferin. Selbstverständlich richtet sich die Güte der Geschenke nach dem Stande der Paten; ihre Anzahl ist unter allen Umständen die gleiche.

Ehe wir unsere Pilgerfahrt nach Stepäns Haus am Nachmittag antraten, hielten wir es für angemessen, uns bei der alten, erfahrenen „Njanja“ (Kinderwärterin) Rat einzuholen über unser Benehmen während der Feierlichkeit. Und wohl uns, daß wir es thaten! Nie wäre es uns gelungen, heil durch das Labyrinth der mannigfaltigen Formalitäten zu steuern, ohne instruiert zu sein . . .

Aber schon kam der Diener mit der Mitteilung, daß der Wagen vor der Aufahrt warte, und nach einer hastig geschlürften Tasse Thee traten wir hinaus. Eine wahre Gluthize schlug uns entgegen. Obgleich fast 5 Uhr, stand die Julisonne noch hoch am Himmel und sandte ihre unbarmherzigen Strahlen auf die lechzende Erde. Wir hatten seit vier Wochen keinen Tropfen Regen gehabt, und der Staub war einfach unbeschreiblich.

Wir hüllten uns, so gut es ging, in unsere „Bürkäs“ (eine Art weiter, leinener Madmäntel).

„Trögai!“ (los).

Alim, der Kutscher, schnalzte mit der Zunge, die vier prächtigen Apfelschimmel zogen an, und der leichte, offene Wagen rollte zum Thor hinaus, an dem sich tief verbeugenden alten Thorwart vorbei, über die hölzerne Brücke und den großen Marktplatz, auf die Landstraße.

Dichte, graue Staubwolken erhoben sich um uns und hinter uns. Wie durch einen Schleier sahen wir unsere idyllische, weiße Dorfkirche mit ihrem grünen Dach und der goldenen Kuppel schimmern. Aber es ging an ihr vorüber, denn Stepan wohnte erst im nächsten, 5 Werst entfernten Dorf, und in der dortigen Kirche sollte die Taufe stattfinden.

Bald ließen wir auch die letzten Bauern-„Chaten“ hinter uns. So weit das Auge blicken konnte, war jetzt nichts zu sehen, als ein unermessliches, goldgelbes Kornmeer. Wie graue Schemen zogen hie und da Bauernwagen, uns entgegenkommend, an uns vorüber, geräuschlos, die Räder tief in dem weichen Staub versinkend.

Dann änderte sich der Charakter der Landschaft. Ein Gehölz tauchte in der Ferne auf, grüne Beetfelder verdrängten allmählich das Korn, und da war auch schon, ganz am Horizont, das Nachbardorf sichtbar.

Noch eine Viertelstunde, und die schnaufenden, schaumbedeckten Pferde hielten vor Stepans Hütte.

Unser Kommen war natürlich schon längst signalisiert worden. Auf der Schwelle stand Stepans Mutter im Festkleid, in den Händen einen Laib frischgebackenen Schwarzbrotz und eine Tüte Salz. Dies ist der übliche Bauernwillkomm, und es giebt keine tödlichere Beleidigung, als die Zurückweisung dieser Gabe.

Ihr zur Seite waren Mann und Sohn und hinter ihnen die nächsten Verwandten. Alle küßten uns die Hand zum Gruß. Nachdem ich mit ein paar Worten für den Empfang gedankt hatte, durften wir eintreten.

Das Innere der Chata war festlich geschmückt mit grünem Laube. In der großen Wohnstube, in die wir geführt wurden, glänzte und blitzte alles vor Sauberkeit.

Das Mobiliar einer russischen Bauernstube ist gewöhnlich sehr primitiv. Weit aus den größten Platz nimmt der Riesenofen ein, um den eine Bank läuft. Er ist zu gleicher Zeit Heizapparat und Schlafstätte, letzteres namentlich im Winter, wo sich die Bewohner des Hauses, in ihre Schafpelze gehüllt, teils auf dem Ofen selbst, teils auf der ihn umgebenden Bank zur Nacht niederlassen. Eine zweite Bank zieht sich an den Wänden hin.

In der Ecke, unter dem Heiligenbild, ein langer, weißgeschuener Tisch; an den Wänden wohlfeile, grellbemalte Bilder, ungerahmt: der Kaiser und die Kaiserin (kaum wieder zu erkennen), Szenen aus dem Leben der Heiligen; alles wahrscheinlich für ein paar Kopfen von einem reisenden Händler erstanden.

Aber wenn, wie hier, die Sonne durch die blanken, kleinen Fenster scheint und auf das frische Laub fällt, macht das Ganze doch einen wohnlichen Eindruck.

Nun aber geschah etwas, worauf uns selbst die Njanja nicht vorbereitet hatte. Die Thür öffnete sich und herein schwankte Jelena, von zwei Frauen geführt. Die Ärmste konnte kaum stehen (seit der Geburt waren noch nicht ganz 24 Stunden verflossen), aber um uns Ehre zu erweisen, hatte man sie gezwungen, sich ankleiden zu lassen! In mancher Beziehung sind die Russen wirklich noch Barbaren, obgleich im allgemeinen viel besser als ihr Ruf.

Ich war entrüstet über diese nutzlose Grausamkeit, aber es war nun einmal geschehen und eine nachträgliche Predigt hätte nicht viel geholfen. Wenigstens aber setzte ich durch, daß Jelena sich sofort wieder niederlegen durfte, trotz des Protestes der Mutter und Schwiegermutter — sonst höchst liebevolle, alte Frauen — die in diesem Akt eine Kränkung unserer Patenehre zu fürchten schienen.

Von unserm Patenkind war bis jetzt noch nichts zu sehen gewesen; seine Toilette sei noch „unvollkommen“, hatte man mir auf meine Frage mitgeteilt.

Endlich durften wir das Wunder im nächsten Zimmer anstaunen. Da lag ein großes Bündel auf der Erde, aus dem ein winziges, faltiges, krebsrotes Gesichtchen sah. Die Helferin stand stolz zur Seite.

Jetzt wußte ich, was ich zu thun hatte; einen Silberrubel neben das Kind auf die Erde werfen und der Helferin das für sie bestimmte Geschenk und den Stoff zu den Hemdchen überreichen, mit einigen Lobesworten über das blühende (!) Aussehen unseres Patchens.

Und nun war der Weg zur Taufe geebnet, d. h. wir konnten endlich nach der Kirche aufbrechen.

Obgleich kaum hundert Schritt weit, wäre es gegen jede Würde gewesen, die Strecke zu Fuß zurückzulegen, und so bestiegen wir denn von neuem den Wagen. Nur der junge Vater und die Helferin mit dem Bündel begleiteten uns. Die übrigen schienen es vorzuziehen, im Hause zu bleiben, um ein wachsamcs Auge auf die zum nachherigen Tauffchmaufe bestimmten Speisen zu haben.

Die Helferin ist in Rußland eine gewichtige Persönlichkeit. Sie ist es, die bei der Taufe jegliche Verantwortung übernimmt. Da in Rußland alle Kinder innerhalb der ersten acht Tage ihres Lebens getauft werden, kann die Mutter selbst nicht anwesend sein und überläßt alle Anordnungen der Helferin.

Wir waren nicht übermäßig erstaunt, bei unserer Ankunft in der Kirche zu sehen, daß noch nichts zu der Taufe vorbereitet war, obgleich wir sie für 6 Uhr angefragt hatten und es jetzt mindestens halb sieben war. Pünktlichkeit ist nicht gerade ein Charakterfehler der Russen, wie denn auch ihr Sprichwort sagt: „Gleich — über eine Stunde.“

Die Kirche war vollständig leer bis auf ein paar Maurer, die damit beschäftigt waren, sie inwendig zu weissen. Der frische Kaltgeruch und die unerträgliche Hitze trieben uns bald wieder heraus, und so erwarteten wir denn im Freien die Ankunft des Popen.

Wir hatten Zeit genug, uns umzusehen. Wie die Mehrzahl der russischen Dorfkirchen, war auch diese auf einer Anhöhe gebaut und überblickte von hier das ganze weitverstreute Dorf, das mit seinen weissen, strohbedeckten Chäten, den unregelmässigen Gärten, deren Hauptzierde schlanke, nickende Sonnenblumen bilden, und den patriarchalischen Ziehbrunnen sich zu einem hübschen Bilde vereinte . . .

Aber o Wunder, da erschien schon der Sakristan, unter dem großen, silbernen Taufbeden ächzend, welches er aus dem Popenhaus herbeischleppte. Hinter ihm ein Junge, ebenfalls mit Kirchengeräten beladen, und hinter dem wieder, in angemessener Entfernung, der Priester selbst, an dem langen, talarähnlichen Gewande und dem wallenden Haupt- und Barthaar kenntlich.

Nun mußten wir jedoch, wohl oder übel, in die heiße Kirche zurück, wo in der Zwischenzeit die alte Märja (die Helferin) das Kind aus seiner Vermummung herausgeschält hatte. Es lag jetzt, nur mit einem Hemdchen bekleidet, auf dem neuen Stoff, den wir ihm geschenkt hatten und der bei der Taufe von dem Priester gesegnet werden sollte. Ich hatte eben noch Zeit, dem Popen zuzuflüstern, uns bei etwaigen Verstößen zurecht zu weisen, da gab mir Märja auch schon das Kleine auf den Arm.

Mein Zögling Dimitri und ich nahmen unsere Plätze vor dem Altar ein, die alte Helferin einen Schritt hinter mir, der junge Vater fast an der Thür, als ob er sich der ganzen Geschichte schäme, sonst niemand, außer den Maurern und einigen barfüßigen Dorfkindern.

Der Sakristan intonierte einen Psalm mit eintöniger Stimme, und die Handlung nahm ihren Gang.

Ich muß gestehen, daß die nächste halbe Stunde zu den ungemütlichsten meines Lebens gehörte. Das kleine Würmchen auf meinen Armen schrie zwar nicht, aber es zappelte in höchst beunruhigender Weise. Ich war in Todesangst, daß es noch am Ende auf den Boden fallen würde. Wahrscheinlich fühlte es sich ungemütlich bei mir, die ich nichts vom Halten kleiner Kinder verstand; jedenfalls entwickelte es eine unermüdlische Thatkraft. Ich warf von Zeit zu Zeit einen hilfselehenden Blick auf Märja, aber vergebens.

Auch konnte ich dem Scheusälchen nicht meine ganze, ungeteilte Aufmerksamkeit widmen, denn ich mußte doch aufpassen, was der Priester sagte, um im rechten Moment zu antworten. Die zwiefache Aufgabe war fast zu viel für mich; und Dimitri muß wohl die Verzweiflung in meinem Gesicht gelesen haben, denn er fragte mich leise, ob er mir nicht das Kleine abnehmen solle.

Jetzt hatte der Priester die lange Vorrede beendet. Er nahm das Kind, dem Märia im Nu das Hemdchen abzog, und tauchte es dreimal in dem lauwarmen Taufwasser unter, wobei er ihm mit einer Hand geschickt Nase, Mund, Augen und Ohren zuhielt. Trotzdem nieste und prustete der Kleine ganz gewaltig und schien durchaus nicht erbaut von dieser Behandlung, was ihm auch weiter nicht zu verdenken war.

Nachdem er notdürftig abgetrocknet worden, hängte ihm der Priester das Kreuzchen um. Darauf wurde er im Namen des heiligen Geistes auf Stirn, Augen, Mund, Ohren, Handflächen und Fußsohlen mit geweihtem Öl gesalbt und ihm ein Körnchen Salz auf die Zunge gelegt. Dies Letztere kränkte ihn tief; er brach in ein jämmerliches Gewimmer aus, welches er bis zum Schluß der Taufe mit rührender Ausdauer fortsetzte.

Aber noch war sein Märtyrertum nicht vollendet. Jetzt versuchte der Priester sogar, ihn seiner wenigen Haare zu berauben, indem er ihm mit einer Schere drei Büschelchen am Hinterhaupte abschnitt (eine symbolische Handlung, deren Bedeutung mir unbekannt ist). Und nun reichte Märia Dimitri und mir je zwei Enden eines großen, weißes Tuches, legte „Ihn“ ohne weitere Zeremonie hinein, und in dieser improvisierten Wiege mußten wir ihn dreimal um den Altar herumtragen. Nur wer das Gleiche durchgemacht hat, kann das Schauerliche dieser fünf Minuten ermessen.

Doch auch die gingen vorüber. Mit erleichtertem Herzen wendeten wir auf des Priesters Geheiß dem Altar den Rücken, um im Namen des Kindes „dem Teufel und allen seinen Werken“ zu entsagen. Dreimal mußten wir dem Geistlichen nachsprechen: „Atrizajn“ (ich entsage) und jedesmal dabei auf den Boden speien. So will es die russische Sitte. Die Njänja hatte uns wohl die Unumgänglichkeit dieses Aktes auseinandergesetzt, aber im letzten Augenblick hatten wir beide gejaudert, Dimitri und ich, bis der Priester selbst uns zuflüsterte: „Bitte, spucken Sie!“

Damit war der Glanzpunkt der Taufe erreicht. Es folgten nur noch einige kurze Gebete, und dann durfte ich endlich wieder (o, mit welcher Dankbarkeit!) meine kostbare Last Märias Händen übergeben. Die empfing sie mit einem Segenswunsche, von denen sie eine ganze Auswahl zu haben schien; denn bei jeder passenden Gelegenheit — beim Einsteigen in den Wagen, beim Aussteigen, beim Hereintreten in die Kirche brachte sie einen neuen an.

Wir wollten uns eben sehr vergnügt von dem Priester verabschieden, als letzterer uns ins Gedächtnis zurückrief, daß wir als Paten unsere Namen in das Kirchenbuch eintragen mußten. Das Buch war aber noch in seinem Hause, von der vorhergehenden Taufe her; er bat uns deshalb, doch mit hinüberzukommen und dort zu unterschreiben. Unbedachterweise sagte ich zu — ich hatte für den Moment die russische Gastfreundlichkeit vergessen, die es für sündhaft halten würde, einen Fremden aus dem Hause zu lassen, ohne ihm etwas zu essen und zu trinken anzubieten.

Raum waren wir daher im Pfarrhaus angelangt, so hieß es: „Sie werden doch ein Täßchen Thee mit meiner Frau und mir trinken?“ Alles Danken half nichts; wir mußten uns in unser Schicksal ergeben. Während wir auf das Kochen des Wassers im Samovar warteten, zeigte uns die liebenswürdige junge Predigersfrau ihr Heim mit naivem Stolz; den „Salon“ mit einer Menge selbstgezogener Pflanzen, unter denen ein riesiger Gummibaum unsere spezielle Bewunderung hervorrief, das hübsche, einfache Wohnzimmer, zugleich Studierzimmer des Mannes, die Schlafzimmer . . .

Wir waren wie auf Nadeln; wußten wir doch, daß wir in Stepäns Hause sehnsüchtig zum Tauffchmaus erwartet wurden. Unser einziger Trost war, daß der Prediger auch zu dem Festmahl geladen war, und wir ohne ihn doch nicht hätten anfangen können.

Als der Thee hereingebracht wurde, war er natürlich so glühend heiß, daß wir uns gräßlich den Mund verbrannten in dem eifrigen Bestreben, ihn möglichst schnell hinunterzuschlucken. (In Rußland wird nämlich der Thee gewöhnlich ohne Milch mit Zitronenscheiben serviert.) Wie gern wäre ich dem Beispiel der russischen Bauern gefolgt, die ihren „Tschai“ aus den Untertassen trinken; aber „noblesse oblige!“ So schluckten wir denn mit Todesverachtung und Thränen in den Augen weiter.

Selbst auf die Gefahr hin, unhöflich zu erscheinen, brachen wir sofort nach dem Thee auf, aber vor dem Hause erwartete uns ein neues Mißgeschick!

Was war aus der friedlichen Dorfstraße geworden? Sie hatte sich während unserer Abwesenheit in ein sturmbewegtes Staubmeer verwandelt, aus dem hier und da ein paar drohende Hörner, ein Pferdekopf, eine Schweineschnauze auftauchten. Die Heimkehr der Herde!

Es war hoffnungslos zu warten; daher befahlen wir unsere Seelen dem Kutscher und nun ging es langsam, Schritt für Schritt, vorwärts, dem lebenden Strom entgegen. Glücklicherweise waren unsere Pferde dergleichen gewöhnt; außerdem hatte Alim sie prächtig in der Hand. Barfüßige Bauernkinder — die Jungen in Leinwandkitteln und weiten, faltigen, langen Hosen, die Mädchen in gestickten Hemden und kurzen Röcken — versuchten, mit großen Peitschen bewaffnet, unserm Wagen einen Weg zu bahnen, wodurch sie die allgemeine Unordnung nur noch erhöhten. Alles stieß, drängte, schob, brüllte — dazu der Staub, der fürchterliche Staub!

Endlich drehte sich Alim zu uns um:

„Ich sehe das Ende“ (der Herde natürlich).

Und so war es auch. In weiteren zwei Minuten hatten wir den stolz daherschreitenden, zerlumpten Hirten hinter uns gelassen, aber die Entfernung, die wir auf dem Hinwege in drei Minuten zurückgelegt hatten, hatte uns diesmal eine Viertelstunde gekostet.

In Stepans Hütte wollte man eben die Speisen auftragen, da man alle Hoffnung aufgegeben hatte, uns noch wiederzusehen. Bei unserm Eintritt erhoben sich alle, sogar Jelëna, die angekleidet auf der Ofenbank ruhte. Der Priester, der mit uns im Wagen gekommen war, segnete von der Schwelle aus die Anwesenden; man rückte zusammen, um uns den Ehrenplatz am Tisch, unter dem Heiligenbild, einzuräumen. Dann folgte ein kurzes Tischgebet, und das Essen konnte seinen Anfang nehmen.

Zuerst kredenzte mir die Helferin ein Gläschen unverfälschter „Wódka“ (Branntwein), um damit die Gesundheit meines Patchens und seiner Mutter zu trinken. Ich wußte von der Njansa her, wie wichtig für das fernere Gedeihen des Kindes diese Handlung in den Augen der Bauern ist, hütete mich daher, das Glas etwa zurückzuweisen. Zwar verschluckte ich mich an dem brennenden Zeug, aber das schadete sonst weiter nichts. Marja steckte mit großem Behagen (und neuem Segenswunsch selbstverständlich) den Kubel ein, den ich ihr mit dem geleerten Glase hinschob. Trinkgelder muß man in Rußland überhaupt um sich fäen bei solchen Festlichkeiten. Für jede geringste Dienstleistung wird ein „Natchai“ erwartet.

Nun kam Jelëna an die Reihe. Es ist kaum glaublich, aber dennoch Thatsache; eine rohe Gurke, ein Stück Schwarzbrot und ebenfalls ein Glas Wódka bilden der jungen Mutter Portion. Und wehe ihr, wenn sie etwas übrig läßt! Jede zukünftige Krankheit des Kindes wird unbarmherzig auf diese Pietätlosigkeit zurückgeführt.

Unser Essen bestand aus Kascha (Buchweizengröße), gebratenen Rükeln und Rießel (eine sehr wohlgeschmeckende, süße Speise in der Art eines Fruchtsaftgelées); als Beilagen wurden frische Gurken und rote Rüben herumgereicht. Die Getränke waren Wódka, Kwas (ein säuerlicher, moussierender Wein) und Thee, der ja bei keiner russischen Mahlzeit fehlen darf. Dazu das köstliche Bauernbrot, sowohl schwarzes als weißes, und als Nachtisch Wassermelonen und Pflaumen.

Wir aßen aus hölzernen Schüsseln, aber es schmeckte sehr gut. Man hatte sogar Messer und Gabeln aufgetrieben, wenigstens für uns, die Ehrengäste — die übrigen

machten das einfacher. Der Thee wurde aus Gläsern getrunken, wobei man von Zeit zu Zeit von seinem Stück Zucker abbiß; Theelöffel gab es nämlich nicht.

Nach beendetem Mahl wurden uns feine, gestickte Handtücher gereicht zum Säubern der Finger, einer aus grauer Vorzeit herrührenden Sitte gemäß.

Und nun hatten wir allen unsern Pflichten genügt und durften ans Aufbrechen denken.

Stepáns Dankesrede für die ihm und seinem Hause durch unsern Besuch widerfahrene Ehre nahm nicht lange in Anspruch; meine Antwort darauf zeichnete sich durch noch größere Kürze aus.

Wir nahmen von Jeléna Abschied — sie war schon halb bewusstlos vor Mattigkeit — die andern begleiteten uns vor das Haus. Da saß Alim steif auf dem Bod, als ob er sich die ganze Zeit über nicht von der Stelle gerührt hätte. Aber sein Gesicht war sanft gerötet, und ein vergnügtes Lächeln schien anzudeuten, daß auch er die Vorteile einer Taufe zu schätzen wisse.

Wieder mußten wir allen die Hand zum Russe reichen . . . Ein letztes „S Bógom“ (mit Gott) von den Zurückbleibenden, und mit einem Seufzer der Erleichterung lehnten wir uns in die weichen Kissen und ließen die frische Abendluft unsere heißen Wangen kühlen.

Das wundervolle russische Dämmerlicht umsing uns, hier und da erglänzte ein Stern — so fuhren wir dem Hause zu . . .



K r a n k h e i t.

I.

Wie liegst du elend zu Boden gestreckt,
Von tiefen, klaffenden Wunden bedeckt!
Wie deine Flügel zerbrochen sind,
Mein armer Wille, mein Lieblingskind!

Ich hoffte Herrliches, Großes von dir,
Unüberwindlich erschienst du mir.
Wir beide — zu rüstigem Schaffen gesellt —
Ich glaubte, wir beide erstritten die Welt.

Und als die Zeit der Prüfung kam:
Die schleichende Krankheit, der lastende Gram —
Nicht wahr, wir hielten uns tapfer noch?
Wir trohten lange dem drohenden Joch?

Jetzt ist's vorbei, das war zu schwer.
Du liegst und stöhnst: ich kann nicht mehr.
Wie wir doch beide geschlagen sind,
Mein armer Wille, mein Lieblingskind!

II.

Durch einen Garten wandle ich im Traum;
 Dort kann ich Apfelbaum an Apfelbaum
 In unabsehbar langen Reih'n erblicken.
 Ein Reichthum, eine Fülle — zum Entzücken!
 Fast alle Alter bei einander wohnen:
 Hier Bäumchen — kinderhaft, mit runden Kronen,
 Bedeckt von rosa Blüten, zart und reich —
 Dort mächtige Stämme Veteranen gleich,
 Mit Äpfeln so die Äste überladen,
 Daß Stützen sich erheben, um vor Schaden
 Die eifrigen Verschwender zu behüten.
 Wohin das Auge schaut: nur Früchte — Blüten —
 Und nochmals Früchte. Wie ein treuer Mann
 Thut jeder Baum und leistet, was er kann.

Ein einziger inmitten solcher Fülle
 Trägt nichts, als fahle, graue Blätterhülle.
 Wo alles sproßt und treibt und wächst und schafft —
 Was will der Eine ohne Drang und Saft?

Der Gärtner sagt: er scheint noch fest und stark,
 Doch schlich verstecktes Siechtum ihm ans Mark.
 Er kann nichts weiter thun als grade leben,
 Nicht Früchte tragen und nicht aufwärts streben,
 Steht müßig da in diesem Wundergarten
 Und muß geduldig auf sein Ende warten.

Ach, rief ich fröstelnd, nimm die Art! erbarme
 Dich seiner doch! Der Arme — o der Arme!

Ich bin erwacht. Und sonderbar: mir deucht,
 Es machte dieser Traum mein Auge feucht.

 Hilfe.

Mein Schiffein liegt am Ufer fest,
 Die Segel hängen schlaff und schwer,
 Zum Rudern ward mein Arm zu schwach,
 Ich sehne mich umsonst aufs Meer.

Du gehst vorbei, und du berührst
 Den Kahn mit seiner müden Last — —
 Da dringt er schon durch Sand und Rohr
 Ins freie, wo der Wind ihn faßt.

Die Segel straffen knitternd sich,
 Stark auf die Seite neigt der Bord,
 Die Wellen schlagen plätschernd an;
 Stromabwärts schießt mein Schiffein fort.

Mir lacht das Herz! Mir schwillt der Mut!
 Die Hand gebeut dem kühnen Spiel!
 Schon rauscht das offene Meer von fern —
 Ich spür's: ich komme an mein Ziel.

Siehst du, was dein Sekundenwerk,
 Der eine Griff, gethan an mir?
 Vernimmst du meinen Inbetruf?
 Ich danke dir, ich danke dir!

Elisabeth Gnade.





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Eine große Anzahl von Frauen aus Berlin und Umgegend hat dem Reichstag eine Petition gegen den § 361, Ziffer 6 des Strafgesetzbuches eingereicht, der mit dem sogenannten Kunstparagrafen der lex Heinze das gemeinsam hat, daß er scheinbar nur die Unsitlichkeit trifft, in Wirklichkeit aber zu einer schweren Bedrohung für völlig Unschuldige wird. Er bedroht mit Haft die unter polizeilicher Kontrolle stehenden Prostituierten, wenn sie den polizeilichen Vorschriften zuwiderhandeln, sowie die ohne solche Kontrolle gewerbmäßig Unzuchttreibenden.

„So geringfügig“, führt die Petition aus, „nehmen sich bei der ersten Lesung diese Sätze aus, daß man nicht ahnt, welche grausame Härte, welche schwere Drohung gegen die Frau darin enthalten ist. Solange aber jeder Beamte der Sittenpolizei jede Frau, die ihm verdächtig erscheint, ohne weiteres sistieren darf, um sie dann einer schmachvollen und entwürdigenden Untersuchung unterziehen zu lassen — solange es der Sittenpolizei gestattet ist, die Stellung unter Kontrolle gegen eine weibliche Person zu verfügen, ohne daß die Betroffene das Gericht anrufen kann — solange stehen die Frauen eben unter einem demütigenden und unerträglichen Ausnahmengesetz. Die Beratung der vielberufenen lex Heinze hat wenigstens das eine Gute gewirkt, daß sie die öffentliche Aufmerksamkeit auf dieses so sehr reformbedürftige Gebiet unserer Rechtsordnung gelenkt hat.

Nicht minder haben allerlei Vorkommnisse ärgerlicher Art beigetragen, dem Publikum die Augen zu öffnen. Allgemeine Entrüstung erregte der Hamburger Fall, in welchem eine zu Unrecht unter Kontrolle gestellte Frau gegen die Haftstrafe wegen Nichtbefolgung der polizeilichen Vorschriften für Prostituierte Berufung eingelegt hatte. Das Oberlandesgericht verwarf die Berufung, dem Buchstaben des Gesetzes gemäß. Denn die Tätigkeit des Gerichts beschränkt sich lediglich auf die Frage, ob die polizeilichen Vorschriften befolgt sind oder nicht. Ob aber die Einschreibung selbst berechtigt ist oder nicht, das geht das Gericht nichts an. So wird das geschriebene Recht zum schreienden Unrecht. Ein ganz ähnlicher Fall machte vor einigen Jahren in Berlin großes Aufsehen. Auch damals war es dem beklagenswerten Opfer unmöglich, sich Recht zu schaffen.

Darum fort mit diesem Gesetz.

Wir verlangen vor allem, daß es jeder unter Kontrolle gestellten Frau freistehe, ein gerichtliches Urteil gegen die polizeiliche Verfügung anzurufen. Bei jeder kleinsten polizeilichen Geldstrafe ist ein Rekurs an den Richter zulässig; um 3 Mark werden lange Prozesse mit Eifer durchgeföhrt. Sollte es nicht jedes Gemüt empören, daß im Gegensatz dazu eine so harte Strafe, wie es die bürgerliche Ehrlosigkeit ist, über eine Frau durch einfache Verfügung verhängt werden kann? Die Sittenpolizei braucht für ihre Entschließungen keine Gründe anzuföhren; sie braucht Einwendungen nicht zu beachten, geschweige zu widerlegen. Dieser unverantwortlichen Willkür darf die Frau nicht länger unterworfen bleiben. Nicht die Anzahl der öffentlich bekannten Mißgriffe der Polizei kann für uns entscheidend sein, sondern die Tatsache, daß das Gesetz keine Abhilfe gewährt.

Die Fälle, in denen unbescholtene Mädchen von den Hültern der öffentlichen Sitten aus Polizeiamt geschleppt wurden, um dann nach der schmähsichen Untersuchung einfach entlassen zu werden, sind übrigens weit häufiger, als diejenigen vermuten, welche die schrankenlose Instruktion der Sittenpolizei nicht kennen. Da eine genügende Sühne bei der Lage der Dinge doch nicht zu erreichen ist, sind die schwer Beleidigten meist ängstlich bedacht, den Vorfall zu verschweigen und zu vertuschen. Sie fürchten durch die Bekanntmachung eine Einbuße an ihrem guten Namen. Nur zufällige Nebenumstände sind es, die den Übergriff der Polizei bekannt geben, wie z. B. die Verhandlung wegen Beamtenbeleidigung vor kurzem hier in Berlin. Zwei Herren waren einem Mädchen, welches sich gegen die Angriffe einiger Fremden heftig sträubte, zu Hilfe gekommen und hatten einige scharfe Worte gebraucht, ehe sich die Sittenbeamten als solche zu erkennen gaben. Die Herren wurden verurteilt. Daß, das ganz unschuldige Mädchen die Nacht im Gewahrsam zubrachte, wurde bei der Verhandlung nebenhin erwähnt. Es bildete keineswegs den Gegenstand einer Klage, denn die Beamten waren in ihrem Recht. Sie war ihnen verdächtig erschienen; das war Grund genug zur Sistierung.“

* Die Reformen in der städtischen Armenpflege zu Berlin, die zur Zeit den Magistrat beschäftigen, sollen sich unter anderem auf die Heranziehung der Frauen, mindestens zur Waisenspflege, erstrecken. Es ist aber vorgeschlagen, zum Amt der Armenpflege auch Frauen für wählbar zu erklären.

* Die **Flottenkundgebung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins** hat in weiten Kreisen lebhafteste Teilnahme und Zustimmung hervorgerufen. Von den Vereinen, die sich bis jetzt mit den darin ausgesprochenen Überzeugungen voll einverstanden erklärt haben, nennen wir folgende:

Augsburg: Verein für gemeinnützige Bestrebungen.

Anhalter Lehrerinnenverein.

Berliner Frauenverein.

Berliner Lehrerinnenverein.

Verein „Bienenkorb“ zu Berlin.

Verein zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst- und Gartenbau zu Berlin.

Verein zur Förderung der Frauenbildung in Bonn.

Verein Frauwohl in Bonn.

Bremerhavener Lehrerinnenverein.

Casseler Frauenbildungsverein.

Casseler Lehrerinnenverein.

Dresdener Lehrerinnenverein.

Ortsgruppe des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins in Elberfeld.

Verein Frauwohl in Flensburg.

Ableitung I des Heidelberger Frauenvereins „Frauenarbeitschule.“

Verein Hessisches Lehrerinnenheim.

Frauenbildungsverein in Hannover.

Verein Frauwohl Jena.

Verein „Diskussion“ Köln.

Leipziger Ortsgruppe des Allg. D. Fr.-Vs.

Leipziger Frauenbildungsverein.

Frauengewerbeverein zu Leipzig.

Mainzer Lehrerinnenverein.

Oldenburger Lehrerinnenverein.

Landesverein Preussischer technischer Lehrerinnen.

Verband sächsischer Lehrerinnen.

Stuttgarter Frauenlesegruppe.

Tübinger Hausbeamtenvereine.

Mittwochverein zu Tübingen.

Eine weitere Anzahl von Vereinen hat sich gleichfalls mit dem Inhalt der Kundgebung voll einverstanden erklärt, von einem Eintreten dafür mit ihren Namen aber deshalb absehen müssen, weil sie statutarisch gebunden waren.

* Die **Petition der deutschen Abiturientinnen**, von der in voriger Nummer die Rede war, war am 7. März Gegenstand einer Besprechung im Reichstag. Gegen den Antrag der Petitionskommission und seine Begründung: Übergang zur Tagesordnung wegen mangelnder Kompetenz des Reichstags, beantragten die Abgeordneten Schrader und Rickert, eine Vereinbarung der verbündeten Regierungen herbeizuführen, nach welcher diejenigen Frauen zum Besuche der sämtlichen Vorlesungen an Universitäten zuzulassen sind, welche die in dem genannten Beschlusse des Bundesrats verlangte Vorbildung nachweisen. Leider erhielt der Antrag der Petitionskommission nach längerer Diskussion mit den üblichen Argumenten der Gegner des Frauenstudiums die Majorität.

* Die **Kellnerinnenfrage** wurde auf dem 1. Fachkongreß der Gastwirtsgehilfen Deutschlands, der vom 6.—9. März in Berlin tagte, eingehend erörtert. Es waren von den verschiedenen Kellnerorganisationen Anträge gestellt worden, die auf Unterdrückung und Abschaffung der weiblichen Konkurrenz abzielten. Da keine Kellnerinnenorganisationen in Deutschland existieren und daher Frauen als Delegierte oder Mitglieder am Kongreß nicht teilnahmen, Gäste aber nicht zum Wort zugelassen wurden, konnte von Seiten der Frauen nicht Protest gegen diese Stellungnahme eingelegt werden. Einige Redner versuchten zwar, die wahren Ursachen des Kellnerinnenelends zu beleuchten und als Mittel zur Abhilfe zu empfehlen, nach einer gesetzlichen Verkürzung der Arbeitszeit zu streben und die Kellnerinnen in die Berufsorganisationen ihrer männlichen Kollegen aufzunehmen. Die Mehrheit der Kongreßmitglieder lehnte aber ein Zusammengehen mit den Kellnerinnen mit der Begründung ab, daß diese auf einem niedrigeren sittlichen Niveau ständen, und daß sie als Konkurrentinnen zu bekämpfen seien.

Der Kellnerkongreß stellte sich demnach auf denselben Standpunkt, den Fachkongresse anderer Berufszweige den Frauen gegenüber eingenommen haben. Was dieser Stellungnahme aber weittragendste Bedeutung verleiht, das ist die Tatsache, daß in dem Kellnerinnenberuf 46 000 Frauen in Deutschland beschäftigt sind, die durch das Vorgehen ihrer Kollegen aufs schwerste geschädigt werden. Es ist zu hoffen, daß die Kellnerinnen durch die Kongreßverhandlungen überzeugt worden sind, daß sie zur Wahrnehmung ihrer Interessen mit aller Energie Berufsorganisationen anzustreben haben.

* **Weibliche Chemiker** für die Untersuchung der Rüben auf ihren Zuckergehalt beabsichtigt das in der Landwirtschaftlichen Hochschule belegene Laboratorium des Vereins der deutschen Zuckerindustrie in Berlin zukünftig auszubilden. Der erste Kursus wird voraussichtlich in der Zeit vom 15. Februar bis 1. April 1901 stattfinden. Gegenwärtig werden diese Rübenuntersuchungen ausschließlich von jüngeren, sogenannten Kampagne-Chemikern ausgeführt, die meist für 4—5 Monate gegen ein Gehalt von 100—150 Mark monatlich angestellt werden. Da wo die Rüben nach Zuckergehalt bezahlt werden, sind diese Chemiker nicht selten auch gerichtlich vereidigt. Zu dem Kursus in dem Zuckerlaboratorium sollen nur solche junge Damen zugelassen werden, die entweder die höhere Töchterschule absolviert haben oder sich einer Aufnahmeprüfung unterworfen haben. Genaueres über den Kursus wird späterhin bekannt gegeben werden.

* Eine Frauenuniversität ist von dem sächsischen Kultusminister Dr. v. Seydewitz in der letzten Sitzung der zweiten Kammer für Deutschland empfohlen worden. Die Begründung dieses Wunsches, daß nämlich die Universität nur für die männliche Jugend da sei, dürfte kaum als sehr stichhaltig gelten können, und welcherlei Unzuträglichkeiten die Zummatrikulation der weiblichen Studierenden ergeben sollte, ist nicht recht einzusehen. Daß der Herr Kultusminister die Errichtung einer solchen Universität für Sachsen ablehnt, wird jedenfalls vorbildlich für die übrigen Staaten werden, und so werden wohl zum Glück, wenn keine andern, so wenigstens finanzielle Erwägungen die Gefahr der Frauenhochschulen abwenden.

* Die Universitäten Jena und Leipzig, von denen die erste in ihrer ablehnenden Haltung gegen das Frauenstudium in Deutschland bisher fast

einzig da stand, haben im Februar beide die Zulassung der Frauen zur Promotion an der philosophischen Fakultät beschlossen.

* Kurse zur Vorbereitung auf die Oberlehrerinnenprüfung sollen zu Ostern dieses Jahres in Hamburg eingerichtet werden. Vorläufig sind die Fächer Deutsch, Französisch, Englisch und Geschichte in Aussicht genommen worden, doch können auch weitere Kurse eingerichtet werden, wenn sich mehr als vier Teilnehmerinnen für ein Fach finden. Meldungen nimmt Frä. Ida Schöne, Hamburg, Langereihe 39, II entgegen.

* Zur Errichtung einer Frauenuniversität in Moskau hinterließ der Großkaufmann Astrachow 3 Millionen Rubel. Die Regierung ist mit dem Plan grundsätzlich einverstanden. Zunächst sollen die medizinische, die mathematische und die naturwissenschaftliche Fakultät eingerichtet werden.



Für Haus und Familie.

Es dürfte in Frauenteilen nicht hinreichend bekannt sein, welche segensreiche Thätigkeit die Hamburgischen Staatskrankenanstalten gebildeten Mädchen bieten, und daß für deren Existenz durch eine feste Organisation nach jeder Seite hin gesorgt ist. Unter Leitung der Frau Oberin von Schlichting, einer durch Kraft, Klarheit und Hingebung an ihre Lebensaufgabe ausgezeichneten Persönlichkeit, hat sich der Schwesternverein der Staatskrankenanstalten kräftig entwickelt. Er verwirklicht alle wesentlichen Züge des Zimmerischen Diakonievereins: festen Zusammenhalt und kräftige Stütze für das äußere und innere Leben ohne kirchliche, unlösbare Bande. Durch die Zuwendung beträchtlicher Geldmittel aus der für erwerbende Frauen errichteten Heinrich Schmilinsky-Stiftung ist die Begründung einer Lehranstalt unter der Frau Oberin von Schlichting beschafft worden und in unmittelbarer Nähe des großen Neuen Allgemeinen Krankenhauses in einem eigenen Heim, dem Ericahause, untergebracht. Hier werden die Schülerinnen durch die Anleitung der Oberin und der Ärzte theoretisch und praktisch in einjähriger Lehrzeit ausgebildet. Sie erhalten während des Lehriahres freie Wohnung und Beköstigung sowie Dienstkleidung und treten danach in den Schwesternverband der Hamburgischen Staatskrankenanstalten. Sie erwerben dadurch neben dem laufenden Gehalt in zehn Jahren Pensionsansprüche. Ein fruchtbareres Feld der Wirksamkeit, günstigere Arbeitsbedingungen dürften sich den Frauen nirgends eröffnen. Freilich sind, der Errichtung aus Hamburgischen Stiftungsmitteln gemäß, nur geborene Hamburgerinnen für die Lehranstalt aufnahmeberechtigt; sie müssen mindestens 20 Jahre alt sein und eine gute Erziehung genossen

haben. Die bisherigen Leistungen der Hamburgischen Pflegegeschwestern, zu denen auch Nichthamburgerinnen gehören, haben ihnen die Wertschätzung der Ärzte und des Publikums in hohem Maße erworben; eine reiche Wirksamkeit entfalten sie auch gelegentlich fern von der Heimat, so z. B. in dem unter deutschen Ärzten stehenden Hospital in Konstantinopel.

Die neueste Gründung des Vereins ist ein Erholungshaus an der Neustädter Bucht in Holstein. Aus Ersparnissen des Schwesternvereins erworben, wird das Haus zugleich allen gebildeten arbeitenden Frauen ohne Unterschied der Konfession zu gute kommen, welche bei geringen Geldmitteln anderweitig nicht die oft so nötige Erholung von Überanstrengung oder Kräftigung nach Krankheiten zu finden wissen. Das Heim liegt unter mächtigen alten Bäumen an der Ostsee; es ist hochgelegen und bietet die vortrefflichsten sanitären Bedingungen. Gegen eine ganz mäßige Pension (etwa 3 Mark per Tag) wird eine reichliche, stärkende Kost gewährt, zu dem Hause gehört Seebad mit eigenen Badekarren; Kurtaxe und sonstige Extraausgaben fallen für die Insassen weg. Besonders freudig zu begrüßen ist es, daß dieses Heim Winter und Sommer geöffnet und in jeder Hinsicht von dem liberalen Geist regiert sein wird, der sich in dieser Gemeinschaft mit den Erfordernissen der Ordnung und Straffheit verbindet. Anmeldungen für die Sommerfaison des in diesem Frühling zu eröffnenden Erholungshauses sind beifolgende Voranmeldung baldigst zu machen und zwar ebenso wie die Gesuche der am 1. April aufzunehmenden Schülerinnen des Ericahauses persönlich oder schriftlich an die Frau Oberin von Schlichting, Ericahaus, Hamburg, Eppendorf.





Die Hamburger Ortsgruppe des Allgemeinen Frauenvereins.

(Vorsitzende: Fräulein Helene Bonfort. Frau Julie Eichholz) blickt im Oktober 1899 auf eine dreijährige Thätigkeit zurück. Neben der zunächst gebotenen theoretischen Erörterung aller die Frauenbewegung betreffenden Fragen, besonders der im engeren Sinne sozialen, hat die Hamburger Ortsgruppe in sechs Arbeits-Abteilungen ihre Ziele zugleich praktisch verfolgt. Eine Abteilung für Wohlfahrts-Einrichtungen arbeitete an der Gewinnung statistischen Materials über die Wohlfahrts-Einrichtungen Hamburgs behufs Gründung einer Auskunftsstelle, gründete eine Fließschule, die seit Frühjahr 1898 besteht, beabsichtigt jetzt die Gründung einer zweiten und nahm sich der Blindenpflege an. Eine Abteilung für Jugendschutz übernahm mit Bewilligung der Polizeibehörde die Untersuchung der Personalverhältnisse bei der Aufnahme von Kostkindern, gründete einen Mädchenhort, unterstützte den Hamburger Volksschullehrerinnen-Verein in der Beschaffung von Spielplätzen und Einrichtung von Spielfürten für Mädchen, gründete im April 1899 eine Anstalt zur Ausbildung von Dienstmädchen mit 30 Schülerinnen und eine besondere Kommission zur Ausstattung der Ferienkolonisten.

Eine Abteilung „Frauenbildung“ errichtete Kurse in Latein und Mathematik für Lehrerinnen, gründete eine Haushaltungsschule und war auf dem Gebiete der Frauenbildung auch propagandistisch nach besten Kräften thätig. Die im Januar 1897 errichtete Abteilung für Rechtsschutz ist in 1000 Rechtsfällen, durchschnittlich 10—12 in der Sprechstunde, um Rat ersucht worden und hat in 389 Fällen den gestellten Anträgen entsprochen. Sie ist gleichfalls propagandistisch thätig gewesen, hat durch eine besondere Kommission den Entwurf einer Gesindeordnung durcharbeiten lassen und eine Dienstmädchen-Stellenvermittlung geschaffen. Neben den genannten besteht eine Abteilung für künstlerische Interessen und eine aus der Abteilung Jugendschutz hervorgegangene besondere Gruppe für Kostkinderwesen, die in neun durch die Polizei bestimmten Distrikten arbeitet. Man kann bei der mutigen Arbeit der Hamburger Ortsgruppe hoffen, daß sie alle Schwierigkeiten, die sich ihr jetzt noch in den Weg stellen, schnell überwinden wird.

Der allgemeine österreichische Frauenverein,

der es nie versäumt, zu bedeutenden Vorgängen in der politischen Welt Stellung zu nehmen, hat, anlässlich der neuerlichen Beratung des Wiener Gemeindestatuts und der Gemeinde-Wahlordnung im niederösterreichischen Landtag, durch seine Präsidentin Fr. Fickert eine allgemein zugängliche Frauenversammlung einberufen, die am 24. v. M. stattfand und durch ihren zahlreichen Besuch bewies, daß das Interesse der Frauen am öffentlichen Leben stetig zunimmt.

Nachdem Gemeinderat Sonntag über die sozialen Aufgaben der Gemeinde gesprochen und Landtagsabgeordneter Dr. Osner über die Beratung der neuen Wahlreform im Landtag referiert hatte, eröffnete Fr. Glöckel die Diskussion über das Frauenstimmrecht. Sie trat für das Wahlrecht der Frauen in allen Wahlkörpern ein und begründete diese Forderung damit, daß die Fragen des öffentlichen Lebens: Unterrichtspflege, Festsetzung der Steuern (besonders der indirekten) u. s. w. für alle Frauen, selbsterwerbende und nur in der Familie thätige, von eminenter Bedeutung sind. Es gelte nun vor allem, denjenigen unter ihnen, die diesen Fragen noch gleichgültig gegenüberstehen, die Notwendigkeit der Anteilnahme der Frau am öffentlichen Leben zum Bewußtsein zu bringen. In ihren eigenen und im Interesse der Allgemeinheit müßten die Frauen das allgemeine gleiche und direkte Wahlrecht für beide Geschlechter verlangen.

Nachdem noch einige Rednerinnen im gleichen Sinne gesprochen hatten, wurde folgende von Frau Wahreder beantragte Resolution einstimmig angenommen:

„Die am 24. Februar 1900 im großen Sitzungssaale des Gemeindehauses versammelten Frauen erkennen die Unzulänglichkeit der gegenwärtigen Gemeindeverwaltung in Bezug auf die Wahrung und Förderung der wirtschaftlichen und geistigen Interessen der arbeitenden Bevölkerung; sie erklären sich gegen die Verkürzung des Wahlrechtes der Personal-Einkommensteuerspflichtigen und — von der Forderung des allgemeinen gleichen und direkten Wahlrechtes für alle Vertretungskörper ausgehend — verlangen sie das aktive und passive Wahlrecht für den Gemeinderat, um ihre Interessen vollständig vertreten zu können.“

A. G.





„Was der Alltag dichtet.“ Novellen von Ilse Frapan. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Alltagsgeschichten zu schreiben und sie nicht alltäglich zu schreiben und doch auch nicht stilisiert, ist eine volle Talentprobe. Ilse Frapan besteht sie. Unter den vorliegenden Novellen, die das wieder einmal bezeugen, sind die auf Hamburger Boden gewachsenen: „Onkel Johnny“, „Die Ameise“, „Sütten“ — „Dort oben“ befriedigt weniger — die urwüchsigen. Das ist der echte plattdeutsche Humor, den man bei Frauen so selten findet, das ist die feine Beobachtung der sogenannten kleinen Leute, die ohne künstlerische Begabung, ohne die damit verbundene Lust an der Individualität, am Charakteristischen unmöglich ist. Wenn in diesen Geschichten die Nachseiten des Lebens in den Vordergrund treten, so zeigt „Der Sitter“ — die Geschichte eines schwäbischen Dorfschreibers und seines nach jahrelangem Sparen erstandenen Papageien, der ihm Frau und Kind ersetzt und schließlich einem Aberglauben zum Opfer fällt — die Fähigkeit der Verfasserin, auch dem heiteren Kleinleben gerecht zu werden. Hier wie da aber ist es „feine Kunst“, die uns entgegentritt und uns genüßvolle Stunden bereitet.

„David Friedrich Strauß.“ Von Samuel Ed. (Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.) Seit der Veröffentlichung der Strauß'schen Briefe, die auch dem größeren Publikum einen tieferen Einblick in das Drama dieses Lebens gestatteten, ist Strauß wieder mehr in den Vordergrund getreten, so daß diese zusammenfassende Darstellung seines Lebenswerkes willkommen sein wird. Was uns als besonders gelungen darin erscheint, das ist die Veranschaulichung der tragischen Wahrheit, die der Verfasser zum Schluß in das knappe Wort faßt: „Abwärts, nicht aufwärts führte sein Leben.“ Von der geschlossenen, in Strauß' Sinne „inspirierten“, epochemachenden Leistung des Leben Jesu durch mancherlei zersplitterte und erquälte Einzelleistungen zu seinem schwächsten, haltlosesten Werk: „Der alte und der neue Glaube.“ Ed. weiß vorzüglich die Fäden aufzuspüren, die vom einen zum andern führen, von der Unfähigkeit, die selbständige Wirklichkeit der Religion zu erfassen, zum Verzicht auf die selbständige Wirklichkeit des Sittlichen, zum Verzicht auf den Pflichtbegriff, den ein schiefer Utilitarismus ersetzen soll. — Aber wie die Briefsammlung, so läßt auch diese Darstellung den Menschen Strauß uns näher treten; das Unentrinnbare seines Schicksals tritt uns lebendig entgegen.

„Die Notwendigkeit der zweiten Prüfung in Anatomie und Physiologie oder überwiegen realistischer Vorbildung der Studierenden der Medizin.“ Von Wilhelm Kour. (Jena, Gustav Fischer.) Der vorliegende kleine Separatabdruck aus dem Anatomischen Anzeiger (XVII. Band, Nr. 4 und 5), der sich gegen die von O. Hertwig vertretene Ansicht wendet, daß die im Titel bezeichnete Prüfung ein überflüssiger Ballast sei, enthält eine überaus bemerkenswerte Stelle, die den Vertretern des humanistischen Vollgymnasiums auch für Mädchen zu denken geben dürfte. Kour spricht darin über die Unfähigkeit der meisten Studierenden, konkrete Vorgänge direkt, nicht erst durch das Medium der Beschreibung aufzufassen, und fügt hinzu: „In den seit 4 Jahren bei mir studierenden Damen habe ich bereits Erfahrungen gemacht, die darauf hindeuten, daß es eine schwer wiegende Begünstigung der Damen und eine entsprechende Benachteiligung der Herren in ihrem Fachstudium ist, daß erstere nur 4 Jahre einseitig philologisch vorgebildet sind, während die Knaben 4 Jahre in dieser Weise beschäftigt werden. Denn unter den Damen habe ich die Majorität noch fähig zum unmittelbaren Erfassen konkreter Dinge als solcher, nicht erst auf dem Umweg der Memorierung der Beschreibung erfunden. Die Medizin studierenden Herren können sich mit Recht über diese Benachteiligung beklagen und dürften wohl zu dem Anspruch berechtigt sein, daß ihnen die gleiche Begünstigung zu teil werde.“

„Kunstgeschichte im Grundriß.“ Kunstliebenden Laien zum Studium und Genuß von M. von Broecker. Vierte neu bearbeitete Auflage mit 104 Abbildungen im Text. (Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht.) Das kleine Buch, dem wir schon früher ein empfehlendes Geleitwort mit auf den Weg gaben, erscheint hier in vierter Auflage, was „Die Frau“ besonders freudig begrüßen kann, da das Buch von einer Frau verfaßt ist. Die neue Auflage ist wieder sorgfältig durchgearbeitet, um 33 neue Abbildungen vermehrt und in manchen Kapiteln gründlich umgestaltet und erneuert worden. Die vorzügliche Ausstattung verdient ganz besonders hervorgehoben zu werden. Auf dem schönen Kunstdruckpapier kommen die Abbildungen scharf und klar heraus, so daß auch denen, die die Originale nicht zu sehen Gelegenheit haben, eine deutliche Vorstellung davon gegeben wird. Besonders empfehlen dürfte das Buch sich für den Gebrauch in höheren Mädchenschulen.

„**Erdsagen.**“ Vertrauliche Sonntagsbriefe eines Bauernknechts. Ein Kulturroman von Peter Rosegger. (Leipzig, L. Staadmann.) Einen Kulturroman nennt der Dichter sein Werk. Und das Jacit möchte in dem Schlussbekenntnis des Helben liegen: „Ich will schweigen, wenn wieder einmal die Frage ist, was vorzuziehen wäre, die altbäuerliche Bedürfnislosigkeit oder die moderne Kultur. Ich will schweigend zugestehen, daß die Naturprodukte erst durch die Kultur, so durch die Industrie geheiligt und zu jener Läuterung gebracht werden, die des Menschen wert ist. Ich will einverstanden sein mit den zu erbauenden Brücken zwischen Land- und Stadtleben. . . Ich bin mir bewußt geworden, daß es nur darauf ankommt, das Bauerntum der allgemeinen Entwicklung vernünftig anzugliedern. . . Und wenn es gelingt, altväterische Tüchtigkeit und Treue mit jung-weltlicher Genußfähigkeit und Borurteilslosigkeit zu vereinigen, dann beginnt ein erträglicheres Zeitalter.“ Zu dieser Erkenntnis führt den Helben ein seltsamer Weg. Als übermühter junger Mensch, Journalist seines Zeichens, ist er eine Wette eingegangen, ein Jahr als Knecht auf einem Bauernhof zu arbeiten. Sein Weg führt ihn zum Adamsbauer, einem Bauern vom alten Schrot und Korn, von alter Einsat und Sitte. Hier, von aller Zivilisation abgeschnitten, geht ihm das Einfach-Menschliche solchen Daseins auf, und „Erdsgeruch atmen“ erscheint ihm als der Inbegriff würdigen Daseins. Wie er allmählich den Weg zu der oben erwähnten Erkenntnis geführt wird, drängt sich nicht etwa tendenziös auf, sondern vollzieht sich inmitten einer Reihe spannender Vorkommnisse, so daß der Roman trotz der Rosegger sonst nicht eigenen Absichtlichkeit und trotz des künstlich hineingebrachten fremden Elements doch zu dem Besten gehört, was er uns geboten hat.

„**Der Frankfurter Goethe.**“ Von E. Menzel. Frankfurt a. M., Rütten & Voening. Die kleine Schrift, eines der zahllosen Geschenke des Goethefestjahres, führt durch die verschiedenen Zeitabschnitte von Goethes Aufenthalt in Frankfurt. Durch die vielseitige Auswahl des Stoffes und geschickte Zusammenfassung der persönlichen und lokalen Beziehungen, die für diese Zeit in Betracht kommen, wird die kleine Schrift vielen das Bild von dem werdenden Goethe durch manchen frischen Zug, manche neue Seite beleben. Ihr Zweck ist auch nicht, die Resultate neuer Quellenstudien zu bringen, sondern das Vorhandene zu einem Bilde zusammenzustellen, wie es aus der Fülle der Einzelforschungen schwer zu gewinnen ist. Und das ist ihm aufs Beste gelungen.

„**Meine Religion. Mein politischer Glaube.**“ Zwei vertrauliche Reden von J. W. von Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin 1899. Ernst Siegfried Mittler & Sohn. Natürlich wird eine Zusammenstellung einzelner Aussprüche Goethes aus Dichtung, Gespräch und Briefwechsel der verschiedensten Zeiten zu einer fortlaufenden Rede den Goethe-Philologen mit einem gelinden Entsetzen erfüllen, und auch der unbefangene Leser wird empfinden, daß diese Einzelaussprüche zum Teil viel zu wichtig sind, um so aneinander gereiht genießbar zu sein. Immerhin ist es ein ganz interessanter Versuch, Goethes Weltanschauung nach diesen beiden Seiten im Zusammenhang zu bieten, ohne sich zur Verküpfung des einzelnen anderer als Goetheischer

Worte zu bedienen. Ist es nur ein Kunststück, so ist es doch ganz geschickt gemacht.

„**Wie werden wir Kinder des Glücks?**“ Von Dr. Adolf Matthias. (München, C. F. Beck.) Das Buch enthält manche gar keine Betrachtung. Dem Verfasser ist „Glück“ eine „feste, innere Empfindung, deren Kraft dem Menschen die richtige Stellung zur Außenwelt mit all ihren mannigfachen Erscheinungen und Verhältnissen, zu unsren Nebenmenschen, zu uns selber und zu Gott giebt,“ und glücklich werden ist ihm „eine feine und vornehme Kunst.“ Wie man diese Kunst erlernt und sich darin vervollkommnet, davon weiß er in den 21 Kapiteln seines Buches manches treffende Wort zu sagen. Oberflächlich scheint nur ein einziges Kapitel, und bei dem sind wir's leider gewohnt: es ist betitelt „das Glück und die Frauen.“ Hier werden die unwahren Behauptungen, daß die Frauenrechtlerinnen die geschlechtliche Differenziertheit aufheben, daß die Frauen Männer werden wollten, beweislos nachgesprochen, oder vielmehr, dieser Satz gilt dem Verfasser für identisch mit jenem andern, daß die Frauen die „männlichen“ Berufe aufnehmen wollen. Wir möchten mit Lessing antworten: „Warum nicht, wenn sie können?“ Damit haben sie denn eben den Beweis geführt, daß die betreffenden Berufe nicht „männlich“ sind. Auch hätten wir wirklich nicht geglaubt, dem Satz, daß die allgemeine Wehrpflicht die letzte Konsequenz der Frauenemanzipation sei, anderswo als in einem Wigblatt noch begegnen zu können; der Gedanke, daß Mutterchaft und Ritterchaft gleichartige Leistungen sind, oder der Dienst in Armen- und Krankenpflege den Dienst in der Armee answiege, ist doch eigentlich schon zu sehr Gemeingut geworden, um solche Trivialität noch zu gestatten. Wann wird es einmal für die Frauenbewegung gelten, was jeder deutsche Gelehrte in Bezug auf andere Gebiete anerkennt: daß man sie kennen muß um darüber zu schreiben?

Selbstverständlich darf uns der Umstand, daß das Kapitel, das uns speziell berührt, so unbefriedigend ausgefallen ist — wobei es sich übrigens in seltsamen Widersprüchen bewegt — nicht ungerecht gegen ein Buch machen, das uns im übrigen in ein feines inneres Leben hineinschauen läßt.

„**Sein Wied und andere Geschichten.**“ Von Timm Kröger. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. Preis elegant gebunden 4 Mark.) Eine „Stall- und Scheunengeschichte“ — die Geschichte eines armen Knechts, der „dabei war“, das heißt beim Kampf für „Schleswig-Holstein meerumschlungen“ — und die Geschichte eines Glücklichen, dem schließlich von allem Glück nur die Einsamkeit bleibt, die in der Hand „die blaue Blume des Vergessens und Vergehens“ trägt — das ist das kurze Inventarverzeichnis des vorliegenden Bandes. Aber darin, welche Fülle von Poesie! Das kann nur der Kulturmensch, der mit tiefstem, auf früher, inniger Berührung mit der Natur beruhendem Verständnis ihr gegenübersteht, aus ihr heraus- und in sie hineinlesen. In sie hineinlesen — aber ohne Mache, ohne Künstelei, einfach durch Übertragung künstlerischen Innenlebens auf totes Geschehen. Aber in die Menschen ließ er nichts hinein; er stellt sie einfach hin, selbstlicher, echt; man glaubt an sie, weil sie sind. Und darum kann das Buch im allerbesten Sinne zur gesunden Familienliteratur gezählt werden, die das Echte will, ohne dabei zugleich mit Vorliebe den Schmutz zu suchen.

„Der Berggraf.“ Roman von Sophie Junghans. Dritte (wohlfeile) Auflage. (F. Fontane & Co., Berlin W. Preis 5 Mark.) Die dritte Auflage des beliebtesten Romans ist als wohlfeile Volksausgabe herausgegeben, um das Buch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Der Preis ist dabei über die Hälfte ermäßigt; Druck und Papier sind gut.

Kleine Mitteilungen.

In Köln wird eine höhere Handelsschule für Mädchen, verbunden mit einem Übungskontor, die zugleich Handelslehrerinnen-Bildungsanstalt des Kölner Vereins weiblicher Angestellter sein wird, errichtet. Die Schule soll eine höhere Bildungsanstalt für strebsame Frauen und Mädchen sein, die sich zur Bekleidung angesehenen kaufmännischer Stellungen in dem Maße und Umfange vorbereiten wollen, daß sie den Anforderungen unserer Zeit sowohl in theoretischer Durchbildung wie in praktischer Tüchtigkeit und Gewandtheit durchaus gerecht zu werden vermögen. Insbesondere erhalten auch solche Schülerinnen, die sich die Befähigung zur Ausübung des sehr aussichtsreichen Lehrberufs an Handels-, Fortbildungs- und ähnlichen Fachschulen erwerben wollen, Unterricht und Anleitung zur Ausübung der Lehrpraxis.

Als Ersatz für die praktische Lehre und zur Erreichung höchster Büreaufüchtigkeit dient das mit der Anstalt verbundene Übungskontor, in dessen Gesamtbetrieb alle Schülerinnen im IV. Semester mitwirken müssen, um gleich beim Austritt aus der Anstalt Anwartschaft auf auskömmliche Stellen in guten Häusern zu haben. Das Schuljahr beginnt alljährlich am Dienstag nach der Osterwoche. Das Mindestalter für die Aufnahme in die Unter-

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallfreierstraße 84/85.

The Study of English in Oxford.

St. Hugh's Hall, one of the Colleges for Women, will be again opened by Mrs. Burch as a Vacation School of English Language and Literature for Foreign Women Students. Lectures will be given and classes held within St. Hugh's Hall by University Lecturers and Tutors, upon subjects specially selected to meet the known needs of the Foreign Student. A due proportion of English ladies will be received, to afford opportunities of conversation. For terms, which include board, residence, and tuition, apply at once to Mrs. Burch, 11 Beecherost Road Oxford.



Verbandstoff - Fabrik M. PECH

Berlin W. 85 J., Parlobad-Straße 15.

Direkt • 12 Geschäfte • Bezugsquelle.

Sämmtliche Artikel zur Krankenpflege.

la. Verband-	1 Ko. 500 g	250 g
watte	1,75	0,90 0,50 K
Irrigatoren	complett R.	0,75.
Gesundheitsbinden	für Damen pro	Duzend R. 0,50.
Gummischuhe	für Kinder R.	1,00.
	für Damen R.	2,40.
Boroglycerinlanolin		lanolin-
Hyrolin	$\frac{1}{2}$ 1 1 1 1	Zubeh.
	0,15 0,25 0,50 0,65 R	

Höhere Handelsschule für Mädchen mit Übungskontor

(zugleich Handelslehrerinnen-Bildungsanstalt)

des Kölner Vereins weibl. Angestellter zu Köln, Klapperhof 26-28.

Mit Ostern ds. Js. wird in hiesiger Stadt, vorbehaltlich der Genehmigung der Königlichen Regierung, eine höhere Handelsschule eröffnet.

Zur Aufnahme werden nur solche Schülerinnen zugelassen, welche die vollendete Bildung der höheren Töcherschule besitzen und durch Prüfung nachweisen.

Der Lehrgang umfasst 4 Semester, innerhalb welcher ein gründlicher theoretischer und praktischer Unterricht erteilt wird und der direkte Eintritt in die Handelspraxis (Buchführung, Stenographie, Correspondenz, Geschäftsführung, Handelslehre u. s. w.) ermöglicht wird.

Auswärtigen Schülerinnen wird bei guten Familien geeignete Unterkunft vermittelt.

Beginn des Schuljahres 24. April 1900.

Prospekt und näh. Auskunft durch die Schulverwaltung, Klapperhof 26-28, Köln.

Der Direktor:

Riepe.

Das Curatorium:

Frau Blühdorn, Fr. P. Christmann,
Fr. M. von Mevissen, Fr. E. von Mumma, Dr. Alb. Ahn jr.
E. Leyendecker, Carl Scheibler.

Schering's Malzertrakt

Ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Konvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Natarrh, Keuchhusten etc. (S. 75 Bl. u. 150 Bl.) gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Blleichucht) etc. verordnet werden. (S. 11 u. 2) wird mit großem Erfolge gegen Abmächts (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. (S. 11 u. 1.)

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 10.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Klasse ist in der Regel das zurückgelegte 16. Lebensjahr. Bei der Anmeldung ist der Geburtschein und das Reifezeugnis einer höheren Mädchenschule vorzulegen. Solche Schülerinnen, die schon in anderen Fachschulen oder in der Praxis sich einen gewissen Grad der Ausbildung erworben haben, können ausnahmsweise zu höheren Semestern zugelassen werden, wenn sie durch eine Aufnahmeprüfung nachweisen, daß sie die Lehrziele der niederen Kurse in erforderlicher Weise erreicht haben. Ausführliche Programme und nähere Auskunft durch die Direktion, Köln, Klapperhof 26—28.

Die von dem Allgemeinen deutschen Frauenverein in Leipzig begründeten und erhaltenen **Gymnasialkurse für Mädchen** vermögen bereits auf ein sechsjähriges Bestehen zurückzublicken. Das Königlich Sächsische Kultusministerium hat die Schülerinnen zur Reifeprüfung zugelassen und sie zur Ablegung derselben dem Staatsgymnasium in Dresden-Kreutzdorf überwiesen. Die Prüfung ist auch bereits von Schülerinnen der Anstalt mit gutem Erfolge bestanden worden. Bei den großen Fortschritten, welche das Frauenstudium in den letzten Jahren gemacht hat, ist mit allem Nachdruck darauf hinzuweisen, daß für alle, die später ihre Studien praktisch verwerten wollen und daher eine Universitätsprüfung anstreben, ein deutliches Abiturientenexamen unbedingtes Erfordernis ist. Die Mädchen-Gymnasien haben es sich zur Aufgabe gemacht, ihren Schülerinnen die geeignete Vorbildung für einen wissenschaftlichen Beruf zu geben; das ernste Streben und die Berufsfreudigkeit der jungen Mädchen zeigen deutlich, wie stark in ihnen der Drang nach Erweiterung ihrer Kenntnisse ist.

Die Leipziger **Gymnasialkurse** eröffnen Ostern wieder eine **Anfangsklasse**. In diese können alle jungen Mädchen eintreten, welche das 16. Lebensjahr erreicht und die 1. Klasse einer höheren Mädchenschule durchgemacht haben. Die Dauer des Kurses beträgt $4\frac{1}{2}$ Jahre, das jährliche Honorar 200 Mark. Das neue Schuljahr beginnt am 24. April. Anmeldungen sind möglichst bald zu richten an die Leiterin, Fräulein Dr. Windscheid, Leipzig, Parkstr. 11.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen.
Solo, Ensemble und Chor
ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
Sprechstunde 2—4.



Maggi
zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Internationales Heim,
Berlin SW., Galesche Straße 17, I.
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionpreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung.
des Zimmers pro Tag. 16
Mms. Helma Spranger
Korrespondentin.

Emmer Pianinos
Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.



TROPON
Nahrungs-Eiweiss.
1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)
Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.
Tropon-Cacao
Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

verschiedensten Veranstaltungen in ausführlichster Weise schildert, die zu gunsten dieser Arbeiterinnen ins Leben gerufen worden sind. Der Verfasser von „Salaires et Misères de Femmes“, der Graf d'Haussonville, hat bereits in früheren Jahren eine ganze Reihe sozialer Studien veröffentlicht; er ist Mitglied der Académie Française, und seine Bücher erfreuen sich in Frankreich weitester Verbreitung. So hat auch sein letztes Werk in aller kürzester Zeit drei Auflagen erlebt, ein Erfolg, dessen sich deutsche Bücher ähnlichen Inhalts nur selten rühmen können.

Allerdings unterscheidet sich das Buch stark von den deutschen Veröffentlichungen über ähnliche Gegenstände. Es liegen ihm nicht, wie den Arbeiten einer Oda Olberg, einer Gertrud Dyhrenfurth, eingehende wissenschaftliche Untersuchungen zu Grunde; es wird keine systematische Darstellung eines fest begrenzten Industriezweiges gegeben, die die Ursachen der traurigen Lage der Arbeiterin erkennen lassen und daher eine Grundlage für den Ausbau der Schutzgesetzgebung bieten. Der Verfasser veröffentlicht nur in einer Reihe lose zusammenhängender Aufsätze in leichtem Konversationsston die Erfahrungen, die er bei langjähriger philanthropischer Thätigkeit in Bezug auf die Lage der Pariser Arbeiterinnen gemacht hat. Der Zweck, den er verfolgt, ist offenbar der, die wohlhabenden Kreise seines Landes, insbesondere die wohlhabenden Frauen, für das Los der Arbeiterin zu interessieren, ihren Wohlthätigkeitsfönn zu wecken, den zahlreichen Unterstützungsvereinen und -Anstalten neue Freunde zuzuföhren. Er wünscht, daß durch die Teilnahme der besitzenden Frauen an solchen Wohlfahrtsveranstaltungen zum Besten der Arbeiterinnen sich die Herzen und die Gedanken der Frauen nähern mögen, die heute nichts von einander wissen, der Frauen, die die kostbaren Kleider tragen und derer, die sie anfertigen. Namentlich den Pariser Frauenrechtlerinnen, die sich nach den Ansichten des Verfassers ausschließlich mit Versuchen zur Erlangung des Wahlrechts, zur Zulassung bei der Ausübung der Advokatur, der ärztlichen Praxis beschäftigen, wirft er mangelnde Teilnahme an den Bestrebungen zum Schutz der Arbeiterin und der berufsthätigen Frau (Lehrerin, Telephonistin, Handelsgchilfin, denen er auch einen Abschnitt des Buches widmet) vor. Er scheint allerdings in dem Irrtum befangen zu sein, daß die Anhängerinnen der Frauenbewegung sich nur aus Millionärsfrauen und -Töchtern rekrutieren; er scheint nicht zu wissen, daß auch diese Bewegung aus wirtschaftlichen Motiven hervorgegangen ist, daß die schwer ringenden, hart arbeitenden Lehrerinnen, Angestellten u. s. w., für die er neben den Arbeiterinnen den Schutz und die Hilfe der Frauenrechtlerinnen fordert, eben diese Frauenrechtlerinnen sind, die den Frauen aller Kreise bessere Daseinsbedingungen zu erkämpfen bemüht sind.

* * *

Die Thatsachen, aus denen der Graf d'Haussonville die Notwendigkeit ableitet, der arbeitenden Frau zu Hilfe zu kommen, enthalten nichts Neues. Wir lesen das alte „Lied vom Hemde“ in Prosa, mit trockenen, aber überzeugenden Zahlen, mit packenden, aber trostlosen Bildern. In einem Abschnitt wird die Lebenstragödie der Tausende von Frauen behandelt, die mit der Nadel ihr Brot verdienen, der Schneiderinnen, Wäschnäherinnen, Putzmacherinnen, Näherinnen, Stickerinnen u. s. w., deren wöchentliches Einkommen nur gerade hinreicht, um die allernotwendigsten Bedürfnisse zu decken, bis die stille Zeit eintritt, die ihnen Hunger und Frost, Sorgen und Entbehrungen, manchen auch Krankheit und Tod bringt. Und dann die Tragödie derer, die sich mit diesem Elend nicht abfinden können — und das andre wählen!

Sie sind keine Ausnahme in Paris. Auf 58 706 Geburten fielen dort im Jahre 1896 etwa 16 800 uneheliche, also 27 %. In den Stadtteilen, die vorwiegend von Arbeiterinnen bewohnt werden, stieg die Zahl aber bis auf 50 %. Der Verfasser nennt die Mädchen, die unter so traurigen wirtschaftlichen Verhältnissen sittlichen Gefahren widerstehen, „Heilige“.

Ein anderer Teil des Buches beschäftigt sich mit dem Elend der Frauen, die aus den arbeitenden Volksschichten hervorgegangen sind, aber einen Beruf ergreifen, der ihnen eine bessere soziale Stellung verschaffen soll, und die bei diesem Beginnen nur allzu häufig Schiffbruch leiden. D'Haussonville nennt sie „les non classées“ im Gegensatz zu den „déclassées“, den Frauen, die ihre ursprüngliche soziale Stellung verloren haben. Zu den „non classées“ rechnet er alle die Mädchen, die Anstellungen als Lehrerinnen, Handelsgehilfen, Telegraphistinnen, Beamtinnen erstreben und deren Zukunft gesichert ist, wenn sie ihr Ziel erreichen, die aber andernfalls verloren sind und einem ebenso traurigen Schicksal entgegengehen wie die arbeitslose Näherin. Um einen Anhaltspunkt für die Zahl dieser Mädchen (die der Verfasser auf 20 000 schätzt) zu finden, giebt er einige Beispiele. Auf 8000 Bewerbungen um Anstellung an den Volksschulen, die im Jahre 1898 vorlagen, erfolgten in $\frac{3}{4}$ Jahren 193 Ernennungen. Für 200 freie Posten im Telephondienst meldeten sich 5000 Bewerberinnen. Bei der „Französischen Bank“, die jährlich etwa 20 bis 25 Frauen zum Bureaudienst einstellt, lagen kürzlich 6000 Stellengesuche vor. Im „Magasin du Louvre“ melden sich durchschnittlich für jede Vakanz 100 Bewerberinnen.

Die kleine Zahl derer, die als Siegerinnen aus diesem Wettstreit hervorgehen, sieht zwar einer gesicherten, aber einer traurigen Zukunft entgegen. Zwar ist ihnen ein ruhiger Schlaf sicher, denn ihrer harret nicht in demselben Maße wie der Nadelarbeiterin die stille Zeit; dafür ist aber ihr Verdienst noch geringer; die Anforderungen, die an sie gestellt werden, sind größer, und diese Frauen sind sicherlich nicht weniger beklagenswert. Trotzdem ist der Zubrang zu diesen Berufen ein ungeheurer, aber auch ein erklärlicher. Es ist nicht die Sicherheit allein, die eine solche Stellung begehrenswert macht, die Sicherheit, für das ganze Jahr, ja vielleicht für's ganze Leben mit Arbeit oder gar mit einer kleinen Pension versorgt zu sein, um derentwillen viele Mädchen darauf verzichten, ihre Jugend und Jugendkraft zu genießen. Es ist auch der Wunsch, der tief in der menschlichen Natur eingewurzelt ist, auf der sozialen Stufenleiter emporzusteigen, eine höhere Sprosse zu gewinnen oder sie den eignen Kindern zugänglich zu machen, der über manche Entbehrungen forttauscht. Das Mädchen, das von der Arbeiterin zur Ladnerin, zur Handelsangestellten, zur Beamtin avanciert, steigt in seinen eignen Augen. Um dieser Ursachen willen sind die Berufe, die sich kaum den Frauen eröffnet haben, so überfüllt, daß für jede einzelne, die ihr Ziel erreicht, unzählige elendiglich am Wege verkommen müssen.

* * *

Wenn diese Schilderungen uns nichts andres sagen können als das, was auch in Deutschland die Bücher, die Zeitungen, das Leben uns täglich lehren und vor Augen führen, so dürften die Kapitel, in denen die Maßregeln zur Beseitigung oder Linderung des Frauenelends besprochen werden, größeres Interesse in Anspruch nehmen. Auffallend ist in diesen Abschnitten vor allem, daß der Verfasser augenscheinlich den gesetzliche berufslichen und organisatorischen Maßregeln keinen Wert beimißt

und die philanthropischen Bemühungen durchaus in den Vordergrund seiner Betrachtungen stellt. Diese Stellungnahme steht in entschiedenem Gegensatz zu der Ansicht aller derer, die sich in Deutschland ernsthaft mit der Not der arbeitenden Frau beschäftigt haben. Sie alle glauben bei vollster Anerkennung und Würdigung derartiger Wohlfahrtsbestrebungen, die sie oft sogar zur Teilnahme daran führen kann, doch nicht, daß der arbeitenden Frau durch private philanthropische Bestrebungen das Heil kommen werde, daß sie sich damit begnügen kann. Sie wissen, daß das Gesetz die arbeitende Frau vor Ausbeutung schützen muß und kann, daß die Berufsorganisation das wirksamste Mittel ist, um bessere Arbeits- und Lebensbedingungen zu erringen. Darum treten sie alle, auch die Anhänger der orthodoxesten kirchlichen Richtungen, für Staatsschutz und Berufsorganisation ein, und die philanthropischen Veranstaltungen, die bei uns den Arbeiterinnen dienen, werden im großen und ganzen auch von denen, die sie ins Leben rufen oder die daran teilnehmen, nur als provisorische Mittel angesehen, die der Arbeiterin Schutz und Hilfe gewähren sollen, so lange Staatsschutz und Selbsthilfe noch nicht ausreichen; die sie fähig machen sollen, an dem Ausbau und der Entwicklung dieser beiden Faktoren mitzuarbeiten.

Wenn uns diese Anschauung auch die Notwendigkeit auferlegt, in Bezug auf die französischen Wohlfahrtsseinrichtungen zu andern Schlüssen, zu einer andern Bewertung zu gelangen als der Verfasser der „Salaires et Misères de Femmes,“ so dürften die Schilderungen derselben doch geeignet sein, auch für deutsche Verhältnisse manche Anregung zu geben.

An erster Stelle schildert d'Haussonville die Einrichtung von besonderen Arbeiterinnen-Restaurants und Wohnhäusern, die den Namen „Familienhäuser“ führen, weil sie der alleinstehenden Arbeiterin Ersatz für die Familie bieten sollen; derartige Einrichtungen sind in jüngster Zeit mehrfach in den Geschäftsgegenden von Paris entstanden. D'Haussonville erblickt die Hauptgefahr für die Arbeiterin in der stillen Zeit und in dem zu geringen Verdienst, das nicht zur Bestreitung der notwendigsten Lebensbedürfnisse hinreicht. Da er an kein Mittel glaubt, das die Löhne steigern könnte, will er die Preise für die wichtigsten Lebensbedürfnisse „Nahrung und Wohnung“ künstlich herabsetzen, wie das durch Errichtung besagter Restaurants und Wohnhäuser geschehen ist. Diese Anstalten können sich nach seinen Erfahrungen nur halten, wenn die Kosten für die Miete bei den Restaurants sowohl wie bei den Wohnhäusern aus Wohlthätigkeitsfonds bestritten werden, da das Einkommen der Arbeiterin unter das Existenzminimum gesunken ist. Sicherlich sind ja alle Einrichtungen, die den Arbeiterinnen bessere Wohnungen und billigere Nahrung schaffen, wertvolle Beiträge zur Verbesserung ihrer wirtschaftlichen Lage. Wenn aber solche privaten Versuche nicht den Beweis erbringen, daß sie auf genossenschaftlicher Grundlage, durch Verzicht auf den Unternehmergewinn u. s. w. ausführbar sind, dann ist es mit der Hilfe, die sie bringen können, schlecht bestellt. Denn d'Haussonville teilt selbst mit, daß in Paris etwa 300 von den 300 000 Arbeiterinnen der Bekleidungsindustrie Aufnahme in den Wohnhäusern finden, und selbst der entwickeltste Wohlthätigkeitsinn dürfte nicht im stande sein, für alle diese Arbeiterinnen Sorge zu tragen. Wenn diese Anstalten nicht beweisen, daß bei einer rationellen, im Großen betriebenen Wirtschaftsführung der heut gezahlte Lohn zur Beschaffung einer gesundheitsgemäßen Lebensweise ausreicht, dann muß man eben nach Mitteln suchen, die den Lohn erhöhen, nicht nach einer vermehrten Wohlthätigkeit. Das Bestehen eines Industriezweiges kann nicht auf

dem Varmherzigkeitssinn der Gesellschaft beruhen. Eine Industrie, die notwendige Gebrauchsartikel herstellt, kann ausreichende Löhne zahlen, und Luxusindustriellen, die keine auskömmlichen Löhne zahlen können, werden auf die Dauer trotz solcher Maßregeln doch nicht bestehen können!

Die Schwierigkeiten, denen diese Pariser Anstalten begegnen, sind dieselben wie überall; die Erfahrungen, die man dort gemacht hat, gleichfalls. Die Arbeiterinnen haben Restaurants nicht auffuchen wollen, in denen sie religiöse Beeinflussung erwarten konnten; man hat sich dann entschlossen, die Restaurants von jedem konfessionellen Zwange frei zu geben; ja selbst in denen, die von kirchlicher Seite gegründet wurden, hat man sogar auf Anbringung von Bibelsprüchen verzichtet. Die Patroninnen der Anstalten haben sich aber überzeugt, daß der Einfluß, den die besseren Mädchen auf die ungebildeteren, roheren ausüben, manchmal mehr wert ist und mehr Erfolg hat als die besten Predigten. In den Wohnhäusern besteht natürlich eine große Schwierigkeit in der unvermeidlichen Beschränkung der Freiheit, in Bezug auf den Verschluß der Hausthür zu einer bestimmten Abendstunde, in Bezug auf Empfang von männlichen Besuchen, die übrigens in einzelnen Anstalten nicht prinzipiell ausgeschlossen sind. D'Haussonville empfiehlt diesen Anstalten, möglichst weitherzig in der Regelung dieser Fragen zu sein; ferner wünscht er, daß eine geordnete Verbindung für all diese Anstalten angebahnt werde, ein Wunsch, dessen Erfüllung sicher die Möglichkeit einer wirksamen Hilfeleistung erhöhen würde.

Die Mittel, die zur Linderung des Elends während der stillen Zeit vorgeschlagen und geschildert werden, sind schwächliche: Spartassen, die kleine Einlagen aufnehmen; Vereine, die in Fällen dringender Not Arbeit beschaffen, zeitweiser Übergang in andere Industriezweige, der ja sehr häufig ist, u. s. w. Der Verfasser giebt aber selbst zu, daß den Arbeiterinnen, die regelmäßig von der stillen Zeit getroffen werden, auf die Art nur wenig, nur in seltenen Fällen geholfen werden kann. Ebenso glaubt er, daß auch die Auswanderung von Frauen in die französischen Kolonien, die von einem Verein zur Linderung der Not unter den arbeitenden Frauen befördert wird, in großem Umfange nicht mit Erfolg betrieben werden kann, wenn es auch den Kolonien an arbeitenden Frauen und den Pariser Frauen an Arbeit fehlt. Denn die Frauen, die in den Kolonien verlangt werden, sind Köchinnen und Stubenmädchen; die 2000 Frauen, die sich in den zwei Jahren des Bestehens dieses Auswanderungs-Vereins gemeldet haben, sind aber fast ausschließlich Lehrerinnen, Gesellschafterinnen, Handelsgehilfinnen, Schneiderinnen u. s. w. Die Zahl derer, denen Stellen verschafft werden konnten, war in Folge dessen sehr gering; sie beziffert sich auf 38. — Es werden dann noch verschiedene Darlehnskassen genannt, die den arbeitenden Frauen während der stillen Zeit zur Hilfe kommen sollen und die sich anscheinend recht gut bewähren, sowie einige Lehrerinnenvereine und ein neu gegründetes Heim oder eine Zufluchtsstätte für alleinstehende, stellenlose Lehrerinnen, das von einer wohlhabend gewordenen Lehrerin gegründet worden ist, die ihre Erfahrungen auf diesem Gebiet in die Worte zusammenfaßte: „Das verlassene Kind hat ein Waisenhaus, der Greis sein Astyl, der Vogel sein Nest, aber die verwaiste, alleinstehende Lehrerin weiß in Notfällen nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen soll!“ Auch das Bestehen dieser Anstalt ist wie das aller bisher genannten auf die Mildbthätigkeit der Reichen, die der Verfasser anruft, angewiesen.

* * *

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß d'Haussonville den Bestrebungen zur Selbsthilfe, zur Organisation wenig Wert beilegt. Das kommt in den Kapiteln, die diese Versuche schildern, klar zum Ausdruck. Die Mitteilung, daß auf 1 247 467 Männer, die den „sociétés de secours mutuels“ in Frankreich angehören, nur 247 467 Frauen kommen, überrascht uns nicht; die Thatsachen, die der Organisation der Frauen entgegenarbeiten, sind zu bekannt. Wohl aber überrascht uns die Mitteilung, daß auch diese Gesellschaften, die doch auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhen, durchaus von wohlthätigen Spenden abhängig sind, daß ihre Einnahmen die Ausgaben nicht decken, daß alljährlich ein beträchtliches Defizit durch Veranstaltungen irgend welcher Art (Sammlungen, Bazare u. s. w.) gedeckt wird, daß das Defizit aber ins Ungemessene steigen würde, wenn alle diese Gesellschaften nicht eine große Zahl unterstützender Ehrenmitglieder hätten. Die Zahl derselben stellt sich bei einzelnen Gesellschaften auf 32 gegen 141 ordentliche Mitglieder.

Der Verfasser greift drei dieser Gesellschaften, die ausschließlich weibliche Mitglieder haben (namentlich aus den Kreisen der Arbeiterinnen in der Bekleidungsindustrie) und deren Sitz Paris ist, heraus, um auf Grund ihrer Berichte zu beweisen, daß Selbsthilfe den Frauen ein wenig verlässliches Zufluchtsmittel ist. Diese drei Gesellschaften gewähren ihren Mitgliedern gegen einen mäßigen Mitgliedsbeitrag Hilfe in Krankheitsfällen und für kurze Zeit nach der Niederkunft Unterstützung. Bei der einen Gesellschaft betragen die Ausgaben im Jahre 1898 14 297 Francs, die Einnahmen 15 263 Francs. Davon fielen aber etwa 13 500 Francs auf die Beiträge der unterstützenden Ehrenmitglieder und nur 1471 Francs auf die Einzahlungen der ordentlichen Mitglieder, so daß diese Gesellschaft eigentlich kaum noch „société de secours mutuels“ genannt zu werden verdient. Die Zahlen der beiden andern angeführten Gesellschaften stellen sich ungefähr ebenso. Die Leistungen bleiben hinter denen, die deutschen Arbeiterinnen durch die Versicherungs-Gesetzgebung gewährleistet sind, zurück; immerhin verdient der Erfolg, den namentlich die Hilfeleistung und Unterstützung zur Zeit der Niederkunft gehabt hat, Anerkennung. Die Sterblichkeitsziffer der Säuglinge bleibt bei den Mitgliedern dieser Gesellschaft um 10 % hinter der üblichen Säuglingssterblichkeit in Pariser Arbeiterkreisen zurück, und das ist in einem Land wie Frankreich, wo die Bevölkerungsziffer im Rückgang begriffen ist, von doppeltem Wert.

Alle in dem Buch d'Haussonvilles aufgezählten und geschilderten Veranstaltungen mögen wohl in einzelnen Fällen das Elend der Arbeiterin lindern können; ihre Entwicklung ist deshalb im Augenblick sicher der Unterstützung wert. Die Lage ganzer Frauenteile aber zu heben, den arbeitenden Frauen der verschiedensten Berufskreise zu einer besseren, vollkommeneren Gestaltung ihres Lebens wirksame Hilfe zu bieten, dazu ist die Wohlthätigkeit nicht im Stande. Diese Lehre müssen wir aus dem Buch des Grafen d'Haussonville im Gegensatz zu seinen Meinungen und Auseinandersetzungen ziehen; aus dem alten, traurigen Lied von der trostlosen Lage der Arbeiterin, die durch alle geschilderten Versuche in erheblichem Maße nicht gehoben worden ist. Wenn wir auch selbst uns heut noch vielfach der von ihm empfohlenen Maßnahmen bedienen müssen, wenn wir auch manche Anregung aus seinen Ausführungen ziehen können, so müssen sie uns doch eine Mahnung sein, kein Mittel unversucht zu lassen, um für alle Frauen unsres Volkes eine wirksamere Hilfe herbeizuführen.



Die Unterhaltspflicht nach dem Bürgerlichen Gesetzbuch.

Von

Dr. Edmund Friedeberg.

Nachdruck verboten.

Seitdem die Frauen die Waffen ergriffen haben, im Wettstreit mit den Männern ihre Kraft zu messen, haben sie um zweierlei gekämpft: Um gleiche Rechte und um gleiche Pflichten! Mit derselben Bestimmtheit, mit der sie die Gewährung der Mannesrechte verlangt haben, sind sie auch stets für die Beseitigung der Frauenprivilegien eingetreten. Sie empfanden mit Recht diese sogenannten Rechtswohlthaten als Kränkungen, weil dadurch eine Schwäche geschützt werden sollte, deren Vorhandensein sie verneinen.

Die Gleichberechtigung macht langsam Fortschritte; dem Wunsche nach Gleichheit der Pflichten ist man schneller nachgekommen. Seit langer Zeit kann die Bürgin sich nicht mehr wie im älteren Recht durch Berufung auf die Leichtgläubigkeit ihres Geschlechtes der versprochenen Zahlung entziehen. Die meisten Privilegien sind beseitigt; zuerst für die Handelsfrauen, dann für die übrigen. Nur in einem wichtigen Punkte muß die Frau noch auf Bevorzugung Anspruch erheben: in Bezug auf die Unterhaltsgewährung. Dieses Vorrecht kann erst fallen, wenn im Wirtschaftsleben die Gleichheit der Geschlechter durchgeführt ist. Noch sind den Frauen die meisten höheren Berufe verschlossen; da aber, wo sie mit den Männern in Wettbewerb treten, müssen sie sich mit weit geringerer Bezahlung begnügen. So lange dieser Zustand dauert, so lange muß die Frau als die wirtschaftlich Schwächere beanspruchen, daß die Ernährung der Familie in erster Linie dem Manne auferlegt wird.

Die Pflicht des Einzelnen, für seine Angehörigen zu sorgen, ist älter als das Menschengeschlecht. Sie gehört der Naturgeschichte an und liegt im Instinkt aller Lebewesen. Selbst der berüchtigte Rabe trägt seinen Jungen Nahrung zu. Erst die Menschen mußten kommen, die natürlichen Pflichten in Gesetze zu zwingen, um dann diese Gesetze zu umgehen. Die Bestimmungen über die Unterhaltsgewährung sind in ihren Grundzügen bei allen Völkern und zu allen Zeiten dieselben gewesen. Die Unterhaltspflicht entsteht durch Ehe und Verwandtschaft. Das galt im römischen wie im germanischen Recht; es gilt auch im jetzigen Reichsrecht. Nur die Grenzen haben sich verschoben. Das römische Recht kannte eine gegenseitige Alimentationspflicht nur bei Verwandten in graden, also auf- und absteigender Linie; die germanischen Satzungen, in sentimentaler Betonung des Familienbegriffs, schrieben die Unterstützung aller verarmten Verwandten vor. Das Preussische Landrecht schlug einen Mittelweg ein; es ging bis zu den Geschwistern. Den entfernteren Familiengliedern gab es zwar kein Klagerecht, erkannte aber ihren Anspruch auf Unterhalt insofern an, als es demjenigen, der einen Verwandten in der Not verlassen hatte, sein Erbrecht gegen diesen entzog. Die Strafe war nicht hart; wer die Milbthätigkeit seiner Verwandten anruft, pflegt nicht als Millionär zu sterben. Immerhin kam hier prinzipiell die germanische Auffassung des Familienbegriffs zum Ausdruck.

Zwischen dem Preussischen Landrecht und dem Bürgerlichen Gesetzbuch liegt das neunzehnte Jahrhundert! Die Familienbande haben sich gelockert, der Kampf ums Dasein ist schwerer geworden. Der Einzelne hat genug zu thun, für Weib und Kind zu sorgen, um seine Geschwister kann er sich nicht kümmern; sind sie hilflos, so möge sich der Staat ihrer erbarmen. Wer eine Frau nimmt, eine Familie begründet, übernimmt damit auch die Verpflichtung, für diese Familie zu sorgen, er empfindet

es aber nicht als moralische Pflicht, daneben Geschwister zu ernähren, die ihm vielleicht seit der Jugend entfremdet sind, von deren Existenz er erst wieder erfahren haben mag, als sie ihn brauchten. Dieser Rechtsanschauung entsprechend hat das Bürgerliche Gesetzbuch die Unterhaltsberechtigung der Geschwister beseitigt. Betroffen sind davon im wesentlichen die Armenverwaltungen, die bisher in Preußen einen großen Teil der gewährten Unterstützungen im Klagewege von den Geschwistern der Almosenempfänger zurückholten. So ist denn auf die Allgemeinheit abgewälzt, was oft den Einzelnen schwer bedrückte.

Das Reichsrecht kennt also, wie das römische Recht, die Unterhaltspflicht nur zwischen Ehegatten und zwischen Verwandten in auf- und absteigender Linie.

Die Gattenpflicht ist die weitgehendste: „Der Mann hat der Frau nach Maßgabe seiner Lebensstellung, seines Vermögens und seiner Erwerbsfähigkeit Unterhalt zu gewähren.“ Auf die Vermögens- und Erwerbsverhältnisse der Frau kommt es nicht an; sie mag reich oder arm sein, erwerbskräftig oder unfähig, in allen Fällen muß der Mann für sie sorgen. Ist sie reich, so hat in der Regel der Ehemann die Nutznießung ihres Vermögens und kann sie so aus ihren eigenen Mitteln erhalten. Aber diese Nutznießung kann durch Ehevertrag ausgeschlossen sein; auch testamentarisch kann der vorsichtige Schwiegervater dem leistungsfähigen Gatten den Nießbrauch entzogen haben. Dann mehren die Zinsen das Eingebachte der Frau; sie braucht keinen Pfennig davon für ihren Unterhalt auszugeben. Der Mann muß für sie arbeiten, und zwar allein! Sie braucht nicht mitzuarbeiten, gleichgiltig, welchem Stande sie angehört. Und wenn sie es thut, kann sie das verdiente Geld sparen und sich vom Manne unterhalten lassen.

Der Unterhalt muß der Lebensstellung des Mannes entsprechen; er muß standesgemäß sein. Noblesse oblige! Nimmt der Mann durch Geburt oder Amt eine bevorzugte Stellung ein, so hat er der Frau eine dementprechende Wohnung zu gewähren, ihr so viel Wirtschaftsgeld und solche Toiletten zur Verfügung zu stellen, als dies bei Frauen ihres Standes Sitte ist. Sie braucht darum nicht auf Umwegen zu bitten, wie die Frau in den „Fliegenden Blättern“, die listig dem Mann einen neuen Hut abschmeichelt; sie kann es als ihr gesetzliches Recht verlangen kraft § 1360 des Bürgerlichen Gesetzbuches, und wenn es sein muß, durch Richter und Gerichtsvollzieher erzwingen. Ob diese Methode ein gedeihliches Familienleben fördert, ist eine andere Frage.

Aber *ultra posse nemo obligatur!* Zu deutsch: ein Narr ist, wer mehr giebt, als er hat. Der Satz, so selbstverständlich er klingt, hat sonst in der Rechtspflege nur beschränkte Geltung. Der täglich vor Gericht erhobene Einwand: „Ich brauche nicht zu zahlen, weil ich nicht kann,“ muß in der Regel ungehört verhallen. Der Richter entscheidet nur über die abstrakte Verpflichtung, die Prüfung des Könnens überläßt er dem Gerichtsvollzieher. Anders bei der Unterhaltsfrage. Hier sind gesetzlich Können und Müssen eins. Seinem Vermögen und seiner Erwerbsfähigkeit entsprechend hat der Mann zu leisten. Reichen seine Kräfte nicht aus, die Frau zu ernähren, so fällt auch die Pflicht fort, und reichen sie nicht einmal zur Beschaffung des eigenen Lebensunterhalts, so wandelt sich die Pflicht in ein Recht: „Die Frau hat dem Manne, wenn er außer Stande ist, sich selbst zu unterhalten, den seiner Lebensstellung entsprechenden Unterhalt nach Maßgabe ihres Vermögens und ihrer Erwerbsfähigkeit zu gewähren.“ Der Unterhalt bemißt sich auch hier nach der Lebensstellung des Mannes, denn er soll ja der Frau die Stellung geben; aber natürlich nach den Kräften der Frau, nach ihrem Vermögen, ihrer Erwerbsfähigkeit. Genügt also ihr Vermögen nicht, so muß sie arbeiten, sie muß es ohne Rücksicht auf ihren Stand, und hat sie eine sogenannte gute Erziehung genossen und deshalb nie arbeiten gelernt, so mag sie es nun nachholen; natürlich auch das in den durch die Lebensstellung gebotenen Grenzen: Die Offiziersfrau braucht nicht Ladenverkäuferin, die Frau des Kaufmanns nicht Scheuerfrau zu werden.

Die Unterhaltungspflicht überdauert die Ehe auch nach der Scheidung, sobald ein Teil für allein schuldig erklärt ist. Sie erlischt erst mit der Wiederverheiratung

des Berechtigten. Das ist selbstverständlich; von zwei Männern soll sich keine Frau, noch weniger ein Mann von zwei Frauen ernähren lassen. Nach bisherigem Preussischen Recht mußte der Schuldige dem andern Teil auf dessen Verlangen statt des Unterhalts, je nach der Schwere der Vergehungen, ein Sechstel oder ein Viertel seines Vermögens überlassen. Das war bei großen Vermögen eine weit bessere Abfindung, und auch unter Minderbemittelten zog häufig die Frau die sofort zahlbare Summe dem unsichern und schwer zu verwirklichenden Unterhaltsanspruch vor. Diese Ehescheidungsstrafe ist mit dem Bürgerlichen Gesetzbuch fortgefallen. Fortgefallen sind auch die feinen Abstufungen, durch die das Preussische Landrecht bei beiderseitigen Vergehungen ein Übergewicht der Schuld des einen Teiles konstruierte (z. B. Ehebruch auf der einen, Trunkenheit, Verschwendung auf der anderen Seite). Nur der ganz Unschuldige ist jetzt unterhaltungsberechtigt. Wer durch sein Verhalten einmal Grund zur Ehescheidung gegeben hat, verliert alle durch die Ehe entstandenen Rechte, gleichgiltig, ob der andere Teil mehr oder weniger gesündigt hat. Wird die Frau für den allein schuldigen Teil erklärt, so erwachsen ihr hieraus allein noch keine Pflichten; aber, wie während der Ehe, kann sie vom Mann in Anspruch genommen werden, sobald er die Fähigkeit verliert, sich selbst zu ernähren. Ist der Mann der schuldige Teil, so dauert seine Unterhaltspflicht fort, sie wird einerseits erschwert dadurch, daß der Unterhalt, der vorher in der durch das Zusammenleben gebotenen Weise zu gewähren war, nunmehr in Geld zu zahlen ist, und die Führung zweier Haushalte selbstverständlich mehr kostet, als die des gemeinsamen ehelichen. Andererseits wird sie in zwei Beziehungen gemildert. Erstens wenn die Verpflichtung dem Mann zu schwer fällt. Er darf im Notfall für sich und seine Familie — also auch die etwaige zweite Frau — zwei Drittel seiner Einkünfte oder mindestens soviel zurückbehalten, als zum notdürftigen Unterhalt erforderlich ist. Zweitens wenn die Frau die Unterstützung nicht braucht. Denken wir uns z. B., ein unbemittelter Offizier heiratet eine Millionärin und wird infolge eigenen Verschuldens geschieden. Wir würden es sicher als Unbilligkeit empfinden, wenn er nun von seiner Offiziersgage zeitlebens der Millionärin einen Unterhaltsbeitrag zahlen sollte. Oder setzen wir an Stelle des Kapitals die Arbeitskraft: Die geschiedenen Eheleute gehören den unteren Klassen an, die Frau ist arbeitsfähig und mit Leichtigkeit in der Lage, selbst ihr Brot zu verdienen. Sollte sie auch dann noch, auf das Privilegium ihres Geschlechts pochend, die Hände in den Schoß legen dürfen, um sich von dem geschiedenen Mann ernähren zu lassen? Hier setzt das Gesetz den Hebel an, das alte Frauenvorrecht einzuschränken; es bestimmt, daß der schuldige Mann nach der Scheidung der Frau den Unterhalt nur insoweit zu gewähren hat, als sie ihn nicht aus den Einkünften ihres Vermögens und, sofern nach den Verhältnissen, in denen die Ehegatten gelebt haben, Erwerb durch Arbeit der Frau üblich ist, aus dem Ertrag ihrer Arbeit bestreiten kann. Die Frau braucht also nicht den Stamm ihres Vermögens anzugreifen; nur wenn sie von den Zinsen leben kann, soll sie der Hilfe des ehemaligen Gatten entraten. Auch soll sie nicht gezwungen sein zu arbeiten, wenn sie nicht daran gewöhnt war; aber war sie das, so soll sie weiter arbeiten. Zum erstenmal in der Gesetzgebung tritt hier für die Frau neben das Recht zu arbeiten, auch die Pflicht es zu thun. Die Bestimmung paßt sich in ihrer glücklichen Fassung nicht nur den verschiedenen sozialen Verhältnissen an, sie trägt auch Rechnung den mit der Zeit so stark wechselnden Ansichten über Frauenerwerb. Noch vor wenigen Jahrzehnten konnte die Frauenarbeit als üblich fast nur im Arbeiterstand angesehen werden. Mit der fortschreitenden Frauenbewegung dringt sie in die höheren Klassen; vielleicht erleben wir noch die Zeit, in der der Frauenerwerb in allen Lebensverhältnissen üblich geworden und deshalb jene Klausel als überflüssig und veraltet gestrichen werden kann.

Außer den beiden vorerwähnten Stadien des ehelichen Zusammenlebens und des Lebens nach der Scheidung, regelt das Gesetz noch einen Zwischenzustand, den der erlaubten Trennung. Dieses Stadium tritt dann ein, wenn die Gatten, ohne geschieden zu sein, getrennt leben und einer von ihnen die Herstellung des ehelichen Lebens verweigern darf, d. h. in der Regel, wenn er einen Scheidungsgrund hat, gerichtliche

Scheidung aber nicht verlangt. Auch hier tritt natürlich die Geldrente an die Stelle der Naturalverpflegung. Bei ihrer Abmessung ist im Interesse des Verpflichteten dem Richter ein weiter Spielraum gegeben. Er darf die Unterhaltspflicht auf die Zahlung eines Beitrags beschränken, sie sogar ganz verneinen, wenn das nach seinem Ermessen der Billigkeit entspricht. Er wird hierbei wohl die für die Scheidung aufgestellten, eben dargelegten Grundsätze analog anwenden können.

Wesentlich milder als die Ernährungspflicht der Gatten ist die allgemeine aus der Verwandtschaft entspringende Unterhaltsverpflichtung vom Gesetz gestaltet. Hier sind die beiden Hauptprinzipien: Berechtig ist nur, wer sich nicht selbst ernähren kann; verpflichtet nur, wer ohne Gefährdung des eigenen standesgemäßen Unterhalts in der Lage ist, andere mitzuhalten. Bevorzugung genießen hier nur unverheiratete, minderjährige Kinder; sie brauchen nicht den Stamm ihres Vermögens anzugreifen und können von den Eltern Unterhalt beanspruchen, solange sie weder von ihren Zinsen noch vom Ertrage ihrer Arbeit leben können. Wird z. B. eine 20jährige Näherin, die 300 Mark gespart hat, zeitweilig arbeitsunfähig, so müssen während der Dauer ihrer Krankheit die Eltern sie ernähren; sie können nicht verlangen, daß sie ihre Ersparnisse zuvor aufzehre. Ferner können, wenn die Kinder hungern, die Eltern sich nicht darauf berufen, daß ihr standesgemäßer Unterhalt gefährdet sei; vielmehr müssen sie alle verfügbaren Mittel zu ihrem und der Kinder Unterhalt gleichmäßig aufwenden, ihr Brot mit ihnen teilen.

Zu gewähren ist in der Regel auch hier der der Lebensstellung des Bedürftigen entsprechende, der standesgemäße Unterhalt. Dazu gehört nach ausdrücklicher Bestimmung des Gesetzbuchs der gesamte Lebensbedarf, also nicht nur Nahrung, Kleidung und Wohnung, sondern auch die Befriedigung höherer, intellektueller Bedürfnisse z. B. durch Bücher, Zeitungen; hierzu treten bei einer der Erziehung bedürftigen Person auch die Kosten der Erziehung und der Vorbildung zu einem Berufe. Da diese Bestimmung allgemein gehalten und zwischen den Geschlechtern ein Unterschied nicht gemacht ist, so kann auch das weibliche Wesen jeden Standes von seinen Eltern oder sonstigen alimentationspflichtigen Verwandten verlangen, zu einem Beruf vorgebildet zu werden!

Das Recht auf standesgemäßen Unterhalt ist aber ein Ehrenrecht, das nur der haben soll, der es verdient, und der verliert es, der durch sein eignes sittliches Verschulden bedürftig geworden ist. Das Preussische Recht ging weiter: Der standesgemäße Unterhalt war jedem versagt, der durch eigenes Verschulden verarmt war. Das mildere moderne Recht verzeiht ihm, solange das Verschulden kein sittliches ist. Wer durch Leichtsinns oder übergroße Gutmütigkeit sein Vermögen verloren hat, soll, wenn er wohlhabende Angehörige hat, nicht gezwungen sein, die behagliche Wohnstube mit der Mansarde, die Fleischkost mit der Armensuppe zu vertauschen. Nur wer durch Trägheit, durch Laster oder Ausschweifungen heruntergekommen ist, ist auf den notdürftigen Unterhalt angewiesen; aber das Recht auf diesen kann ihm nicht geschmälert werden, durch kein Verschulden, nicht einmal durch Vergehen gegen den Unterhaltspflichtigen selbst! Der Unterstügte kann es sich, wenn er Lust hat, ruhig leisten, seinen reichen Wohlthäter mit Schimpfworten zu tractieren, ihm die größten Ehrenkränkungen zuzufügen; er mag vor dem Strafrichter zur Rechenschaft gezogen werden; den notdürftigen Unterhalt muß ihm der Beschimpfte wohl oder übel weiter gewähren, denn die Alimentationspflicht beruht auf dem Bande der Familie, das zwar gelockert, aber nicht zerrissen werden kann.

Das Gesetzbuch trifft eingehende Bestimmungen über die Reihenfolge, in der die Unterhaltspflichtigen in Anspruch zu nehmen sind. Die hierbei geltenden Sätze ergeben sich aus der Natur der Sache; man kann sie sich meist auch ohne das Gesetz denken, und das sind ja die besten Gesetze, die man nicht zu lesen braucht, um sie zu kennen! Der Gatte haftet vor allen Verwandten, das bedingt das Wesen der Ehe. Also die Ehefrau vor den vielleicht wohlhabenderen Söhnen. Demnächst haben die Kinder für die Eltern zu sorgen, eine Pflicht der Wiedervergeltung für das, was sie von ihnen empfangen haben. Vor weiteren Verwandten haften natürlich die näheren: die Eltern

vor den Großeltern. Hervorzuheben ist nur die bereits angedeutete Bestimmung, daß wie von jeher zur Ernährung der Kinder in erster Linie der Vater, nach ihm erst die Mutter verpflichtet ist. Hierbei ist daran zu erinnern, daß ihm als dem Inhaber der elterlichen Gewalt die Nutznießung des etwaigen Kindervermögens zusteht; übersteigen die Zinsen die Bedürfnisse der Kinder, so ist hier der angebliche Ernährer in Wahrheit der empfangende Teil, denn er behält den Überschuß für sich. Nach der Scheidung wird die Verpflichtung des Vaters nur insofern eingeschränkt, als die Mutter ihm aus ihren Einkünften und dem Ertrage ihrer Arbeit zum Unterhalt der Kinder einen Beitrag leisten muß. Wer von beiden für schuldig erklärt ist, ist hierbei gleichgiltig; wesentlich wird es aber für die Frage des Erziehungsrechts. Dieses Recht, das früher bei Kindern über vier Jahren auch dem für schuldig erklärten Vater nur in Ausnahmefällen entzogen werden konnte, steht jetzt in der Regel dem unschuldigen Teile zu. Das klingt recht schön und gerecht! Aber ist der im Scheidungsurteil für schuldig Erklärte auch stets der moralisch Schuldige und unwert seine Kinder zu behalten? Die Ehefrau, die ihren Mann verläßt, muß nach dem Gesetz für schuldig erklärt werden; aber inwieweit sie vom Ehemann zum Fortlaufen getrieben ist, kann der Scheidungsrichter nur selten beurteilen, zumal es einem feinfühligereu Gemüt widerstrebt, sein Familienleben vor dem Gerichtshof aufzurollen. Hier muß der Vormundschaftsrichter eingreifen; er darf für die Erziehung abweichende Änderungen treffen, wenn das Interesse der Kinder es erheischt. Der Teil, dem die Kinder anvertraut werden, kann dann vom anderen den Unterhaltsbeitrag in Geld verlangen.

Auf uneheliche Kinder finden die bisher erörterten Bestimmungen nur insoweit Anwendung, als das Verhältnis zur mütterlichen Familie in Frage kommt; denn nur mit dieser sind sie im gesetzlichen Sinne verwandt. Für die Haftung des Erzeugers bedurfte es daher besonderer Sätze. Es sei gestattet, kurz auf den früheren Rechtszustand einzugehen. In den Ländern des französischen Rechts galt bekanntlich der berühmte Grundsatz des code Napoléon: *La recherche de la paternité est interdite*. Der Satz ist der naiven Hoffnung entsprungen, die Zahl der unehelichen Geburten zu vermindern. Noch in der ersten Kommission zur Beratung des Bürgerlichen Gesetzbuchs war ein Teil der Redaktoren der Ansicht, daß die Zulassung einer Vaterschaftsklage die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts untergrabe. Die Widerstandskraft desselben werde geschwächt durch die Aussicht, der Ernährung des aus dem Umgange etwa hervorgehenden Kindes überhoben zu sein. (Motive IV S. 867.) Man erlasse mir die Widerlegung dieser Ansicht; die zahlreichen gewichtigen Gegen Gründe, die im Interesse von Mutter und Kind die Zulassung jener Klage erheischen, haben dazu geführt, daß seit langem in den meisten Gebieten Deutschlands die Alimentationspflicht des unehelichen Vaters anerkannt ist. Im größten Teil Preußens haftete nach dem Gesetz von 1852 als vermutlicher Erzeuger derjenige, der der Mutter innerhalb der gesetzlich bestimmten Empfängniszeit beigewohnt hatte. Wies er nach, daß in jener Zeit die Mutter sich noch anderen hingegeben, so wurde er frei. Außer dieser sogenannten *exceptio plurium* hatte er weiter die Einrede der Bescholtenheit: Wer sich mit einer in geschlechtlicher Beziehung bescholtenen Person einließ, brauchte nichts zu zahlen; das Vorliegen der Bescholtenheit wurde hauptsächlich dann angenommen, wenn die Mutter sich für Geld hingegeben oder bereits früher außerehelich geboren hatte. Andere Gesetze gingen in der Haftung weiter; sie verneinten jede Einrede gegen den Unterhaltsanspruch; hatten der Mutter innerhalb der Empfängniszeit mehrere Männer beigewohnt, so hafteten sie alle; nach Kopfteilen oder gar jeder auf das Ganze!

Für diese verschiedenen Bestimmungen lassen sich praktische Gründe leicht finden. Aber damit begnügt sich der Jurist nicht. Er will die Gesetze auch theoretisch rechtfertigen. So haben sich denn hier zwei Haupttheorien gebildet; die eine, die preußische, ließ den Vater als Vater aus der natürlichen Verwandtschaft haften; die andere, vorwiegend in Bayern verteidigte, sah die Alimentationsforderung als einen Deliktanspruch an. Die Erstere kam folgerecht dazu, bei einer Mehrheit von Männern wegen Ungewißheit der Vaterschaft keinen haften zu lassen, die Letztere verlangte die Haftung aller, die sich vergangen hatten. Schwerer fand sich die Theorie

mit der Einrede der Bescholtenheit ab; die einen konstruierten die Vermutung, daß eine bescholtene Person sich wohl auch innerhalb der gesetzlichen Zeit mehreren Männern hingegeben habe; die anderen sahen das Vergehen desjenigen, der einer solchen Person beizuhilfte, als ein entschuldbares an. Endlich lag auch darin, daß der bescholtenen Mutter allein die Unterhaltspflicht aufgebürdet wurde, eine Art Bestrafung für ihren unlauteren Lebenswandel. Aber eine Schwierigkeit blieb in der Deliktstheorie: der Unterhalt war ja in erster Linie dem Kinde zu gewähren, nicht der Mutter! Mit Rücksicht darauf kamen die Verfechter jener Lehre zu der sehr merkwürdigen Konsequenz, daß das Delikt des Erzeugers begangen ist gegen den Erzeugten, daß er gegen das Kind gesündigt hatte, indem er ihm das Leben schenkte! Freilich nur das nackte Leben; nichts dazu, nicht einmal einen Namen! Dennoch ist das eine pessimistische Auffassung, die selbst der unglücklichste Bastard kaum teilen wird.

Das Bürgerliche Gesetzbuch fußt strikt auf der Theorie der natürlichen Verwandtschaft. Der Erzeuger, d. h. derjenige, der allein der Mutter innerhalb der gesetzlichen Frist beigewohnt hat, hat dem Kinde den Unterhalt zu gewähren, und zwar den standesgemäßen, dem Stande der Mutter angemessenen, bis zum vollendeten sechzehnten Lebensjahre. Kein Einwand greift hiergegen durch! Die Mutter mag andere Kinder geboren haben, sie mag in schlechtestem Rufe stehen, die Verwandtschaft zwischen Vater und Kind wird dadurch nicht zerstört, die Unterhaltspflicht nicht gemindert, die Sünden der Mutter werden nicht mehr am Kinde heimgesucht!

Der Erzeuger hat Vaterpflichten, nicht Vaterrechte! Fortgefallen ist vor allem das ihm bisher in Preußen zustehende Recht, das Kind vom vierten Jahre an zu sich zu nehmen, sofern es die Mutter nicht auf eigene Kosten erziehen wollte. Wir können diese Änderung mit Freuden begrüßen, denn das Erbieten des Vaters zur Übernahme der Erziehung war nur zu häufig eine Spekulation auf die Liebe der Mutter, die gewöhnlich vorzog, das Kind auf eigene Kosten zu erhalten, als es dem Vater anzuvertrauen. Dazu kam, daß nur selten der Vater dem unehelichen Kinde persönliches Interesse entgegenbrachte, daß er meist die Pflege nur übernahm, um sie dem Mindestfordernden zu übertragen.

Die Durchführung der vorstehend erörterten Grundsätze über die Unterhaltspflicht liegt im Streitfall dem Civilrichter ob. Daß durch Strafgesetze die Gewährung des Unterhalts nicht erzwungen werden kann, liegt auf der Hand. In die inneren Angelegenheiten der Familie soll sich der Strafrichter nicht mischen. Der Mäßiggänger oder Trunkenbold, der die Seinen verhungern läßt, wird dafür noch nicht bestraft. Aber Verhungern ist in Preußen verboten; kommt es soweit, so schreitet die Armenverwaltung ein. Der pflichtvergessene Vater schädigt dann nicht nur die Seinen, sondern die Öffentlichkeit, und deshalb verfällt er der Haft. Bessern wird er sich dort schwerlich, aber fiat justitia!

Das gewöhnliche Mittel zur Verwirklichung des Unterhaltsanspruchs bilden natürlich die Klage und die Zwangsvollstreckung. Die letztere ist wesentlich dadurch erleichtert, daß zu gunsten des Unterhalts für Frau und Kinder auch die sonst unpfändbaren Lohn- und Gehaltsansprüche beschlagnahmt werden dürfen. Diese Bestimmung, die bereits seit 1869 existiert, hat bis vor kurzem in einem Punkte den Juristen viel Kopfschmerzen verursacht. Man war sich nämlich nicht darüber klar, ob zu den Ehefrauen, deren Ansprüche geschützt werden sollten, auch die geschiedenen Frauen gehörten, und man kam endlich dazu, die Frage zu verneinen, weil ja durch die Scheidung gerade das eheliche Verhältnis gelöst würde und die Frau dadurch aufhöre, Ehefrau zu sein. Aber die geschiedenen Frauen waren ja gerade diejenigen, die am häufigsten in die Lage kamen, klagen und vollstrecken zu müssen, und ihr Anspruch wurde illusorisch, wenn er nicht durch Lohnbeschlagnahme verwirklicht werden konnte. Der Übelstand erschien so groß, daß man mit seiner Beseitigung nicht einmal die damals bevorstehende, allgemeine Neufassung aller Gesetze abwarten wollte; noch 1897 erging ein Spezialgesetz, durch das den geschiedenen Ehefrauen in dieser Beziehung das Pfändungsprivilegium verliehen wurde. Zu gleicher Zeit nahm man auch den

Anspruch der außerehelichen Kinder in den Kreis der bevorzugten Forderungen auf. Auch zu ihren Gunsten ist die Pfändung des Dienstlohns jetzt insoweit zulässig, als der Schuldner desselben nicht zur Bestreitung des notdürftigen Unterhalts für sich und seine Familie bedarf. Immerhin ist solche Beschlagnahme ein zweischneidiges Schwert; denn häufig wird der Arbeiter, dessen Lohn im voraus gepfändet ist, sich aus dem Staube machen und, da Steckbriefe gegen Rabenväter nicht erlassen zu werden pflegen, an einem andern Ort den ganzen Lohn einstreichen, ohne überhaupt Alimente zu zahlen.

Aber auch Klage und Vollstreckung sind nicht immer die richtigen Mittel gegen pflichtvergessene Ernährer, der Gerichtsvollzieher ist nicht die geeignete Person, ein zerrissenes Familienleben zurechtzuflicken. Die Fälle, in denen der Mann sich dem Trunke ergeben und die Frau, statt von ihm erhalten zu werden, sich selbst, die Kinder und obendrein ihn mit ernähren muß, sind in der Praxis der Gerichte leider alltäglich. Hier bedarf es wirksamerer Mittel; von derartigen Drohnen müssen die Familien befreit werden. Freilich, so schneidig wie ihre Geschlechtsgenossinnen bei den Bienen dürfen die Frauen nicht vorgehen, das verbietet unsere mildere Kultur. Doch giebt ihnen das Gesetz andere Handhaben, sich des lästig gewordenen Familiengenossen zu entledigen. Hier giebt es hauptsächlich drei Mittel:

Das erste ist die Scheidung. Nach preussischem Recht war sie ausdrücklich für zulässig erklärt, wenn sich der Mann durch unordentlichen Lebenswandel außer Stand gesetzt hatte, die Frau zu ernähren oder ihr dauernd den Unterhalt versagte. Das Bürgerliche Gesetzbuch, das bekanntlich die Ehescheidungsgründe bedeutend vermindert hat, kennt eine derartige Bestimmung nicht. Aber es enthält eine Generalklausel, angesichts derer man von einer Erschwerung der Ehescheidung kaum noch reden kann. Die Scheidung kann nämlich ausgesprochen werden, wenn ein Ehegatte durch schwere Verletzung der durch die Ehe begründeten Pflichten oder durch ehrloses oder unsittliches Verhalten eine so tiefe Zerrüttung des ehelichen Verhältnisses verschuldet hat, daß dem anderen die Fortsetzung der Ehe nicht zugemutet werden kann. Zweifellos ist die Unterhaltspflicht gegenüber der Frau eine durch die Ehe begründete Pflicht. Zweifellos wird die dauernde Versagung des Unterhalts eine derart tiefe Zerrüttung des Ehelebens zur Folge haben. Dieser Scheidungsgrund besteht also auch heute noch.

Das zweite Mittel kommt dann zur Anwendung, wenn die Versagung sich gegen die Kinder richtet. Auch dann hat eine Scheidung einzutreten, nicht die im technischen Sinn, sondern die zwischen Vater und Kindern. Wird nämlich das leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß der Vater das Kind vernachlässigt, so kann, wie auch früher, das Vormundschaftsgericht die erforderlichen Maßregeln treffen, insbesondere das Kind in einer geeigneten Familie oder Erziehungsanstalt unterbringen. Das dem Vater entzogene Erziehungsrecht kann auch der Mutter übertragen werden; daß diese Folge nicht kraft Gesetzes eintritt, ist schon früher in diesen Blättern beklagt worden.¹⁾ Entzogen werden kann dem Vater, der das Unterhaltungsrecht der Kinder verlegt hat, auch die Nutznießung und die Verwaltung des Kindervermögens. Auch diese Rechte gehen nicht auf die Mutter über, so lange ihr nicht durch Tod oder Abwesenheit des Vaters die elterliche Gewalt zufällt.

Die dritte Maßregel endlich ist vom Bürgerlichen Gesetzbuch neu eingeführt für den oben erwähnten Fall, in dem die Unterhaltsversagung ihren Grund in der Trunksucht des Ernährungspflichtigen hat. Es ist die Entmündigung des Trunksüchtigen. Sie hat zur Folge, daß der Entmündigte wider seinen Willen in eine Trinkerheilanstalt untergebracht und so seine Familie bis zu seiner etwaigen Heilung von ihm befreit wird.

So thut die Gesetzgebung ihr Möglichstes, die Menschen zur Erfüllung ihrer wichtigsten Pflicht anzuspornen. Und doch kann sie nur wenig ausdrücken; denn das Bewußtsein, für die Seinen sorgen zu müssen, muß dem Menschen innewohnen, es muß aus der Liebe zur Familie entspringen, und diese Liebe kann man aus Gesetzesparagrafen nicht lernen.

¹⁾ 1898 S. 260.



Die Zweite.

Von

Hedwig Heilborn.

Nachdruck verboten.

Es war in den ersten Tagen des Frühlings. Ziemlich hoch stand die Sonne an einem wolkenlosen Himmel. Sie begnügte sich nicht damit, das Pflaster und die Häusermauern in Berlin mit einem Licht zu übergießen, vor dem die an solche Helligkeit nicht mehr gewöhnten Augen der Spaziergänger sich geblendet zusammenkniffen, sie sandte ihre dreifachen Strahlen auch in das Innerste der Wohnungen. Leicht wurde ihr das auch gemacht. Überall waren die schweren Vorhänge zur Seite geschoben, und weit öffneten sich die Fensterflügel, die langentbehrte Wärme einströmen zu lassen.

Leuchtend drangen die Sonnenstrahlen durch das offene Fenster der zweiten Etage eines bescheidenen, aber geschmackvollen Hauses im Westen Berlins unweit des Botanischen Gartens. Die noch kahlen Gipfel einiger besonders hoher Bäume winkten über die Dächer der gegenüber liegenden Häuser zu dem Fensterhock hinüber, den ein Mädchen von vielleicht fünf- undzwanzig Jahren einnahm. Ihr Kopf neigte sich eifrig über eine Handarbeit. Sie schien wenig zu bemerken von dem Licht, das auch sie überflutete und ihrem blonden, leicht gelockten Haar einen goldigen Schimmer verlieh. Nein, sie merkte nichts davon. Sie hatte nur Augen und Gedanken für die seidig glänzende Decke, in die sie kunstvoll verschlungene Arabesken in bunten Farben mit geübten Fingern zauberte. Sie stückte emsig, und voll fiel das Licht in das Zimmer hinter ihr. Das Sofa, das an den Pfeiler angelehnt, dem Licht den Rücken kehrte, that vielleicht nicht unrecht, sich so ängstlich ins Dämmerlicht zu drücken. Es war mit rotem gepressten Sammet überzogen und zeigte an mancher Stelle an

Lehne und Sitz, daß es nicht mehr in seinen Jugendjahren war. Die Sessel, die sich da herum und um den runden Tisch mit grün-sammetner, auch schon arg beschädigter Decke schaarten, verrieten durch ihr helleres Rot und übermüdiges Muster, daß sie sich mit dem Sofa durchaus nicht einverstanden erklärten und früher ein selbstherrliches, von dem des Sofas ganz getrenntes Dasein geführt hatten. Ein abgetretener Teppich von unbestimmten Farben bedeckte zu einem Drittel das Parkett, und von den Wänden grüßten Photographien in Medaillonform auf die schlanke Gestalt dort am Fenster herunter.

Jetzt mußte eine Arabeske ihren letzten Bogen erhalten haben, denn das Mädchen legte Nadel und Fingerhut auf den Nähisch vor sich und neigte den Kopf erst nach rechts, dann nach links, die hellblauen Augen prüfend auf das Werk gerichtet. Da verrieten die unbarmherzigen Sonnenstrahlen, daß die Jahre auch an ihr nicht spurlos vorübergegangen waren. Die Hautfarbe war nicht so weiß, wie das lichte Blond ihres reichen Haars sie verlangen durfte, und zwei scharfe Linien führten zu den Winkeln des etwas strengen Mundes herunter. Das Auge aber blickte in reinem Blau unter zwei blonden Brauen, die in seinem Bogen eine Stirn abschlossen, auf der sich auch zwei scharfe senkrechte Linien zeigten.

Warum blickte das treue Auge so wichtig und ängstlich prüfend? Morgen sollte ein Fest hier in dem Hause des Versicherungsbeamten Asten gefeiert werden, ein erstes, freudiges Fest bei ihnen, denen bisher die launenhafte Göttin des Glücks immer nur den Rücken zugekehrt hatte. Wie sehr mußten sie

sich einschränken bei dem geringen Einkommen! Und sie wollten doch noch einen gewissen Schein von Wohlhabenheit wahren. Das war oft schwer, und böse Zungen behaupteten, Herr Asten habe große Schulden.

Die Thür zu einem zweiten Zimmer öffnete sich, und eine ältere Dame trat auf das junge Mädchen zu und sprach leise und hastig zu ihr. Ihre kleine, rundliche Gestalt war etwas gebeugt und in ein abgetragenes, schwarzwollnes Kleid gehüllt. Die blauen Augen und ihrer Tochter ähnelnden Züge waren von vollen, noch immer blonden Haaren umrahmt.

„Sorge doch nur nicht, liebste Mutter,“ gab Marie im Flüsterton zurück. „Wir werden noch mit allem fertig. Bis morgen um drei ist noch eine lange Zeit, und meine Decke ist nun endlich auch so weit. Sieh her.“

Die Hände der Mutter strichen liebevoll über die vollendete Arbeit und dann über die blassen Wangen der Tochter.

„Mutter,“ bat Marie mit schmeichelnder Stimme, „du legst doch morgen das Schwarz ab; das lila Kleid steht dir so gut. Nicht wahr, du thust es uns zu Liebe. Nur morgen!“

Frau Asten schüttelte kaum merklich den Kopf und sah mit traurigem Lächeln zu dem Mädchen auf.

„Das Schwarzseidene ist noch ganz gut, und ich fühle mich wohler darin.“

Marie seufzte, und ihre Arme umschlangen zärtlich den Hals der Mutter.

* * *

Frau Asten trauerte seit drei Jahren um ihren einzigen Sohn, den ein Herzfehler nach langwierigem Leiden dahingerafft hatte. Dieser Sohn war ihr Stolz und ihre Hoffnung gewesen. So talentvoll, ein so glänzender Schüler und hoffnungsvoller Student! Welch ein Feuer hatte aus den klugen Augen gesprüht! Aber diese Augen waren erloschen. Nur im Traume sah sie sie noch. Aber dann leuchtete kein Stolz aus ihnen. Sie waren wie beschwichtigend und verheißend auf sie gerichtet, als wollten sie ihr zu verstehen geben, daß auch für sie noch frohe Tage kommen würden.

Und sie waren gekommen. Heut sollte die Hochzeit ihrer ältesten Tochter, der schon dreißigjährigen Elisabeth gefeiert werden. Alles war in fieberhafter Thätigkeit. Sämmtliche Schlafzimmer waren in Wohnzimmer verwandelt. Wie das möglich gemacht war, war ein Geheimnis, hinter das nur der praktische Kopf und die geschickten Hände Mariens gekommen waren. Das Sonnenlicht, das sie gestern mit so offenem Fenster und Herzen empfangen hatte, war heut durch schwere Vorhänge ängstlich ausgesperrt; Leuchter und Lampen übergossen zu heller, mittäglicher Stunde die Zimmer schonend mit dem gelben, stimmungsvollen Licht des Abends, das jedem Gegenstand einen erhöhten Glanz, ja eine Art von Bornehmheit und Eleganz verleiht. Aus dem Salon, in dem gestern Marie noch die letzte Hand an die für die Braut bestimmte Decke gelegt hatte, trat man in das Arbeitszimmer des Hausherrn, in dem ein riesengroßes Bild über dem Altar hing. Es stellte eine Pietà dar. Zwar hatten Herr und Frau Asten darüber gestritten, ob es auch zu der freudigen Bedeutung des Festes paßte; aber man war dann darin übereingekommen, daß es doch dem ganzen Zimmer eine kirchenartige Weihe verleihe. Rechts und links von Bild und Altar waren hohe Blattpflanzen aufgestellt.

Die große Wanduhr im Eßzimmer schlug drei Uhr. Die Gäste waren vollzählig. Auch der Pfarrer war eben gekommen. Alle hatten auf den Stühlen, die bankartig aneinandergereiht waren, Platz genommen, und unter den Klängen einer choralartigen Melodie trat das Paar ein. Der Bräutigam, Bernhard Schirmer, war ein Amtsrichter aus Almenau. Eine hohe, etwas schmalschultrige Gestalt, blondes Haupt- und Warthaar und regelmäßige angenehme Züge fielen an ihm auf. An den Schläfen war das Blond leicht meliert. Er schien den Bierzigen nahe zu sein. An seinem Arm lehnte sie, auf die sich aller Blicke mit Spannung richteten. Sie schien bedeutend jünger als sie war. Ihr Gesicht war zart und trotz ihrer dreißig Jahre rund wie das eines Kindes. Auch die Augen erinnerten an Kinderaugen; aber es war etwas wie Angst in ihnen. Als sähen sie in irgend einer Ferne etwas Gespenstiges. Sie hasteten aber nur auf dem starren Nutzlitz des Heilandes,

und als jetzt der Pfarrer mit feierlichen Worten des toten Bruders gedachte, da war es ihr, als ob die Toten sie riefen, und Bernhard fühlte ihre Hand zittern. Durch ein leises Streicheln suchte er dieses Zittern zu verschuchen.

Das alles wurde von zwei Augen mit größtem Interesse verfolgt. Zwei braunen Augen, die über frischen roten Backen blitzten. Toinette, Elisabeths jüngster, zwanzigjähriger Schwester gehörten sie an. Sie saß in dem Halbkreis der Brautjungfern neben Marie, den zierlichen Kopf, über und über mit kunstvoll gebrannten Lösschen bedeckt, etwas zur Seite geneigt. Auch so in der Ruhe zeigte dies pikante Gesicht ein so lebhaftes Mienenspiel, daß niemand überrascht sein konnte, später bei Tisch, während sie mit großer Lebhaftigkeit sich der Unterhaltung mit ihrem Nachbar hingab, zu beobachten, wie sie es immer neu und kokett im Ausdruck wechseln ließ.

Ganz an einem Ausläufer des Tisches hatte Marie ihren Platz gefunden. Es hatte an einem Herrn gefehlt, und bereitwillig hatte sie zu Gunsten der jüngeren Schwester auf den Nachbar verzichtet. Ihre Augen waren fast unverwandt mit einem stillen Lächeln auf die bräutliche Schwester gerichtet. Für die Äußerungen ihrer Nachbarinnen hatte sie nur zerstreute Antworten.

Eine halbe Stunde war vergangen, seit der Pfarrer den Toast gehalten hatte. Auf den Wangen der Hausfrau zeigten sich dunkelrote Flecke, und die Blicke der Töchter ruhten mit geheimem Bangen auf ihrem Vater. Der saß mit nervös zitternden Händen stumm neben seiner Nachbarin. Von dem, was auf seinem Teller und in seinem Glase war, bemerkte er nichts. Seine Blicke bohrten sich auf das vor ihm stehende Salzfaß, und kaum merklich bewegten sich seine Lippen. Endlich vernahm man ein leises Anschlagen ans Glas, und die feine, aristokratische Gestalt des Hausherrn erhob sich. Das Glas, das er in der erhobenen Rechten hielt, wankte nicht; er war plötzlich sehr ruhig geworden. Ein gütiger, fast dankbarer Blick schweifte über alle Anwesenden:

„Meine verehrten Gäste — — ich danke Ihnen, daß Sie Alle gekommen sind, diesen frohen Tag mit uns zu feiern — — ich bin Ihnen allen sehr dankbar — — ich leere mein Glas auf Ihr Wohl und bitte Sie mit mir

anzustoßen. Meine verehrten lieben Gäste, sie leben hoch!“

Eine kleine Stille folgte, Frau Asten atmete tief auf. Die roten Flecke schwanden, alle stießen an. Man lachte, man plauderte, man wurde immer vergnügter. Es folgten noch weitere Reden. Man erhob sich. Das anstoßende sehr kleine Zimmer war ausgeräumt, Tanzmusik erklang. Das Blindfußspielen mit der künftigen Braut begann. Die Hände des blinden Weissagers griffen nach Mariens schlanker Gestalt. Lachend und über und über errötend wand sie sich aus den sie umschlingenden Armen.

Das Brautpaar verschwand. Das Interesse erkühlte mit ihrem Fortgehen. Nur das Lachen der Jüngsten klang noch manchmal übermütig in die Gespräche der Älteren hinein. Um zwölf Uhr war alles still.

Die Eltern und Toinette hatten sich zur Ruhe begeben, als Mariens helle Gestalt noch durch die Zimmer huschte, hier eine Lampe auslöschend, dort noch Teller und Silberzeug in Büffett räumend. Erst als sie sah, daß alles „Wertvolle“ wohl verschlossen war, suchte sie ihr Bett auf. Der Kopf schmerzte sie. Es hatte doch ein bißchen viel auf ihr gelastet all diese letzten Tage. Während sie sich langsam auszog, stand das Bild der Schwester wieder vor ihren Augen; dann — sein Bild. Plötzlich gewahrte sie, daß ihre Augen naß waren.

* * *

Ein Jahr war vergangen, und wieder lodten die Sonnenstrahlen und leise, noch schüchternere Vogelstimmen: kommt heraus aus euren engen Wohnungen — es knospet und schwillt an den kleinen, harten Zweigen der Sträucher und Hecken.

Bernhard Schirmer eilte mit großen Schritten vom Amtsgericht in Almenau heim. Eine Gardine bewegte sich an einem Fenster des ländlichen Hauses, auf das er zueilte, und ein ihm wohlbekanntes Gesicht lächelte zu ihm herunter. Mit drei Schritten war er die paar Stufen, die zu der Veranda führten, hinaufgesprungen und hielt sein Liebstes in den Armen.

„Komm heraus, Schatz, du mußt unbedingt Luft schöpfen, wir haben noch eine Stunde bis Mittag. Ich führe dich in den Wald. Du bist doch ganz wohl?“

Sie nickte. „Den weiten Mantel, Bernhard; sind viele Bekannte draußen zu sehen?“

„Mein Lieb braucht sich vor niemand zu schämen. Du blüht wie ein Röschen“, sagte er und sah strahlend zu ihr herunter.

Sie traten aus dem Hause. „Lehn dich nur fest auf mich, und gieb Acht, da kommen Steine. Vorsichtig, vorsichtig!“ Und er drückte sie fester an sich.

Eine Weile gingen sie schweigend neben einander.

„Übrigens, ich habe einen Brief von meiner Mutter bekommen. Ich begegnete dem Briefträger heut früh, als ich aufs Amt ging,“ sagte er leicht hin.

„Wann kommt sie denn?“ fragte Elisabeth schüchtern.

„Bis zum Mai wird sie noch an der Riviera bleiben müssen; aber ihr Arzt dort ist sehr zufrieden mit ihr und hat ihr zugesichert, daß sie den nächsten Winter zu Hause bleiben dürfe. Weißt du, mir ist das sehr lieb. Ich hoffe, sie wird dann öfters von Oldenburg zu uns kommen, oder wir besuchen sie. Ihr müßt euch doch nun endlich kennen lernen.“

Elisabeth hüllte sich fester in ihren Mantel.

„Nun, nun, schon wieder diese Zaghaftigkeit. Willst du mir denn garnicht vertrauen? Du kannst versichert sein, wenn sie dich erst sieht, dann ist die kleine Spannung gleich dahin.“

„Ich werde das Gefühl nie verwinden,“ erwiderte Elisabeth, und ihre Stimme stockte dabei, „daß sie gegen unsre Heirat war. Sie hätte es doch sonst möglich gemacht, zu der Hochzeit zu kommen, hätte die weite Reise nicht scheuen dürfen.“

„Du vergißt immer wieder,“ beschwichtigte er, „wie nachtheilig eine Unterbrechung ihrer Kur gewesen wäre.“

„Ja aber bei der Hochzeit ihres einzigen Kindes, hätte sie da nicht ihre eignen Rücksichten mal hinten an stellen sollen?“

Sie waren in das nahe Wäldchen getreten, und Elisabeth sah verlangend nach einer Bank, über die sich die kahlen Zweige einer Buche wölften.

Sie setzten sich, und Bernhard legte seine Hand auf ihre Schulter und sah ihr fest in die Augen. Vor diesem Blick senkten sich die

Ihren unwillkürlich, während sie mit leiser Stimme fortfuhr:

„Sie spricht auch immer so wenig von mir in ihren Briefen. Wenn ich nur mal erführe, wen sie eigentlich in ihrem Herzen für dich bestimmt hatte. Daß du mir das auch garnicht sagst! Sie war aus einem großen, vornehmen Hause?“

Bernhard schwieg.

„Sie war reich, und ihr Vater hatte eine hohe Stellung,“ fuhr sie eifrig fort. „Jedenfalls,“ und hier senkte sich ihre Stimme wieder bis zum Flüsteren, „hatte er keine Schulden.“

Sie fühlte, wie so oft, wieder den stechenden Schmerz in ihrem Herzen.

„Du sollst dich mit diesen dummen Geschichten nicht immer aufregen,“ sagte er streng. „Habe jetzt freundlichere Bilder vor Augen. Du hast allen Grund dazu.“

Elisabeth sah bittend zu ihm auf.

„Du hast recht. Ich verspreche dir, jetzt nicht mehr darauf zurückzukommen. Laß uns nun umkehren. Ich muß auch noch einen Blick in die Küche thun. Anna salzt immer die Suppe zu wenig.“

„Sie ist eben nicht verliebt,“ sagte er aufstehend in versöhntem Ton.

„Bin ich es denn?“

„Ich hoffe doch?“ rief er fragend und zog sie an beiden Händen in die Höh.

„Nicht die Spur,“ gab sie lachend zurück und küßte stürmisch seine Hände.

* * *

Einen Gassenhauer trällernd, die Frühjahrsjacke unter dem Arm, mit etwas echauffiertem Gesicht flog Zoinette die zwei Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

Sie trat, nach Marie suchend, ins Eßzimmer. Ein offener Brief lag auf dem Tisch. Sie erkannte die Hand der Mutter. „Meine Lieben,“ war er überschrieben. Sie durfte ihn also lesen. Aber die Neugier war nicht so groß, und als jetzt die Thür aufging und Marie hereinkam, war sie an die Balkonthür getreten und trällerte wieder das Lied von vorhin.

„Nun, so vergnügt? Was ist dir denn begegnet?“

„Frage doch nicht so verächtlich, was! Wer ist dir begegnet, heißt es!“

„So? Nun, dann habe ich ja die Antwort schon. Zufällig?“

„Versteht sich, ganz zufällig. Und so hat er seinen Hut abgezogen. Sieh doch mal her, du!“

Sie streckte den Arm aus und machte eine tiefe Verbeugung.

„Was kuckst du denn immerfort in den Brief — es interessiert dich wohl nicht, was ich dir erzähle?“

„Es ist ein Brief von Mama,“ sagte Marie vorwurfsvoll, „du hast ihn noch nicht gelesen.“

„Ja richtig,“ warf sie hin. „Wie geht es seiner Hoheit, dem hoffnungsvollen Vaterlandsverteidiger? Brrrr — so ein Säugling,“ dieses Wort dehnte sie ungebührlich in die Länge, „muß was Schauerliches sein.“

Marie steckte den Brief in die Tasche und wollte hinausgehen.

„Nun spielst du wieder die gekränkte Königin — zeig doch her,“ und Toinette riß ihr den Brief unwirsch aus der Hand.

„Hast du den Fliederzweig an der letzten Tasse schon fertig gemacht? Sie sollten doch übermorgen gebrannt werden. Ich fürchte, du wirst den Termin wieder versäumen.“

„Zu Befehl, Herr Schulmeister, er wird heut fertig.“

Marie ging schweigend hinaus und ließ Toinette mit dem Brief allein. Sie las und nickte beistimmend. „Natürlich,“ murmelte sie, „sein Appetit ist herrlich, sein Schlaf vorzüglich, die erste Woche ist um, und das Facit dieser seiner Leistungen ist, daß er 344½ gr schwerer geworden ist. Aber, was ist denn das hier? Elisabeth erholt sich nur sehr nach und nach. Sie klagt über Herzklopfen und Beängstigungen und hat zeitweise Schwächezustände, die mich beunruhigen.“

Das ist ärgerlich. Es müßte alles glatt gehen, und es geht nach ihrer Ansicht schon so vieles nicht glatt. Dieses ewige Einschränken zum Beispiel. Wie gut ist doch Elisabeth dran! Sie braucht nicht für Geld Tassen und Teller zu bemalen, braucht nicht bei jedem Paar Handschuhe, das sie sich kaufen möchte, sich erst zu überlegen, ob sie es nicht besser ließe. Überhaupt hat sie eine unbegreiflich gute Partie

gemacht. Warum hatte sich Bernhard eigentlich nicht in sie verliebt? Es war doch nicht recht zu verstehen! Sie war doch entschieden reichlich so hübsch und vor allem noch so jung, während Elisabeth — — pfui, es war häßlich, gerade jetzt so etwas zu denken. Sie mußte doch nochmal nach Marie sehen und ihre Ansicht über die Nachricht hören. Sie knitterte das Schreiben zusammen und stand auf, die Schwester zu suchen.

* * *

Es war in der Dämmerstunde des nächsten Tages, als der Postbote einen zweiten Brief aus Ilmenau der ihm öffnenden Marie überreichte. Er war an sie gerichtet und von Bernhards Hand. Sie trat nah ans Fenster und riß ihn hastig auf.

„Sei gefaßt, liebe Schwägerin, ich will es auch sein. Eoeben ist Elisabeth nach kurzem Kampf in meinen Armen — —“, die Buchstaben tanzten ihr vor den Augen, sie stieß einen Schrei aus und sank halb bewußtlos auf die Kniee. Der Brief war ihren Händen entglitten. Herr Asten, der den Schrei aus dem Nebenzimmer gehört hatte, stürzte herein. Er warf einen Blick auf die am Boden Liegende, einen zweiten auf den Brief.

„Dies nicht, Vater!“ Marie rang mit den Worten, während sie sich mühsam erhob und den Brief aufnahm.

„Hast du Geheimnisse vor mir?“ rief er besorgt. „Kannst du mir nicht sagen, was es ist?“

Er zog die am ganzen Leibe Zitternde an sich.

„Nicht um mich, nicht um mich“, rief sie außer sich über ihre eigne Schwäche. „Es ist wegen — — Elisabeth — ihr Zustand hat sich — — verschlechtert.“

Herr Asten erblaßte. Er griff nach dem Brief, der in den Händen der Tochter zitterte.

Sie ließ es geschehen und drückte dann beide Hände vor das Gesicht. Als sie eine lange Zeit keinen Laut vernommen hatte, blickte sie angstvoll auf. Herr Asten saß auf einem Stuhl nahe am Fenster, den Brief hielt er noch immer in der Hand, der Blick war ins Leere gerichtet. So saß er unbeweglich. Marie trat zu ihm heran. Sie zog den Brief aus seinen schlaff auf den Knien liegenden Händen. „Der Arzt konstatierte Herzkrampf“ und weiter unten „teile

es dem Vater schonend mit.“ Sie sah mit trübem Auge zu ihm hin. Er saß noch immer unbeweglich. —

Er mußte hinreisen. Das war klar. Sie mußte im Kursbuch nachschlagen. Sie mußte ihm schwarze Handschuhe, schwarzen Flor um Hut und Armel besorgen, mußte seine Sachen nachsehen, ob auch alles ganz und ordentlich sei. Ja, das mußte sie, und sie wußte, daß sie nicht viel Zeit hatte. Als sie durch das Zimmer des Vaters schritt, gewahrte sie, daß es schon dunkel war. Es war fast nichts mehr zu erkennen. Nur ein riesengroßes Bild sah von der Wand mit mattem Schein unheimlich auf sie herunter. Sie schauderte, und kalter Schweiß trat auf ihre Stirn. Es war die Pietà, die vor einem Jahr über dem Altar gehangen hatte.

* * *

Marie hatte ihren Fensterstiz am Nähtisch wieder eingenommen. Aber ihre Hände lagen heut müßig im Schoß, und ein Blick so voll Jammer schweifte über den regenstürmigen Himmel und die nassen Dächer und Straßen, daß er zu verstehen gab, all ihr Denken und Empfinden war in der Ferne und verfolgte Minute für Minute den Verlauf der traurigsten Feier. Das tiefe Schwarz ihres Kleides, das sich eng an ihre schlanken Glieder legte, ließ ihr Gesicht noch bleicher, das Blond ihres Haars noch leuchtender erscheinen. Es war das einzig Freudige an dieser trauernden Gestalt, als wollte es gegen ihren Willen ihr Recht auf Leben und seine Freuden gegenüber einer Welt voll Leid verteidigen. So saß sie lange regungslos, bis Toinette hereintrat und leise ihre Hand streichelte. Da endlich war der Bann gebrochen. Leidenschaftlich umschlang sie den Hals der Schwester, und ein Strom hervorstürzender Thränen erleichterte das schwere Herz.

„Es ist jetzt vier — sie müssen schon auf dem Kirchhof sein“, sagte nach langem Schweigen Toinette mit gedrückter Stimme.

„Still, o still“, bat Marie und verbarg ihr Gesicht in den Händen.

* * *

Nach einigen Tagen kehrte Herr Asten zurück. Marie holte ihn vom Bahnhof ab. Stumm war ihre Begrüßung, und stumm schritten sie durch die lauten Straßen neben einander her.

Als sie zu Haus angekommen waren, Marie den Abendtisch gedeckt hatte und die Thür zu seinem Zimmer aufmachte, um ihn zu Tisch zu bitten, hörte sie, wie er leise ihren Namen rief. Sie eilte auf ihn zu und streckte ihm beide Hände hin.

„Höre mich ruhig an, Kind,“ und es war, als wollte er mit dieser Bitte seine eigne Bewegung niederkämpfen. „Ich habe eine Bestellung von Bernhard und der Mutter für dich. Du sollst hinkommen, schon morgen. Mutter will dir zeigen, wie du das Kind zu versehen hast. Sie will dir auch noch einiges in der Wirtschaft zeigen. Das heißt — es ist eine Bitte. Sei ganz offen und sage mir, ob du dies schwere Amt auf dich nehmen willst.“

Marie hatte während dieser Worte seine Hände freigegeben. Sie stand einige Augenblicke starr. Dann griff sie nach der Lehne des nächsten Sessels. Ihre Brust hob und senkte sich heftig. Noch immer kam keine Antwort über ihre Lippen.

„Ich lasse dir Zeit zum Überlegen,“ sagte Herr Asten nach einer Pause. „Geh jetzt, und wenn du weißt, was du thun willst, komm und sage es mir.“

„Ich will hingehen!“ rief sie plötzlich mit einer solchen Inbrunst, daß der Vater überrascht zu ihr ausblickte.

„Verzeih, daß ich mich auch nur einen Augenblick besann. Es war nur — es kam so ganz unerwartet.“

Herr Asten drückte ihr die Hand. „Liebes Kind!“ sagte er, und es war etwas wie Freudigkeit, was dabei aus seiner Stimme klang.

Nach einigen Tagen war auch Frau Asten wieder zu den Ihrigen zurückgekehrt. Die jetzt so klein gewordene Familie nahm fast immer schweigend ihre Mahlzeiten ein. Frau Asten hatte fast immer rotgeweinte Augen. Ihre schon gebeugte Gestalt war in den letzten Wochen noch mehr in sich zusammengesunken. Toinettes gelegentliche Versuche, sie aufzuheitern, waren immer erfolglos. Nur ein Brief von Marie oder Bernhard brachte sie in eine ihr selbst ganz unerklärliche Aufregung. Es war wohl die Bangigkeit um das kleine, hilflose Geschöpf, sagte sie sich, ach das Einzige, was ihr von ihrer Tochter geliebt war. Zwar konnte es in keiner liebevolleren, zarteren Pflege als in Mariens sein — die Mutter

selbst hätte nicht treuer darüber wachen können als sie —, aber eine Angst, eine marternde Angst, es könnte ihr und den Ihrigen durch fremde Hände entrissen werden, überfiel sie oft. Und war es nicht beinah zu erwarten? Da war die Mutter Bernhards, die früher, ehe er nach Imenau gekommen war, mit ihm zusammen gewohnt hatte und an der Bernhard — sie wußte es — mit großer Zärtlichkeit hing. Und sie wollte in den nächsten Wochen nach Deutschland zurückkommen! Würde sie nicht ihre Ansprüche geltend machen, wieder zu ihm ziehen und das Kind, das Kind ihres Kindes, ihr Fleisch und Blut, für sich beanspruchen? Inmitten der Möbel und Sachen es sich behaglich machen, die sie für ihr Kind erstanden hatten mit so schwer, schwer verdientem Gelde! War es ihnen doch kaum möglich gewesen, es sich überhaupt abzurufen! Und doch hatten sie ihre Ehre darein gesetzt, alles reichlich, ja beinah stillvoll zu beschaffen. Und dort würden die beiden dann vielleicht haufen wie früher. Keine Verbindung würde mehr bestehen zwischen den beiden getrennten Häusern. Es würde alles wieder sein wie früher, als sie noch nichts von einander wußten. Nur mit dem einen Unterschiede, daß durch ihn, den fremden, sie nichts mehr angehenden Mann, eine Lücke tief und unausfüllbar in ihre Familie gerissen war. Dann krampften sich ihre Hände zusammen, konvulsivisch zuckte der schwache Körper, und bittere Thränen fielen in ihren Schoß. Mit niemandem, auch nicht mit ihrem Mann sprach sie über diese ihre geheimsten Gedanken. Sie fürchtete, daß ein lautes Ausprechen die Thatfache herbeiführen müsse, daß sie eintreten würde plötzlich, unabwendbar, erbarmungslos, wie ach! so vieles in ihrem Leben. Darum hatte sie nur den einen Gedanken — Marie mußte dort bleiben, unbedingt.

* * *

Marie saß im Eßzimmer am Fenster, und jeder Vorübergehende, der einen Blick durch das offene Fenster warf, auf das schöne, eichne Büffett, die niedrigen, bequemen, lederüberzogenen Stühle und die messingne Hängelampe mußte denken: hier wohnt das Glück oder doch wenigstens die Behaglichkeit. Die junge, blonde Frau mit dem vor Vergnügen krähenden Kind

im Wagen an ihrer Seite — lächelte sie nicht, während sie da saß und an dem winzigen Zäckchen ihres Erstgeborenen einen kleinen, kaum sichtbaren Riß zunähte?

Wie schnell hatte sich Marie in ihrer stillen, selbständigen Art in Imenau eingelebt! Unvermerkt und ohne ein Wort darüber zu verlieren, hatte sie begriffen, wie Bernhard alles gewohnt war, was zu seinem äußeren Wohlbehagen gehörte. Ein kaum merkliches Zusammenziehen seiner Stirn, wenn er an den Schreibtisch trat und die vielen Bücher und Papiere dabei anders legte, ein unausgesprochenes Befremden über ein Gericht, das er anders zubereitet gewohnt war, es wurde von ihrem scharfen Auge aufgefangen. Der kleine Rudi wurde fast nie dem Mädchen überlassen. Bei Nacht stand sein Wagen an ihrem Bett; es war Elisabeths Bett, das in die Kinderstube gerückt worden war. Morgens war sie die Erste, die auf war, das Mädchen weckte. Sie warf einen prüfenden Blick auf den Frühstückstisch, legte alles zurecht, wie es Bernhard zu seinem Weggehen brauchte, frühstücke allein unter dem Vorwand, daß sie das lange Nüchternsein nicht vertrage, fuhr das Kind, wenn sie es besorgt hatte, eigenhändig ins Freie, war unerbittlich streng dem Mädchen gegenüber im Reinhalten der Zimmer, überwachte das Kochen und verstand die richtige, sparsame Einteilung der Vorräte in einer Weise, von der das Mädchen behauptete, so etwas gäbe es garnicht. Gegen Abend pflegte Bernhard einen Spaziergang zu machen. Nachdem er die ersten Male vergeblich versucht hatte, Marie zum Mitgehen zu bewegen, ließ er es jezt. Seine Schritte führten ihn ja auch immer wie von selbst nach dem Kirchhof. Und Marie wußte das. Nie und nirgends wollte sie ihm im Wege sein. Das war ihr fast noch mehr Hauptsache, als daß er glücklich, es würde für ihn gesorgt wie früher und der Kleine hätte alles, was er brauchte. Sie wollte nicht, daß er Rücksicht gegen sie übe, und so durch sie die Last noch erschwert würde, unter die das Geschick ihn gebeugt hatte.

Oft sah sie mit Rührung, mit welcher Beherrschung er seinen Schmerz trug. Er sprach fast nie von Elisabeth, trotzdem er doch immer an sie dachte. Wenn das Mädchen von irgend

einer Anordnung der gnädigen Frau sprach, zuckte er kaum merklich zusammen. Und doch sollte sie einmal aus diesem schmerzlichen Frieden aufgeschreckt werden. Sie saß, wie so oft, am Fenster und nähte. Sie nähte einen Knopf an Bernhards Mantel, der, über den Wagen gebückt, darauf wartete, bis sie ihn ihm wieder reichte. Sie hatte Elisabeths Fingerhut auf. Es war ein kleiner, silberner Fingerhut mit einem verschnörkelten G. Den Kopf hielt sie tief gebückt über ihrer Arbeit und fragte ihn etwas, ohne aufzublicken. Da sie keine Antwort erhielt, sah sie auf. Da sah sie, daß seine Augen starr und unverwandt auf den silbernen Schmuck an ihrem Finger gerichtet waren. Sie hatten sich langsam mit Thränen gefüllt. Es war das erste Mal in dieser Zeit, die sie nun schon in seinem Hause verbracht hatte, daß sie ihn weinen sah. Tief erschrocken und verwirrt zog sie den Fingerhut ab. Aber im selben Moment schon faßte auch er danach und setzte ihn ihr wieder auf. Dann ging er still hinaus. Und als sie allein war, saß sie noch lange da und blickte auf ihre Hand und den Fingerhut herunter, und neben dem Schmerz, ihm weh gethan zu haben, schlich sich ein anderes Gefühl in ihr Herz, etwas, das es zum Klopfen brachte und ihr ihre Ruhe und Unbefangenheit nahm.

* * *

Es war in den ersten Tagen des Juni, als Frau Schirmer ihrem Sohn ankündigte, daß sie in vierzehn Tagen kommen werde. Sie hatte ihm in dieser Zeit nach Elisabeths Tode oft geschrieben. Alle ihre Briefe atmeten ein inniges Mitgefühl und große Sehnsucht nach ihm und dem Kinde, das sie noch nicht gesehen.

Aber was hatte er alles durchlebt während ihres Fernseins! Würde sie ihm auch nicht fremd geworden sein, dadurch, daß in sein Leben so tief einschneidende Ereignisse getreten waren, die sie nicht mit erlebt, daß, ganz abgesehen von der Einen, die er so über alles geliebt hatte, auch die andern, die zu ihr gehörten, eine Rolle in seinem Leben spielten, Menschen, die sie nie gesehen, für die sie nur ein mittelbares, und jetzt durch den Todesfall auch noch geschwächtes Interesse hegte?

Bernhard geriet, während er dies dachte und je näher der Tag ihrer Ankunft heranrückte,

in eine große, sich immer steigende Unruhe. Er sprach viel und hatte dabei eine hastige, nervöse Art, die Marie ganz neu an ihm war. Sie sah der Ankunft der Mutter, jetzt in der Erwartung, noch völlig unbefangen entgegen und hatte darum keine Erklärung für diese seine Veränderung. Mit Befremden bemerkte sie, daß er jetzt öfter mit einem Freunde spazieren ging, und ihr Befremden wuchs, als er ihr eines Mittags den Besuch dieses Freundes für den Abend ankündigte.

„Er ist ein Studiengenosse von mir, übrigens Philologe, und seit kurzem am hiesigen Gymnasium angestellt“, sagte er erklärend. „Eigentlich aber hat er höher hinaufstrebende Wünsche. Er setzt Hoffnungen auf die akademische Laufbahn. Ob ihm das gelingen wird?“ Hier lächelte Bernhard. Es war ein feines, gütiges Lächeln. Marie fiel es in diesem Augenblick auf, wie feingeschnitten seine Züge waren. Dieses Lächeln stand ihm.

„Soll es Thee oder Bier geben?“ fragte sie unschlüssig.

„Beides, Marie, beides. Überhaupt denke dir ein bißchen was Nettes aus. Er ist ein Feinschmecker.“ Und wieder war dieses feine, kleine Lächeln da. Marie war es, als möchte sie es festhalten.

Der Abend war gekommen und hatte den Freund gebracht. Marie war an dem etwas untersehten, brünetten Mann nichts weiter aufgefallen, als daß er eine sehr leise Stimme hatte. Ihr schien, als dämpfe er sie mit Absicht. Es war ihm anzumerken, wie sehr er sich betwußt war, in einem Trauerhause zu sein. Er hatte sicherlich Elisabeth gekannt. Vor wenigen Monden vielleicht hatte sie mit den beiden hier zusammen gegessen, der Theekessel hatte gesummt wie jetzt, und alles war ebenso gewesen. Nur daß der Doktor wahrscheinlich weniger leise gesprochen hatte. Ein peiniges Gefühl stieg in ihr auf, das Herz schnürte sich ihr zusammen, und sie konnte sich kaum einigermaßen an der Unterhaltung beteiligen. Bald hob sie die Tafel auf, und in dem Empfinden, daß die beiden sich gemüthlicher allein fühlen würden, entschuldigte sie sich bei ihnen.

Es war lange nach Mitternacht, als sie hörte, daß Bernhard seinen Freund hinausgeleitete.

* * *

Es war ein trüber, regnerischer Sonntagmorgen, der Morgen, an dem Frau Schirmer erwartet wurde. Marie hörte schon um 6 Uhr Bernhards Stimme. Er frug ungeduldig nach seinem Frühstück. Rasch warf sie sich in ihre Kleider und eilte zu ihm.

„Verzeih, daß noch nichts zurecht ist; aber es sind noch zwei Stunden, bis der Zug kommt,“ sagte sie, nach der Wanduhr sehend.

„So? nun, dann genieße ich den Vorteil, heut mal in Gesellschaft zu frühstücken. Was macht Rudi?“

„Er hat herrlich geschlafen und eben mit Behagen seine ganze Flasche ausgetrunken.“

„Kann ich ihn sehen?“

Marie stieß den Wagen ins Schlafzimmer. Sie nahm das Kind heraus und trug es nahe ans Fenster. Bernhard trat hinzu und beugte sich tief zu ihm herunter. Er drückte einen leisen, vorsichtigen Kuß auf die winzige Hand. Es zuckte wie ein Lächeln um den kleinen Mund.

„Er lacht!“ rief Marie glücklich und drückte das Bündelchen mit unendlicher Zärtlichkeit an sich.

Bernhard sah, wie die kleine, ungeschickte Hand nach den glitzernden Goldfäden auf Mariens Haupt tappte, — er sah das zärtliche Lächeln auf ihrem Gesicht. —

„Dein Kaffee wird kalt!“ hörte er plötzlich ihre mahnende Stimme.

Zwei Stunden darauf stand Marie am Fenster und blickte gespannt auf zwei sich dem Hause nähernde Gestalten. Es waren Bernhard und seine Mutter. Er führte sie am Arm; die Augen brauchte er nur wenig zu senken um bei der Unterhaltung, die zwischen ihnen geführt wurde, in die ihren zu sehen. Marie sah deutlich, wie fürsorglich er sie führte.

„Wie stattlich sie ist!“ dachte sie und fühlte sich eingeschüchtert.

Jetzt waren sie schon ins Haus gekommen. Marie wußte im Augenblick nicht, wo mit sich hin. Sie eilte ins Kinderzimmer und nahm Rudi auf den Arm.

Die Entree Thür ging auf, und Marie hörte, wie Bernhard die Mutter in den Salon bat. Nach einer kleinen Weile klopfte er an ihre Thür und trat ein.

„Komm, Marie, und bring den Jungen gleich mit rein,“ rief er ihr zu.

Marie trat mit Bernhard zugleich in den Salon.

Frau Schirmer stand vor Elisabeths Schreibtisch, auf dem noch alles so stand und lag, wie sie es kurz vor ihrem Tode benutzt hatte, mit dem Rücken gegen die Eintretenden gelehrt.

„Erlaube, liebe Mutter,“ redete Bernhard sie an, „daß ich dir meine Schwägerin vorstelle.“

„Ach, da ist es ja!“ rief Frau Schirmer und eilte auf das Kind zu. Sie nahm es gleich Marien aus den Händen, indem sie ihr einen halben Blick zuwarf. Sie sah auf das Kind nieder und dann auf Bernhard. Eine kleine Pause entstand, bis das Kind einen kläglichen Ton vernehmen ließ. Marie wollte es ihr wieder abnehmen.

„O lassen Sie nur, Liebe, es muß sich an seine Großmutter gewöhnen,“ dabei ließ sie sich auf einen Sessel nieder und wiegte das Kind leise hin und her. Bernhard rückte auch für Marie einen Stuhl heran, aber sie entschuldigte sich, draußen zu thun zu haben und ging mit einer Verbeugung an Frau Schirmer vorbei.

Da sah Frau Schirmer ihrem Sohn in die Augen.

„Das Kind ist gewiß deine ganze Liebe,“ sagte sie mit zitternder Stimme. „Wem sieht es denn wohl ähnlich? Ich habe nur so eine kleine Photographie von deiner Frau. Hast du ein größeres Bild von ihr?“

„Ich habe mir jetzt eine größere kolorierte Photographie machen lassen. Sie steht auf meinem Schreibtisch, wenn du sie dir nachher ansehen willst.“ Furchtsam und nervös wichen seine Blicke dem hellen Auge der Mutter aus.

„Zeig es mir doch gleich!“ bat Frau Schirmer.

Bernhard holte das Bild aus seinem Zimmer und hielt es ihr hin.

„Ich kann keine Ähnlichkeit mit dem Kinde finden, es sieht ganz wie du aus!“ sagte sie, und ihr prüfender Blick wanderte von dem Bilde auf das Kind und wieder zurück.

Das Bild zitterte in Bernhards Hand. „Nein, nein,“ rief es in seiner Seele, „er ist ganz wie sie,“ aber er brachte es nicht über die Lippen und entzog das Bild schnell den fremden Blicken.

Überrascht blickte Frau Schirmer auf. „Soll deine Schwägerin das Kind holen?“ fragte sie verlegen.

Bernhard nahm es selbst von ihrem Schoß und trug es stillschweigend hinaus. Er legte es in seinen kleinen Wagen und beugte sich darüber. Ein Seufzer rang sich aus seiner Brust, und seine Augen standen voll Thränen. Frau Schirmer hatte den Seufzer gehört. Auf den Zehenspitzen war sie ihm gefolgt. Sie stand jetzt in der offenen Thür und blickte zu dem Sohn hin, der ihren leisen Schritt nicht gehört und in seiner Stellung verharrte. Leise wie sie gekommen, schlich sie wieder hinaus. Sie fühlte tief die Entfremdung. Es war etwas zwischen sie und ihren Sohn getreten. — Es war der Schatten der Toten. —

Frau Schirmer erklärte nach drei Tagen ihrem Sohn, daß sie sich nach so langer Abwesenheit nach ihrer Häuslichkeit sehne und am nächsten Tage nach Oldenburg, ihrer Heimat, zurückzukehren gedenke.

„Ich bin eine alte Frau,“ sagte sie leise mit niedergedrückter Bewegung, „die nach ihrer Ordnung verlangt. Das lange Herumreisen in der Welt hat mich müde gemacht.“ Sie sagte das ganz schlicht, aber ihre Augen glitten fragend zu Bernhard hinüber.

„Willst du dich nicht erst hier noch ein paar Tage erholen?“ fragte er bittend und liebevoll.

„Nein, Kind, ich will gehen, suche mich nicht zu halten.“ Sie hatte die Worte mühsam hervorgestoßen. Ach, sie wußte wohl, daß er keinen Versuch machen würde, sie zu halten, für immer zu halten, wie sie es erhofft hatte. Nicht das allein, er sehnte sich wohl nach ihrem Fortgehen, nach dem Alleinsein, nach dem stillen, ungestörten Verkehr mit der toten Elisabeth.

So dachte sie, und ging.

* * *

Sie war gegangen, und es war wie ein Aufatmen für Bernhard. Wie war das nur möglich bei der früheren Innigkeit ihres Verhältnisses? Seine Ehe war eben doch eine Nacht gewesen, stärker als jedes andre Band.

Sie waren wieder allein. Er und Marie und das Kind. Sie waren wieder allein mit ihm, die zwei Wesen, die zu Elisabeth gehörten und die dem Erinnerungsleben, das er führte,

keine Störung entgegensetzten. Ja, diesem Erinnerungsleben! Aber war alles nur Erinnerung? Stellte das Leben nicht auch seine Ansprüche? Und hatte es nicht ein Recht darauf?

Bernhard Schirmer hatte stets mit Leidenschaft an seinem Beruf gehangen. Sein Vater war Kaufmann gewesen, und es war zunächst der Oppositionsgeist, der fast in jedem Sohn wachgerufen wird, der auch ihm den Kaufmannsstand nicht verlockend erscheinen ließ. So war es ihm nach harten Kämpfen gelungen, den Lieblingswunsch seines Vaters, das Seidengeschäft en gros in Oldenburg weiter zu führen, unerfüllt zu lassen und zu studieren. Seine Examina hatte er glänzend bestanden, und frühzeitig hatte er es zu einem beliebten Amtsrichter gebracht.

Diese Berufsarbeit war es auch, der allein er es verdankte, wenn auf Stunden der Schmerz aus seiner Seele wich und er sich selbst vergaß. Wie eine ferne, ganz ferne Melodie begleitete dieses Selbstvergeffen das dumpfe Gefühl eines einstigen Glückes, bis eine Frage auf seine Lippen trat über ein Etwas, das durch seine Gedanken ging und es ihm war, als müsse ihm eine Antwort werden. Ach, eine Antwort, ein Widerhall von einem andern Selbst, das doch zu ihm gehörte, wie sein eigenes!

Konnte man diesem Dienstmädchen da, die vor Gericht verklagt worden war, ihrer Herrschaft fünfzig Mark gestohlen zu haben, mildernde Umstände zuerkennen, da, wie sie behauptete, sie das Geld für ihre im größten Elend sitzende Mutter entwendet hatte? Dafür sprach die Thatsache dieses Elends, dagegen, daß das Mädchen das Geld bei der Entdeckung noch nicht abgeschickt hatte.

Elisabeth hatte den feinen Instinkt, die unbewußte Menschenkenntnis besessen, die den durch die Wissenschaft gar zu theoretisch arbeitenden Verstand oft auf den rechten Weg geführt hatte, Ursache und Wirkung zu erkennen.

Ach, eine Antwort, ein Widerhall!

„Bernhard!“ hörte er eine bittende Stimme an seiner Thür.

Er fuhr in die Höh. Das Herz stand ihm still. Mit weit aufgerissenen Augen starrte er

nach der Stelle, von wo die Stimme — war das nicht Elisabeths Stimme — gekommen war. Er hörte nichts mehr. Er fühlte seine Hände, seine Arme an. Träumte er, oder war er wach und hatte sie da gerufen, sie, nach der seine Seele schrie?

„Ich bin überreizt,“ sagte er ruhiger werdend; „ich muß ins Freie und mir in Ruhe den Fall überlegen.“

Er nahm Hut und Stock und ging über den Korridor. Einen Blick wollte er noch auf Rudi werfen. Er schritt im Dämmerlicht durch das Wohnzimmer auf die Veranda, wo er Marie allein mit einer Handarbeit fand.

„Wo ist Rudi?“ fragte er nervös.

„Zu Bett. Es ist ja schon gleich acht. Ich rief dich vorhin.“

„Ach, du rieffst,“ sagte er mit tiefem Seufzer, und eine fühlbare Beruhigung kam über ihn.

„Ja, aber ich bekam keine Antwort, und da wollte ich dich nicht stören. Er schläft schon ganz fest.“

„Marie, ich habe eine Bitte.“ Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Fragend sah sie zu ihm auf.

„Begleite mich heut, laß mich nicht allein.“

„Gern,“ sagte sie und packte ihre Arbeit zusammen.

Sie traten ins Freie.

„Nach dem Kirchhof?“ fragte sie leise.

„Nein, Marie, heut nicht. Wenn es dir recht ist, gehen wir über die Felder.“

Leichtfüßig schritt sie neben ihm her. Bernhard betrachtete sie von der Seite. Ihre Gestalt hatte etwas Wiegendes im Gehen.

Nach einer Weile sagte er: „Ich habe da einen Fall, der mich innerlich sehr beschäftigt, und über den ich mir nicht recht klar werden kann. Ich würde gern deine Meinung hören.“

„Meine Meinung über eine juristische Frage?“ gab sie lächelnd zurück.

„Ja, wundert dich das?“

„Ich kann mir nicht erklären, wieso ich — — aber laß hören.“

Bernhard erzählte ihr den Fall.

„Wie unrecht,“ das war das Erste, was sie darauf antwortete, „ist es von dieser Herrschaft, ein Mädchen so in Versuchung zu führen.“

Das Geld hatte offen auf dem Schreibtisch des Herrn gelegen.

„Ich rechne diesen Leuten einen Teil der Schuld bei, und jeder wird es thun, der sich die Mühe nimmt, sich in die Lage dieses armen Mädchens zu versetzen. Und dann, Bernhard“, fuhr sie nach einer Weile fort und sah ihn bittend an, „glaube doch, daß sie die Wahrheit gesagt hat. Es ist so schön, so versöhnlich, den Glauben an das Gute im Menschen fest zu halten, auch wo es schwer fällt. Mir bedeutet es das halbe Leben. Und ist das etwa ein Gegenbeweis, daß das Geld noch da war? Sie konnte Reue empfunden haben, konnte ungeschlüssig geworden sein, oder aber, sie wußte nicht, auf welcher Weise sie es zu verschicken hatte und traute sich nicht, jemand zu fragen, aus Furcht, daß es dabei herauskommen würde.“

Sie sah zu ihm auf als wollte sie ihn fragen: „Giebst du das nicht zu?“

Aber der dankbare Blick, der sie aus seinen Augen traf, war ihr mehr als Antwort genug.

Sollten diese wenigen Worte ihm etwas gesagt haben?

Unter ihren Gesprächen hatten sie nicht bemerkt, daß es spät geworden war. Die Sonne war im Untergehen. Rotgold leuchtete der Horizont im Westen, und als sie sich jetzt umwandten um heimzukehren, sahen sie seinen Widerschein auf den Kuppeln und Türmen des Städtchens. In Mariens Haar spielte er, daß es wie flüssiges Gold ihr blaßes Gesicht umrahmte. Schweigend gingen sie heim.

* * *

Dreiviertel Jahre waren vergangen seit Elisabeths Tode, und der Januarfrost lagerte über der Erde. Über den hartgefrorenen Schnee knirschten Bernhards Schritte auf den engen Wegen zwischen den Gräbern hin, bis er an das Grab kam, das er suchte. Dort bückte er sich nieder, und der Kälte nicht achtend, schob er mit den bloßen Fingern den Schnee von dem Grabe herunter, daß das tiefe Epheugrün wieder hervorjah. Einen Kranz aus Fichtenzweigen legte er auf die freigewordene Stelle. Lange rückte er darum herum, bis er so lag, wie er es für gut fand. Dann setzte er sich auf die Bank, die an der einen Längsseite des Grabes stand und sah zu dem Stein mit dem Namen und den Worten — „die Liebe höret nimmer auf“ —

hinüber. „Die Liebe höret nimmer auf,“ wiederholte er jetzt laut, dann sah er sich erschrocken um, ob auch niemand in der Nähe wäre, der ihn hätte hören können. Nun sah er wieder still. Er wollte sich Elisabeths Bild wachrufen, aber es gelang ihm nicht recht. Immerfort mußte er daran denken, daß übermorgen Mariens Geburtstag war und sie morgen, dem Wunsche der Eltern folgend, auf kurze Zeit nach Hause reisen und daß Toinette sie in dieser Zeit vertreten sollte. Nur einen Tag würde er mit Rudi allein sein, eben an Mariens Geburtstag, den Toinette noch in Berlin bleiben sollte. Er sollte sie entbehren. Es schien ihm ganz unmöglich. Er würde keine Ruhe auf dem Amt haben, während er die ihm so fremde Schwägerin bei Rudi wußte. Im Hause würde gewiß alles drüber und drunter gehen, das junge Ding hatte sicherlich keine Ahnung von der Wirtschaft. Nichts würde mit Sinn und Verstand geschehen, und was das Schlimmste war, sie würde nach Zerstreuung und Amusement verlangen und er würde dazu verurteilt sein, sie herumzuführen und ihr die Langeweile zu vertreiben. Ach, wie war ihm Marie unentbehrlich geworden!

Er hatte garnicht bemerkt, daß es wieder leise zu schneien angefangen hatte und daß seine Kniee weiß bedeckt waren. Er schüttelte den Schnee von sich ab und stand auf. Er sah auf das Grab. Etwas schien er zu suchen und wußte doch nicht was. Nun fiel es ihm ein. Sein Kranz, den er noch eben hingelegt hatte, war fort. Frischer Schnee hatte ihn ganz bedeckt. Er wollte wieder wie vorher den Schnee herunterchieben, aber plötzlich hielt er inne, starrte noch einen Augenblick auf das Grab und wandte sich dann kurz zum Gehen. Wieder knirschte der Schnee unter seinen Füßen, und leise, leise fielen hinter ihm die Flocken auf das Grab herunter. Sie hatten nun den Epheu und den Kranz nicht allein, auch den Stein mit seiner Aufschrift hatten sie ganz bedeckt. Schweigend und wie vergessen lag es unter der weißen Hülle, und nur die rote Wintersonne übergieß das tote Weiß wie aus Mitleid mit einem Schein des Lebens.

Zu Hause angekommen, fand er Marie in seinem Zimmer. Rudi saß in einem hohen

Stühlchen neben ihr. Er hielt eine Klapper in der kleinen Faust. Die runden, blauen Augen lachten, als Bernhard eintrat, und mit seiner jauchzenden, kleinen Stimme rief er: „Pa—pa“ und ließ die Klapper fallen. Bernhard und Marie bückten sich gleichzeitig, sie aufzuheben, und ihre Hände begegneten sich. Schnell wollte sie ihre zurückziehen, aber er hielt sie fest. Tief sah er ihr in die Augen und fragte mit leiser Stimme: „Marie, du wirst doch wiederkommen? Es wird dir doch in Berlin nicht so gut gefallen, daß du wirst dort bleiben wollen? Versprich mir, daß du wiederkommst!“

„Aber, Bernhard,“ hörte er ihre sanfte Stimme. „Ich nicht wiederkommen. Für so gewissenlos hältst du mich?“

„Aber nicht nur aus Pflichtbewußtsein. Du wirst auch gern wiederkommen? Sage mir das.“

„Ich bin nirgends lieber als hier,“ sagte sie treuherzig, und ihre schmale Hand lag dabei wie eine Zusicherung in seiner.

„Übrigens,“ fuhr sie dann fort, „wunderst du dich nicht, daß wir uns hier in deinem Heiligtum so häuslich niedergelassen haben?“

„Nein, wieso? Bitte, bleib,“ war seine Antwort.

„Dein Zimmer ist am wärmsten, und weil Rudi etwas Schnupfen hat, wollte ich ihn nicht im Kinderzimmer lassen. Es ist recht ärgerlich, daß es sich so schlecht heizen läßt.“

„Finde ich garnicht, dann bleibst du eben heut hier. Bald genug werde ich ja allein sitzen.“

„Nicht doch, Bernhard, Toinette kommt, und du darfst sie nicht viel allein lassen, sonst langweilt sie sich.“

„Das eben wollte ich mit dir besprechen. Du sollst Toinette bitten, nicht zu kommen. Wie lange wolltest du doch wegbleiben?“

„Bierzehn Tage,“ sagte Marie und sah ihn erstaunt an. „Es ist doch aber alles verabredet.“

„Trotzdem — ich habe mir eben beim Nachhausekommen überlegt, daß ich meine Mutter für diese vierzehn Tage bitten werde.“

Fast erschrocken blickte Marie zu ihm hinüber. Doch blitzschnell änderte sie den Ausdruck, und

nur ihr plötzliches Bläßwerden verricht ihm ihre innere Bewegung.

Ein Glücksgefühl durchwärmte ihn dabei; aber mit vollständig ruhiger Stimme fuhr er fort:

„Ich bin überzeugt, daß du das bei näherer Überlegung auch für das Richtige halten wirst. Auch möchte ich sie sehr gern wieder sehen.“

„Aber gewiß,“ sagte Marie nun auch ganz ruhig. „Hoffentlich ist die Reise und was sie dann hier zu thun hat, nicht zu anstrengend für sie.“

„Das denke ich sicher nicht. Und nicht wahr, deine Mutter wird es mir doch nicht übelnehmen? Es war ja sehr freundlich von ihr und Toinette gedacht.“

„Aber nicht im geringsten. Jetzt muß ich aber Rudis Bad zurecht machen. Paß bitte so lange auf ihn auf!“ Damit war sie zur Thür hinausgegangen.

Draußen hielt sie sich einen Augenblick an der Wand fest.

„Was ist mir denn?“ fuhr es ihr durchs Herz. „Warum muß mich denn das so aufregen? Es könnte mir doch ganz gleich sein, ob diese Mutter an meine Stelle tritt — — vielleicht für immer.“ Da aber schluchzte sie laut auf, um gleich danach vor ihren Thränen zu erschrecken.

Wie abweisend streckte sie die Hände gegen die Thür, hinter der sie Bernhard und Rudi wußte und warf den Kopf in den Nacken.

* * *

Am andern Morgen war Marie abgereist, und Bernhard erwartete nun erst in zwei Tagen seine Mutter.

„Daß du mich gerufen hast,“ sagte sie in ihrer schnellen, fast jugendlichen Art nach den ersten Begrüßungsworten, und ihre Augen lachten dabei, „war mir wie ein Geschenk.“

„Liebsteß Mamachen!“

Sie hing sich in seinen Arm.

„Und nun werden wir ungestört mit einander schwätzen können und du läßt dich recht von mir pflegen — — wie damals.“

Zu Hause angekommen, nahm sie ihn noch einmal liebevoll vor und betrachtete ihn.

„Übrigens, schlecht gepflegt hat sie dich nicht, die Schwägerin. Du siehst besser aus, als da

ich dich zuletzt sah; voller, und auch die Augen sehen wieder frischer drein. Sage, mein Junge, bist du denn etwas getrösteter?“ fuhr sie mit gedämpfter Stimme fort.

Statt aller Antwort zog er sie ins Kinderzimmer, wo Rudi die ersten Kriechversuche auf dem Teppich machte. Das eine gestriete Schuhchen war dabei abgeglitten, und der kleine Fuß schimmerte unter dem Röckchen hervor.

Frau Schirmer hob das Kind in die Höhe und küßte das nackte Füßchen.

„Wie groß er geworden ist,“ sagte sie zärtlich, und dann leiser: „Ach wie glücklich könnte ich sein, mein Junge!“

Bernhard zog sie an sich. Eine Thräne stand in seinen Augen.

Die Mutter sah es. Eine Hoffnung stieg in ihr auf; aber noch wollte sie schweigen.

Wohl zehn Tage mochten vergangen sein. Sie saßen sich still unter der Hängelampe beim Abendbrot gegenüber. Aus diesem schweigenden Menschen sollte mal einer etwas herausbringen. Und doch mußte es endlich mal zur Sprache kommen. Sie mußte nun endlich Getrißheit erhalten, ob diese krankhafte Pietät gegen die Familie der verstorbenen Frau noch immer stärker in ihm war, als die Liebe zu ihr, seiner Mutter.

„Bernhard!“ sagte sie fast schüchtern, während sie ihm mit etwas zitternden Händen eine Tasse Thee eingoß, „ich muß dich etwas fragen.“

„Ja,“ sagte er und fuhr zerstreut in die Höh. Seine Gedanken schienen von weiterher zu kommen.

„Aber Mamachen,“ sagte er jetzt aufblickend, „du weinst doch nicht?“

Er war aufgestanden und ging um den Tisch zu ihr herum. Sie streckte ihm ihre kalte Hand hin, und leise fragte sie:

„Erräst du denn immer noch nicht, was ich wissen möchte?“

Er umklammerte mit seinen beiden Händen die ihm hingestreckte Hand. Und leise, kaum waren es Worte, kam es von seinen Lippen:

„Ja, Mutter, ich habe sie lieb.“

„Was sagst du da?“ Die alte Dame fuhr jählings in die Höhe. Dann sank sie in den Stuhl zurück, wie gebrochen. Wie eine Greisin sah sie plötzlich aus.

Tief bekümmert beugte er sich über sie.

„Ich wollte dir nicht wehthun,“ sagte er bittend. „Wäre es dir denn keine Freude, mich glücklich zu sehen?“

— Sie antwortete nicht. —

Marie stand im Reisekostüm mit Frau Asten im Salon. Ihre kleine Handtasche stand fertig gepackt auf einem Sessel. Ein runder, schwarzer Hut mit schwarzem Schleier verdeckte halb das leuchtende Haar und das schmale, blasse Gesicht.

„Du bist so unruhig, Kind,“ sagte Frau Asten, „und hast doch noch Zeit. Komm, setz dich noch einen Augenblick.“

Sie zog sie auf das Sofa. In ihren kurzsichtigen Augen lag ein gespannter Ausdruck. Sie drehte nervös an ihren Fingerringen.

„Was ich sagen wollte,“ brach sie nach einer Weile das Schweigen, „die Frau Schirmer bleibt doch nicht länger als diese vierzehn Tage?“

„Ich kann dir darüber garnichts sagen, Mamachen. Zu mir äußerte sich Bernhard nur über die Zeit meiner Abwesenheit. Sein Verlangen, sie wiederzusehen, war groß.“

„So — so, und das zeigte er dir so. Verlechte dich das nicht?“

Marie wurde der Antwort überhoben, denn in diesem Augenblick riß Toinette die Thür auf.

„Nun, ihr sitzt hier noch so gemütlich? Es ist hohe Zeit, daß du fortkommst, Marie.“

Sie hatte sich fertig gemacht, Marie zu begleiten. Die kleine Pelzmütze stand ihr allerliebste zu Gesicht. Marie stand auf.

Frau Asten standen die Thränen in den Augen.

„Du schreibst mir gleich morgen, Kind? Ich muß wissen, wie alles steht und was der süße Junge macht. Gott, wenn nur nichts passiert. Ich habe so eine böse Ahnung.“

Marie mußte wider Willen lächeln. Sie nahm der Mutter Kopf zwischen ihre Hände, wie man es mit einem Kinde thut und tröstete sie.

„Ich verspreche dir, gleich morgen sollst du Nachricht haben, und du hältst auch dein Versprechen und kommst im März.“

Sie zog sie noch einmal an sich. „Grüße Papa noch tausendmal.“

Herr Asten war auf einer Geschäftsreise.

Die Mutter nickte ihr unter Thränen nach.

Unten auf der Straße hatte Toinette ihren Arm durch Mariens gezogen. Die große Eile hatte plötzlich nachgelassen. Sie gedachte aus diesem Wege zum Bahnhof ein Plauderstündchen zu machen. In ihrer freien Hand schlenkerte Mariens kleine Reisetasche hin und her.

Aber Marie war in Gedanken und ging wenig auf ihr Geplauder ein.

„Sieh nur, so viel wie möglich Mutter zu zerstreuen,“ sagte sie plötzlich ernst. „Es ist traurig, wie es mit ihr steht. Ich hatte mir ihren Zustand nicht so schlimm gedacht.“

„Ja, du hast gut reden,“ sagte Toinette gereizt, „nicht so schlimm gedacht! Das glaube ich wohl! Freilich, so einem Schwager die Wirtshaft führen und ihm dabei auf alle mögliche Weise die Zeit vertreiben, ist amüsanter.“

Sie sah sie bei diesen Worten mißtrauisch von der Seite an. Da sich aber auf diesen ruhigen, etwas strengen Zügen nichts Verrätherisches zeigte, fuhr sie eifrig fort: „Da glaube ich gern, daß du dir meine Aufgabe nicht so schwer gedacht hast.“

„Ich spreche eben nicht von dir, sondern von Mutter. Es ist mir schmerzlich zu sehen, was das Leben aus ihr gemacht hat.“

„Du mußt bedenken, das Trauerjahr ist noch nicht um. Es ist noch alles so frisch in ihr. Die Zeit, denke ich, wird sie die Dinge wieder ruhiger ansehen lehren.“

„Ich fürchte, die Zeit wird da wenig thun, das sitzt tiefer,“ sagte Marie abweisend. „Aber gewiß, du hast es auch nicht leicht. Das sehe ich wohl ein,“ fuhr sie freundlicher fort. „Gerade darum hätte ich dir vierzehn Tage Ilmenau so gegönnt.“

„Ach, vierzehn Tage nützen da nicht viel, du. Es müßte mal was ganz anderes kommen. Aber es ist immer das alte Einerlei, und es kommt nichts.“

Sie schürzte die Lippen.

„Wie Rudi, wenn er ein Schippchen macht und weinen will,“ dachte Marie.

„Macht dir denn das Malen keine Freude?“

Es war nur um etwas zu sagen, denn innerlich hatte sie nicht ohne Mitleid erkannt,

daß Toinette bei ihrer Lebhaftigkeit und Freude an Vergnügungen unter der Einförmigkeit dieses eingeschränkten Lebens wirklich litt und alle ihre Tage mit dem Verlangen nach etwas, was da kommen sollte, hinbrachte.

Sie zog ihren Arm fester an sich und sprach ihr liebevoll zu. Was noch alles kommen könnte, und wie jung sie noch sei.

Und diese kleine Liebkosung öffnete ihr gleich der Schwester ganzes Herz.

„Warum war man eigentlich gleich für dich entschlossen? Warum wurde es nicht einmal in Erwägung gezogen, ob ich mich nicht auch für Ilmenau eignete?“

Marie entzog ihr ihren Arm. Eine große Verstimmung stieg in ihr auf. Es wurde ihr plötzlich klar, daß dieser Wunsch Toinettens aus keiner reinen Empfindung entsprungen war. Ihr war, als würde ihr Heiligstes gemein gemacht.

Sie sah nach der Uhr und beschleunigte ihren Schritt. Eine Viertelstunde später saß sie im Coupé. Der Zug setzte sich langsam in Bewegung.

* * *

Je mehr sie sich Ilmenau näherte, desto stärker klopfte ihr Herz, desto röter wurden ihre sonst so blassen Wangen. Als der Zug pfeifend in die Station einfuhr, hielt sie einen Augenblick die Hand auf ihr zuckendes Herz und schloß die Augen. Ein kleines, verhaltenes Lächeln irrte um ihre strengen Lippen. Dann hielt der Zug, und die Thür wurde von einer starken Hand aufgerissen.

„Bernhard, Rudi!“ war alles was sie zu sagen vermochte. Mit der einen Hand griff er nach ihrem leichten Täschchen, mit der andern nach ihr.

Aber sie war schon hinausgesprungen und eilte auf Rudi zu, der etwas weiter zurück auf dem Arm des Mädchens auf sie wartete. Sie nahm ihn gleich dem Mädchen ab und bestand darauf, ihn selbst nach Hause zu tragen. Bernhard ging an ihrer Seite, und Anna eilte voraus, um für den Thee zu sorgen.

„Wie ging es deiner lieben Mutter?“ fragte sie, und ihre freie Hand strich liebevoll über Rudis Blondköpfchen.

„Gut, gut! Ach, Marie, nun bist du wieder da! Was sagst du dazu, Krauskopf?“

Rudi tatsähte zur Antwort in Mariens Gesicht und versuchte ihr den Schleier abzugzerren.

Sie drückte ihn in stillem Glück an sich. Nach wenigen Minuten waren sie im Hause.

„Einen Augenblick,“ bat sie, „laßt mich. Ich muß mich erst vom Staube befreien.“

Sie trat in ihr Zimmer; ihr Zimmer und Rudis. Aber es war nicht wiederzuerkennen. Fensterbretter, Tisch und Kommode waren mit Blumen beladen. Sie stand wie vor einem Märchen. Thränen drängten sich in ihre Augen; aber wieder war das Lächeln da, das kleine, verirrte Lächeln.

Schnell wusch sie die Thränen Spuren aus den Augen und kämmte das verwirrte Haar. Dann stieß sie die Thür auf.

„Aber Bernhard,“ rief sie lachend, „willst du Rudi und mich umbringen? Dabei können wir doch heut Nacht nicht schlafen.“

„Gefallen sie dir nicht?“ rief er betrübt und kam über den Korridor zu ihr heran.

„Ach, es ist herrlich, viel, viel zu schön für mich!“

„Der traurige Winter hatte nichts anderes. Ich hätte gar zu gern Weilchen darunter gehabt.“

Sie sah ihn überrascht an. Woher wußte er, daß sie die so liebte?

„Ich danke dir,“ sagte sie und streckte ihm ihre Hand hin. Er aber zog sie an seine Lippen.

„Du willst mich mit den Blumen umbringen, Bernhard,“ sagte sie noch einmal, während er sie ins Eßzimmer zog.

Sie setzte sich an den Tisch, Bernhard gegenüber, und schluckte mit Behagen den warmen Thee. Ihre Augen lachten, aber sie sahen an Bernhard vorbei, zu Rudi hin, der auf dem Teppich saß und den Kopf einer Gummipuppe in den Mund steckte.

„Ach!“ sagte sie und lehnte sich hintenüber. „Es ist gut, daß ich wieder zu Haus bin.“

„Zu Haus!“ rief Bernhard. „Ach, sag das noch einmal.“

„Zu Haus,“ sagte sie wie träumend, „zu Haus.“

Es wurde ihr schwindlig vor den Augen. Sie schloß sie, und wie sie so dafuß, die Arme

herunterhängend, widerstandslos einem Glücksgefühl hingegeben, fühlte sie sich plötzlich von zwei Armen umschlungen. Sie hielt auch jetzt die Augen noch geschlossen, und mit einem süßen Schauer ließ sie es geschehen.

Rudi kroch heran und kupte sie an ihrem Kleid. Er ließ ein ungeduldiges Knurren vernehmen.

„Er ist eifersüchtig,“ sagte Bernhard mit zitternder Stimme.

Marie zog das Kind auf ihre Kniee.

Sie konnte auch jetzt noch nicht sprechen. Sie nahm sein Köpfchen zwischen ihre Hände.

„Er ist dein!“ sagte Bernhard leise und hielt die über und über Zitternde in seinen Armen.



Fanny Lewald Quasimodogenita.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Der Generation von heut klingt der Name Fanny Lewald fremd dem Ohre nicht, doch fremd dem Herzen. Ihre Romane kennen wir nicht mehr.

Und fremd wie ihr Name ist uns der Name des Mannes, den sie dem ihrigen hinzusetzte, der Name Stahr's. Nach schöngeistiger Mandelmilch schmeckt er, und er giebt die Vorstellung einer Spiegelgalerie, durch die ein Bildungs- und Humanitätsdandy selbstgefällig schreitet. Leser, wie gefall ich dir!

Die Atmosphäre der ästhetischen Thees steigt auf, bei dem sich heroenverehrungslüsterne Frauen um einen schönen Mann scharen, der mit der Hand lässig durch die Locken gleitet (in Ermanglung der Saiten) und von Goethes Frauengestalten vertraulich spricht, als hätte er sie erst erkannt und von den großen Weibern des Tacitus mit schmelzendem Accent.

Und mit Vergnügen denken wir an den grimmigen Hohn, mit dem der puritanisch gefühlsehrliche Gottfried Keller in seinem Ärger über das fade Wesen, das „zweigeschlechtliche Tintentier“, die Lewald und ihren Mann, überschüttete. Ihm war's in der Seele zuwider, wie die beiden sich und ihre Ehe schon litterarhistorisch-ästhetisch auffaßten, sich gegenseitig zitierten; wie sie sich für kanonisch hielten in Lebens- und Kunstführung.

Daß hinter all der Pose und hinter dem manchmal komisch wirkenden Präziosentum bei Fanny Lewald doch eine ernst und klar gesehene Lebensauffassung stand, daß nur einseitig das vage Litteraturtantentum überliefert wurde, nicht das Menschentum, das zeigt ein Buch, aus dem die Vielbelächelte jetzt zehn Jahre nach ihrem Tode spricht, so spricht, daß man sehr ernst, sehr angeregt wird, und wenn man lächelt, so ist's über einen gut geprägten Einfall oder eine geschliffene Malice.¹⁾

Es ist kein Tagebuch des äußeren Lebens, kein Eitelkeitsjahrmarkt, wie man vielleicht erwartete, keine große Parade über die, die ihrem Geist gehuldigt. Wenig

¹⁾ „Gefühltes und Gedachtes“ (1838—1888), herausgegeben von Ludwig Geiger. Dresden-Leipzig. Heinrich Witten.

Namen stehen darin und wenig äußere Thatsachen. Die Handlung fehlt, die Kulissen und die Requisiten. —

Ganz vereinzelt nur, daß irgend etwas Konkretes gegeben wird, eine Realitätsnuance, eine malerische Impression, wie jene Skizze des dahinjagenden Begräbnisses in der großen Stadt: „Rechts sausen die Packwagen der Eisenbahn hin, links jagte der Leichenwagen dem Brandenburger Thor zu. Hier und da guckte einer in seinen Pelz eingewickelt aus dem Wagen nach der Eisenbahn, junge Künstler liefen bunt durcheinander hin, den Zug auf dem Kirchhof zu erreichen“ . . . oder wenn sie an einer Stelle einen Blick in das Hauswesen gestattet und ihre Freude an intimen Interieur-reizen zeigt. Wenn die Sonne am Nachmittag in die Fenster scheint, genießt sie ihre Gemälde neu. Mit träumerischer Muße sieht sie dem Sonnenspiel zu, wie es zuerst den schönen Gurlittschen Baum zu erleuchten anfängt, dann ihr eigenes Porträt erreicht und bescheint und schließlich Schenk's „Schafe am Strand“ überglänzt.

Sonst ist es dem Titel getreu wirklich nur „Gefühltes und Gedachtes“.

Aber diese Gedanken sind nicht bloß abstrakt, sondern lebendig, blutvoll, nicht spitzfindig ergrübelt, sondern leichtgeborne Geschöpfe, wie Goethe sie wollte: „sie stehen wie freie Kinder Gottes da und rufen, da sind wir.“

Das ist ein ganz anderer Mensch, der uns aus diesem Buch ansieht, als die Fanny Lewald der Tradition. Lebenskluge Frauenaugen unter einer hohen Stirn blicken uns scharf und durchdringend an. Und der Mund ist gar nicht süßlich, sondern spricht bestimmt und sicher präzisirte Meinungen ohne alles vage Schillern.

Hier giebt's wenig Limonade und Mandelmilch, sondern recht oft Champagner extra dry. Das Buch könnte als Motto den Satz haben, den Nießsche über alles Schönegeistige, in schönen Gefühlen und schönen Worten Plätschernde verhängen wollte: „Il faut être sec!“

Das weichliche Element, das sentimental gefühlvolle, das seine Gefühle mit einer gewissen Befriedigung über das Funktionieren der schönen Seele genießt, fehlt zwar auch nicht, aber — und das ist aufschlußreich — es findet sich nur in Beziehung auf Stahr, auf ihren Mann.

Allein und einsam ist sie herbmännlich. Kommt sie in Kontakt mit Stahr, so wandelt sie sich in die süßliche Frauenlobweise dieses frisierten Aetheten. Da sie nun im Leben immer Arm in Arm mit Stahr ihr Jahrhundert in die Schranken forderte, so wird klar, warum ihr Bild mehr in der Stahr'schen Auffassung überliefert ist.

Dies Buch aber ist Lewald'scher Art, und diese Art kennen zu lernen lohnt sich wohl . . .

* * *

Ihre Lebensanschauung ist praktisch, konkret, erdgewurzelt, ohne alles Theoretisiren. Als sie Witwe ist, bricht in die dahinflutenden Schmerzenswellen Stahr'schen redseligen Überschwangs („ich kann das Sprießen der Tannen nicht sehen, ohne an die Tannen zu denken, die über dem geliebten Grab ihre frischen Sprossen treiben“) eine Strömung Lewald'scher Individualität. Überlegen spricht sie von der völligen Haltlosigkeit vieler unabhängiger Frauen. Sie bedauert es für sie, daß es keine Klöster mehr giebt, in die sie sich flüchten könnten, ihren freien Willen los zu werden. „Mir aber,“ fährt sie stolzbewußt fort, „soll und muß es zu einer Mahnung werden, mein Leben wieder kräftig und selbstherrlich in die Hand zu nehmen.“

Kräftig und selbstherrlich verkündet sie das Recht auf den Haß und den Egoismus. „Entsagen macht uns fast immer unglücklich und den nicht glücklich, dem das Opfer gebracht wird.“



Fanny Lewald

Aus Fanny Lewald: „Gefühltes und Gedachtes“. Dresden-Leipzig. Heinrich Witten.

Die Verkündigung des Egoismus hat sie später einmal zurückgenommen mit einer unberhohlenen Freude an ihrer Entwicklung und an der Ehrlichkeit des Bekenntnisses. Und wieder hat bei den weichen Worten Stahr Pate gestanden, denn mit den „dreißig Jahren der Liebe, die ihr die Selbstsucht als den größten Feind des Glücks offenbarten,“ meint sie ihre Ehe.

Aber die unerbittlichen Sätze über den Haß voll alttestamentarischer Härte bleiben stehen. „Eine erlittene unverbiente Beleidigung zu verzeihen, ist nicht Größe, sondern Ehrlosigkeit, eine Ehrlosigkeit, die man eben auch den Frauen zumutet, während es keinem Menschen einfällt, derlei von einem Mann zu verlangen.“ „Wer da sagen kann wie ich, ich habe keine empfangene Güte vergessen, der darf sagen: ich vergebe keine Beleidigung und räche sie, wenn ich kann.“

Und mit rücksichtsloser, nicht stockender Konsequenz denkt sie ihren Gedanken radikal zu Ende: die Menschen, die sich nach christlichem Brauch auf dem Totenbett mit ihren Beleidigern und Verfolgern veröhnten, gingen meist mit einer Lüge aus der Welt. „Es ist eine elende Schwachherzigkeit, zu sagen, ich habe Haß gegen niemand — und ist auch in der Regel Selbstbeschönigung. Ich halte es mit dem alten Judengotte: Zahn um Zahn — und mit des ewigen Goethes: ich liebe, die mich lieben, und hasse, die mich hassen.“

Verächtlich sieht sie auf die „Dreimenschen“, die liegen bleiben, wenn eine Erfahrung sie zerdrückt hat und die ihr Leben verlieren, weil sie statt mit Energie neues Glück erreichen zu wollen, immer zurückblicken und darüber grübeln, wie das gekommen ist, was doch gekommen ist.

Starkgeistige, freie Menschlichkeit klingt durch, wenn sie in der kernig derben Art der Frau Rat sich Goethe und Frau von Stein ansieht und die Schönfeligkeit der offiziellen Goethebiographie so menschlich allzu menschlich abtrumpft, daß den männlichen und weiblichen Frau Basen der ästhetischen Thees nach Stahrschem Rezept eine Gänsehaut über die zarten Seelchen gelaufen wäre.

Diese Menschlichkeit produziert sich nicht kraftgenialisch-renommistisch, sie wird von einem überlegenen Geist gehandhabt, der nie zwecklose Attaden macht, sondern den Mut nur da beweist, wo er am Plage ist.

Ihre Freiheit geht immer mit der Weltflugheit Hand in Hand. Sie, die selbst in den Jahren vor ihrer Heirat, als Stahr noch gebunden war, sich selbst freiwillig außerhalb der Gesetze stellte, hatte alle Freuden und Leiden solcher selbstherrlichen Ausnahmeposition genossen, und sie kam auf der Höhe des Lebens zu der Erkenntnis, die voll Fontanescher Einsicht ist:

„Der Hauptvorteil, mit den bürgerlichen Verhältnissen für seine Person in Übereinstimmung zu sein, besteht darin, daß man dadurch die Freiheit gewinnt, sich zu Gunsten anderer über die Vorurteile der bürgerlichen Ansichten wegzusetzen, ohne Nachteil davon zu erleiden. Man muß etwas besitzen, um es fortgeben zu können.“

Seltam wie diese verstehende Weisheit, die im Leben und in der Kunst zu der alleinseligmachenden Erkenntnis kam: „die Hauptsache ist, den Zeiten und den Dingen, den Menschen und ihren Werken nachzudenken und ihnen mit Verständnis gerecht zu werden,“ die das „Wegreifen“ über „Lieben und Hassen“ stellte, Momente hatte, wo kleinbürgerliche Brüderie den Ton angiebt.

In diesen Momenten hat sie etwas von der schöngestigen, für das „Ideale“ schwärmenden Jenny Treibel. Sehr chokiert sie Alfred de Musset, dessen Lebensbild in Paul Lindaus Reproduktion ihr selbstgefälliges Grufeln erregt. Wenn er noch wie „Herkules am Scheidewege“ schwankend stehen bliebe, aber so „mit voller, klarer Einsicht in sein Thun vor jeder Gasse stehen zu bleiben und hineinzufallen — entseßlich.“ Und doppelt gerechtfertigt findet sie es jetzt, daß „Adolf“ und sie von den Mussetischen Helden und Poesien nie etwas Rechtes gehalten haben.

„Wozu die Mühe und der Kraftaufwand zur Darstellung eines so nichtswürdigen und widerwärtigen Bildes“ — und Jenny Treibel erholt sich von dem lasterhaften Muffet an einem einfältigen Houtwaldbers, der an Sinnigkeit Frau Jennys „Wo sich Herz zum Herzen find“ nichts nachgiebt:

Da eilte der müde Landmann geschwinder,
 Je mehr ihm die friedliche Hütte sich naht,
 Wo ihm im Kreise blühender Kinder
 Die liebende Hausfrau entgegentrat.

Völlig verfaßt sie auch in der Musik, und sie, die so maßvoll im abwägenden Urteil sein kann, sagt voreilig und überheblich wie eine Bourgeoise nach der „Walküre“ — es ist das Jahr 1882 —: „So zum Spott und zur Satire wie dies Werk hat mich seit Jahren nichts gereizt. Wie wird man dieses unmusikalische Ringen nach Melodien, diese wahnsinnige Sprache einmal nach zehn, nach fünfzig Jahren beurteilen! — Man möchte jung sein, um das zu erleben.“

* * *

Doch selten sind die Treibmomente in diesem Buch, und man vergißt solche fatalen Stunden, wo uns diese Frau recht unausstehlich schien, und kehrt doch wieder in ihren Blanderwinkel zurück.

Wie klug weiß sie an den Tagen, da ihr starker Geist über den schwachen siegt, über alle menschlichen Themen zu sprechen.

Wir finden es famos, wenn sie dann selbst in ehrlichster Empörung gegen das Treibeltum loszieht und die Gesellschaft kritisiert.

„Langweiliger als die Gesellschaft, in der wir leben, kenne ich nichts. Eine frostige Moral, eine tugendhafte Bequemlichkeit oder bequeme Tugend, keine leidenschaftlichen Zuneigungen, keine leidenschaftlichen Abneigungen, kein großer Zwang, keine rechte Freiheit. Daneben eine kümmerliche Wohlhabenheit, kein schöner Luxus, kein Schwung, keine rechte Lebenslust und das übergossen mit einer trocknen Teilnahme billigster Art an Litteratur und Kunst, die wie der wohlfeile kandierte Mohn über die zähen Brote der Alltäglichkeit gestreut wird.“

Und dem gegenüber stellt sie Lebenswerte auf, die uns an die jüngst gehörten ästhetischen Forderungen der schwedischen Schönheitsevangelistin Ellen Key erinnern, „das Leben zum Kunstwerk zu gestalten oder ein Kunstwerk geistig darzustellen aus uns heraus.“

Das Wort Herman Grimms über „den Genuß am Austausch von Gedanken, zu dem niemand heut mehr die Ruhe besitzt,“ berührt sie sehr.

Und sie beklagt wie er, daß wir, die wir auf anderen Gebieten so viel gewonnen haben, auf dem der geselligen Poesie oder der poetischen Geselligkeit einem Zustand von Noheit entgegengehen, der freilich ein Zeichen derberer Gesundheit sein mag, aber den zu erleben für den einzelnen etwas Melancholisches hat.

Und wir glauben Ellen Key zu hören, wenn Fanny Lewald von der Notwendigkeit der „Feiertagsmenschen“, der hervorragenden Naturen spricht, die durch ihr Sein und Erscheinen jeden zwingen, stille zu stehn, inne zu halten, sie zu beachten und aus ihnen Erhebung und Steigerung des eigenen Lebens zu gewinnen; wenn sie feinsüßlich sich durch die „Unkeuschheit“ der Massenhochzeitsfeier verletzt fühlt, „wo das Brautpaar unter zehenden Gästen am beladenen Tisch sitzt.“ Daß ihr solche Hochzeitsfeier erspart worden ist, rechnet sie zu dem Glück, das ihr zu teil geworden.

Und sie fügt hinzu: „Hätte Stahrs Scheidung nicht zu stande kommen können, so hätte ich mich mit derselben Freiheit berechtigt gehalten, sein zu sein und zu bleiben, als wenn zehn Priester Ja und Amen dazu gesagt.“

Frei und ganz konventionserlöst sieht sie auch alle Familiengesichtspunkte an. Mit dem Beistand der Familie — scherzt sie nicht ohne Bitterkeit — ist es in der Regel wie mit dem Kredit, man hat ihn, wenn man ihn nicht braucht; und auf Ehre in der Familie halten, nennt man es in der Regel, wenn man denjenigen fallen läßt, der es in dem Augenblick eben schwer findet, sich gegen die öffentliche Meinung zu behaupten.

* * *

Die besten Sachen aber sagt Fanny Lewald über das Frauenthema.

Sie ist eine Vorkämpferin der Frauenselbständigkeit, und ihre Stimme ist um so höher zu bewerten, als sie in einer Zeit der Freigeisterei der Leidenschaft, der großen Worte und der tönenden Freiheitshymnen die Dinge kühl und praktisch ansah.

Statt theoretischer Verkündigungen und Zukunftschwelgereien, statt schwärmerischer Illusionen gab sie zunächst ganz negative Kritik. Kein Mann kann einen mitleidloseren Spiegel den Frauen vorhalten, als es Fanny Lewald that. Mit kluger Einsicht erkannte sie, daß mehr als alles schöngeistige Philosophieren ein hart und rücksichtslos gezeichnetes Bild weiblichen Tiefstandes die Trägen wecken könnte.

Und sie nahm kein Blatt vor den Mund und peitschte ihr Geschlecht mit scharfen Wahrheiten.

„Spartanerinnen aus Konfusion“ nennt sie die Frauen, die den Mund voll Heroismus nehmen, sobald es sich um das Duell handelt.

Und sie spitzt den Pfeil: in gar vielen Frauen steckt ein Stück von Titanias Sinnestäufung. Sie drücken ein Phantom an das Herz und werden den Irrtum nicht gewahr. Auch den Esel apotheosieren sie — „weil sie sich sonst als erniedrigt empfinden und erklären müßten.“

Eine leidenschaftliche Erbitterung — die Erbitterung eines Feldherrn gegen untüchtige Truppen — hat sie gegen weibliche Schwächen.

Mit hartem Lachen spottet sie über den Eigensinn der Mädchen und Frauen, die sich an einen einmal geliebten Mann hängen, wenn sie auch die Hoffnungslosigkeit und seinen Unwert erkannt haben; „sie haben dafür die Namen ‚Treue und Beharrlichkeit‘ erfunden, während mir darin die Beschränktheit und geringere Natur der Weiber erscheint, die nicht ein und aus wissen, wenn sie einmal in ihrem Gefühls- und Gedankengang unterbrochen werden.“ Sie sollten, statt zurückzublicken und zu grübeln, wie das gekommen ist und warum ihr Geliebter schlecht ist, sich daran halten, daß er schlecht ist, sich von ihren „lumpigen Erinnerungen waschen“ und mit Energie ein neues Glück erstreben.

Und eine Schopenhauersche Ingrimmität der Linien zeigt das Lewaldsche Porträt des Durchschnittsweibes. Ihre schlimmste Eigenschaft ist, daß sie keinen „gefunden Appetit“ habe, weder geistig noch leiblich. Sie ist meist naschhaft, bisweilen gefräßig. Sie will von allem ein bißchen schmecken, von allem ein bißchen wissen, sie will immer auch ein bißchen lieben.

Sie liebelt so herum, wie sie herumnascht und leckt und da und dort verderbt sie sich damit. Daneben kommt denn hier und da die Gier nach großen Eindrücken und Gemütsbewegungen, und verfällt sie in diese, dann wird sie haltlos. —

Die Frau, die so unerbittlich Schwächen aufdeckte und so rücksichtslos Kritik übte, hat aber aus den Niederungen den positiven Weg zur Erhöhung und Befreiung gezeigt.

Nicht aus Vergnügen an pointierter Bosheit prägte sie diese Denktettel für ihr Geschlecht, sondern um zu reizen und aufzurütteln; nicht, um unheilbare Krankheiten zu konstatieren, sondern um die Kranken, die ihrer Krankheit nicht bewußt sind, auf ihren Zustand zu stoßen und ihnen den Wunsch nach Besserung zu erregen.

Klar erkennt und definiert sie, daß die Ungleichheit der geistigen Mittel die Frau dem Mann unterlegen macht: „Für eine Frau ist gar nichts peinlicher, als wenn sie mit Männern zu thun hat, die bei sehr beschränktem Verstande ihr doch an Kenntnissen überlegen sind, während sie sie nach allen Seiten überfieht, ohne sie im Einzelnen des Wissens mit positiven Thatsachen widerlegen zu können.“

Hiervon ausgehend formuliert sie ihre Forderungen, ohne alles Pathetische, rein sachlich advokatorisch.

Sie führt aus, der Kardinalfehler in allen Verhandlungen über die Berechtigung der Frauen zu Thätigkeiten, die sie bisher in der bürgerlichen Gesellschaft noch nicht ausgeübt haben, liegt darin, daß man die Frage nach der Berechtigung falsch stellt. Man fragt: dürfen Frauen dies oder jenes thun? und sollte fragen: Ist jeder Mensch berechtigt, dasjenige zu lernen, wozu er die Neigung fühlt, und dasjenige auszuüben, was er zu seinem und anderer Menschen Vorteil gut auszuüben vermag? Eine Frage, die unmöglich verneint werden kann. Mit gewandter Dialektik spielt Fanny Lewald das Problem auf das juristische Gebiet. Sie hält sich an den Begriff der Gewerbe-freiheit in der deutschen Gesetzgebung und folgert: der Staat, der für die Heranbildung seiner Bürger zur Erlernung der wissenschaftlichen Berufsarten Lehranstalten errichtet und Lehrer zur Bildung seiner Bürger besoldet, hat das Recht, von diesen Lehrern zu fordern, daß sie ihr Wissen und Lehren den Frauen ebenso gut zugänglich zu machen wie den Männern — es sei denn, daß der Gewerbe-freiheitsparagrah ausdrücklich lautet: die Gewerbe-freiheit wird den Männern zugesichert, nicht den Frauen. Von sich selber sagt sie, daß ihre Eigenschaften der raschen und sicheren Beobachtung, ihrer Selbstbeherrschung und Ruhe sie zum Arzt befähigt haben würden. Sie zählt diese Eigenschaften aber nicht auf, um sich zu erhöhen, sondern um darzutun, daß Frauen sie haben können.

„Die Einwände gegen das freie Selbstbestimmungsrecht der Frauen sind so dumm und roh,“ schrieb sie 1876, „daß man sie in einer späteren Zeit unglaublich finden wird — ohne daß deshalb das Familienleben aufhören oder die Menschheit aussterben muß.“

Fanny Lewald selbst hat die Vorurteile, die sich gegen die wirtschaftliche Unabhängigkeit und Erwerbsfreiheit der Frau richten, nur zu nahe kennen gelernt.

In ihrer Autobiographie erzählt sie, wie ihr Vater, sonst ein reifer, aufgeklärter Mann, es ängstlich verbarg, daß sie mit ihren schriftstellerischen Arbeiten Geld erwarb und damit ihre Bildungsreisen bestritt. Er nahm lieber den Vorwurf auf sich, daß er Fanny vor den andern Geschwistern bevorzuge und ihr mehr gebe, als daß er zugegeben hätte, eine seiner Töchter sei im stande, von selbstverdientem Geld nach Italien zu fahren. Müßigkeit und Abhängigkeit der Töchter ist Ehrensache in den feinen Familien.

Zuständen seelischer Bedrückung und Abstumpfung vorzubeugen, wie sie mangels solcher Anregung nur zu leicht, namentlich aus langzeitiger Freiheitsentziehung, entstehen können, das Rechtsgefühl, das Verständnis für Recht und Unrecht zu heben und zu stärken und schließlich im Handarbeitsunterricht die Fertigkeiten zu fördern, die für das praktische Leben der Frau von besonderer Wichtigkeit sind.

Werden diese Ziele erreicht, so hat der Unterricht in der Gefängnisschule sicher eine bessernde Wirkung ausgeübt, und vorzugsweise in diesem Sinne möchte ich den bessernden Einfluß der Schule gedacht wissen. Unter Besserung darf nicht, wie ich schon vielfach beobachtet habe, ein fortgesetztes Moralisieren von allen am Strafvollzug beteiligten Personen verstanden werden. Die seelische Einwirkung auf die Gefangenen ist, wie schon aus dem Worte hervorgeht, Sache der Seelsorger; sie bildet einen Teil, deckt sich aber keineswegs mit dem Begriffe der Besserung, der in neuerer Zeit im Strafvollzuge mehr und mehr in den Vordergrund getreten ist.

Im Mittelalter, ja noch bis weit in die sogenannte Neuzeit hinein konnte schon deshalb von einem Besserungszweck im Strafvollzuge keine Rede sein, weil es Freiheitsentziehung als Strafe überhaupt noch nicht gab. Das damalige Strafrecht kannte nur schwere Strafen an Vermögen, Leib und Leben, der Strafzweck war Abschreckung, die Folge der Strafe: Vernichtung oder so schwere Schädigung, daß sie einer unmittelbaren Vernichtung verzweifelt ähnlich sah.

Erst die Fortschritte auf den Gebieten der Wissenschaft und der Kultur brachten auch ein neues Strafrecht. An die Stelle der schweren Leibes- und Lebensstrafen traten die Freiheitsstrafen, aber das Gefängnis, das ursprünglich nur der Verwahrung des Rechtsbrechers bis zur Verurteilung gedient hatte, war noch bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts fast in allen Ländern eine Stätte des Greuels. War doch erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Mann vor die Öffentlichkeit getreten — John Howard — der mit rücksichtsloser Entschlossenheit den Völkern Europas die Augen öffnete über die aller Menschlichkeit höhnsprechenden Zustände der Gefängnisse! Aber nur langsam konnten sich seine Ideen Bahn brechen, und noch langsamer vollzog sich die Umwälzung auf dem Gebiet des Strafvollzugs selbst. Um ein so großes Übel zu beseitigen, um ein so tief eingestrichenes Geschwür herauszuschneiden, bedurfte es nicht nur der geschickten Hand des Operateurs, sondern auch guter Instrumente, und grade diese letzteren, in unserm Falle gute Gefängnisse, fehlten. Um dem abzuhelfen, konnte nun nicht etwa Vorhandenes umgestaltet, es mußte Neues geschaffen werden, und dazu gehörte neben Zeit und Geld vor allem die richtige Erkenntnis des Besseren, das geeignet sein würde, an die Stelle des Alten, Schlechten zu treten. Da zeigte es sich nun wieder, wie bei den meisten plötzlichen Umwälzungen, auf welchem Gebiete es auch sei, daß man in dem Bestreben, etwas ganz besonders Gutes zu erfinden, weit über das Ziel hinausging. Man erkannte richtig, daß das Hauptübel in der Gemeinschaftshaft lag, suchte sie aber durch ein so erkünsteltes Isoliersystem zu ersetzen, daß die beabsichtigten Zwecke nicht nur nicht erreicht, sondern neue Übel geschaffen wurden. Die Folge davon war, daß man nun an der kaum errungenen, gefunden und richtigen Erkenntnis des Einzelhaftsystems wieder zu zweifeln begann und der heftige Streit um das System der ruhigen, organischen Entwicklung des im Grunde richtigen Gedankens hindernd in den Weg trat. So hat es also fast ein Jahrhundert gedauert, bis wir auf den heutigen Standpunkt des Gefängnisbaues und des Strafvollzuges gelangt sind.

Wie sieht es nun damit aus? Man konnte natürlich nicht auf einmal alle Gefängnisse, die nur zum geringen Teil aus eigens dafür errichteten Bauten, in der weitaus größten Zahl aber aus allerhand, für den fraglichen Zweck mehr oder weniger glücklich adaptierten Staatsgebäuden bestanden, durch moderne Zellengefängnisse ersetzen. Mit dem Neubau konnte nur allmählich vorgegangen werden, und ebenso allmählich vollzog sich die Vereinheitlichung des Strafvollzuges, wie wir sie seit vorigem Jahre haben. Es bestand wohl seit der Neubegründung des deutschen Kaiserreichs ein Reichsstrafgesetz, die Strafen selbst wurden aber nicht nur in den verschiedenen Staaten, nein in unserm preussischen Staate selbst, und zwar zum Teil in Folge des noch heut

bestehenden Dualismus (Teilung des Strafvollzuges unter die Ministerien der Justiz und des Innern) auf die verschiedenste Art vollzogen. Seit vorigem Jahr sind nun zwar die Gefängnis- bzw. Strafanstaltsordnungen der beiden Verwaltungen nach einheitlichen Grundsätzen umgestaltet, aber Verschiedenheiten sind doch noch geblieben, und sie werden es immer bleiben! Bildet doch jede Anstalt einen besonderen Organismus, dessen Eigenart nicht nur durch den besonderen Zweck, durch die Zusammensetzung des Beamtenpersonals überhaupt, vielmehr sehr wesentlich durch die Person des jeweiligen Leiters und die bei der Aufsichtsbehörde bestehenden Ansichten bedingt wird.

Wir leben aber auch heute noch in mancher Hinsicht im Stadium der Versuche und Reformen, woran auch grade der Strafvollzug an den weiblichen Gefangenen seinen besonderen Anteil hat. Was zunächst die Strafrechtspflege selbst betrifft, so ist man in neuerer Zeit mehr und mehr zu der Überzeugung gelangt, daß die kurzzeitigen Strafen nicht die gewünschte Wirkung haben. Ganz aus der Welt schaffen lassen sie sich aber nicht so leicht, es sei denn, daß man einer ganz unverhältnismäßigen Härte das Wort reden wollte. Ihr Ersatz durch Geldstrafen trifft, wenn überhaupt mit einiger Aussicht auf Erfolg anwendbar, in den meisten Fällen weniger den Schuldigen als die Angehörigen, die kurzen Strafen aber durch Prügel zu ersetzen oder mit solchen zu kombinieren, davor möge uns die Weisheit unserer Gesetzgeber noch recht lange bewahren! Ein Mittel, die kurzzeitigen, im besonderen erstmaligen Strafen, oder richtiger gesagt, ihren Vollzug zu beschränken, hat sich aber doch gefunden und wird bereits versucht: die sogenannte bedingte Begnadigung, d. h. der an die Voraussetzung guter Führung geknüpft, zunächst ausgesetzte und nach einem gewissen Zeitraum gänzlich aufzuhebende Vollzug erstmalig erkannter Strafen, besonders an Jugendlichen. Ob die Erfahrungen mit der bedingten Verurteilung oder Begnadigung auf die Dauer günstige sein werden, müssen wir abwarten. Jedenfalls wird der Erfolg ganz wesentlich davon abhängen, wie sich die Überwachung der so Begünstigten durchführen lassen wird. Und da ist der Fürsorge, nicht zum wenigsten der durch weibliche Kräfte, ein neues Feld segensreicher Thätigkeit geöffnet. Möchte es ihr gelingen, das Feld zu behaupten und damit die Inanspruchnahme der grade für diesen Zweck weniger geeigneten Polizeiorgane mehr und mehr entbehrllich zu machen!

Ein anderer Versuch betrifft speziell die weiblichen Gefangenen. Er bezieht sich darauf, daß die ganze Verwaltung der Anstalten für weibliche Gefangene durch weibliche Kräfte besorgt werden soll. Daß das eigentliche Aufsichtspersonal in solchen Anstalten nur weibliches sein kann, versteht sich von selbst. Anders ist es aber mit der Oberaufsicht und Verwaltung. Da die Zahl der weiblichen Gefangenen wesentlich geringer ist als die der männlichen, so ist es im allgemeinen nicht durchführbar, sie alle in besonderen nur für weibliche Gefangene bestimmten Anstalten unterzubringen. Es würde dies nicht nur die Transportkosten, sondern auch die Verwaltungskosten ganz unverhältnismäßig erhöhen. Man hat sich deshalb darauf beschränken müssen, namentlich größeren Zentralgefängnissen Abteilungen für weibliche Gefangene anzugliedern, was in der Regel ohne Vermehrung des Verwaltungspersonals möglich war.

Neuerdings sind nun Versuche eingeleitet worden, diese Abteilungen nicht nur unter weibliche Oberaufsicht zu stellen, sondern auch die Stellen der Sekretäre und Inspektoren mit Damen zu besetzen. Wie sich die Versuche bewähren werden, läßt sich bei der Kürze ihrer bisherigen Dauer wohl noch nicht übersehen. Jedenfalls wird sich die Einrichtung nur bei größeren Frauengefängnissen durchführen lassen, da sich für 100 oder wenig mehr Gefangene, wie wir sie hier haben, die Anstellung eines besonderen (weiblichen) Verwaltungspersonals unverhältnismäßig teuer stellen würde.

Um aber zu zeigen, wie sich der Strafvollzug hier, also nach dem alten System, gestaltet, begleiten wir eine der Unglücklichen auf ihrem schweren Gange durchs Gefängnisleben.

Bei der Einlieferung wird sie von der Oberaufseherin in Empfang genommen, eingekleidet und über ihre persönlichen und Familienverhältnisse vernommen. Dabei

läßt sich bereits feststellen, für welchen der hier betriebenen Arbeitszweige sie sich wohl am besten eignet.

Wir haben hier Weißstickerei, Maschinenstickerei, Einfassen von Pantoffeln und schließlich als Verlegenheitsarbeit das vielgeschmähte Federnreihen, wozu jedoch nur alte Frauen, die zu anderer Arbeit untauglich sind, jüngere Gefangene aber nur dann verwendet werden, wenn es an anderer Arbeit vorübergehend fehlt. Doch davon später noch etwas mehr; kehren wir zunächst zu unserm Pflingling zurück. Bei den Angaben über ihre persönlichen Verhältnisse wird sie zu strengster Wahrheit ermahnt. Jede unwahre Angabe, namentlich auch über ihre Strathat, die gar oft zu beschönigen oder gar zu bestreiten versucht wird, zieht Bestrafung nach sich. Das vor Gericht leider nur gar zu häufig versuchte Herauslügen hört nun auf; hier soll von Anfang an die Wahrheit gesagt und damit der erste Schritt auf dem Wege zur Selbsterkenntnis und Besserung gethan werden.

Nach der Vernehmung wird die Gefangene ihrer künftigen Aufseherin übergeben und von dieser in die für sie bestimmte Zelle geführt. Sie muß sich überzeugen, daß alle die Gebrauchsgegenstände, die nach dem darüber aufgestellten Verzeichniß da sein sollen, wirklich und in gutem Zustande vorhanden sind. Hierauf werden ihr zunächst mündlich die nötigsten Verhaltensmaßregeln gegeben, und dann bekommt sie die in jeder Zelle befindliche gedruckte Hausordnung in die Hand, mit der Weisung, sie gründlich durchzulesen und nach allem, was sie etwa nicht verstanden hat, zu fragen. Im Laufe des Tages wird sie dann noch von der Lehrerin und dem Direktor besucht. Die erstere prüft sie auf ihre Schulkenntnisse und teilt sie nach dem Ergebnis der betreffenden Klasse zu, sie übergibt ihr, je nach der Konfession, ein Neues Testament und ein Gesangbuch für Evangelische, ein Gebetbuch für Katholiken, sie sucht ihr aber auch menschlich näher zu treten, erkundigt sich nach ihrem früheren Leben und hat für jede Worte des Trostes und der Aufrichtung. Sieht es doch in dem jungen Herzen traurig genug aus. Allein, eingeschlossen zwischen den vier kahlen Wänden, denkt so ein bellagenswertes Menschenkind vielleicht zum erstenmal in seinem Leben so recht über sich selbst nach. Freundliche Bilder aus der Kindheit ziehen an ihr vorüber; wie hatte sie's doch so gut daheim im Kreise ihrer Lieben, warum mußte sie auch fort, hinaus in die Welt, wo sie freier, ohne den oft lästig empfundenen und doch so gut gemeinten Zwang leben und sich vergnügen wollte! Die Mutter hatte doch recht gehabt, sie war noch nicht stark genug, all den Versuchungen, die an sie herantraten, zu widerstehen. Nur zu schnell kam der erste Fehltritt, und bald folgte der Fall!

Wild ziehen sie an ihr vorüber, die schrecklichen Szenen der Untersuchung und des Gerichts! Nun ist's vorbei, Ehre verloren, alles verloren! Warum das grade mir, so schreit's in ihr auf, giebt es denn keinen Gott, der doch allbarmherzig sein soll? Da spricht dann wohl der Seelsorger zu ihr, wenn er sie, sei es am gleichen oder an einem der nächsten Tage besucht, — armes Kind, hast du denn draußen im Rauſche der Freude überhaupt an deinen Gott gedacht? Hast du dich nicht aufgelehnt gegen sein Gesetz? Nun hat er dich gestraft, und du sollst die Strafe empfinden als schwereres Übel, als die gerechte Sühne deiner schweren Fehler und Vergehungen. Beuge dich nun unter seinen Willen, füge dich in die strenge Ordnung dieses Hauses, suche das Schlechte, was in dir war und noch ist, zu erkennen und zu bekämpfen, erfülle genau alle die Pflichten, die dir hier auferlegt werden, so kann dir die Strafe, so hart du sie auch empfindest, doch zum Segen gereichen!

Schwer genug sind sie, die ersten Tage im Gefängnis, und doch wird grade von jugendlichen Gefangenen nach unsern hiesigen Erfahrungen die Einzelhaft leichter ertragen als von Erwachsenen. Am schwersten dünkt wohl den meisten der erste Abend, die erste Nacht in der Zelle. Wenn nach dem Abendbrot die Töne des Abendliedes, das täglich von einem dreistimmigen Mädchenchor gesungen wird, erklingen, dann füllen sich wieder die Augen mit Thränen, und unter bitterem Schluchzen wird zum erstenmale das nicht allzu weiche Lager aufgesucht.

Aber auch hier verfehlt, namentlich bei der Jugend, der Schlaf seine beruhigende, kräftigende Wirkung nicht. Ein neuer Tag, ein neues Leben!

Am Morgen wird die neu Aufgenommene dem Arzt zur Untersuchung vorgeführt, der sie dann, ebenso wie der Geistliche und der Direktor, monatlich wenigstens einmal besucht.

Im übrigen kommt sie mit männlichen Beamten nicht in Berührung. Der eigentliche Strafvollzug liegt unter Leitung durch den Direktor und dem Beistand des Geistlichen in weiblichen Händen. Die Aufseherinnen sorgen in erster Linie für strenge Beobachtung der Hausordnung, die Oberaufseherin leitet neben Ausübung der Oberaufsicht den Arbeitsbetrieb, und die Lehrerin steht, abgesehen von der Schule, in fast täglicher Verbindung mit den Gefangenen, denen sie, da ihr Vorgesetztenverhältnis zu ihnen nicht den mehr polizeilichen Charakter hat, wie dies bei der Oberaufseherin naturgemäß der Fall ist, ich möchte sagen menschlich näher tritt und dauernd eine Freundin und Beraterin bleibt.

Nach dem ersten Frühstück wird je nach Wetter und Jahreszeit $\frac{1}{2}$ bis 1 Stunde auf dem Hofe, einzeln mit fünf Schritt Abstand spazieren gegangen, wobei nicht gesprochen werden darf, und dann beginnt die eigentliche Arbeitszeit, die, einschließlich ein bis zwei Schulstunden, zehn Stunden beträgt. Da möchte ich nun etwas einschalten, was ich auch schon so manchem und mancher Gefangenen gesagt habe, wenn sie sich darüber beklagten, daß ihnen doch die Arbeit, der sie gerade zugeteilt waren, draußen in der Freiheit nichts nützen könne. Unmittelbar nützt sie gewiß in den meisten Fällen nicht, denn nur in seltenen Ausnahmefällen wird eine Gefangene die hier erlernte oder geübte Arbeit in der Freiheit weiter betreiben. So angenehm und segensreich das in einzelnen Falle auch sein mag, so kommt es doch thatsächlich gar nicht so sehr darauf an, wie man es vielfach aussprechen hört. Ich sage den Gefangenen dann immer: Was ihr für eine Arbeit habt, bleibt sich ganz gleich, die Hauptsache ist, daß ihr euch Mühe gebt, ein bestimmtes Tagespensum zu leisten, und nicht nur das, sondern womöglich noch etwas mehr, als von euch verlangt wird! Zunächst ist natürlich der Zwang, die Furcht vor Strafe die Triebfeder zum Fleiß. Bald aber wird der Ehrgeiz rege, und wenn man dann auch mal ein lobendes Wort für Fleiß und Sorgfalt an sie richtet, sieht man den Stolz förmlich aus den Augen leuchten, daß das Ziel, so schwer es auch anfänglich geschienen, endlich doch erreicht ist. Nulla dies sine linea! Wer die Wahrheit dieses Spruches hier im Gefängnis kennen und üben lernt, dem wird es auch draußen in der Freiheit gelingen, ohne den eisernen Zwang eines solchen Hauses seine Pflicht zu erfüllen. Das aber ist nicht der geringste Teil der Besserung, die mit dem heutigen Strafvollzuge angestrebt wird.

Auch die regelmäßige strenge Tageseinteilung, die peinliche Ordnung und Sauberkeit, die in einem Gefängnis herrschen und herrschen müssen, wirken bessernd und erziehlich.

Die einzigen Unterbrechungen der Tagesarbeit sind, von der Mittagspause abgesehen, die Schul- und Religionsstunden. Letztere werden zweimal wöchentlich von den Geistlichen erteilt. Die Zahl der Schulstunden ist in den drei Klassen verschieden (4 bis 5). Jede Klasse aber hat wöchentlich zwei Handarbeitsstunden, nicht einzeln, sondern hintereinander, weil sich bei nur einer Stunde für manche Arbeit, wie man so sagt, das Anfangen nicht lohnen würde. Da sollen die Mädchen vor allen Dingen lernen einen Strumpf stricken und auch stopfen, Wäsche ausbessern (sowohl stopfen wie flicken), schließlich auch Wäsche mit der Hand nähen, aber erst, wenn sie dies alles können — es kommen also dazu nur Gefangene mit längerer Strafzeit — darf auch ans Wäschezeichen gedacht werden. So geht nun die Woche in gleicher Regelmäßigkeit vorüber, der Sonntag aber wird keineswegs allzu sehr herbeigesehnt. Wohl nehmen die Gefangenen, was übrigens selbstverständlich ebenfalls Zwang ist, gern und mit wirklich tiefer Andacht am Gottesdienst teil. Der dauert aber nur eine Stunde, eine Stunde höchstens wird spazieren gegangen, bleiben immer noch neun recht lange und langweilige Stunden. Gewiß werden mehrere derselben mit Schularbeiten und Lesen von Unterhaltungsbüchern aus der Anstaltsbibliothek ausgefüllt, aber es bleiben immer noch genug, um die oft geschmähte Wochenarbeit, die selbstverständlich Sonntags

Eine junge Frau, deren blaue Augen und blonde Flechten, sowie das reizende Neglige die deutsche Abstammung nicht verleugnen können, badet in einer glänzend weißen Holzwanne mit Messingreifen und Monogramm ein niedliches kleines Mädchen. Voll Behagen streckt das kleine Wesen seine runden Beinchen und spritzt trübend wie ein kleiner Hahn der Mutter Wassertropfen ins Gesicht. Unbemerkt öffnet sich im Hintergrund eine Thür, und in ihrem Rahmen erscheint ein langes, hageres, dunkles Weib. Wirt hängen die Haarsträhnen ihr ins Gesicht. Sorge, Arbeit und Not haben mit hartem Griffel ihre Runen in diese einst schönen Gesichtszüge eingegraben. Statt vor Entsetzen betrachtet sie die fröhliche Mutter; unwillkürlich streckt sie die Arme gegen sie aus und zischt nun zwischen den Lippen heraus „cosa fate — mia Signora!“ Und nun folgt halb slavisch, halb italienisch ein Wortschwall: „Sind Sie denn wahnsinnig, Frau, wenn ich Ihnen nicht so wohl wollte — ich risse Ihnen das süße, blonde Püppchen aus den Händen. Soll denn la poveretta in dem gräßlichen, vielen Wasser ertrinken, es muß ja den Tod davon haben, o was für schreckliche Gewohnheiten ihr Deutschen doch habt!“

Bei den ersten Worten dieser rauhen Stimme hatte die junge Frau erschrocken das Kind an sich gerissen und es in ein bereitliegendes Badetuch gehüllt. Dann aber fand sie die Sprache wieder: „Bist wohl närrisch Mare — wer hat dir überhaupt erlaubt, hereinzukommen?“ — „Verzeihen Sie, mia Signora — der Giovanni, der Diener, begegnete mir auf der Straße, und Anna die Köchin hatte ihre Hände im Brotteig stecken, mein Klopfen haben sie nicht gehört, und da das bambino so lustig lachte, wagte ich mich herein. Aber Signora mia, ich war zu Tode erschrocken, als ich das Kind im Wasser liegen sah, misericordia, wozu thun Sie das, Frau?“

„Sage mir lieber, was du hier thust — Mare, wie kannst du es wagen, bei dieser Bora über die Straße zu gehen, nachdem dein Kindchen erst 48 Stunden alt ist?“

„Verzeihe mir die Frau — ich wollte nur fragen, wann gewaschen werden soll, heute oder morgen?“

„Aber Mare, glaubst du denn, ich lasse dich jetzt waschen? Laß dir von der Köchin ein warmes Tuch geben und mache, daß du nach Hause kommst. Ist es nicht genug, daß du sechs Engel im Himmel hast, willst du dein Jüngstes auch wieder einbüßen?“

„Ho tanto fame, Signora — ich bin so hungrig,“ kam es zögernd über die blutleeren Lippen, und dicke Tropfen rannen dem armen Weibe über die Wangen. „Ich muß Arbeit haben!“

„Wie ist das möglich, Mare — deine kleine Bocziza hat doch einen Topf Essen geholt, und der Herr dir einen Silbergulden dazu gelegt — wie kannst du da Hunger leiden?“

Krampfhaftes Weinen schüttelte nun aber die hagere Frauengestalt. Ein Glodenzug rief das Mädchen herbei, und auf einen Wink der jungen Frau nahm sie die Frau mit sich in die Küche, nachdem ihr zugeflüstert worden: gieb ihr zu essen. Das Kleine ward nun im Nebenzimmer zur Ruhe gebracht, und bald erschien die vierschrätige deutsche Köchin wieder in der Thür.

„Na, gnä Frau, aber so a Kerl, na — das sollt mei Mann sein — dem thät ich helfen! Kommt der Jvo nicht betrunken heim — ist Frau und Kind das ganze Essen weg — wirft dann die Mare aus dem Bett, und nun liegt er drin und schnarcht! Das kommt aber nur daher, daß der gnädige Herr ihr einen Gulden geschickt hat — das hat grade für den guten Jvo zu einem Rausch gelangt. Und da wollen die Leute noch, man soll am nächsten Sonntag Gevatter stehen, solche Bagage, wenn mein Gendarm nicht der andere Gevatter wäre — ich ginge wahrhaftig nicht hin.“

Der entrüsteten Köchin ging hier der Atem aus, sonst wäre sie noch nicht zu Ende gekommen.

Gedankenvoll hatte die junge Frau zugehört. „Gehen mußt du, Anna. Sein Wort kann man nicht brechen. Die Kosten der Gevatterschaft trage ich; als Protestantin erlaubt mir der würdige Pfarrer nicht, Gevatter zu stehen — so mußt du es thun,

aber halte die Augen offen, daß der Jvo nicht wieder der Taufe zu Ehren einen Kaufsch bekommt. Jetzt aber schicke die Mare heim, und wenn der Jvo nüchtern ist — soll er zum Herrn in die Kanzlei kommen, weiter können wir nichts thun. Wenn das Essen geholt wird, muß der Giovanni mitgehen und so lange bleiben, bis Mare und das Kind gegessen haben.“

So kam der Sonntag, und am Nachmittag wandelte im fleisgestärkten Rosakleide, einen mächtigen Rosenstrauß am Hut, die dralle Anna, vom Gendarm begleitet, strahlend zur Kirche, um Gevatter zu stehen.

Die junge Frau hatte dem Mädchen genau eingeprägt, was sie nach dalmatinischem Brauch zu thun hätte. „Der Pfarrer bekommt nichts für die heilige Handlung, der Mesner, der das Weihwasser giebt, bekommt ein Silberstück — die Frau, die das Kind trägt, einen Silbergulden, und der Täufling selbst — die ersten Ohrringe. Wenn das Kind getauft ist, geht ihr zurück in die Wohnung, trinkt Wein und eßt Kuchen, den ich der Mare schicke, und ist der Wein ausgetrunken, dann mach das Kreuz über der kleinen Anna und komm nach Haus. Der Jvo wird morgen nach Sebenico geschickt — sein halber Lohn wird der Mare ausbezahlt, damit sie nicht Not leidet und sich erholen kann.“

So war alles ausgedacht. Aber wie ganz anders kam es.

Die Taufe war glücklich verlaufen, auch das Taufmahl zu Hause; als aber die Köchin nach Hause kam, gestand sie — „eine Dummheit hab' ich doch gemacht, gnä' Frau, ich hab' dem Pfarrer doch einen Guldenzettel gegeben — weil er mich so angeschaut hat, zu Haus thun wir das immer. Der Jvo hat's gesehen, den ganzen Nachmittag hat er darüber gebrummt und mit geballter Faust gedroht — den Gulden hol' ich mir wieder — ich weiß was vom Herrn Pfarrer.“

„Das war recht dumm von dir,“ meinte die junge Frau, „aber tröste dich, Anna — wenn der Jvo wirklich geht, wird ihm der Herr Pfarrer wohl die Thür weisen.“

Ruhig verlief der Sonntag Abend, nur die Bora hatte sich wieder eingestellt und heulte von neuem um das Haus herum.

Gegen 10 Uhr kam die Köchin ins Wohnzimmer, um die Schlüssel zu bringen. Mit einem Seitenblick auf den lesenden Hausherrn flüsterte sie der jungen Frau zu: „Ich halt's nimmer aus, gnä' Frau — es spukt in der Küche, der Jedo, der so ruhig an der Thür sonst liegt, der kratzt und winselt wie besessen. Der Giovanni hat sich schon dreimal bekreuzigt und zwei Finger ausgesteckt, als es so furchtbar ans Fenster schlug — er sagt, da ist eine arme Seel in Not — wenn nur der Mare nichts geschehen ist oder meinem Schatz auf der Tour — ich geh ins Bett und zieh mir die Decke über die Ohren — o dies gräßliche Land, so bläst der Wind bei uns doch nie! Wären wir nur erst wieder daseim im schönen Wien, wo die Christenmenschen alle dieselbe Sprache sprechen.“

Ärgerlich hob nun der Hausherr den Kopf — „hör' auf Mädel, mit deinem Geschwätz, mach, daß du ins Bett kommst; dem Giovanni sag' — daß er ein altes Weib ist — er soll meine Reisetasche packen, ich fahre morgen mit dem frühesten nach Traù, die gnädige Frau darf nicht geweckt werden — halte du mit Giovanni alles um sechs Uhr in Bereitschaft; den Jvo nehme ich dann mit.“

Aber am nächsten Morgen weckte ein Stimmengewirr die junge Frau, und mit verstärkten Gesichtszügen trat die Köchin händeringend ins Schlafzimmer. „Die Mare, gnä' Frau, die Mare ist fort — o Gott, ich hab's ja gewußt, daß dies ein Unglück giebt. Der Herr ist schon fort, und der Jvo tobt wie ein Wahnsinniger, reißt sich die Haare aus und rennt mit dem Kopf gegen die Wand — und an all dem — ist mein Guldenzettel schuld — und da draußen weint das große und das kleine Kind, was soll ich denn thun?“

Die arme junge Frau brauchte eine ganze Weile, ehe sie ihre Köchin beruhigt und den ganzen Vorgang vernommen hatte.

Der unglückliche Jvo war wirklich zum Pfarrer gegangen, hatte dort so gescholten und gedroht, bis der arme alte Herr, um Ruhe zu haben, dem Unbändigen

den Gulden schenkte. Nun gab es kein Halten mehr für den Trunkenbold; die nächste Osteria nahm ihn auf, und gute Freunde, die sich immer finden, halfen ihm schnell das Geld verjubeln. In dem Lande, in dem ein halber Liter Wein weniger kostet, als Bier, kann man leicht zu einem Rausch kommen.

Als der Ivo vor zehn Jahren die hübsche, schwarze Mare heimgeführt hatte, war er ein fecher Bursch und ein tüchtiger Maurer gewesen. Seine Eltern besaßen ein eigenes Häuschen, im borge grande — in der großen Vorstadt. Aber der Vater, ein fleißiger Fischer, hatte beim Sardellenfang das Gleichgewicht verloren, war über Bord gefallen und nie mehr gesehen worden. — Die Mutter war fassungslos bei der Nachricht vom Tode ihres Alten zusammengebrochen, und nach 10 Tagen wurde sie begraben.

Dem Ivo, der gerade seine drei Jahre gedient hatte, wurde das Leben zu einsam, und da seine Augen schon lange die hübsche, fleißige Mare gefunden hatten — nahm er sie zum Weibe. Eltern hatte die Mare nie gekannt. Jrgend jemand hatte sie, als sie nur eine Woche alt war, in den braunen Kasten beim Hospital gelegt, die Glocke gezogen, der braune Kasten hatte sich gedreht — und die Mare war geborgen — im Findelhaus. Ihre wenigen Kleidungsstücke und das Zettelchen, auf dem stand: „sie heißt Mare“ hob man sorgfältig auf, aber — nie hatte eine Seele nach ihr gefragt. So kam sie in die Morlachei — in ein Gebirgsdorf, wo ein Bauer gegen ein Kostgeld von 12 Gulden jährlich das Kind groß zog.

Mit 12 Jahren hörte das Kostgeld auf. Da konnte sie in Dienst gehen, und so kam sie nach Spalato. Als der Ivo sie mit 16 Jahren heimführte, da hatte sie sich schon 18 silberne Knöpfe erspart, die am Sonntag beim Kirchgang ihr schwarzes Nieder zierten.

Die ersten Jahre ging alles gut, dann aber kam der Kindersegen zu schnell, und Krankheit und Not hielten ihren Einzug in das Steinhäuschen. Der Ivo wurde mißmutig, faul und was noch schlimmer war — er fing an zu trinken. Die arme Mare klagte nie, von ihrer ganzen Traurebe hatte sie nur einen Saß behalten, bei dem sie der Pfarrer besonders angesehen hatte, der hieß: Und er soll dein Herr sein. Das wollte Gott so, also mußte alles, was der Gatte befahl, auch recht sein. Als es immer schlimmer wurde, und der Herrgott ein Kind nach dem andern zu sich nahm, da fing die arme Mare an zu arbeiten, sie bat auch noch demütig den Ivo um Erlaubnis, und selbst wenn der Ivo auch noch ihren Verdienst wegnahm und dann betrunken heimkam, Frau und Kind prügelte — sie klagte nie, er war ja der Herr — der padrone.

Mit dem Eisenbahnbau kam Geld in das Land. Die Bauleute bekamen doppelten Lohn. Das ernücherte den Ivo, er versprach seiner Mare mit Handschlag, nicht mehr zu trinken, denn Betrunkene wurden bei keiner Unternehmung geduldet. Als nun die Mare als Wäscherin zu den Ingenieuren kam, da strahlte ihr schwarzes Gesicht vor Freude, und als das Jahr zu Ende kam, da hatte Docziza, das einzige Kind, das am Leben geblieben war, ein Schwesterchen zu hüten. Aber wie schwer ist es, das Trinken zu lassen! Den kräftigsten Körper richtet der Alkohol zu Grunde. So war es mit dem armen Ivo gegangen. Der dreiunddreißigjährige Mann sah aus wie ein Fünfziger.

Als Ivo an dem unglücklichen Tauffsonntag betrunken heim kam — da prügelte er ohne Ursache die arme Mare, demolierte die wenigen Möbel und warf sich dann auf das ärmliche Lager, um auszuschlafen, ehe er abreiste. Zitternd kauerte die arme Mare in der Ecke; da lagen ihre teuer erworbenen Waschkübel — zerbrochen und umhergestreut. Wie sollte sie die Gendarmenwäsche waschen? o Dio, Dio, was thun?

„Sei ruhig,“ flüsterte das Kind, „die Signora wird uns helfen.“

Der Wind tobte ums Haus, eiskalt fauste der Wind durch die Thür und Fensterfugen, bleich schien der Mond herein. Da richtete sich der trunkene Ivo in die Höhe. „Mare mia, es thut mir leid, aber ich habe mein Handwerkszeug bei den Palludi unten am Sonnabend liegen lassen — du mußt es mir holen; jetzt scheint der Mond, morgen früh ist es stockfinster — du kennst die hohle Weide hart an der

Landungsstelle, wo ich meine Sachen aufhebe — vergiß auch meine Pfeife nicht, sie liegt auch dabei; in Sebenico kann ich wieder Tabak bekommen — geh Weib, geh, ehe der Mond untergeht.“

Das eine Mal wagte die Mare zu widersprechen. „Nur das nicht, Ivo — der Mond steht schon zu tief, und ich fürchte mich so sehr.“

Aber wütend fuhr der Ivo in die Höhe: „bin ich nicht der Herr — kann ich dir nicht befehlen? Wozu habe ich dich geheiratet?“

„Und er soll dein Herr sein,“ murmelte die arme Mare, nahm ein altes Tuch um Kopf und Schultern und ging. Bereitwillig wollte das Kind mitgehn, aber die Mutter wies sie zurück und legte ihr das schlummernde Kleine auf die Kniee.

Ja, sie ging wirklich. In der Thür winkte sie noch dem Kinde zu, einen langen Blick warf sie noch auf ihren Herrn — und kam nie wieder.

Die Palludi heißt ein kleiner Hafen, von dem ein reger Bootsverkehr zu dem kleinen Städtchen Trau hinüberführt. Im Finstern muß das arme Weib einen Fehltritt gethan haben. Der kraftlose Körper hatte keine Widerstandsfähigkeit mehr, da mag sie gesunken sein. Das Tuch lag auf einem Stein am Ufer — den Körper wird wohl die Flut ins Meer getragen haben.

Der Schmerz und die Verzweiflung des armen Ivo war grenzenlos. Nun gab es kein Halten mehr, bald wurde er wegen Trunksucht von der Baugesellschaft entlassen. An einem Olivenbaum nahe der hohlen Weide, wo seine Mare verunglückt war, hat er sich schließlich erhängt. Das Kleine kam gleich ins Findelhaus, das größere Mädchen nahm ein mitleidiger Tischler, der den Vater gekannt hatte, zu sich. Was mag aus ihr geworden sein? —



Zwei weibliche Tischlermeister.

Von

Ingeborg Eggeling.

Nachdruck verboten.

Es ist in Bezug auf die weiblichen Professionisten, die sich den Handwerken zuwenden und als Buchbinder, Goldschmiede, Schuhmacher, Tischler zc. neue Bahnen und neue Wege zum Erwerb und zur Selbständigkeit suchen, vielfach die Behauptung erhoben worden, daß sie das angestrebte Ziel nie erreichen können, jedenfalls nie in dem Sinne, daß sie eine selbständige und leitende Stellung einnehmen.

Man hat versichert: selbst wenn die Frauen es soweit bringen, daß sie die Gesellen-Proben bestanden haben und in ihrem Fache Tüchtiges leisten, so würden sie doch nicht imstande sein, eine selbständige und leitende Stellung oder gar die Oberleitung eines größeren Betriebes zu übernehmen.

Hierzu, meint man, sei die männliche Autorität nötig, eine Administrations- und Dispositionsfähigkeit, die die Frau nicht besitzt und nicht erwerben kann.

Wir möchten als hübsche Beweise dafür, daß solche Behauptungen nicht durchweg zutreffend sind, einiges über zwei weibliche Tischlermeister, Fräulein Sophy Christensen und Fräulein Cathrine Horshöll, mitteilen, die beide seit Jahren als Leiterinnen von erstklassigen Kunsttischler-Ateliers in Kopenhagen thätig sind und in der eroberten Position ihrem Berufe und ihrem Geschlecht alle Ehre machen. Das von diesen beiden jungen Frauen Erreichte ist um so bemerkenswerter, da sie beide aus den einfachsten Verhältnissen hervorgegangen sind und ihre heutige Stellung allein der eigenen Kraft und zielbewußten Energie zu verdanken haben.

Sophy Christensen ist eine kleine, kräftig gebaute Gestalt mit schönen, intelligenten Zügen. Wenn sie spricht, beleben sich ihre großen, tiefen Augen und scheinen ihren Worten doppelten Nachdruck zu geben. Man versteht sofort, daß diese junge Frau ihren Platz im Leben sicher behauptet, daß die Gesellen und Lehrlinge, die bei ihr das Brot verdienen, sich der Autorität des „Meisters“ voll bewußt sind und es an dem nötigen Respekt nicht fehlen lassen.

Neben den großen Werkstattträumen in ihrem Etablissement in der Ravensborgstraße hat Fräulein Christensen ihr Kontor und ihr Zeichen- und Entwurfszimmer, und mit Hilfe eines Werkmeisters leitet sie selbst den ganzen Betrieb, disponiert, zeichnet Entwürfe, macht Kostenanschläge zc. Für ihre Lehrlinge, worunter sich auch zwei junge Mädchen befinden, hegt sie ein warmes Interesse und leitet selbst ihre Ausbildung.

Fräulein Christensen hatte das Glück, sich durch Studienreisen weiter fortbilden zu können, und ihr arbeitsvolles, an Erlebnissen reiches Leben hat der nunmehr etwa 30 jährigen Frau eine Reise gegeben, die nicht alltäglich ist.

Fräulein Sophy Christensen ist in der kleinen Stadt Holbaek auf Seeland geboren. Der Vater war Schiffskapitän, aber allerhand Mißgeschicken zufolge und bei der zunehmenden Kränklichkeit der Eltern waren die Verhältnisse im väterlichen Hause nichts weniger als glänzend. Nach dem Tode der Mutter wurde der Haushalt aufgelöst, der Vater kam in ein Altersversorgungsheim, und die Kinder wurden ringsum bei fremden Leuten untergebracht. Sophy fand auf einem jütländischen Bauernhof Stellung, wo sie drei Jahre blieb. Sie war später eine Zeit lang im Hause ihres Veters in Åffens, aber ihre ganze Sehnsucht galt Kopenhagen, und nach Verlauf von einem halben Jahre zog sie nach der Hauptstadt mit einem Vermögen von 20 Kronen (circa 22,25 Mark) in der Tasche. Sie nahm in einem Mädchenhospij Aufenthalt und erhielt von dort aus eine Stellung als Mädchen für alles; sie war später eine kurze Zeit Stubenmädchen und wurde dann in dem großen Kopenhagener Valentinschen Tapissiergeschäft als Expedientin angestellt. Aber auch diese Thätigkeit befriedigte sie nicht; und als ihr Bruder, der bei dem Tischlermeister Axel Mikkelsen in Lehre war, ihr vorschlug, bei dem Meister anzufragen, ob er nicht geneigt wäre, die Schwester als Lehrling aufzunehmen, ergriff sie freudig und eifrig diesen Plan.

Herr Mikkelsen ging darauf ein, und drei Monate lang erteilte er der neuen Schülerin unentgeltlich Unterricht, und da sie ganz ungewöhnliche Begabung für die Arbeit zeigte und der Lehrer es ihr gleichfalls anriet, so stand ihr Entschluß fest: sie wollte Tischler werden. Aber wie? Sie besaß keinen Heller und kannte auch keine Seele, die geneigt oder gar imstande gewesen wäre, ihr mit einem Darlehn zu helfen. Da gab ihr Mikkelsen den Rat, sich an den in Kopenhagen wohlbekannten weiblichen Arzt Fräulein Emmy Kramp zu wenden und ihre Hilfe nachzusuchen. Und diese ausgezeichnete Persönlichkeit, die stets den Frauenbestrebungen ihre warme und energische Teilnahme entgegenbrachte, nahm sich auch der jungen Tischleraspirantin an und erwirkte für ihren neuen Schützling, daß ihr zur Ausbildung 50 Kronen monatlich während dreier Jahre zugesichert wurden.

Jetzt ging es mit Begeisterung an die Arbeit. Noch anderthalb Jahre blieb Fräulein Christensen bei Mikkelsen; sie suchte gleichzeitig als Schülerin in die Technische Hochschule für Lehrlinge aufgenommen zu werden; da ihr dies aber abge schlagen wurde und sie bei ihrem ersten Lehrer kaum mehr zu lernen hatte, suchte sie bei einem hervorragenden Kopenhagener Meister anzukommen, allein — niemand wollte sich ihrer annehmen! Nach vielen Mühen versprach ihr endlich der Tischler Gumbel, sie aufzunehmen, aber unter der Bedingung, daß sie zuerst einen Kursus im Zeichnen durchmachen müßte.

Fräulein Christensen wandte sich demnach an Professor Klein und wurde auch sofort als Schülerin in seine Zeichenakademie aufgenommen.

Sowohl Professor Klein wie seine Frau faßten ein lebhaftes Interesse für die begabte Schülerin und sind ihr seit dieser Zeit stets die treuesten Freunde geblieben. Sie sparten weder Zeit noch Mühe, um die Bestrebungen und das Fortkommen des

jugen Mädchen zu fördern; nach einiger Zeit nahmen sie sogar Fräulein Christensen mit auf eine Reise nach dem Ausland.

Nach der Rückkehr ging es wieder an die Arbeit, diesmal in der Kunsttischlerei des Herrn Gundel, und nach drei- bis vierjähriger Arbeit absolvierte Sophy Christensen öffentlich ihre Tischler-Gesellenprobe. Unmittelbar danach begab sie sich unter ministerieller Unterstützung nach der Chicagoer Ausstellung, wo sie dann eben noch zur rechten Zeit, als ihr letztes Geld verbraucht war, zum Aufsichtskommissär über die dänische Abteilung ernannt wurde. — Es wurde ihr hierdurch ermöglicht, noch ein halbes Jahr in Chicago zu verweilen.

Im folgenden Jahre wurde ihr vom Staat eine Reiseunterstützung zugesichert, und Fräulein Christensen konnte eine Studienreise durch Europa machen. In allen größeren Städten studierte sie mit Begeisterung Fabriken, Museen. Im folgenden Winter war sie für die dänische Frauen-Ausstellung in Kopenhagen ganz in Anspruch genommen, und im Sommer darauf machte sie wieder in Gesellschaft von Professor Klein und seiner Frau eine längere Reise durch Norddeutschland, Holland, Belgien und Frankreich und kehrte im Herbst zurück, begeistert von all dem, was sie gesehen und gelernt hatte, und erfüllt von Eifer, nun auch der Welt und ihren Freunden ihr Können zu beweisen.

Im Jahre 1895 erhielt sie ihren Tischlermeisterbrief und ließ sich in die Tischlerinnung aufnehmen. Von Professor Klein erhielt sie ein Darlehn von ein paar Tausend Kronen, und hiermit etablierte sich nun der junge Tischlermeister und konnte sich bald so vieler Bestellungen erfreuen, daß ein neues, größeres Lokal nach kurzer Frist bezogen werden mußte.

In ihrem jetzigen Etablissement beschäftigt Fräulein Christensen zwölf Gesellen und fünf Lehrlinge; sie hat gewußt, schnelle und berechtigte Anerkennung ihres Schaffens zu gewinnen.

Alles, was aus ihren Ateliers bis heut hervorgegangen ist, zeichnet sich durch seinen Kunstsinne aus; sie macht es sich zur Pflicht, nur solche Arbeit auszuführen, die sich den allerbesten Erzeugnissen der heutigen Kunstindustrie an die Seite stellen kann.

Von den bedeutenderen Aufträgen, die ihr überwiesen wurden, können wir die Herstellung des gesamten inneren Inventars zur internationalen Kunstausstellung in Kopenhagen nennen. Dem bekannten Kopenhagener Direktor Heide lieferte sie kürzlich eine künstlerisch ausgeführte Zimmerausstattung im Werte von 14 500 Mark, und dieser Tage erhielt sie von dem Kopenhagener Großindustriellen und Kunstmäcen Jacobsen auf Ny-Carlsberg eine Bestellung auf eine Zimmerausstattung, die zum Hochzeitsgeschenk für seine Tochter bestimmt ist.

* * *

In einer der vornehmsten Straßen Kopenhagens, der Bredgade, dicht am Konzertpalais, liegt eins von den feinsten Möbeletablissemens der Hauptstadt. Beim Vorübergehen bleibt man unwillkürlich einen Augenblick vor den großen Schaufenstern stehen, um all die ausgestellten Möbel zu bewundern, die sämtlich von einem fein ausgeprägten künstlerischen Geschmaack zeugen; betritt man die Ladenräume, um nach dem Chef zu fragen, so wird man sich mit Erstaunen einer jungen Dame von 26 bis 27 Jahren gegenüber sehen, Fräulein Cathrine Horsböll.

Wenn Fräulein Horsböll von ihrer Thätigkeit spricht, so geschieht dies mit einer ganz eigentümlich wirkenden, bescheidenen Schlichtheit, die überhaupt ihr ganzes Auftreten kennzeichnet. Dabei empfängt man vom Klange ihrer Stimme und von der Art, wie sie sich ausdrückt, den Eindruck einer ganz ungewöhnlichen, kraftvollen Energie.

Gleich Fräulein Christensen verlebte Fräulein Horsböll ihre Kindheit in ungebundener Freiheit auf dem Lande. Der Vater war Volksschullehrer in Ribe, und die Tochter lernte denn auch anfangs „Slojd“ in der Volksschule. Aber die Aufgaben, die sie dort an sich gestellt sah, dünkten ihr zu leicht, und ihre ganze Hoffnung ging dahin, nach der Hauptstadt zu kommen und „richtiger“ Tischler zu werden.

Mit fünfzehn Jahren ging sie denn auch nach Kopenhagen, arm an Geld, aber reich an Hoffnung und Zuversicht. Nun galt es, sich mit wenig Mitteln durchzuschlagen, ja mit unglaublich wenig, denn der Vater war beim besten Willen nicht imstande, ihr einen nennenswerten Zuschuß zu geben.

Sie fand ein Unterkommen in einem Kinderheim und erwarb sich dort bald in der Vorsteherin Fräulein Barner eine teilnehmende Förderin und Stütze.

Die ersten 18 Monate arbeitete sie wie Fräulein Christensen bei Agel Mittelsen, und später wurde sie in dem angesehenen Geschäft des Tischlers Mörck als Lehrling angenommen. Hier absolvierte sie, erst zwanzig Jahre alt, ihre Gesellenprobe; während der Lehrzeit genoß sie Zeichenunterricht, zuerst bei Fräulein Drik, der sie immer mit besonderer Dankbarkeit gedenkt; dann bei dem Landschaftsmaler Fosß.

Als Geselle arbeitete Fräulein Horsböll eine Zeit lang bei C. B. Hansen, aber ihre Sehnsucht, auch die ausländische Kunstindustrie kennen zu lernen, führte sie bald nach Berlin.

Um ihren Lebensunterhalt zu finden, war sie genötigt, sich hier um Arbeit zu bemühen, aber — bei allen Meistern, bei denen sie sich meldete, wurde sie nur mit Staunen, beinahe mit Schreck empfangen; ein weiblicher Tischlergeselle kam ihnen ebenso unerhört vor, als wenn eine Nixe sich als Verkäuferin hätte melden wollen.

Endlich kam sie eines Tages zum Tischlermeister Achenbach in der Hornstraße; wie sie ihm ihre Sache unterbreitete, fing er an zu lachen — er lachte, bis ihm die Thränen über die Backen liefen; dann nahm er sie bei der Hand und führte sie als eine seltene Kuriosität in seine Werkstatt, um sie dem Personal zu zeigen. Das Staunen und die Neugierde war allgemein; aber — sie wurde angenommen; als sie am nächsten Morgen sich zur Arbeit einfand, schielten die Gesellen sie an und meinten, sie wäre wohl nicht ganz bei gesunden Sinnen, aber wie sie sahen, daß sie Hobel und Säge ebenso gut zu führen wußte wie sie selbst, sammelten sie sich alle um den neuen Gesellen und bestürmten ihn mit Fragen. —

Fräulein Horsböll hatte aber nur kurze Zeit zur Verfügung für ihre Auslandstour; nach drei Monaten verließ sie Berlin und zog nach Paris. Aber da war es vollends unmöglich, Arbeit zu bekommen. Nach langen, vergeblichen Bemühungen wurde sie endlich bei einem in Paris ansässigen deutschen Tischler, der französische Arbeit ausführte, aufgenommen.

Nach ihrer Rückkehr ermöglichte ihr ein Darlehn von 700 Kronen, eine eigne Tischlerwerkstatt einzurichten. Sie mietete ein kleines Lokal in der Waldemarstraße und arbeitete hier selbst auf der Werkstatt mit drei bis vier Gesellen; gleichzeitig erteilte sie Unterricht in der Schule für Krüppel und Lahme.

Nach vierjähriger Arbeit sah sich Fräulein Horsböll in der Lage, ein größeres Lokal zu beziehen, und in ihrem jetzigen Etablissement beschäftigt sie gegenwärtig circa sechzehn Gesellen, einen Werkmeister und verschiedene Lehrlinge, wovon drei Frauen sind. Die letzte Post aus Kopenhagen bringt eben die Nachricht, daß Fräulein Horsböll vom Minister des Innern zum Mitglied einer Patentkommission erwählt wurde. Die Kommission nimmt dieser Tage ihre Arbeit auf, und zwar unter dem Vorsitz des Herrn Dr. jur. B. Bengon, Professor an der Kopenhagener Universität.

Eine wertvolle Stütze besitzt Fräulein Horsböll an dem Architekten Leuning-Borch, der sämtliche Entwürfe der aus den Ateliers hervorgehenden Möbel zeichnet. Augenblicklich wird an einer prachtvollen, ganz künstlerisch gehaltenen Zimmereinrichtung für Alt-Carlslberg gearbeitet; Fräulein Horsböll hat es überhaupt verstanden, sich einen festen und vornehmen Kundenkreis zu erobern, der beste Beweis für ihre hervorragende Tüchtigkeit.

Die zwei ersten weiblichen Kopenhagener Tischlermeister, die nun schaffensfroh und leistungsfähig in ihrem Beruf tagtäglich, so manchen Theoretikern zum Troß, ihre Stellung behaupten, haben einen nicht zu unterschätzenden praktischen Beitrag zur Frauenfrage geliefert, der wenigstens ebenso viel Wert beanspruchen dürfte wie mancher theoretische Sieg.



Gefahr und Verbreitung der Tuberkulose.

Von

Dr. med. Eisei.

Нащруд verboten.

Im Jahre 1882 hat Robert Koch seine Entdeckung des Tuberkelbacillus als des Erregers der Tuberkulose bekannt gegeben. Seitdem haben sich die Anschauungen über diese unter den verheerenden Volksseuchen voranstehende Krankheit von Grund aus umgestaltet. Man erkannte zunächst — was früher nur zum Teil vermutet wurde — daß die mehrfachen Gestalten, unter denen die Tuberkulose auftritt, auf die gleiche Ursache zurückgeführt werden müssen. Die tuberkulösen Erkrankungen des Kehlkopfes, der Lungen, des Darms, der Knochen, der Drüsen (Skrofulose), der Haut (Lupus) und die Miliartuberkulose sind nur verschieden lokalisierte Verbreitungsformen des Tuberkelbacillus. Aber man konnte weiter die Gefahr verfolgen und den Erreger der Krankheit auch bei den Tieren finden, bei den Schweinen, und in der Milch wie im Fleisch der perlsüchtigen Rinder.

Während früher die Tuberkulose allgemein als eine vorwiegend erbliche Krankheit aufgefaßt wurde, mußte man jetzt diese Vorstellung fallen lassen, weil nicht ein einziger Beweis hierfür erbracht werden konnte. Denn der Tuberkelbacillus ist niemals bei neugeborenen Kindern oder bei den in der ersten Entwicklung begriffenen menschlichen Keimen gefunden worden. Es bleibt höchstens die erbliche Disposition für die tuberkulöse Erkrankung übrig, gegen die aber viele Forscher berechtigten Einspruch erheben. In der That darf weiter nichts als eine allgemein schwache Konstitution als hereditäre Belastung angenommen werden, die in gleicher Weise für jede andre Erkrankung einen günstigen Boden schafft, wie für die tuberkulöse Infektion.

Wir haben es also bei der Tuberkulose mit einer infektiösen Krankheit zu thun, die sich von den meisten Infektionskrankheiten allerdings in vielen wesentlichen Punkten unterscheidet.

Um über die Bedeutung der Krankheit klar zu werden, muß man sich vergegenwärtigen, daß jährlich mindestens 226 000 Erwachsene in Deutschland soweit daran erkrankt sind, daß für sie eine Anstaltsbehandlung erforderlich wäre. Die mittlere Sterblichkeit an Tuberkulose beträgt in Deutschland 2,25 vom Tausend der Einwohner bei einer Gesamtsterblichkeit von 21,8 ‰. Wenn wir die Sterblichkeit an Lungenschwindsucht in Europa in Betracht ziehen, so sind am günstigsten daran: Großbritannien, Norwegen, Belgien; dann kommen Italien, die Niederlande, Dänemark, Irland, Schweiz, deutsches Reich, Schweden, Frankreich, und den Schluß bilden Ungarn, Osterreich und Rußland. Die Erkrankung kommt in allen Weltteilen und unter allen Klassen vor. Sie ist im wesentlichen unabhängig von der Höhenlage — auch ein Ergebnis der neueren Untersuchungen. Man hat in den Gebirgsländern fast das gleiche Verhältnis der Verbreitung der Krankheit festgestellt, wie in den Ländern mit geringer Höhenlage über dem Meerespiegel. Auch das Klima scheint keinen bedeutenden Einfluß auf das Hervortreten des Leidens zu besitzen. Wohl aber muß man den meteorologischen Verhältnissen eine Einwirkung zuschreiben. Man nimmt an, daß Nebel und scharfe Winde zu meiden sind, während Sonnenschein, trockne, ruhige Luft günstig wirken. Daher richtet man neuerdings bei der Gründung von Lungenheilstätten nicht so sehr das Augenmerk auf die Höhenlage oder auf ein südliches Klima, als auf eine windstille, dicht bewaldete, trockene, aber doch wasserreiche Gegend.

Was die Verbreitung der Tuberkulose in den verschiedensten Lebensaltern anlangt, so ist es bekannt, daß kein Alter verschont ist. Bis zum 10. Lebensjahre ist sie freilich verhältnismäßig gering. Sie beträgt im 1. Lebensjahre ungefähr 1 %, der Todesfälle dieser Altersklasse; bis zum 5. Lebensjahre 3 bis 4 %, vom 5. bis 10. Lebensjahre 6 bis 7 %. Von da ab tritt eine merkliche Steigerung der Tuberkulosesterblichkeit ein, und zwar entsprechend der Thatsache, daß das weibliche Geschlecht sich früher entwickelt als das männliche, erfolgt auch die Steigerung beim weiblichen Geschlecht früher als bei dem männlichen. Sie beträgt in dem Lebensalter von 10 bis 15 Jahren beim Mann 15,2 %, bei der Frau in diesem Zeitraum 24,83 %. Und während die Sterblichkeit an Tuberkulose beim Mann ihren Höhepunkt zwischen dem 20. und 25. Lebensjahre erreicht, ist dies bei der Frau bereits zwischen dem 15. und 20. Lebensjahre der Fall. Während im ganzen die Tuberkulosesterblichkeit der Frau erheblich geringer ist als die des Mannes, ist sie in diesem Lebensalter bei der Frau sogar erheblich größer; sie verhält sich zu der des Mannes wie 5 : 4.

Die Erklärung liegt in der frühzeitigen Entwicklung der Pubertät und der damit gewöhnlich verbundenen geringeren Widerstandsfähigkeit gegen äußere Einflüsse. In diesem Alter ist der Körper von schlaffer Beschaffenheit und dadurch weniger leistungsfähig, aber um so empfänglicher für Krankheiten. Dazu kommt noch, daß die Veränderungen in dem jugendlichen Körper ziemlich plötzliche sind. Man hat gefunden, daß das Längenwachstum des Körpers und das Gewicht der heranwachsenden Jugend nicht gleichmäßig zunehmen, sondern daß die Zunahme besonders groß ist zwischen dem 10. und 12., wie zwischen dem 15. und 16. Lebensjahre; beim Weibe aber wiederum etwas früher.

Die Hauptgefahr für die Erkrankung an der Tuberkulose liegt in der Berührung mit tuberkulösen Menschen. Einige Forscher halten jetzt die tröpfchenförmige Infektion für die gefährlichste. Man nimmt an, daß bei dem häufigen Aufhusten der Patienten kleine Teilchen, die mit Bacillen reichlich durchsetzt sind, in die Atmungsluft ihrer Umgebung geraten. Die meisten halten aber an der Übertragung durch getrockneten Auswurf fest, der, ohne desinfiziert zu sein, auf dem Boden oder an Tüchern klebt, sich später staubchenartig der Luft mitteilt und von der Umgebung der Schwindsüchtigen eingeatmet wird. Auf diese Weise erkranken in erster Reihe die Familienmitglieder, besonders die Kinder, was zu der Vorstellung von der hohen Erblichkeit der Krankheit geführt hat.

Diese Anschauungen haben eine ungemein große, praktische Bedeutung für die Frage der Eheschließung zwischen hereditär Belasteten. Man wird ohne weiteres die Ehe verbieten müssen, wenn ein Teil an Tuberkulose erkrankt ist, selbst wenn die Erkrankung als geheilt erscheinen mag. Aber man wird andererseits bei völliger Gesundheit des Betreffenden keinen Hinderungsgrund gegen die Ehe in der tuberkulösen Erkrankung der Eltern oder Großeltern annehmen dürfen.

Manche Berufsarten sind besonders der Gefahr einer Infektion ausgesetzt. Zum Beispiel die zur Krankenpflege gehörenden Personen durch den häufigen Aufenthalt im gleichen Raume mit den Schwindsüchtigen. Die Gefahr wird vergrößert, wenn die Wohnräume klein, niedrig und mit vielen Personen angefüllt sind, ebenso wie die mehr oder weniger günstige Lebensweise der Beteiligten eine bedeutende Rolle für die Entwicklung oder Überwindung des Infektionskeimes spielt.

Gefährdet sind ferner besonders jene Berufstätigkeiten, bei denen eine Erkrankung der Luftwege, Katarre, Verstopfungen oder Verletzungen häufig sind, wie bei den Steinhauern, den Kohlenarbeitern, den Glasbläsern zc. Durch den in den Lungen vorhandenen Reizzustand wird die Empfänglichkeit für den Tuberkelbacillus wesentlich erhöht, der sich bei der außerordentlichen Verbreitung der Lungenschwindsucht überall in der Luft findet, wo viele Menschen zusammen sind.

Die Empfänglichkeit für das Gift wird gleichfalls gesteigert durch eine Lebensweise und Arbeit, bei der die Lunge nicht genügende Ausdehnung erfahren und namentlich die oberen Lungenpartieen nicht an der Atmung beteiligt sind. Ebenso

durch eine Thätigkeit, die infolge geringer Muskelthätigkeit und Bewegung eine Schwächung des Gesamtorganismus und somit eine geringere Widerstandsfähigkeit bewirkt. Hierher gehören wohl vorzugsweise die Bureaubeamten und die im Lehrberufe Beschäftigten, wie auch manche handwerkliche und fabrikmäßige Thätigkeit.

Ganz besonders häufig finden sich die Erkrankungen an Lungenschwindsucht in den Gefängnissen und Zuchthäusern, wo fast alle ungünstigen Bedingungen zusammentreffen.

Die zweite Gefahr der Infektion für den Menschen kommt von den erkrankten Haustieren. Die Schweine kommen weniger in Betracht. Sie sind der Erkrankung an Tuberkulose nur dann ausgesetzt, wenn sie mit der Milch perlsüchtiger Kühe gefüttert werden. Hingegen ist die Rindertuberkulose sehr verbreitet, namentlich im Norden von Deutschland. Sie beträgt 20 % bis 25 %. Auch bei den Tieren wird die Erkrankung durch ungenügende Nahrung, durch schlechte Stallungen gefördert. Vor allem durch direkte Übertragung wie beim Menschen. Für den Menschen gefährlich ist der Genuß der von kranken Kühen stammenden Milch, ganz gleich ob ein lokaler Drüsenprozeß besteht oder das Tier im allgemeinen krank ist. Die Gefahr ist namentlich groß für die Kinder, die ausschließlich auf den Genuß von Milch angewiesen sind. Wie bei den Schweinen die Tuberkulose, hauptsächlich durch Fütterung hervorgebracht, sich in Drüsenerkrankungen zeigt, so ist auch die Drüsenentzündung resp. Eiterung — besonders am Hals — ein charakteristisches Zeichen der Tuberkulose bei den Kindern. Daher der Name Skrofulose, von *scrofa* hergeleitet. Man muß freilich nicht, wie oft geschieht, jede leichte Augenentzündung der Kinder, jede kleine Geschwürsbildung für skrofulös halten.

Die Gefahr der Infektion durch die Milch kranker Kühe kann völlig durch starkes Kochen beseitigt werden. Jedenfalls sollte man niemals rohe Milch trinken, wenn man nicht über die Gesundheit der betreffenden Kuh völlige Sicherheit hat. Auch das kranke Fleisch kann durch gründliches Kochen unschädlich gemacht werden. Schwieriger ist es mit der Butter. Hier muß man sich darauf verlassen, daß nur die Milch gesunder Kühe zur Verwendung kommt. Wir haben ja in dem Tuberkulin ein ausgezeichnetes Mittel, rasch zu erkennen, ob ein Tier gesund ist oder tuberkulös. In der ergiebigen Anwendung des Tuberkulins und in einer gewissenhaften Fleischschau liegen die wichtigsten Maßregeln zur Verhütung der Übertragung der Tuberkulose vom Tier auf den Menschen.

Ein Glück ist es überdies für uns, daß die Infektion bei der Tuberkulose eine langsam wirkende ist und daß sie nur dann eine nachhaltige Schädigung herbeiführt, wenn die Einverleibung des Giftes häufig und in großen Massen stattfindet. Das ist ein hervorragender Unterschied vor anderen, schon durch Übertragung weniger Keime rasch wirksamen Infektionsträgern.

Die Fortschritte, die wir in den beiden letzten Jahrzehnten in Bezug auf die Erkennung der Ursachen der Tuberkulose, ihre Verbreitung und Bekämpfung gemacht haben, lassen hoffen, daß wir mit der Zeit dieser großen Gefahr für die Gesundheit des Volkes Herr werden können. Alles, was zum Wohl der Schwachen und Notleidenden geschieht, muß als Schutzmittel gegen die Tuberkulosegefahr betrachtet werden. Gesunde Wohnungen, gesunde, luftige Arbeitsräume, Aufbesserung der Ernährungsbedingungen einerseits, andererseits sorgfältige Pflege der Erkrankten und Fernhaltung derselben von den Gesunden. Auch die genaue Erkenntnis der Gefahren in den weitesten Schichten der Bevölkerung, wie das Verständnis für die ersten Erscheinungen der beginnenden Erkrankung unterstützen die Bekämpfung des Leidens als Volkskrankheit. Am meisten förderlich für den einzelnen ist aber eine gesunde Lebensweise, wozu die richtige Wahl des Berufes, eine zeitweilige Unterbrechung der Berufsthätigkeit und eine regelmäßige Übung der Lungenthätigkeit und Kräftigung der Brustmuskulatur gehören. Dies ist besonders dann notwendig, wenn infolge häufiger Fälle von Tuberkulose in der Familie eine erbliche Belastung, d. h. eine größere Empfänglichkeit für die Aufnahme der Tuberkelbacillen besteht.



Ein Landerziehungsheim für Mädchen.

Nachdruck verboten.

Auf keinem Gebiet unseres Lebens kommt es so deutlich zum Bewußtsein, wie sehr unsere sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse eine Entfremdung von dem Natürlichen, Gefunden in mancher Beziehung mit sich gebracht haben, als auf dem der Erziehung. Gerade hier wird von vielen Seiten der Wunsch laut, Mittel und Wege zu finden, dieser Entfremdung entgegen zu wirken, die sich in geistiger Überkultur ohne Rücksicht auf die konkreten und praktischen Forderungen des späteren Lebens einerseits, in einer gewissen nivellierenden, die Individualität übersehenden Erziehungsmethode andererseits zeigt. Dazu kommt die immer größer werdende Schwierigkeit, den Kindern der Großstadt den nahen Verkehr mit der Natur zu ermöglichen, der für ihre körperliche und geistige Entwicklung so außerordentlich wichtig ist.

Da wird es vielen wertvoll sein, von einem Versuch zu hören, den Frau Professor von Peterfenn in Groß-Lichterfelde bei Berlin gemacht hat, diesen allgemein empfundenen Mängeln der Kindererziehung abzuwehren. Sie richtete in der Art wie Dr. Liez in Hlensburg sein in der April-Nummer 1898 eingehend besprochenes Knabenheim ein Landerziehungsheim für Mädchen ein. Die dort befolgte Erziehungsmethode stellt drei Hauptgesichtspunkte auf: vor allem Entwicklung der Kinder zu charakterfesten, warm empfindenden, schlichten, tüchtigen Menschen; sorgsame Körperpflege und Abhärtung; gründlichere Aneignung des Lehrstoffes, besonders in den Sprachen und naturwissenschaftlichen Fächern; praktische Behandlung desselben, dadurch daß alle wissenschaftlichen Fächer, soweit es angeht, zugleich in den Dienst der wirtschaftlichen Frauenbildung gestellt werden; so sollen z. B. Botanik, Zoologie, Chemie, Physik verbunden werden mit Gartenbau, Kochkunst, Nahrungsmittellehre, Rechnen mit Haushaltungsbuchführung und hauswirtschaftlichem Unterricht zc. Ausführlicher folgt die eingehaltene Tagesordnung, nach der man leicht ein Bild der Absichten und Ziele der Leiterin erhalten wird. Nähere Auskunft erteilt diese selbst.

Der Tagesplan hatte im vorigen Sommer folgende Anordnung: Um 6 Uhr Aufstehen, den ganzen Körper mit kaltem Wasser abreiben, bis 6²⁰ Uhr Anziehen, bis $\frac{3}{4}$ 7 Uhr Betten machen, Stube fegen, Staub wischen; $\frac{3}{4}$ 7 bis 7 Uhr Andacht, Lesen eines Spruches im neuen Testament, Besprechung desselben in Anwendung auf das häusliche Leben, auch auf vorkommende wichtige Tagesereignisse, um 7 Uhr Frühstück, bis 7 $\frac{3}{4}$ Uhr Repetition zum Unterricht, dann $\frac{1}{4}$ Stunde Bewegung im Freien. Von 8 bis 10 Uhr wird wissenschaftlicher Unterricht erteilt, und zwar je $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Stunde für ein Fach. Nach der Frühstückspause um 10 Uhr beschäftigen sich die Kinder mit Arbeiten im Garten, Graben, Pflanzen, Anlage von Beeten, Gemüse- und Blumenpflege, unter Leitung eines Gärtners. Während dieser Zeit ist eines der Kinder nach dem andern $\frac{1}{2}$ Stunde mit Musikübungen beschäftigt, so daß bis $\frac{1}{2}$ 12 Uhr jedes eine Stunde gearbeitet und $\frac{1}{2}$ Stunde geübt hat. Dann decken sie gemeinsam den Mittagstisch, und um 12 Uhr wird Mittagbrot gegessen. Es besteht aus gebratenem oder gekochtem Fleisch mit Gemüse oder anderer Beilage, wie Reis, Macaroni, Hülsenfrüchten u. s. w., sowie einer nahrhaften Mehlspeise; das Abendbrot aus Bouillon, dick mit Haferflocken gekocht, daneben Brot mit Butter oder Wurst und Obst, je nach der Jahreszeit. Zum ersten Frühstück und Vesper bekommen die Kinder Milch mit Weißbrot; zum

zweiten Frühstück Butterbrot. Stark gewürzte Speisen, Salate und dergl., ebenso Wein, Bier und alle alkoholhaltigen Getränke sind ausgeschlossen. — Nach Tisch, also während der heißesten Tageszeit, waren die Stunden von $\frac{1}{2}1$ bis $\frac{1}{2}3$ Uhr der Erholung, dem Spiel gewidmet. Von $\frac{1}{2}3$ bis $\frac{1}{2}4$ Uhr wurde abwechselnd Zeichen- oder Handarbeitsstunde gegeben, in denen vorgelesen wurde. Auf die Wahl der Lektüre wurde großes Gewicht gelegt, um die Kinder vor unbeaufsichtigtem Viellefen, vor Überspanntheit, Sentimentalität und Frühreise zu hüten. Abgesehen von den „Quellenbüchern“ für Geschichte, Reise- und Naturbeschreibungen zur Ergänzung des Unterrichts der Geschichte und Erdkunde wurde Homers Odyssee, Gudrun, das Nibelungenlied, Roland (alles für Kinder bearbeitet) gelesen. Ferner: Unter dem Joche der Cäsaren, Robinson, Lederstrumpf, Pieter Maritz, der Burensohn aus Transvaal. — Sowohl der Handarbeits- wie der Zeichenunterricht war bei gutem Wetter im Freien, es wurde dann nach der Natur gezeichnet. Im Handarbeitsunterricht wird jede Aufgabe an den Dingen geübt, die den Bedarf der Kinder bilden. Sollte dabei das System zu kurz kommen, so bietet diese Art dafür mehr Abwechslung und regt den Eifer mehr an durch den auf der Hand liegenden praktischen Nutzen. Die Kinder bessern ihre Kleider, Strümpfe, Wäsche selbst aus; was an neuen Sachen gefertigt wurde, war bestimmt für ein kleines 1- bis 2jähriges Pflegekind, das für immer angenommen und der Fürsorge der kleinen Mädchen anvertraut ist. Je älter die Kinder werden, je mehr wird diese praktische Seite der Erziehung berücksichtigt und in organischem Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Unterricht gebracht werden, damit die jungen Mädchen zu ihrem natürlichen Frauenberuf in erster Linie nach jeder Richtung hin vorbereitet sind. — Nach der Handarbeitsstunde war Besperzeit, und bis 6 oder 7 Uhr wurden dann Schulaufgaben gemacht; erlaubte es die Zeit, so wurde nach dem See zum Baden gegangen oder sonst noch kurze Zeit in den Garten und vor dem Schlafengehen warm geduscht, um die Spuren des heißen Tages und der Gartenarbeit zu entfernen. Zwischen Abendbrot und Schlafengehen ist noch eine kurze Singstunde, und um 9 Uhr liegen die Kinder in ihren Betten.

Der Winterstundenplan ist fast derselbe, nur daß das Baden im Freien ganz wegfällt, ebenso das Arbeiten im Garten. An dessen Stelle trat Schlittschuhlaufen auf dem nahen Teich oder Schlittensfahren. Es wird um 7 Uhr statt um 6 Uhr aufgestanden, und die Stunden beginnen um 9 Uhr; auch werden vier wissenschaftliche Stunden wöchentlich mehr erteilt. Auch auf Turnen wird besonderes Gewicht gelegt, und die Turnstunden werden, wenn irgend thunlich, also außer bei Regen und Schnee, im Freien gegeben. Es hat sich sowohl hierbei als im allgemeinen die Reformkleidung vorzüglich bewährt. Über der Unterwäsche wird nur ein Leibchen mit wollenem Beinkleid, unter dem Knie geschlossen, getragen. Darüber ein Matrosenkleid; der Hals ist also frei, ebenso sind es die Beine bis auf kurze halbe Strümpfe und Sandalen.

Die Leiterin berichtet, daß während des nun einjährigen Bestehens ihres Heims kein einziger Krankheitsfall bei den Kindern zu verzeichnen war. Sie sind auch in Bezug auf den Unterricht ganz auf der Stufe ihrer Altersgenossinnen in der Stadt, ein Resultat, das jedenfalls für die dort befolgten Methoden spricht. So kann man diesem ersten Versuch gewiß eine weitere Entwicklung wünschen.



und zeichnend zu erproben. Dem heranwachsenden Mädchen dienten dann die äußerst kunstvollen Geslechte der Naturvölker, wie sie in reichen Sammlungen die Museen bergen, zum lehrreichen Vorbilde; sie konstruierte sich selbst ganz primitives Werkzeug zu ihren Flechtereien. Ein glücklicher Zufall wollte es, daß Frau Eissen ein Stück des

aus Baumwolle verfertigten Geslechts sich um den Leib legte und nun gewahr wurde, welche eine angenehme elastische Stütze dem Leib dadurch geboten wurde. Dadurch ergab sich als weitere Folge die Nuzbarmachung dieser Geslechte zu medizinischen Zwecken; hier steht ihnen sicherlich eine große Zukunft bevor.



Frauenvereine.

Ein Verein für Frauenerwerb und Frauenbildung

ist kürzlich in Halle entstanden. Ein Komitee, das sich zu Anfang des Winters bildete, veranlaßte zunächst, um weitere Kreise für die Ideen der Frauenbewegung zu gewinnen, vier Vorträge, und zwar sprachen Frau Dr. S. Goldschmidt-Leipzig über „Ausgangs- und Zielpunkt der Frauenbewegung“, Fräulein Helene Lange-Berlin über „Frauenstudium“, Fräulein Alice Salomon über „Soziale Hilfsarbeit der Frauen“, Frau Marie Stritt-Dresden über „Rechtsschutz“. Der ausgezeichnete Besuch dieser Vorträge bewies, daß auch für Halle die Zeit gekommen ist zu allgemeiner Teilnahme an Bestrebungen im Interesse der Frauenbewegung. Etwa 135 Damen haben sich als Mitglieder gemeldet, und die Konstituierung des Vereins konnte im Monat März schon stattfinden.

Der Verein führt den Namen „Halle'scher Frauenverein für Frauenerwerb und Frauenbildung“, Vorsitzende ist Fräulein Dr. A. Gosche. Der engere Vorstand besteht aus 7, der erweiterte aus 15 Damen. Diese Mitgliederzahl soll zugleich als Ortsgruppe dem „Allgemeinen Deutschen Frauenverein“ angehören, und der gesamte Halle'sche Verein als solcher wird sich dem Bunde deutscher Frauenvereine anschließen.

Für seine praktische Tätigkeit hat vorläufig der junge Verein, den lokalen Bedürfnissen entsprechend, folgende Arbeitszweige gewählt:

Einrichtung einer Rechtsschutzstelle nach dem durch Frau Marie Stritt in ihrem Vortrag dargelegten Plan. Begründung einer Bibliothek zur Frauenfrage. Gesellschaftsabende für weibliche kaufmännische Angestellte.

Weitere Bestrebungen, wie Einrichtung von Fortbildungskursen für schulentlassene Mädchen, Organisierung sozialer Hilfsarbeit nach dem durch Fräulein A. Salomon erläuterten Muster u. c. sollen in Angriff genommen werden, sobald die nötigen Voraussetzungen dafür gewonnen sind.

Zur Lokalisierung aller Vereinsbestrebungen ist man vor allem jetzt bemüht, geeignete Räumlich-

keiten zu beschaffen mit dem Plane einer Erweiterung und Ausgestaltung derselben zu einem Klublokal. E. J.

Verein Jugendschutz Berlin.

Vors. Fr. Bieber-Böhm. Im Verein Jugendschutz hielt am 6. April Herr Professor Behrend einen Vortrag über „Kellnerinnenkneipen und ihre Gefahren“. Der Redner betonte, daß er naturgemäß in erster Linie als Arzt urteile. Zur Lösung der Frage müßte, um Einseitigkeit zu vermeiden, ebenso der Jurist, der Verwaltungsbeamte und der Moralist zu Worte kommen. Er behandelte vor allem die Gefahren, die die „Animierkneipen“ für die Verbreitung von gefährlichen Krankheiten in sich schließen.

In der sehr lebhaften Diskussion wurde noch darauf hingewiesen, daß, wie die Sache liegt, es am wünschenswertesten für Berlin wäre, wenn man diese Art Kneipen ganz unterdrücken könnte; in Kopenhagen soll es gelungen sein. Es wurde auch die Forderung aufgestellt, daß die Wirte gehalten sein müßten, den Kellnerinnen festen auskömmlichen Lohn zu gewähren und die Arbeitszeit hygienisch zu bemessen, sowie daß eine Stellenvermittlung von Amtswegen eingerichtet werden müsse, um der Ausbeutung durch die Agenten entgegenzutreten.

Die Vorsitzende des Jugendschutz, die sich zum Schluß für Eröffnung aller edlen und höheren Berufe für die Frauen aussprach, erklärte, daß angesichts der ungeheuren Gefahren des Kellnerinnenberufes die Mädchen leichtem Herzens auf diesen Beruf verzichten sollten. Selbst im gepriesenen München ist nach dem vorjährigen Bericht von 100 Mädchen, die Kellnerinnen werden, nach einem Jahr nicht eine mehr anständig und die Hälfte ist bereits mit schlechten Krankheiten angesteckt. Die anwesenden Eltern und Vormünder warnte sie dringend davor, ihren Töchtern und Mündeln diesen Beruf zu gestatten. Die anwesenden jungen Leute warnte sie eindringlich, solche Kellnerinnenkneipen zu betreten. Die aufklärenden Schriften des Vereins wurden zahlreich nach Schluß des Vortrages verkauft.





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Der Landesverein Preussischer Volksschullehrerinnen hielt seine dritte Generalversammlung vom 16. bis zum 18. April 1900 zu Berlin. Die Tagesordnung umfaßte neben den Arbeitsberichten der verschiedenen Ausschüsse des Vereins drei Vorträge, die aktuelle Fragen aus dem Arbeitsgebiet des Vereins behandelten und bewiesen, wie weit dieser seine Aufgaben faßt und wie eingehend, gründlich und vielseitig er sie erledigt. Fr. Auguste Foerster-Cassel sprach über das Thema: „Soll der Haushaltungsunterricht als obligatorischer Gegenstand in die Volksschule eingeführt werden?“ Der Vortrag beantwortete die Frage in bejahendem Sinne und gründete diese Antwort auf die Erwägung, daß die obligatorische Fortbildungsschule, während das Bedürfnis nach hauswirtschaftlicher Ausbildung der Mädchen immer dringender wird, einerseits noch in weitem Felde liege, andrerseits aber auch eine gewisse Vorbereitung schon während des eigentlich schulpflichtigen Alters erfordern würde. Aus ihrer reichen praktischen Erfahrung widerlegte die Referentin die Einwände, die gegen die Einführung des Haushaltungsunterrichts in die Volksschule erhoben werden können. Die Diskussion bezog sich vor allem auf diese Schwierigkeiten, Belastung des Lehrplans u. s. w., doch wurden die von der Referentin aufgestellten Thesen angenommen. Sie gipfelten in dem Schlußsatz:

Der Landesverein Preussischer Volksschullehrerinnen hält sich für verpflichtet, den Wunsch nach obligatorischer Einführung des Haushaltungsunterrichts in die Volksmädchenschulen, zunächst in die der größeren Städte und der Fabrikbezirke, auszusprechen.

In der zweiten öffentlichen Versammlung sprach Fr. Stetter-Danzig über „Die Volksschullehrerin als Waisenspflegerin“. Es war ein Charakteristikum aller Vorträge, daß sie sich auf ein außerordentlich reiches Erfahrungs- und Beobachtungsmaterial gründeten. Es trat das bei diesem Vortrag ganz besonders hervor, der sowohl das ganze Arbeitsgebiet der Waisenspflegerin als

solcher überblickte, als auch die Möglichkeiten, die der Volksschullehrerin, ohne daß sie Waisenspflegerin ist, zur Mithilfe an der Waisenspflege offen stehen. Für die korporative Beteiligung der Volksschullehrerinnen wurde das Eintreten für die Organisation der Waisenspflege im Sinne des Laubeshen Systems, für sanitäre Überwachung der Waisen durch Ärzte, Errichtung von Waisendepots, berufliche und hauswirtschaftliche Ausbildung der Waisensmädchen, Gründung freiwilliger Erziehungsbeiräte in Aussicht genommen. Die Diskussion war durch die Beteiligung des Vorsitzenden des freiwilligen Erziehungsbeirats, Herrn Pagel, des Herrn Prof. Zimmer und einer Anzahl in der Waisenspflege schon thätiger Frauen und Lehrerinnen eine außerordentlich vielseitige und angeregte. Dasselbe galt von der, die sich an den dritten Vortrag anschloß: „In welchem Umfange kann die Volksschule an der Gesundheitspflege ihrer Zöglinge mitarbeiten?“ Die Rednerin, Fr. Zauderkönigsberg, führte einen Teil der Krankheitserscheinungen, die in immer größerem Maße im Volke auftreten, zurück auf eine Vernachlässigung der körperlichen Erziehung von Seiten der Schule, sei es durch Mangel an prophylaktischer Fürsorge oder durch geradezu gesundheitschädliche Maßnahmen. Sie verlangte von der Schule eine planmäßige Gesundheitspflege ihrer Zöglinge und stellte die folgenden Mittel als dazu notwendig hin: Anstellung von Schulärzten, welche Hand in Hand mit hygienisch gebildeten Lehrkräften für strenge Durchführung der Schulhygiene sorgen; Änderung des Lehrplanes, der Raum und Zeit für Lehrgegenstände, die direkt der Körperpflege dienen, gewähren muß; die Einführung des Turnunterrichtes als obligatorischen Unterrichtsgegenstand in allen Mädchenvolksschulen, die Einführung planmäßiger Spielstunden, Wanderungen im Freien, welche gleichzeitig für den naturgeschichtlichen Unterricht fruchtbar gemacht werden; für Kinder der Oberstufe Beschäftigung in Schulgärten; wo die örtlichen Verhältnisse es gestatten, Baden und Schwimmen im Freien unter

Leitung und Aufsicht pädagogisch und technisch gebildeter Lehrkräfte, Schulbrausebäder.

Von demselben rüstigen, wirklichkeitskundigen, ausgezeichnet organisierten Schaffen zeugten die Arbeitsberichte des Ausschusses für soziale Hilfsarbeit und dessen für Propaganda, der im Anschluß an die statistische Zentralstelle des Vereins arbeitet, und der Rechtsschutzkommission. Eine in Aussicht genommene Erweiterung der Vereinstätigkeit zur Hebung der materiellen Lage der Lehrerinnen wird die Errichtung einer Hilfskassa auf genossenschaftlicher Grundlage sein, zu der der Vorstand die Anregung gab.

Wer den Verhandlungen beigewohnt hat, wird den Eindruck erhalten haben, daß im Volksschullehrerinnenstande aus eigener Kraft eine soziale Hilfsgruppe heranwächst, der man nur zu ungemindert Entfaltung ihres Einflusses erweiterte Ausbildungsmöglichkeit, gesicherte materielle Grundlage und einen erweiterten Wirkungskreis in der Schule im Interesse der Frauensache aufs dringendste wünschen kann.

* **Zwei Kellnerinnenversammlungen**, die von einem Komitee von Frauen der verschiedensten Richtungen einberufen waren (Frau Emma Ihrer, Fräulein Helene Lange, Fräulein Anna Papprik, Fräulein Alice Salomon, Frau Tieß) fanden am 29. März und am 4. April in Berlin statt. Der Zweck der Versammlung war, Stellung zu den Vorschlägen der Reichskommission für Arbeiterstatistik zu nehmen, die diese dem Reichskanzler für die bevorstehende reichsgesetzliche Regelung des Arbeitsverhältnisses im Gastwirtsgewerbe unterbreitet hat. Nachdem der Kongreß der Kellner, der anfangs März in Berlin tagte, eine Reihe von Resolutionen angenommen hat, die als Ergänzung der höchst unzulänglichen Vorschläge der Kommission für Arbeiterstatistik den gesetzgebenden Körperschaften unterbreitet werden sollen, hielten die Frauen es für geboten, auch von Seiten der Kellnerinnen Vorschläge zur Hebung dieses Standes zu veranlassen, der nicht nur unter wirtschaftlichen, sondern auch unter schweren sittlichen Schäden in vielen Teilen Deutschlands zu leiden hat. Während die Kommission für Arbeiterstatistik die Verhältnisse der weiblichen Angestellten im Gastwirtsgewerbe in ihren Vorschlägen kaum berücksichtigt hat (in der Hauptsache ist nur Festsetzung einer 8stündigen täglichen Ruhezeit für alle Angestellten vorgesehen, die für 60 Tage im Jahr noch um eine Stunde verkürzt werden kann, und Verbot der Beschäftigung von Kellnerinnen unter 18 Jahren), stellte sich der Kellnerkongreß in seinen Beratungen über die Kellnerinnenfrage nur auf den Konkurrenzstandpunkt. Die Einberuferinnen der Kellnerinnen-

versammlungen beleuchteten deshalb die schweren wirtschaftlichen und sittlichen Schäden, denen die Frau noch mehr als ihr männlicher Kollege im Gastwirtsgewerbe ausgesetzt ist, und unterbreiteten Vorschläge zu einer reichsgesetzlichen Regelung des Arbeitsverhältnisses der Kellnerinnen. In der Diskussion äußerten sich eine ganze Reihe von Kellnerinnen über diese Mißstände; namentlich wurde das Unwesen der privaten Stellenvermittlung von mehreren Kellnerinnen und der Wunsch nach Abhilfe auf diesem Gebiet wiederholt betont. In beiden Versammlungen wurde folgende Resolution einstimmig angenommen:

Die am 29. März 1900 (bzw. 4. April 1900) tagende Kellnerinnenversammlung erklärt:

Daß im wirtschaftlichen und gesundheitlichen Interesse der Kellnerinnen eine reichsgesetzliche Regelung der Arbeitsverhältnisse im Gastwirtsgewerbe anzustreben ist, betreffend:

a) Bestimmungen über Zahlung eines ausreichenden Lohnes.

Begründung: Den Kellnerinnen wird seit ausnahmslos kein fester Lohn gezahlt. Sie sind daher auf die Trinkgelder der Gäste angewiesen, was eine große sittliche Gefahr in sich schließt.

b) Einrichtung von staatlichen oder städtischen Stellenvermittlungen.

Begründung: Das private Stellenvermittlungswesen bedeutet eine wirtschaftliche Ausbeutung der Kellnerin im schlimmsten Maße.

c) Festsetzung bestimmter Arbeitspausen, insbesondere einer ununterbrochenen 10stündigen Ruhezeit nach jedem Arbeitstage.

Begründung: Die im Gastwirtsgewerbe vielfach übliche 16stündige Arbeitszeit schließt eine schwere Schädigung der Gesundheit der Kellnerinnen ein.

d) Ausdehnung der Gewerbeinspektion auf das Gastwirtsgewerbe, einschließlich der Wohn- und Schlafräume der Angestellten.

Außerdem tritt die Versammlung für eine energische Anwendung des § 33 Ziffer 1 der Reichsgewerbeordnung ein, wonach die Erlaubnis zur Betreibung des Gastwirtsgewerbes zu versagen ist, wenn gegen den Nachsuchenden Thatsachen vorliegen, welche die Annahme recht fertigen, daß er das Gewerbe zur Förderung der Böllerei, des verbotenen Spiels, der Heblera oder der Unsittlichkeit mißbrauchen würde.

Die Versammlung beauftragt die Einberuferinnen, die Resolution den maßgebenden Körperschaften zu unterbreiten.

Die Resolution ist dem Reichstag gleich nach den Osterferien zugegangen, und es ist zu hoffen, daß die darin gemachten Vorschläge berücksichtigt werden.

* **Frau Elise Wenzel-Hedmann** in Berlin ist gelegentlich des 200jährigen Jubiläums der Akademie der Wissenschaften in Anerkennung ihrer Leistungen in deren Interesse zum Ehrenmitglied der Akademie ernannt worden. Frau Wenzel-Hedmann hat seiner Zeit auch die Einrichtung des neuen Heims des Pestalozzi-Fröbel-

hauses durch die von ihr zur Verfügung gestellten großen Mittel ermöglicht. Es gehört in Deutschland ja immer noch zu den Seltenheiten, daß eine Frau ihre Mittel in so hervorragendem Maße Kulturzwecken dienstbar macht.

* Als **Gewerbeinspektionsassistentin** für Berlin und Charlottenburg ist Fräulein Reichert angestellt und zunächst der II. Gewerbeinspektion in Berlin überwiesen worden.

* **Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M.** Der Frankfurter Abteilung des Vereins Frauenbildung-Frauenstudium wurde auf eine im August vorigen Jahres an das preußische Ministerium gerichtete Petition um Genehmigung eines fünfklassigen Mädchengymnasiums Ende November der ministerielle Bescheid, das Pensum sei in vier Jahren zu erledigen und die Schule habe den Namen „Gymnasialkurse“ zu führen. Auf ein Anfang dieses Jahres an das Provinzialschulkollegium in Kassel eingereichtes Gesuch: 1. den gymnasialen Unterricht doch auf fünf Jahre ausdehnen zu dürfen, um geistige und körperliche Überanstrengung und oberflächliche Ausbildung der Mädchen zu vermeiden, 2. die Schule „Gymnasiale Mädchenschule“ nennen zu dürfen, um ihren wirklichen Charakter auch im Namen hervorzuheben, erhielt der Verein nunmehr folgende Erwiderung des Ministers:

Da es an sicheren Erfahrungen darüber, ob das Lehrziel des Gymnasiums ohne Überlastung der Schülerinnen in vier Jahren erreicht werden kann, zur Zeit noch mangelt, will ich gestatten, daß bei Einrichtung der Gymnasialkurse für Mädchen in Frankfurt a. M. eine fünfjährige Kursusdauer in Aussicht genommen wird. Die Bezeichnung „Mädchengymnasium“ ist unter allen Umständen zu vermeiden. Die neue Einrichtung hat in Frankfurt a. M. wie anderwärts die Bezeichnung „Gymnasialkurse für Mädchen“ zu führen.

Die Frage, ob eine vier- oder eine fünfjährige Ausbildungszeit zur Erreichung der Maturität notwendig ist, ist wohl nur mit Berücksichtigung der jeweiligen lokalen Verhältnisse zu entscheiden. Daß bei kleinen Klassen und mit fähigen, reiferen Schülerinnen das Pensum in vier Jahren zu erledigen ist, das haben die ausgezeichneten Resultate bei den Prüfungen der in den Berliner Gymnasialkursen vorbereiteten Schülerinnen bewiesen. Man ist aber auch hier schon, ebenso wie in Leipzig, dazu gekommen, bei Herabsetzung des Aufnahmealters und der immer zunehmenden Frequenz der Klassen, eine 4½ jährige Vorbereitung in Aussicht zu nehmen.

Bedauernswert ist es nur, daß die guten Resultate sämtlicher deutscher Gymnasialanstalten für Frauen in den Augen des Publikums dadurch geschädigt werden, daß, wie das kürzlich öfter geschehen ist, Damen nach mangelhafter privater Vorbereitung erfolglose Versuche machen, die Maturität zu erlangen. Es hat sich sowohl bei der Michaelis 1899 in Berlin abgehaltenen Prüfung, bei der die Schülerinnen der Kurse bestanden und mehrere privatim vorbereitete durchfielen, als vor allem in der Osterprüfung, bei der von fünf privatim vorbereiteten Schülerinnen vier nicht bestanden, gezeigt, wie geringe Aussichten auf Erfolg eine solche private Vorbereitung gewährt. Aber es haben ja auch die Gymnasialkurse leider vielfach mit dem Wunsch der Schülerinnen, ihre Vorbereitung möglichst schnell zu erledigen, zu kämpfen.

* **Die Anstellung städtischer Waisenspürgerinnen in Hannover** ist durch die Bemühungen des Vorstandes der dortigen Ortsgruppe des Deutsch-Evangelischen Frauen-Bundes erreicht worden. 82 Frauen treten mit dem ersten April in Thätigkeit, um die Fürsorge für die von der Stadtverwaltung in Privatpflege gegebenen Waisenkinder zu übernehmen. Die Damen sind den städtischen Waisenräten koordiniert, so daß jedem Bezirk eine Pflegerin und ein Waisenrat zusammen vorstehen werden.

Außer der Waisenspflege sind die hiesigen Mitglieder des Deutsch-Evangelischen Frauen-Bundes in der Jugendfürsorge, der Bahnhofsmission und dem Rechtsschutz thätig. In der letzten Arbeit stehen sie gemeinsam mit Mitgliedern des hannoverschen Frauenbildungs-Vereins und geben so den Beweis, daß es ihnen ernst ist mit dem oft ausgesprochenen Grundsatz des Deutsch-Evangelischen Frauen-Bundes, mit allen Parteien im Frieden zu leben und sich mit ihnen zu gemeinsamer, tüchtiger Arbeit zu verbinden.

* **Der Flottenkundgebung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins** haben sich an weiteren Vereinen angeschlossen

Der Verein Deutscher Lehrerinnen in Italien,
Der Kölner Lehrerinnenverein,
Der Landesverein Preussischer Volksschullehrerinnen,
Der Verein Arbeiterinnenheim in München.

* **Zur Schatzmeisterin des International Council** ist als Erbs für die verstorbene Frau Jeannette Schwerin Fräulein Helene Lange ernannt worden.



Bücherschau.

Von der neuen Cotta'schen Ausgabe von **Heinrich Seibels** erzählenden Schriften liegen uns weitere sieben Lieferungen vor. Auf Leberecht Hühnchen, diesen köstlich gesunden Gegenwartsroman, dem gegenüber keine Zola- und keine Schopenhauerstimmung Stich halten kann, folgen die „Vorstadtgeschichten“, in denen das seltene Talent des Verfassers, kleinen Verhältnissen und kleinen Leuten ihre liebenswürdigen Seiten abzugewinnen, wieder voll hervortritt.

Man sollte sich die Gelegenheit, einen so köstlichen Besitz zu so billigem Preise zu erwerben (das Wert wird in 35 Lieferungen à 40 Pf. vollständig sein), nicht entgehen lassen. Die Verlags-handlung hat zu den sieben Bänden, die die vollendete Sammlung der erzählenden Schriften umfassen wird, Einbanddecken à 60 Pf. anfertigen lassen, die durch jede Buchhandlung zu beziehen sind.

„**Perlen deutscher Dichtung.**“ Zur Belebung des litteraturkundlichen Unterrichts und zum Selbststudium. Von Otto Bräunlich. (Leipzig, Ernst Wunderlich, geb. 3,60 Mark, Prachtband 4 Mark.) Das Wert bietet eine im ganzen gute Auswahl aus den Gedichten unserer Nationallitteratur nebst einigen Prosaprosen. Gegen die Auswahl der „bedeutenden Lyriker der Gegenwart“ (nur Bachr, Stadion und Viktor von Strauß sind vertreten!) ließe sich aber doch vielerlei einwenden. Eine Anzahl häßlicher Druckfehler, die sich sogar bis in die Dichternamen hineinverirrt haben (Annetti von Derste-Hülshoff, Luise Bahrmann statt Brachmann — auch im Inhaltsverzeichnis, ob also Druckfehler?), ferner Mortuos planeo, fulgura franco werden wohl bei einer neuen Auflage beseitigt. Die Ausstattung ist eine sehr gute.

Anzeigen.

Die dreispaltige Nonpareille-Zeile (oder deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallreiberstraße 24/25.

The Study of English in Oxford.

St. Hugh's Hall, one of the Colleges for Women, will be again opened by Mrs. Burch as a Vacation School of English Language and Literature for Foreign Women Students. Lectures will be given and classes held within St. Hugh's Hall by University Lecturers and Tutors, upon subjects specially selected to meet the known needs of the Foreign Student. A due proportion of English ladies will be received, to afford opportunities of conversation. For terms, which include board, residence, and tuition, apply at once to **Mrs. Burch, 11 Beechercroft Road Oxford.**



Verbandstoff-Fabrik M. PECH

Berlin W. 85 J., Karlsbad-Straße 15.

Directe • 12 Geschäfte • Bezugsquelle.

Sämmtliche Artikel zur Krankenpflege.

1a. Verband- 1 Ko. 500 g 250 g
weite 1,76 0,90 0,50 M

Jerrigatoren complet M. 0,75.

Gesundheitsbinden für Damen pro

Dugend M. 0,50.

Gummische für Kinder M. 1,44

für Damen M. 2,40.

Boroglycerinlanolin, Lanolin-

Hyrolin $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{3}{4}$ Tuben
0,15 0,25 0,50 0,55 M

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. *

Schulgeld 81 Mk. jährl.

Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.

Auskunft:

Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Ratschläge

für deutsche Erzieherinnen in England

von

Selene Adelmann

Preis 40 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14.

W. Mosler Buchhandlung.

Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh. Rath Professor Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdaunungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung**, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** $\frac{1}{2}$ Fl. 3 M., $\frac{1}{4}$ Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N.,
Chaussee - Straße 10.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogerhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

„Goethes Selbsteuignisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen.“ In zeitlicher Folge zusammengefasst von Th. Vogel. (Leipzig, V. G. Teubner.) Das nützliche kleine Buch, das Goethes eigene Aussprüche zu religiösen Fragen zusammenstellt, dem Goethe-Laien dadurch eine zusammenfassende Übersicht, dem Kenner ein schnelles Auffinden etwa gesuchter Stellen ermöglicht, ist in zweiter Auflage erschienen. Die am Schluss neu beigelegten alphabetischen Übersichten werden vielen willkommen sein.

Kleine Mitteilungen.

Das **Israelitische Lehrerinnenheim**, am 5. November 1899 vom Verein „Jbr. Lehrerinnenheim“ eröffnet, bietet wissenschaftlichen und technischen Lehrerinnen, Erzieherinnen und Damen, die ihre Befähigung im Lehrfache und eine Amtstätigkeit von mindestens 10 Jahren nachweisen können, vom 55. Lebensjahre an lebenslängliche Aufnahme von 800 Mark. Im Bedürfnisfalle kann eine Ermäßigung der Einzahlungssumme stattfinden. Das Heim gewährt möblierte Wohnung, Verpflegung, Heizung, Licht, freie Wäsche, in leichten Krankheitsfällen Arzt und Medizin. Bewerbungen um Aufnahme sind an den Vorsitzenden des Vereins, Herrn Sanitätsrat Dr. Wienthal, Linkstr. 3, oder an dessen Stellvertreterin, Frl. Pauline Münchhausen, Großbeerstraße 94, zu richten.

Wir verweisen unsere Leser auf die Annonce: „**Lustkurort Niggensberg**“ zc. in dieser Nummer. Die Pension ist von solchen, die sie besucht haben, warm empfohlen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Absendung nicht besprechener Bücher ist nicht möglich.)
Aus Bobo's Reich. Novelle aus dem Harz von H. Riehne. 3. Auflage. Hans Friedrich, Kommissionsverlag, Berlin.
Gedichte von H. Riehne. Selbstverlag in Nordhausen.
Aus der Tiefe. Gedichte von Fritz Eiler-Somlo. 1 Mark. Verlag von Job. Sassenbach, Berlin.
Vom Wundberg. (Mit Titelbild.) Fiktionale Gedichte von Hermione von Preuschen. Verlag von Caspar Schmidt, Zürich.

Gesang-Unterricht Methode Stockhausen. Solo, Ensemble und Chor ertheilt
Fr. Dr. Paula Gierke, Concertsängerin und Gesanglehrerin.
 Berlin W., Potsdamer Strasse 122c., Gartenhaus III.
 Sprechstunde 2-4.



Maggi
 zum Würzen der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend. Wenige Tropfen genügen!
 In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Internationales Heim, Berlin SW., Falleschstraße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis 5. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einricht. des Zimmers pro Tag. [8
Mrs. Selma Spranger Vorsteherin.
Emmer Pianinos
 Flügel, Harmoniums
 BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
 Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.
 Zu beziehen durch das Vereinsbureau 18 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einzahlung von 2,20 Mark.



TROPON
Nahrungs-Eiweiss.
 1 Kilo Tropo n hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropo n setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropo n hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropo n ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)
Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropo n-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropo n-Chocolade besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.
Tropo n-Cacao Alleinige Fabrikanten
Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

Unsere Stiefmutter. (Mit Titelbild.) Hervorw. von General-Superintendent Textor in Magdeburg. 2. Auflage, Eleg. gebd. 2 Mark. Verlag von H. Mühlmann (Max Große), Halle a. S.

48 Lieder und Balladen. Felix Mendelssohn-Bartholdys 48 Lieder ohne Worte nachgedichtet von Gaudens Spagnapanne. 2,50 Mark. Verlag von E. Wiersen, Dresden.

Postfachbriefe aus Kairo mit 42 Illustr. nach photographischen Aufn. Veröffentlicht von M. Raraße. 1 Mark. Verlag von G. V. Thilo, Berlin W. 50.

Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit, 13 Bändchen der Sammlung: Aus Natur und Geisteswelt von Prof. Dr. K. Jander. Mit zahlreichen Abbildungen im Text und auf zwei Tafeln. Eleg. geb. 1,15 Mark. Verlag von G. O. Teubner, Leipzig.

Kann es Grenzen der Pflicht geben? Ein Vortrag von Anna Berna u. 80 Pf. Verlag von Ferd. Dummler, Berlin.

Lufkkurort Minggenberg (Schweiz).

Hôtel und Pension Bellevue,
1/2 Stunde von Interlaken, schönste Lage am Brienzsee, staubfrei, naber Tannenwald, zahlreiche Spazierwege, große schattige Terrasse mit herrlicher Aussicht auf Gebirge, See und Umgebung, gut empfohlenes Hôtel, vorzügliche Verpflegung, aufmerksame Bedienung, Bäder im Hause. Pensionspreis incl. Zimmer 5 frk. pro Tag. Beste Referenzen!

Besitzer **J. Schmoker.**

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Breyer,** [1]
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.

Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrfr. Näh. Hon. Stellenvermittlung. Pension im Hause.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 36.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Fr. Hübner, Berlin W., Augustenburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/28—1/4. [2]



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunstfädelerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdienen ihren Ruf der meistvollkommenen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder allerer Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstfädelerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidinger.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 66. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Druckfachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache an!

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Höhere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Fr. Adelman, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16, Wyndham Place und Fr. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Wiesbaden

Emserstrasse 36.

Herzlich geleitetes Familienpensionat für Kurgäste, Reconvaleszenten und Erholungsbedürftige jeder Art. Bäder — Gymnastik im Hause.

Dr. Max Conrad u. Frau.

Nancy, 1 rue Mabry, Le Pensionat de Mesdames Boyer se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Familien-Pension I. Ranges

von

Elisabeth Joachimsthal [1]

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechte

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das Placierungsbureau

von Frau Joh. Simmel.

geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Linfr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Batazen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2 % des ersten Jahresgehalts.

Keine Einschreibgebühren. [9]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moser Buchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moser Buchdruckerei, Berlin S.



Zum Zwangserziehungsgesetz.

Von

Anna Ernst.

Nachdruck verboten.

Unser Staat besinnt sich immer mehr auf seine Erzieherpflichten. Diese Pflichten liegen nicht nur auf dem Gebiet der Schule. Will der Staat nur hier ein Erzieher sein, in allen übrigen Institutionen aber von dem erzieherischen Moment absehen, es als Begleiterscheinung erfreulicher und unerfreulicher Art, die nicht zu vermeiden ist, in den Kauf nehmend, so ist jene erste und einzige Bemühung eine wenig aussichtsreiche, der Staat selbst versäumt es, ihr die Bedingungen zu schaffen, in denen allein sie ihr Ziel erreichen kann.

In erster Linie entbehrt unsere Strafgesetzgebung zu sehr des pädagogischen Geistes. Sie beruht auf dem Auge um Auge, Zahn um Zahn, auf einem Messen und Wägen, wie bei einem Tausch oder einem Kauf. Die That wird von dem Thäter gelöst, objektiviert, wie eine Arbeit, die als Ding an sich gewertet wird, ohne Rücksicht auf ihren Verfertiger. Ab und zu drängt ein Mitleidsmotiv die Arbeiter in den Vordergrund neben ihre Ware, man schätzt ihre Not mit ein und erhöht die Preise. So erweckt der Thäter hin und wieder ein Mitleiden bei seinen Richtern, seine That wird verständlich nicht nur, sie wird fast selbstverständlich, so gewaltig drängten Verhältnisse, Augenblickswirkungen, allzu menschliche Affekte darauf hin, dann billigt man ihm mildernde Umstände zu. Die Strafe aber, ob genau gewogen oder herabgemindert, ist immer nur Sühne, eine Gegenleistung durch Einbuße, sie erstrebt an sich keine Besserung, und die Art ihres Vollzuges schließt häufig nicht nur jede Möglichkeit der Besserung aus, sondern wirkt positiv fördernd auf alle vorhandenen schlechten Neigungen und verbrecherischen Triebe. Die Zahl der rückfälligen Verbrecher erbringt den Beweis, daß Strafen ohne Erziehung kein besseres Moment inne wohnt. Was dem Verbrecher not thut, damit sein Korn oder Körnchen Gesundheit und Tüchtigkeit

nicht vernichtet, sondern möglichst kräftig entwickelt werde, läßt sich aus dem entnehmen, was ihn in Schuld und Verbrechen trieb.

Rückwärts zur Quelle muß die Lösung heißen, will man Erkenntnis gewinnen, und dieser Gang führt meistens in die erste Jugend zurück, in die Familie hinein, und zeigt uns ein Kind, das kein sittliches Unterscheidungsvermögen erlangen konnte. Die Eltern kannten und achteten keine Grenzlinien zwischen Gut und Böse, alles vermischte sich in Stumpfheit und Dumpfheit. Die Straße, auf der der Verwahrloste zum Verwahrlosten sich gesellte, war der einzige, immer rege Erzieher. Nun geschah die That, die von vielen gleichen, ja schlimmeren, sich durch eins unterschied: sie kam vor den Richter. Mit der Freiheit war es aus. Der Staat steckte das Kind hinter Gefängnismauern, eine Zeitlang sein einziger Ernährer und Erzieher. Diese Erziehung fiel so aus, daß sie zum Rückfall führte.

Schon jetzt sind die leitenden Gesichtspunkte hervorgetreten. Die falschen Erzieher haben den Verbrecher erzeugen helfen! Sie müssen selbst erzogen, reformiert oder durch andere ersetzt werden. Mit dem Erzogenwerden, dem Reformieren hat's gute Weile, es ist eine Arbeit für Generationen, das Ersetztwerden läßt sich durchführen.

Statt der elterlichen Mißerziehung werde vernachlässigten Kindern und Jugendlichen Zwangserziehung, statt des Gefängnisses bei der ersten, halb bewußten Straftat nehme eine Erziehungs- oder Besserungsanstalt sie auf, und Zwangserziehung erfolge nach einer notwendig gewordenen Strafhaft, einer Haft, die hoffentlich bald der entsittlichenden Einflüsse entkleidet werden wird, die in den meisten unsrer Amtsgefängnisse auf die Wehrlosen, Freiheitberaubten einstürmen.

Hervorragende, scharfblickende Kriminalisten erkannten lange schon die wahren Schuld Faktoren des immer mehr sich steigenden Prozentsatzes der jugendlichen Verbrecher und redeten einer prophylaktischen gesetzgebenden Thätigkeit das Wort. In derselben Richtung bewegten sich die Wünsche und Vorschläge der Lehrer und Lehrerinnen, die an den Kindern des Volkes wirken.

Die Volksschule hat in der That ein besondres Interesse daran, den Staat als Erzieher sich zur Seite zu wissen. Ihre Macht reicht nicht aus, Eindrücke des vorschulpflichtigen Alters zu tilgen, häuslichen Einflüssen, die frisch, keck, kühn, gleich praktischen Lebenserzeugnissen alles Schulgebotene wie Schemen erscheinen lassen, die Spitze zu bieten. Sie ist nur für einige Tagesstunden die Umwelt des Kindes, dann übermalt, verzerrt, vernichtet das Leben, was sie brachte. Aber nicht das allein. Verwahrloste Kinder, Kinder auf abschüssiger Bahn, Lasterergebene, Roheitgewohnte atmen verdorbene Luft aus, und ihre Mitschüler atmen die verdorbene Luft ein. Es giebt keinen sichern Schutz. Ein einziges böses Element voll Kraft und Lebensenergie verfeucht oft eine ganze Klasse mitsamt den Tüchtigsten und Widerstandsfähigsten. Die Schwachen und Ungefesteten, die vorläufig noch getragen werden müssen, sind ganz im Bann solcher Verführer.

Die Volksschule darf aber nicht aus der Schule verweisen. Ja, würde ein Kind aus etlichen höheren Schulen entlassen, weil es sich überall als Ansteckungsgefahr für die anderen Kinder erwies, die Volksschule müßte es aufnehmen. Die Volksschule hat sogar die Pflicht, jugendlichen Verbrechern nach verbüßter Strafzeit, meist einer schlimmen, herabziehenden Lehrzeit, sich zu öffnen.

Sucht die Volksschule sich selbst zu schützen, dann sucht sie zugleich den rechten Kinderschutz. Schutz für sich selbst bedeutet nicht Bequemlichkeitsregung, sondern Abwehr

zu starker feindlicher Elemente. Der Kinderschutz aber erstreckt sich auf alle ohne Unterschied, auf die Unberührten, die Durchschnittsgeelen, die ernstlich Gefährdeten und die Gefallenen, ja auf die beiden letzten Kategorien in erster Linie. Die Volksschule hat oft mit ihnen zu thun gehabt und weiß, daß sie Opfer sind, beklagenswerte Opfer, aber sie konnte nicht helfen.

Jetzt ist Hilfe in Sicht. Die Flut mußte hoch steigen, ehe Fernerstehende ihr Anwachsen gewahr wurden, jetzt aber geht das Wort von der bedenklichen Zunahme der Verbrechen Jugendlicher von Munde zu Munde, und wer noch nicht glauben wollte, dem hat die oft erwähnte und viel gedruckte Thatsache, daß im letzten Jahrzehnt allein die Zahl der verbrecherischen Jugendlichen um 51 % gestiegen ist, den Star gestochen. Alle Parteien und alle Konfessionen stimmen darin überein, daß „Erziehung“ gefehlt hat und nun gewährt werden muß, und so konnte es endlich geschehen, daß ein Gesetzentwurf, die Zwangserziehung der Minderjährigen betreffend, dem Preussischen Abgeordnetenhaufe vorgelegt wurde und allseitiges Interesse fand.

Zwangserziehung hat es auch bisher schon gegeben. Sie knüpfte an das Strafgesetzbuch an. Eine strafbare Handlung, und zwar eine solche allein, konnte zu ihrem Ausgangspunkt genommen werden. In zwei Fällen war sie zulässig, erstens, bei jugendlichen Angeklagten im Alter von 12—18 Jahren, bei denen angenommen werden mußte, daß ihnen die Einsicht in die Strafbarkeit ihrer Handlung gefehlt habe, zweitens, bei strafunmündigen Angeeschuldigten, d. h. bei Kindern vom vollendeten sechsten bis vor Vollendung des zwölften Lebensjahres. Die erziehende Fürsorge für die letzteren ist jüngeren Datums, sie stützt sich auf das Gesetz von 1878, das auch in den jüngsten Verhandlungen des Abgeordnetenhauses erwähnt wurde. Die sittlich Gefährdeten wurden nicht berücksichtigt.

Hierin lag die unheilvolle Beschränkung. Diese Beschränkung war zugleich Ungerechtigkeit. Ein Kind, das einmal gestohlen hat, in einer Art Verblendung, von einer zu starken Versuchung gerade bei einer Schwäche gepackt, kann reiner, unverdorbenere sein als ein Kind, das durch beständige Lügen sich Vorteile aller Art zu verschaffen weiß. Eine Augenblicksthat, aus tausend Zufälligkeiten heraus geboren, gleicht oft einem Fremdkörper, der in keinem organischen Zusammenhang mit dem Lebewesen steht, in das er sich eingeschmuggelt hat; er läßt sich mit nicht allzuviel Mühe, ohne daß edle Teile zerstört werden, entfernen. Solch einer Augenblicksthat stehen schleichende, versteckte, hehlerische Handlungen gegenüber, die der Ausfluß einer pervertierten Gesinnung sind, aber fast immer um Pollesbreite hinter einem Konflikt mit dem Strafgesetzbuch zurückbleiben. Kindern gegenüber, bei denen irgend eine Begierde, eine Leidenschaft, ein Wunsch jäh aufblüht, zur That treibt, dann wieder erlischt und Neue zurückläßt, bedauert man eine Anklage, die in die Öffentlichkeit führt. Sie ist oft genug unlautern Motiven entsprungen. Bei andern, schmähdlich verwahrlosten Kindern sehnte man fast eine Strafthat herbei, um sie vor den Richter zu bringen, der allein das erlösende Wort der Zwangserziehung auszusprechen berechtigt war. Aber selbst wenn es zu einer Gesetzesübertretung kam, fehlte dem verwilderten Kinde nur zu oft der Ankläger. Seine That fügte sich in den Rahmen seiner Umgebung, sie fand Schutz darin, und Außenstehende fürchteten das Wespenneß.

Hier klappte eine Lücke, die in der Schule schmerzlich empfunden wurde. Das Bürgerliche Gesetzbuch hat mit der Ausfüllung einen Anfang gemacht. Es bestimmt in § 1666:

Wird das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet, daß der Vater das Recht der Sorge für die Person des Kindes mißbraucht, das Kind vernachlässigt oder sich eines ehrlösen oder unsittlichen Verhaltens schuldig macht, so hat das Vormundschaftsgericht die zur Abwendung der Gefahr erforderlichen Maßregeln zu treffen. Das Vormundschaftsgericht kann insbesondere anordnen, daß das Kind zum Zwecke der Erziehung in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungsanstalt oder in einer Besserungsanstalt untergebracht wird.

Hier tritt zu dem ehedem nur in Betracht kommenden Verschulden des Kindes als neues Moment, zugleich als an sich entscheidendes Moment, das Verschulden des Vaters.

Treibt es ein Vater, wie das Bürgerliche Gesetzbuch es schildert, dann muß in den meisten Fällen eine sittliche Gefährdung des Kindes vorausgesetzt werden. Das Leben ist des Kindes erfolgreichster Lehrmeister, und wo ein derartiges Familienoberhaupt das Regiment führt, da rollt das Leben Bilder auf, die ein jugendliches Gemüt irre führen müssen. Oft freilich ist in solchen, von dem bösen Willen eines Einzelnen tyrannisierten Familien das Kind die einzige Stütze, der einzige Halt einer schwer leidenden Mutter; das Verhalten und Verschulden des Vaters wird durch das Verhalten der Mutter, durch die Liebe des Kindes zur Mutter paralytisch. Auch sonst giebt es Fälle, in denen ein Kind in sich und von außen her Schutz findet vor dem Sturm, der im Hause geht, und das väterliche Geisteserbe halb bewußt, halb instinktiv von sich weist.

Es ist daher erklärlich, daß das einleitende „Wird das geistige oder leibliche Wohl des Kindes dadurch gefährdet“ — in dem neuen Entwurf, wie wir sehen werden, noch schärfer gefaßt worden ist.

Ein ungeheurer Fortschritt liegt ferner darin, daß der erwähnte Paragraph des Bürgerlichen Gesetzbuchs für alle Minderjährigen Geltung hat. Hier fällt die früher gezogene Altersgrenze „nach Vollendung des sechsten und vor Vollendung des zwölften Lebensjahres“ einerseits und „im Alter von 12 bis 18 Jahren“ andererseits. Sie findet nach unten hin durch Natur und Verhältnisse ihren Abschluß und dehnt sich nach oben hin bis zum 21. Lebensjahre aus. Vorläufig ist auch der neue Gesetzentwurf ohne Festsetzung einer Altersgrenze für den Beginn der Zwangserziehung geblieben, doch ist der Ruf danach schon in der ersten Lesung laut geworden.

Das Bürgerliche Gesetzbuch hat aber die Lücke nicht völlig ausgefüllt. Es giebt Arten der Verwahrlosung, die nicht in dem unsittlichen Leben, dem schlechten Vorbild, der absichtlichen Vernachlässigung der Eltern liegen. Not, Krankheit, Arbeitsüberlastung der Eltern, das Gebundensein an überfüllte, schlechte Häuser mit dem gefährlichen Thür-an-Thür, den engen Höfen, die wüsten Schaubühnen gleichen, dazu jene Imponderabilien, wie der Druck der Atmosphäre, die, wenigen verständlich, doch so viel bedeuten, lasten auf der Kindesseele selbst da, wo an der Tüchtigkeit der Eltern nicht zu zweifeln ist. Ein Kind, das Masseneindrücken niedrigster Art dauernd widersteht, muß aus besonderem Holze geschnitzt sein. Oft ist ein Kind aber auch aus besonders unedlem Holze geschnitzt; es hat eine natürliche Mitgift empfangen, die keinem Bemühen der Eltern weichen will. Kräftigere Maßregeln, stärkere Autoritäten allein können hier etwas erreichen. Solche Fälle sind in dem Bürgerlichen Gesetzbuch nicht vorgesehen. Hier greift der neue Gesetzentwurf ergänzend und vervollkommnend ein.

Die beiden ersten Paragraphen des Gesetzentwurfs lassen die erwähnte Entwicklung des Zwangserziehungsgedankens deutlich erkennen.

Sie lauten:

§ 1. Zwangserziehung im Sinne dieses Gesetzes ist die Erziehung verwahrloster oder der Verwahrlosung ausgesetzter Minderjähriger unter öffentlicher Aufsicht und auf öffentliche Kosten in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt.

§ 2. Der Zwangserziehung kann überwiesen werden ein Minderjähriger, welcher das 18. Lebensjahr noch nicht vollendet hat, wenn

1. die Voraussetzungen des § 1666 oder des § 1838¹⁾ des Bürgerlichen Gesetzbuchs vorliegen und die Zwangserziehung erforderlich ist, um die sittliche Verwahrlosung der Minderjährigen zu verhüten;

2. wenn der Minderjährige eine strafbare Handlung begangen hat, wegen der er in anbetragt seines jugendlichen Alters strafrechtlich nicht verfolgt werden kann, und die Zwangserziehung mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der Handlung, die Persönlichkeit der Eltern oder sonstigen Erzieher und die übrigen Lebensverhältnisse zur Verhütung weiterer sittlicher Verwahrlosung des Minderjährigen erforderlich ist.

3. Wenn die Zwangserziehung außer diesen Fällen wegen Unzulänglichkeit der erzieherischen Einwirkung der Eltern oder sonstigen Erzieher oder der Schule zur Verhütung des völligen sittlichen Verderbens notwendig ist.

Diese beiden Paragraphen enthalten zwei, die Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuchs einschränkende Zusätze. Der eine derselben wurde schon gestreift, er lautet: „und die Zwangserziehung erforderlich ist, um die sittliche Verwahrlosung des Minderjährigen zu verhüten.“ Ich halte diese Eindämmung für gut, sie zwingt zu ernster Prüfung, sie läßt auch die Erwägung zu ihrem Recht kommen, wieviel erzieherischer Einfluß oft von einem Kinde ausgeht. Wenn aber die Begründung von einem „äußersten Notfall“ redet, in dem allein die Zwangserziehung zur Anwendung kommen soll, so ist das wiederum zu weit gegangen und könnte gar leicht da einen Kiegel vorschieben, wo die Thür weit, sehr weit geöffnet werden müßte.

Die zweite Einschränkung liegt in der Bestimmung, daß Überweisung zur Zwangserziehung nach vollendetem 18. Lebensjahr nicht mehr stattfinden kann. Diese Bestimmung schließt selbstverständlich bei einmal überwiesenen Zöglingen die Ausdehnung der Zwangserziehung bis zur Volljährigkeit, da wo es not thut, nicht aus. Sie ist anfechtbar, und die Zukunft wird lehren, ob die allgemeinere Fassung mit ihrem größeren Spielraum nicht vorzuziehen gewesen wäre.

Von besonderer Bedeutung ist § 4 des Gesetzesentwurfs, der in Lehrerkreisen gewiß arge Enttäuschung hervorgerufen haben wird. Er legt die Beschließung der Zwangserziehung in die Hand des Vormundschaftsgerichts, und zwar darf sie geschehen von Amts wegen oder auf Antrag. Antragsberechtigt und — verpflichtet sind aber nur der Landrat, in Stadtkreisen der Magistrat und der Vorstand der königlichen Polizeiverwaltung. Das Vormundschaftsgericht soll, wo es sich ohne erhebliche Schwierigkeiten thun läßt, vor der Beschlußfassung die Eltern und den gesetzlichen Vertreter des Minderjährigen, in allen Fällen aber den zuständigen Geistlichen und den Leiter oder Lehrer der von dem Minderjährigen zuletzt besuchten Schule hören.

Hier ist den Lehrern ein Recht vorenthalten worden, nach dem sie aus den uneigennützigsten Gründen strebten und auf das sie wahrlich einen Anspruch hatten, der aus der Natur der Sache erwächst. Sie haben die Kinder täglich vor Augen, können den etwaigen Niedergang verfolgen, spüren die Verwahrlosung am Schulkörper, fühlen die Not, den Schmutz des Hauses, seine erziehungsfeindliche Gesinnung und

¹⁾ Dieser Paragraph lautet: „Das Vormundschaftsgericht kann anordnen, daß der Mündel zum Zwecke der Erziehung in einer geeigneten Familie oder in einer Erziehungs- oder Besserungsanstalt untergebracht wird. Steht dem Vater oder der Mutter die Sorge für die Person des Kindes zu, so ist eine solche Anordnung nur unter den Voraussetzungen des § 1666 zulässig.“

sehen die eigene Arbeit nutzlos verwehen. Und dabei sind sie wie die Geistlichen, die oft auch tiefen Einblick in die unglückseligen Verhältnisse und ihre Saaten gewinnen, in jenes Hintertreffen gerückt, in dem die „Privatpersonen“ ein Plätzchen erhalten haben. Sie dürfen gleich diesen zwar Anträge stellen, aber das Vormundschaftsgericht hat nicht nötig, über diese Anträge Beschluß zu fassen, es kann ohne Einleitung des Verfahrens über dieselben hinweggehen.

Die Festsetzung der Antragsverpflichteten weist darauf hin, daß das Zwangserziehungsgesetz strafrechtlichen Ursprungs ist; man hat auf diesen Ursprung zurückgegriffen. Da es aber über das Strafgesetz hinausgehoben worden ist und das pädagogische Gebiet betreten hat, so hätte es auch in diesem Paragraphen sich selbst und seiner Neuverdung treu bleiben und Kirche und Schule, die Jugenderzieher, zu starker, mit den größten Rechten ausgestatteter Mitwirkung heranziehen müssen. Es bleibt zu hoffen, daß die Kommission, der die Vorlage überwiesen worden ist, den Geist des Gesetzes richtig erfassend und dem Geistlichen wie dem Lehrer zum mindesten neben dem Landrat und dem Magistrat einen Platz anweist.

Die Kostenfrage wurde von einem konservativen Abgeordneten als eine „Kleinigkeit“ bezeichnet der dringenden Notwendigkeit gegenüber, dem Volke seine idealen Güter zu sichern. Sie hat sich aber doch nicht so völlig als „Kleinigkeit“ gezeigt, denn ihr verdanken wir den Beschluß des Herrenhauses, auch die Korrigenden-Anstalten zur Unterbringung der Zwangszöglinge heranzuziehen. Mögen auch die in § 10 der Vorlage gegebenen Kautelen schädliche Wirkungen abschwächen oder völlig unmöglich machen, es bleiben Bedenken übrig, und gerade diejenigen, die die Notwendigkeit einer Neuregelung des Zwangserziehungsgesetzes am lebhaftesten empfinden, werden wie der Minister v. Rheinbaben von dieser vom Herrenhause getroffenen Änderung schmerzlich berührt worden sein. Auch in dem Appell an die freie Liebesthätigkeit, der sich in der Begründung findet, so berechtigt er ist, spielt die „Kleinigkeit“ der Kostenfrage eine eigentümliche Rolle. Es heißt da, es sei sozialpolitisch von der höchsten Bedeutung, daß die Fürsorge für die gefährdete und verwahrloste Jugend in weitestem Umfange durch die freie Liebesthätigkeit geübt und die öffentliche Fürsorge nur dann in Anspruch genommen werde, wo die erstere versage.

Die „Kleinigkeit“ wiegt doch schwer, sie ist eine Klippe, die nicht ganz glatt umschifft werden wird.

Die Frauen haben am Zwangserziehungsgesetz ein besonderes Interesse. Sittliche Gefährdung berechtigt schon zur Zwangserziehung, in noch höherem Maße eine unsittliche That, besonders wenn sie ihrer Natur nach nicht vereinzelt bleiben kann. Nicht Gesetzesübertretung im Sinne des Strafgesetzbuches, sondern jede unsittliche That, die zu sittlichem Niedergang führen kann oder muß, giebt dem Minderjährigen ein Recht auf Zwangserziehung, jedem Minderjährigen, ganz gleich, welchen Geschlechts.

Der Vorstand der königlichen Polizeiverwaltung ist berechtigt und verpflichtet, in allen ihm zur Kenntnis gelangenden Fällen sittlicher Gefährdung Minderjähriger den Antrag auf Zwangserziehung zu stellen. Hieraus ergibt sich für den Vorstand der königlichen Polizeiverwaltung die Verpflichtung, für Minderjährige, die in die Hände der Sittenpolizei gefallen sind, den Antrag auf Überweisung zur Zwangserziehung zu stellen. Ihre „sittliche Gefährdung“ ist wahrlich über allem Zweifel erhaben, und ebenso wenig können Zweifel daran aufsteigen, „daß die Zwangserziehung erforderlich ist, um die sittliche Verwahrlosung der Minderjährigen zu verhüten.“

Verfümt der Vorstand der Königlichen Polizeiverwaltung diese seine Antragspflicht, so stellt er sich in Widerspruch mit den Gesetzen.

Wir haben in dem Zwangserziehungsgesetz eine mächtige Handhabe gegen die Prostitution, und den Frauen liegt es ob, sich von dem neuen Gesetz kein Jota rauben, nicht an ihm drehen und deuteln zu lassen. Es muß ihnen zur Waffe werden in dem härtesten und schwersten Streit. Der Staat selbst hat ihnen diese Waffe geschmiedet, will er sie hier nicht gelten lassen, so muß er mit sich selbst uneinig werden. Eine scharfe Auseinandersetzung kann nicht ausbleiben. Verlezt aber der Staat sein jüngstes Gesetz, schneidet er Stücke heraus, um Unsitlichkeitskomplexen ihr Weiterbestehen zu sichern, dann trifft er zugleich den Kern des Gesetzes — er raubt ihm seinen Erziehungswert. Ein Erzieher, der Kompromisse mit der Unsitlichkeit nicht entbehren kann, lehrt auch seine Zöglinge Kompromisse schließen.

Das neue Gesetz erscheint an der Wende des Jahrhunderts. Es kann Schätze heben, es kann Schätze versinken lassen. Der Geist der Persönlichkeiten, denen die Ausführung des Gesetzes anheim fällt, wird darüber entscheiden. Denkt man einen guten, festen, klaren, einen Geist der Liebe und des Fortschritts hinein, dann könnte die Hoffnung Gewalt gewinnen:

Nun muß sich alles, alles wenden.



Pariser Institute für studierende und erwerbende Frauen.

Von

A. Reumann.

Nachdruck verboten.

Wenn die Französin auch im allgemeinen — ungeachtet des bedeutenden Einflusses, den sie stets auf die Männer und dadurch auf die Sitten und Geschichte ihres Landes ausgeübt hat — hinter ihrer englischen Nachbarin zurückgeblieben ist in Bezug auf persönliche Initiative im öffentlichen Leben, ganz besonders aber auf dem Gebiet der weiblichen Interessen, so hat sich doch in den letzten Jahrzehnten ein bedeutender Umschwung nach der Richtung hin vollzogen.

Durch eine gründliche Reform des Unterrichtswesens, sowie durch Entstehung ausgezeichneter Lehranstalten für Frauen ist einer großen Anzahl von Frauen Gelegenheit geboten worden, sich eine der männlichen fast gleichkommende Ausbildung zu erwerben. In der That stehen den Frauen in Frankreich im Prinzip alle Universitäten offen. Die solchergestalt höher entwickelte weibliche Intelligenz hat auch die Frauenbewegung in Frankreich stärker ins Rollen gebracht. Dazu kommt, daß die dort wie bei uns immer dringender werdende weibliche „Erwerbsfrage“ gar manche Frau auch der bevorzugten Kreise, die bisher nur im „Gesellschaftsleben“ aufging, aus ihrer Lethargie aufgerüttelt hat. — Natürlich äußert sich diese Bewegung in den verschiedenen Kreisen in verschiedener Weise: Sie ist hier mehr auf die materiellen, dort mehr auf die geistigen Interessen der Frau gerichtet; trägt bei diesen einen mehr religiösen, bei jenen einen mehr humanen Charakter im allgemeinen Sinne des Wortes. Paris geht wie in allem andern auch hierin der Provinz voran. So ist denn daselbst während des letzten Jahrzehnts mehr als ein Verein, mehr als eine Anstalt von Frauen und für Frauen ins Leben gerufen worden.

Ich möchte mich im folgenden auf eine Beschreibung nur derjenigen dieser Institute beschränken, die wesentlich praktische Ziele verfolgen und ganz besonders solcher, die auch Ausländerinnen von Nutzen sein können. Ich stelle deshalb die „Association Franco-Anglaise“ oder „Franco-English Guild“ an die Spitze dieser Skizze, denn sie hat bisher am erfolgreichsten die Interessen der in Paris studierenden Ausländerinnen gefördert, und sie hat, da sie zu Gunsten zweier — und neuerdings sogar dreier — Nationalitäten wirkt, nicht wenig zu der Annäherung derselben beigetragen, was sicher nicht minder verdienstlich ist.

Die „Franco-English Guild“ ist von einer in Paris eingebürgerten Engländerin, Miß Williams, einer hochgebildeten, human denkenden Frau 1891 gegründet worden. Miß Williams — übrigens Agrégée der Pariser Universität — hatte zunächst jungen Französinen, namentlich solchen, die sich auf ein englisches Examen vorbereiteten, einmal wöchentlich ihren Privatsalon geöffnet, um englische Konversation und Lektüre mit ihnen zu treiben. Der Grund zu einer kleinen Bibliothek wurde gelegt und die in Paris anwesenden Engländerinnen wurden zu wechselseitigem Nutzen zugezogen. Binnen kurzem gelang es dem kleinen Verein, sich die Gunst der Universitätskreise wie der Behörden zu erwerben, die ihm für seine Zusammenkünfte im „Musée pédagogique“ einige Räume zur Verfügung stellten.

Aus diesen bescheidenen Anfängen heraus hat sich die „Franco-English Guild“ innerhalb neun Jahren zu einem stattlichen Verein von etwa 400 Mitgliedern entwickelt und entwickeln können, weil ihr die Sympathien und die pekuniäre Unterstützung sowohl französischer wie englischer und amerikanischer einflußreicher Kreise zur Seite standen. So ist es der Guild im Herbst 1898 möglich gewesen, in ein eigenes, der Sorbonne gegenüberliegendes Lokal überzusiedeln. Ihren Zwecken — Förderung eines gründlichen Studiums der französischen und der englischen Sprache, und vor allem Annäherung der beiden Nationalitäten — dienen zunächst Sprachkurse für die Französinen einerseits, für die Engländerinnen andererseits. Der Unterricht, der teils von Universitätsprofessoren, teils von Lehrern der Pariser Lycées erteilt wird, zerfällt in praktische (mündliche und schriftliche) Sprachübungen und in Vorträge über Litteratur und Realien. Die Studentinnen können sich auf Wunsch durch Ablegung eines Examens vor einer aus den oben erwähnten Professoren gebildeten Prüfungskommission ein Diplom erwerben. Der Besuch dieser Kurse, die vom 15. Oktober bis 15. Juni in 3 Trimestern von je 10 Wochen stattfinden, kostet pro Vierteljahr 75 Francs, die Examengebühr 25 Francs — den Französinen wird noch besondere Gelegenheit zu englischen Konversationsübungen und Lektüre geboten. Gesellige Zusammenkünfte und Vorträge in beiden Sprachen über litterarische Themen und gerade auf der Tagesordnung stehende Fragen sollen dazu dienen, die beiden Nationen einander persönlich näher zu bringen und mit dem beiderseitigen Charakter und Leben vertraut zu machen.

Außerdem werden Austauschstunden zwischen Französinen und Engländerinnen arrangiert, die nach Belieben in den Vereinsräumen stattfinden können. Eine gut versehene Bibliothek und ein Lesezimmer stehen beiden Teilen daselbst zu Gebote, sowie ein Speisezimmer, in dem Mittagessen und Thee zu mäßigen Preisen zu haben ist. Miß Williams und die ihr zur Seite stehende Sekretärin lassen es sich jener angelegen sein, den Mitgliedern gute Pensionen zu verschaffen. Die Engländerinnen werden, soweit es möglich, mit Privatstunden, mit Tages- und dauernden Stellen in Frankreich versehen, und den Französinen sucht man durch gute Verbindungen mit England die Wege zu ebnen.

Die „Franco-English Guild“ hält alljährlich einen Bazar ab, dessen Reinertrag ebenso wie die privaten Zuwendungen und die Subvention der Stadt Paris in gleichen Teilen zu Stipendien und Vorschüssen an würdige englische und französische Mitglieder verwendet werden.

Ganz besonders verdient macht sich Miß Williams auch noch dadurch um ihre Landsmänninnen, daß sie die Zulassung derselben als sogenannte répétitrices an die écoles normales d'institutrices (Bildungsanstalten für Volksschullehrerinnen) fördert. Sie werden gegen Erteilung einer gewissen Anzahl von (meist Konversations-) Stunden

und gegen Zahlung von etwa 500 Francs jährlich als Interne in die betreffenden Anstalten zugelassen und dürfen an den französischen Klassen teilnehmen. Der Eintritt ist an das Befehlen eines vorübergehenden Aufnahme-Examens geknüpft, und zwar ist wiederum Miss Williams mit der Abhaltung dieser Vorprüfung vom französischen Unterrichtsministerium beauftragt, da sie als Lehrerin an den beiden höchsten französischen Bildungsanstalten für Frauen, der école normale supérieure in Fontenay-aux-Roses und in Sèvres gewissermaßen „persona grata“ ist. Neuerdings sind den englischen Lehrerinnen noch weitere Konzessionen zur Aufnahme in öffentliche Lehranstalten gemacht worden. Es wäre zu wünschen, daß durch deutsche Initiative nach der Richtung mehr, auch für deutsche Lehrerinnen, angebahnt würde. Die Vakanzien für Deutsche in französischen staatlichen Anstalten sind bisher noch recht knapp gewesen.

Nachdem sich die „Franco-English Guild“ im Verlauf von nur wenigen Jahren so glücklich und vielseitig entwickelt hat, hat der Vorstand im Oktober vorigen Jahres beschlossen, ihr eine deutsch-französische Abteilung (Sektion Franco-Allemande) anzugliedern. Innerhalb dieser Sektion sind für Deutsche besondere Kurse, ganz nach dem Muster der für Engländerinnen bestehenden organisiert worden. Im übrigen aber nehmen sie an allen Einrichtungen und Vergünstigungen gemeinsam mit den andern Mitgliedern teil. Für solche, die die Sorbonne besuchen, ohne immatrikuliert zu sein, also nicht die Benützung der Lese- und Arbeitsräume haben, dürfte es sehr angenehm sein, sich in der nahen „Franco-English Guild“ zwischen den verschiedenen Vorträgen aufhalten und erholen zu können. Der jährliche Mitgliedsbeitrag ist 25 Francs. Wer weitere Auskunft haben möchte, wende sich an die Sekretärin Mademoiselle Petrus-Blanc, 6, rue de la Sorbonne. Die Gründung der Sektion „Franco-Allemande“ ist nur freudig zu begrüßen, denn sie ist ohne Frage ein weiterer Schritt zu gunsten der in Paris studierenden Deutschen, die oft genug mit Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen haben. Was die „Franco-English Guild“ besonders wertvoll für Ausländerinnen macht, das ist der in ihrem Charakter liegende, dort gebotene Umgang mit gebildeten französischen Elementen (im Vorjahre waren $\frac{2}{3}$ der Mitglieder Französinnen). Es ist auch nicht unbeachtet zu lassen, daß bei ihr durchweg nur erstklassige Lehrkräfte thätig sind und daß das dort zu erlangende Diplom gewissermaßen unter den Auspizien der Sorbonne verliehen wird. (Hierbei sei noch erwähnt, daß seit Sommer vorigen Jahres auch an der Sorbonne selbst ein besonderes Examen für Ausländer eingerichtet ist.) Freilich erscheint es fast beschämend, daß wir uns in der „Association Franco-Anglaise“ durch eine dritte Nation ins Schlepptau nehmen lassen müssen; andererseits ist aber nicht zu verkennen, daß gerade durch das Medium einer solchen den Deutschen der Kontakt mit den Franzosen erleichtert wird.

Wünschenswert wäre es, daß mit der Zeit, sollte die „Sektion Franco-Allemande“ einen größeren Umfang annehmen, auch eine erfahrene Deutsche zur Mitleitung — da sie ja auch Französinnen nützlich sein soll — berufen wird, und daß auch deutsche offizielle und nichtoffizielle Kreise in Paris diesem Institut ihr Interesse zuwenden möchten.

In jedem Falle aber kann man nur den praktischen und mehr noch den idealen Bestrebungen von Miss Williams den besten Erfolg wünschen.

* * *

Der „Cercle Amicitia“ ist auch ein sehr segensreiches Pariser Institut, wenn gleich mit anderen Zielen als die „Franco-English Guild.“ — Das von einem schönen Garten umgebene Haus, das den „Cercle Amicitia“ beherbergt, ist — mit Vorbedacht in das sehr geschäftsreiche Viertel der Bastille gelegt — im April 1898 in der rue du Parc Royal No. 12 eingeweiht worden. In diesem Lokal wirken außer der „Amicitia“ noch andere verwandte Vereine, deren Gesamtheit den Namen „l'Union Parisienne des institutions féminines chrétiennes“ trägt. Ihr Zweck ist, ein freundlicher und gemüthlicher Sammelpunkt für Frauen, und besonders für junge Mädchen verschiedener Berufszweige zu sein und ihnen sowohl auf materiellem wie geistigem und moralischem Gebiete mit Rat und That durch freundliches Entgegenkommen und praktische Einrichtungen beizustehen.

Das Haus ist mit nicht unerheblichem Kostenaufwande ausgebaut und nach jeder Richtung praktisch und behaglich eingerichtet worden. Es verdankt seine Entstehung der Initiative eines Ausschusses, der sich aus Vertretern und Vertreterinnen mehrerer Pariser Vereine zusammengesetzt hat; nicht zum wenigsten aber auch der opferwilligen Beihilfe einiger vermögenden Mitglieder. — Zu diesen Vereinen, die neben- und miteinander friedlich wirken, gehört in erster Reihe der „Cercle Amicitia“, nach dem das ganze Institut seinen Namen hat. Der Cercle verfügt über dreißig gute Zimmer, die zu dem — für Paris sehr mäßigen — Preise von 25 bis 35 Francs monatlich vermietet werden, über einen Restaurationsaal, in dem à la carte außerordentlich gut und billig gespeist wird, eine Bibliothek, Lese- und Unterhaltungsräume. Die Insassen des Hauses, sowie externe Mitglieder versammeln sich des Abends nach Belieben in diesen Räumen, wo sie Gelegenheiten zu Lektüre, Unterhaltung, Anknüpfung freundschaftlicher Beziehungen und andere Anregung finden, da auch Vorträge verschiedener Art veranstaltet werden. Diejenigen ansässigen Pariser Damen, welche zum Comité des Cercle oder als nur fördernde Mitglieder ihm angehören, nehmen zuweilen an diesen abendlichen Zusammenkünften teil, um mit den anderen, den „Kommenden und Gehenden“, in nähere Berührung zu treten.

Der Verein „Oeuvre des Demoiselles de Magasin“ (Handlungsgehilfinnen, Buchhalterinnen etc.) hält in demselben Hause seine Versammlungen ab, wie er überhaupt an den öffentlichen Einrichtungen des „Cercle“ teilnimmt. — Dieser Verein, ein „oeuvre“ im besten Sinne des Wortes, entspricht einem dringenden Bedürfnis; er dient denen, die ohne Familie und Anhalt oft mit tausend Schwierigkeiten in der großen Stadt zu kämpfen haben, als materieller und sittlicher Stützpunkt. Auch der Verein der „institutrices chrétiennes“ versammelt sich im Cercle. — In einem besonderen Teil der Räume hat ferner das „ouvroir“ (Arbeitsatelier) seine Stätte aufgeschlagen. Hier werden Wäscheartikel entweder auf Bestellung oder im Vorrat für Geschäfte, Wohltätigkeitsbazare und Private angefertigt und auch zu mäßigen Preisen verkauft. Auch Ausbesserungen aller Art werden preiswürdig ausgeführt. Frauen und Mädchen werden dort dauernd beschäftigt, oder es wird ihnen Arbeit für das Haus zugeteilt, und sie werden dadurch vor gewissenloser Ausbeutung ihrer Kräfte bewahrt.

Schließlich sei noch das Stellenvermittlungsbureau des internationalen Vereins „les amies de la jeune fille“ erwähnt, das sich ebenfalls in der Rue du Parc Royal niedergelassen hat, um unentgeltlich Stellen zu vermitteln und Rat zu erteilen. — An der Spitze eines jeden dieser Vereine steht eine Aufsichtsdame. Die Leitung des Ganzen aber wird mit Umsicht und warmem, uneigennützigem Interesse von Madame Heeb geführt. Die „Amicitia“ ist interkonfessionell, insofern als Mitglieder ohne Rücksicht auf die Konfession aufgenommen werden und auch sonst in keiner Weise ein Druck in religiöser Hinsicht auf sie ausgeübt wird. Nichtsdestoweniger ist der Charakter des Hauses ein entschieden christlicher. Auch zwischen den Nationalitäten wird kein Unterschied gemacht; allerdings mit der Ausnahme, daß, sofern die Zimmer von Einheimischen sehr begehrt sind, Ausländerinnen nur in einem bestimmten Prozentsatz als Interna zugelassen werden. Doch sucht man sie in solchem Falle bei von der „Amicitia“ nicht allzuweit wohnenden Mitgliedsdamen einzumieten.

Zur Aufnahme in das Haus ist die Beibringung zweier Empfehlungen erforderlich, in denen u. a. das Alter und der Beruf angegeben sein müssen. Um der „Amicitia“ als externes Mitglied beitreten zu können, muß man von zwei Angehörigen des Cercle eingeführt werden. Der Jahresbeitrag ist 12 Francs und berechtigt zu Vorträgen, zur Benutzung der Bibliothek und des Lesesaals. — Die Restauration steht auch Nichtmitgliedern offen, und jede Dame, die Interesse dafür hat, kann die Anstalt am Dienstag und Freitag nachmittags von 2 bis 4 Uhr besuchen.

Bei ihrem erst zweijährigen Bestehen hat die „Amicitia“ schon viele Freunde gewonnen und außerordentlich segensreich gewirkt. Auch eine stattliche Anzahl von Ausländerinnen, die eine Stellung suchen oder sich zu Sprachstudien in Paris aufhalten, haben die Gastfreundschaft der „Amicitia“ genossen. Sie haben dort

den Vorteil, billig zu leben (der Unterhalt kostet monatlich etwa nur 100 bis 125 Francs) und den noch größeren, mit Französinen verkehren und eventuell Stunden austauschen zu können. Selbstredend muß man sich in einer derartigen Anstalt, auch wenn sie auf den menschenfreundlichsten Prinzipien beruht, gewissen Regeln unterwerfen. Deutsche, die nur über bescheidne Mittel verfügen und nicht den Vorzug haben, in einer gebildeten Familie als Einzelpensionärin oder mit höchstens einer zweiten Ausländerin Unterkunft zu finden — was stets das Angenehmste und Günstigste bleibt — werden gut daran thun, sich um Aufnahme in der „Amicitia“ zu bemühen. Sie werden dort mehr sprachliche Förderung finden als beispielsweise in einer von andern Ausländern überfüllten sogenannten „pension de famille“. Ganz besonders dürfte dies auch für Damen gelten, die im kaufmännischen Beruf thätig sind, denn es werden im Cercle kaufmännische Abendkurse abgehalten; auch bietet sich ihnen dort Gelegenheit zum Verkehr mit Berufsgenossinnen.

* * *

Last aber durchaus nicht least sei noch der sehr verdienstvollen Adelpheie (Société d'aide mutuelle de dames) Erwähnung gethan.

Dieser Verein verfolgt zwar ähnliche Ziele wie der „Cercle Amicitia“, ist aber doch seiner ganzen Natur nach von jenem verschieden. Er hat einen freieren Charakter, insofern er weder ein Heim besitzt, noch irgend welchen ausgesprochen religiösen Charakter trägt. Man könnte ihn andererseits exklusiver nennen, da zu seinen Teilnehmern meist Damen der höheren Stände gehören. — Sein Zweck ist, gebildete Frauen verschiedener Berufsarten zu gegenseitiger Unterstützung, also zur Selbsthilfe, zu vereinen. Er will ihnen Arbeit und Absatzquellen verschaffen, ihnen Anschluß und Anregung, Rat und Hilfe jeder Art gewähren. — Damen der ersten Gesellschaftskreise sind im Comité, wirken als Vorsitzende der einzelnen Abteilungen des Vereins, oder gehören ihm auch sonst als fördernde Mitglieder an. Ja, es gilt sogar für „elegant“ in Paris, eine „Adelphistin“ zu sein, in welcher Art es auch sei.

Die „Adelphie“ gliedert sich in verschiedene Sektionen, deren jede, wie schon bemerkt, von einem der Vorstandsmitglieder geleitet wird. — Damen der verschiedensten Berufsarten gehören ihr an: Künstlerinnen, Schriftstellerinnen, Ärztinnen, Lehrerinnen, Stenographinnen, Gesellschaftsdamen und solche, die feinere Handarbeiten auf eigene Rechnung anfertigen. Die Vereinsräume befinden sich in einem der elegantesten Stadtteile (5, Square du Roule, Faubourg St. Honoré) und bestehen aus Bibliothek, Lese- und Gesellschaftsräumen, Theezimmer und den Bureaux, in denen die Vorstandsdamen zu gewissen Tagen und Stunden Rat und Auskunft erteilen. Im Vereinslokal findet auch zweimal jährlich eine Ausstellung der von Mitgliedern gefertigten Arbeiten — Büchern, Kunstgegenständen, Handarbeiten — statt; außerdem ist dort eine permanente Verkaufsstelle eingerichtet.

Es wird von den Mitgliedern erwartet, daß sie ihren Bedarf möglichst dort decken und in ihren Bekanntenkreisen Propaganda für die Adelpheie machen, indem sie ihr neue Mitglieder und vor allem Bestellungen auf Arbeit jeder Art zuführen: den Malerinnen Aufträge, den Lehrerinnen Stunden, den Ärztinnen Patienten zc. Ein besonderes Vermittlungsbureau hat die Adelpheie nicht, die ihr angehörenden Damen vermitteln diese Stellen durch ihre Privatbeziehungen. Man sucht durch Vorträge, durch literarische und musikalische Abende, an denen die Adelphistinnen selbstthätig teilnehmen, Anregung und Unterhaltung zu gewähren, und zu dem Zwecke wird auch allmonatlich ein literarischer „Konkurs“ (Wettbewerb) unter den Schriftstellerinnen veranstaltet. Kurse für Malerei und Kunstarbeiten sind organisiert und andere werden voraussichtlich folgen. Schön ist, daß die wohlhabenden Mitglieder es den anderen durch Vorschüsse in diskreter Weise ermöglichen, sich das oft fehlende Material zu bestellen Arbeiten zu beschaffen und daß man sich auch der Isolierten und Kranken durch fleißige Besuche annimmt. Überhaupt ist es eines der Hauptziele des Vereins, den Sinn für Solidarität unter den Einzelnen zu pflegen. Er sucht seinem Namen (Adelpheie gleich „Verein der Schwestern“) auch dadurch gerecht zu werden, daß er

Mitglieder ohne Rücksicht auf Nation und Konfession aufnimmt und sich bestrebt, allen mit der gleichen Sympathie zu begegnen. Die einzige Bedingung zur Aufnahme ist, von einem Mitgliede in den Verein eingeführt zu werden. Wer einige Zeit in Paris gelebt hat und sich auf dem Bureau vorstellt, dem wird es sicher nicht allzu schwer fallen, dort Eingang zu finden, wenn er sonst gute Empfehlungen hat. (Der Jahresbeitrag ist auf mindestens 6 Francs festgesetzt.) Die „Adelphie“, die schon vor zwei Jahren gegen 300 Mitglieder gezählt hat, ist in der Zwischenzeit, namentlich im letzten Halbjahr, besonders gewachsen und gediehen. Ihr Verdienst liegt nicht zum mindesten darin, daß sie die Interessen und Beziehungen der Frauen verschiedener Berufswege und Stände umfaßt und dieselben einander dadurch sozial näher bringt.

Für deutsche Damen, die sich längere Zeit in Paris aufhalten, kann der Beitritt zur „Adelphie“ nur ein Gewinn sein. Er wird ihnen Anregung und Beistand, in jedem Falle aber Verkehr mit gebildeten, französischen Kreisen gewähren, und gerade auf diesen — für uns im allgemeinen so wichtigen — Punkt kann, wie ich wiederhole, nicht genug Wert gelegt werden. — Manche der Leserinnen, die einen Ausflugs nach Paris für diesen Sommer planen, wird es vielleicht noch interessieren, daß einige Adelphistinnen ihre Wohnungen respektive Zimmer von Mai bis Oktober dieses Jahres an Fremde, die sich gut ausweisen können, vermieten wollen. — Darauf bezügliche Anfragen sind an Madame de Tallois de St. Germain, 3, Rue Duroc, Paris, zu richten, während jede andere den Verein betreffende Auskunft von der Sekretärin, Madame Dubour-Baer, 5, Square du Roule, schriftlich und mündlich gegeben wird.

Es ist anzunehmen, daß sich den von mir beschriebenen Instituten mit der Zeit noch andere ähnlicher Art anschließen werden, denn wenn die lebhaft Französin mit der ihr eigenen Energie einmal gewisse Ideen erfaßt hat, dann wird sie sicher hinter niemand in deren Bethätigung zurückbleiben wollen.

Sollte mein kleiner Bericht aber denjenigen Landsmänninnen, die Paris früher oder später aufsuchen wollen, einige nützliche Anregungen gegeben haben, so würde mir das eine besondere Freude sein.



Von Frauen und über Frauen.

Wenn man nach langen Jahren an einen Ort zurück kommt, wo man früher einmal gelebt hat, so überfällt einen, fast mit Grauen, die Überzeugung, daß es immer dasselbe ist, was lebt. Alles, was wir einst gekannt haben, ist längst im Grabe, eine neue Generation ist an die Stelle getreten, aber es sind dieselben Typen; was wir einst jung gesehen haben, ist wieder jung da; wir meinen Bekannte zu erkennen; es ist dasselbe Ruhe- und ziellose Treiben, dasselbe Lachen, dasselbe Weinen, dieselbe Verliebtheit und Thorheit, derselbe alte, ewige Schmerz. Ist das auch nur Gattungsbegriff wie beim Tiere? Entwächst das Individuum, welches den Gott in sich enthüllt, dem allgemeinen Schicksal der Erscheinung nicht? Ist das nicht das Einzige, was über die Erscheinung hinausgeht, wieder Ding an sich wird?

Ich fühlte von früh auf tief, wie notwendig es ist, daß unser Leben That werde, aber nicht bloß praktische That des Handelns, sondern ideale That der künstlerischen Vollendung. Wir können uns nicht damit begnügen, daß wir den Marmor brechen, der einst der Zukunft Göttertempel herstellen soll, wir müssen ihm auch gleichzeitig, schon wenigstens in einer Form, die Ahnung eines idealen Lebens einhauchen, und wär' es auch nur in dem verschwiegene Umgang mit unserer eigenen Seele.

Wir armen Sterblichen machen uns wahrhaftig zu viel Sorge um die schweren Stunden, die wir ein Traum vergehn, während wir nie genug daran denken, das Ewige in die flüchtige Zeit zu bannen und diese dadurch aufzulösen in einen bloßen Begriff, gleichsam in ein Hülfswort, mit dem sich unsere Vernunft das Ewige in verschiedene Phasen zurechtlegt.

Malvina von Meysenbug. (Der Lebensabend einer Idealistin.)



Unsere Betty.

Eine Erzählung aus dem Hamburger Volksleben

von

P. Faber.

Nachdruck verboten.

Heut war es einfach abscheulich in unserer Küche. Ach, und sonst war das ein so entzückender Aufenthalt! Aus nicht ganz unegoistischen Gründen hielt ich auf ein sehr gutes Verhältnis zwischen den dienenden Geistern unseres Hauses und meiner Wenigkeit; es lohnte sich. Abgesehen von mancher kleinen Extraschüssel, die, wenn das Menu der Mittagstafel meinem Gaumen nicht zusagte, dort unten vor dem Kochherd, ohne überflüssige Teller und Servietten flink vertilgt wurde — wie manche unangenehme Begegnung mit „Fräulein“ oder Mama hatte ich durch hinreißende Liebenswürdigkeit gegen das Hausmädchen, das mir dafür privatim Flecke und Risse aus meinen Gewändern fortzauberte, erspart! Wie manche halbe Stunde geduldigen Wartens wurde auf diese Weise von dem braven, uns aus Gesellschaften abholenden Klaus, unserm Hausknecht und Gärtner in einer Person, erkauf!

Freilich war ich auch immer sehr nett. Ich las den Herrschaften im Kellergeschoß vor, ließ ihnen gelegentlich sogar eins meiner Bücher zur Selbstlektüre und vor allen Dingen der Köchin meinen Beistand bei Abfassung von Briefen und Rechnungen. — Mit Ortho- und Kalligraphie, sowie mit den vier Spezies stand die würdige Dame von jeher auf gespanntem Fuße.

Zuweilen machte ich ihnen auch wohl — fast schäme ich mich heut, es zu sagen — Mitteilungen aus unserm Familienzirkel, die eigentlich nicht für die Ohren der Damen vom Besen und Kochlöffel bestimmt waren, wenn mir nämlich ganz erlesene Genüsse in Aussicht gestellt wurden. Ja, damals war ich noch sehr jung. Und in dem Alter ist man

leider käuflich. Ich mag nicht daran denken, was alles an Geheimnissen ich beispielsweise für Kirchkuchen mit Schlagfahne preisgegeben hätte. Viel hätte es allerdings von beidem sein müssen, sehr viel! — —

Diesmal jedoch war von all dergleichen keine Rede. Ich erschien mit einer Hand voll stumpfer Bleistifte und ersuchte die Köchin, die dicke Auguste, um gefälliges, „furchtbar scharfes“ Anspitzen, woran einige Komplimente über ihre in dieser Hinsicht großartige Begabung, sowie sehr abfällige Bemerkungen über „Fräuleins“ Talent in Bezug hierauf geknüpft wurden. Ich wußte, so etwas fiel hier immer auf fruchtbaren Boden. Und ich sah mit Bestimmtheit einem Stündchen reizvoller, vielleicht gar durch materielle Freuden versüßter Konversation entgegen, während die geschmeichelte Auguste mit Brot-, Gemüse- und sonstigen, ihrem Beruf entzogenen Messern das Ihrige thäte, um das in sie gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen.

Es kam wie gesagt ganz anders. Statt mich wie sonst mit Jubel zu empfangen, nahm mir Auguste die Stifte mit der kurzen Frage: „Spitz machen?“ aus der Hand. Auf meine bejahende Antwort hin ging sie aber nicht einmal gleich ans Werk, sondern ergriff zuvor die mächtige braune Bunzlauer Kaffeekanne und schenkte der hübschen Betty, unserm Hausmädchen, mit einem gutmütigen: „Na, drink oof 'mal, min Deern!“ eine Tasse voll und stellte sie vor sie hin. Als nun Betty, die leichenblaß mit dickverweinten Augen dasaß, von dieser Anrede gar keine Notiz nahm und ohne sich zu rühren, auf einen vor ihr liegenden offenen Brief starrte, da legte unser Küchendragoner ihr seine pfundschwere, ver-

arbeitete Faust tröstend auf die Schulter und bemerkte dazu in so sanften Tönen, wie ich sie von dem rauhen Bierbaß der Trefflichen noch nie vernommen hatte: „Dat givt s'ick allens, min Kind, dat givt s'ick!“

„Was denn? — Was giebt sich?“ — Fürs Leben gern hätte ich's gewußt. Im allgemeinen herrschte zwischen Auguste und Betty höchstens ein bis an die Zähne bewaffneter Friede. Es mußte etwas Wichtiges vorgefallen sein, um die Köchin zu solcher Milde zu veranlassen. Aber meine dahinjelende Erkundigung wurde einfach ignoriert. Auguste ergriff hastig die Bleistifte und begann ihr Werk — ohne Liebe diesmal — um sie mir alsbald, da ich meine Frage wiederholte, mit der völlig aus der Luft gegriffenen Behauptung: „Ich glaube, du wirst gerufen, Cissy!“ wieder einzuhändigen.

„Ach bewahre!“ sagte ich ärgerlich. „Kein Mensch ruft mich. Sagt mir doch, was ist denn los?“

Die Geduld unserer Küchenherrscherin war zu Ende. „Alles, was nicht fest ist!“ antwortete sie unhöflich mit der hergebrachten Hamburger Nebenart. Dann aber — zu meiner Schande muß ich es gestehen — fühlte ich mich von ihren kräftigen Händen gepackt und mit einem sehr energischen „Nu geh' man nach oben!“ zur Thür hinausbefördert. —

Ich war sehr böse, nicht nur auf Auguste, nein, auch auf Betty und Klaus, die mich so behandeln ließen, ohne auch nur einen Finger zu meinen Gunsten zu rühren. Als ich, dem erhaltenen Geheiß folgend, die aus dem Souterrain ins Erdgeschoß führende Treppe emporstieg, beschloß ich innerlich, der ganzen Gesellschaft dort auch nie wieder einen Gefallen zu thun. Und als nach einiger Zeit Klaus im Eßzimmer — wohin ich mich grollend mit meinen Schularbeiten zurückgezogen hatte — erschien, schenkte ich seiner Anwesenheit gar keine Beachtung.

Er stellte vorsichtig ein großes Tablett mit gepußten Messern und Gabeln auf das Buffett und begann dann, die letzteren in die dafür bestimmten Schubfächer zu räumen, eine Arbeit, die von Rechts wegen in Betty's Raion gehörte.

Mein Schweigen war ihm unbehaglich. „Schön Wetter heut,“ sagte er halb zögernd

— eine Bemerkung, die schon geistreicheren Leuten über eine Verlegenheitspause hinweggeholfen hat.

Keine Antwort. Ich schrieb wie für Geld.

„Mein Bruder hat junge Kaninchen auf sein Hof,“ warf er nach einer Weile noch zaghafter hin, „wenn dein Mama es erlaubt, könnt ihr drei Stück davon kriegen, Cissy.“

Das war mehr als Menschenkraft ertragen konnte. Lebendige, junge Kaninchen! Unsere glühende Sehnsucht seit Jahr und Tag! — Die Feder flog, sofort einen hübschen Alex fabrizierend, aufs Papier, und ich in die Höhe. Vergessen war für den Augenblick mein Zorn, vergessen auch Mamas ausgesprochene Abneigung gegen das sich so fürchterlich vermehrende Getier, eine Abneigung, die ihre ausschlaggebende Zustimmung stark in Frage stellte.

„O, wie reizend, wie süß, Klaus! Weiße?“

„Weiße mit rote Snaugen un Augen,“ bestätigte er, „aber erst mußt du dein Mutter fragen, ob ihr sie haben dürft.“

Erdenlast und Erdenföge kehrten in meinen Gesichtskreis zurück. „Natürlich,“ sagte ich niedergeschlagen, „übrigens“ — als gleichzeitig die Erinnerung an die mir soeben widerfahrte schöne Behandlung wieder vor mir stand — „warum wart ihr vorhin so gräulich gegen mich?“

Klaus hielt mit seiner Beschäftigung, einem Messergriff durch eifriges Reiben mit seiner Dienerschürze zu schier übernatürlichem Glanz zu verhelfen, inne und sah sich vorsichtig um. „Kind,“ entgegnete er halbblaut, „da konnten wir ja nix vor. Das war ja wegen Betty Die hat so'n schrecklichen Brief gekriegt.“

Ich fühlte, daß ich Oberwasser bekam. Klaus verzog uns Kinder immer nach Kräften und war todunglücklich, wenn wir mit ihm „maulten“. — „So,“ ließ ich in entsprechend zurückhaltendem Ton fallen. Dann inquirierte ich scharf weiter: „Was steht drin?“

Er überzeugte sich durch einen abermaligen schnellen Umblick von der Abwesenheit unberufener Zuhörer, hierauf erwiderte er ebenso leise wie zuvor: „Ihr Bruder ist gestorben.“

„Was?“ rief ich aufrichtig erschreckt, „der nette Fritz? Der war doch noch am vergangenen Sonntag hier. Wie schade! Was

konnte der für niedliche Boote schnitzen und Ketten aus Kastanien —“

Ich hätte meinen Nekrolog noch lange fortgesetzt, allein Klaus unterbrach mich sehr unceremoniös. „Der is es ja garnich,“ erklärte er bedrückt, „nich Fritz, Wilhelm is tot.“

Mein Schmerz wurde milder; diesen Betty's ältesten Bruder, kannten wir viel weniger. „Ach, Wilhelm — das ist ja der Verheiratete, der die hübsche Frau hat. Der ist auch schon ewig lange nicht mehr hergekommen und die Frau auch nicht. War er sehr krank? Und was hat ihm gefehlt?“

„Ja, Schwindfucht,“ beantwortete Klaus gewissenhaft beide Fragen.

„Ich will Mama um Erlaubnis bitten, daß wir einen Kranz schicken dürfen, wir legen alle zusammen,“ sagte ich, indem ich mich zum Gehen anschickte.

Er hielt mich hastig am Arm zurück. „Laß das lieber sein, Cissy,“ meinte er verlegen, „das erlaubt dein Mama doch nich.“

„Aber sicherlich!“ beharrte ich, „dagegen hat sie nie etwas. Ich wollte,“ seufzte ich sorgenvoll, „sie hätte ebensowenig gegen die Kraninchen einzuwenden.“

Klaus blieb sehr ernst. „Ich sag' dich, Kind, diesmal erlaubt sie's nich.“

„Weshalb nicht?“

„Kann ich dich eigentlich nich sagen. Aber“ — mit plötzlichem Entschluß wandte er sich zu mir — „du giebst ja doch eher keine Ruh. Also — was der Wilhelm is, der is ins Zuchthaus gestorben.“

„Wo?“ — Meine entsetzten Augen hefteten sich wie gebannt auf den Sprecher, der nach Art der Leute seines Schlages von dem Eindruck, den er hervorgebracht hatte, hochbefriedigt schien. Wichtig betonend wiederholte er dann nochmals: „Im Zuchthaus!“

Es war das erste Mal in meinem jungen Leben, daß jenes unheimliche Gebäude, seit es mir in meiner ersten, dümmsten Jugend als Domizil für unartige Kinder bezeichnet worden war, wirklich, ernstlich in Verbindung mit jemand, den ich kannte, an meinem Horizont auftauchte. Raum der Sprache mächtig, stieß ich hervor: „Was hat er gethan? Gestohlen?“

„Ne.“ Klaus schwankte zwischen der Genugthuung, etwas Schauderhaftes berichten

zu können, und der Furcht, von einer der Respektspersonen dabei überrascht und zur Ordnung gerufen zu werden. „Er hat sein Frau totgestochen.“

„Daher haben wir sie so lange nicht gesehen,“ sagte ich im ersten Schrecken gedankenlos. Dann aber, als ich mir klar machte, was ich soeben gehört, wurde mir sehr unbehaglich zu Mute. Ich konnte mir überhaupt nicht vorstellen, daß in der schönen, lachenden, scheinbar so friedlichen Welt, die uns umgab, so furchtbare Verbrechen begangen wurden. Langsam wiederholte ich. „Tot, die schöne Alma, die Betty immer besuchte.“

„Jawoll. Mit ein großes Messer hat er ihr gestochen, in das Nestoranz, wo sie Buffettmamsell war. Sie is gleich totgeblieben.“

„Und warum?“

Klaus hatte jetzt offenbar seine Gründe, mein sicheres Mißfallen dem eventuellen meiner Eltern unbedingt vorzuziehen. Er schüttelte nachdrücklich den Kopf. „Weiß ich nich.“

„Ach, selbstverständlich weißt du es, Klaus. Sag' doch 'mal, warum. Ich erzähle es ganz gewiß keinem weiter.“

„Herrjeß, was kann das klein Gör fragen! Wenn ich's weiß, darf ich's dich nich sagen.“ — Damit trat er einen beschleunigten, ehrenvollen Rückzug an.

Mit sehr geteilter Aufmerksamkeit begab ich mich an meine Arbeit zurück, um alsbald nach Erledigung der verschiedenen Pensa meinen Geschwistern das Vernommene zu berichten. Wir hatten sie alle gut gekannt, die schmucke, lustige Schwägerin unserer Betty, mit ihren hübschen, flachsblonden Haaren, der prächtigen Figur, den leuchtenden, blauen Augen. Wenn sie — anfangs mit ihrem Bräutigam, hernach mit ihrem Mann — gekommen war, um Betty zu einem Ausgang abzuholen, hatte in der Küche immer eitel Lachen und Jubeln geherrscht. Der damals schon beständig hüstelnde Wilhelm, dessen vorstehende Backenknochen und eingesunkene Augen einen so grausamen Gegensatz zu der lebensstrotzenden Erscheinung an seiner Seite bildeten, pflegte bei solchen Gelegenheiten das schöne, junge Geschöpf mit seinen Blicken stets derart zu verfolgen, daß sogar eines Tages meine jüngste Schwester, die in dergleichen Dingen

eigentlich noch wenig Erfahrung besaß, meinte: „Hör' mal, Wilhelm, ich glaube, du magst Alma schrecklich gern leiden.“

Wie hell hatte Alma darauf aufgelacht und das kleine Mädchen hoch emporgehoben. „Das thut er auch, Friedchen, das thut er auch.“

Und dies junge, blühende, von ihm so zärtlich geliebte Leben hatte er mit eigener Hand vernichtet . . .

Wir Kinder saßen im Garten, in der Laube vor unserm Hause und tauschten mit gedämpfter Stimme unsere Mutmaßungen über das grauenvolle Ereignis aus, als unsere Erzieherin zu uns trat. „Ihr braucht von solchen Sachen überhaupt nicht zu sprechen,“ sagte sie eindringlich im Flüsterton, „wenn ihr es indes schon thun wollt, dann geht wenigstens etwas weiter vom Hause fort — seht ihr denn nicht?“ — Sie wies mit den Augen auf ein dicht neben uns befindliches, geöffnetes Fenster im Kellergeschloß, auf das Fenster des Mädchenzimmers.

Dort saß Betty regungslos, vor sich eine aufgeschlagene Bibel, auf deren Seiten sie blickte, ohne etwas zu sehen.

Wir bedurften keiner zweiten Aufforderung. Eilig und so geräuschlos, wie man es in den Jahren fertig bringt, erhoben wir uns und zogen uns schweigend möglichst weit zurück.

Ich meine, ich sehe das Bild heut noch vor mir. Es war ein wundervoller heißer Junitag, der ganze blütenreiche Garten von quellender Lebensfreude, von gesegnetem Wachsen und Gedeihen erfüllt. Uns allen aber war es plötzlich, als fielen auf diese reiche, heitere Pracht ein tiefer Schatten — ein Schatten wie aus einer andern Welt, die von Licht und Lust und Sonne nichts wußte, und die das Mädchen, das dort schweigend vor der Heiligen Schrift saß, in ihren Bannkreis zog, das Mädchen, dessen Bruder im Zuchthause gestorben war.

* * *

Gegen Abend hatten wir diese Empfindung nochmals. Es war der Haupttag der großen Sommerrennen unserer Stadt, der ganze Strom der heimkehrenden Rennplatzbesucher flutete durch unsere Straße. Wir hatten des-

wegen Erlaubnis erhalten, etwas länger als gewöhnlich „aufzubleiben“ und dem bunten Schauspiel des endlosen Vorbeifahrens und Wanderns der — je nach den Renn- und Wettresultaten — bald mehr, bald minder vergnügten Menschen beizuwohnen. Ein lustiges, farbenhelles Bild war's; die lichten, manchmal höchst eleganten Toiletten der Damen, die kräftig ausgreifenden, dicke Staubwolken hinter sich lassenden, schönen Gespanne der Equipagen — alles atmete Lebenslust und Frohsinn.

Wir Kinder liefen zwischen dem am Stator belegenen, uns zum Zuschauen angewiesenen erhöhten Altan und der Gartenpforte, an der die Diensthofen mit einigen aus ihrer „Fründschaft“, wie man bei uns sagt, Posto gefaßt hatten, munter hin und her. Besonders Klaus, der fast sämtliche Privatfuhrwerke mit den Namen der Eigentümer zu bezeichnen wußte, wurde von uns häufig aufgesucht. Während einer lebhaften Debatte darüber, wem eine ganz besonders elegante Viktoriachaise zugehörte, packte mich indes mit einemmal Auguste mit dem mir noch vom Mittag her bekannten Griff an der Schulter und zog mich rasch bei Seite. Alle übrigen, an der Pforte Stehenden verstummten jäh und wichen wie auf Verabredung, ohne daß es eines Wortes bedurte, den Durchgang freigebend, rechts und links zurück. Zwischen dem improvisierten Spalier aber schritt, statt wie sonst, der Hamburger Sitte entsprechend, in hellen Rattun gekleidet, nunmehr in Tiefschwarz gehüllt, Betty, ohne die Blicke vom Boden zu erheben. Selbst die gutmütigen Zurufe: „Abjüs oof, Betty, kumm bald wedder!“ schienen sie kaum zu vernehmen. Jedenfalls reagierte sie nur durch ein jaß unmerkliches Kopfnicken darauf.

Und wieder war's uns, als zöge mit der schwächtigen, düsteren Erscheinung etwas Schweres, Fremdes, unsagbar Niederdrückendes über uns alle hintweg . . .

Als sie außer Hörweite war, steckte die ganze Gruppe eifrig die Köpfe zusammen.

„Arme Deern! Se möt nach ehr Wadder!“

„Wannehr is dat Grätwnis?“

„Weet ic nich. Se könt oof garnich hen.“

„Gott bewohr! Een Mürder, de ward man so ingratwen.“

„Un allens for so'n oll Vastür! — Een Strömer weer de Alma, nig anners.“

Ich hätte mir zehn weitere Ohren gewünscht, um all den durcheinanderschwirrenden Reden ordentlich folgen zu können. Leider aber gewahrte Klaus jetzt meine wohl zu offen bekundete Spannung; er fuhr summarisch mit einem bestimmten: „Das is nig for die Kinder!“ dazwischen. Wollte er seinen Reden besonderen Nachdruck verleihen, so sprach er immer Hochdeutsch oder was er dafür hielt. — Er erreichte jedenfalls mit seiner Bemerkung gründlich seinen Zweck. Das Gesprächsthema wurde sogleich gewechselt und in unserer Gegenwart nicht wieder berührt.

Lange nachher jedoch ist mir stets die schwarzgekleidete Gestalt des Mädchens, das, ohne sich umzuschauen, durch die schöne, von goldenem Sonnenlicht erfüllte Welt seinen geraden Weg zu den Stätten der Trauer schritt, wie die Personifikation des unverschuldeten Unglücks erschienen.

* * *

Den eigentlichen Zusammenhang der leidvollen Geschichte erfuhren wir natürlich erst sehr viel später. Es war eine namenlos schwere Heimsuchung, die den alten Korbmacher Janzen, Bettys Vater, nach einem Leben voll harter Arbeit, um sich und die Seinen ehrlich durchzubringen, getroffen hatte. Früh verwitwet, hatte er entgegen der allgemeinen Gepflogenheit kleiner Handwerker, die die Hausfrau so unendlich schwer entbehren können, nicht wieder geheiratet, sondern mit Hilfe seiner ältesten, selbst kaum erwachsenen Tochter seine Kinderchar erzogen. Unter seiner strengen Zucht war alles vortrefflich gegangen. Die Töchter hatten nach guter, alter Sitte sofort nach ihrer Einsegnung einen Dienst annehmen müssen. An die heutigen Fortbildungsschulen für Volks- oder gar Dorfschülerinnen dachte damals niemand, ebensowenig an die mancherlei andern Berufe, die sich jetzt den Töchtern der arbeitenden Klassen aufthun und für die eben ein wenig Vorbildung verlangt wird. Für das, was ein Dienstmädchen zu leisten hatte, genügte es vollkommen, wenn es geläufig lesen, schreiben und rechnen konnte. Vater Janzen pflegte mit wohlgefälligem Hinweis darauf, wie lange seine Töchter auf ihren Stellen blieben, alles

übrige für „dumm Tüüg“ zu erklären, und mit den Worten: „Deern, du hefst din Brot, wat wullt du mehr?“ etwaige Gelüste der jungen Geschöpfe nach Plätzen, die ihnen mehr Freiheit ließen, wie Verkäuferinnenstellen in Läden und dergleichen, im Keim zu ersticken.

Bei seinen Söhnen dagegen hatte er seinen Willen nicht durchzusetzen vermocht. Er hätte es gern gesehen, wenn einer von ihnen seinen Beruf ergriffen und gleich ihm in der großen Korbwarenfabrik, in der er seit langen Jahren arbeitete, eine Stelle gefunden hätte. Aber alle beide waren ihre eigenen Wege gegangen. Der von uns so sehr bewunderte Fritz war nach längerem Umherschauen Droschkenfutscher geworden, während Wilhelm, der Älteste und Schwächliche von den Geschwistern, das gewöhnliche Handwerk der Kraftlosen gewählt hatte und zu einem Schneider in die Lehre gegangen war. Er zeigte sich hierbei alsdann freilich so tüchtig, daß er bald den besten Verdienst von allen aufwies, und Vater Janzen, der seine eigene Arbeitsfähigkeit früh abnehmen fühlte, hatte laut und leise gehofft, „der Jung' würd' ein tüchtige, fixe Frau nehmen, und er könnt' dann später zu ihm ziehen.“

Heiraten wollte der „Jung“ auch, und das, was der Hamburger unter „fix“ versteht, das war seine Auserkorene — soviel mußte der alte Korbmacher zugeben. Im übrigen jedoch versicherte er jedem, der es hören wollte: „Nie und nimmer wohn' ich mit dem Racker zusammen.“ Sie war das strikte Gegenteil dessen, was er von seiner Schwiegertochter erwartete oder erwünschte, die blonde Alma, die verwaisste Nichte des Inhabers der Destillation an der Ecke der schmalen, in der Nähe des Hafens belegenen Twiete, mit dem die Familie Janzen von jeher getreue Nachbarschaft gehalten hatte. Mit Betty, der jüngsten der Töchter, seit früher Jugend befreundet, hatte Alma Lührs den schweigsamen, wortkargen Wilhelm als Knaben schon in ihre Fesseln geschlagen. Wie stolz war der hagere, kränkelnde Burfsche gewesen, wenn das hübscheste Mädchen in der ganzen Gasse ihn in ausgesprochener Weise bevorzugte! Als sie dann heranwachsen und er selbständig zu erwerben begann, war es selbstverständlich, daß sie an jedem Sonntag miteinander „ausgingen“, nach

Blankenese, den Bierlanden, Steintwärder oder im Winter in eins der vielen Tanz- oder Vergnügungslokale, an denen die große Stadt von altersher schon so reich war.

Was kümmerte es ihn, daß Doris, seine älteste, nunmehr längst verheiratete Schwester, behauptete, Alma sei als Hausfrau für einen Mann ihres Standes völlig unbrauchbar? Achselzuckend hörte er die Anklagen, sie könne keinen Strumpf stopfen, kein Zimmer scheuern, kein vernünftiges Essen kochen — ihre ganze Zeit wende sie darauf, sich zu putzen. Dies bestätigte übrigens auch die biedere Tante Destillateurin, die der säumigen Nichte gegenüber mit mehr drastischen als höflichen Ermahnungen nicht kargte und mit Vorliebe die halbe Straße zum Zeugen ihrer wütenden Scheltreden auf den „faulen Putzbeutel“ machte. Meist begegnete Wilhelm all dergleichen Bemerkungen mit eifriger Verachtung; nur einmal, als die Schwester sich zu den giftigen Worten hinreißen ließ: „Laufen thut sie auch mit jedem!“ da hatte der gebrechliche Mensch mit eiserner Gewalt ihr Handgelenk gepackt und drohend gesagt: „Doris!“ Aus seinem Ton und dem Ausdruck seiner Augen hatte dabei etwas so Unheimliches, Furcht einflößendes gesprochen, daß die sonst nicht eben schüchterne Sprecherin betroffen verstummt war. Erst nachdem er schon geraume Zeit ihre Hand aus seiner schraubstockartigen Umklammerung freigegeben hatte, murmelte sie troßig vor sich hin: „Töv man, min Jung, wer recht hett.“

Aus diesem wie aus manchem andern Grunde — denn ein wenig unruhig hatten ihn solche Reden doch gemacht — wünschte er aber lebhaft, Alma möge gleich seinen Schwestern in einem der großen Hamburger Herrschaftshäuser einen Dienst als Köchin oder Hausmädchen annehmen. Dort, das wußte er, würde sie unter besserer Aufsicht sein und arbeiten müssen, — Doris' gehässigen Anspielungen wäre der Boden entzogen. Deshalb bestärkte er Alma in ihrer Unzufriedenheit mit dem Platz, den sie in der Schänkwirtschaft ihres Onkels einnahm und der zwischen Kellnerin und Mädchen für alles die Mitte hielt. Sein heißestes Sehnen war, sie in einer reineren Umgebung zu wissen, er hoffte

alles von einem Bruch mit den Ihren. Diese waren indes klug genug, in der schönen Nichte mit dem flinken Mundwerk, die übrigens, wenn sie wollte, trotz Doris' geringschätzigen Urteils, rüstig schaffen konnte, eine Hauptanziehungskraft für ihr Lokal zu sehen. Sie hüteten sich darum, das Mädchen bei den häufig vorkommenden Differenzen zum äußersten zu treiben. Als jedoch trotz aller Vorsicht eines Tages ein „Kraach“, bei dem die Injurien hageldicht flogen, erfolgte und Alma kurz entschlossen ihre Habseligkeiten mit der jornigen Erklärung, nie wieder diese Schwelle zu betreten, packte, da war leider das Resultat doch nicht das von Wilhelm ersehnte. Der verführerische Trozkopf nahm am selben Abend ein Engagement als Buffettiere in einem Restaurant dritten Ranges an.

Wilhelm war damit begreiflicherweise durchaus nicht einverstanden. Alma antwortete aber auf eine dahinzielende Äußerung lakonisch: „Erst 'mal wieder unterkommen, Wilhelm; ich wußt' nichts andres!“ ohne sich im übrigen darüber zu äußern, ob sie sich um etwas „andres“, ihrem Verlobten besser Zusagendes, wirklich bemüht hatte.

Sie waren zu jener Zeit seit etwa einem halben Jahr regelrecht verlobt; das heißt, Alma hatte sich herbeigelassen, das Heiratsversprechen, das sie als halbes Kind dem unfertigen Knaben gegeben, nochmals ernsthaft zu wiederholen und den schlichten Reif, den er ihr sodann, vor Aufregung zitternd, an den Finger steckte, zu tragen. Sie „gingen nicht mehr bloß miteinander“, wie der Hamburger Ausdruck lautet, sondern sie waren thatsächlich Braut und Bräutigam.

Seitdem aber hatte für Wilhelm ein doppeltes und dreifaches, fieberhaftes Arbeiten begonnen, um in rastlosem Mühen, in endlosen Überstunden das Nötige zur Begründung eines eignen Hausstandes, wie er seiner anspruchsvollen Auserkorenen halbwegs genügen würde, zu beschaffen. Nach Art derer, die ihr Leben lang herumgestoßen wurden, wollte Alma es dereinst bei sich „sein“ haben. Wenngleich dieses „sein“ noch immer etwas war, was Menschen, die mehr von des Lebens Komfort und Behagen kannten, in seiner dürftigen Bescheidenheit, seinem nach außen ge-

richteten bißchen Glanz und Flitter ein mitleidiges Lächeln abgelockt hätte. — Sie war übrigens auf den eigenen Hausstand durchaus noch nicht erpicht. Fühlte sie sich doch in ihrer neuen Stellung, die wenig wirkliche, grobe Arbeit, dafür aber stets hübsche Kleidung und ein immer freundliches Gesicht den Gästen gegenüber verlangte, recht eigentlich in ihrem Element.

Und gerade darum wollte Wilhelm sie um jeden Preis von dort wieder entfernen. Ihn schüttelte wütende Eiferfucht, wenn er sah, wie die muntere Art, die sie sonst für ihn allein herausgeholt hatte, jetzt aller Welt galt, wie ihr strahlendes Lächeln jedem sich ihr Nahenden leuchtete. Machte er ihr deswegen Vorstellungen, so bekam er kurze, schnippische Antworten. Das gehöre zum Geschäft, eine „brummige“ Mamsell würde der Wirt bald davonjagen. Wenn er's nicht mitansehen könne, brauche er ja nicht zu kommen.

Dann hätte er aber auf ihren Anblick ganz verzichten müssen. Denn mit den freien Sonntagen, die sie bis dahin vom Onkel Destillateur bald ertrotzt, bald ershmeichelt hatte, war's jetzt natürlich vorbei. Am besten Geschäftstage konnte die „Mamsell“ nicht entbehrt werden, das sah er selbst ein. So sah er statt dessen nun allsonntäglich einsam und mürrisch hinter seinem Seidel Bier in möglichster Nähe des Buffetts der „Neuen Bierhalle“ und beobachtete finster die mehr oder minder plumpen, an die Adresse seiner Braut gerichteten Huldigungen der Besucher. Und jeden Sonntag Abend erhob er sich dann endlich von seinem Platz mit dem innerlichen Schwur, „der Kram solle bald ein Ende haben“ — ein Schwur, dem Almas gewöhnliches, gelassen-spottendes Abschiedswort: „Na, Wilhelm, friß uns man nich all zusammen!“ noch zu gesteigerter Intensität verhalf.

In der Woche hatte er zu solchem Wächteramt selten Zeit. Er war Zuschneider und Vorarbeiter in einem der großen, englischen Schneiderateliers unserer Stadt und führte nun außerdem nach Feierabend noch Aufträge für eigene Rechnung aus. — Wenn er dann bis tief in die Nacht hinein arbeitete, bis zur Erschöpfung, mit heißer Hand und feuchendem Atem, dann erstand wohl, während ein heftiger

Hustenanfall seinen schwachen Körper schüttelte, visionengleich vor ihm das lebensfrohe Bild der blonden Alma. Er meinte, ihr helles Lachen zu hören, ihre weißen Zähne hinter den roten Lippen blitzen zu sehen. Und der Gedanke an die zu erringende Geliebte spornte ihn zu immer rastloserem, unermüdlcherem Schaffen an.

Eher, als er es selbst zu hoffen gewagt hatte, war das Ziel erreicht. Ihm wurde eine unerwartete Lohnaufbesserung, und ferner fiel ihm ein kleiner Lotteriegewinn zu. Wie so viele seines Standes hatte auch Wilhelm Zanzen jahraus, jahrein einen erheblichen Prozentsatz seiner sauer erworbenen Groschen der launischen Fortuna in der Hoffnung auf glänzende Revanchierung geopfert.

Glänzend hatte sie sich nun freilich nicht revanchiert; aber die paar hundert Mark, die sie eines Tages dem eifrigen Werber um ihre Gunst in den Schoß warf, genügten zusammen mit seinen Ersparnissen zur Begründung des einfachen Hauswesens, zur Einrichtung der bescheidenen, aus zwei Zimmern und Küche bestehenden Wohnung.

Wider Erwarten zeigte sich Alma vollständig willfährig, ja sogar begierig, das Ehejoch auf sich zu nehmen. Verträglichkeit gehörte nicht zu ihren Haupttugenden. Sie hatte inzwischen manchen Strauß mit ihrem Chef sowohl als auch mit ihren männlichen und weiblichen Kollegen zu bestehen gehabt, in welchen Differenzen sie meist als Trumpf die Drohung, fortzugehen und zu heiraten, ausspielte. Als nun schließlich ihr Herr, des ewigen Streites müde, ihr nach einem besonders heftigen Zwist bemerkte, „von seiner Seite stände ihrem Vorhaben nichts im Wege — sie könne sofort gehen,“ da schnürte sie, wie schon einmal, ohne weiteres in aufloderndem Zorn ihr Bündel. Hierauf begab sie sich kurzer Hand in die Werkstätte des großen Schneidergeschäfts, in dem ihr Verlobter angestellt war, um diesen mit der Erklärung: „Wenn du willst, Wilhelm, können wir morgen heiraten,“ zum Glücklichsten der Sterblichen zu machen.

Ging dies nun auch „morgen“ nicht wohl an, so führte er seine Auserwählte doch thatsächlich nach Ablauf der für das Aufgebot

bestimmten Frist alsbald heim. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß unsere Betty sich in jenen Wochen fast die Finger über einer fürchterlich mühseligen Häkelei — einer Tischdecke für das junge Paar — zerbrach, und daß sie der aufhorchenden Auguste, die gern selbst Wilhelm mit ihrer Hand beglückt hätte, Wunderdinge von ihres Bruders Einrichtung erzählte. Ihre Zuhörerin nahm diese Berichte aus naheliegenden Gründen äußerst kühl auf — nicht einmal die blühende Schilderung der Wohnung, der schwarzen Wolldamastmobilien, des Wandspiegels und des Mahagonischränk im Wohnzimmer entlockten der Verschmähten ein Wort des Beifalls. — Zum Schluß gab es dann eine sehr „feine“ Hochzeit, zu der mein Vater, der Wilhelm bisweilen beschäftigte, ein Duzend Flaschen Wein beisteuerte. Wir Kinder waren zur Trauung geladen; ich war leider wegen irgend einer Mißthat in Ungnade und durfte deshalb nicht mit. Die Geschwister jedoch gingen unter Betty's Führung hin und ärgerten mich hernach wochenlang durch anschauliche Beschreibungen, wie hübsch Alma in ihrem schwarzseidenen Kleide mit dem grünen Myrtenkranz auf dem krausen Goldhaar ausgesehen habe, sowie — was mir viel näher ging! — durch enthusiastische Lobpreisungen des dargebotenen Kuchens und süßen Weins.

Allmählich hörte aber auch das auf, und die Jangensche Hochzeit wurde von uns vergessen, umso mehr, als das neue Ehepaar die Schwester und Schwägerin nur noch selten bei uns aufsuchte. Betty antwortete sehr einsilbig, wenn man sich nach dem Ergehen der Jungvermählten erkundigte. „Sie haben kein Zeit,“ „müssen sich eingewöhnen,“ und schließlich, sehr niedergeschlagen: „Wilhelm ist krank.“

Ja, wäre Wilhelm nicht krank geworden, sie hätten sich vermutlich mit der Zeit ebenso gut oder schlecht ineinandergesunden wie Tausende von andern Paaren ihres Standes. So aber — war die Krankheit die Konsequenz der langen, vorhergehenden Überarbeitung, oder, wie seine Schwestern in rücksichtslosem Tadel behaupteten, die Folge seiner Nachgiebigkeit gegen seine hübsche Frau, mit der er, bereits hustend und fiebernd, noch an einer Klüßlichkeit teilgenommen hatte, um sie nicht zu

enttäuschen? — Jedenfalls war diese Erkrankung das Unheilvollste, was ihnen widerfahren konnte. In ihrer endlosen Dauer und langwierigen Konvaleszenz zehrte sie im Handumdrehen die wenigen Spargroschen, die Wilhelm überhaupt besaß, auf und setzte ihn für lange außer stand, einen Pfennig zu erwerben.

Krankenkassen gab es damals noch kaum. So war der einzige, leidige Ausweg, als die geringen Vorräte erschöpft waren, das Leibhaus. Wohl halfen, besonders anfangs, Wilhelms Geschwister, soviel sie es vermochten, allein sie hatten selbst hart um das tägliche Brot zu ringen und waren bald an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. In's Krankenhaus zu gehen, hatte sich der Patient, der zuerst sein Leiden für ganz unerheblich hielt, standhaft geweigert. Seine Frau, die von leisem Selbstvorwurf gepackt, sich doch eine Mitschuld an seiner Krankheit beimaß, hatte ihn darin bestärkt und erklärt, sie würde mit der Pflege allein fertig. Später wären die Mittel dafür überhaupt nicht mehr zu beschaffen gewesen.

Eins nach dem andern wanderten die hübschen, neuen Sachen aus dem Hause auf Rimmerwiederkehr. Zuerst hatte Alma geweint, als sie sich der Gegenstände, die sie auf ihre Art wertgehalten hatte, entäußern mußte, besonders, als es an ihre eignen Kleider ging. Speziell die Hergabe des schwarzseidenen Brautgewandes entlockte ihr heiße Thränen. Dann aber trat in ihrem Gebaren ein vollkommener Umschwung ein. Gleichgiltig, fast stumpfsinnig ließ sie ihre Habseligkeiten Stück für Stück ziehen, zu gleicher Zeit jedoch war es mit der sorglichen Wartung des endlich Genesenden vorbei. Die in ein großes Tuch gehüllte, thatenlos in finstern Brüten am Fenster der kalten Wohnstube hockende Frau, die für die schüchternen, mit heiserer Stimme vorgebrachten Bemerkungen ihres Mannes entweder gar keine Antwort oder ein höhnisch-ungeduldiges Achselzucken hatte, glück der reizenden, quecksilbrigen, für ihren Gatten freundlich-beforgten Alma von einigen Monaten zuvor gerade so wenig, wie die dazumal in Sauberkeit und Zierlichkeit leuchtende Wohnung den jetzigen untwirlichen, schlecht gehaltenen Räumen.

„Was hast du, Alma?“ fragte Betty einst, als sie an ihrem freien Nachmittag zu ihren Geschwistern gekommen war, um etwas nach dem rechten zu sehen.

„Ich warte!“ entgegnete die Angeredete kurz, aber mit so seltsamer Betonung, daß Betty betroffen von ihrer Beschäftigung, den Fußboden des Nebenzimmers zu scheuern, aufsaß. „Einmal muß doch die gräßliche Zeit ein Ende nehmen.“ Alma sprach nie Plattdeutsch, weil es ihr nicht „fein“ genug war, und verlangte von ihrer Umgebung ein gleiches.

„Das soll sie nächste Woche schon!“ warf Wilhelm ein, der, wenn auch noch hochwangig und kraftlos, sich doch selbst für völlig wiederhergestellt erklärte. „Nächste Woche geht's wieder an die Arbeit, und dann sollt ihr 'mal sehen, wie sie hier wieder nett aussehen wird.“ — Er machte einen Versuch, die Hand seiner Frau zu ergreifen.

Sie entzog sie ihm rasch und maß ihn mit einem geringschätzigen Blick. „Ach du!“ sagte sie mit der Grausamkeit der niederen Volksklassen gegen körperlich schwache Menschen, „wie lang' dauert es, dann liegst du wieder auf der Nase! — Nee, ich rech' nur noch auf mich selbst, wenn ich man erst wieder zu Gang bin. Ich will woll' vorwärtskommen!“

„Was heißt das?“ fragte ihr Mann nun auch schärfer. „Wenn das Kind erst da ist, kannst du gewiß nicht viel verdienen, mein gute Deern. So'n lütt Gör braucht viel Aufspaffen.“

„Abwarten!“ versetzte Alma kurz, und aus den eingesunknen Augen schloß gleichzeitig ein so eigentümliches Funkeln, daß Betty, wie sie später erklärte, von jenem Moment an durch keins der hernach eintretenden Ereignisse überrascht wurde. —

Acht Tage, nachdem Wilhelm zum erstenmal wieder auf Arbeit gegangen war, wurde sein kleines Mädchen geboren. — Er hatte insofern noch Glück im Unglück gehabt, als es ihm ohne weiteres gelang, wieder bei seinen früheren, ihm sehr wohlgeneigten Arbeitgebern eine Stellung zu finden. So schaute er von neuem frohen Mutes in die Zukunft und überließ sich aus voller Seele der Freude an seiner kleinen Tochter, die nach Aussage aller ihrer schönen Mutter gleich wie ein Ei dem

andern. Auch Alma schien ihr besseres Selbst wiedergefunden zu haben. Sie bekundete neben der jede junge Mutter erfüllenden stolzen Wonne an ihrer neuen, holden Menschenknospe wieder die alte, ihr so ganz abhanden gekommene Zuneigung zu deren Vater, sowie größere Zufriedenheit mit dem nun einmal gewählten Geschick.

Von langer Dauer sollte diese Zufriedenheit nicht sein. Wohl erholte Alma sich dank ihrer unverwüsthlichen Jugendkraft schnell und blühte trotz Arbeit und Entbehrungen schöner auf denn je. Aber vielleicht war es in der That so, wie ihre Schwägerin Doris behauptete, — sie verstand absolut nicht zu wirtschaften, oder aber die Ankunft jener winzigen, dritten Person, ihre freilich immerhin noch geringfügigen Bedürfnisse zur Fristung ihres jungen Lebens trugen die Schuld, — genug, das Budget ließ sich nie und nimmer, trotz Wilhelms wieder steigendem Verdienst, ins gleiche bringen. Es gab deswegen heftige Zwistigkeiten zwischen den Gatten, und schließlich sahen sie sich genötigt, das zu thun, was Alma in der vorhergehenden Periode der Not und Kummerniß durchaus nicht gewollt hatte. Sie vermieteten das größere, nach vorn gelegne Zimmer der kleinen Wohnung an eine entfernte Verwandte der Jangens, eine alleinstehende, alte Näherin, die auf Tagelohn ausging.

Von nun an schien Alma den letzten Rest Lust an ihrer Häuslichkeit verloren zu haben. Kaum, daß sie die nötigsten Arbeiten noch versah. Auch das Interesse für ihr Kind war scheinbar erloschen. Zwar versorgte sie es noch leidlich pünktlich, allein von der überströmenden Zärtlichkeit, die sie zuerst an das Würmchen verschwendet hatte, war keine Spur mehr vorhanden. Meist saß sie, mit der entweder schlafenden oder schreienden Kleinen auf dem Schoß am Fenster ihres nunmehr einzigen, als Wohn- und Schlafgemach dienenden Zimmers, ebenso teilnahmslos wie sie es vor einem halben Jahr gewesen war, als sie auf Betty's Frage mit so sonderbarer Betonung geantwortet hatte: „Ich warte.“

Nur in einem war sie anders als damals; auf ihre in jenen Tagen arg vernachlässigte äußere Erscheinung verwendete sie wieder die

größte Sorgfalt. Das prächtige, blonde Haar war wohlgepflegt, ihr mit eigener Hand angefertigter Anzug immer, wenn auch einfach, so doch tadellos zierlich und sauber, ein schroffer Gegensatz zu ihrer verwahrlosten Umgebung. Auch die Handarbeiten, mit denen sie sich jetzt ab und zu beschäftigte, schienen insgesamt Gegenstände zur Schmückung ihrer eignen werten Persönlichkeit darzustellen und nebenbei die einzige Thätigkeit zu sein, bei der sie mit voller Aufmerksamkeit war. Schrie die Kleine zwischendurch einmal gar zu arg, so nahm sie sie wohl auf und trug sie einigemal im Zimmer hin und her oder gab ihr die so stürmisch begehrte Milchflasche; doch dies alles geschah in einer Weise, als seien ihre Gedanken ganz wo anders. Und ebenso zerstreut zeigte sie sich in der Sorge für ihren Mann. Nur ausnahmsweise fand der von der Arbeit Heimkehrende noch etwas Warmes zu essen vor. Machte er, dem der Arzt möglichst kräftige Nahrung verordnet hatte, ihr dieserhalb Vorstellungen, so erfolgte anfangs eine bündige Replik. „Hab's vergessen,“ oder „'s is nig da!“ Später aber verstieg sie sich höchstens noch zu einem stummen, störrischen Achselzucken. Und er, in seiner unbegreiflichen, verblendeten Liebe zu dem schönen Geschöpf, gab sich dann auch zufrieden, wärmte sich den etwa vorhandenen Rest schlechten, zusammengegoßnen Kaffees oder holte sich, wenn er bei seiner jetzigen Sparsamkeit für sich selbst die Ausgabe nicht scheute, aus der nächsten Gastwirtschaft eine Flasche Bier. Hatte er sich dann dazu ein derbes Butterbrot gestrichen und saß er vor seiner frugalen Mahlzeit, meist vergeblich trachtend, durch allerhand Scherzreden dem schönen, mürrischen Gesicht ihm gegenüber ein Lächeln abzulocken, dann suchte er sich mit aller Kraft zu überzeugen, es sei alles, wie es sein sollte. Ja, es werde von nun an immer besser werden, und die unwiderstehlich in ihm aufsteigende Ahnung kommenden Unheils sei keiner Beachtung wert.

Als er aber eines Winterabends nach Hause kam, war die Wohnung, wie er bereits von der Treppe aus wahrnahm, dunkel, und wie er die Thür öffnete, wehte ihm eilige Kälte entgegen. Nur aus der an die alte Minna Janßen vermieteten Stube drang durch

die nicht fest geschlossene Thür ein wenig Licht und Wärme. Auch vernahm er von dort das schlürfende Schreiten der Alten und sah ihren Schatten vor dem hellen Lichtspalt hin und her gleiten. Doppelt scharf empfand er durch den Gegensatz die ihn umgebende Finsternis und Stille. Er dachte indes noch an nichts Böses, sondern meinte nur, Alma habe das Feuer im Ofen ausgehen lassen und sei eingeschlafen, ehe sie wie gewöhnlich, die Lampe angezündet hatte. Er begab sich deshalb in die Küche, um das Versäumte nachzuholen, und nahm den einfachen Lichtspender von seinem Platz; dabei nahm er mit Staunen wahr, welch leeren, unbewohnten, aufgeräumten Eindruck das ganze Gemach machte. Zu Extrafeuerfesten mitten in der Woche inflinierte seine Gattin im allgemeinen durchaus nicht. Als er dann mit der angezündeten Lampe ins Zimmer trat, hatte er, schon ehe seine von der Helligkeit geblendeten Augen überhaupt etwas deutlich unterscheiden konnten, denselben Eindruck verlaßner Ode.

Im dem noch unwirtlicher als sonst aussehenden Gemach war kein Mensch. Die Wiege, in der die kleine Anna ihre ersten Monate verträumt hatte, war fort, ebenso wie jedes seiner Frau oder dem Kinde gehörende, persönliche Gebrauchsstück. Dafür jedoch lag mitten auf dem Tisch ein in Almas schülerhafter Hand an ihn adressierter, ungeschickt gefalteter und versiegelter Brief. Von Wilhelm mit zitternden Händen erbrochen und überflogen, fiel das Papier dann unbeachtet zur Erde, während der Mann mit heiserem Stöhnen auf einen Stuhl sank und den Kopf schwer auf die Platte des vor ihm stehenden Tisches fallen ließ.

Sie hatte sich zu keinem langen Schriftstück aufgeschwungen, Frau Alma Janßen; allein die wenigen Worte, die dort in ediger Kinderschrift auf dem groben Papier standen, genügten vollauf für ihren Zweck. — „Ich halt das nich länger aus. Ich geh wieder in die „Neue Bierhalle“, der Wirt freut sich, wenn er mir wieder kriegt. Das Kind is in Kost, ich bezahl das von mein Lohn. Du kommst allein besser weiter. Hol' mir nich zurück, ich komm doch nich. — Später vielleicht.“ —

Eine Zeitlang wußte der Verlassne von Garnichts mehr; er hatte nur dumpf die Empfindung maßlosen Schmerzes. Wie im Traum hörte er zum Schluß neben sich ein Kommen und Gehen, ein Klirren von Tellern. Er rührte sich nicht — bis eine Stimme halblaut seinen Namen rief, eine Hand gutmütig tröstend auf seine Schulter klopfte. Verstört fuhr er empor. Vor ihm stand die alte Minna Zanzen und schob ihm einen mit dampfenden Kartoffeln und Bratwurst angefüllten Teller hin. „Eet, Wilhelm, eet!“ sagte sie aufmunternd. „De Deern is nich wert, dat du di so grämst. Lat ehr lopen! — Na, wat nu?“ unterbrach sie sich auf sein heftiges Aufspringen hin.

Er hielt ihren Arm mit rauhem Griff umklammert. „Hest du dat vörher wußt, Minna?“ knirschte er. Da Alma ihn deswegen nicht mehr zur Ordnung rufen konnte, versiel er wieder in das gewohnte Plattdeutsch.

„Man sachte! — Wat schall ic wußt hebben? Dat se weg wull? Glöwst du, se hett mi dat vertellt? — Da kennst du din Fro man slecht. Äwer, dat se irgendetwat utöwen wull, dat harr ic all lang markt.“

„Wo is de Lütt?“

„D, de is goot to Weg, bi de ohl Wöhlerten up't Teilsfeld. De is so'n ohlen Kinnernaar, de hett ehr binah for umfünst nahmen. Se hett dat dor beter as bi ehr Mudder. Wilhelm, Harrjees!“ — Er hatte die Faust mit einer Wucht, die man ihm garnicht zgetraut hätte, auf den Tisch fallen lassen.

„Se möt wedderkommen un schall wedderkommen.“ Damit stand er auf und griff nach seinem Hut.

„Jung, wat wullt du? Nah ehr? Klocktein is 't all. Mit di kummen deist se nich. Dat giwt bloß een Murlärm, un de Weert smit di rut. Elöpp dor öner.“ Und in längerer Rede legte nun die Sprecherin ihre Gründe dafür dar, daß Wilhelm sich zum mindesten heut abend ruhig verhalten solle, gleichzeitig aber gab sie nicht undeutlich zu verstehen, die Davongelaufene verdiene den Kummer und die Aufregung ihres Mannes nicht im entferntesten, und er solle sich freuen, daß er „ehr los weer.“

Darüber war Wilhelm freilich anderer

Ansicht; er ließ sich indes doch soweit beschwichtigen, daß er thatsächlich alle weiteren Schritte auf den nächsten Tag verschob und sich wie gewöhnlich zur Ruhe begab.

Viel schlafen that er jedoch in dieser Nacht nicht; im ersten Morgengrauen war er bereits unterwegs, um vor allem nach seinem Kinde zu sehen. — Mit unsäglichlicher Bitterkeit gestand er sich's ein, Minna hatte recht gehabt, als sie erklärte, die Kleine würde es bei der alten Wöhlerten besser haben, als bei der eignen Mutter. Die freundliche alte Frau war ersichtlich glücklich, für das niebliche Ding sorgen zu dürfen. Und als sie ihm das sauber gekleidete, munter krähende Wichtchen ein wenig verlegen mit den Worten: „Dof 'mal en beten nah de Lütt kiefen?“ entgegenhielt, da verglich er im Geist die frisch geschauerten, wohl aufgeräumten Stübchen mit dem wüsten Anblick, den sein eignes Heimwesen um diese Zeit zu bieten pflegte, und wurde fast in seinem Entschluß, Alma mit Güte oder Gewalt zu ihrer Pflicht zurückzuführen, schwankend. Die kleine Anna hatte es entschieden behaglicher hier. Aber dennoch — — Er seufzte schwer und sein Gesicht wurde so finster, daß Mutter Wöhlert den Redestrom, mit dem sie ihn ihrer unermüdblichen Fürsorge für „dat feute Gör“ versicherte, unterbrach, und voll gruseliger Neugier einen heftigen Zornausbruch ihres Besuchers gegen seine Frau erwartete.

Aber nichts dergleichen geschah. Wohl standen die blauen Adern an Wilhelms Schläfen dick hervor, wohl ging sein Atem rasch und keuchend; allein er bezwang sich mit fast übermenschlicher Gewalt, um abschiednehmend der alten Ziehmutter nur das Wohl seines Töchterchens ans Herz zu legen, ohne sonst noch etwas zu äußern. Dann ging er an sein Tagewerk wie gewöhnlich.

In der Mittagspause indes bat er seine Chefs um eine Stunde Urlaub, die ihm sofort anstandslos bewilligt wurde.

Beflügelten Schrittes eilte er nach der „Neuen Bierhalle“. Es war am Tage dort wie in den meisten derartigen Lokalen stets verhältnismäßig still; die Hauptgeschäftszeit lag in den Abendstunden. Darum zog er es vor, die Aussprache mit seiner Frau jetzt, statt am Feierabend zu suchen.

Als er in den weiten, in seinen Tiefen von dämmerigem Halbdunkel erfüllten Raum trat, wieder die wohlbekannte, von Bier- und Speisengeruch erfüllte, ein wenig dumpfe Luft verspürte und im Hintergrund am Buffett Almas üppige Gestalt im hellen Kleide mit der zierlichen, weißen Schürze so eifrig mit Gläserspülen beschäftigt sah, als sei sie nie fortgewesen — da war's ihm, als habe er die ganzen letzten achtzehn Monate nur geträumt, als komme er wie in früheren Zeiten nur mittags auf einen Sprung, um seine Braut zu besuchen. In schier ungläubigem Staunen blickte er auf den Trauring an seiner Rechten, den er in der bittersten Not der jüngsten Vergangenheit nicht hatte fortgeben wollen, ebenso wenig wie er's zugegeben hatte, daß seine Frau sich des ihren entäußerte, seine Frau, die dort mit den umherlungern den Kellnern lachte und scherzte, als habe sie die bisherige Zeit gänzlich aus ihrem Erinnern gelöscht, und an deren Hand — er sah's, als sie die blank gepuzten Gläser behutsam in Reih und Glied stellte — der breite, goldne Reif nicht mehr bligte.

Jetzt schaute sie auf und erblickte ihn, ein tödliches Erschrecken flog über ihre Züge. Das frische Gesicht färbte sich für einen Augenblick noch höher, um dann sehr blaß zu werden. Doch nur sekundenlang verlor sie ihre feste Selbstbeherrschung; dann trat sie zu ihrem Mann, noch ehe der seinem ersten Anruf „Alma!“ weiteres hinzufügen konnte.

„Na?“ fragte sie. Aus den blauen Augen blickte herausfordernder Trotz; in all seinem Zorn meinte er sie noch nie so schön gesehen zu haben. Er suchte nach einer Einleitung, sie ließ ihn indes nicht zu Worte kommen. „Was willst du?“ begann sie von neuem, aus Rücksicht auf die wenigen vorhandnen Gäste mit gedämpfter Stimme. „Ich hab's dich doch geschrieben — so komm' ich nicht wieder. Meinst, die Schinderei soll ewig so weiter gehn?“ — Hierauf folgte eine Rede, deren Schärfe und Deutlichkeit durch den leisen, der neugierig aufhorchenden Kellner wegen festgehaltenen Ton noch eindringlicher wirkte. Es war, als rissen ihre eignen Worte sie in immer größere Hektigkeit hinein, bis sie schließlich dahin kam, alles ihm zum Wortwurf zu machen.

Er hatte den ganzen Wortschwall ruhig über sich ergehen lassen, nur als ihre Sprache immer gereizter, immer roher wurde, packte er plötzlich ihr Handgelenk mit der eisernen Kraft, die ihm stets der Ingrimme verlieh.

Sie stieß einen ersticken Wehlaut aus.

Wilhelm achtete dessen nicht. „Swig still!“ herrschte er sie rauh, aber mit ebenso unterdrückter Stimme an, wie sie selbst gesprochen hatte. Dann riß er ihre Hand empor. „Wo is din Ring?“

Es war das erste Mal, daß seine Heftigkeit sich gegen sie kehrte. Thatsächlich dadurch eingeschüchtert, begann sie mühsam in ihrer Tasche zu suchen. „Ich hab' ihn hier,“ murmelte sie, „der Wirt leid't 's nich, daß ich ihn trag! Er sagt, er kann schon so wie so kein verheirat'ete Mamsell brauchen. Bloß weil ich ihm soviel nützig un so fix bin — Wilhelm, sei doch vernünftig“ — sie änderte jetzt ihre Taktik und schlug die süß schmeichelnden Töne an, mit denen sie den Verblendeten von jeher zu allem gebracht hatte — „es is doch nich für ewig. Man bloß 'n paar Jahre, bis man ordentlich was hinter der Hand hat. So geht das doch nich. Un ich will ganz furchbar sparen. Un du kannst mir doch immer besuchen. Das Kind is gut aufgehoben, un ich will tüchtig aufpassen, daß es sein Recht kriegt. Wilhelm, sei gut!“

Ihrem Zorn hatte er widerstehen können, ihren Bitten gegenüber war er machtlos. Als sie auf seine widertwillig nachgebende Frage: „Na, wie lang denkst dich denn das?“ froh, soviel erreicht zu haben, eifrig entgegnete: „Zwei Jahre ungefähr oder vielleicht auch man eins!“ machte er gegen seine bessere Überzeugung ein zustimmendes Zeichen. Und die müßigen Zuschauer, die, ohne den ehelichen Disput verstehen zu können, die erregten Pantomimen des Paares mit dem bekannten Interesse der Unbeschäftigten beobachtet hatten, wußten infolge des triumphierenden Aufleuchtens ihrer Augen so deutlich, als hätten sie jede Silbe gehört: die bestridende, blonde Hege dort hatte gewonnenes Spiel.

Wie er zuerst gewartet hatte, so lange es Alma beliebte, nachher sie heimgeführt, so wie es ihrem souveränen Willen gütendünkte, so fügte er sich auch jetzt ihrem Entschluß —

und legte damit unwissentlich den Grund zu der Tragödie, die ihrer beider Leben beschließen sollte.

Damals freilich hätte das keiner geglaubt, das Ganze ließ sich leiblich an. Das Kind war wirklich wohlverforgt, Alma machte nach ihrer eignen Aussage gewaltige Ersparnisse, von denen allerdings niemand etwas zu sehen bekam. Und Wilhelm — nun, der mußte eben wieder allein fertig werden. Die alte Base Minna schlug ihm vor, ihm die Wohnung abzunehmen, so daß er jetzt bei ihr, statt wie bisher sie bei ihm zur Miete wohne, was er gern annahm. Besser als zuvor wurde ihm von nun an sein Zimmer entschieden gehalten, wie er einmal auf eine dahinzielende Anfrage seiner Frau ziemlich scharf entgegnete. „So sauber und nett wie nie bei dir, Alma!“ fügte er vorwurfsvoll hinzu. Sie zuckte darauf schnippisch die Achseln. „Na, denn ist es ja gut so un kann immer so bleiben.“ — Damit wandte sie ihm den Rücken und er, gewohntermaßen „klein beigegebend“, hatte große Mühe, sie mit der Beteuerung zu versöhnen, „er hätte man so gemeint.“

Eigentlich war aber ein solcher Rückfall in den Ton ihres ehelichen Beisammenlebens nur eine Ausnahme. Sie hatte meist bei seinem Kommen einen freundlichen Gruß für ihren sogenannten Herrn und Gebieter, selbst wenn, wie es allgemach zur Regel wurde, das Buffett von Verehrern, die gern ein Viertelstündchen mit der schönen „Mamsell“ verplauderten, umlagert war. Gewöhnlich kredenzte sie ihm sogar selbst dann ein Seidel Bier, eine Bezahlung seinerseits mit der großmütigen Bemerkung, er sei ihr Gast gewesen, ablehnend.

Hegte sie in jenen Tagen noch im Ernst die Absicht, zu ihm zurückzukehren? — Betty, die ihre Schwägerin ziemlich genau kannte, hat nachher immer gemeint, zu Anbeginn sei das wirklich Almas aufrichtiger Wille gewesen, wenngleich sie fraglos nie beabsichtigt hätte, den von ihr so kurz gesteckten Termin wirklich einzuhalten.

„Wenn ich ordentlich was gespart hab', geh'n wir wieder zusammen!“ erklärte sie kurz auf gelegentliche Anfragen dritter Personen.

Nun sah es mit dem Sparen vom ersten Augenblick an recht windig aus. Ihre schon

früher starke Neigung zu Buß und Flitter schien noch tausendfältig gewachsen zu sein, fast ihr ganzes Gehalt ging für die bunten Fähnchen, die ihre Schönheit allerdings vortrefflich hervorhoben, dahin. Das Kostgeld für das Kind — das heißt die Hälfte, den Rest bestritt Wilhelm, bezahlte sie, zwar manchmal murrend, aber doch stets pünktlich. Ebenso trug sie auch für angemessene Kleidung für das kleine Ding gewissenhaft Sorge und stellte sich bei solchen Anlässen vor der alten Mutter Wöhlert geradezu als eine Löwin an Mutterliebe hin. Die Alte antwortete im allgemeinen wenig darauf, sie hatte ihre eigne Ansicht über das schmucke Geschöpf vor ihr. Nur einmal, als Alma klagte, das Kind thue so fremd mit ihr, riß der Zieh Mutter die Geduld. Trocken bemerkte sie: „Wenn Se dat nich wölt, Alma, denn möten Se öfters kummen, anners geiht dat nich. Wi weten alltohop nich mehr, wo Se usehn! Wo schall dat wernn, wenn de Lütt 'mal wedder ganz bi Ehr is?“

„Das find't sich denn,“ versetzte die Angeredete ärgerlich, indem sie sich abschiednehmend erhob und nach dem spitzenbesetzten Sonnenschirm griff, „einstweilen is es ja noch nich so weit.“

Damit ging sie davon, um einen ihrer seltenen freien Sonntage in lustiger Gesellschaft — aber nicht in der ihres Mannes — gründlich auszunutzen.

Allmählich tauchte nun wohl schon der Gedanke in ihr auf, sich ganz von ihm zu trennen. Das Leben, so wie sie es sich jetzt eingerichtet hatte, gefiel ihr gut. Ihre ganze Umgebung, bis zum Wirt hinauf, hatte sie langsam, nach mehr oder weniger erbittertem Kampf, unterjocht, so daß zum Schluß „Mamsells“ starker Wille in der „Neuen Bierhalle“ oberstes Gesetz war.

Wilhelm gewahrte von dieser Sinnesänderung lange nichts; desgleichen erfuhr er nichts von den seiner Frau oft gemachten und von ihr gern angenommenen Geschenken. Auch ahnte er nicht, daß die schöne Buffettiere schon mehr als einmal einer Einladung von jungen Lebeleuten zum Souper bei Pfordte oder in andern vornehmen Restaurants gefolgt war.

Was ihn zuerst stutzig machte, war Almas wieder vollkommen veränderte Art ihm gegen-

über. Die zwei von ihr als äußerster Termin genannten Jahre waren längst abgelaufen, ohne daß sie Miene gemacht hätte, ihrem Ehej zu kündigen. Wilhelms Erkundigungen danach hatte sie erst geüffentlich überhört, dann aber sich zu dem Eingeständnis bequemt, sie habe ihre Ersparnisse wieder aufgebraucht. „Wenn ich überhaupt wirklich 'mal welche gehabt hab!“ fügte sie herausfordernd hinzu. „Vielleicht hab' ich's dich nur vorgeschwindelt!“ Ihres Mannes Vorwürfen begegnete sie mit störrischer Verbissenheit; endlich warf sie höhnisch über die Schulter hin: „Wenn dich das so nich mehr paßt, kannst dich ja scheiden lassen.“

Das war ein Wort, das bisher noch nie gefallen war. Einen eisigen Schrecken jagte es ihm durch die Adern, so daß er vorzog, nichts darauf zu erwidern. Er konnte und wollte von ihr nicht lassen. Lieber sein Dasein so weiter schleppen, sparen, immer weiter sparen, und wenn er in die „Neue Bierhalle“ kam, von Alma eine Behandlung erdulden, die sich meist in gänzlichem Über-ihn-hinwegsehen, manchmal aber auch in spizen, giftigen Bemerkungen äußerte. — Dabei kam er begreiflicherweise körperlich und geistig vollständig herunter. Mit verdoppelter Stärke suchte ihn der hohle Husten, der ihn nie ganz verlassen hatte, von neuem heim. Seine ehemalige fröhliche Laune war dahin für immer, nur sein Kind, das ihn im Gegensatz zu der gegen die Mutter bekundeten Fremdheit sehr wohl kannte und ihm entgegenlief, sobald es seinen Schritt vernahm, vermochte ihm noch ein Lächeln abzulocken.

Wilhelms ganze Familie war der Ansicht, so ginge es nicht länger, und beschwor ihn, „er solle seinem Nichtsnutz von Frau den Willen thun“ und sich scheiden lassen. Seine einzige Antwort auf dies Ansinnen bestand stets in finsternem, unverbrüchlichem Schweigen. Dabei mochte bei ihm von der ursprünglichen Liebe im Grunde kaum noch eine Spur vorhanden sein. Allein, was an deren Stelle getreten, war tausendmal aufregender. Der Gedanke, das bestückende Geschöpf freizugeben, sie womöglich in den Armen eines Andern zu wissen, erfüllte ihn mit sinnbetäubender Wut. Alles, nur das nicht. Mochte es eben gehen, wie es bis jetzt ge-

gangen war; einmal mußte es ja anders werden.

Und es wurde anders. Wie lange alles wirklich noch im alten Geleise weitergegangen wäre, ohne die zwei in der Folge berichteten Zwischenfälle, ließ sich später schwer sagen. Die ganzen Verhältnisse waren, besonders durch Almas schönes Betragen, dermaßen auf die Spitze getrieben, daß eine Katastrophe fraglos unter allen Umständen erfolgt wäre. — So kam's.

Die alte Wöhlert starb plötzlich, als die kleine Anna fast ihr drittes Jahr vollendet hatte. Trotz aller Bemühungen beider Eltern wollte es nicht gelingen, für das Kind ein anderes passendes Unterkommen zu finden. Es war, als schwebte ein Verhängnis darüber, in dem Maß, daß zum Schluß Doris, wenn auch ungern genug, und für den doppelten Betrag des bis dahin gezahlten Kostgeldes sich bereit finden mußte, die Kleine, „damit das arme Gör man 'n Dach über'm Kopf hätt,“ bei sich aufzunehmen.

Das bedauernswerte kleine Ding schien sich jedoch bei der ewig scheltenden Tante, zwischen den lauten, zänkischen, sich beständig prügeln den Kindern entsetzlich unglücklich zu fühlen. Nach der sanften Behandlung von „Tante Wöhlert“ war der Gegensatz auch zu groß; jedes rauhe Wort, jeder, vielleicht garnicht so schlimm gemeinte Puff that dem durch Liebe verwöhnten Dirnchen fürchtbar weh. Kam ihr Vater, um nach ihr zu sehen, so stürzte Anna in einem wahren Taumel des Jubels auf ihn zu, faßte ihn fest um den Hals und flüsterte ihm ins Ohr: „Mit weg, Vadder, mit weg!“

Er machte seiner Schwester deswegen Vorstellungen und wies darauf hin, wie unbehaglich die Kleine sich offenbar bei ihr fühlte. Aber da kam er schön an. Von dem Waschsack, an dem sie hantierte, aufsehend und die einzelnen Wäschestücke mit so unsanfter Hand ausringend und auf einen Haufen werfend, daß die Wassertropfen durch die ganze, kleine Küche spritzten, hielt Frau Doris ihm eine Rede, deren Drastik und Grobheit kaum von einer der in dieser Hinsicht berühmten Fischfrauen des Hopfenmarkts hätte übertroffen werden können. Sie riet ihm, seine „Blörliese von Gör“ doch einfach fort-

zunehmen, wenn es ihm für „so'n Balg“ bei ihr nicht passe. Den Beschluß der Philippika machte eine vielleicht wahrheitsgetreue, keinesfalls aber schmeichelhafte Charakteristik seiner eignen Gemahlin, „die die Kinder in die Welt setze und andern Leuten die Sorge, sie großzuziehen, überlasse,“ woran sich noch einige Anspielungen auf ihn selbst und seine „Dösköppigkeit“ knüpften, die ihn veranlaßten, von der Stätte so rohen Reisens thunlichst schnell zu entweichen. Sein Entschluß stand fest — das Kind mußte anderweitig untergebracht werden.

Aber wohin mit dem armen, hilflosen Wesen? In tiefem Sinnen schritt er fürbaß. Wenn, ach, wenn Alma sich doch entschließen wollte! — Er hatte mittlerweile mehrfach Gehaltszulagen bekommen und meinte nun in der That in der Lage zu sein, für Frau und Kind sorgen zu können. Annschen wurde

größer, selbständiger; Alma würde wenig Mühe von ihr haben . . .

Es war ein häßlicher, naßkalter Januarabend; in den trüben Fluten der Elbe spiegelten sich, gelben Lichtflocken gleich, die Gaslaternen der „Vorsetzen“ — der sich am Hafen entlang ziehenden Straße. Durch den leichten Nebel schienen die bunten Lichter der zahllosen Schiffe unbestimmt verschwommen, bald heller, bald dunkler, je nachdem sich eine pußende Hand der beständig beschlagenden Glasscheiben der Lichtbehälter annahm. Der Nebel verwandelte sich mit der Zeit in feinen Regen, so daß Wilhelm in seinem Vorhaben, seinen Vater aufzusuchen, wankend wurde und Kehrt machte. Er wollte sich ohne weiteres nach Hause begeben; für seine Lunge — das wußte er aus langjähriger Erfahrung — war diese feuchte, rauchige Luft Gift.

Und so ging er seinem Schicksal entgegen.

(Fortsetzung folgt.)



Volksnahrungsmittel.

Von

Paul Schettler.

Nachdruck verboten.

III. Konserven.



Mag man in den Tagen des Kampfes um das Fleischbeschaugesetz über die Einfuhr von Lebensmitteln aus überseeischen Plätzen denken wie man will und sich je nach Partei- oder Berufsinteresse für Erleichterung oder Erschwerung des Imports fremdländischer Bodenerzeugnisse entscheiden, die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung wird in früherer oder späterer Zukunft doch einen Zustand des vollkommenen und durch keine Rassen- und Nationalitätenschränken gehemmten gegenseitigen Ausgleiches von Produkten zur Folge haben müssen; aus den Zentren leichtester, also auch lohnendster Produktion werden die Nahrungs- und Genußmittel ungehindert nach den Verbrauchsorten gehen, die selbst diese Dinge nicht zu erzeugen imstande sind. Noch mögen unsere „Agrarier“ meinetwegen recht haben, daß die deutsche Landwirtschaft durchaus den gesamten inländischen Bedarf an Fleisch und Brotrucht zu decken vermöge, aber bei der stetig wachsenden Bevölkerung — wie lange noch? Und schließlich dürfte es wohl auch für den Konsumenten nicht ganz gleichgiltig und auf die Dauer selbst für den Wohlwollendsten gar nicht durchführbar sein, daß er sein Fleisch, Brot und Obst zwar ausreichend im eigenen Lande haben kann, jedoch doppelt so teuer, wie er sie bei voller Handelsfreiheit aus dem Auslande beziehen könnte.

Mit einem Faktor aber rechnen alle unsere Wirtschafts-, Agrar- und Schutzollpolitiker viel zu wenig, trotzdem er gerade heuer bereits höchsten Ortes als ein gleichberechtigter neben den bisher bevorrechteten anderen anerkannt worden ist: mit der täglich sich vervollkommnenden Technik. Noch steckt die Technik der Konservierung von Lebensmitteln zum Teil in den Kinderschuhen. Wer weiß, ob nicht die nächsten Jahre oder doch Jahrzehnte schon Methoden bringen, die es ermöglichen, jedes ess- und trinkbare Erzeugnis an jedem Orte so lange in völlig frischem und unverkehrtem Zustande aufzubewahren, wie man nur immer will, und es auch so weit zu verschieben, wie man's nur wünscht, durch alle Zonen und nach allen Breiten. Die Lindeschen Kälteerzeugungsmaschinen mittels flüssiger Luft haben schon eine kleine Umwälzung in der Methode der Versendung frischgeschlachteten Fleisches zu vollziehen begonnen. Das Verfahren der Konservierung durch Kälte ist aber nur eine einzige von sehr zahlreichen Konservierungsmethoden. Welche steigende Bedeutung es gleichwohl hat, geht daraus hervor, daß die Ausfuhr von frischem Fleisch von Nordamerika nach England, Schottland und Frankreich allein in den drei Jahren von 1875 bis 1878 von 206 000 Pfund im Werte von 16 300 Dollars auf mehr als 60 Millionen Pfund im Werte von mehr als 5 Millionen Dollars gestiegen ist; und seit 1881 ist dann noch Australien hinzugetreten, das im Jahre 1898 bereits für 2 818 611 Pfund Sterling gefrorenes Fleisch exportierte. Im ganzen empfing Großbritannien 1898 mehr als 3 Millionen Zentner überseeisches Rindfleisch und fast $6\frac{1}{2}$ Millionen Hammel und Lämmer als „Eisfleisch“. Daneben fängt die eigentliche Fleischkonserve, das Büchsenfleisch, beinahe schon bedeutungslos zu werden an. Während die Einfuhr australischen Konservenfleisches in England sich von nur 321 Pfund Sterling Wert im Jahre 1866 auf 600 000 im Jahre 1871 hob, war die weitere Steigerung in den folgenden Jahrzehnten verhältnismäßig geringfügig; 1898 erreichte sie erst einen Wert von 897 916 Pfund Sterling. Es ist ja klar: je mehr es gelingt, die Nahrungsmittel in unverfehrt frischem Zustande auf lange Zeit zu erhalten und sie aus noch so weit entlegenen Produktionsländern in die Verbrauchsgebiete ebenso wohlbehalten zu befördern, desto weniger bedarf es der Konserven.

Die Konservierung gerade von Fleisch ist schon in ältesten Zeiten geübt worden. Die Ägypter kannten die Verwendung des Salzes als ein Mittel, den Eintritt der Fäulnis zu verhindern oder mindestens zu verzögern. Die Römer besaßen ihre Salsamentarii. Die Chinesen stellten schon seit undenklichen Zeiten eine Art Fleischmehl her, indem sie ihre Jagdvorräte mit Reis versetzten, die Masse trockneten und pulverisierten. Durch Trocknen von Fleisch bereiteten die Indianer Amerikas lange vor der Entdeckung der neuen Welt ihren Pemmikan und Tassajo oder Charque, der in den südamerikanischen Staaten noch heute ein wichtiger Handelsartikel ist — aus der Provinz Rio grande do sul werden allein 20- bis 30 000 000 Kilo ausgeführt. — Bei uns kannte man bis zum 17. Jahrhundert außer der Konservierung durch Kälte nur noch die durch Pökeln. Das letztere Wort soll von einem Holländer Namens Beudelsz, der sich auch Pökel schrieb, im 14. Jahrhundert eingeführt worden sein, wenn auch Schleiden das als Legende bezeichnet, da bereits im Jahre 1000 der Heringsfang betrieben wurde und also auch das Salzen von Fischen.

Bis zum Ende des 17. Jahrhunderts hatte man ganz vage Vorstellungen von den Vorgängen der Gärung und Fäulnis, die „Fermentation“ und die „Putrefaction“ der alten Alchimisten bezeichneten alles Mögliche, z. B. die langsame Zersetzung von Mineralien, und wirklich geklärt haben sich die Begriffe erst nach der Entdeckung

des Sauerstoffs durch Lavoisier 1780, trotzdem gerade dieses Ereignis zunächst eine irrige Auffassung der Gärungsvorgänge zur Folge hatte. Denn nun schrieb man diese allein dem Sauerstoff zu, und sofort machte man sich daran, Methoden zu erfinden, wodurch der Zutritt der Luft und damit des in ihr enthaltenen Sauerstoffes von den zu konservierenden Substanzen ferngehalten werden könnte. Von den verschiedenen zu Anfang des 19. Jahrhunderts erteilten Patenten hat das Appert'sche Verfahren, dessen erste Mitteilung 1804 erfolgte, die allgemeinste Anwendung gefunden, und das bekannte Cornet beef, sowie Ochsenzunge, Olsardinen und andre Fischkonserven, Hummer, Krebschwänze, Früchte aller Art, Büchsengemüse und viele andere Konserven werden bis heutigen Tages nach diesem Verfahren bereitet. Es besteht darin, daß die zu konservierende Substanz möglichst ohne Zwischenräume in eine Blechbüchse verpackt (früher waren es noch Glasflaschen), der nach innen einspringende Dedel aufgelötet und nur eine kleine Öffnung gelassen wird; dann wird die Büchse in kochendem Wasser oder im Dampfbade 2 bis 4 Stunden lang erhitzt, wobei der Inhalt der Büchse die Temperatur von 95 bis 100° erhält, und dann die Öffnung rasch hermetisch verschlossen. Das so konservierte Fleisch kann hinsichtlich seines Nährwertes dem frischen völlig gleich geachtet werden, weil durch das Erhitzen oder Kochen kein Substanzverlust eintritt, nur muß dafür Sorge getragen werden, daß stets Fleisch von gut gemästeten Rassetieren zur Verwendung kommt, weil minder gutes Fleisch leicht in zähe Fasern zerfällt. Als ein Zeichen, daß der Inhalt der Büchsen noch wohl erhalten ist, kann man die nach innen gefehrte Wölbung des Deckels oder Bodens ansehen. Diese Wölbung entsteht durch die Luftverdünnung im Innern der Büchse während des Erhitzens, und der Druck der äußern unverdünnten Luft zwingt die Blechplatte, sich nach innen zu wölben. Solange diese Wölbung bleibt, ist noch keine Luft in die Büchse eingedrungen, was sofort eine Zersetzung des Inhalts, damit eine Gasentwicklung und also auch ein Zurückdrücken der Deckel- oder Bodenplatte nach außen zur Folge haben würde. Wie sehr dieses Appert'sche Verfahren zum Konservieren geeignet ist, bewies eine Sammlung von vollständig erhaltenen Fleischspeisen in Büchsen aus dem Jahre 1813, die auf der Londoner Weltausstellung 1851 gezeigt wurde. Hatte somit diese Konservierungsmethode sich in der Praxis aufs glänzendste bewährt, besser als die zahlreichen auf derselben Voraussetzung beruhenden des Umhüllens oder Überziehens mit luftabschließenden Substanzen wie Fett, Paraffin, Stearin, Gummi, Leim, Gelatine, Eiweiß, gelöstem Kautschuk, Kollodium, so war doch die ihr zu Grunde liegende Theorie, daß der Sauerstoff der Luft der Zersetzungserreger sei und deshalb nur für seine möglichste Fernhaltung geforgt zu werden brauchte, falsch. Erst in den sechziger Jahren des eben verfloßnen Jahrhunderts wurde durch F. Cohn und Pasteur der Nachweis geführt, daß die Zersetzung der Körper durch kleine Organismen, Pilze und Bakterien, verursacht werde, und daß der Sauerstoff dabei nur eine begleitende Rolle spiele. Insofern als gewisse Bakterienarten, wie das fast ausschließlich die Fäulnis organischer Substanzen erregende *Bacterium termo*, das man früher für ein Infusionstierchen gehalten und *Monas termo* genannt hatte, sich bei reichlicher Sauerstoffzufuhr am schnellsten vermehren, die Fäulnis also auch in diesem Falle rapider um sich greift, als ohne Gegenwart von Sauerstoff. Und gerade bei der unter geringem Luftzutritt stattfindenden Fäulnis bilden sich Substanzen von höchst giftigen Eigenschaften, wie das Sepsin und das „putride Gift“, so daß vor verdorbenen Büchsenkonserven besonders gewarnt werden muß.

Nachdem die Bedeutung der Fäulnis- und Gärungspilze einmal erkannt war, handelte es sich nunmehr darum, diese kleinsten Lebewesen, die oft unter dem schärfsten Mikroskop nur noch gerade erkannt werden können, wie die kaum ein Zweitausendstel Millimeter großen Mikrokokken, und die sich überall in der Luft wie an der Oberfläche aller möglichen Gegenstände massenhaft vorfinden, unschädlich zu machen, ohne daß die zu konservierenden Lebensmittel an Geschmack und Zuträglichkeit einbüßen.

Da zeigte es sich denn, daß eben bei der Appert'schen Methode das längere Kochen vor dem Luftabschluß es war, das die Wirkung der Fäulnisbakterien vernichtete. Das Bacterium termo, das zwischen $5\frac{1}{2}$ und 40° Wärme gedeiht, bei 35° sich am lebhaftesten entwickelt, bei 5° in Kältestarre und bei 40° in Wärmestarre übergeht, ohne getötet zu werden, da es sofort wieder erwacht, sobald günstigere Bedingungen eintreten, stirbt nach dreistündigem Erwärmen auf 50° in wässriger Nährlösung ab. Ausgetrocknet freilich erst in viel höherer Temperatur oder bei wesentlich längerer Dauer der Wärmeeinwirkung. Nicht einmal die Siedetemperatur des Wassers genügt, wie man früher glaubte, zur wirklichen Tötung aller Bakterien. Und wenn diese selbst auch absterben, so behalten ihre Keime, die sogenannten Sporen, noch lange ihre Keimfähigkeit. Eingehende Versuche haben festgestellt, daß sporenfreie Bakterien sicher bei einer Temperatur von wenig über 100° C. nach $1\frac{1}{2}$ Stunden getötet werden; Sporen von Schimmelpilzen erst durch anderthalbstündigen Aufenthalt in 115° , Bacillensporen durch dreistündigen Aufenthalt in 140° heißer Luft. Dagegen vertrugen sie alle die niedersten Kältegrade. Versuche bei fast 90° Kälte zeigten, daß die Bakterien nur in die Kältestarre übergehen, aber unmittelbar nach Einbringen in normale Temperatur wieder kräftig zu vegetieren beginnen. Daher hält sich Fleisch in abgekühlten Räumen zwar ohne wesentliche Veränderung monatelang, kommt es aber daraus wieder in wärmere Luft, so treten sofort die erstarrt gewesenen Bakterien von neuem in Thätigkeit, und die Fäulnis geht um so rascher vor sich. Jede Schiffsladung Eisfleisch muß daher sofort Absatz finden. Das braucht nicht am Ausladeplatz selbst zu sein, da man nicht nur die Schiffe mit Kühlräumen und Kälteerzeugungsmaschinen ausgestattet hat, sondern auch die Eisenbahnzüge. Wenn gleichwohl bis heute fast nur für das Küstenreich England das Eisfleisch von wesentlicher wirtschaftlicher Bedeutung ist, für Deutschland noch sehr wenig, so liegt das daran, daß der Preis von frischem Fleisch in Deutschland eher niedriger ist, in England dagegen wesentlich höher als das importierte. In Nordamerika läßt die Tiffany-Comp. ihre Kühlwaggons mit Eisfleisch von Colorado bis Chicago und Newyork laufen. Die Bezeichnung „Eisfleisch“ soll nicht darauf hindeuten, daß dieses in gefrorenem Zustande erhalten werde. Im Gegenteil, man verhindert sorgfältig das Gefrieren, weil dadurch Farbe wie Geschmack leiden. Man geht nicht unter $+2^{\circ}$ C. und nicht über 4° .

Von der Konservierung durch Kälte sind Gemüse und Obst ausgeschlossen, weil sie dabei eine ungünstige Veränderung des Geschmacks erfahren, entweder durch Lockerung ihrer Gewebestruktur oder durch chemische Vorgänge, wie Umwandlung des Stärkemehls in Zucker — der bekannte unangenehm süße Geschmack gefroren gewesener Kartoffeln rührt daher. Man kann ihn einigermaßen beseitigen, wenn man das Wiederauftauen ganz allmählich in kaltem Wasser stattfinden läßt.

Fast alle organischen Körper lassen sich dagegen durch Wasserentziehung konservieren. Nur müssen die ausgetrockneten Körper dann auch in trockner Luft aufbewahrt bleiben, weil der geringste Feuchtigkeitszutritt sofort wieder die Entwicklung der Fermente beginnen läßt.

Die Wasserentziehung kann einmal durch Eintrocknen geschehn, andererseits durch Zusatz von Salz, Zucker oder Alkohol. Für Fleisch ist die erstere Methode von Bedeutung nur in Südamerika bei dem bereits erwähnten Pemmitan oder Charque, bei dem von den nahezu 75 % Wasser, die das Fleisch enthält, 40—45 % ausgetrieben werden. Das Trocknen darf nicht zu weit gesteigert werden, da das Fleisch sonst ungenießbar spröde wird. Ein weit besseres Fleischprodukt, das durch Austrocknen erzielt wird, ist das Fleischmehl, das seinen vollen Nähr- und Geschmackswert beibehält. Zuerst wurde es durch Blumenthal 1817 dargestellt, wenn man von dem Eingang erwähnten Verfahren der alten Chinesen abieht. Dann tauchten in rascher Folge eine Reihe von Patenten auf. In größerem Maßstabe wurde Fleischmehl im Krimkriege von der französischen Regierung zur Ernährung der Truppen verwendet, und in Verbindung mit Erbsenmehl hat es als Erbsenwurst bekanntlich im Kriege 1870 auch bei unsern Truppen eine große Rolle gespielt. Der erste Darsteller der Erbsenwurst, Grüneberg, verkaufte damals sein Geheimnis an die preussische Regierung für 111 000 Mark. Das Rezept war einfach genug: Erbsenmehl wird gekocht, mit zerhacktem Fleisch und Fett vermengt, dann Kochsalz, kohlensaures Natron und verschiedenes Gewürz zugesetzt, schließlich das Ganze in Därme oder Pergamentpapier gefüllt und kurze Zeit geräuchert.

Günstig ist das Trockenverfahren bei gewissen Fischsorten, wie dem Stockfisch. Am günstigsten natürlich bei den meisten Obst- und Gemüsesorten, sowie beim Getreide. Die trockne Brotkonserve ist der Zwieback. Aber auch Eierkonserven mittels Eintrocknens stellt man her, und zwar als Ganz-Ei, als Dotter und als Eiweiß. Die Trockentemperatur darf hierbei 60° nicht übersteigen, weil sonst das Eiweiß gerinnt und dann in Wasser nicht mehr löslich ist. Eine solche Eikonserve hat den Gehalt von etwa zehn frischen Eiern. Schließlich hat man schon frühzeitig auch mit Erfolg Milch, meist unter Zuckerzusatz, bis zur Pulverform eingedampft und dadurch eine Konserve erzeugt, die sich jahrelang ohne Verderben hielt; zum Gebrauche war das Pulver nur in heißem Wasser aufzulösen. Für die englische Nordpolerexpedition von 1856 wurde solche kondensierte Milch in Klumpen hergestellt. Die heutige „kondensierte Milch“ ist nicht bis zur Pulvertrockenheit eingedampft, sondern nur bis zur Honigkonsistenz und wird noch heiß in Blechdosen gefüllt, die sofort verlötet werden, also nach Appert'schem Verfahren. Diese so konservierte Milch soll alle Bestandteile der Kuhmilch in nahezu unveränderter Form enthalten.

Der Zusatz von Salz, also das Pökeln, diese im Haushalte üblichste Methode der Konservierung, hat auch vor allem die Wirkung der Wasserentziehung. Gleichzeitig findet eine Durchtränkung der gepökelten Substanzen mit dem Salze statt, und so treten noch dessen antiseptische Eigenschaften in Aktion. Freilich verliert dabei das Fleisch etwas an Nährwert, weil ein Teil seines Saftes, der lösliche Eiweißkörper und Salze enthält, in die Lauge übergeht. Je kürzer das Pökeln dauert, desto geringer ist dieser Verlust. Daher die neueren Schnellpökelmethode, bei denen eine konzentrierte Salzlöslichkeit durch Injektion eingetrieben wird, am wenigsten Substanzverlust aufweisen. Das berühmte Hamburger Pökelfleisch wird in einem Kessel bereitet, aus dem die Luft möglichst ausgepumpt wird; durch das Ausaugen der Luft öffnen sich die Fleischporen, und die Salzlake dringt besser ein. Im Jahre 1863 hat der Engländer Morgan sogar vorgeschlagen, das ganze Tier, sei es Rind oder Schwein, unmittelbar nach dem Schlachten durch Einspritzen von Salzlake in die

Blutbahn zu imprägnieren. Ungeeignet zum Pökeln ist Hammelfleisch, das dabei faserig und saftlos wird, am geeignetsten Schweine- und fettes Rindfleisch.

Was für das Fleisch das Pökeln ist, das ist für Obst und Gemüse das Einmachen in Zucker, Essig oder Alkohol. Alle drei Konservierungsmittel sind gleich dem Salze sowohl wasserentziehende wie gärungshemmende Substanzen. Letztere Eigenschaft ist besonders einer stark konzentrierten Zuckerlösung eigen — auf ein gleiches Gewicht Früchte ebensoviel Zucker —, und da bei Pflanzenkonserven es mehr auf Verhinderung der Gärung als der Fäulnis ankommt, so ist hier eben das Übergießen mit konzentrierter, auf 50 — 60° erhitzter Zuckerlösung das zweckmäßigste Verfahren. Meist erhitzt man die Gläser nach dem Übergießen noch 1 — 1½ Stunde, um sie dann in noch heißem Zustande hermetisch zu verschließen, durch Glas- oder Korkstopfen, die mit Pergamentpapier umhüllt werden. Bei Früchten mit sehr feinem Aroma, wie Erd- oder Himbeeren, unterläßt man das Erhitzen. Man überschichtet sie lagenweise mit gepulvertem Zucker und schüttelt sie, wobei der Saft ausfließt und den Zucker löst. Deshalb geht alles Aroma und aller Wohlgeschmack in die entstehende Zuckerlösung über, das zurückbleibende Fruchtfleisch hat fast keinen Geschmack mehr. An der offenen Luft unterliegen fast alle mit Zucker konservierten Früchte oder Fruchtsäfte dem Verderben durch die Schimmelpilze *Aspergillus glaucus* und *Penicillium glaucum*. Deshalb ist es zweckmäßig, geöffnete Fruchtkonservenflaschen, die man nicht gleich ausbraucht, sofort mit einem Stöpsel aus Baumwolle locker zu verschließen. Die Baumwolle hat die Eigenschaft, die in der Luft befindlichen mikroskopischen Keime, welche die Bildung des Schimmels, der Weinhese, des Milchsäureferments u. s. w. hervorgerufen, zwischen ihren Fasern zurückzuhalten. Das Mittel ist auch für jede Hausfrau zu empfehlen, die im Sommer die so leicht verderbliche Fleischbrühe längere Zeit aufzubewahren wünscht. Sie gieße sie nur möglichst heiß in eine Flasche und verstopfe den Hals mäßig fest mit Baumwolle.

Bei der Verwendung von Weingeist zum Einmachen ist darauf zu achten, daß dieser nicht in zu starker Konzentration genommen wird, da er sonst zu viel Wasser entzieht und die Früchte schließlich lederartig zusammenschrumpfen. Spiritus von 30% ist vollständig stark genug, um alle Fermentationsercheinungen zu verhindern. Daß nur fuselfreier Alkohol zur Anwendung kommen darf, ist klar.

Mehr oder weniger antiseptisch wirken endlich auch alle Gewürze, wie Pfeffer, Senf, Nügelchen, Zimmt, Muskat u. s. w.

Als man das Wesen der Fäulnis und Gärung und jeder organischen Zersetzung überhaupt als Produkt von parasitischen Lebewesen erkannte, legte man sich sehr bald die Frage vor, ob es denn nicht wirksamere antiseptische Mittel gäbe als Salz, Zucker, Essig und Alkohol. Die Wahl war freilich von vornherein durch die Forderung beschränkt, daß die betreffenden Chemikalien weder den Geschmack noch die Zuträglichkeit, namentlich auch nicht die Verdauungsfähigkeit beeinträchtigen dürfen. Man machte erfolgreiche Versuche mit schwefligsauren Salzen, mit Schwefelkohlenstoff, ja selbst mit Chloroform, ferner mit einigen anorganischen Säuren wie Salz-, Schwefel-, Salpeter- und Phosphorsäure, mit organischen wie Benzö-, Salicyl- und Karbolsäure, vor allem aber mit Bor säure und bor sauren Salzen, die alle antiseptische, also sporentötende Eigenschaften besitzen und in den Mengen, die zur Konservierung von Lebensmitteln ausreichen, auf den menschlichen Organismus keine irgendwie gesundheits-schädlichen Einwirkungen auszuüben scheinen. Ganz einig sind sich die Gelehrten über

diesen Punkt aber nicht. Es giebt deren eine Anzahl, die nach Genuß von Fleisch, das mit Borax behandelt war, Verdauungsbeschwerden und sonstige Gesundheitsnachteile beobachtet haben wollen.

Zu den antiseptischen Konservierungsmitteln gehört auch das Räuchern, das im Haushalte neben dem Pökeln üblichste Verfahren und vielfach dieses ergänzend. Die in dem Rauch konservierend wirkenden chemischen Substanzen sind: Phenol, Cresol, etwas Phorol, Essigsäure und Methylalkohol. Alle haben sie antiseptische und dazu noch aromatische Eigenschaften. Sie entstehen am reichlichsten bei der Verbrennung von Buchenholz, etwas weniger bei den übrigen Laubhölzern. Unbrauchbar zum Räuchern sind die Nadelhölzer, sowie Torf, Braun- und Steinkohle, weil diese außerdem noch Stoffe entwickeln, die dem Fleische einen unangenehmen Beigeschmack geben. Dagegen kann man zur Herstellung eines angenehmen Aromas den Rauch von Wachholderbeeren verwenden. Die sogenannten Schnell-Räucherungsmethoden beruhen auf Verdampfung solcher Substanzen, die im Holzrauche konservierend wirken, also von rohem Holzessig und Kreosot (einer Mischung von Phenol und Cresol), dem etwas Wachholderbeeröl zugesetzt wird. In 1½—3 Tagen, je nach der Größe der Fleischstücke, sollen diese von den konservierenden Dämpfen genügend durchdrungen sein. Als zweckmäßigste Mischungen zum Verdampfen seien empfohlen: 100 Teile roher Holzessig, 200 Teile Wasser und 5 Teile Wachholderöl; oder: 1000 Teile Wasser, 10 Teile Kreosot, 100 Teile roher Holzessig und 10 Teile Wachholderöl.

Zum Räuchern der Fische nimmt man nur Holzrauch; Buchenholz in Deutschland und Frankreich, Eichenholz in Holland.

Eine besondere Gruppe der Konserven bilden die Fleischesterakte. Als Anfang der vierziger Jahre der Wunsch rege wurde, den ungeheuern Fleischreichtum überseeischer Länder, namentlich Südamerikas, für Europa nutzbar zu machen, man aber nicht imstande war, das Fleisch in wohlerhaltenem Zustand zu überführen, kam Liebig 1847 auf die Idee des Fleischesteraktes. Seine Vorläufer waren übrigens, wie er selber angiebt, die Franzosen Proust und Parmentier, die bereits früher ein ähnliches Präparat hergestellt hatten, das bei der französischen Armeeverpflegung eingeführt wurde. Außerdem ist schon vor Jahrhunderten auf Java und Sumatra in ähnlicher Weise wie der Fleischesterakt ein Präparat „Petis“ bereitet worden, das je nach seinem Ursprunge aus den verschiedenen Fleischsorten Petis carban (Büffel), Sabik (Ochsen), Ikan (Fische), Udang (Krabben) heißt.

In der unter Pettentofers Leitung stehenden Hofapotheke stellte Liebig seine ersten Extrakte in kleinem Maßstabe als Stärkungsmittel für Rekonvaleszenten her. Im Jahre 1864 gründete dann Giebert aus Hamburg die erste große Fleischesteraktfabrik nach Liebig'schem System zu Fray Bentos in Uruguay. Es folgten Lucas Herrna y Obes y Co., früher Buschenthal in Trinidad, Jon Venites in Buenos Ayres, die Meat Extract Company in San Antonio, Texas, Tooth in Sydney, Robertson in Queensland, Bagot in Adelaide.

Die Darstellung geschieht in folgender Weise: Die Tiere stehen auf Wagen, welche auf Schienen laufen, und werden mittels Durchtrennung der Wirbelsäule getötet, dann enthäutet und zerlegt, in Schneidemaschinen, die bis zu 200 Rinder in der Stunde verarbeiten, zerkleinert, unter Hochdruckdampf digeriert und die entstehende Extraktmasse nach Abscheidung des Fettes in mächtige Klärapparate von ca. 5000 Liter Gehalt gebracht. Hier scheiden sich Eiweiß, Fibrin und Magnesiaphosphat ab.

Pumpwerke heben dann die Masse in sechs Meter hohe Reserroire, aus denen sie filtriert in große Vakuumpfannen fließt, um weiter konzentriert zu werden. Nach erreichter Breifonstistenz werden die Extrakte bis zum folgenden Tage stehen gelassen, dann wieder erwärmt, dekrySTALLISIRT, von dem Chemiker der Fabrik untersucht, und nun sind sie versandbereit. Sie bilden eine zähe, braune, fett- und leimfreie Masse, die im Wasser leichtlöslich ist und, außer Eiweiß und Fett, alle Extraktivstoffe des Fleisches enthält. Man glaubte lange, daß man nur nötig hätte, dieses Präparat den vegetabilischen Nahrungsmitteln, Erbsen, Linsen, Bohnen, Reis u. s. w. zuzusetzen, um ihnen den vollen Wert der Fleischsuppe zu verleihen, frisches Fleisch also entbehrlich zu machen. Das hat sich inzwischen zwar als Irrtum herausgestellt, gleichwohl aber ist es ein bequemes und billiges Mittel geblieben, eine schmackhafte Bouillon zu bereiten und reinen Gemüsesuppen den Geschmack von Fleischbrühen zu verleihen. Dem nämlichen Zweck dienen eine Anzahl anderer Präparate, wie Bouillon- oder Suppentafeln, OsmaZOM (der appetitregende Riechstoff im Fleische), Beef-Tea, Fleischzwiebad, in neuerer Zeit Maggi u. a. Sie alle sind eigentlich keine Nahrungs-, sondern nur Genußmittel.

Als Nahrungsmittel ist aber die beste Konserve, so bequem ihre Verwendung ist, doch nur ein Surrogat für das naturfrische Produkt, ein Notbehelf. Und wenn es erst gelingt, alle Bodenerzeugnisse, tierischer wie pflanzlicher Natur, aus allen Enden der Welt mit geeigneten Transportmitteln, wie es jetzt schon Kühlschiffe und Kühlwaggons sind, unversehrt überallhin zu verschicken, wo sie gewünscht werden, dann können die Konservenfabriken eingehen, die wachsende Menschheit steht auch im Punkte der Ernährung im Zeichen des Verkehrs.



Kurse in der Wohlfahrtspflege für Frauen.

Von

A. Bohnerl.

Nachdruck verboten.

Wie wachsende Zahl der Frauenvereine, die Wohlfahrtsbestrebungen dienen, zeigt das wachsende Verlangen der durch ihre häuslichen Pflichten nicht ganz ausgefüllten Frauen, in soziale Liebesarbeit einzutreten. Wer es aber einmal ernsthaft versucht hat, auf diesem Gebiet wirklich etwas zu nützen, d. h. nicht nur durch Laufen in Vereine und Sitzungen, Anfertigung von Gegenständen für Bazare, Veranstaltung von Wohlthätigkeitsvorstellungen und dergl. sich zu bethätigen, sondern eine wirkliche Arbeit zu leisten, wird empfunden haben, wie mannigfach die nötigen Kenntnisse ihm dafür gefehlt haben.

Denn auch in dieser Arbeit genügt nicht allein das gute Herz oder ein ehrlicher Wille, auch die praktische Erfahrung allein thut es nicht; wenigstens müssen erst viele verkehrte Wege, zahlreiche verfehlte Unternehmungen, oft zum Schaden derer, denen man helfen wollte, harte Lehrmeister sein.

Wir finden es selbstverständlich, daß unsre Töchter ausgebildet werden für die Wirtschaft und den Haushalt, für die Thätigkeit einer Handlungsgehilfin oder einer Lehrerin. Aber für die freiwillig übernommenen Aufgaben auf den mannigfachen

Gebieten der Wohlfahrtspflege hält man noch vielfach eine besondere Ausbildung für überflüssig. Und doch — um nur einiges herauszugreifen: es ist völlig unmöglich, in der staatlichen Armenpflege ohne Kenntnisse über ihre Organisation etwas Ersprießliches zu leisten. Zur Beteiligung an der Waisenpflege, wie sie von Frauen so oft, und noch kürzlich von den preussischen Volksschullehrerinnen gewünscht worden ist, bedarf es sehr bestimmter Kenntnisse aus dem neuen bürgerlichen Gesetzbuch über Ausübung der Vormundschaft. Solche Kenntnisse lassen sich wohl hier und da erwerben durch Beteiligung an Vorträgen; aber nicht jeder hat Gelegenheit, solche Vorträge zu hören, und nicht jedermanns Sache ist es, sie gewinnbringend zu verwerten.

Wie notwendig auch für solche soziale Hilfsarbeit eine Belehrung über die Grundelemente der Krankenpflege und über Gesundheitslehre ist, darüber ein Wort zu verlieren ist nicht mehr nötig.

Und noch ein Drittes. Es ist eine immer häufiger werdende Erfahrung, daß durch die Forschungen der modernen Theologie auch der gebildeten Frau, wenn sie Interesse hat für religiöse und kirchliche Fragen, sich neue Gesichtspunkte aufthun, für deren Verständnis sie erzogen werden muß.

Mit Rücksicht auf diese Forderungen sind die Kurse des Evangelischen Diakonievereins im Heimathause zu Berlin-Zehlendorf, Heidestraße 20, ins Leben gerufen worden. Sie bieten ihren Schülerinnen in fünfwöchentlicher Arbeitszeit eine Anleitung zur Gewinnung mancher für soziale Hilfsarbeit grundlegenden Kenntnisse und dienen zugleich als Vorkursus für den Eintritt in die Krankenpflege.

Der Lehrplan umfaßt: 1. Kurz gefasste Bibelfunde unter zusammenhängender Erklärung ausgewählter Schriften des Alten und Neuen Testaments. 2. Die Arbeitsfelder der persönlichen und beruflichen, kirchlichen und humanitären Wohlfahrtspflege, besonders der weiblichen Diakonie (Referate der Schülerinnen im Anschluß an Besichtigungen [i. 3.] und einschlägige Schriften); an die Referate schließt sich eine allgemeine Besprechung. 3. Besichtigung der hervorragenden Anstalten der Diakonie und der Inneren Mission, sowie der Wohlfahrtsseinrichtungen in Berlin und Umgegend. 4. Gesundheitslehre einschließlich mikroskopischer Besichtigung gesundheitsgefährlicher Kleinwesen. 5. Theoretische Vorschule der Krankenpflege (das Wissenswerteste aus Physik und Chemie, aus Buchführung und Geschäftskunde). 6. Krankenküche. Für solche, die den Kursus als Vorbereitung für den Eintritt in die Schwesternschaft des Vereins wählen, kommt noch 7. Berufsordnung der Schwesternschaft hinzu.

Der Preis der fünfwöchentlichen Kurse beträgt für Unterricht, Wohnung, Heizung, Beleuchtung und Verpflegung 100 Mark; für solche Teilnehmerinnen, die zur Erlernung der Krankenpflege in eines der Diakoniefeminare des Vereins eintreten wollen, 50 Mark, d. h. etwa die Selbstkosten der Verpflegung.

Da bekanntermaßen unter Lehrerinnen ein starkes Verlangen besteht, an sozialer Arbeit sich zu beteiligen, und namentlich die Volksschullehrerin durch ihre Berührung mit den Klassen, die dieser Arbeit bedürfen, dazu besonders befähigt ist, sucht der Evangelische Diakonieverein solchen Lehrerinnen, die etwa einen Teil ihrer Ferien der genannten Ausbildung widmen möchten, durch Errichtung von Ferienkursen entgegen zu kommen. Dieselben würden ca. 14 Tage umfassen und je nach Vereinbarung der sich Meldenden entweder zu Anfang oder gegen Ende der Ferien gelegt werden. Der beschränkten Zeit wegen soll aus dem genannten Lehrstoff für diese Ferienkurse eine Auswahl getroffen werden. Der Unterricht findet unentgeltlich statt, für Verpflegung zc. wären wöchentlich ca. 10 Mark zu entrichten. Näheres bleibt mit den sich Meldenden zu vereinbaren. Meldungen sind zu richten an Professor D. Dr. Zimmer, Berlin-Zehlendorf, Evangelischer Diakonieverein.



Frauenbestrebungen in Siebenbürgen.

Von

Therese Baron in Schäßburg.

Nachdruck verboten.

In einer vorjährigen Nummer der „Frau“ hat Frau Marie Klein den Leserinnen dieser Zeitschrift ein anschauliches Bild der Hermannstädter deutschen Frauenvereine gegeben. Ich möchte es in folgendem versuchen, dies Bild durch einen flüchtigen Überblick über die Thätigkeit der Frauen auch in den übrigen deutschen Städten Siebenbürgens zu ergänzen und zu vervollständigen.

Seit dem Jahre 1847, der Gründung des ersten Frauenvereins in Hermannstadt, dessen Zweck Armenpflege und Verschönerung der evangelischen Pfarrkirche war, sind im Laufe der Zeit in allen deutschen Städten Frauenvereine entstanden. So in Kronstadt 1863 der „Verein zur Erziehung evangelischer Waisen“, dessen Vermögen gegenwärtig über 60 000 Kronen beträgt, deren Zinsen für die Erziehung der Waisen verausgabt werden. Sieben bis acht Kinder finden auch jährlich im eignen Vereinshause Unterkunft und Verpflegung. Ferner wurde ebendasselbst im Anfang der siebziger Jahre der „Verein zur Erweiterung und Unterstützung der evangelischen Mädchenschule“ gegründet, der alljährlich namhafte Summen für den genannten Zweck verwendet. Dieser Verein errichtete auch 1884, in Gemeinschaft mit der Kirchengemeinde, die ein zweijähriges Studium umfassende, staatlich anerkannte, in ganz Ungarn wegen ihrer deutschen Unterrichtssprache einzig dastehende Kindergärtnerinnen-Bildungsanstalt, die stark besucht wird und einer großen Zahl strebsamer junger Mädchen einen auskömmlichen und geachteten Erwerb sichert.

Der Bezirks-Frauenverein im Burzenlande veranstaltet 4—6 wöchentliche Kurse zur Heranbildung von Leiterinnen in Bewahranstalten, auch hat er eine Arbeitsnachweistelle für Frauen und Mädchen und eine Verkaufsstelle für Handarbeiten errichtet. Ferner hält er Kurse für Ausbildung von Handarbeitslehrerinnen ab. Außerdem erstreckt sich seine Thätigkeit auf Krankenpflege, Ausbildung von Dienstboten, Weihnachtsbescherungen zc.

Der Kronstädter Ortsverein hat als Hauptzweck die Krankenpflege. 1887 wurden dort die ersten Krankenpflegerinnen in ihren Dienst eingeführt.

Im Jahre 1862 wurde im Anschluß an die Organisation in Deutschland in Schäßburg der Frauen-Gustav-Abdolf-Verein gegründet, der jedoch schon 1869 seinen Zusammenhang mit dem Mutterverein löste und sich selbständig mit neuen Statuten als „Verein für kirchliche Bedürfnisse und Unterstützung armer Waisen“ konstituierte. Ihm verdankt man beispielsweise die Sicherung und Verschönerung des großen Friedhofes.

1895 entstand in Schäßburg der „Verein für Frauenbildung“, durch dessen Mithilfe die Errichtung der achten Klasse in der evangelischen Mädchenschule und deren Ausbau zu einer vollständigen Mädchen-Bürgerschule ermöglicht wurde. Auch hat dieser Verein einen Fond „Königin Elisabethstiftung“ gegründet, dessen Zinsen, wenn das Kapital eine gewisse Höhe erreicht hat, an unbemittelte, strebsame Mädchen, die sich zu einem selbständigen, wissenschaftlichen Berufe ausbilden, als Stipendien zu verabsolgen sind. Schon 1898 war der Verein in der Lage, zwei mittellosen Mädchen Stipendien von je 100 Gulden zu verabsolgen.

In Bistritz hatte sich schon 1862 ein Verein nach dem Muster der evangelischen Frauenvereine Deutschlands konstituiert. Er trug Sorge für die Pflege der Wittven und Waisen und unterstützte die evangelische Mädchenschule. Auch gründete er ein Kinderheim.

Eben daselbst entstand 1895 der „Frauenerwerb-Verein“. Derselbe hat seit seinem kurzen Bestehen Schülerinnen des Wiener Konservatoriums, des Kinder-Gärtnerinnen-Kurses und des Nähkurses mit Geldmitteln unterstützt. Auch er hat einen Fond „Königin-Elisabeth-Stiftung“, dessen Zinsen an unbemittelte Mädchen, die sich zu einem selbständigen Berufe ausbilden wollen, zu verleihen sind.

Im Jahre 1884 forderte Superintendent (Bischof) Teutsch als Vorsteher der evangelischen Landeskirche A. B. die siebenbürgisch-sächsischen Frauen zur Gründung von Frauenvereinen in allen Teilen des Sachsenlandes auf. Dieser Aufforderung wurde überall willig Folge geleistet, und es entstanden, im Anschlusse an die Zentrale (Allgemeiner Frauenverein der evangelischen Landeskirche), nicht nur in allen Städten, sondern auch in den größeren Dörfern die Ortsvereine. Ihre Thätigkeit erstreckt sich auf Ausschmückung der Kirchen, Reinhaltung der Friedhöfe, Armen- und Krankenpflege, Bekleidung armer Kinder, Kinderheime, Waisenspflege, Weihnachtsgeschenke, Arbeitsschulen, Freibäder für arme Kinder, Kindergärten und Bewahranstalten, Unterstützung der Schulen zc.

Noch wäre zu erwähnen der „Schulkinder-Bekleidungsverein“ in Kronstadt, der beispielsweise im Winter 1891/92 207 arme Kinder mit warmen Kleidern versehen hat.

Zum Schlusse möchte ich noch des Schmerzenskinds aller Frauenvereine gedenken, der Lehrerinnenfrage, die in den übrigen Kulturländern (auch in unserm Lande, soweit das Schulwesen staatlich geregelt wird) längst gelöst ist, beim evangelisch-sächsischen Landeskirchen-Konfistorium, unsrer obersten konfessionellen Schulbehörde, aber bis vor kurzem streng verpönt war.

Im Jahre 1883 stellte der Kronstädter Stadtpfarrer Franz Obert bei diesem Landeskonsistorium den Antrag: Es möchten an den Mädchenschulen im Umfang unsrer Landeskirche in den beiden untersten Klassen Lehrerinnen wirken dürfen, wenn sie eine der Hilfslehrerprüfung analoge Prüfung abgelegt hätten. Der Bescheid lautete: „Dieser Antrag könne im Hinblick auf seine große Tragweite und die von demselben involvierte Gesetzgebung für diese Landeskirchen-Versammlung nicht in Betracht gezogen werden.“

Im März 1885 reichten darauf die Frauenvereine Kronstadt, Schäßburg, Nejs und andere eine Petition an die Landeskirche ein, mit der Bitte: Es möchten an unseren Volks-, besonders Mädchenschulen auch weibliche Lehrkräfte zugelassen werden. Diese Gesuche wurden, da dieselben immediat, d. h. mit Umgehung der betreffenden Presbyterien und Bezirkskonsistorien, unter deren unmittelbaren Aufsicht jene Vereine stehen, eingereicht worden waren, dem Landeskonsistorium zur verfassungsmäßigen Abhandlung zugewiesen, aber von letzterem den Vereinen wieder zurückgestellt. 1887 reichten mit wenigen Ausnahmen alle städtischen Frauenvereine abermals ihre diesbezügliche Petition ein. Vergebens erhoben sich einige Stimmen für dieselbe. Der Bescheid lautete wieder: „Die Landeskirche könne ein Bedürfnis zur Verwendung weiblicher Lehrkräfte, sei es auch an Schulen mit gemischten Geschlechtern oder Mädchenschulen, in der Gegenwart nicht anerkennen.“

1890 wurde die Petition neuerdings abgewiesen, unter dem Hinweis darauf, daß das Bedürfnis zur Heranziehung weiblicher Lehrkräfte nicht nachgewiesen und nicht vorhanden sei.

Nach so vielen vergeblichen Versuchen, die Gewährung dieser bescheidenen Bitte der Frauenvereine zu erlangen, nachdem auch Fräulein Adele Jay-Kronstadt, Leiterin des Kindergärtnerinnen-Kurses, über die Lehrerinnenfrage mehr als einmal in ausgezeichneter Weise referiert und geschrieben und den Wert weiblicher Lehrkräfte für Nation und Volkstum in das hellste Licht gesetzt hatte — richtete endlich 1897 Fräulein Helene Wadner, geprüfte Staatslehrerin, ein nach allen Richtungen trefflich begründetes

Gesuch an die Landeskirche: „Hochdieselbe möge geruhen, auf bedingungsmäßigem Wege die Abschaffung jener zu Recht bestehenden gesetzlichen Verordnungen, die eine Anstellung von ordentlichen Lehrerinnen an evangelisch-sächsischen Schulen unstatthaft machen, anzuregen und durchzusetzen.“ Diesem Gesuche schlossen sich wieder alle Frauenvereine an; es kam aber erst 1899 zur Verhandlung. Der Referent beantragte: „Da neue Gründe zur Unterstützung der auf Zulassung von Lehrerinnen an unseren Schulen gerichteten Bewegung nicht angeführt wurden — so möge das Konsistorium bei seiner früheren Anschauung bleiben.“ Gegen diesen Antrag ergriff Bankdirektor Baltzes-Schäßburg das Wort und betonte, es sei nicht mehr zulässig über die Lehrerinnenfrage so einfach zur Tagesordnung überzugehen. Sie würde von Tag zu Tag reifer, man müsse ihr ins Auge sehen. „Die Frauen und Mädchen, die da an unsere Thüre klopfen, sind unseres Blutes. Neben der ideellen Seite muß auch die Brotfrage in Betracht kommen. Soll unsere Landeskirche noch länger die einzige schulerhaltende Körperschaft sein, die die Frauen grundsätzlich vom Unterricht ausschließt? Wir wollen sonst mit dem gebildeten Auslande fortschreiten; in diesem Punkte aber bleiben wir stehen. Auch wir müssen unseren Töchtern Erwerbszweige schaffen. Wir zwingen sie sonst unserm Volke untreu zu werden, ins Ausland, nach Rumänien auszuwandern, und was die Schule betrifft, so sprechen statistische Daten und Erfahrung dafür, daß die Frauen als Lehrkräfte wohl verwendbar sind.“ Im weiteren Verlauf der Verhandlung wurde der Antrag „es möge dem Landeskonsistorium der Auftrag gegeben werden, der nächsten Landeskirchenversammlung eine Vorlage, betreffend die Frage der Anstellbarkeit von Lehrerinnen einzubringen, einhellig zum Beschluß erhoben“ und einige Tage darnach hatte das Landeskonsistorium in einer Sitzung endgültig beschlossen „die ihm durch den Beschluß der letzten Landeskirchenversammlung aufgetragene Vorlage in der bezeichneten Angelegenheit im Sinne der Zulässigkeit weiblicher Lehrkräfte an unseren Volksschulen auszuarbeiten.“

Somit hätten denn die Frauen zu ihrer großen Freude und Genugthuung endlich erreicht, was sie 16 Jahre lang vergebens angestrebt haben.

Aber nicht nur in der Lehrerinnenfrage entwickeln die sächsischen Frauen eine rege Thätigkeit, sie streben überhaupt nach Ausbildung zu selbständigen Berufen; sie besuchen Handelsschulen und Privat-Gymnasialkurse, sie werden Krankenpflegerinnen, Kindergärtnerinnen, Postbeamte u. s. w. Unsere Frauen sind dem städtischen Armenrate beigegeben, sind in der Armenpflege die unermüdeten, sehr geschätzten Helferinnen. In Wistriz hat sich seit einigen Jahren eine behördlich konzeffionierte Baumeisterin niedergelassen. Bei dem Entgegenkommen, das unsere Regierung in selten freisinniger Weise dem Studium der Frauen beweist, dürfen wir auch in der Richtung der akademischen Berufe erfreuliche Resultate schon von der nächsten Zukunft erwarten.

Was in Deutschland von den Frauen angestrebt wird, ist uns längst bekannt, vielen von uns in allen Einzelheiten vertraut. Wir lesen nicht nur eifrig die dort erscheinende Litteratur zur Frauenfrage, vor allem die einschlägigen Zeitschriften, wir besuchen ab und zu selbst das alte Mutterland, einzelne unter uns sind auch Mitglieder dortiger Vereine, z. B. des „Allgemeinen Deutschen Frauenvereins“. Seit mehr als siebenhundert Jahren haben wir von Deutschland unsere geistige Nahrung, unsere Bildung geholt. So dürfen wir wohl hoffen, daß auch die neuen geistigen und materiellen Errungenschaften der deutschen Frauen uns mit zu gute kommen.



L r ö s t.

Bon

I. Hutten.

Nachdruck verboten.

In einem freundlich, aber einfach ausgestatteten Zimmer schritt eine Dame rastlos auf und ab. Mit ihrer offenbar tiefen Erregung stand eine gewisse Vorsicht, die sie bei aller Unruhe nicht außer acht ließ, in wehmütigem Gegensatz, denn sie verriet eine Hilfslosigkeit, die allein erklärlich wurde, wenn man wußte, daß Frau Alma Türk nur durch einen ganz schwachen Lichtschimmer vor völliger Blindheit bewahrt wurde.

Sie hielt einen Brief in der Hand, mit dem ihre Finger nervös spielten; doch hätte ihr das Papier wenig gesagt, wenn sie seinen Inhalt nicht bereits auswendig gewußt hätte. Eben erst hatte ihr eine freundliche Nachbarin, die ihr gern einen solchen Dienst erwies, ein paarmal den Brief vorgelesen und sie dann verlassen, ahnungslos, welchen Sturm er im Herzen der Zurückbleibenden erregte. Es hatte ja alles so einfach, so natürlich geklungen — diese Bitte Irenens, die Mutter möge ihr erlauben, ihrem Herzensdrang zu folgen und sich der Malerei zu widmen, für die sie nach des Onkels Ausspruch hervorragende Begabung habe, und sie hatte dieser Bitte soviel liebevolle Beteuerungen, wie gut es das Herzensmütterchen haben solle, wenn sie erst Lehrerin oder Künstlerin sein würde, hinzugefügt, daß das weiche Gemüt der Vorlesenden ganz gerührt worden war. Ja, wie konnte jene auch ahnen, was das alles für Frau Alma bedeutete! Sie aber wußte, welch ein Tyrann die Kunst ist; hatte sie doch selbst genug künstlerisches Blut in sich, um den Wunsch der Tochter zu verstehen und seine Tragweite zu ermessen.

War ihr Leben nicht so schon namenlos schwer? Als wenige Monate ihr das Augenlicht, den Gatten und die gewohnte, behagliche

Lebensweise genommen, da hatte sie eine Zeit lang am Rand finsterster Verzweiflung gestanden, und nur ein ungewöhnlich glückliches Temperament und diese Tochter hatten sie wieder zum Leben zurückgeführt — einem andern Leben, als sie es jemals für sich für möglich gehalten hatte, aber doch keinem ganz glücklichen, keinem ganz unnützen. Irene war ihr nicht nur Trost und Stütze, sie war ihr auch Lehrmeisterin gewesen. Wie klaglos hatte sie sich in die veränderten Lebensumstände, in das Leiden der Mutter gefügt, immer bestrebt, die Schwergedrückten zu erheitern, und das alles mit diesem Sinn fürs Große, Weite, den sie von beiden Eltern ererbt, den diese mit Freude an dem heranwachsenden Mädchen schon beobachtet hatten. Dafür hatte Frau Alma nun auch der Tochter einen Genuß bereiten wollen, hatte sie in die Residenz zum Onkel Maler auf Besuch geschickt, damit sie ein wenig frische Luft atme. Und das sollte der Dank für ein solches Opfer sein! Gewiß, jedes Wort, das Irene geschrieben, war treu und aufrichtig gemeint, aber Frau Alma wußte es nur zu gut: würde sich das Mädchen ganz ihrer geliebten Kunst widmen, dann konnte die Mutter immer nur die zweite Stelle in ihrem Herzen einnehmen; und sich den einzigen Schatz, den sie aus dem Schiffbruch ihres Lebens gerettet hatte, schmälern zu lassen, das konnte man nicht von ihr verlangen. Immer hastiger wurden die Schritte der Blinden; heftiger ging ihr Atem. Nein, das konnte, das durfte niemand ihr zumuten, daß sie das Mädchen Monate lang entbehrte, damit es in der Residenz seine Studien betreibe, wohin sie ihm, um ihrer Blindheit willen, nicht folgen konnte; daß sie ihre Einwilligung gebe zu ihrer eigenen

Schädigung und Verarmung. Irene mußte einsehen, daß sie zur Mutter gehörte, und gewiß, wenn sie jetzt gleich heimkehrte, ehe sie sich noch mehr in ihre Träume eingespinnen hätte, würde sie ihre Enttäuschung überwinden, und alles würde sein wie vorher. Sie würde wieder in der Schule zurückgebliebenen Kindern Nachhilfestunden geben oder sich durch zierliche Handarbeiten ein kleines Taschengeld verdienen, und die Mutter würde über ihr wachen, sie lieben und sie zu entschädigen suchen für den versagten Wunsch.

Jetzt war Frau Alma mit ihren Gedanken im reinen; und ganz erfüllt von dem, was sie sagen müsse, um die Tochter zu überzeugen, ließ sie sich an ihrem Schreibtisch nieder, auf dem immer schön geordnet große Briefbogen und daneben sehr fein zugespitzte Bleistifte bereit lagen. Das Schreiben war ein umständliches Geschäft für sie, da sie die selbstgeschriebenen Buchstaben nicht lesen, nur die Umrisse der Blätter, die sich von der dunkeln Holzplatte abhoben, schwach erkennen konnte. Es ging auch nur, indem sie ein viereckiges Lineal fest auf den Bogen preßte und nach jeder vollendeten Reihe umlegte, wodurch sie das schon Geschriebene bedeckte und zugleich die Richtung für eine neue Linie sich angab.

Was schadete es, daß diese Schrift für die meisten Menschen unleserlich war — ihre Irene hatte sie noch immer entziffert; und so schrieb Frau Alma ohne abzusetzen jede Seite voll, bis sie alles, was ihr auf dem Herzen lag, der Tochter ausgesprochen hatte. Sie war gerade fertig, als das Dienstmädchen ihr bescheidenes Abendessen hereinbrachte, und so couvertierte sie gleich den Brief und schickte ihn, nachdem ihre freundliche Nachbarin ihn noch mit der Adresse versehen hatte, ohne weiteres zur nahegelegenen Post. Wie von einer Bergeslast befreit konnte sie dann mit rechtem Appetit ihre Mahlzeit einnehmen und eine Stunde später sich zur Ruhe begeben.

Aber der Schlaf floh sie heut, und von der Erleichterung, die sie vorher empfunden hatte, war bald nichts mehr zu verspüren. Immer stand ihr das Gesicht der Tochter vor Augen, das sie seit vier Jahren nicht mehr

gesehen hatte, das aber nach dem Ausdruck ihrer Bekannten blässer und schmaler geworden war, und immer lag ein vortouristvoller, bittender Ausdruck darin. Nein, sie hatte nicht unrecht gethan, sie sagte es zu den stillen Augen wieder und wieder, aber leichter ward ihr das Herz dabei nicht. Sie sann in die ferne Jugendzeit zurück, und da traten ihr wieder all die bitteren Stunden vor Augen, die sie durchlebt hatte, als ihr Bruder Maler werden durfte, und für ihr Sehnen und Streben, das gewiß nicht minder stark als das seine war, ihre Eltern weder Verständnis noch Geld übrig gehabt hatten. Für sie bedeutete das freilich nur eine kurze Spanne des Herzeleids, denn damals hatte sie den Mann kennen gelernt, der in stande gewesen war, sie für jede Enttäuschung zu entschädigen und an dessen Seite sie kein größeres Glück gekannt hatte, als ihm die Heimstätte freundlich zu bereiten und seine Interessen zu teilen, die nicht auf künstlerischem, sondern auf wissenschaftlichem Gebiet lagen. Wird es ihrer Tochter einst auch so gut werden, oder sollte sie nur ihrem Herzenswunsch entsagen, um neben der blinden Mutter in der Froner unerfreulicher Arbeit ihre Jugendjahre zu verleben? Wie anders sah das alles jetzt in der Stille der Nacht, bei ruhiger Überlegung aus, als vorher in der ersten, bitteren Erregung. Frau Alma richtete sich auf, ihr war es, als müsse sie aus dem Bett springen und zu ihrem Schreibtisch stürzen, um alles zu widerrufen, was sie vor wenigen Stunden erst der Tochter geschrieben hatte, aber mit einem schweren Seufzer sank sie wieder zurück. Bei Lampenlicht hätte sie gar nicht zu schreiben vermocht, und was nützte es jetzt auch! Der erste Brief kam doch zuerst in Irenens Hände, und ein Vermutstropfen war auf jeden Fall in den Becher ihrer Freude und Begeisterung gefallen; ein ganzes, volles Glück konnte sie ihr jetzt mit ihrer Einwilligung nicht mehr geben, nachdem sie alles, was sie selbst an Dual und Leid bei der Tochter Hingabe an den ersehnten Beruf empfinden würde, ihr so grausam deutlich enthüllt hatte. O, diese unselbige Selbstsucht, die das Herz frei haben wollte und darum mit verzweifelter Hast den Stein von dem eignen auf das andere Gemüt

wälzte! Wie schlecht, wie elend sich Frau Alma vorkam! Es war ihr kein Trost, daß sie sich sagen durfte, sie habe redlich, voller Liebe und Treue über dem Kinde gewacht; denn das war ihre Pflicht gewesen, und Irene hatte es ihr längst vergolten durch all die Aufopferung dieser letzten Leidenszeiten. Jetzt stand sie mit zwanzig Jahren da, ohne viel mehr von ihrer Jugend gehabt zu haben als Arbeit und Sorge. Einen Augenblick wollte sich Frau Alma damit trösten, daß sie in der Morgenfrühe schreiben könne, und so herzlich, so dringlich ihre Zustimmung geben, daß darüber der erste Brief in Vergessenheit geraten müsse; doch dann schüttelte sie verzagt den Kopf. Gut gemacht wäre damit das Geschehene nicht, und es würde so aussehen, als wisse sie nicht recht, was sie zu thun habe. Darauf durfte sie es bei der Tochter nicht ankommen lassen und auch bei den Verwandten nicht, die ihr die kurze Zeit dumpfer Verzweiflung als Charakterschwäche und Haltlosigkeit zum Vorwurf gemacht hatten. Die einzige Hoffnung blieb, daß Irene noch einen Versuch machte, der Mutter Herz zu rühren oder so unglücklich schrieb, daß Frau Alma daraus das Recht herleiten konnte, ihre erste Entscheidung zu widerrufen; aber es war noch wahrscheinlicher, daß die Tochter sich in das Verhängte fügte und in ihrer stillen Freundlichkeit als ein dauernder Vorwurf für der Mutter Herz weiter neben ihr hinlebte.

Die Nacht verging vollständig schlaflos für die gepeinigete Frau, und auch das helle Licht des Tages brachte ihr keine freundlichen, tröstenden Gedanken. Ein paar Bekannte, die sie aufsuchten, fanden sie so unruhig und teilnahmslos, daß sie zu der Überzeugung kamen, sie entbehre die Tochter namenlos und es sei ein großes Unrecht von dem Mädchen, so rücksichtslos die blinde Mutter sich selbst zu überlassen. Aber auch dieser Tag nahm ein Ende und ebenso die nächste Nacht, in der

Frau Alma nur aus tiefster Erschöpfung ein paar Stunden Schlafes fand. Der folgende Tag erst konnte ihr die Antwort Irenens bringen, und ihr Herz klopfte zum Zerspringen der Stunde entgegen. Endlich hielt sie den Brief auch wirklich in Händen und konnte nur mit zitternder Stimme dem Mädchen auftragen, die Nachbarin herbeizubitten, um ihr einen Brief vorzulesen. Die kam auch sofort, zögerte aber mitleidsvoll, nachdem sie die Zeilen überflogen hatte; denn da stand klar und deutlich von Irenens Hand, der Mutter Brief sei wohl angekommen, aber ganz unleserlich, das Blei in dem Stift müsse gefehlt haben, und so seien nur einzelne Eindrücke auf allen Seiten kenntlich, aber kein Wort zu entziffern gewesen. Irene sprach ihr zärtlichstes Bedauern darüber aus, daß die Mutter all die Arbeit umsonst sich gemacht habe und flehte zugleich, sie möge trotzdem bald noch einmal schreiben, da sie in zitternder Erwartung ihrer Entscheidung harre. Die freundliche Nachbarin war auch ganz Teilnahme und fand gar nicht genug Worte für ihr Empfinden, während Frau Alma schweigend da saß. Erst als die andere sie verlassen hatte, atmete sie tief auf und preßte dann die gefalteten Hände gegen ihr pochendes Herz. Wenn ihr in dieser Stunde ihr Augenlicht wiedergeschenkt worden wäre, sie hätte es nicht mit dankbarer Wonne empfangen können, als diese Botschaft, die ihr doch gerade ihre Hilflosigkeit im allgerellsten Lichte zeigte.

Nur wenige Minuten der Überlegung, und Frau Alma saß wieder vor ihrem Schreibtisch, prüfte den Bleistift wohl, den sie diesmal benutzen wollte, und dann schrieb sie von neuem; aber es klang anders, als der Brief vor zwei Tagen. Als sie endlich gendete hatte, wußte sie, daß sie den Schatz von Liebe, den das Kind ihr stets geoffenbart, zu dauerndem, unverlierbarem Besitz sich erworben hatte.



Die Frauenwelt und die Geheimgesellschaften.

Von

Leopold Kaffner.

I.

In den Mysterien des Altertums spielte das weibliche Element keine große Rolle; doch wirkte es immerhin einigermaßen mit, und zwar bei den eleusinischen und den druidischen Mysterien.

Vor allem wären die mit den eleusinischen Geheimnissen in Verbindung stehenden „Thesmophorien“ zu erwähnen. Dieser Ausdruck bedeutet ein Gesetzgebungsfest und bezieht sich im besondern auf die sinnbildlichen Riten, welche einen Bestandteil des Ceresfestes bildeten. Von Ceres glaubte man nämlich, daß sie den Griechen gute Eigentums- und Landwirtschaftsgesetze gegeben habe. Zur Erinnerung hieran trugen ausgewählte Frauen bei den mit den Thesmophorien verbundenen feierlichen Umzügen (zu Eleusis) die Tafeln, auf denen jene Gesetze verzeichnet waren. Von diesen Feierlichkeiten wissen wir nicht viel; aus den „Thesmophoriazusen“ des Aristophanes erfahren wir, daß sie im Oktober stattfanden und drei bis vier Tage dauerten. Nur weibliche Personen durften an ihnen teilnehmen; den Männern war die Betretung des Tempels bei Todesstrafe verboten. Jeder athenische Stamm wählte zwei ehelich geborene, verheiratete und als tugendhaft bekannte Frauen. Die Besitzer eines Vermögens von mindestens drei Talenten hatten die Pflicht, ihren Gattinnen das zur Bestreitung der Kosten des Festes erforderliche Geld zu geben. Da die Thesmophorien nicht nur die Landwirtschaft (das Säen) und die Gesetzgebung, sondern auch die engsten Beziehungen zwischen Gatte und Gattin betrafen, mußten sich alle Ehepaare neun Tage lang gänzlicher Enthaltensamkeit befleißigen. So wie Ceres die Abwesenheit Proserpinens betrauerte, betrauerte während der Thesmophorien die athenische Frauenwelt die Abwesenheit des Lichtes der Liebe.

Bei den Druiden gab es weißgekleidete Priesterinnen, die einen Metallgürtel trugen und die Zukunft aus der Beobachtung der Naturerscheinungen, noch lieber aber aus den Menschenopfern weis sagten. Zu ihren Aufgaben gehörte die Tötung der Kriegsgefangnen und der von den Druiden zum Tode verurteilten Personen; aus den rauchenden Eingeweiden der Umgebrachten und aus der Art, in der das Blut aus den Wunden floß, zogen sie ihre prophetischen Schlüsse. Viele von ihnen führten ein Leben ewiger Keuschheit, während andre sich der größten Zügellosigkeit hingaben. Sie wohnten auf einsamen, meeresumspülten Felsen, und ihre Wohnungen wurden von den Seelenten für Tempel voll unnennbarer Wunder gehalten. Manche dieser Priesterinnen wahrsagten den Schiffern, die ihnen alle erdenklichen Kräfte zuschrieben; dies gilt namentlich von den neun Priesterinnen, die auf der Insel Sena oder Siambis — nach der Sage der Geburtsort Merlins — lebten. Die in der Nähe der Loire-Mündung wohnenden Druidenpriesterinnen pflegten alljährlich ihren Tempel zu zerstören und einen neuen zu bauen; passierte es nun einer, daß sie etwas von dem neuen „heiligen“ Baumaterial fallen ließ, so stürzten sich die übrigen unter gellendem Geschrei auf sie, um sie in Stücke zu zerreißen und ihre blutigen Glieder umherzustreuen.

Das geheime Rosenkreuzertum, das im 17. und 18. Jahrhundert blühte und auf die poetische Litteratur mehrerer großer Kulturländer einen beträchtlichen Einfluß

ausübte, hatte auf der Insel Mauritius einen wenig bekannten Ableger. Über diese Gesellschaft, die um 1794 bestand, teilt der englische Fachschriftsteller Waite einiges mit. Er sagt, daß seine Quelle eine wörtliche Abschrift der „Aufnahme des Dr. Bachstrom“ in jene Vereinigung durch den Grafen v. Chazal giebt. „In diesem Schriftstück verspricht Dr. Bachstrom u. a., die ihm mitzuteilenden geheimen Kenntnisse nie zu verraten, würdige Personen einzuführen (auch Frauen hatten Zutritt, und sie hießen „Kreuzschwwestern“), das „große Werk möglichst bald zu beginnen“, ferner, „der Kirche nichts zu schenken“ und das „gegorene, metallische Umwandlungsmittel“ (die geheime Tinktur) niemandem zu geben, es sei denn einem Rosenkreuzer.“ Die Urkunde trägt das „philosophische“ Siegel der Gesellschaft. Es zeigt einen Kreis, in dem sich ein Quadrat befindet, das ein Dreieck einschließt, in dem ein Mann aufrecht steht, neben dessen Haupt und Füßen allerlei kabbalistische Zeichen angebracht sind.

Ein anderer halbmythischer Geheimbund, der bekannte Illuminaten-Orden, den Weishaupt und Knigge in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts stifteten, beabsichtigte die Frauenwelt heranzuziehen. Unter den nach dem Verbot dieser Vereinigung durch den Kurfürsten von Bayern beschlagnahmten Papieren befand sich ein Schriftstück, dem zu entnehmen war, daß von den leitenden Persönlichkeiten als ein Hauptmittel der Förderung der Ordensinteressen empfohlen wurde, die Frauen für ihre Sache zu gewinnen — bei einem guten Zweck in der That keine üble Idee. Wir lesen da:

„Durch Weiber wirkt man oft in der Welt am meisten. Bei diesen sich einzuschmeicheln, sie zu gewinnen suchen, sei eines eurer feinsten Studien. Mehr oder weniger werden sie alle durch Eitelkeit, Neugierde, Sinnlichkeit und Hang zur Abwechslung geleitet. Wir sollten sie lehren, wie sich von der Tyrannei der öffentlichen Meinung befreien, wie sich unabhängig machen. Das wird sie anfeuern, mit Eifer für uns zu arbeiten“ 2c.

Und ein in dem geheimen Briefwechsel gefundnes Schreiben enthielt die folgenden Stellen, die sich auf einen Antrag eines Genossen bezogen, der im Bunde den Namen Herkules führte:

„Der Vorschlag des „Herkules“, eine Minerval-Schule für Mädchen anzulegen, verdient alle mögliche Aufmerksamkeit. Die Weiber haben zu viel Einfluß auf die Männer, als daß man es hoffen könnte, die Welt zu bessern, wenn sie nicht gebessert sind. Nur die Art, es anzufangen, macht die Schwierigkeit, und nie werden es die Eltern, besonders die mit Vorurteilen eingenommenen Mütter, zugeben, daß andre sich mit der Erziehung ihrer Töchter abgeben. Es muß also mit erwachsenen Mädchen und mit Weibern der Anfang gemacht werden. „Herkules“ schlägt Ptolemai Magi Frau vor, und ich habe nichts dagegen. Ich schlage meine vier Stieftöchter mit vor; sie sind gute Mädchen und besonders die älteste, ein sehr gutes Mädchen von 24 Jahren, die sehr viel Belesenheit hat, über alle Vorurteile hinweg ist. Sie haben viele Bekanntschaften; es wäre bald eine kleine Societät eingerichtet. Keine Mannsperson sollte zugelassen werden; das würde sie anfeuern, und sie werden weiter gehen, als wären wir zugegen. Man überlasse sie sich selbst und sie werden . . . unsere großen Apostel werden . . . Aber ich zweifle an einer langen Dauer dieser Societät, denn die Weiber sind launisch und ungeduldig . . . Der Reiz der Neuheit wird bald abgestreift sein . . .“ 2c.

Aus dem Vorhaben wurde jedoch nichts, und später erklärte der Bundesgenosse Zweck, daß die betreffenden Anregungen aus einem Essai über die „Möpse“ geschöpft waren. Die „Möpse“-Vereinigung entstand infolge der die Freimaurerei verdammenden Bulle des Papstes Klemens XII. (1738); nach Veröffentlichung dieser Bulle rief Klemens August, Herzog von Bayern und Kurfürst von Köln, die „Möpse“ ins Leben, die aber keine neue Gesellschaft waren, sondern die Freimaurerei unter andrem Namen fortsetzten, nur daß sie auch Frauen aufnahmen. Alle Ämter konnten von Damen bekleidet werden; neben einer Großmeisterin, deren Wahl jedes halbe Jahr erfolgte, gab es einen Großmeister auf Lebenszeit. Der Name „Möps“ sollte ein Sinnbild der Treue sein. Die Zeremonien der „Möpse“ waren komischer Art. Die

Kandidaten klopfen nicht an, sondern kratzen an der Thür und bellten wie die Hunde, weil man sie absichtlich warten ließ. Beim Eintritt trugen sie Hundehalsbänder nebst Ketten (als Leinen). Mit verbundenen Augen wurden sie neunmal im Saal umhergeführt, während die anwesenden „Eingeweihten“ ein trauriges Geheul ausstießen und mit Stöcken, Degen, Schaufeln, Ketten zc. einen Heidenlärm erzeugten. Über ihre Absichten befragt, erklärte die Kandidatin ihren Wunsch, ein Mops zu werden, worauf der Meister sie ferner fragte, ob sie bereit sei, dieses Tier auf einen gewissen unedlen Körperteil zu küssen. Trotz ihres Zornes und Widerstandes wurde ihr dann ein wächseher oder hölzerner Hund unter die Nase geschoben. Nach Leistung des Mitgliedeides befreite man sie von der Augenbinde und belehrte sie über die geheimen „Ausweise“ (Erkennungszeichen, Lösungsworte zc.), die durchweg scherzhafter Art waren.

Es giebt und gab noch viele andere freimaurerische Bünde mit weiblichen Mitgliedern. Die von dem Abenteurer Joseph Balsamo, der sich Graf Cagliostro nannte, erfundene „egyptische Maurerei“ z. B. nahm außer Männern auch Frauen auf; doch waren die Einweihungszeremonien und die Versammlungslogen für jedes Geschlecht andere. Bei der Einweihung von Damen blies der Meister der Kandidatin ins Gesicht und sagte: „Ich hauche dir diesen Atem ein, damit er in deinem Herzen die Wahrheit, die wir besitzen, zum Keimen und Wachsen bringe. Ich blase dir diesen Hauch ein, auf daß derselbe dich in deinen guten Absichten bestärke und den Glauben deiner Brüder und Schwestern in dir kräftige. Wir wählen dich zur legitimen Tochter der wahren ägyptischen Adoption und dieser hochwürdigen Loge.“ Im Haag errichtete Cagliostro sogar eine ausschließliche Frauenloge.

Bei den „Möpsen“ und der „egyptischen Maurerei“ handelte es sich mehr um falsches als um echtes Freimaurertum. Was das letztere betrifft, so hat es mit den „größeren“ Mysterien des Altertums die Regel gemein, daß Angehörige des weiblichen Geschlechts, das vermeintlich kein Geheimnis bewahren kann, von der Mitgliedschaft ausgeschlossen sind. Allmählich jedoch hat diese Regel, wie die meisten Regeln, Ausnahmen erfahren. Wie wir vorhin gesehen, nahm Cagliostro in seinen ägyptischen Ritus auch Frauen auf. Als am Anfang des 18. Jahrhunderts in Frankreich mehrere Vereinigungen entstanden, die in den Außerlichkeiten der Freimaurerei ähnelten, ohne das weibliche Element auszuschließen, lobpries die Damenwelt dieselben naturgemäß. Um nun nicht allzu unbeliebt zu werden, kam der Maurerbund auf den Gedanken, „Adoptionslogen“ für Frauen zu stiften. Der Name bedeutet, daß jede solche Loge von einer regelrechten Maurerloge adoptiert werden mußte. Der Großorient von Frankreich erließ ein die Leitung der Adoptionslogen regelndes Statut. Die Eröffnung der ersten erfolgte 1775 in Paris; die Herzogin von Bourbon, die den Vorsitz führte, wurde zur Großmeisterin gewählt. Durch die Revolution in ihrer Thätigkeit unterbrochen, wurde diese Loge 1805 in Straßburg unter der Leitung der Kaiserin Josephine als „Kaiserliche Adoptionsloge der freien Ritter“ wieder ins Leben gerufen. Auch in mehreren Ländern Europas entstanden solche Logen, aber sie konnten sich nicht halten.

Der Adoptionsritus unterscheidet sich hinsichtlich der Grade nicht von der echten Maurerei. Jede Würdenträgerin wird von einem männlichen Würdenträger gleichen Ranges unterstützt. Es giebt also neben der Großmeisterin einen Großmeister, neben der Inspektorin einen Inspektor u. s. w. Die eigentliche Leitung der Logenangelegenheiten liegt in den Händen der weiblichen Funktionäre, die „Brüder“ stehen ihnen nur bei; bloß beim Großmeisterrang ist es umgekehrt: hier hat die Großmeisterin wenig Bedeutung, sie ist mehr die stumme Begleiterin des Großmeisters. Der Lehrlingsgrad bildet lediglich eine Art Vorbereitung. Im zweiten Grad, dem der Genosin, wird die paradiesische Versuchungsscene sinnbildlich dargestellt. Der Gegenstand des Meisteringrades ist die Erbauung des babylonischen Turmes. Der vierte Grad heißt „vollkommene Meisterin“; hier vertreten die „Beamten“ Moses, Aaron und deren Gattinnen, und die Zeremonien beziehen sich auf den Zug der alten Israeliten durch die Wüste — eine Ver sinnbildlichung des menschlichen Lebens als einer Wanderung in ein jenseitiges, besseres Leben. Der geschmackvoll verzierte Logensaal ist durch Vorhänge in

vier Gemächer geteilt, deren jedes eine der vier Windrichtungen darstellt. Im Osten stehen zwei herrliche, goldbefranste Thronessel für die Großmeisterin und den Großmeister. Die Mitglieder sitzen in graden Reihen, vorn die Schwestern, hinten die Brüder; die letzteren halten Degen in der Hand. Der Spielerei, „Arbeit“ genannt, folgt eine große Mahlzeit, nicht selten auch ein Ball. Beim Essen wird eine symbolische Sprache geführt, die an das Preciösentum erinnert: „Eten“ = Logensaal; „Schranken“ = Thür; „Lampe“ = Trinkglas; „weißes Öl“ = Wasser; „rotes Öl“ = Wein; „puzet eure Lampen“ = füllet die Gläser zc.

Die Jesuiten, die immer und aller Zeiten Einfluß zu erjagen suchten, sahen in der Adoptionsmaurererei bald ein Mittel mehr, über die Frauen Macht zu gewinnen. Sie gründeten daher neue Adoptionslogen oder pasten bestehende ihren Zwecken an. Es gab in denselben zehn Grade, und stellenweise herrschte echt mönchische Askese vor. Hier eine Stelle aus dem Katechismus: „Schwester! Bist du bereit, für das Gedeihen der apostolischen römischen Kirche dein Leben zu opfern?“ Ein gut Teil des Rituals des zehnten Grades, der „Fürstin der Krone“ hieß, behandelte die Königin von Saba. 1779 wurde dieser Ritus in Sachsen eingeführt.

In der Adoptionsmaurererei spielt die Galanterie eine große Rolle. Die in Frankreich seit Jahrhunderten eifrig bethätigte und gleichsam zu einer schönen Kunst ausgebildete Galanterie schuf eigne Riten und Grade, die nur dem Namen nach maurerisch waren. Liebesgetändel trat hier an die Stelle der Politik. Zuweilen beschränkten die zweigeschlechtigen Logen sich nicht auf Vergnügungen; im allgemeinen jedoch sind sie nichts andres als eine wunderliche Form jenes höfischen Lebens, das in Frankreich und Italien seine Dichter und Romanschreiber hatte und das in seinen späteren Auswüchsen zu den Ausschreitungen der großen Revolution führte. Einige der ältesten zweigeschlechtigen Logen wurden in Frankreich und anderwärts von militärischen Müßiggängern gestiftet. Typisch ist der Orden der „Ritter und Damen der Freude“, bereits 1696 zu Paris unter dem Schutze von Bacchus und Venus entstanden. Erwähnung verdienen auch die Orden der „Damen vom heiligen Johannes zu Jerusalem“ (= Johanniterinnen) und der „Jakobiterinnen“ (wörtlich „Damen des heiligen Jakob vom Schwert von Calatrava“): beide dienen als Vorbilder für die Stiftdamenverbände, die bis zum Ende des 18. Jahrhunderts die französischen Klöster mit weltlichen Vergnügungen und höfischem Glanz erfüllten und deren Treiben von Moralisten damit entschuldigt wurde, daß es der Nation gleichsam im Blut liege.

Ersterer Natur war der Orden der „Gefährtinnen Penelopes“, auch „Palladium der Damen“ genannt, dessen Satzungen angeblich von Fénelon verfaßt worden sein sollen, was selbstverständlich unwahr ist. Die Erprobungen, denen sich die Aufnahmebewerberinnen unterziehen mußten, sollten diesen einprägen, daß die Arbeit das Palladium des weiblichen Geschlechts sei.

1777 entstand in Dänemark die „Gesellschaft von der Kette“, der das Verdienst gebührt, das Kopenhagener Blindeninstitut — vielleicht das besteingerichtete und größte Europas — gegründet zu haben und aus Vereinsmitteln zu erhalten. Das genaue Datum der Stiftung des „Ordens der Ausdauer“ ist unbekannt; doch weiß man, daß er 1777 in Paris bestanden hat, von den hervorragendsten Persönlichkeiten unterstützt wurde und den löblichen Brauch übte, die aner kennenswerten Handlungen der Mitglieder in ein Buch einzutragen; ein solches Buch ist erhalten geblieben. — Als besonders verdienstlich müssen wir das 1810 ins Leben getretene „Souveräne Kapitel der Schottinnen von Frankreich“ bezeichnen, das „kleinere“ und „größere“ Geheimnisse hatte, die den Hauptzweck verfolgten, den Neuling auf Beschäftigungen hinzulenken, durch die er der Menschheit am meisten nützen könnte. Dieser Bund, der nur 18 Jahre bestand, wollte die Hungrigen mit Brot, die Arbeitslosen mit Arbeit versehen, beiden ratend und helfend zur Seite stehen, um sie von Verbrechen fernzuhalten.

Der „Bauhof der Weltkugel und des Ruhmes“ wurde 1747 vom Chevalier de Beauchêne gestiftet, einem lustigen Zechbruder, der sich zumeist in Wirtshäusern aufhielt, wo er für ein Geringes alle maurerischen Grade seiner Zeit verließ.

Der „Bauhof“ befand sich angeblich in einem Wald, und die Versammlungen wurden in dem außerhalb Paris gelegenen Garten „Neu-Frankreich“ abgehalten; bei den Zusammenkünften hingen Lords und Clowns, Grifetten und vornehme Damen den leichten Landesitten jener Zeit nach. Der fünf Jahre vorher ebenfalls zu Paris von Seemännern gegründete „Orden der Glückseligkeit“ hatte vier Grade: Seekadett, Kapitän, Geschwaderchef und Contre-Admiral. Demgemäß waren auch die Sinnbilder und die Terminologie nautischer Natur. Der Groborient hieß „offene See“, die Loge „Geschwader“. Hauptsächlich handelte es sich um Liebesangelegenheiten. Die Schwestern machten die angebliche Reise nach der Glückseligkeitsinsel „unter den Segeln der sie lotsenden Brüder“. Dieser Bund erregte solches Aufsehen, daß 1746 eine gegen ihn gerichtete Satire erschien: „Wie man in der Marine die höchsten Chargen erreicht, ohne naß zu werden“.

„Die Liebhaber des Vergnügens“ — so nannte sich ein im französischen Lager in der spanischen Provinz Galicien entstandener militärischer Orden, eine schwache Nachahmung der Übungen des Rittertums und der Liebeshöfe. Einer Rede eines Mitgliedes entnehmen wir folgende Stelle: „Unser Ziel ist, unser Dasein zu verschönern“, wobei wir uns an die Worte „Ehre, Freude, Zartgefühl“ halten. Wir bezwecken auch Treue gegen unser Vaterland und gegen den erhabnen Herrscher, der das Weltall mit seinem ruhmreichen Namen erfüllt. Wir wollen ferner einer Sache dienen, die sich jeder sanften Seele empfehlen muß: dem Schutz der Jugend und Unschuld, sowie der Herbeiführung reinsten Freundschaft und ewiger Bundesgenossenschaft zwischen den beiden Geschlechtern“. Wenn es wahr ist, daß Napoleon I., wie es heißt, diese Gesellschaft, die ihn als „erhabenen Herrscher“ feierte, sehr begünstigte, so dürfte das Vergnügen wohl kaum ihr einziges Ziel gewesen sein.

Ein anderer den Vergnügungen gewidmeter Orden wurde 1778 zu Paris von Chaumont, Privatsekretär Ludwig Philipps von Orléans, diesem Prinzen zuliebe gestiftet, die „Ritter und Nymphen von der Rose“. Sein Programm war: Liebe und Geheimnis. Die Grobloge befand sich in einem der famosen „petites maisons“ jener Zeit; einige hochstehende Mitglieder hatten Logen in ihren Privathäusern. Der von einem Diakonus namens „Gefühl“ unterstützte Hierophant weihte die Männer, die von einer Stiftsdame namens „Verschwiegenheit“ assistierte Großpriesterin die Damen ein. Aufnahme fanden „Ritter“ im „Alter des Liebens“ und „Nymphen“ in „dem Alter, da man gefallen und geliebt werden soll“. Der „Liebestempel“ — so nannte man die Loge — war prächtig mit Blumengewinden und Liebesabzeichen geschmückt. Die männlichen Mitglieder trugen Myrten-, die weiblichen Rosenkrone. Bei der Aufnahme neuer Ritter und Nymphen war der Saal anfänglich nur von einer dunkelbrennenden Laterne, die die Stiftsdame „Verschwiegenheit“ in der Hand hielt, beleuchtet; sie wurde jedoch bald durch zahlreiche Wachskerzen ersetzt. Die Kandidaten waren mit Ketten beladen, die die Vorurteile andeuten sollten, in deren Banden sie schmachteten. Auf die Frage, was sie in der Loge suchen, antworteten sie: „Das Glück“. Nach einem Verhör über ihr privates Verhalten in Sachen der Galanterie durchschritten sie den Saal zweimal auf einem mit Liebesknoten bedeckten Weg. Dann befreite man sie von den eisernen Ketten und legte ihnen Blumengewinde an, genannt „Liebesketten“. Hierauf leisteten sie vor dem Altar den Verschwiegenheits eid, und schließlich brachten sie in dem den Liebestempel umgebenden Hain Venus und Amor Weibrauch dar. Auch vertauschte der männliche Neuling seine Myrtenkrone mit der Rosenkrone der zuletzt eingeweihten Nymphe, der weibliche Novize seine Rosenkrone mit der Myrtenkrone des Diakonus „Gefühl“. Die Schreden der Revolution bereiteten diesen pseudomaurerischen Schäferspielen ein Ende.

Ein gewisser Franz Matthäus Grossinger, 1752 zu Komorn in Ungarn geboren, erhob sich selber als Franz Rudolf von Grossing in den Adelsstand und gründete 1784 in Deutschland den „Rosenorden“. Sein Vater war ein Fleischnhauer, sein Großvater ein Gerber und er selbst ein Jesuit. Nach Aufhebung des Jesuitenordens führte er ein Wanderleben, bis er 1777 auf Empfehlung des Beichtvaters der Kaiserin von dieser ein Jahresgehalt von 600 Gulden erhielt, das jedoch mit ihrem Tode wieder

aufhörte. Nunmehr lebte er von allerlei Schwindeleien, und schließlich rief er in Halle an der Saale den genannten Bund ins Leben. Er hatte damit großen Erfolg und lebte von den Beiträgen seiner Opfer im Überfluß. Als ihm in Halle der Boden zu heiß wurde, siedelte er nach Berlin über, wo er seine kostspielige Lebensweise fortsetzte, Schulden halber verhaftet wurde, aber entfloß. Er hatte den Berlinern nicht weniger als zwanzigtausend Thaler entlockt!

Der Grossing'sche Rosenorden — so genannt nach der vermeintlichen Großmeisterin Dame Rosenwald — gab vor, die höchsten philosophischen und erziehlischen Zwecke zu verfolgen. Angeblich fanden nur Männer und Frauen von hohem Gefinnungsadel Aufnahme. Kein Mitglied durfte verraten, wer dem Bund angehörte oder was in den Logen vorging. Grossing behauptete, seine Schöpfung habe alle Vorzüge der Freimaurerei, ermangle jedoch deren Schattenseiten. Das Ordensband war aus rosa Seide, und seine beiden Enden liefen in drei Spitzen aus; es wies außer einer Rose den Namen des Inhabers oder der Inhaberin, das Datum ihrer oder seiner Einweihung, ein großes, von einem Rosenkranz umgebenes Rosen Siegel und eine ganz verschwommene, flehähnliche Silhouette der vorgeblichen Großmeisterin auf. Die Mitglieder erhielten auch eine kleine Karte mit der Erläuterung gewisser Ausdrücke, welche Grossing in seinen Satzungen („Dornenschale“ genannt) gebrauchte; z. B.: „Spieler“ = Freimaurer, „Fische“ = Jesuiten, „Wespen“ = Illuminaten, „Mücken“ = Geistesfehler u. Die Mitglieder erkannten einander daran, daß sie wechselseitig „Dornen“ und „Wald“ sagten, worauf sie ihre Karten und Bänder vorzeigten. Im Jahre 1786 zählte der Orden etwa 120 Eingeweihte, von denen jedoch viele austraten, als sie gewahr wurden, daß die ganze Geschichte nur den Zweck hatte, Grossing zu bereichern. Und da der Bund keinerlei innere Lebenskraft besaß, vielmehr eine bloße Spielerei war, schwand er bald von selbst dahin.

Um wieder zu Geld zu kommen, stiftete Grossing 1788 unter einem angenommenen Namen den „Harmonie-Orden“. Er schrieb ein Buch, das er für eine Übersetzung aus dem Englischen ausgab: „Die Harmonie oder Grundplan zur bessern Erziehung, Bildung und Versorgung des weiblichen Geschlechts. Aus dem Englischen übersetzt von Carl Reichsgrafen v. X., 1788.“ In der Vorrede hieß es: „Dieses Werk vermene man ja nicht etwa mit dem listigen Lustgebäude, mit welchem ein angeblicher Stifter des Roseninstituts, Rosenordens, Damengesellschaft u. s. w. seit einigen Jahren Deutschland zu täuschen gesucht hat.“ Die „Harmonie“ wurde als von Seth, dem dritten Sohne Adams, gestiftet ausgegeben; ferner hieß es, sie habe Moses und Christus zu ihren Mitgliedern gezählt und sei der beste Zufluchtsort für jede verfolgte Unschuld. Der Gründer zog gegen Fürsten und Pfaffen los und schlug die Errichtung von Klöstern vor, in denen die Damen die üblichen Gelübde nur jeweilig auf ein Jahr ablegen sollten, sowie die Gründung einer Ordensbank. Auch beantragte er, daß dem Gründer als einem Wohltäter der Menschheit ein Denkmal errichtet werde! Als der saubere Grossing in demselben Jahr (1788) wegen allerlei Betrügereien verhaftet wurde, fand man unter seinen Papieren eine Anzahl von Diplomen mit den Namen von Damen, die in die „Harmonie“ hätten aufgenommen werden sollen. Da die Polizei diesem Unternehmen den Blütenstaub der Romantik mit rauher Hand abstreifte, ging es bald ein. Grossing gelang es zu entweichen, dadurch daß er seine Wächter betrunken machte; sein späteres Schicksal ist unbekannt geblieben.

In den Weststaaten der nordamerikanischen Union giebt es einen zweigeschlechtigen Bund, der „Maurerstochter“ heißt und dem Inhaber des maurerischen Meistergrades sowie deren Gattinnen, Schwestern und Töchter angehören. Diese Vereinigung beruht auf den im 11. und 12. Kapitel der Offenbarung Johannis berichteten Zuständen. In diesen mehr weiblichen Logen ist der Bankettsaal in Ost, West, Süd und Nord geteilt. An der Ostseite sitzt die Großmeisterin. Der Tempel (die Loge) heißt „Eden“, der Wein „rotes Öl“, die Thüren werden „Schanken“, die Gläser „Lampen“ genannt. Statt „die Gläser füllen“ sagt man: „Öl in die Lampe gießen“, statt „trinken“: „feuern“, statt „den Wein austrinken“: „die Lampen auslöschen“. Das

Erkennungszeichen besteht darin, daß man die Hände auf die Brust legt — die rechte Hand auf die linke — und mit dem Daumen ein Dreieck bildet. Das Lösungswort ist „Eva“, und es muß fünfmal wiederholt werden. Vieles in diesen Logen erinnert an die oben erwähnte „Kaiserliche Adoptionsloge der freien Ritter“. Seit 1877 bestehen auch in Spanien mehrere zweigeschlechtliche Logen; daß ihnen auch hochstehende Personen beitreten, geht daraus hervor, daß — wie wir in der maurerischen „Chaine d'Union“ lesen — im Juni 1880 die sowohl dem österreichisch-ungarischen als auch dem spanischen Adel angehörende Gräfin Julia A. in die Loge „Fraternidad Iberica“ („Iberische Bruderschaft“) aufgenommen wurde. Auch soll der spanische Großorient Damen genau so wie Männer in alle Geheimnisse der Freimaurerei einweißen.

Der in Hiddagshausen bei Braunschweig lebende Freimaurer Konrad v. Hög stiftete zu seinem Privatvergnügen den „Ordn der Argonauten“. Er war ein Logenmeister der Layen Observanz gewesen, hatte sich aber mit den Brüdern überworfen und den Besuch der Loge eingestellt. Auf einer Insel des in der Nähe seiner Besitzung befindlichen großen Sees baute er einen „Tempel“, den die Besucher mit Booten erreichten, die er ihnen zur Verfügung stellte. Wer Lust hatte, wurde in den Bund aufgenommen, dem denn auch, nebst mehreren Damen, viele Braunschweiger Freimaurer beitraten. Der Großmeister, „Großadmiral“ genannt, ließ sich nicht nur nichts für die Einweihung bezahlen, sondern bewirtete auch noch alle Gäste auf seine Kosten. Der Gruß lautete: „Lange lebe das Vergnügen!“ Die „Beamten“ hießen „Steuermann“, „Schiffsgeistlicher“ u. s. w., die anderen Brüder „Argonauten“. Das „Geschmeide“ bestand in einem grün emaillierten Silberanker. Der Tempel war in antikem Stil erbaut, die Ausstattung originell. Nach dem Tode des Stifter's löste der Bund sich auf (1787), und von dem Tempel ist nichts mehr vorhanden.

(Ein zweiter Artitel folgt.)



Es war in China.

Eine unmoralische Geschichte.

Von

Adele Schreiber.

Nachdruck verboten.

Ja, ja, die Zeiten ändern sich! Heute gehen schon in China die deutschen Truppen spazieren, und wir bekommen Briefe mit richtigen deutschen Zehnpennigmarken aus Kiautschau; aber es gab eine Zeit, und das ist noch gar nicht so sehr lange her, wo China uns wirklich allen chinefisch war und man nur mit angenehmem Gruseln von den wenigen Tollkühnen sprach, die wahrhaftig über die große chinefische Mauer geguckt hatten. Zu jener Zeit spielt meine Geschichte.

Li-Han-Li war nicht häßlicher als die Mehrzahl ihrer chinefischen Schwestern. Ihre Haut war so schön gelb als nur irgend eine in der ganzen Stadt, ihre straffen Haare so

pechschwarz und ihre Augen so schmal geschlitz, daß sie mit Zug und Recht für eine wunderschöne Chinesenmaid hätte gelten können, wenn, ja wenn sie eben nicht durch den großen Fehler verunstaltet gewesen wäre, der ihr das Leben vergällte.

Mehrmals schon hatten sich Bewerber um Li-Han-Li's Hand gefunden, sobald sie jedoch den Fehler entdeckten, zogen sie sich mit Schrecken zurück. Der junge Kang-to-fo aber war rasend verliebt in die holde Chinesin und wollte sie trotz ihres Gebrechens heiraten; zum Unglück genießen in China jedoch die Eltern unumschränkte Gewalt, und Kang-to-fo's Vater wollte diesen Bund nicht zugeben.

„Bedenke doch,“ sagte er zu seinem Sohn — es war sehr edel von ihm, Vernunftsründe ins Treffen zu führen, wo er doch nur zu befehlen brauchte — „bedenke doch, unsere Familie hat sich seit jeher durch vortreffliche, vollkommene Frauen ausgezeichnet. Deine teure Großmutter trug die kleinsten Schuhe der Stadt, bei deiner geliebten Mutter war die Erziehung eine so vollendete, daß sie Zeit ihres Lebens nicht imstande gewesen ist, auch nur einen einzigen Schritt ohne Beihilfe zu machen, und so der Himmel uns gnädig ist, werden deine Schwestern ihr gewiß nicht an Vornehmheit nachstehen. Und in diese Familie willst du eine Frau einführen, die, ich wage es kaum auszusprechen, ganz unkultivierte Füße hat, wie das gemeinste Weib aus dem Volke, und die wie ein solches auf eigenen Füßen durchs Leben geht; das werde ich nie dulden. Ergieb dich daher im Guten und zwing mich nicht, von meiner väterlichen Gewalt Gebrauch zu machen, die mir das Recht giebt, dich lebendig einmauern zu lassen.“

Als der alte Sing-su-tsi dies gesprochen, zog er tief Atem ein, denn er hatte schon seit langem keine so zusammenhängende Rede gehalten, streckte sich behaglich auf seine Strohmatten und zündete seine Opiumpeife an.

Kang-to-so war, wie alle Chinesen, ein gehorsamer Sohn; er entschloß sich daher sofort, die Geliebte aufzugeben, ging zum nächsten Baum und knüpfte sich mit einer Schnur aus echter chinesischer Seide an.

Und nun weiß jeder, welches Li-han-Li's großes, unheilbares Gebrechen war: sie hatte keine verkrüppelten Füße.

„Pfui,“ sagten die jungen Chinesen, die dies wußten, wenn sie von ihr sprachen, „ein natürliches Weib, wie kommun! Der Ausdruck ‚Natur‘ allein widerspricht dem Begriff vornehmer Weiblichkeit,“ und Si-fu-tse, ein junger, viel bewundener Philosoph und Schriftsteller, sprach: „Eine Frau, die auf eigenen Füßen mühelos durchs Leben gehen kann, kommt mir vor wie ein Mann ohne Zopf.“ Und er strich sich liebevoll über den langen, mit Seide durchflochtenen Zopf. „Bravo,“ riefen die andern, „der Mensch trifft immer das Richtige; wenn er nicht Si-fu-tse hieße, verdiente er, Kon-fu-tse genannt zu werden!“

Er hat wirklich recht; ein Weib, das allein gehen kann, ist nicht mehr ein Weib, sondern beinahe ein Mann.“

„Ja, und wenn wir den Frauen nicht eine so vorzügliche häusliche Erziehung angedeihen ließen, was hätten wir Männer dann vor den Frauen voraus?“

„Und,“ meinte ein Dritter, „wer schützt uns denn davor, daß eine Frau, die gehen kann, uns nicht jeden Augenblick davon laufe? Buddha bewahre uns vor solch verkehrter Weltordnung.“

„So ist es,“ riefen nun mehrere im Chor, „ehrbare Frauen der guten Gesellschaft haben seit Menschengedenken nicht gehen können, und wir werden thun, was in unserer Macht steht, um die Moral unseres Landes zu schützen.“

* * *

Li-han-Li's Mutter war früh gestorben, und der Vater, ein alter Gelehrter, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hatte, sämtliche Schriftzeichen zu erlernen, war ganz von seinem Studium in Anspruch genommen. Niemand hatte sich daher der Mühe unterzogen, Li-han-Li und deren jüngerer Schwester Le-ou die für die gute Gesellschaft nötige Fußdressur zu geben. Sie freuten sich ihrer zierlichen, rosigen, beweglichen Beine, bis ihnen die harte Schule des Lebens zeigen sollte, welches Unglück es für ein Mädchen ist, dort an freie Bewegung gewöhnt zu sein, wo seit Jahrtausenden der gute Ton Verküppelung vorschreibt.

Einst kam eine alte Tante aus Nankin zu Besuch; es war eine langweilige, grämliche alte Tante, wie es deren in China viele geben soll.

„Schwager,“ rief sie, als sie ihrer Nichten ansichtig wurde, „wie sollen diese Geschöpfe je einen Mann bekommen! Um Himmelswillen, wie vernachlässigt ist der wichtigste Teil ihrer Erziehung!“

„Du hast ja auch keinen Mann bekommen,“ meinte die kleine Le-ou vorlaut. Das gelbe Gesicht der Tante wurde sehr grün. „D, ich,“ sagte sie gallig, „ich hatte so reiche Auswahl, daß ich mich zu keinem entschließen konnte. Übrigens ist das nicht die Hauptsache;

den vornehmsten Lebenszweck der Frau habe ich doch erfüllt, ich habe die zweitkleinsten Füße in ganz Nankin," und sie betrachtete verzückt die winzigen, prächtig gestickten Pantoffeln.

Li-Han-Li streckte ihr die Zunge heraus, was selbst für ein Chinesenkind sehr unartig ist, die Tante ließ entrüstet ihre Sänfte kommen und verschwand vom Schauplatz. Sie ließ nie wieder von sich hören.

* * *

Als Li-Han-Li von dem Selbstmorde ihres einzigen treuen Bewerbers hörte, überkam sie große Traurigkeit, und sie beschloß, das Land, in dem sie so verachtet wurde, zu verlassen. In ihren phantastischen Träumen hatte sie Städte und Dörfer gesehen, wo es zwischen den Füßen von Mann und Weib keinen Unterschied giebt, wo beide, ohne zu tranken, gleichen Schrittes nebeneinander einherwandeln. Nach diesem Lande sehnte sie sich; sie wußte nur nicht, ob es außerhalb der großen chinesischen Mauer noch Länder und Menschen gäbe. In der Schule war die chinesische Mauer als das Ende aller Dinge bezeichnet worden, und wenn ein vorwitziges Kind fragte, was auf der andern Seite sei, hieß es: „Das geht euch nichts an.“

Li-Han-Li machte sich also in Begleitung ihrer kleinen Schwester auf die Wanderschaft.

Endlich standen sie vor der großen Mauer; mächtig, groß, scheinbar unüberwindlich lag der Riesenbau vor ihnen. Aber mutig und vorsichtig begannen die jungen Mädchen zu klettern. Bei näherer Besichtigung ergab es sich, daß selbst in diesem Riesenbollwerk manches Steinchen sich gelockert hatte, und in die kleinen Sprünge einsehend, gelangten die Schwester nach langer, mühsamer Arbeit auf die Höhe der Mauer. Dort oben standen sie und blickten begeistertem Auges hinunter, weit hin auf eine große Stadt. Ein Gewoge von Menschen; die Leute waren von weißer Gesichtsfarbe,

die Männer hatten nicht den kleinsten Zopf, und die Frauen, o Wunder! die Frauen gingen alle auf schönen, natürlichen, großen Füßen. Li-Han-Li jubelte auf; der ungewohnte Anblick berauschte sie, und die Höhe der Mauer vergessend, sprang sie mit einem Satz hinunter — — —

Mit zerschmetterten Gliedern blieb sie liegen.

Man hob sie auf, mitleidige Menschen beugten sich über sie.

Sie lächelte nur noch matt.

„Ich habe doch das Land gesehen, wo die Frauen ebenso laufen dürfen wie die Männer, ohne verachtet zu werden. O, das schöne, schöne Land!“

Ihre Augen wurden ganz groß, dann starb sie mit einem Sonnenstrahl auf den glänzenden, schwarzen Haaren.

* * *

Le-ou war sehr erschrocken — mühsam gelang es ihr, die Mauer von derselben Seite, von der sie gekommen, wieder herunter zu klettern, sie kehrte nach Hause zurück und beichtete: „Vater,“ schluchzte sie ein über das andere Mal, „hilf mir, damit ich nicht ende wie Li-Han-Li.“

Da ließ der Vater die alte Tante kommen, und diese riet zu einer Radikal-Operation — man schnitt Le-ou einfach die Fehen weg. Es that sehr weh, aber nach einigen Jahren konnten die zurückgebliebenen Fußstümpfe ganz wohl in kleine, gestickte Schuhe gesteckt werden und sahen wirklich sehr hübsch aus. In Anbetracht ihres Opfermutes für die gute alte Sitte wurde Le-ou von den Männern hochberehrt — und bekam sogar einen Mandarin zum Mann.

Li-Han-Li's Geschichte kam als warnendes Beispiel in die Lesebücher der Volksschulen — Le-ou aber wurde später Ehrenvorsitzende des „Bereins gegen freie Füße,“ der den Wahlspruch im Wappen führte: „Gegen den Umsturz — Für die alte Moral und die gute Sitte.“

Das geschah jedoch alles in China, und auch da ist es schon eine ganze Weile her.



Amerikanische Sommerfrische.

Von

Marie Tamping.

Nachdruck verboten.

Der Amerikaner betreibt alles mit Energie, die Erholung so gut wie die Arbeit. Seit das Bedürfnis einer sommerlichen Ruhepause in den großen Städten als berechtigt anerkannt ist, geben die meisten Geschäfte ihren Angestellten ein paar Wochen Ferien, und in den heißen Monaten beginnt der Auszug in irgend ein gelobtes Land.

Zuletzt gehen die am Heufieber Leidenden in kühle, nördliche Gegenden; auf Madinatw-Inseln in der Madinatw-Straße hat sich sogar ein Heufiebertongress versammelt.

An den Küsten des atlantischen und des stillen Ozeans, an den fünf großen Seen, in den tiefen Wäldern Michigans, an den lieblichen Seen Wisconsins, auf den Höhen Colorados und Montanas, in den blauen und in den weißen Bergen, im wilden Alaska — kurz, überall beginnt es sich zu regen. Es ist, als ob ein Ameisenhaufe sich auf die Wanderschaft begiebt.

Neue Orte schießen überall wie Pilze auf. Aus einem camping-place wird im Umsehen ein fashionabler Lustkurort. Zuerst sind es vielleicht nur ein paar Jäger, die an einem einsamen Waldsee in einem Zelt auf die einfachste Weise leben, um ein paar Wochen zu fischen und zu jagen. Im nächsten Jahre schließen schon Freunde und Freundinnen sich an und ein junges Ehepaar als Anstandseltern der Gesellschaft. Eine cottage, ein einfaches Holzhäuschen, oder ein loghouse aus unbehauenen Stämmen ist bald gezimmert, und wenn noch Schautelsühle und Hängematten, die ersten Erfordernisse des Landlebens, und Kochofen und Tennisspiel beschafft sind, kann die Erholung beginnen. Vielleicht übernimmt auch ein in der Nähe wohnender Farmer die Beföstigung oder giebt unerwarteten Besuchern ein gastliches Lager auf seinem Heuboden. Damit ist das erste Boardinghaus eröffnet.

Bald überzeugen sich die andern Farmer, daß Sommergästehalten einträglicher und weniger mühevoll ist — wenigstens für die Männer — als Feldarbeit. Sie verpachten Land und Vieh, schlagen Bauholz und bauen ein Haus für die zu erwartenden Fremden. Alle ländlichen Produkte finden jetzt einen besseren Markt, und es erschließen sich täglich neue Erwerbsquellen. Die eine Farmersfrau entdeckt in sich ein schlummerndes Talent zum Besorgen von Wäsche; eine andre, die sich auf ihre Backkunst etwas zu gute thut, unternimmt einen Handel mit Brot, pieis und Kuchen. Die Kinder fangen Frösche und suchen Würmer für den Angelsport, und die Männer fahren die Städter spazieren und machen sich im Stillen darüber lustig, daß diese sich lieber im Leiterwagen durchrütteln lassen, als im gefederten Buggy sitzen. Die Kolonie wächst immer mehr, erreicht schließlich ihren Höhepunkt mit Riesenhotels und Villen und wird „stylish“. Die Preise steigen dementsprechend, und wer nicht viel auszugeben hat, geht lieber auf eine Obstfarm, wo man in Früchten schwelgen kann. Oder man schlägt, wie schon gesagt, in irgend einem Wald, an Fluß oder See, oder in den Bergen ein Zeltlager auf. Cottages kann man in Chicago fertig kaufen und braucht sie nur zusammenzufügen wie ein Haus aus Karton, ebenso sind sie auch an Ort und Stelle mehr oder weniger elegant eingerichtet, zu mieten.

Ich brachte einige Wochen an einem See im Staate Michigan zu in einem Bauernhaus, eigentlich einer Bretterhütte, inmitten wüsten Unkrauts. In amerikanischen

Farmhäusern tritt man gewöhnlich von draußen gleich ins Wohnzimmer, das mit Schauelfühlen und Flidenteppichen ganz gemütlich ausgestattet ist. Hier waren die Wände mit Bilderauschnitten aus Zeitungen — Admiral Dewey hatte auch schon seinen Platz — besetzt; dazwischen Photographien, gestickte Sprüche, getrocknete Blumen und allerlei Jahrmarktstand.

Amerikanische Farmer sind von deutschen Bauern sehr verschieden. Vor allem fällt einem die selbstbewusste Sicherheit und der natürliche Anstand im Benehmen auf. Ich aß mit meinen Wirten am Tisch, der sauber und zierlich gedeckt war. Der Hausherr, wie in Amerika üblich, legte jedem vor; die Hausfrau führte gewandt die Unterhaltung.

Sie war korrespondierendes Mitglied einer Methodistengemeinde, reiste zu den jährlichen Meetings und hielt dort Vorträge.

War zufällig ein Arbeiter, farm-hand, anwesend, so wurde er mir vorgestellt, ebenso die „Dame“, die bei der Wäsche half, oder die „Dame“, die im nächsten Ort in einer Fabrik arbeitete. Ich wurde als „our resorter“ eingeführt, denn ich war das erste Exemplar dieser Gattung, das sie beherbergten.

Alles ist lady und gentleman. Diensthoten sind schwer zu haben und werden so wenig wie möglich gehalten. Trotzdem brauchen die Frauen hier auf dem Lande nicht so schwer zu arbeiten wie in Deutschland; alle Draußenarbeit, auch das Kühenmelken wird von den Männern besorgt. Bei dem Mangel an Arbeitskraft geschieht nur das Notwendigste. Das Gemüse z. B. wächst, wie es mag und wird aus dem Unkraut herausgesucht. Blumen, für die in Deutschland der Armste noch Sinn hat, werden selten gezogen. Dafür erlaubt man sich andern Comfort, z. B. Gazethüren und Fenster zum Schutz gegen Fliegen und Moskito's. Und welcher deutsche Bauer würde einen Apparat zur Herstellung von Gefrorenem für ein wünschenswertes Hausgerät halten?

Ice-cream ist aber ein nationales Genußmittel, ohne das keine Festlichkeit denkbar ist, und Geselligkeit hat man auch auf dem Lande. Die Frauen gründen sogenannte „aid-societies“, bei denen das Angenehme mit dem Nützlichen verbunden wird. Wenn eine Hausfrau einen Haufen von Näh- und Flidwäsche nicht bewältigen kann oder vorhat, quilts, wattierte Bettdecken, zu machen, so beruft sie die Schar der Helferinnen für einen Tag und man amüsiert sich mindestens so gut wie bei einem five o'clock tea. Auch beim Schlachten und Backen oder wenn die Dreschmaschine von Hof zu Hof geht, finden sich bereitwillige Hände. Außerdem sorgt jede kirchliche Gemeinschaft für gesellige Unterhaltung, bei der die jungen Leute nach Herzenslust flirten können.

Die Zeitungen, das Hauptbildungsmittel der Amerikaner, haben auch auf dem Lande Leser, wenn auch nicht so leidenschaftliche und regelmäßige, da keine Landbriefträger den Postverkehr vermitteln. „Die notleidende Landwirtschaft“, denn die giebt es auch hier, erwartet alles Heil von freier Silberprägung, während doch die reichen Weizenernten und die große Ausfuhr der letzten Jahre mehr für sie gethan haben, als alles Silber des Westens es könnte.

Meines Hauswirts politische Überzeugung war im Prohibition-Tidlet enthalten, d. h.: Verbot des Verkaufs geistiger Getränke, Freisilber und Frauenstimmrecht. „Die Frauen,“ sagte er, „sind reinere, höhere Wesen als wir Männer, und wenn sie erst helfen, Gesetze zu machen und sie auszuführen, wird es besser in der Welt aussehen.“

Die Temperenzgesetze werden außer in ganzen Staaten auch in vielen Gemeinden durchgeführt, und es ist kein Zweifel, daß bei vielen schwachen Seelen mit der Versuchung auch das Bedürfnis schwindet. Wer aber einmal dem Branntwein verfallen ist, weiß ihn doch zu finden. Er händigt dem Apotheker oder Drogisten eine Medizinflasche und ein Geldstück ein und erhält ohne weitere Erklärung die Flasche gefüllt und mit einer unschuldigen Etikette versehen zurück. Natürlich giebt sich nicht jeder Apotheker dazu her, aber es finden sich andere Leute, die „blind pig“ spielen, d. h. heimlich Branntwein schenken; durch die beiderseitige Heuchelei wird die Sache moralisch schlimmer.

Aber ich wollte ja von der Sommerfrische plaudern. Der Paw-Paw-Lake, von Chicago aus durch vierstündige Dampferfahrt über den Michigansee und kurze Eisenbahnfahrt landeinwärts zu erreichen, ist von Wald und Hügel anmutig umgeben. Buchten und Halbinseln geben ihm Abwechslung, und die bunten, lustigen Holzhäuschen am Ufer, die Ruderboote und kleinen Dampfer, die schattigen Waldwege und die mit Obst und Wein bewachsenen Hügel sind ein echt sommerlich freundlicher Anblick. Die Cottages, in lebhaften Farben angestrichen, oft mit Schnitzwerk verziert und unter Bäumen und Rankwerk versteckt, enthalten drei oder mehr Räume, oft nur durch Vorhänge abgeteilt. Feldbetten und Rohrmöbel, Bastmatten, bunte Kissen und Decken bilden die Einrichtung. Eine Veranda rund ums Haus mit Papierlaternen, wohl auch von dichtem Drahtnetz umspinnen wie ein Fliegenschrank, ist der Hauptwohnraum. Küche und Sitzschrank sind an der Rückseite, und man sieht in das Getriebe der kleinen Wirtschaft wie in ein Nürnberger Puppenhäuschen.

Fleischer, Bäcker, Eisemann, Obst- und Gemüsehändler machen täglich die Runde um den See, und in einem Dörfchen in der Nähe ist ein großartiger Kaufladen, der Stolz des ganzen Bezirks, mit elektrischem Licht, vielen Akten und sogar einer Buchhalterin an der Kasse.

Man trifft sich überall, und oberflächliche Bekanntschaften sind rasch angeknüpft. In Amerika baden Herren und Damen gemeinschaftlich, wobei weder das starke noch das schöne Geschlecht sich vorteilhaft präsentiert; nur die jüngste Jugend kann die „Wasserprobe“ bestehen. Da aber niemand sich des Eindrucks bewußt scheint, den seine Person im hellen Sonnenlicht, noch gehoben durch die Reflexe des Wassers, hervorbringt, so ist kein Grund, warum man nicht gemeinsam in aller Unbefangenheit sich vergnügen sollte.

Das weibliche Geschlecht ist in Paw-Paw-Lake sehr überwiegend; nur am Samstag, wenn die Familienväter kommen und die jungen Mädchen den Besuch ihrer beaux empfangen, sind auf den Ballen Tänzer genug, oder, wie ein vielversprechender Dackfisch äußerte: „Boys to burn“, d. h. Verehrer genug zum Entflammen.

Mehrmales wöchentlich wird ein „hop“ irgendwo durch Zettel an den Bäumen bekannt gemacht. Früher gab es sogar eine schwimmende Tanzhalle, die jeden Abend an einer andern Landungsstelle verankert wurde. Bei den Tänzen herrscht demokratische Gleichheit; in dem einen Hotel sah ich das Stubenmädchen in weißem Kleid und rosa Schärpe die Schlafzimmer aufräumen — sie wollte auch zu Ball. Auf Bewirtung macht niemand Anspruch. Höchstens laden die Herren ihre Damen zu einem Schälchen Gefrorenes ein, man knabbert geröstete Maiskörner und nimmt einen „soft drink“, irgend ein weichliches Getränk.

Wer nicht tanzt, musiziert wenigstens, und über das Wasser klingen abends schwermütige Weisen, zum Banjo gesungen. Negerlieder und Tänze sind jetzt „all the rage“. Die tiefe Melancholie der Plantagenlieder kann aber nur der wiedergeben, der selbst in der Sklaverei geboren ist, oder dessen Eltern noch den Stempel des Sklavenhalters in ihrem Fleische eingebrannt tragen. Die unbändige Komik dieser schwarzen Naturkinder, ihre drollige Würde kann höchstens ein Irländer nachmachen.

Merkwürdig; kein Übermut macht je aus dem Indianer eine lustige Person. Die Kasse konnte wohl Entsetzen, aber niemals Heiterkeit erregen. Die ursprünglichen Ansiedler des Sees — Paw-Paw ist die indianische Bezeichnung einer bananenähnlichen Frucht — waren Potawatomi-Indianer. Der kleine Rest des Stammes lebt in der Nähe auf einigen Farmen, die ihnen ein alter Häuptling von der Regierung erwirkte. Arme Rothhäute! Einst Könige des Landes und jetzt mit einem armseligen Pflückteil abgefunden. Anstatt ihren Ruhm durch die Skalpe ihrer Feinde zu mehren, müssen sie sich zur Feldarbeit erniedrigen, die doch „Weibergeschäft“ ist. Man begegnet ihnen mitunter. Würdig, schweigsam gehen sie hintereinander; von den Weißen halten sie sich fern, nur deren Feuerwasser, das verderbliche, können sie nicht entbehren. Man sucht die Indianer jetzt überall zu erhalten, aber sie sterben aus wie die anderen Ureinwohner, die Büffel.

Und doch giebt es noch Reste der Wildnis, wo Zischende Schlange und Habichtsaug, vor den Bleichgesichtern verborgen leben könnten. So glaubt man wenigstens, wenn man den wunderbaren Wald sieht, durch den in hundert Windungen der raschströmende Paw-Paw Fluß zieht. Zahllose Bäume, von beiden Ufern ins Wasser gestürzt, erzeugen kleine Wirbel und versperren fast die Durchfahrt. Auf jedem Stamm sonnen sich Schildkröten, von den kleinsten bis zu den großen snapping turtles, die den Umfang eines Waschkübels erreichen sollen. Wenn das Boot vorüberfährt, recken sie den langen Hals und plumpfen ins Wasser. Ein Fischreiber unterbricht seinen Fang mit mißmutigem Geschrei und wartet auf einem Baum, bis wir vorüber sind.

Die Ufer sind bald schroffer Sandstein, bald Sumpf. Das Wasser schimmert durch das Walddunkel, und zwischen natürlichen Kanälen liegen Inseln aus smaragdgrünem Gras und prächtigen Sumpfbäumen.

Und wie die Bäume gedeihen! Kraftstrotzende Riesen sind es aus den vornehmsten Baumgeschlechtern. Sie wachsen, wachsen, bis sie ihr natürliches Alter erreicht haben; dann stürzen sie zu Boden, und wilde Reben und Brombeeren umschlingen sie.

Bei jeder Biegung wechselt die Scenerie. Wo der Fluß sich gabelt, war ein Zeltlager aufgeschlagen, von seinen Bewohnern „Camp of the Dirty Dozen“ getauft. In dem Empfangszelt saßen um eine Art Tisch junge Leute beim Kartenspiel; andere fischten oder schliefen in Hängematten. Die Küche war im freien Wald: ein verrosteter Kochofen und eine alte Kiste als Tassenschrank an einen Baum genagelt. Die schmuzigen Zwölfe lebten aber nicht etwa von den Früchten des Waldes, sondern hatten einen Koch aus Chicago mitgebracht. Ganz romantisch sah die Sache aus, aber auch sehr nach Malaria und Schlangen. Letztere giebt es nämlich noch in diesem Paradiese, und sogar Klapperschlangen, oder, wie man auf deutsch-amerikanisch so hübsch sagt, „Kasselschnecken“.

Der Wald ist hier noch wenig gelichtet; die Art und Weise, in der dies im allgemeinen geschieht, scheint unsereinem barbarisch. Forstwirtschaft giebt's nicht.¹⁾ Man haut ab, was man gerade braucht ohne Rücksicht auf Nachwuchs. Den Wald auszuroden, wäre zu mühsam; so werden die besten Stämme ein paar Fuß über der Wurzel abgeschlagen, und das Übrige wird in Brand gesteckt auf die Gefahr hin, im weiten Umkreis alles zu zerstören. Arbeitskraft hat viel, Holz wenig Wert. Um die oft meilenlangen Umzäunungen der Weiden herzustellen, werden unbehaucene, dünne Stämme rechtwinklig gegen- und übereinander gelegt, so viele wie man den Zaun hoch haben will. Das giebt freilich eine Einfriedigung im Zickzack, aber es ist bequem und dauerhaft.

Michigan hat bedeutenden Obstbau und führt alljährlich für Millionen Dollars aus. Der Obstverbrauch in den Vereinigten Staaten ist groß, da zu jeder Mahlzeit frische Früchte genossen werden.

Es kommt dem Europäer erst sonderbar vor, frühmorgens z. B. Melone mit Pfeffer und Salz zu essen, aber man gewöhnt sich daran.

Schwieriger ist es, seinen Magen gegen das heiße Brot und das viele Gebäck abzuhärten, besonders auf dem Lande, wo man fast nur von Pies und Kuchen lebt. Wie angenehm dachte ich es mir einst, mich wie Klas Xenstaken durch den Pfannkuchenberg zu essen; aber jetzt scheint mir Herkules mit seinen Thaten nur ein Knabe gegen den Pfannkuchenhelden.

Im September wird es menschenleer am See. Der Landmann, der die Ungeburdenheit seiner Gäste mit ehrbarem Staunen beobachtete, sieht sie doch ungern scheiden. Seinen Söhnen und Töchtern stecken die schönen Kleider und sonstigen Vorzüge der Städter noch lange im Sinn und erwecken den Wunsch, auch über den blauen Michigan zu fahren nach der Riesenstadt mit den Himmelschabern und den immerwährenden Jahrmärktzfreuden.

¹⁾ Fünfundachtzig Prozent alles Waldes ist Privatbesitz.





Kindergarten für Taubstumme.

Von Hildegard Jacobi.

Rachidud verboten.

Es muß befremdlich erscheinen, daß bis vor ganz kurzer Zeit keine weiblichen Lehrkräfte in der Erziehung für jene unglücklichen Wesen, welche taubstumm geboren sind oder durch Krankheiten Gehör und Sprache verloren haben, verwendet wurden.

Auf wiederholte Fragen wurde entgegnet, das Lehramt in derartigen Anstalten erfordere besonders gute Nerven und außerordentlich viel Geduld! Nun, die Geduld pflegt man sonst dem weiblichen Geschlechte als besonderen Schatz nachzurühmen!

Mit um so größerer Freude ist es zu begrüßen, daß nun endlich ein Versuch angestellt ist, Frauen bei der Erziehung dieser unglücklichen kleinen Geschöpfe mitwirken zu lassen und damit der Frauenvwelt einen neuen, segensreichen, wenn allerdings auch unfählich schweren Beruf zu erschließen; und zwar in Kindergärten für Taubstumme.

Ein solcher wurde erst im Jahre 1894 in Berlin ins Leben gerufen und damit eine seit lange fühlbare Lücke in dem sonst so gut versorgten Gebiete der Kleinkinder-Anstalten ausgefüllt. Denn während dem vollsinnigen Kind, welchem Stande es auch angehöre, eine reiche Anzahl von Kindergärten, Spiel- und Beschäftigungsschulen aller Art offen stehen, ist für Kinder, denen Gehör und Sprache fehlen, in keiner Weise gesorgt, zumal in Taubstummen-Anstalten erst Kinder in vorgeschrittenerem Lebensalter aufgenommen werden. Hat das taubstumme Kind das Glück, wohlhabende Eltern zu besitzen, so wird ja für seine Ausbildung durch Privatlehrer frühzeitig gesorgt werden. Aber das taube Kind entbehrt fast gänzlich des Kreises froher Gespielen und ist meist auf sich angewiesen. Denn selten oder nie werden vollsinnige Kinder die Scheu vor dem Ungewohnten, Unerklärlichen überwinden und sich jene armen Kleinen als Spielgefährten aussuchen.

Vor allem aber angesichts der intellektuellen Unfähigkeit der Eltern niederer Stände, den Zu-

stand ihrer taubstummen Kinder beizeiten richtig zu erkennen und zu behandeln und angesichts der wirtschaftlichen Unmöglichkeit, für seine Ausbildung Sorge zu tragen, erscheint es geboten, Gelegenheit zu einer außerhäuslichen, dem Sinnesdefekt angepassten Erziehung zu schaffen. Ein schwerhörendes und demgemäß nicht sprechendes Kind sollte frühzeitig einer ärztlichen Kontrolle unterworfen und dann, sobald es irgend angeht, dem Kindergarten für Taubstumme übergeben werden, denn in einem andern Kindergarten bleibt es ebenfalls bei der dortigen Überfülle nur sich selbst überlassen. Um hier Abhilfe zu schaffen, trat auf die dankenswerte Anregung des Herrn Professor Dr. Ph. Flatau im Jahre 1893 in Berlin ein größerer Kreis von Personen zusammen, die teils durch Sachkenntnis auf dem Gebiete des Taubstummenwesens, teils durch Interesse für gemeinnützige Bestrebungen bekannt waren. Und bald darauf entstand ein Verein, welcher die Begründung eines solchen Kindergartens erstrebte, der, dank der thatkräftigen Hilfe und dem Entgegenkommen der städtischen Verwaltung bereits im April 1894 eröffnet werden konnte. Der Lehrplan dieser jungen Anstalt wurde von den im Taubstummenlehrfach geschulten und erfahrenen Männern so aufgestellt, daß er den der Taubstummenschule nicht stört, sondern als erste Vorstufe für diesen gilt. Wie aber eine schulmäßige Vorbereitung im Schreiben und Lesen in den Kindergärten als der Schule vorgehend nicht erwünscht ist, so folgt man hier demselben Grundsatz, indem man eigentliche Sprechübungen noch fortfallen läßt. Die Hauptaufgabe der erzieherischen Arbeit an diesen Kleinen ist es, durch geeignete Bewegungs- und Beschäftigungsspiele, durch Anregung und Übung die Aufmerksamkeit zu fesseln und die Fassungskraft zu erwecken. Ferner wird ein Hauptaugenmerk auf besondere ärztliche Leitung und Oberaufsicht gelegt, damit die hier so überaus wichtige körperliche Pflege mit der Erziehung Hand in Hand gehe. Deshalb steht in der Leitung des Vereins außer einem Sachverständigen des Taubstummenlehrfachs auch ein Arzt.

Die vorzüglichen Resultate nach dreijährigem Bestehen lehrten, daß die junge Anstalt auf richtigem Fundament erbaut ist. Der Besuch war im ganzen ein sehr reger und pünktlicher. Das zur Aufnahme geeignete Lebensjahr pflegt das sechste bis achte zu sein. Da Kinder jeglichen Standes aufgenommen werden, und da die ärmeren Klassen zumeist vertreten sind, so sind die äußeren Schwierigkeiten für die Anstalt, besonders mit dem Transport der Kleinen, bedeutend. Bedürftige erhalten neben freiem Unterricht auch die Sorge für körperliche Pflege, ja sogar für die Bekleidung. Das monatliche Schulgeld beträgt für die Bemitteltesten 5 Mark. Die Resultate an diesen pflegebedürftigen Kindern sind um so erfreulicher, da derartige Zöglinge vielfach in körperlich und geistig völlig unentwickeltem, ja verwahrlostem Zustand in die Anstalt kommen, sich wie unsinnig benehmen und jeglichem Einflusse sich trotzig entziehen, dabei keine Bewegungslust befunden, ungeschickt und täppisch, blöde und teilnahmslos dastehen und eine auffallend schlechte Entwicklung der Muskulatur zeigen.

Schon nach wenigen Monaten aber schlossen sie sich zutraulich an die Lehrerin an, spielten nun frisch und munter mit den Gefährten, und schon nach kurzer Zeit pflegten sie so gern ihren Kindergarten zu besuchen, daß sie voller Ungeduld daheim die Zeit erwarteten und später nur mit Widerstreben sich von ihrer Lehrerin und den Genossen trennten. Ebenso vorteilhaft verändert sich ihr Aussehen durch den täglichen Ausgang in jedem Wetter, durch den Aufenthalt in frischer Luft. Die Anstalt hatte allerdings das große Glück, in Fräulein Henriette Fürstenberg eine Leiterin zu finden, die durch ihre fachliche Vorbildung, durch ihr hohes Interesse und liebevolles Verständnis für Taubstumme besonders dafür beanlagt war, diese schwierige Stellung aufs Beste auszufüllen.

Die Anstalt liegt inmitten des geräuschvollsten Teiles unserer Residenzstadt (in der Sophienstr. 15), wie schützend ringsum von Riesenhäusern umschlossen und doch von hohen Baumkronen umschattet. Freundlicher Weise sind die Räume und der luftige Hof des großen Berliner Handwerkervereins der jungen Anstalt, bis sich ihr ein eigenes Heim öffnet, zur Verfügung gestellt worden. Der Unterricht beginnt mit den bekannten Fröbelspielen, wie Flechten, Stäbchenarbeit, Bauen u. s. w. Die Taubstummen pflegen sehr scharfe Augen und viel Handgeschicklichkeit zu haben. Viele lernen auch schon, die Anweisungen der Lehrerin von den Lippen zu lesen. Ganz besonderes Gewicht wird auf gymnastische Übungen, auf Bewegungsspiele im Freien gelegt. Da gibt es Turn- und Spiel-

geräte, wie Schwebestange, Red, Ringe, Bälle, Reifen u. s. w., auch einen großen Sandhaufen mit Spaten und Schubkarren. Natürlich können nur dann Resultate erzielt werden, wenn die Möglichkeit vorliegt, mit jedem Kinde einzeln zu verkehren, deshalb kann eine Lehrerin nur eine verhältnismäßig kleine Schar erspriechlich unterrichten. Bei 15 Kindern muß der Hauptlehrerin schon eine Gehilfin beigegeben werden. Da die Anstalt der städtischen Verwaltung unterstellt ist, so kann eine Lehrerin nur mit der Erlaubnis der städtischen Schuldeputation angestellt werden. Sie muß einen vollständigen Kindergärtnerinnenkursus und dann eine fachgemäße Ausbildung im Verkehr mit Taubstummen an einer Anstalt durchgemacht haben, um Anstellung zu erhoffen. Die Oberleiterin eines Kindergartens würde dann eine junge Gehilfin selbst im Kindergarten mit unterweisen können. Der Unterricht währt nur von 9 bis 1 Uhr, also kann die Lehrerin frei über den Nachmittag verfügen. Das Gehalt beträgt 500 bis 600 Mark. Es bietet sich denjenigen Damen, welche das Kindergärtnerinnen-Examen absolviert und hier einen weiteren Kursus angereicht haben, die Aussicht, an taubstumme Kinder wohlhabender Familien Privatunterricht zu erteilen. Es ist ja aber auch sehr wünschenswert, daß andere große Städte die Einrichtung zum Vorbild nehmen und ihrerseits ähnliche Fürsorge für taubstumme Kinder treffen.



Für Haus und Familie.

„**Präferet Alles und behaltet das Beste,**“ schreibt Herr Küchenchef Carl Reichenbach, Hotel Victoria, Wiesbaden. „So mancherlei von den in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Kochkunst gemachten Erfindungen ich auch schon probiert habe, so kann ich doch nichts mit der Würze Maggi vergleichen. Fast zu allen Speisen ist dieselbe zu verwenden, hauptsächlich bei Suppen, Saucen, Ragouts, Nesten u. s. w. — Ganz besonders hervorragende Dienste thut Maggi bei Krankenstoft und Fastenpreisen oder sonstigen Gerichten, denen aus irgend einem Grunde die Kraft des Fleisches fehlt; ein paar Tropfen Maggi geben denselben einen angenehmen, den Appetit anregenden Wohlgeschmack. In keiner Küche und Familie sollte daher die Maggiwürze fehlen, zumal dieselbe durch den sparsamen Verbrauch nicht nur die beste, sondern auch eine der billigsten ist.“





Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Im preussischen Abgeordnetenhaus kam am 25. April, wie alljährlich, die Petition des Berliner Frauenvereins um Zulassung der Frauen zur Immatrikulation und zu den Staatsprüfungen zur Verhandlung. Da der Bericht-erstatte der Petitionskommission nicht anwesend war, und sich im Laufe der Diskussion infolgedessen der Mangel einer genügenden Orientierung herausstellte, wurden die Verhandlungen nach einer kurzen Auseinandersetzung abgebrochen. Es lagen zu der Petition zwei Anträge vor: der eine von dem Herrn Abgeordneten Nidert lautete auf Überweisung der Petition an die königliche Staatsregierung zur Berücksichtigung, der andere — Abgeordneter Dr. Arendt — auf Überweisung als Material. Der Abgeordnete Nidert hob in der Begründung seines Antrages hervor — was auch in der Petition selbst ausgesprochen war — daß der Bundesratsbeschluß, demgemäß Frauen zu den medizinischen Staatsprüfungen zugelassen werden können, die Zulassung zur Immatrikulation als notwendige Ergänzung fordere, da er nur dann seinen Zweck, dem anerkannten Bedürfnis nach Ärztinnen abzuhelpen, vollkommen erfüllen könne. Er wies besonders auf das Vorgehen der Badischen Regierung in dieser Angelegenheit hin. Zurückhaltender war die Befürwortung der Petition durch den Abgeordneten Dr. Arendt, der sich nur teilweise mit ihrem Inhalt einverstanden erklärte, — sofern nämlich dieser das medizinische Studium betraf — im übrigen aber die Forderungen als „über das Ziel hinausgehend“ bezeichnete.

Am 17. Mai wurde die Verhandlung wieder aufgenommen. Sie brachte die üblichen Einwürfe und Bedenken. Herr Abg. Schall betrachtete noch wie im vorigen Jahre jemanden, der das Examen pro facultate docendi gemacht hat, als „hochgelehrt und hochstudiert“ und fürchtet für „Weiblichkeit“ und „Herzensbildung“. Das Ergebnis war: Übergang zur Tagesordnung.

* An der medizinischen Fakultät in Halle bestanden Frä. Hermine Edenhüizen und Frä.

Frieda Busch das tentamen physicum mit dem Prädikat „sehr gut“ und besonders ausgesprochener Anerkennung des Dekans.

* Eine städtische Gärtnerin ist in Berlin angestellt worden, und zwar eine Schülerin der Obst- und Gartenbauschule von Fräulein Dr. Kastner in Mariensfelde bei Berlin.

* Frau Emma Bely aus Berlin, unsere Mitarbeiterin, erhielt bei den Kölner Blumenpielen am 6. Mai im Gürzenich für die Novellette „Schwesterchen“ den Stiftungspreis, eine goldene wilde Rose.

* 22 Medizinerinnen, die auf schweizerischen Hochschulen studiert haben oder noch studieren, haben dem Bundesrat folgende Bitte unterbreitet: 1. Den Studentinnen deutscher Nationalität, welche bis September 1899 das „Schweizer Eidgenössische Maturitätsexamen für Ärzte, Zahnärzte und Apotheker“ abgelegt haben, möge dieses angerechnet werden als gleichwertig einem deutschen Abiturientenexamen, d. h. als berechtigend zu Physik und Staatsexamen im Sinne des Bundesratsbeschlusses vom April 1899 betreffend Zulassung von Frauen zum Medizinstudium in Deutschland. 2. Den Kandidatinnen der Medizin, welche auf ein vor September 1899 datierendes Eidgenössisches Reisezeugnis gestützt, die beiden Schweizer Propädeutika — das nach zwei Semestern abzulegende naturwissenschaftliche und das nach weiteren drei Semestern sich anschließende physiologisch-anatomische Propädeutikum — absolviert haben, mögen dieselben als gleichwertig einem in Deutschland abgelegten Physikum angerechnet werden.

* Der Senat der Stadt Bremen hat im März d. J. der Bürgerschaft einen Gesetzentwurf zugehen lassen, der die Mitwirkung der Frauen in der öffentlichen Armenpflege regelt. Bereits 1897 hatte die Bürgerschaft Bremens beantragt, die Direktion der Armenpflege mit einer Erwägung über die Heranziehung der Frauen zur armenpflegerischen Thätigkeit zu betrauen. Auf Grund dieses Antrages waren eingehende Erhebungen über die Erfahrungen mit der Frauenarbeit auf diesem

Gebiet in andern Städten angestellt worden. Seitens des Vorstandes der Armenpflege wurde beschlossen, eine Heranziehung der Frauen in ähnlicher Weise wie in Cassel und Colmar, d. h. mit im wesentlichen gleichen Rechten und Pflichten wie die Pfleger, zu empfehlen.

Um vor der offiziellen Einführung der Frauen in die öffentliche Armenpflege schon Erfahrungen über die Art weiblicher pflegerischer Thätigkeit in Bremen selbst gewinnen zu können, hatte die Armen-direktion mit ungefähr 20 Damen ein Abkommen getroffen, wonach sie zunächst versuchsweise mit Genehmigung der zuständigen Pfleger bestimmte Pflegefälle übernommen hatten. Von den Vorstehern der beteiligten Bezirke ist wiederholt bestätigt worden, daß die Damen volles Verständnis gerade für ihre Stellung als Organe einer mit öffentlichen Mitteln wirtschaftenden Verwaltung bekundet haben, und daß das Zusammenarbeiten mit den Pflegern ohne Schwierigkeiten von statten ging. Es ist daher allerseits für wünschenswert erklärt worden, die Mitwirkung der Frauen zu einer ständigen Einrichtung zu gestalten.

Den Beschlüssen des Vorstandes gemäß hat das Gesetz betr. die stadtbremische Armenpflege einige Änderungen erfahren. Der vom Senat der Bürgerschaft vorgelegte Gesetzentwurf ist von dieser nach Zufügung der von ihr beschlossenen Abänderungen, denen der Senat seine Zustimmung erteilt hat, angenommen worden. Es heißt demnach in § 9: Der Vorstand der Armenpflege besteht aus dem Direktor, den Bezirksvorstehern und zwei vom Vorstande aus der Zahl der Armenpflegerinnen (§ 17) nach deren Anhörung gewählten Vertreterinnen u. s. w. Ferner in § 17: Neben den Armenpflegern wird vom Vorstande eine nach Anhörung der Bezirksvorsteher zu bestimmende Zahl von Frauen, die dazu geeignet und bereit sind, zu Armenpflegerinnen ernannt, denen der Regel nach alle Fälle, die auf Haltung gegebene Kinder betreffen, und außerdem sonstige geeignete Fälle nach Ermessen des zuständigen Bezirksvorstehers oder des Vorstandes übertragen werden sollen.

Die Armenpflegerinnen, die ebenso wie die Armenpfleger vom Direktor in ihr Amt eingeführt und auf dessen getreue Wahrnehmung durch Hand-schlag verpflichtet werden, stehen hinsichtlich ihrer Rechte und Pflichten im übrigen den Armenpflegern gleich, können jedoch von der Teilnahme an den Bezirksversammlungen, in denen sie beschließende Stimmen haben, durch den zuständigen Bezirksvorsteher oder den Vorstand befreit werden.

Die beschließende Stimme ist den Frauen erst durch die Bürgerschaft zugewilligt worden, während der Senat nur „beratende Stimme“ beantragt hatte.

* **Der Bund deutscher Frauenvereine** hat eine Auskunftsstelle über Erwerbsmöglichkeiten für Frauen und Mädchen eingerichtet. Aus sorgfältig gesammeltem Material erteilt diese Auskunft über die Ausbildungsmöglichkeiten in den verschiedensten Frauenberufen. Anfragen sind (unter Befügung des Rückportos) an Frä. Erna Weigert, Berlin W., Rielganstraße 21. zu senden.

* **Der bairische Landtag** verhandelte am 23. und 24. April bei Beratung des Kultusetats auch die Frage der Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium. Über den Gang der Verhandlung des näheren zu berichten, erscheint überflüssig; es wurden die alten, aus zahllosen ähnlichen Verhandlungen genugsam bekannten Einwände gegen die studierende Frau ins Feld geführt. Bemerkenswert ist aber die Äußerung des Kultusministers von Landmann, er würde, falls der Magistrat von München im Anschluß an die höhere Töchterschule Gymnastikurse einzuführen wünsche, dem nichts in den Weg legen; wenn er sich auch mit der Gründung eines neunklassigen Mädchengymnasiums nicht einverstanden erklären könne.

* **Die weiblichen Fabrikinspektoren in Bayern.** Über die Erfahrungen, die man mit der Anstellung weiblicher Fabrikinspektoren gemacht hat, giebt der von der bayerischen Regierung veröffentlichte Bericht der gewerblichen Aufsichtsbeamten für das Jahr 1899 Auskunft:

Die Thätigkeit der beiden angestellten Beamtinnen wird nach den bisher gemachten Erfahrungen als erfolgreich bezeichnet, ganz besonders hat sich ihre Verwendung bei der Sondererhebung für die Frauenarbeit gut bewährt. Die beiden Damen haben im Jahre 1899 im ganzen 857 Betriebe besucht, das entspricht, wenn man die Sonntage und die Feiertage abrechnet, für jede der beiden Damen einer täglichen Leistung von anderthalb Besuchen, was, wenn die Besuche mit der nötigen Sorgfalt vorgenommen werden, eine nicht zu unterschätzende Leistung ist. Männliche Aufsichtsbeamte leisten in einzelnen Fällen allerdings mehr, das sind aber solche, die eine größere Übung haben. Das Verhalten der Arbeitgeber gegenüber diesen weiblichen Beamten wird als ein entgegenkommendes geschildert, doch wird in dem Bericht hervorgehoben, daß sich gerade die Arbeiterinnen gegen über den Beamten sehr gleichgiltig verhalten und daß deren Sprechstunden fast gar nicht besucht wurden. Man hofft allerdings, daß diese Zurückhaltung mit der Zeit überwunden werden wird.

* **Gräfin Gabriele von Wartensleben** legt am 30. April an der Wiener philosophischen Fakultät ihr letztes Rigorosum in der klassischen Philologie ab. Sie hat in Zürich und Heidelberg studiert und ist die erste Frau, die von der philosophischen Fakultät in Wien promoviert ist.

Die Wiener „Frauen-Vereinigung für soziale Hilfsfähigkeit“ verfolgt teilweise dieselben Absichten und Pläne wie die Berliner „Frauen- und Mädchengruppen für soziale Hilfsfähigkeit.“ Doch hat sie einige Einrichtungen getroffen, die in dem Berliner Programme fehlen, in der Kaiserstadt an der Donau aber sich als sehr angezeigt und erfolgreich erwiesen. Die eine derselben, der babybasket, wie sie nach englischem Muster heißt (Verleihung von Kleinkinderwäsche) ist in diesen Spalten schon einmal erwähnt. Seither hat die Vereinigung Schnitzzeichen- und Zuschneidetermine für Dienstmädchen eingerichtet, die an jedem zweiten Sonntage stattfinden und sehr gut besucht werden, und immermehr geht sie daran, unterhaltende und belehrende Vorträge für eben der Schule entwachsene Mädchen an Sonntagnachmittagen abzuhalten. Die ersten

dieser „Nachmittage“ hat die Dichterin Marie Eugenie delle Grazie eingeleitet.

* Im französischen Parlament ist jetzt auch Frauen das Recht zuerkannt worden, sich an Konkurrenzen um vakante Stellen als Parlamentsstenographen zu beteiligen, wenn sie die gesetzlich vorgeschriebenen Bedingungen erfüllen.

* Totenschan. Am 31. März starb die Gründerin und stellvertretende Vorsitzende des Bundes schweidischer Frauenvereine Dr. Ellen Fries, die als Lehrerin und Schriftstellerin sowie durch ihre Thätigkeit in Frauenvereinen der Frauensache in Schweden eine unersetzliche Kraft war. Über ihre Persönlichkeit und ihr Wirken bringt das Centralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine in der Nummer vom 15. Mai interessante Einzelheiten, auf die wir hier verweisen.



Frauenvereine.

Der Kölner Verein weiblicher Angestellter

(Vorsitzende: Ernst Leienbecker, Elisabeth von Mumm) hat ein arbeitsreiches und für seine Entwicklung günstiges Geschäftsjahr, das zweite seit seinem Bestehen, am 1. Januar 1900 vollendet. Er beschloß das Jahr mit einer Zahl von 322 Mitgliedern aus dem Kreise der weiblichen Angestellten gegen 224 im Vorjahre. Es scheint danach, daß der Grundgedanke seiner Gründer, Erziehung der weiblichen Angestellten zu selbständiger Pflege ihrer Standesinteressen, immer mehr an Boden gewinnt. Zu verdanken ist das seiner vielseitigen Arbeit. Das Heim des Vereins ist im letzten Jahre erweitert und zur Aufnahme von 40 Pensionärinnen in stand gesetzt. Die Wochenabende sind mit den verschiedenen vom Verein veranstalteten Kursen besetzt, Turn-, franz. und engl. Konversationskursen, Samariter-Stenographie, Fließ- und Handarbeitskursen und den Übungen des Gesangchors. An den Sonntagen finden Vorträge oder gefällige Veranstaltungen statt. Die Erfahrungen der Stellenvermittlung, daß in vielen Fällen die Ausbildung der Bewerberinnen eine durchaus mangelhafte ist, haben zu dem wichtigsten Unternehmen des Vereins geführt, der Gründung einer höheren Handelsschule, deren Einrichtung in der Aprilnummer dieses Jahrgangs eingehender dargestellt ist, und der als einem ganz auf der Höhe der zeitgemäßen Anforderungen stehenden Unternehmen eine gezielte Entwicklung nicht fehlen wird.

Die Bibliothek zur Frauenfrage

ist die erste nur von Frauen geschaffene und geleitete Bibliothek in Deutschland.

Ihre Gründung wurde im Oktober 1895 im „Verein Frauenwohl-Berlin“ beschlossen. Ein Jahr lang waren die Mitglieder der Bibliothekskommission thätig, um Büchertitel zu sammeln und die nötigen Mittel herbeizuschaffen.

Für die Titelsammlung wurde in Berlin und in andren Universitätsstädten Deutschlands gearbeitet; da das Material der Universitätsbibliotheken ein ungenügendes war, wurden aber auch viele Fach- und Buchhändlerkataloge benutzt.

Im Oktober 1896 wurde die Bibliothek in den freundlichst zur Verfügung gestellten Räumen des Viktoria-Gymnasiums, Potsdamerstr. 39, eröffnet. Hier ist sie noch heute untergebracht.

Der Bücherbestand enthält zur Zeit 1080 Nummern und umfaßt, wie aus dem Katalog ersichtlich, alle Gebiete der Frauenbewegung.

Das Jahresabonnement von 2 Mark, für Auswärtige inklusive Porto, ermöglicht es vielen, sich der Bibliothek zu bedienen. Der Katalog wird gegen Einsendung von 40 Pfennig jedem zugeschickt.

Die Bibliothekarin Fräulein Luise Guttmann, Wilmersdorf bei Berlin, Kaiser-Allee 112, giebt jede erwünschte Auskunft. Die Bibliothek ist Donnerstags von 6 bis 9 Uhr und Sonntags von 11 bis 1 Uhr geöffnet.





„Das Museum“ (Verlag von W. Spemann, Berlin und Stuttgart) hat in seinen letzten Lieferungen wieder sowohl in Bezug auf den Text als auch auf die Reproduktionen Ausgezeichnetes gebracht. Die 11. Lieferung enthält einen Essay über die holländische Genremalerei und Reproduktionen aus der holländischen Schule des 17. Jahrhunderts, die 12. orientiert über Paul-Albert Besnard und bringt neben ein paar interessanten Illustrationen dazu (Das „Laboratorium“ und „Die Darreichung der Arznei“ von Besnard) noch einige Blätter von Giorgione, Tizian, Alonso Cano u. s. w. — Der Preis des Heftes ist 1 Mark.

„Die Frauen in der Geschichte des Deutschen Geisteslebens des 18. und 19. Jahrhunderts“ von Dr. Adalbert von Hanstein. Zweites Buch. In der Jugendzeit der großen Volks-erzieher und der großen Dichter. (Leipzig, bei Freund & Wittig, 1900.) Das zweite Buch dieses Wertes teilt die Vorzüge des ersten: Viel-seitigkeit und Lebendigkeit der Schilderung auf Grund eines ungewöhnlich reichen, zum Teil bisher unbekanntes oder schwer zugänglichen Materials. Von Rousseaus Sophie führt der Ver-fasser zu der resoluten Karen Gestalt der Julie von Bonelli, zu den Frauen aus Pestalozzis und Lavaters Kreise, zu denen, die dem geselligen Leben der beiden modischen Städte Leipzig und Hamburg den Stempel aufdrückten, dann zu den durch ihre Beziehungen zu Goethe zusammengefaßten Frauen seiner Frankfurter, Strahburger, Weplerer Jahre; bis dahin lauter bekannte Gestalten. Außer-ordentlich interessant aber und ein Schritt in ein Land, das ganz versunken und vergessen war, ist das fünfte Kapitel des Buches, „Der neue Kampf um die Frauenbildung.“ Seltsame Frauengestalten sehen wir hier in diesem Kampf des älteren Nationalismus mit der jungen Rousseau-schwärmen-den Generation werden und wirken. Da schreibt Friederika Baldinger die „Geschichte meines Ver-standes“ und Maria Ehrmann proklamiert, daß „die Philosophie des Weibes“ die Philosophie der Liebe sei und stellt die Gelehrte mit der Närrin und Filsigen zu den Frauen, die dem Manne gleich Furien und Teufeln sind. Da waffnet sich die Schar der Pädagogen zum praktischen und litte-rarischen Kampf gegen die gefährliche Empfind-samkeit und franzöfierenbes Wesen, und neben den mehr oder weniger glücklichen Frauenzimmer-Magazinen und tendenziösen Erziehungsromanen, wie „Julchen Grüntal, eine Pensionsgeschichte“, lernt man auch einmal hier und da eine Frau

kennen, die ihren Erzieherberuf im Großen schlicht und besonnen verwirklicht, wie Karoline Rudolphi. Mag man von einem Buche, das das Frauenleben aus der Jugendzeit der großen Volks-erzieher und Dichter darstellt, auch vielleicht eine prägnanter und vertiefte Charakteristik der hervorragenden Typen — die dem Buche auch eine geschlossener Disposition von selbst gegeben hätte — erwartet haben, so ist es doch reizvoll, von den Höhen auch einmal in das bunte Treiben der Niederungen herabzusteigen, das v. Hansteins Buch erst wieder lebendig gemacht hat.

„Ferienreisen und Studien“ von Bertha von der Lage. (Berlin 1900. R. Gaertners Verlagsbuchhandlung.) Die Verfasserin giebt ihre Reiseerinnerungen und Studien für ihre Schül-erinnen und Kolleginnen heraus; sicher werden sie noch einen weiteren Leserkreis finden. Denn man hört ihr gern zu, wenn sie von Zona, dem gesegneten Eiland, erzählt mit seinen Denkmälern altchristlicher Kulturkämpfe oder von der wehmütigen Poesie Irlands oder wenn sie das Land der Maggarea schildert und Suomi, das Land der tausend Seen, seine Geschichte und das Leben und Wesen seiner Bevölkerung in lebendigen Farben malt, oder wenn sie den Leser mitreisen läßt von der Rhône zur Bibassoa, ein kundiger Führer, der sein Wissen reizvoll zu machen versteht. Und eben deshalb ist das Buch auch eine wertvolle Bereicherung der so spärlich gefästen Literatur für „die reifere Jugend“, während die Aufsätze mehr wissenschaftlichen Charakters, wie „Die Märchenwelt als Gegenstand moderner Forschung“ manchem Erwachsenen, der gern zuhörte „wie einer eine Reise that“, auch eine willkommene wissenschaftliche Anregung geben werden.

„Verse“ von Mia Dolm. München, bei Albert Langen. 1900. Neuc, ureigene Töne sind es nicht, auch keine eigentlich „modernen“ Vieder mit geheimnisvollen inkommenjurablen Farben- und Klangwirkungen. Aber es ist die weiche, melodiose, biegsame Lyrik, wie sie von Eichendorff her der spezifisch deutschen Naturstimmung und dem ipexifisch deutschen Gemütsleben Ausdruck gegeben hat. Das Zusammenlingen von Seele und Natur charakterisiert die ganze Sammlung, und es ist immer harmonisch und giebt einen einfachen Accord, keine künstlichen Dissonanzen, auch wo das Tempo bewegter, die Stimmung leidenschaftlicher, der Klang voller wird. Dann und wann verrät auch einmal ein Zug kühnerer Charakteristik die Schülerin der Webern. „Modern“ ist aber vor allem die Ausstattung.

„Essays“ von Ellen Key, Berlin bei E. Fischer 1899. „Ceci n'est que pour ceux qui ont le sixième sens: l'âme.“ Das steht als Motto über den Essays zur „Evolution der Seele“, den feinsten Kapiteln der Sammlung. Aber man könnte es auch als Motto über das ganze Buch setzen, und dann bedeutet es zweierlei: eine Exklusivität in der Wahl der Gesichtspunkte für die einzelnen Probleme, und eine Feinsichtigkeit, eine ästhetische Nervosität in der Ausgestaltung, die ihr Publikum nur in der Geistesaristokratie finden wird. Will man und kann man die Dinge so sehen und fühlen, wie die Verfasserin, so wird man einen reinen ästhetischen Genuß beim Lesen haben, den reinsten da, wo sie Typen zeichnet: Bauvenargues Amiel, Maeterlinck, Zeffieris; denn sie führt einen feinen Stiff, und hat doch Kraft und Kühnheit, die großen, entscheidenden Züge zu treffen. Auch der „Abend auf dem Jagdschloß“ wird diesen ästhetischen Genuß bereiten; — nachdem man den etwas umständlichen Kommentar über die verwandtschaftlichen Beziehungen der eingeführten Personen glücklich in sich aufgenommen hat. In einem Gespräch, in dem die mutmaßlichen Nachkommen der Familie Löwenstjerna in Almqvists Buch von der Dornrose — das eben macht die Sache etwas umständlich — als die Träger von Ellen Keys Weltanschauung auftreten, wird die feinste Lebenskunst gezeigt, Lebenskunst als Ausdruck der höchsten geistigen Genußfähigkeit, als Mittel und Resultat zugleich der ehrsüchtigsten und hingebendsten Pflege der eigenen Seele. Dieser eine Grundgedanke, künstlerische Pflege seiner eigenen Persönlichkeit, Verwirklichung seiner inneren Form, als der einzige wahre Weg aufwärts, ist das Thema aller Essays; „Kulturveredlung“, „Stille“, „Mut“, „Die Freiheit der Persönlichkeit“, alle sind nur verschiedene Ausprägungen dieses einen Gedankens. Daß Ellen Key auch für die Frauenbewegung nur diesen einen Gesichtspunkt hat, zeigte ja schon ihr Buch: „Mißbrauchte Frauenkraft“, die Essays über „weibliche Sittlichkeit“ und „das Weib der Zukunft“ bestätigen das.

Will man nun aber doch das Milieu, in dem die Verfasserin steht, und in das der literarische Kritiker sich stellen muß, um ihr gerecht zu werden, verlassen und sich dem Gedankengehalt der Essays als solchem gegenüberstellen, so wird eins klar: der Irrtum, der darin liegt, daß die Verfasserin zum Programm, der darin liegt, daß die Verfasserin zum Programm, der darin liegt, daß die Verfasserin zum Programm, zur Lebensregel machen will, was nur unbewußt verwirklicht, zum Ziel führen kann. Und mag man immerhin die schönen Träume von der Frau der Zukunft genießen können, der Weg zur Verwirklichung, d. h. die Erziehung, nicht nur einzelner, sondern vieler, zum Verständnis dieses Ideals, wird doch ein wenig mehr in die Niederungen des alltäglichen Lebens führen müssen, wo nicht jeder Schritt einen neuen ästhetischen Genuß bringt, und diesen Weg werden Menschen mit dem Lebensprogramm Ellen Keys nicht finden, aber die Frauenbewegung muß ihn suchen und auf ihm sich vorwärts arbeiten.

„Pädagogik und Poesie.“ Vermischte Aufsätze von Prof. Dr. Alfred Biese. Berlin 1900. H. Gaertners Verlagsbuchhandlung. Alfred Bieses Namen hat einen guten Klang unter den Ästhetikern

und Litterarhistorikern. Hier tritt er uns zugleich als Pädagoge entgegen und als Vertreter der neuen Richtung, der die Pädagogik als eine „Kunst“ gilt, nicht als Wissenschaft allein, noch weniger als Fertigkeit, und ein Vertreter zugleich der an Rudolf Hilbrand anknüpfenden „Persönlichkeitspädagogik“, die mit dem Normalstufenmechanismus gründlich aufräumen wird.

Aber auch der nicht fachlich Interessierte wird das Buch Bieses mit Genuß lesen. Es bietet eine Fülle feiner Analysen und Einzelbeobachtungen und zeigt ein ebenso lebendiges Erfassen als tiefgehendes Verständnis individueller Nuancen in der ästhetischen Würdigung der einzelnen Dichtungen. Am meisten gilt das von den Abhandlungen über Naturgefühl und Naturschönheit, dem eigentlichen Spezialgebiet des Verfassers; über die Poesie des Meeres, des Sternenhimmels; über die „romantische Poesie des Gebirges“, über Natursphit bei Upland, Storm und Wädrife ist kaum von berufenerer Feder geschrieben worden.

„Mehr Goethe“ von Rudolf Huch. Leipzig und Berlin SW., Bernburgerstr. 3, bei Georg Heinrich Meyer, 1899. Der Verfasser hält ein gewaltiges Gericht über die moderne Litteratur, über die moderne Bildung überhaupt. Der Maßstab ist Goethe, „Goethe als der Natur gleichend in ihrer Reinheit und ihrem Reichtum, zugleich aber als die höchste bis jetzt erreichte Vernunft, sich selber in jedem Augenblicke mäßigend, ordnend, beschränkend.“ Da findet er denn Goethe wohl im Munde der Kritiker, Aesthetiker und Theoretiker, aber keine Spur von seinem Geiste in der modernen Litteratur. Da sind die Redakteure der Tageszeitungen, die die Welt ohne Rest in einen Leitartikel auflösen, dann die Zahl der Schriftsteller, Romanschreiber, Dramatiker, Satiriker u. s. w. in bunter Reihe, jede Gruppe mit ihrem Führer, denn originell sind sie alle nicht, und an der Spitze aller Nietzsche mit dem tollen Schwarm der Übermenschen bzw. Überweiber, denn die sind dem Verfasser das non plus ultra der tollgewordenen „modernen“ Welt. Da ist keiner, der mehr verdiente, als höchstens einen eigenen Galgen.

Daß bei den hageldicht fallenden Streichen ein gut Teil daneben fallen, zumal den Verfasser die Lust an dem übernommenen Amt zuweilen ganz übermannet, ist nur natürlich. Man wird es damit nicht so genau nehmen dürfen. Wo er Frauen gesehen hat, die „mit stehenden Augen von der Tribüne herabstarren und gellend in den Saal kreischen“, wie die Männer sie knechten, danach wird man ihn wohl nicht weiter fragen dürfen.

Mag man nun im einzelnen mit den Anschauungen des Verfassers nicht einverstanden sein können, ein gesundes künstlerisches Urteil steht hinter dem Ganzen, und der Maßlosigkeit und Manier der „Modernen“ gegenüber kann auch einmal ein allzuscharfer Hieb nicht schaden.

Zimmerhin wäre dem Verfasser für seine Kritik auch vielleicht ein wenig „mehr Goethe“, will sagen ein wenig mehr von der ruhigen Betrachtungsweise zu wünschen, der die Dinge als Naturprodukte erscheinen und der eben deshalb mit radikalen Verdammungsurteilen nicht viel gethan zu sein scheint.

Kleine Mitteilungen.

Die rühmlichst bekannten „**Büchlein zum Lust und Planmachen**“ von Professor Kinzel, Reisehandbücher für Oberbayern und Tirol einerseits, für die Schweiz andererseits, erscheinen soeben in vierter vermehrter und verbesserter Auflage. (Bei Bahn, Verlagbuchhdlg. Schwerin in Meckl. Preis 2,40 Mark, 2,00 Mark.) Die Büchlein enthalten eine Menge von praktischen Hinweisen, die Vorbereitungen zur Reise zu vereinfachen, die Angabe der besten und lohnendsten Reiserouten, treffende Schilderung von Land und Leuten, Aufzählung von Gasthöfen, in denen man einfache, gute und billige Unterkunft findet, und nehmen, was hier rühmend hervorgehoben zu werden verdient, in freundlichster Weise darauf Rücksicht, daß der Reisende von seiner Frau begleitet wird.

„**Bund Deutscher Frauen zur Unterstützung von Offiziers-Witwen und Waisen.**“ Welche Zwecke der Verein verfolgt, das sagt sein Name. Daß es auf dem von ihm gewählten Arbeitsfelde vieler Not und Sorge zu steuern gilt, ist Eingeweihten bekannt. Deshalb ist es wünschenswert, daß immer mehr Mitglieder sich dem Verein anschließen. Nur Frauen können ordentliche Mitglieder werden; Männer können die außerordentliche Mitgliedschaft erwerben. Zu Ehrenmitgliedern kann der Vorstand Frauen und Männer ernennen, die sich um die Bestrebungen des Vereins besonders verdient gemacht haben.

Satzungen u. s. w. versendet und Auskunft erteilt die Vorsitzende, Frau General von Spitz, Excellenz, Berlin W. 30, An der Apostelkirche 11.

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zelle (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.



**Dr. Theinhardt's
Kindernahrung**
Seit 10 Jahren erprobt u. bewährt, namentlich bei Verdauungsstörungen und Brechdurchfall.
Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch
Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Haus Krodo, * * *

* * Bad Harzburg,

schon vom April an geöffnet. Volle Pension incl. Zimmer im Frühjahr und Herbst 3,60—4,60 M. täglich. Juli und August teurer. Das Haus liegt dicht am Saale, hat Garten und viele Balkons. Vorzügliche Referenzen. Näheres durch
Frl. A. Dörschlag.



Verbandstoff-Fabrik M. PECH
Berlin W. 85 J., Carlobad-Strasse 15.
Directe • 12 Geschäfte • Bezugsquelle.
Sämmtliche Artikel zur Krankenkasse.
Ia. Verband- 1 Ko. 500 g 250 g
watte 1,75 0,90 0,50 M.
Irrigatoren complet R. 0,75.
Gesundheitsbinden für Damen etc.
Duzend M. 0,50.
Gummischuhe für Kinder R. 1,20
für Damen R. 2,40.
Boroglycerinlanolin, Senstin-
Brosin $\frac{1}{8}$ $\frac{1}{4}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{1}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{1}$
0,15 0,25 0,50 1,00 0,50 M.

**Städtisches Mädchengymnasium
und Internat, Karlsruhe. ***
Schulgeld 81 Mk. jährl.
Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft:
Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. S. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverfälschung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis $\frac{1}{2}$ Fl. 3 M., $\frac{1}{4}$ Fl. 1,50 M.
Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Strasse 19.
Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.
Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Ein großer Fortschritt auf dem Gebiet der Säuglingsnahrungsmittel ist Dr. med. **Theinhardt's lösliche Kinderernährung**, die sich in der Verwendung mit verdünnter Kuhmilch als sehr brauchbar erweist. Die gänzliche Abwesenheit von roher Stärke, die leichte Verdaulichkeit, die einfache Zubereitung und der billige Preis, welcher auch Kinderbarmittelsten den andauernden Gebrauch möglich macht, sowie die günstigen Ernährungsergebnisse, die in jahrelanger ärztlicher Praxis damit erreicht worden sind, machen die Dr. med. Theinhardt's lösliche Kinderernährung zu einer Säuglingsnahrung, gegen die heute kein berechtigter Einspruch mehr erhoben werden kann.

Ebenso verweisen wir in diesem Zusammenhang wieder auf das lange bekannte und vielgebrauchte „**Nestlé's Kindermehl**“, das, aus bester Schweizermilch, Zwiebackmehl und Rohrzucker bestehend, gesunden und kranken Kindern zu jeder Zeit beförmlich ist.

Wir weisen auf die im Annoncenteil enthaltenen Mitteilungen über **Haus Krodo, Bad Harzburg** mit dem Bemerkten hin, daß dieses Haus von allen Seiten aufs beste empfohlen ist.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

Gedichte von Emilie Schäfer, Clea. gebd. Selbstverlag der Verfasserin in Memmingen.

Philister über dir! von Georg Freiherr von Ompteda. Das Leben eines Kunstlers. 3,50 Mark. Verlag von F. Fontane & Co Berlin, W.

Die ans Ende. Roman von Leo Hildebrand. 3,50 Mark. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Masurendut. Geschichten und Gesalten von Fritz Stowronned. 2,50 Mark. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Seine Liebe. Roman von Georg Basner. 2. Auflage 4 Mark. Vita, Deutsches Verlagshaus, Berlin.

Das Goldene ABC für Mütter, Großmütter und Kindergärtnerinnen von Therese Forsting. Verlag von Otto Weisner in Hamburg.



Maggi
zum Würzen
der Suppen, Saucen, Gemüse, Fleischgerichte etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Internationales Heim,
Berlin SW., Gallestraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bes. Stände. Pensionspreis 6. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung des Zimmers pro Tag. [6

Wwe. Selma Spranger
Vorsteherin.

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England,
erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180-200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmässigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogegeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade

Tropon-Cacao

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts **3 fachen Nährwert** gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.

Alleinige Fabrikanten

Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste
Schweizermilch
Altbewährte
KINDERNAHRUNG

Haar der Ehe. Ein Buch von Richard Hamel. 4. umgestaltete und vermehrte Auflage. 8 Mart, eleg. geb. 4 Mart. Verlag von Alexander Dunder, Berlin W. 85

Der König von Rom. Historischer Roman von Ch. Laurent. Übertragen von Oskar Marschall von Bieberstein. Mit Illustrationen. 8°. Brosch. 4,60 Mart, geb. 5,60 Mart. Verlag von S. Schmidt & C. Günther, Leipzig.

Der Protektantismus und die Frauen. Ein Vortrag von Dr. W. Bornemann, Prof. der Theologie in Basel. 80 Pfg. Kreuzsche Verlagsbuchhandlung, Magdeburg.

Rom und die Lüge. Die Affaire Dreyfus und der Klerikalismus von Dr. E. Richard. Zu beziehen durch die Buchdruckerei Stämpfle & Cie. Bern.

Briefe der Madame Jérôme Bonaparte (Elisabeth Patterson). Herausgegeben von Henry Verl. Mit Illustrationen. Brosch. 2,60 Mart, geb. 3,60 M. Verlag von S. Schmidt & C. Günther, Leipzig.

Luffkurort Mingenberg

(Schweiz).

Hôtel und Pension Bellevue, 1/2 Stunde von Interlaken, schönste Lage am Brienzsee, staubfrei, naber Tannenwald, zahlreiche Spazierwege, große schattige Terrasse mit herrlicher Aussicht auf Gebirge, See und Umgebung, gut empfohlenes Hôtel, vorzügliche Verpflegung, aufmerksame Bedienung, Bäder im Hause. Pensionpreis incl. Zimmer 5 frk. pro Tag. Beste Referenzen!
Besitzer **J. Schmoker.**

Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brevig**, [1] gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin. Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Kleine Klassen. Tüchtige Lehrfr. Näh.-Kon. Stellenvermittlung. Pension im Hause.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins. Zentraleitung: Leipzig, Hofstraße 35. Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Frä. Hübn. Berlin W., Augsb. burgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2-1/4. [2]



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunstfräseier und industriell Zweckt jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verbanten ihren Ruf der mustergültigen Konstruktion, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle besten Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunstfräseier.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

Frühere Firma: G. Neidinger.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Pension- und Kapital-Vericherung.

versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, sobald frühzeitig beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mart, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Druckfachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnelltem Studium der englischen Sprache auf.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120-160 Mart monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin **Mrs Bowen**; Frä. **Wielmann**, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frä. **Helmer Lange**, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Wiesbaden

Emserstrasse 36.

Vorzüglich geleitetes Familienpensionat für Kurgäste, Reconvaleszenten und Erholungsbedürftige jeder Art. Bäder - Gymnastik im Hause.

Dr. Max Conrad u. Frau.

Nancy, 1 rue Mably. Le Pensionnat de Mesdames

Boyer se recommande tout particulièrement aux familles désirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maitresses et les élèves. excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Familien-Pension L. Kanger

von

Elisabeth Joachimsthal [12]

BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. recht Pferdabahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das Pflanzungsoberraus

von Frau Joh. Simmel.

geprüfte Lehrerin.

Berlin W., Linstr. 16

vermittelt die Beschaffung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erstlehrerinnen, Kindergärtnerinnen, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Streifenjuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die stets zahlreich vorhandenen Stellen werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen.

Honorar 2 1/2 % des ersten Jahresgehalt. Keine Einschreibegelder. [19]

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



Weltanschauung und Frauenbewegung.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Wenn man unter Weltanschauung die in bewusster philosophischer Gedankenarbeit entstandene einheitliche Konstruktion des Weltganzen nach bestimmten Gesichtspunkten, nach Wesen, Zwecken, Zielen, Wert versteht, so behelfen sich weitaus die meisten Menschen zeitlebens ohne eine solche. Denn eine solche Konstruktion setzt neben einem starken Bedürfnis, sein inneres und äußeres Erleben in einen großen Zusammenhang einzureihen, eine Fähigkeit der Abstraktion voraus, die wiederum ohne die formale Schulung des höher Gebildeten nicht erreichbar ist.

Aber an die Stelle der bewussten, durchdachten, einheitlichen Weltanschauung tritt in der Regel die unbewußt erworbene, gedankenlos festgehaltene, einseitige Pseudoweltanschauung, auch sie von einem bestimmten Punkt aus konstruiert, den Überlieferung, wirtschaftliches oder soziales, politisches oder wissenschaftliches oder religiöses Interesse zum allbeherrschenden gemacht hat. Wenn die echt philosophische Weltanschauung frei macht, so macht diese Pseudoweltanschauung unfrei; von allen Vertretern solcher Interessentweltanschauungen gilt, was Goethe einmal gelegentlich einer Erörterung über die Neptunisten und Vulkanisten sagt: „Die Weltanschauung aller solcher in einer einzigen ausschließenden Richtung befangenen Theoretiker hat ihre Unschuld verloren, und die Objekte erscheinen nicht mehr in ihrer natürlichen Reinheit.“¹⁾

Über diese Thatsache bringt uns jeder Tag eine solche Fülle von Erfahrungen, daß wir sie gar nicht mehr verzeichnen, uns auch gar nicht mehr darüber wundern, sondern es eigentlich als selbstverständlich ansehen, daß kaum jemand die Objekte in

¹⁾ Eckermanns Gespräche mit Goethe. 18. Mai 1824.

ihrer natürlichen Reinheit erblickt. Ja vielleicht dürfte der Versuch, überhaupt jemand zu finden, ebenso aussichtslos sein, wie der Versuch jenes Sonderlings, der vergeblich einen ganzen Tag lang an einer Straßenecke die Vorübergehenden auf Korn nahm, um einen Menschen mit einer ganz geraden Nase zu finden. Die Lehrbücher der Psychologie wissen die Thatsache, daß jeder fest in seiner Berufs- oder Interessenhaut steckt, durch allerlei Anekdoten zu veranschaulichen. So erzählt Professor Steinthal in seiner „Einleitung in die Psychologie und Sprachwissenschaft“: In einem Coupé eines Eisenbahnwagens sitzen sechs Personen, einander völlig unbekannt, in lebhafter Unterhaltung. Es wird bedauert, daß einer von der Gesellschaft an der nächsten Haltestelle aussteigen muß. Ein anderer äußert, ihm sei ein solches Zusammensein mit gänzlich Unbekannten am liebsten, und weder frage er jemals, wer oder was seine Reisegefährten seien, noch sage er bei solcher Gelegenheit, wer oder was er sei. Da meint einer, er wolle sofort herausbringen, was jeder sei, wenn er ihm nur eine ganz fernliegende Frage beantworten wolle. Da man darauf einging, nahm er aus seinem Notizbuch fünf Blätter, schrieb auf jedes eine Frage und ließ die Antwort hinzufügen. Sowie er diese gelesen, sagte er ohne Bedenken zu dem einen: „Sie sind Naturforscher“; zum andern: „Sie Militär“; zum dritten: „Sie Philologe“; zum vierten: „Sie Publizist“; zum fünften: „Sie Landwirt“. Alle gestanden, er habe recht. Allen aber hatte die gleiche Frage vorgelegen: „Welches Wesen zerstört das wieder selbst, was es hervorgebracht hat?“ Hierauf hatte der Naturforscher geantwortet: „Die Lebenskraft“; der Militär: „Der Krieg“; der Philologe: „Chronos“; der Publizist: „Die Revolution“ und der Landwirt: „Der Saubär“.

Liebenswürdiger behandelt den gleichen Stoff Andersen in seinem Bilderbuch ohne Bilder, wie er in seinen Buchenhain mit dem Hünengrab, an dem Brombeerranken und Schlehdorn emporkwachsen, in dem Hunderte von Nachtigallen schlagen, Menschen mit grundverschiedener Innenwelt eintreten läßt. Zuerst kommen zwei reiche Landleute gefahren. „Das sind herrliche Bäume“, sagte der eine; „da giebt gewiß jeder zehn Fuder Brennholz“, antwortet der andre; „der Winter wird streng; letztes Jahr bekamen wir vierzehn Thaler für die Klaster.“ Ein anderer Fahrender verwünscht die Bäume, da sie dem Weg den trocknenden Seewind rauben; ein junger Burck wünscht in ihrem Schatten mit Müllers Christine zu spazieren; ein Maler notiert sich ganz genau alle Farben und Tinten: „blau, lila, dunkelbraun! Das wird ein herrliches Gemälde werden!“ Dabei ruft er den Nachtigallen ein: „Halt's Maul!“ zu. Nur ein armes Mädchen ohne beengende Interessensphäre, die ihrer Weltanschauung die Unschuld geraubt hätte, sieht und fühlt erschauernd die Poesie der Natur, die ihre Hände zum Gebet zusammenzwingt.

Aber es bedarf solcher Geschichten kaum. Wir können selbst jeden Augenblick die Probe auf das Exempel machen, wenn wir einen Gesprächsgegenstand wählen, der geeignet ist, die innersten Gedanken an den Tag zu bringen. Ja wir vermögen sogar das Gewebe einer solchen Interessenweltanschauung in seine einzelnen Fäden zu zerlegen. Prüfen wir die eignen oder fremde Gedankenreihen und verfolgen sie bis auf ihren Ursprung, so finden wir sie eben in den bestimmten Centren wurzeln, die Abstammung, politische und religiöse Zugehörigkeit, Erziehung, Klassenstellung u. s. w. haben entstehen lassen und die logisch oft ganz unvereinbar sind, wie z. B. unsere Theorie der Demut und Nächstenliebe mit ausgesprochenem Standesbewußtsein und nationalem Chauvinismus. Prüfen wir diese Gedankenkomplexe auf ihren sittlichen Wert, so werden wir sie in

den meisten Fällen auf das zurückführen müssen, was Herbert Spencer einmal so hübsch „Klassenegoismus“ nennt; „der Egoismus der Individuen führt zu einem Egoismus der Klasse, die sie bilden, und erzeugt außer den Anstrengungen der einzelnen eine gemeinsame Anstrengung, um einen ungebührlich großen Anteil der Gesamttätigkeit der Gesellschaft für sich zu erlangen.“¹⁾ so definiert er ihn. Dieser Egoismus handelt in Selbstverteidigung andren Egoisten gegenüber; im Gefühl seiner sozialen Berechtigung adeln wir ihn durch hübsche Worte wie Patriotismus, Standesbewußtsein u. a., und so wie die menschliche Gesellschaft nun einmal beschaffen ist, müssen wir in solchen auf eine Art von Herdengenüß zurückzuführenden Handlungsimpulsen ein treibendes Motiv von hoher Bedeutung sehen, da es zu äußersten Leistungen anspornt und die betreffende Gesamtheit so im höchsten Grade fähig macht, die ihr obliegenden Aufgaben zu erfüllen.

Aber dieser Umstand darf uns doch über die Grenzen der Triebkraft solcher Impulse nicht täuschen, so wenig wie über ihren sittlichen Wert. Jedem Klassenegoismus stehen alle andren Klassenegoisten wehrend und einschränkend gegenüber; dauernd läßt sich keiner von ihnen zurückdrängen. Auf die Revolution des dritten Standes und die erfolgreiche Geltendmachung seiner Ansprüche folgt mit Naturnotwendigkeit die des vierten. Der Patriotismus der verschiedenen Völker beweist sich gegenseitig seine Daseinsberechtigung mit Pulver und Blei, und jede Berufsklasse läßt sich die Entwicklung des Standesbewußtseins ihrer Angehörigen zu erfolgreicher Geltendmachung andren gegenüber angelegen sein. Zu Handlungen aber von weltgeschichtlicher Bedeutung, zur Entwicklung des großen, weltüberwindenden Willens führt das bloße Standes- und Klassenbewußtsein, das bloße Zusammengehörigkeitsgefühl nie; dazu fehlt ihm als Kollektivegoismus die siegsichere Kraft, die nur die sittliche Idee verleiht.

Das ist eine Wahrheit, die, immer wieder verlacht, sich doch immer wieder bewährt. Den Ideologen, die er verspottete, ist der brutalste Eroberer schließlich unterlegen. Die Begriffsverwirrung, die Stirner und Nietzsche auf sittlichem Gebiet angerichtet haben, beruht in der Hauptsache auf der Abdeklarung des Egoismus gegenüber der sittlichen Idee oder, besser gesagt, auf der Identifizierung beider. Und geringere Kämpfer helfen eifrig mit an der Herabdrückung sittlicher Werte. In seinen „Paradoxen“ erzählt Max Nordau, er habe zufällig eines Abends in einem Salon neben einer Dame aus den sogenannten „höheren Finanzkreisen“ gesessen und mit ihr ein Gespräch angeknüpft:

„Da die Notwendigkeit bestand, mit ihr eine Unterhaltung zu führen, so mußte ich natürlich von den Dingen sprechen, die sie interessieren konnten. Als bald waren wir bei ihrer letzten Badereise angelangt, und sie erzählte mit Entzücken, wie herrlich es in Trouville gewesen sei, wo sie des Tages verblüffende Toiletten ausgestellt und die Nächte durch im Kasino Baccarat gespielt habe.

Ich wagte die Frage, ob sie sich nicht vorzustellen vermöge, daß man sein Leben besser ausfüllen könne.

„Nein,“ erwiderte sie sehr bestimmt; „wenn man thut, was einem volle und ganze Freude macht, so hat man das Richtige gethan.“

„Und glauben Sie nicht,“ fragte ich weiter, „daß die Leute zu beklagen sind, denen Toiletten und Baccaratnächte volle und ganze Freude machen?“

Die Bemerkung war zweifelsohne impertinent. Ich erhielt die spitze Antwort: „Mein Gott, es kann doch nicht jeder Bücher schreiben.“

¹⁾ The Study of Sociology by Herbert Spencer. (London, Henry S. King and Co. 4th Edition, pag. 242.)

„Richtig. Aber ist nicht vielleicht Bücherschreiben eine würdigere und höhere Beschäftigung als Toilettenausstellen und Baccaratspielen?“

„Durchaus nicht. Das eine ist nicht besser als das andere. Jenes amüsiert die einen, dieses die anderen. Einen Unterschied sehe ich nicht.“

„Die Mehrheit der Menschen ist doch wohl nicht dieser Ansicht?“

„Das weiß ich nicht. Und darum kümmere ich mich übrigens auch nicht. In meiner Welt denkt man gewiß so wie ich, und die anderen Leute sind mir gleichgültig.“

„Die besten und bedeutendsten Menschen stellen aber geistige Beschäftigung über Spiel und Tanz, und der Bücherschreiber ist im Staate und in der Gesellschaft angesehenere als der Baccaratspieler und der Aufhisser glänzender Toiletten.“

„Finden Sie?“ sagte sie mit unnachahmlicher Betonung, „ich habe das noch nie bemerkt. Wo ich noch hingekommen bin, da haben die, welche Sie die Baccaratspieler und Aufhisser glänzender Toiletten nennen, mehr Beachtung und Ehren gehabt, als die Bücherschreiber.“

Dies Argument findet Nordau entscheidend — sehr bezeichnender Weise.

„Ich war so gründlich geschlagen, wie man es nur sein kann und hatte meine Niederlage eingestehen. Da standen also zwei Ansichten einander gegenüber, und jede hielt sich ehrlich für die allein richtige, und keine vermochte die andere zu verdrängen. Für die eine Ueberzeugung bestanden die Gründe der andern einfach nicht, und keiner der Gründe hatte ein unwiderstehliches Merkmal absoluter Richtigkeit und Geltung in sich, das jeden Menschengestirp zwingen konnte, ihn als Wahrheit und alles, was ihm widerspricht, als Irrtum zu begreifen.“

Vielleicht werden wir in diesem besondern Fall der Baccaratdame recht geben. Vielleicht kann sogar das „Aufhissen glänzender Toiletten“ sittlich noch weniger niedrig bewertet werden als die Fabrikation Nordauscher Sensationschriften. Im übrigen dürfte denn doch die ruhige Betrachtung der Weltgeschichte als Weltgericht uns davon überzeugen, daß es in den menschlichen Handlungen ein unwiderstehliches Merkmal absoluter Geltung giebt, das ihnen dauernde Bedeutung sichert. Mit „Beachtung und Ehren“ hat es allerdings nichts zu thun. Ihr absoluter Wert und ihre Fähigkeit, dauernde, geschichtlich früher oder später erkennbare Wirkungen zu üben, beruht auf der größeren oder geringeren Kraft, mit der sie das Gute, als Wesen und Endziel der Welt, zu verkörpern im Stande sind.

In seiner „Hochzeit des Mönchs“ läßt Konrad Ferdinand Meyer, als in der frivolen Hofgesellschaft die Frage aufgeworfen wird, ob es nicht mehr schlechte als gute Menschen gebe, seinen Dante mit ruhiger Entschiedenheit sagen, während „eine himmlische Verklärung“ seine strengen Züge erleuchtet: „Fragt und untersucht unsere Philosophie nicht: wie ist das Böse in die Welt gekommen? Wären die Bösen in der Mehrzahl, so frügen wir: wie kam das Gute in die Welt?“

Mit derselben Entschiedenheit giebt auch die Weltgeschichte an großen, entscheidenden Wendepunkten ihre Antworten zu gunsten derer, die das Gute wollen, die sittliche Idee in die Wirklichkeit umsetzen wollen. Und so wird am letzten Ende die Wirklichkeit doch zur Verkörperung dessen werden, was der Wesensinhalt des Denkens all unsrer größten Philosophen und Dichter gewesen: des Guten.

Aber eben dieser Begriff ist ja heute fließend geworden. Mag er. Wir können den Skeptikern und Verneinern nur das Goethesche Wort entgegenhalten:

„Sofort nun wende dich nach innen,
Das Centrum findest du da drinnen,
Woran kein Edler zweifeln mag.
Wirft keine Regel da vermissen,
Denn das selbständige Gewissen
Ist Sonne deinem Zittentaa.“

Und in diesem selbständigen Gewissen wird dauernd kein Begriffsverwirrer die Menschheit irre machen. Selbst Perioden der ungehändigten Selbstbetonung des Individuums, wie sie unsre „Modernen“ charakterisiert, müssen als Kraft, die das Böse will und das Gute schafft, indirekt ihren Anteil zur Vergeistigung der Menschheit beitragen. Die steigende Verfeinerung der Empfindungen und der geistigen Nuancen, die von der stärkeren Geltendmachung des Individuums untrennbar ist, führt schließlich doch mit Naturnotwendigkeit zum Sichnachinnenwenden, zum Wiedervernehmen der mahnenden Stimme: seid gut. Und der, den man den Dichter des Unfaßbaren genannt hat, weil er den feinsten seelischen Regungen nachzugehen versteht, Maurice Maeterlinck, glaubt eine steigende Verfeinerung, ein steigendes Zutagetreten des seelischen Lebens gerade in unsrer Zeit feststellen zu können: „Eine Menge von Formen, Sitten, Hüllen und unnützen Zwischengliedern fallen zu Boden, und fast alle beurteilen wir uns, ohne es zu wissen, nur noch nach dem Unsichtbaren.“ „Weißt du wohl — und das ist eine beunruhigende und seltsame Wahrheit — weißt du, daß, wenn du nicht gut bist, dein bloßes Sein es heute wahrscheinlich deutlicher verrät, als es vor zwei oder drei Jahrhunderten der Fall gewesen wäre?“¹⁾

So klingt die ewige Menschheitswahrheit, die in unsren Religionen ihren Ausdruck findet, in leisen Akkorden auch durch die schrillen Töne, die die Litteratur der Jahrhundertwende so vielfach kennzeichnen.

Und nun schließt sich der Ring. Was die Pseudoweltanschauung, die Interessenweltanschauung nicht geben konnte, den Ersatz für die einheitliche Konstruktion des Weltganzen, die der Denker auf einsamer Höhe gefunden hat, das giebt die unbeirrte Nachfolge der sittlichen Idee, wie sie im selbständigen Gewissen des Edlen lebt. Denn zu einem höheren Inhalt kann es auch die philosophische Weltanschauung nicht bringen, wenn sie ihn auch sicherer, klarer, vielfach aber auch kühler und wirkungsloser umfaßt als die intuitive Erkenntnis eines guten Menschen.

* * *

Ein Mädchenschullehrer pflegte die logischen Gedankensprünge seiner Schülerinnen durch den Mustersatz zu illustrieren: „Napoleon ging nach Rußland und der Spazierstock steht in der Ecke.“

Es giebt Leute genug, die hinter dem Titel „Weltanschauung und Frauenbewegung“ auch einen solchen Gedankensprung vermuten möchten. Was hat die Weltanschauung mit der Frauenbewegung zu thun? Zwischen beiden besteht doch keinerlei innere Beziehung?

Vielleicht doch.

Es kommt nur darauf an, wie man die Frauenbewegung ansieht.

Es ist nicht leicht, sich ein ganz objektives Bild davon zu machen. Versuchen wir es einmal mit dem Rezept des Montesquieu. Bekanntlich läßt dieser, um seinen Zeitgenossen einmal ihre eigene Umwelt im Lichte des unbefangenen fremden Beschauers zu zeigen, einen Perser eine Studienreise durch das Frankreich der Regentschaft machen. Nehmen wir nun einmal an, ein solcher Perser studierte statt dessen das Deutschland der Frauenbewegung. Was für ein Bild würde sich ihm bieten?

¹⁾ Maurice Maeterlinck. Le Trésor des Humbles. Paris. 1898 (Mercure de France).

Er beginnt von außen. Er durchwandert die Straßen einer Stadt. Überall Frauen neben den Männern, einige geführt, andere allein, alle anscheinend in voller Gleichberechtigung und Selbständigkeit unter den Männern sich bewegend. Er ist erstaunt, nimmt aber gerade diesen Zug als charakteristisch für die Höhe abendländischer Kultur in sein Gedächtnis auf. Was er weiter sieht, scheint diese Wahrnehmung zunächst zu bestätigen. Die Firmenschilder zeigen eine große Anzahl weiblicher Namen; in den Läden stehen neben den Verkäufern Verkäuferinnen; am Schalter einer Bahn findet er Frauen; den Ruf am Telephon beantwortet eine weibliche Stimme. Er tritt in die öffentlichen Schulen: neben den Lehrern unterrichten zahlreiche Lehrerinnen. Nun richtet er seine Studien tiefer; er fragt nach Herkunft, Vorleben, Gehältern. In den meisten Fällen das gleiche Bild: um das Leben ringende Frauen. Überzählige Töchter armer Familien, auch die einzige ist oft überzählig; für die Familie arbeitende Mütter, kümmerlich sich durchwindende alternde Mädchen. Fast überall die Gehälter auch bei gleicher Leistung weit unter denen der Männer. Und überall die höchsten Stellen von Männern eingenommen. Und er entscheidet: hier spielt sich ein Interessenkampf ab zwischen den Geschlechtern, den die wirtschaftliche Not gezeitigt hat, und in dem die Frau auf die Dauer dem Mann nicht gewachsen sein wird. Und die düstern Nachtbilder der Großstadt, die ihm ein tiefes Frauenclend enthüllen, scheinen seine Annahme zu bestätigen.

Aber unser Perser ist gründlich. Der erste Eindruck genügt ihm nicht. Er studiert eingehend Schulen, Kunstausstellungen, Bücher; er verkehrt in den Familien, er besucht Frauenvereine. Und das Bild verschiebt sich ihm. Erfahrungen kommen, die zu den vorigen nicht passen. In den Schulen findet er vielfach Lehrerinnen, die keinerlei Not dahin trieb; in den Familien sieht er manchen Kampf sich abspielen, den die verwöhnte Tochter, der des Lebens Fülle zu Gebote stände, um das Recht führt, sich in einem Beruf zu plagen. Und dabei macht er gelegentlich einmal eine Erfahrung, die seine Anschauung von der Gleichstellung von Mann und Frau wesentlich modifiziert. Der Vater entscheidet gegen den Willen der Mutter über Tochter und Sohn; er weigert der Frau die Verfügung über ihr eigenes Geld. Zuerst fühlt unser Perser sich ganz asiatisch angeheimelt; aber seine Sympathie für die ringende abendländische Frau ist erwacht. Er ahnt in ihr etwas Eigenes, Neues. Er geht dieser Spur nach. Und in den Ausstellungen sieht er neben vielem, das die Schablone verrät, Bilder, die eine eigene Sprache reden, die Sprache des Weibes. Deutlicher noch sprechen diese Sprache die Bücher der Frau. Stammeleb noch, unbeholfen, aber eigene Laute, Laute, die nicht die des Mannes sind. In den Frauenvereinen hört er durchaus nicht, wie er angenommen, über die Mittel diskutieren, wie die Konkurrenz gegen den Mann erfolgreich zu führen sei: er hört Gedanken entwickeln über die Pflicht der Frau, für Kranke, Arme, Gefangene, Gefallene einzutreten; er hört von Einrichtungen, die diese Gedanken in Wirklichkeit umsetzen. Er hört dem Alkohol, der Unsitlichkeit den Krieg erklären; andrerseits freilich auch Pläne zu Bildungsanstalten für Frauen beraten, über Gesetze und Rechte diskutieren und den Grundsatz vertreten, daß mit der Gleichberechtigung, die ihm das europäische Straßensbild vorspiegelte, Ernst gemacht werden müsse, wenn die Frau den ihr gebührenden und für die Durchführung der Kulturaufgaben nötigen Einfluß erlangen solle. Und wie er sich die Frauen ansieht, erblickt er neben solchen, denen harte Lebensarbeit ihr Gepräge gegeben, auch viele, die nicht die Not des Lebens drückt, die ein behagliches

Geim haben, in das kaum ein Laut von all der sozialen Not hineinklingt, an deren Linderung sie mitarbeiten. Und er entscheidet nun: das ist kein Interessentkampf, das ist ein Kampf um die Idee, ein Kampf ums Recht.

Unter diesem Eindruck verfolgt er sein Studium weiter. Er will sehen, welche Aussichten dieser Kampf ums Recht hat. Er sucht Zutritt zu allen Sälen, in denen grüne Tische stehn; denn man hat ihm gesagt, daß von da im Abendlande die höchste Weisheit und Gerechtigkeit ausgehe. Die Schulbehörden sucht er zuerst auf, denn unser Perser ist ein gebildeter Mann und weiß, daß in der Schule die Zukunft liegt. Hier findet er nicht mehr das Bild, das er von der Straße, den Läden, der Familie, der Schule her gewohnt ist; zum erstenmal keine Frauen neben den Männern. Aber er hat von der Ritterlichkeit der Abendländer gehört, von dem Schutz, den sie den Frauen angedeihen lassen; da sind vermutlich die Frauen selbst nicht nötig zu ihrem Kampf ums Recht; ihr Appell an den Mann wird, einmal ausgesprochen, gehört werden. Er entnimmt den Verhandlungen zu seinem Erstaunen, daß sämtliche Mädchenschulen zu den niederen Schulen des Landes gehören. Manche Äußerung über die Frauen kommt ihm auch hier so merkwürdig heimatlich vor. Eine Petition wird beraten; ein Frauenverein will aus eigenen Mitteln ein Mädchengymnasium errichten. Die Erlaubnis dazu wird mit der Begründung, daß die heiligsten Güter des Volks dadurch bedroht würden, ver sagt.

Unser Perser schüttelt den Kopf. Aber er will nicht gleich urteilen. Er geht geduldig weiter von einem Sitzungssaal zum andren. Überall das gleiche Bild. Lauter schwarze Röcke am grünen Tisch. Und ist je von den Angelegenheiten der Frauen die Rede, so werden sie entschieden ohne die Frauen und zum größten Teil gegen die Frauen.

Zuletzt kommt er an die Stätten, wo die Gesetze gemacht werden. Alle die schwarzen Röcke ist er nun schon gewohnt. Er hört wieder über Petitionen diskutieren, die in den Frauenvereinen mit so tiefem Ernst beraten wurden. Hier und da ein energisches Wort zu ihren Gunsten, oft Unruhe oder „Heiterkeit“, vielfach scharfer Protest. Häufig hört er in etwas variierenden Wendungen von der Bedrohung der heiligsten Güter des Volkes reden.

Und er denkt nach.

Was sind denn die heiligsten Güter eines Volks?

Sind es nicht Bildung, Sittlichkeit, Gerechtigkeit, Liebe? So wenigstens hat man ihn im Abendland gelehrt. Und hat er nicht gerade diese Güter von den Frauen immer wieder fordern und nach Kräften vertreten sehen? Und werden nicht eben diese Güter wachsen müssen mit der Möglichkeit steigender Kultur für alle Glieder des Volks? mit der Möglichkeit der Verwertung edler, zu höchster Leistungsfähigkeit gebrachter Geisteskräfte auch des andren Geschlechts, das er nun genau genug kennen gelernt hat, um zu wissen, daß es eigenartige, durch den Mann nicht zu ersetzende Fähigkeiten mitbringt, daß es eben deshalb manches Problem lösen kann, das jetzt ungelöst bleibt? Und die imponierende abendländische Weisheit wird ihm zweifelhaft. Hat er denn überdies nicht — die Erinnerung schiebt ihm so durch den Kopf — neulich im Variététheater Gatten und Gattinnen nebeneinander über die gewagtesten Wize und Situationen, die ihm, dem Morgenländer, das Blut in die Wangen trieben, lachen sehen, ohne daß irgend jemand für die heiligsten Güter des Volkes zu fürchten schien? Also Gleichberechtigung zur Unmoral, nicht aber zur Förderung von Bildung und Sittlichkeit!

So meint er fast, auch dem Ideenkampf der Frau einen bösen Ausgang prophezeien zu sollen. Aber die Welt- und Kulturgeschichte ist ihm nicht mehr fremd. Sie hat ihn gelehrt, daß überall, wo eine Idee die Menschheit ergriffen hat, eine Idee, die auf der emporsteigenden Bahn geistigen und sittlichen Fortschritts liegt, das Feuer nicht zu dämpfen, der Geist nicht zu töten ist, ob auch die eine oder andere Generation darüber zu Grabe getragen wird. Und wie er aufmerksam schaut und lauscht, da sieht er auch bei der heranwachsenden Männergeneration manches Auge flammen, hört er manches Herz klopfen, geweckt und gewonnen durch die Allmacht der Idee, durch das alte Zauberwort: Excelsior!

Und nun kennt unser Perser die Zukunft der Frauenbewegung.

* * *

Im ganzen, meine ich, hat er sie richtig studiert. Sie ist in der That zum Teil eine Interessen-, zum Teil eine Ideenbewegung. Die bloße Interessenbewegung wird allein nie ihr Ziel erreichen. Beim Kampf ums Brot hat der Mann nicht nur Jahrtausende alte Privilegien voraus, er hat auch ererbte Eigenschaften, die ihm thatsächlich den Vorrang sichern, überall da, wo nicht spezielle weibliche Eigenschaften notwendig sind. Darum hat die Frauenbewegung in ihren ersten Stadien, in denen der Charakter eines durch die wirtschaftliche Notwendigkeit herausbeschworenen Konkurrenzkampfes der Frau gegen den Mann überwog, so geringfügige Resultate gezeitigt. Frauen mit kleinen Löhnen in kleinen Stellungen, das ist ihr Merkmal.

Aber mit dieser Interessenbewegung zugleich beginnt jene andere; zum Teil geht sie ihr voraus. Der Ausgangspunkt der amerikanischen Frauenbewegung ist der Kampf der Frauen für die geknechteten Neger; in England bezeichnen Namen wie Florence Nightingale, Elizabeth Fry, Octavia Hill, Emily Davies, Mrs. William Grey und anderer Kämpferinnen für Menschlichkeit, Liebe und erhöhte geistige Kultur ihren Beginn. Und in Deutschland ist von Anfang an, seit Luise Otto-Peters für die wirtschaftliche Befreiung und Hebung der Frau eintrat, auch der sittliche Gedanke maßgebend gewesen und geblieben. Dieser Gedanke ist nicht nur der allgemeine: Gerechtigkeit auch für die Frauen, Freiheit der Entwicklung auch für sie; er nimmt vielmehr eine ganz besondere Gestalt an, je entschiedener mit der freieren Bewegung und der steigenden Kultur der Frau ihr klar wird, daß sie eigenartige Kräfte für das beiden Geschlechtern gemeinsam bestimmte Kulturwerk einzusetzen hat, daß in diesen eigenartigen Kräften, in ihrer Differenziertheit Recht und Pflicht liegt, sich völlig freie Bethätigung für ihre Wirksamkeit zu sichern. Nur dann wird sie ihre sittliche Mission vollenden können.

Nicht, als ob sie sie damit erst begänne. Die modernen Schriftstellerinnen gefallen sich zuweilen darin, die Frau von heute als die Sklavin, das Geschöpf zweiter Klasse, das „Halbtier“ hinzustellen. Als solches hätte sie nie die geschichtlichen Wirkungen hervorbringen können, die wir auf sie zurückführen müssen. Das Anstößige unserer Kulturwelt, wie sie im Lauf ihrer Entwicklung geworden, trägt in seinen durchgeistigsten Zügen den Stempel des Weibes, den Stempel der sittlichen Wirkung Jahrtausende langer Familienkultur. Und vielleicht ist nichts im Stande, den Sieg der Idee, den Sieg menschlicher Sitte zu so überzeugender Darstellung zu bringen als das Emporwachsen der unterdrückten Sklavin zu geistiger Mutterschaft, zur Herrscherin des Hauses, in dem sie physisch vielleicht die Schwächste ist.

Es sind nicht immer die schlechtesten Männer, die die Frau auf dieser Stufe festhalten möchten. Vor ihren Augen stehen Bilder aus der Kinderzeit, Bilder der Liebe, des Friedens, des häuslichen Behagens. Mitten darin „die züchtige Hausfrau, die Mutter der Kinder“. Es ist das eine Bild, unter dem sie sich die Frau als Trägerin der sittlichen Idee nur vorstellen können und mögen. Und gewiß ist es eines der lieblichsten. Aber wenn sie es für das einzige halten, so verwechseln sie Hülle und Inhalt.

Wo sittliche Wirkungen zu Tage treten, ist ein sittlicher Kern vorhanden. In den Wirkungen zeigt sich seine Wesensbestimmtheit, die auch auf andrem Felde Blüten treiben wird, treiben muß. Die Beschränktheit der Pseudoweltanschauung, die die Frau in eine Phase gebannt hat, macht vor diesem Schluß Halt; sie leugnet eigentlich damit die sittliche Natur des Weibes, die sie durch ein Festhalten in gegebenen Grenzen wahren zu müssen behauptet; was wäre eine Sittlichkeit, die nur in engen Schranken gewahrt bleibt?

Was die Frau verlangt, verlangen muß, was die Frauenbewegung will, wenn wir sie in ihrem tiefsten Kern fassen, ist eine Geltendmachung der sittlichen Eigenart der Frau über die Schranken der Familie hinaus. Aus dieser Grundidee entwickelt sich alles, was an Einzelforderungen von den Frauen gestellt wird, von dem Verlangen nach freier Berufszübung bis hinauf zu dem Verlangen nach einer Einwirkung auf die Gesetzgebung. Nicht ein Glied in der ganzen Kette ist entbehrlich, und erst die Erlangung des letzten und höchsten Rechts kann alle übrigen gewährleisten. Keine unter uns kann daran zweifeln, wenn auch die auf Psychologie und Geschichte ruhende Überzeugung, daß geschichtlich gewordene, fest gefügte Institutionen sich nicht von heute auf morgen umwandeln lassen, unfrem Handeln die Richtschnur geben muß.

* * *

Die Beziehung der Weltanschauung zur Frauenbewegung dürfte danach klar sein: Nur auf dem Grunde der sittlichen Weltanschauung ruht ihre Macht. Als bloßer Interessentkampf hat sie auf eine mäßige Teilnahme und auf mäßige Erfolge zu rechnen; erst wo die sittliche Idee in ihr zum Ausdruck kommt, beginnt ihre siegende Kraft. Nicht immer hat diese Idee die Form einer philosophisch ausgestalteten Theorie — oft herrscht sie nur als sittlicher Instinkt, aber mit der zwingenden Gewalt der Naturkraft. Überall sehen wir dieser sittlichen Gewalt auch den Mann mit der Zeit sich beugen; was er physisch hindern könnte, hindert er nicht, weil er sein Gewissen auf die Dauer nicht zwingen kann und mag. Er fühlt, hier ist der Kampf des Rechts gegen das Vorrecht. Das Recht ist sittlich, das Vorrecht unsittlich. Und darum muß das Recht mit der Zeit den Sieg davontragen. Und so wird der Sieg der Idee auch denen, die um der Selbsterhaltung willen im harten Interessentkampf stehen, soweit zu gute kommen, als es die Gerechtigkeit verlangt.

Das Recht aber beweist sich in der geschichtlichen Entwicklung nicht mit Worten, sondern mit Thaten. Mag daher die Verkündigung unsrer Überzeugungen auch noch so wichtig sein, weit wichtiger ist ihre Bethätigung. Die Frauenbewegung ist auf sittliche Bethätigung, auf geistige und soziale Arbeit gestellt. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Und die Frucht der sittlichen That ist die notwendige Folge der sittlichen Weltanschauung.



Die österreichische Frauenbewegung.

Von

Marie Spitzer.

Nachdruck verboten.

Von den verschiedenen Motiven, die der Frauenbewegung im allgemeinen zu Grunde liegen, dem Streben nach sozialer Selbständigkeit, nach politischer Gleichberechtigung und dem Verlangen nach wirtschaftlicher Unabhängigkeit, sind es doch zumeist ihre praktischen Ziele, die in erster Linie anerkannt und angestrebt werden. Bestimmend für die größere Zahl der Frauen ist vorerst in den meisten Fällen die wirtschaftliche Verbesserung ihrer Lage, die Möglichkeit eines eigenen Erwerbes. So war es auch in Oesterreich die Erwerbsfrage, in der sich eine bahnbrechende Thätigkeit der Frauen zuerst bemerkbar machte. Die traurige Lage der vielen, durch den Feldzug 1866 ihrer Ernährer beraubten und hilflos zurückgebliebenen Witwen und Waisen gab die Anregung zur Gründung von Erwerbsvereinen und Schulen, um insbesondere den ärmeren Töchtern des Beamten- und Bürgerstandes einen eigenen Erwerb zu ermöglichen. Es entstand zunächst durch die Initiative einer Anzahl umsichtiger Frauen der „Wiener Frauen-Erwerbsverein“, der in kurzen Zwischenräumen zahlreiche Unterrichtskurse für verschiedene weibliche Erwerbsarten ins Leben rief. Ferner wurden einige gewerbliche Fortbildungsschulen errichtet, leider in unzureichender Anzahl. Wie wenig sie dem vorhandenen Bedürfnis genügen, geht aus dem Umstand hervor, daß an einer der von der Gewerbebeschulungskommission errichteten unentgeltlichen Fortbildungsschulen allein im verfloffenen Schuljahr von 600 Aufnahmebewerberinnen nahezu die Hälfte wegen Raummangels zurückgewiesen werden mußte. Handelskurse für Mädchen bestehen größtenteils nur an Privat-Handelschulen.

Der Lehrerinnenberuf war der erste, der den Frauen vom Staat eröffnet wurde. Seit dem Jahre 1869 im öffentlichen Schuldienst angestellt, anfangs mit zweifelnden Blicken betrachtet, von ihren Kollegen angefeindet, haben sich die Lehrerinnen im Lauf der Zeit die Achtung ihrer Vorgesetzten und das Vertrauen der Bevölkerung zu erringen gewußt. Zur Heranbildung von weiblichen Lehrkräften für die öffentlichen Volks- und Bürgerschulen bestehen gegenwärtig 33 größtenteils staatliche Lehrerinnen-Bildungsanstalten. In Bezug auf ihre materielle Stellung jedoch hatten die Lehrerinnen lange und hartnäckige Kämpfe mit der Kommune zu führen, da sie trotz behördlich anerkannter und nachgewiesener Tüchtigkeit und trotz gleicher Leistungen, wie sie von den männlichen Lehrkräften geboten werden, diesen gegenüber fortwährend Zurücksetzungen zu erfahren hatten. Zu Schulleiterinnen wurden erst in den jüngsten Jahren einzelne Lehrerinnen ernannt. Weitaus seltner noch finden Lehrerinnen als Hauptlehrerinnen (Professorinnen) an k. k. Lehrerinnen-Bildungsanstalten Verwendung. So Fräulein Gabriele Sturm und Frau Rosa Platter in Wien. Die älteste Organisation zur Wahrung der Lehrerinneninteressen ist der Verein der Lehrerinnen und Erzieherinnen in Oesterreich (Präsidentin Fräulein Marie Schwarz).

Die ersten Beamtinnen finden wir gleichfalls im Jahre 1869 als Telegraphistinnen bei der Privat-Telegraphengesellschaft und 1872 im Staats-Telegraphendienst. Im Postdienst wurden zwei Jahre später die ersten Frauen angestellt; ebenso sind im Telephondienst seit Erfindung des Fernsprechers weibliche Arbeitskräfte thätig. Die anfangs nur versuchsweise und in ganz geringer Anzahl verwendeten Mädchen haben sich derart bewährt, daß sich die Zahl der nunmehr im Post-Telegraph- und Telephon-

dienst in Österreich angestellten Manipulantinnen auf 1142 beläuft. Ihre Stellung ist jedoch eine sehr ungünstige, sie werden nicht als Staatsangestellte betrachtet und haben daher auch keinen Anspruch auf ein bestimmtes Rang- und Pensionsverhältnis. Ihre Verwendung ist leider noch immer dem Umstand zu verdanken, daß die weibliche Arbeitskraft bei gleicher Leistung viel schlechter entlohnt wird als die männliche. Nahezu ebenso ungünstige Gehaltsverhältnisse herrschen bei den Beamtinnen, die ebenfalls seit den siebziger Jahren in den Bureaux der verschiedenen Bahnen beschäftigt sind. Als die kümmerlichste aber muß die Lage der weiblichen Handelsangestellten bezeichnet werden; es herrscht hier ein so großer Andrang von Arbeitskräften, daß sie sich selbst in ihren Gehaltsansprüchen unterbieten und dadurch der Ausbeutung von Seite der Arbeitsgeber rückhaltlos ausgeliefert sind. Bei Versicherungs-Gesellschaften und in Banken ist ebenfalls eine große Anzahl weiblicher Angestellten beschäftigt.

Auch die selbständigen Gewerbefrauen haben gegen sehr ungünstige Verhältnisse anzukämpfen, da sie in den meisten Gremien, sowie in den Handelskammern keine Vertretung für ihre Interessen besitzen. Ihrer Steuerleistung, sowie ihrer vielfach mit Auszeichnung erwähnten gewerblichen Thätigkeit nach, schon ihrer numerischen Stärke halber (in Wien allein circa 19 000) verdienen ihre Rechte besser geschützt zu sein. Zu diesem Zweck wurde denn auch vor zwei Jahren eine Organisation, der „Niederösterreichische Frauen-Gewerbeverein“ ins Leben gerufen (Präsidentin Frau Helene Suez-Rath). Er bezweckt die Erlangung des Wahlrechtes in die Handels- und Gewerbekammer, Beteiligung an der Leitung der gewerblichen Genossenschaften, Erschließung des höheren gewerblichen Unterrichts für Mädchen an den bestehenden Anstalten. Zur Vorbereitung von Mädchen für die Haushaltung und Landwirtschaft besteht eine Anzahl von Schulen, so die Dienstmädchen- und Haushaltungsschule des Wiener Hausfrauenvereins.

Während sich so die Grenzen der weiblichen Erwerbsthätigkeit in der oben geschilderten Weise erweitert hatten, machte sich unter den Frauen auch das Streben geltend, ihr Bildungsniveau zu erhöhen und dem des Mannes gleichzustellen. Die liberale Ära, die gleiche Ausbildung des männlichen und weiblichen Geschlechts auf dem Gebiete des elementaren Wissens (Volksbürgerschule) eingeführt hatte, machte Halt, als es sich um die akademische Bildung der Frauen handelte. Um nun dem Bedürfnis nach höherer Ausbildung entgegenzukommen, gründete der Frauen-Erwerbsverein 1871 ein Mädchenlyceum, dem ähnliche Anstalten in mehreren Provinzial-Hauptstädten folgten. Ein entscheidender Schritt in dieser Richtung geschah aber erst durch die Gründung des „Vereins für erweiterte Frauenbildung“, der sich 1888 in Wien unter der Leitung seiner jetzigen Präsidentin, Frau Marie Bockhardt van Demergel, konstituierte. Die gleich anfangs als Hauptzweck des Vereins ins Auge gefaßte Errichtung eines Mädchen-Gymnasiums wurde im Jahre 1892 zur Verwirklichung gebracht. Mit Genehmigung des niederösterreichischen Landes Schulrats eröffnete der Verein am 10. Oktober desselben Jahres die Anstalt mit einem auf sechs Jahre berechneten Lehrplan und der Aufnahme von 31 Schülerinnen. In Prag hatte der czechische Verein Minerva bereits zwei Jahre früher ein Mädchen-Gymnasium errichtet; auch in anderen Provinz-Hauptstädten wurden im Laufe der letzten Jahre mehrere Mittelschulen für Mädchen gegründet. Budapest besitzt seit dem Jahre 1896 eine derartige, vom Landes-Frauenbildungsverein ins Leben gerufene Schule.

Mit der Zugänglichmachung der Mittelschulen und dem Streben nach höheren Berufsarten tauchte auch das Verlangen nach politischen Rechten unter den Frauen auf. Im Kreis der Lehrerinnen wurde der erste Anstoß zu dieser Bewegung gegeben. Die Zurücksetzungen, die sie während der liberalen Ära ihren Kollegen gegenüber fortwährend zu erfahren hatten, brachten sie zu der Erkenntnis, daß das einzige Mittel, sie aus ihrer unterdrückten Stellung zu befreien, in der Erlangung des Wahlrechtes bestehe. Als nun im Jahre 1888 durch einen neuen Gesetzentwurf den Frauen Niederösterreichs das Wahlrecht für die Gemeinde entzogen werden sollte, wie ihnen ein Jahr früher das Wahlrecht für den Landtag entzogen worden war, regten die Lehrerinnen eine Agitation an, um die Frauen auf die Wichtigkeit der drohenden Gefahr aufmerksam

zu machen. Es wurde eine Versammlung abgehalten und eine Petition abgefaßt, in der um Belassung des Wahlrechts für die Gemeinde und Wiederverleihung desselben für den Landtag gebeten wurde. Die Petition hatte den Erfolg, daß den steuerzahlenden, eigenberechtigten Frauen Niederösterreichs das Gemeindevahlrecht gewahrt blieb, hingegen wurde ihnen das Recht, in den Landtag zu wählen, bisher nicht wieder zuerkannt. In einer im Jahre 1891 abgehaltenen, allgemein zugänglichen Frauenversammlung wurde bereits die Forderung nach politischer Gleichberechtigung erhoben; die Rednerinnen in dieser Versammlung verlangten die Zuerkennung des allgemeinen, gleichen und direkten Wahlrechts mit Einschließung des weiblichen Geschlechtes, sowie als notwendige Vorbedingung zu einer erspriechlichen Stimmrechtspropaganda, die Aufhebung der gesetzlichen Bestimmung, wonach den Frauen die Thätigkeit am politischen Vereinsleben untersagt ist.

Die den Frauen Österreichs gewährten politischen Rechte lassen sich folgendermaßen zusammenfassen: Die Großgrundbesitzerinnen sind die einzigen Frauen, die das aktive Wahlrecht für alle gesetzgebenden Körperschaften besitzen, doch mit der Einschränkung, nicht persönlich, sondern nur durch Bevollmächtigte wählen zu dürfen. Die steuerzahlenden, eigenberechtigten Frauen besitzen in allen Provinzen mit Ausnahme von Krain, dem Stadtgebiet von Triest und der Stadt Wien das aktive Wahlrecht für den Landtag, sowie für die Gemeinde. Erst seit dem Jahre 1887 wurde auch den Frauen Niederösterreichs, wie bereits erwähnt, das Wahlrecht für den Landtag entzogen. In die Gemeindevertretung wählen allgemein die wahlberechtigten Ehefrauen durch ihre Männer, andere eigenberechtigte Frauen durch Bevollmächtigte.

Durch die zur Erlangung politischer Rechte für die Frauen ins Leben gerufene Agitation war die Bedeutung dieser Frage der allgemeinen Aufmerksamkeit näher gerückt worden und, von der Hoffnung getragen, das Interesse der Frauen für ihre eigne Sache wachgerufen zu haben, faßte ein kleiner Kreis fortschrittlicher Frauen den Plan, im Juni 1892 zu Wien einen Frauentag abzuhalten. Es galt, die Frauenfrage in ihrem ganzen Zusammenhang vor die Öffentlichkeit zu bringen, alle Rechte, alle Interessen zu erörtern und die Beachtung auf ihre Geltendmachung zu lenken. Nur zu bald jedoch zeigte es sich, daß die Erwartungen, mit denen man diesen Schritt unternommen hatte, zu optimistisch gewesen waren. Die Frauen Österreichs erwiesen sich noch als viel zu unreif für den Ruf, der an sie ergangen war. Alle Vorbereitungen für den Frauentag waren getroffen, als in letzter Stunde sein Zustandekommen an der Ängstlichkeit einer Anzahl der maßgebenden Persönlichkeiten scheiterte. Trotz dieser traurigen Erfahrung ließen sich jedoch die Veranstalterinnen des gescheiterten Kongresses nicht entmutigen, auf dem eingeschlagenen Wege vorwärts zu schreiten, und, um ihr Ziel in einer anderen Form zu erreichen, schritten sie zur Gründung des allgemeinen österreichischen Frauenvereins, die im Januar 1893 stattfand. Die Zwecke desselben sind: „Die Organisation der Frauen Österreichs behufs Förderung ihrer wirtschaftlichen Interessen und ihrer intellektuellen Ausbildung, sowie die Hebung ihrer sozialen Stellung.“ Durch dieses, die Frauenfrage in ihrer ganzen Bedeutung umfassende Programm eröffnete sich der Verein ein großes und umfassendes Arbeitsgebiet. Wenn sich auch der Durchführung der vorgesteckten Aufgaben bei der in den betreffenden Frauenkreisen herrschenden Befangenheit der Anschauungen und der Kleinlichkeit ihrer Lebensauffassung ungeheure Schwierigkeiten entgegenstellten und jeder Schritt vorwärts mühsam erkämpft werden mußte, so gelang es doch der eifrigen und hingebenden Leitung der Präsidentinnen Fräulein Auguste Fickert und Frau Rosa Mayreder, den Tendenzen des Vereins in weiteren Kreisen Anhängerinnen zu werben. Den Tagesfragen gegenüber, insofern sie mit der Frauensache in Zusammenhang stehen, veräußerte es der Verein nie, entschiedene Stellung einzunehmen. Namentlich ist es der Kampf um die politischen Rechte, der beharrlich und unentwegt fortgeführt wird. Ein Verdienst der Leitung des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins ist es auch, in jüngster Zeit die trostlosen Verhältnisse beleuchtet zu haben, unter denen verschiedene Gruppen erwerbender Frauen (Staatsbeamtinnen, Handelsangestellte u.) ihren schweren Existenzkampf durchführen müssen. Ebenso wird die Frage des Frauen-

Studiums stets im Auge behalten und fortwährend dafür agitiert. Auf Anregung des Allgemeinen Österreichischen Frauenvereins wurde im Februar 1900 in Brünn ein Frauenverein mit den gleichen Tendenzen ins Leben gerufen. Der deutsche Verein „Frauenfortschritt“ in Prag, unter der Leitung von Frau Wilhelmine Wiedobsky, vertritt ebenfalls die Propaganda der Frauenbewegung in gleichem Sinne.

Das Frauenstudium hatte inzwischen insoweit Fortschritte gemacht, als die Schülerinnen des Mädchengymnasiums zu Wien im Juli 1898 dazu gelangten, die Maturitätsprüfung abzulegen. Das Ergebnis kann mit Rücksicht auf die schwierigen Verhältnisse, unter denen die Kandidatinnen ihre Prüfungen zu bestehen hatten, als ein sehr günstiges bezeichnet werden. Von den 19 Schülerinnen, die zum Examen geschritten waren, erhielten 12 ein Zeugnis der Reife und 2 ein Zeugnis der Reife mit Auszeichnung. Die Erschließung der Mittel- und Hochschulen für Frauen, die vom Verein für erweiterte Frauenbildung angestrebt wurde, sollte nun die naturgemäße Folge der von den Behörden gestatteten Errichtung der Mädchengymnasien in Wien und Prag bilden. Die Frauen Wiens hatten schon im Jahre 1891 eine Petition um Zulassung zu den Hochschulen an das Abgeordnetenhaus gerichtet. Auch die tschechischen Frauen unter der Leitung der Schriftstellerin Eliška Krašňahorská waren mit der gleichen Forderung an den Reichsrat herangetreten, ebenso die Frauen Rutheniens. Bisher haben diese Bemühungen jedoch nur das eine Resultat aufzuweisen, daß die philosophische Fakultät in Österreich den Frauen eröffnet wurde. Den ordentlichen und außerordentlichen Hörerinnen derselben ist die Zulassung zur Lehramtsprüfung für höhere Töcherschulen und eventuell für Mädchen-Mittelschulen in Aussicht gestellt. An der philosophischen Fakultät in Wien studierten im Wintersemester 1898/1899 19 ordentliche und 25 außerordentliche Hörerinnen.

Im Winter 1898 bildete sich in Folge dessen in Wien ein Studentinnenverein. Auch an den Universitäten zu Graz und Krakau sind nunmehr Studentinnen inskribiert. An den übrigen Fakultäten können Frauen wohl als Hospitantinnen zu Vorträgen zugelassen werden, jedoch haben sie jedesmal die Erlaubnis des betreffenden Dozenten einzuholen. Gegen die Zulassung der Frauen zum Studium der Medizin herrscht in den maßgebenden Kreisen Österreichs noch immer eine große Abneigung. Eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiet der Medizin, Prof. Albert in Wien, erklärte sich im Jahre 1895 in einer Broschüre „Die Frauen und das Studium der Medizin“ als entschiedener Gegner des Frauenstudiums. Diese Broschüre, die großes Aufsehen erregte, gab Anlaß zu einer heftigen Polemik in Frauenkreisen, namentlich in Folge der von Professor Albert aufgestellten Behauptung, „Alles, was Menschenhände geschaffen, ist Männerwerk,“ und hatte abermals eine durch den Allgemeinen Österreichischen Frauenverein eingeleitete Petition an das Abgeordnetenhaus zur Folge.

Trotz der ablehnenden Haltung, die die Behörden gegen die Zulassung von Frauen zur Ausübung der ärztlichen Praxis einnahmen, hat sich die Regierung gezwungen gesehen, in den Okkupationsgebieten Bosnien und der Herzegowina Ärztinnen anzustellen, da es den Muhamedanerinnen nicht gestattet ist, männliche Ärzte zu konsultieren. Nachdem schon 1891 Fräulein Dr. Anna Bayer aus Prag in Tuzla angestellt worden war, sah sich die Landesregierung von Bosnien und der Herzegowina veranlaßt, um die bestehenden hygienischen Vorschriften durchzuführen zu können, für alle Kreisstädte des Landes Ärztinnenstellen auszusprechen. Gegenwärtig sind Frau Dr. Theodora Krajewska in Sarajewo angestellt, Frau Dr. Hedwig Olszewska in Dolny-Tuzla und Frau Dr. Gisela Kuhn in Banjaluka. Ebenso hat sich die Regierung veranlaßt gefunden, Fräulein Dr. Georgine v. Roth, die gleich den vorhin genannten Ärztinnen in Zürich ihre medizinischen Studien absolviert hatte, 1895 im k. k. Offiziersstöchtersinstitut zu Wien zur Untervorsteherin zu ernennen und mit der sanitären Überwachung der Zöglinge zu betrauen. Eine weitere Konzession, die den eine ärztliche Praxis in Österreich anstrebenden Frauen zugestanden wurde, besteht darin, daß ihre im Ausland erworbenen Doktor diplome an der Wiener Universität zur Restriktion zugelassen werden. Fräulein Dr. Gabriele Freim von Poffaner, die in Zürich ihr Doktorexamen gemacht hatte, ist die erste Frau, deren Promovierung

(1896) in Österreich erfolgte und die einzige Ärztin, die in Wien eine Praxis ausübt. Auch Frau Dr. med. Rosa Kerschbaumer muß hier genannt werden. Sie errichtete unter dem Namen des Dr. Kerschbaumer, ihres Gatten, eine Privatklinik für Augenranke und erhielt auch vom Kaiser die Erlaubnis zur selbständigen Ausübung der ärztlichen Praxis in Österreich. Sie hatte mehrere Jahre hindurch eine bedeutende ärztliche Thätigkeit in Salzburg entfaltet und ist gegenwärtig an der medizinischen Akademie für Frauen in Petersburg thätig. Zu erwähnen ist noch, daß in Ungarn durch ein königliches Dekret von 1895 den Frauen die medizinische und philosophische Fakultät eröffnet wurden, doch ist in jedem Fall die Genehmigung des Unterrichtsministers erforderlich. Im Jahre 1895 ließen sich sieben Damen an der Universität zu Budapest immatrikulieren. 1897 wurde Gräfin Wilma Hugonay als erste Frau zum Dr. med. promoviert. An der Universität zu Klausenburg in Siebenbürgen wurde Frau Sophie Torma 1899 zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt. In Budapest besteht auch eine besondere Apothekerschule für Frauen, die ihnen Diplome zu erteilen befugt ist.

* * *

Die Arbeiterinnenbewegung hält sich in ihren Bestrebungen von der der bürgerlichen Frauen ganz getrennt und verfolgt ihre eignen Ziele. Die Arbeiterinnen behaupten, die bürgerlichen Frauen führen ausschließlich einen Kampf des Geschlechtes, während sie selbst einen Kampf der Klasse zu führen hätten und zum Zweck ihrer Emanzipation mit ihren männlichen Genossen Schulter an Schulter kämpfen müssen. Im Jahre 1890 wurde der erste Arbeiterinnen-Bildungsverein in Wien gegründet. Auf Beschluß des sozialdemokratischen Parteitagcs 1891 wurden jedoch, in der Erkenntnis, daß ein gemeinschaftliches Vorgehen der Arbeiter und Arbeiterinnen der Partei zum Vorteil gereichen würde, die letzteren in die Gewerkschafts- und Bildungsvereine der Arbeiter aufgenommen. Im April 1898 fanden sich die Arbeiterinnen durch die ungenügende Berücksichtigung, die ihre Angelegenheiten auf den früheren Parteitagcn gefunden hatten, veranlaßt, auf eigne Initiative eine Konferenz der österreichischen Sozialdemokratinnen einzuberufen. Derselben wohnten Delegierte der Partei und der Gewerkschaftskommissionen aus allen Landesteilen bei. Es wurde beschlossen, in den Berufs-, Gewerkschafts- und Bildungsvereinen besondere Sektionen, die durch ein (aus 12 Genossinnen bestehendes) Reichskomitee untereinander verbunden sein sollten, zur Wahrung der Interessen der Arbeiterinnen und zur Agitation unter ihnen zu schaffen. Die lebhaftc Anteilnahme, die der Konferenz von allen Seiten entgegengebracht wurde, läßt erwarten, daß sie einen Wendepunkt für die österreichische Arbeiterinnenbewegung bedeutet. Seit dem Jahre 1893 besitzen die Arbeiterinnen ein eigenes Organ, die „Arbeiterinnenzeitung“. Ihre bemerkenswertesten Führerinnen sind: Adelheid Popp-Dworzak, Theresc Schlcfinger-Eckstein, Anna Hofschel und Marie Krasa.

Wenn also auch von einer spezifischen Frauenbewegung innerhalb der Sozialdemokratie nicht die Rede sein kann, müssen doch die Bestrebungen der Arbeiterinnen vom Standpunkt der Frauenfrage auf das lebhafteste begrüßt werden, da die Sozialdemokratie die Frauen auf einem Umwege zu demselben Ziel führen will, das die Frauenbewegung direkt anzustreben sucht, indem sie die Frauenwelt auf alle Nachteile aufmerksam macht, die die gegenwärtige Ordnung der Dinge für sie im Gefolge hat, die wirtschaftliche, die soziale, die sexuelle Gebundenheit. Der Arbeiterinnenschutz erstreckt sich in Österreich auf folgende Hauptpunkte: Für alle Fabrikarbeiter ohne Unterschied von Alter und Geschlecht besteht der elfstündige Normalarbeitstag. Arbeiterinnen bis zu 18 Jahren unterstellt die Gewerbeordnung den Vorschriften für jugendliche Arbeiter. Frauen ist Arbeit innerhalb vier Wochen nach der Niederkunft untersagt. Das Verbot der Nachtarbeit zwischen 8 Uhr abends und 9 Uhr morgens kann auf dem Verwaltungswege durchbrochen werden. In gewissen gefährlichen Industrien dürfen Frauen überhaupt nicht, in andern nur bedingungsweise arbeiten.

Alle gewerblichen Arbeiterinnen sind versicherungspflichtig, ebenso die in der Landwirtschaft beschäftigten weiblichen Personen, soweit sie mit Maschinenarbeit in

Verführung kommen. Die übrigen in der Landwirtschaft und die in der Hausindustrie beschäftigten Arbeiterinnen sind nur versicherungsberechtigt. Die Arbeiterinnen tragen zwei Drittel, die Arbeitgeber ein Drittel der Beiträge. Die obligatorische Invaliditäts- und Altersversorgung ist bisher in Österreich nicht eingeführt.

* * *

Schließlich soll noch von einer Frauenorganisation berichtet werden, die an Mitgliederzahl als die stärkste in Österreich bezeichnet werden muß. Es ist dies der „Christliche Frauenbund“, der seine Entstehung der Agitation der christlich-sozialen Partei verdankt. Diese aus Klerikalen und antisemitischen Elementen zusammengesetzte Partei, die gegenwärtig in Wien kraft jahrelanger Verheerungen die Oberherrschaft führt, weiß den Einfluß und die Macht der Frauen zu schätzen und benützt sie als Agitationsmittel für ihre Zwecke. Weit entfernt jedoch, den Frauen irgend welche Rechte einzuräumen, erweist sich diese reaktionäre Partei als Gegnerin aller Frauenbestrebungen. Da sie aber die meisten Anhängerinnen in den Kreisen der weniger gebildeten Frauen anwirbt und zugleich den Einfluß der Klerikalen für sich besitzt, gelingt es ihr, die großen Massen für sich zu gewinnen. Nach dreijährigem Bestehen zählt der „Christliche Frauenbund“ seinen eigenen Angaben gemäß einschließlich der in den Provinzen gegründeten Zweigvereine etwa 12 000 Mitglieder und verfügt über ein eigenes Organ, die „Christliche Frauenzeitung“. Von den Wiener Frauenorganisationen ist es nur der Allgemeine Österreichische Frauenverein, der den Kampf gegen diese reaktionäre Partei und gegen ihre bildungsfeindlichen, rückschrittlichen Tendenzen aufgenommen hat.

Was die Rechtsstellung der Frau in Österreich betrifft, so ist sie im allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuch insofern dem Mann gleichgestellt, als jedermann für fähig erklärt wird, Rechte zu erwerben und Beschwerden vor Gericht anzubringen. Die eigenberechtigte Frau ist in ihren Rechts-handlungen nicht von der Zustimmung des Ehemannes abhängig.

Zu Bezug auf das Recht der Mutter wird selbst bei unehelichen Kindern, die nicht unter väterlicher Gewalt stehen, diese nicht auf die Mutter übertragen, sondern sie werden durch einen Vormund vertreten. Vormundschaften sind in der Regel weiblichen Personen nicht anzuvertrauen; nur in wenigen Ausnahmefällen ist dies gestattet. Zur Zeugenschaft bei letztwilligen Anordnungen werden Frauenpersonen nicht zugelassen, ausgenommen bei Testamenten, die auf Schiffahrten oder in Orten errichtet werden, wo die Pest oder ähnlich ansteckende Seuchen herrschen.

Das gesetzliche, in Ermanglung von Eheverträgen eintretende eheliche Güterrecht ist das völlige Gütertrennung; Mann und Weib behalten ein jeder alle ihre Rechte, die sie vor dem Eheabschluß besaßen. Als Vertreter der Frau verwaltet der Mann ihr Vermögen, so lange sie nicht Widerspruch erhebt. Selbst wenn die Frau ausdrücklich und für immer die Verwaltung dem Mann übertragen hat, kann ihm dieselbe entzogen werden, wenn Grund zu Besorgnis für die Sicherheit des Vermögens vorliegt. Die von der Frau ihm zugebrachte Mitgift nutzt der Mann; besteht sie in Geld, so wird sie zu seinem vollen Eigentum, besteht sie in Grundstücken, so genießt er nur die Einkünfte davon. Gütergemeinschaft kann nur durch Ehevertrag begründet werden. Ist das Frauengut in der Hand des Mannes gefährdet, so kann die Frau eine gerichtliche Trennung erwirken, die allen zusteht; geschieden können dagegen nur Nichtkatholiken werden. Zu erwähnen ist noch, daß es den Frauen in Österreich durch das Gesetz über das Versammlungsrecht verwehrt ist, Mitglieder politischer Vereinigungen zu sein.

Wenn auch die Rechtsstellung der Frau nach den hier angeführten Bestimmungen im allgemeinen keine ungünstige zu sein scheint, so ergeben sich dennoch im ehelichen und außerehelichen Leben der Frau, in ihren geschäftlichen und sozialen Beziehungen eine Unzahl von Konflikten, bei denen sie als die Schwächere und Rechtlosere gewöhnlich im Nachteil steht. Um namentlich den unbemittelten Frauen in ihren Rechtsangelegenheiten hilfreich an die Hand zu gehen und sie vor Ausbeutung zu schützen, der sie

durch ihre Unkenntnis der gesetzlichen Bestimmungen nur zu oft anheimfallen, hat der Allgemeine Oesterreichische Frauenverein eine Rechtsschutzinstitution ins Leben gerufen, in der ihnen unter Zuziehung von Advokaten unentgeltlich Rat und Unterstützung geboten wird.

Im Bereich der Litteratur und Kunst zählen die Frauen Oesterreichs hervorragende Vertreterinnen, doch würde es zu weit führen, sie hier namhaft zu machen. Auch auf dem vom weiblichen Geschlecht bisher wenig betretenen Gebiet der Journalistik haben sich einige Frauen in Wien einen Namen erworben.

Unter den verdienstvollen Vertreterinnen der Frauenbewegung in Oesterreich ist noch Frau Marianne Hainisch zu nennen, die schon seit Jahren unermüdet für die Frauensache wirkt. Von einer Anzahl Wiener Frauenvereine als Delegierte gewählt, repräsentierte sie dieselben bei dem im Sommer 1899 zu London abgehaltenen Internationalen Frauenkongress und beschäftigt sich gegenwärtig mit der Organisation eines österreichischen Frauenbundes, in dem alle Frauenvereinigungen des Landes vertreten sein sollen, um sich mit dem Internationalen Frauenbund in Beziehung zu setzen.

Dieser Anschluß, der sich in allen Ländern, in denen er bereits organisiert worden ist, als außerordentlich vorteilhaft erwiesen hat, würde einen großen Fortschritt für die Frauenbewegung in Oesterreich bedeuten. Die verschiedenartigen Bestrebungen würden in Kontakt miteinander gelangen, die mit unzulänglichen Kräften ins Werk gesetzten Bestrebungen einzelner Gruppen würden eine Stütze, einen Sammelpunkt erhalten. Überblicken wir den gegenwärtigen Stand der Frauenbewegung in Oesterreich, so müssen wir konstatieren, daß sich von allen Seiten eine rege Thätigkeit bemerkbar macht. Die Achtung, die sich die Bestrebungen der Frauen bereits in weiten Kreisen erworben haben, berechtigt zu der Hoffnung, daß in nicht allzu ferner Zeit immer größere Erfolge erzielt werden. Sicherlich ist es als ein erfreuliches Zeichen des Fortschritts zu betrachten, daß die Frauen Oesterreichs auch zu der Erkenntnis gelangt sind, welche Macht in der Vereinigung besteht und daß die Zukunft der Frauensache nur in solcher Vereinigung zu suchen ist.



Zwei Gedichte

von

Marie Tyrrol.

— Treue. —

Die Treue sei gepriesen
Als allerhöchstes Gut,
Weil sie, dem Freund erwiesen,
Dich selber nimmt in Hut:

Wo du dich hingegoben
Treulich, in rechter Art,
Hast du dein tiefstes Leben
Zugleich dir selbst bewahrt.

Ich sehne mich —

Ich sehne mich, der Schwäche satt,
Nach dem, was keine Fehle hat,
Ich sehne mich aus flücht'ger Zeit
Nach Rast und Unvergänglichkeit,
Ich sehne mich aus Zweifeltrug
Nach Wahrheit, die sich selbst genug:
Ich sehne mich nach Gott!



Unsere Betty.

Eine Erzählung aus dem Hamburger Volksleben

von

P. Faber.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 539.)

Das Schicksal, wie es sich Wilhelm Janzen verkörperte, trug eine dicke Friesjacke, rauchte eine kurze Pfeife und machte in seiner ganzen jovialen, breiten Erscheinung nicht eigentlich den Eindruck, den man von dem aus der griechischen Tragödie bekannten Fatum erwartet.

Mit anderen Worten, es war ein stattlicher Seemann, der seinem Aussehen nach zu schließen, mit Leichtigkeit den schwächtigen Vorarbeiter hätte umblasen können und der nunmehr unter einer Laterne dem an ihm Vorübergehenden scharf unter den Hut spähte. Dann veranlaßte er ihn durch einen wuchtigen Schlag auf die Schulter zum Stillstehen.

„Wilhelm Janzen, Jung, wo kummst du her?“

Der Angerufene sah überrascht auf; ein Lächeln des Erkennens und Bewillkommens glitt über seine Züge. „Na, John Peters, oof 'mal wedder dor?“ Und er reichte seinem alten Schulkameraden die Rechte, die dieser schüttelte, als wolle er sie von dem dazu gehörigen Arm abreißen.

„Dof 'mal wedder dor!“ bestätigte er dabei, „seit vorgestern; wollt' doch 'mal seh'n, wat min ohl Hamburg moft. Bin frisch von China, kann gor keen Plattdütsch mehr.“

„So, du snadst woll Chineesisch?“

Der Andere lachte dröhnend auf. „Nee — only English, always English. Nu komm aber mit, das Wiederseh'n muß begossen werden. Wovor find wir richtige Hamburger Jungs?“

Verstimmt wie er war, sträubte Wilhelm sich erst unter dem Vorwand, er habe keine Zeit. Allein John Peters ließ keine Ausrede gelten. „Ss ja nich weit; bloß für'n deftigen Grog nach'n Wappen von Holland. Mit

Paul Reimers un August Siemsen hab' ich mir auch verabredet. Komm doch mit, denn sind wi all wedder tofammen wie früher 'mal.“

Die Versuchung, mit seinen drei Schulkameraden, dem einstmalig unzertrennlichen Kleeblatt, wieder beisammen zu sein wie in der lustigen Jugendzeit, war zu groß. Wilhelm willigte ein, und bald darauf saßen die vier in der kleinen Wirtsstube des Gasthofs „Wappen von Holland“. Es war urgemütlich dort. Mit altmodischer Behäbigkeit ausgestattet, und soweit es sich bei dem dicken, die Atmosphäre erfüllenden Tabaksqualm wahrnehmen ließ, sehr sauber gehalten, machte der Raum seiner präntendierten Nationalität alle Ehre. Die zwei andern Freunde hatten die Ankömmlinge mit großem Jubel begrüßt. Ein kleiner Kellnerbursche brachte dann sofort für jeden von ihnen ein mächtiges Glas dampfenden Grog, auch für Wilhelm, obwohl der freigebige John Peters diesem mit einem mitleidigen Seitenblick auf seine abgezehrte Gestalt vorschlug, für ihn „ne Buddel Port oder Sherry, oder was du sonst willst,“ kommen zu lassen. „Wat du nich utdrinkst, nimmst du mit,“ schloß er großmütig, „siehst mich aus, as wenn du's brauchen kannst.“ Allein Wilhelm lehnte das ungeschickt vorgebrachte, aber gut gemeinte Anerbieten ab und erklärte, dasselbe genießen zu wollen wie die übrigen. Alles Bedauertwerden war ihm schrecklich, und so bestärkte ihn auch die warnende Äußerung August Siemens: „Wie du wißt, Wilhelm, aber — wenn du das man verträgst! 'n Grog, wie wir ihn trinken, is kein Kammerspiel!“ nur noch in seiner Absicht.

Freilich merkte er sehr rasch, daß die Freunde recht hatten; das ungewohnte starke

Getränk stieg ihm gewaltig zu Kopf. Bei der ihn infolge dessen beherrschenden gehobenen Stimmung nahm er jedoch diese Entdeckung ziemlich leicht. „Das Streiten kriegen werden wir ja nich“, dachte er bei sich, „und sonst — einmal schad't das nich.“

Es hatte den Anschein, als solle er recht behalten. Die drei Seebären, die andere Rationen gewöhnt und noch größeren Ansprüchen an ihre Trinkfestigkeit gewachsen waren, schienen insgesammt, wie der Franzose sagt, „le vin doux“ zu haben. Mit jedem Glase entwickelten sie höchstens eine immer lautere Fröhlichkeit und zeigten sich geradezu unerforschlich im Erzählen sogenannter „Döhntjes“, vernommener und selbsterlebter. Janzen war besonnen genug, seinen benommenen Kopf nicht durch vieles Reden zu verraten, sondern sich darauf zu beschränken, zu allen Berichten behaglich und wohlwollend vor sich hinzuschmunzeln.

In diese trauliche Gemütlichkeit schlugen jetzt John Peters' Worte gleich einer Bombe. „Gestern hab' ich dein geschiedene Frau gesehn, Willem! Donnertwetter, was is sie noch schön, die Alma!“

Sein Freund reagierte nicht auf diese Mittheilung. Paul Reimers, dessen Schiff kürzere Fahrten machte und der daher durch seine häufigere Anwesenheit in Hamburg über Wilhelm's Verhältnisse genau unterrichtet war, suchte vergeblich, den Sprecher durch einen wohlgezielten Fußtritt unter dem Tisch zum Schweigen zu bringen.

John Peters war für solche zarte Winke nicht mehr empfänglich. „Wer pedd't mi dor?“ fragte er phlegmatisch, „dat's min Foot.“ Als hierauf begreiflicherweise niemand antwortete, fuhr er fort: „Aber freuen kannst du dir doch, dat du ihr los bist. — A bad lot! — Ein Strömer un Rumdritwer is sie, dat sagen sie alle in die „Neue Bierhalle“. Alle Dag 'nen Annern. Un wer ihr am meisten giebt, der hat ihr!“

Ein wuchtiger Schlag fiel auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. Wilhelm Janzen war aufgesprungen und schaute den Redenden mit unheimlich lobenden Augen an. Er rang vergeblich nach Worten. Gleichzeitig aber hatte Reimers Johns Schienbein abermals

und zwar mit solchem Nachdruck getroffen, daß dem Halbtrunkenen allmählich doch die Ahnung aufging, hier sei etwas nicht in Ordnung. „Well now, what 's the matter? Dich kann das ja egal sein, ob sie mit ein oder mit zehn läuft. Oder“ — Er wandte sich ärgerlich um. Siemsen hatte in heller Verzweiflung seinen Arm gepackt und hielt ihn wie in einer Klammer — „Wat heet dit? Gepeddt mi, een kniept mi, de dor seggt gornig un kieft mi an, as wenn he mi freten wull — have I put my foot in it? — Is er wull nich geschieden?“

„Nee, ohl Dö!“ brummte Siemsen und gab seinen Arm frei.

Nun schwieg auch Peters. Den beiden anderen war's, als sei es in dem kleinen, raucherfüllten Raum überhaupt totenstill geworden. Jedemfalls schallten Janzens Worte, als er sich endlich zum Sprechen entschloß, heiser und tonlos, wie sie herausgestoßen wurden, mit unheimlicher Deutlichkeit durch die Luft. „Dat is logen! — Wer di dat seggt heet, John Peters, de heet logen! — Jungsz,“ — er wandte sich an seine zwei Freunde, die seinen Blicken auswichen — „ji sind öfters in Hambuch, ji weet dat. Seggt em, dat dat logen is.“

Tiefes Schweigen. Der verratene Mann sah von einem zum anderen. Die für gewöhnlich eingesunkenen Augen traten ihm fast aus den Höhlen, sein Atem ging kurz und keuchend, während er die Nägel tief in die Tischplatte grub. „Habt ihr was davon gewußt?“ frug er mit völlig veränderter, unnatürlich ruhiger Stimme und aus dem geliebten „Platt“ plötzlich zum Hochdeutsch übergehend.

In seiner Art lag etwas zur Antwort Zwingendes. „Ja!“ erwiderten die beiden einstimmig, und der gutmütige Reimers setzte hinzu: „Es braucht ja nich allens wahr zu sein, Willem Janzen, de Lüüd redt veel. Reg di nich up.“

„Nee!“ fiel der energischere August Siemsen ein, „uphüschn wölt wi dat nich. — Ich hät dich das nie verzählt, Willem, weil ich nich vor so'n ohlen Klaffertram bin, awer nu —“

„Ich auch nich,“ warf John Peters ein, „das konnt' ich doch nich wissen!“

Ohne der Unterbrechung zu achten, fuhr Eicmsen fort: „Awer nu — wo du weist — mok 'n Enn, Willem, mok 'n Enn. Nich ihr Salz is sie wert, die Deern; immer los mit annere — nachts um zwei is sie mich schon auf die Straße begegnet — un nich allein.“

„Mit wem?“ — Gehörte die fremde, hohl-klingende Stimme wirklich Wilhelm Janzen?

„Gewo id di nich seggt, immer mit 'n annern? Schall id all de Hamburger Endfels kennen? Wenn du mi nich glöwst, frog Reimers, de ward di datsüllwige seggen. Nu red man, ohl Klas!“ — Dies letztere galt dem stumm daisitzenden Kumpen. „Is 't so ober nich?“

„Jo!“ — Widerwillig genug kam es von den Lippen des unter der rauhen Außenseite sehr weichherzigen Menschen. Er tastete unbeholfen nach Janzens Hand. — „Awer nu lat man fin! — Wo wullt du hen?“ — Wilhelm hatte ihm hastig die Hand entzogen und schickte sich ohne ein Wort des Abschieds zum Fortgehen an.

„Jck will een Enn moken,“ antwortete er kaum verständlich.

Die drei Männer waren aufgesprungen und umringten ihn. „Minsch, Minsch, bedenk di erst, doh nig, wat di mal reut,“ mahnte Reimers, der Nüchternste von der Gesellschaft.

„Jck hevw mi lang noog bedacht, id bin farig!“ erwiderte Janzen in demselben unnatürlichen, unterdrückten Ton. „Zi meint et goot, awer Zi quält mi blot; laat mi weg!“ — Sie waren während dieser Reden vor der Wirtshausstür angelangt. Er schüttelte dem ihm zunächststehenden Peters kräftig die Hand und war gleich darauf im Dunkel des Winterabends verschwunden.

Wie ihm die nächsten Stunden vergingen, hat Wilhelm Janzen später nie anzugeben vermocht. Er wußte nur, daß er in der wilden Majerei seines Schmerzes zweck- und ziellos durch die infolge der vorgedrückt Zeit und des stetig herabfallenden, eiskalten Regens immer leerer werdenden Straßen geirrt war — und daß er sich zum Schluß zu seinem eignen Erstaunen vor den bunten Lampions des Portals der „Neuen Bierhalle“ bejunden hatte. Wenn er hernach gefragt wurde, ob es

gleich nachdem er sich von seinen Freunden getrennt hatte, seine Absicht gewesen sei, seine Frau noch am selben Abend aufzusuchen, so hatte er stets nur die eine wie geistesabwesend gegebene Antwort: „Jck weiß nich.“

Er wußte es auch wohl wirklich nicht, war in der Betäubung seines frischen Leides bis dahin keines klaren Gedankens fähig gewesen. Besinnung und Überlegung kehrten ihm erst zurück, als er sich dort sah, wohin sich seit Jahr und Tag die ganze Sorge seines redlichen Herzens konzentriert hatte.

Entschlossen stieß er die Thür auf und trat ein; er war gesonnen, den ganzen, unhaltbaren Zustand zum Abschluß zu bringen. Wie, das wußte er selbst noch nicht; Eins jedoch stand bei ihm fest: Alma mußte wieder zu ihm, sie mußte!

Es war nicht weit mehr von Mitternacht. Die große Halle hatte sich schon ziemlich geleert; nur ein Stammtisch war noch voll besetzt. Hier und dort erschallten bereits die Worte: „Kellner, zahlen!“ welchem Begehr die Angerufenen sehr beflissen Folge leisteten.

Im Hintergrund standen die in die Wirtschaftslokalitäten führenden Thüren halb offen. Ein sader Geruch von kalt gewordenen Speisen drang herein und gab der ohnehin von Wein- und Bierdunst, vom Qualm guter und schlechter Zigarren verdorbenen Luft etwas widrig Erschlaffendes. Die übernächtigen Gesichter des Bedienungspersonals, die umherstehenden Seidel mit Bierneigen, die unordentlich durcheinander geschobenen Stühle und Tische — alles trug den Stempel der abgeschlossenen Tagesarbeit, der Sehnsucht nach Ruhe.

Nur die üppige Gestalt dort hinter dem Buffett machte eine Ausnahme. Von der tadellos adretten Kleidung bis zu den glänzenden, blonden Haarflechten, den krausen Lösschen über der Stirn und den blizenden, blauen Augen atmete an Alma alles unverwüßliche Lebenslust und Heiterkeit. Wie sie jetzt dort stand, der „Kaffeemamsell“ und einem hinzutretenden Kellner einen, einem schmalen Leberetui entnommenen, funkelnden Gegenstand zeigend, da schien sie nicht lange Stunden des Wirkens und Schaffens hinter sich zu haben, sondern sich gerade voll frischer Kraft zu neuer Thätigkeit zu rüsten.

Der Anblick steigerte alle ihm inne wohnende, mühsam gebändigte Leidenschaft zu wilder Blut, verbunden mit rasendem Zorn gegen die Ehrvergeßene, die ihn belogen und betrogen, die seinen rechtschaffnen Namen zum Gespött der Leute gemacht hatte. Wie hatte er sie oft gebeten, wenigstens einmal, wie in alten Zeiten, sonntags mit ihm auszugehen! Sie hatte ihm dann stets erzählt, sie bekäme keinen Urlaub. Während er seinen letzten Rest Lebensmark in nimmer rastender Arbeit für ihrer beider Zukunft daransetzte, hatte sie sich auf den Straßen herumgetrieben wie der Verworfensten eine! . . . Mit drei Schritten stand er vor ihr.

Sie war mit dem Schmuckstück in ihrer Hand, einer hübschen, mit Saphiren und Brillanten besetzten Nadel, beschäftigt und hatte sein Kommen überhört. Durch die Gewalt seiner Blicke dazu gezwungen, sah sie plötzlich auf. Ihr ganzer, lachender Gesichtsausdruck wurde sofort ein anderer, eiskalter.

„So spät noch?“ fragte sie unfreundlich.
„Die Bude wird gleich zugemacht.“

Er gab keine Antwort und hielt die glühenden Augen fest auf ihr Antlitz geheftet. Ihr wurde ersichtlich nicht recht geheuer dabei; mit einem Gemisch von Troß und Verlegenheit hielt sie ihm die Nadel hin. „Hübsch, was?“

Er griff langsam danach. „Wo hast die her?“

„Schenkt kriegt.“ Sie zog die Schmucksache rasch zurück und legte sie wieder in das Etui, das sie dann schloß und in die Tasche steckte. „Von ein feinen Herrn. Hat mich schon öfters was schenkt, is ganz doll hinter mich her.“

„Und das nimmst du an, du — —!“ Es war ein rohes, häßliches Schimpfswort, das er ihr entgegenschleuberte, und das zurückschnellend ihn bis ins innerste Herz traf — tiefer vielleicht als sie, der es galt.

Denn sie schien es ziemlich kühl aufzunehmen. Sie lachte leichtfertig auf und steckte die Hände in die kleinen Schürzentäschchen. „Worum nich? Wenn mein Mann mich so was nich giebt und so was nich geben kann, denn muß ich mir nach'n andern umseh'n.“

„Oder nach viele andere!“ zischte er, „weißt, was alle Welt von dich sagt?“

„Nee; is mich auch ganz egal. Wenn dich das so nich mehr paßt — ich hab's dich doch immerzu schon gesagt, laß dir scheiden. Mir soll's recht sein, lieber heut als morgen.“

Er musterte sie schweigend. War er denn blind gewesen, daß er nicht gesehen hatte, wie verändert ihre ganze Erscheinung war, wie frech die Augen blickten, welch gemeiner Zug um die blutroten Lippen lag? Daß er nicht längst daraus den entsprechenden Schluß gezogen hatte! — Und doch — als seine Blicke langsam von ihrem Antlitz abwärts über den kräftigen, blendend weißen, von dem herabgeschlagenen Matrosenkragen freigegebenen Halsansatz, über ihre feine und doch volle Büste glitten, da fühlte er wieder den brutalen Reiz, den dies Weib auf ihn ausübte. Und in einer Wallung, die mit der früher für sie empfundenen, anbetenden Zärtlichkeit nur noch sehr wenig Verwandtes hatte, die aber in ihrer elementaren Wildheit um so gefährlicher für die davon Umfangene war, sagte er sich — sie freiwillig aufgeben, nie und nimmermehr!

„Das möcht'st du woll!“ fuhr er sie mit erflückter Stimme an. „Ganz dein eigener Herr sein, den Leuten so flink wie du Luft bast, ganz unter die Füße kommen! — Nee, mein Deern, daraus wird nig. Ich muß dir sprechen — nu gleich.“

Sein Auftreten flößte ihr wie stets, wenn er diesen Ton anschlug, eine gewisse Unruhe ein. Sie schlug die festen Augen nieder und zerrte ungeschlüssig an ihrer Schürze. „Es is schon so spät,“ warf sie in versöhnlicher klingenden Lauten hin, „komm lieber 'n ander Mal wieder, Wilhelm.“

Wie lange hatte sie ihn schon nicht mehr beim Vornamen genannt, wie lange schon nicht mehr in diesen weichen Klängen zu ihm geredet! Allein die Zeiten, da derartige Mittelchen bei ihm verfangen, waren vorbei. Ebenso bestimmt wie zuvor entgegnete er: „Denk' nich dran. Jetzt wird's abgemacht; wenn du vernünftig bist, währt es nich lange.“

„Na, un wenn ich nu nich will?“ — Aus ihren Worten sprach der alte Eigensinn.

Er lachte leise und höhnisch auf. „Ich weiß, was du denkst. Du glaubst, wenn ich hier Skandal mach', sezt der Wirt mir an die

Luft. Kann sein, daß du recht hast. Aber, das sag' ich dich, mein Kind, dann fliegst du am Ende noch mit. Schmeißt er mir raus, komm ich morgen wieder, un übermorgen auch, un alle Tage, un steck hier so Feuer an, daß er dir doch satt kriegen soll!"

Alma überlegte. Was ihr Mann sagte, traf mehr zu, als er selbst ahnte. Schon öfter hatte ihr Chef ihr unverblümt zu verstehen gegeben, er sähe die Besuche des „alten Brummbären“ nicht gern. Der Herr Prinzipal hielt sehr auf die Reputation seines Lokals; kam es wirklich zu lärmenden Auftritten — sie zog vor, sich das Bild nicht weiter auszumalen. Wohl hatte mehr denn einer ihrer Verehrer ihr erklärt, sie sei viel zu schade für eine Buffettiere, und er würde sich ein Vergnügen daraus machen, ihr eine günstigere Existenz zu schaffen. Jedoch war's ein letzter Rest innerlicher Anständigkeit, die sie vor diesem nächsten, großen Schritt auf der Bahn des Lasters zurückschrecken ließ, oder — was wahrscheinlicher war — fürchtete sie einfach, die mit Worten so Bereitwilligen würden sich, vor die Thatfachen gestellt, doch besinnen, ihren Versprechungen gemäß zu handeln — genug, sie wies diese vor ihrem Innern auftauchende Eventualität entschieden von sich.

„Gut,“ sagte sie hierauf laut, „dann aber rasch! Un nich hier, sie hören alle zu. Komm mit!“ — Und sie führte ihn in eine schmale, zwischen dem Buffettaum und der Kaffeeküche gelegne Kammer, in der tagsüber Butterbrote gestrichen, Braten zerschnitten und die fertig angerichteten Schüsseln mit den letzten Verzierungen versehen wurden. In seiner jetzigen Unordnung, mit dem haufenweise zusammengestellten, gebrauchten Geschirr, den großen, fast leeren Tellern, auf denen die winzigen Reste einst mächtiger Braten neben den gewaltigen, scharfgeschliffenen Vorschneidemessern ruhten, machte der Raum mit dem durch zahllose darüber wandelnde Füße mit einer dicken Staubschicht bedeckten Fußboden, der trübe brennenden, dem Verlöschen nahen Petroleumlampe einen noch wüsteren Eindruck als der Restaurationsaal. Ein verschlafnes, junges Küchenmädchen war mit dem Zusammenstellen der Schüsseln beschäftigt; Alma wies sie kurz an, sich zu entfernen.

„Die Teller sollen aber's noch aufgewaschen werden, Fräulein,“ wendete das halbwüchsig Ding zögernd ein.

„Geh' man, Henny, das thu' ich nachher selbst.“

„Frölen wullt dat sülvst dohn?“ rief die Kleine erstaunt und erfreut. „Denn kann ich to Bedd gahn?“

„Ja, ja!“ sagte Alma ungeduldig und schob das Mädchen zur Thür hinaus, die sie dann, ebenso wie die in die Halle leitende hastig schloß. Dann wandte sie sich an ihren Mann. „Na, also?“

„Du gehst jetzt gleich zum Wirt un kündigst ihm zum Ersten un kommst dann wieder nach Haus. Morgen miet' ich 'ne Wohnung un sag' Doris, daß du das Kind dann wieder holst. So, das wullt' ich dich sagen. Nu mach, daß du hinkommst zu dein Herrn, er is drinnen.“

Sie hatte ihn mit keiner Bewegung unterbrochen, sondern ihn nur, schräg unter den gesenkten Lidern hervorklinzelnd, scharf beobachtet. Als er schwieg, schlug sie die Augen voll auf; zwischen den blonden Brauen standen zwei tiefe Falten. „Fällt mir garnich ein!“ entgegnete sie mit künstlicher Gelassenheit. Scheinbar gleichgiltig zog sie das Schmutzetui abermals hervor, ließ den Deckel aufspringen und betrachtete die schimmernden Steine so angelegentlich, als sei jene Sache hiermit für sie erledigt.

Mit einem Ruck hatte er ihr das Etui entrisßen; im nächsten Moment flog die Broche heraus und wurde unter seinem schweren Stiefelabsatz zu einer formlosen Masse zertreten.

„So!“ sagte er tiefaufatmend, „wilst du nun thun, wie dich befohlen is?“

Bei seiner Handlungsweise hatte sich ihrer eine grenzenlose, alle Klugheit beiseite setzende Wut bemächtigt, die nun durch seine Worte wenn möglich noch gesteigert wurde. Einer Furie gleich stürzte sie auf ihn zu. „Befehlen?“ wiederholte sie, „du hast mich nichts zu befehlen, heut nich un niemals. Scheiden lassen wilt dich nich — na, denn such ich mir mein Pläster, wo ich's finde. Was die Leute dich vorgeschmacht haben — da is vielleicht allershand Lügenfram zwischen — aber in Gänzen is es sicher eher noch zu wenig. Ich mach'

da kein Geheimnis aus, kannst es von mich selbst hören, denn weißt du wenigstens, was richtig ist.“ Und mit cynischer Roheit erzählte sie ihm nun, wann, wo und mit wem sie ihn betrogen hatte, in ihrer furchtbaren Erregung doch stets noch die Wendungen findend, die ihn am tiefsten verletzen mußten, bis sie endlich mit der höhnischen Frage schloß: „Na, willst mir nun auch noch wieder haben oder laufen lassen?“

Sein Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Ein größerer Physiognomiker wäre vielleicht beim Anblick des kaum noch menschenähnlichen Ausdrucks seiner Züge von Befürchtungen gepackt worden. Die schöne Buffettiere verstand indessen von dergleichen nichts und weidete sich nur an seiner Qual. Als sie nunmehr, durch seine Stummheit erbittert, ihre letzten Worte nochmals, mit noch grimmigerem Spott, hervorstieß, da entgegnete er mit sonderbarer, wie von weither klingender Stimme: „Wieder haben will ich dir nich, Alma, aber laufen laß ich dir auch nich!“ —

Blitzschnell hatte er eins der mächtigen, spitzen Vorschneidmesser ergriffen und es ihr bis ans Hest ins Herz gestoßen.

„Mord! Hilfe!“ schrie sie gellend auf, taumelte zurück und riß mit letzter Kraftanstrengung das Messer aus der Wunde. Ein breiter Blutstrom schoß hervor. Sie brach zusammen, im selben Augenblick, als infolge des alarmierenden Hilserufs beide Thüren aufgerissen wurden.

Im nächsten Moment war die Kammer voll Menschen. Allein es war zu spät; Rettung konnte kein Erdengeborener mehr bringen. Ein zufällig anwesender Arzt bemühte sich um die Sterbende, die nach Ablauf von wenigen Minuten die Augen für immer schloß. — Der Mörder war regungslos stehen geblieben und ließ sich von den alsbald erscheinenden Polizisten ruhig festnehmen . . .

* * *

Bei der darauffolgenden Gerichtsverhandlung verhielt sich der Angeklagte völlig teilnahmslos; es war, als sei in dem Augenblick, da er den tobbringenden Stahl in das Herz des trotz allem geliebten Weibes gesenkt, etwas in Wilhelm Janzen erstorben. Gleichgiltig

folgte er den Bemühungen des ihm ex officio bestellten Verteidigers, eines jungen Anwalts, der sich durch diesen Prozeß einen Namen machen wollte und seine ganze Kraft einsetzte, um seinen Klienten zu retten.

Vergebliches Mühen! Die Frage war nur, ob das Verbrechen als beabsichtigter Mord oder als einfacher Totschlag aufzufassen und abzuurteilen sei. Für das erstere sprachen die unglückseligen Worte, mit denen er das „Wappen von Holland“ verlassen hatte — „ic wil een Enn maken“ — für das letztere die Abwesenheit jeglicher Waffe in seinem Besitz, der nachweisliche Zufall, der das unselige Opfer selbst veranlaßt hatte, ihn in die Nähe der gefährlichen Messer zu bringen. Als fernerer Milderungsgrund für ihn galten die von Ohrenzeugen vernommenen aufstachelnden Reden, mit denen sie, die mit ihrem Leben dafür büßen sollte, ihren Mann bis zur Besinnungslosigkeit gereizt hatte.

Mit steinerner Apathie ließ er die Verhandlung an sich vorübergehen, fast, als beträfe sie nicht ihn selbst, sondern einen Dritten. Auf die ihm vorgelegten Fragen antwortete er präzis, mit so wenig Worten wie möglich und mit kaum vernehmbarer Stimme. Nur während des Plaidoyers seines Advokaten verließ ihn einmal die Fassung — als sein alter Vater erwähnt wurde, der seinen Namen immer in Ehren getragen, den Namen, den er selbst nun schmachbestekt auf sein schuldloses Kind vererben sollte. Als dann der junge Mann, von der eignen Beredsamkeit fortgerissen, in bewegten Worten dieses Kindes gedachte, das nie Mutterliebe gekannt und dem die unerbittliche Justiz nun auch den Vater rauben wollte, da rann ein Schauer durch Wilhelm Janzens zusammengesunkene Gestalt, und er bedeckte sein Antlitz mit den abgemagerten Händen.

Sein ganzes sonstiges Verhalten machte auf die Geschworenen, die darin Verstocktheit sahen, einen entschieden ungünstigen Eindruck, so sehr, daß ihm trotz der eifrigsten Anstrengungen des jungen Juristen keine mildernden Umstände zuerkannt wurden. Das Urteil lautete auf zehn Jahre Zuchthaus. Bei der Verkündung des Spruches gab er ebenso wenig ein Zeichen von Ergriffenheit von sich wie vorher. Als der vorsitzende Richter ihn

dann fragte, ob er noch irgend etwas zu bemerken habe, machte er eine halbe Bewegung wie zum Sprechen, verharrte hierauf indes in seiner Stummheit. Der Verteidiger beugte sich zu ihm nieder und sprach ihm leise und eindringlich zu. Seine Antwort darauf war in der im Gerichtssaal herrschenden Lautlosigkeit deutlich vernehmbar. „Wozu, Herr Doktor?“ fragte er heiser. „Strafe hab' ich verdient. Und das Ende davon erleb' ich ja doch nicht. Nie werde ich die Elbe wiedersehen“ — die Stimme brach ihm, und er wandte sich ab. — — —

* * *

Seine Voraussagung traf ein. Kaum fünf Monate verbrachte er im Gefängnis; dann stand er vor einem höheren Richter, dessen unerforschliche Gnade sein schweres Fehlen vielleicht milder beurteilte, als das durch Menschenurtheile gefesselte Menschenkönnen es durfte und mochte. Wie aus den Briefen des Gefängnispredigers an Betty und ihren Vater hervorging, war er nach qualvollen Leiden gern und voll demütiger Hoffnung auf Vergebung dort droben gestorben. —

* * *

Seit jenem anfangs geschilderten Sommer tag war mehr denn ein Vierteljahr verfloßen. Wilhelm Janzen und sein trauriges Schicksal gehörten, nachdem zur Genüge von allen darüber gesprochen war, der Vergangenheit an und gerieten langsam in Vergessenheit. Alles war im gewohnten Geleise. Nur das schwarze Band an der kleinen, weißen Dienstmädchenhaube seiner Schwester mahnte noch an den Unglücklichen und zeigte, daß es Menschen gab, die dies verfehlte Leben in heißer Trauer beweinten.

Dann aber wurden wir insgesamt in für uns recht unangenehmer Weise an die abgespielte Tragödie erinnert, als Betty eines Abends zu meinen Eltern ins Wohnzimmer kam und in ihrer gewohnten, bescheidenen Weise fragte: „Kann Vater wohl die Herrschaften einen Augenblick sprechen?“

„Gewiß, Betty!“ erwiderte Papa, „jetzt gleich?“

„Wenn ich bitten dürfte und es Herrn Rat paßt!“

„Natürlich; lassen Sie ihn hereinkommen.“

Uns allen war es aufgefallen, wie blaß das Mädchen war. Als sie nunmehr die Thür zum Korridor öffnete, um den Wartenden hereinzulassen, schien es im grell sie bestrahlenden Licht der draußen brennenden Ampel, als weiche der letzte Blutstropfen aus ihrem jüngst recht schmal gewordenen Gesicht.

Der alte Korbmacher Janzen schob sich unbeholfsen herein. Er war groß und hager und machte auf uns, die wir ihn lange nicht gesehen hatten, mit seinen vorgeschobenen Schultern, dem unsicher schlürfenden Gang den Eindruck eines über Nacht zum hilflosen Greise Gewordenen. Mit einem halbblaut gemurmelt: „Gu'n Abend!“ blieb er dicht neben der Thür stehen. Papas Aufforderung, näher zu kommen, beachtete er nicht, sondern verharrte wie angewurzelt an seinem Platz und zerknitterte linksich einen zusammengefalteten, aus der Brusttasche seines langen, altmodischen Sonntagsrocks gezogenen Brief. Er fand augenscheinlich keine Einleitung für das, was er zu sagen wünschte.

Betty, die sich bis dahin neben ihm gehalten hatte, machte entschlossen der unbehaglichen Spannung ein Ende. „Kumm, Vadder!“ sagte sie leise und zog den Zögernden einige Schritte tiefer ins Zimmer hinein. Dann wandte sie sich an meine Mutter: „Vater wollt' die Herrschaften bitten, ob ich nicht zu November hier von meine Stelle abgeh'n kann.“

„Betty!“ rief Mama erschreckt; sie war ganz vernichtet. Betty, die immer Willige, Unermüdete wollte uns verlassen! — Auch ich hätte meinen Kummer über den drohenden Verlust meines stets gefälligen Schutzgeists gern ausgedrückt. Aber eine innere Stimme riet mir, mich augenblicklich lieber nicht hervorzuthun; die Gefahr lag nahe, man würde mir andeuten, meine Gegenwart hier sei überflüssig. Und ich brannte darauf, den Grund von Betty's Entschluß zu erfahren. Daß sie sehr gern bei uns war, wußten wir alle.

Inzwischen hatte sie das Wort ergriffen. „Ich weiß wohl, die Herrschaften brauchen mir nicht vor Mai weg zu lassen, aber Vater wollt' sehr bitten — ich soll nach Haus —“

Der Alte hielt zur Bestätigung schweigend den so lange krampfhaft festgehaltenen Brief

meinen Eltern hin. Seine Tochter schob seine zitternde Hand sanft zurück. „Nachher, Vater, nachher.“ Dann richtete sie ihre Rede wieder an ihre Herrin. „Es wird mich ja wahrhaftig nicht leicht, Frau Kat, von so'n gute Herrschaft zu geh'n, so gut krieg ich's mein Lebtag nicht wieder, das weiß ich. Un ich halt' soviel von die Kinder“ — sie stockte eine Sekunde, ihre Stimme wurde schwankend. Dann jedoch fuhr sie tapfer fort: „Aber das is wegen mein Bruder sein Kleine, wegen Wilhelm sein lütt Anna. Vater nimmt ihr zu sich, da muß ich auch zu ihm.“

„Das Kind ist doch bei Ihrer Schwester sehr gut aufgehoben!“ warf Mama erstaunt ein.

Betty schüttelte den Kopf. „Wilhelm hat ihr da nie gern geseh'n. Was Doris is, die is 'n bißchen forsch, un die hat ihr eigen Kinners, da hat Wilhelm immer gemeint, sein klein Deern kriegt nicht ihr Recht. Un nu hat er den Tag, eh' er gestorben is, sein Pastor da — da, wo er war, ein Brief vorgelegt — aber wollen die Herrschaften nicht selber lesen?“

Jetzt nahm sie dem Alten das Schriftstück aus der Hand und reichte es Papa hin, der es langsam vorlas. Es enthielt in schlichten Worten die Bitte des Sterbenden, sein Vater und seine Lieblingschwester Betty möchten sich seines verlassenen Kindes annehmen. Die Sätze, die der Geistliche wohl genau so, wie sie aus dem Munde des unglücklichen Vaters gegangen, niedergeschrieben hatte, mußten in ihrer Einfachheit auf jeden Fühlenden eine tief ergreifende Wirkung haben. Gerade die Abwesenheit von jeglicher Phrase ließ der Schlusswendung: „Doris meint es gut, aber sie hat keine Liebe. Nehmt Anna da weg; laßt mein Kind, das keine Eltern hat, nicht ohne Liebe aufwachsen. Es wird Euch einmal gelohnt werden!“ eine wahrhaft erschütternde Gewalt.

Papa faltete das Schreiben zusammen und gab es dem alten Mann schweigend zurück. „Ja,“ sagte er dann bedauernd, „das sehe ich ein, dabei ist wohl nicht viel zu thun, meine gute Betty!“

„Dann darf ich also nächsten Monat gehen?“ fragte das Mädchen.

Nun legte Mama sich ins Mittel; die Aussicht auf ein neu anzulernendes Haus-

mädchen hatte für sie durchaus nichts Verführerisches. „Sollte es denn gar keinen andern Ausweg geben? Wir lassen Sie ungern gehen, mein Kind. Wenn man nun das kleine Mädchen bei andern braven Leuten unterbrächte! Man findet sicherlich gute Pfliegereltern.“

Betty schlug ihre treuen, dunkelgrauen Augen voll zu ihrer Gebieterin auf. „Gewiß, Frau Kat, un besser, als Annschen es bei die alte Mutter Wöhlert hatte, bekommt sie es nirgends. Aber das war 'ne Ausnahme. Zum zweitenmal treffen wir's nicht so wieder. Wie Pfliegereltern gewöhnlich sind, das — das haben wir ja bei Annschens Mutter geseh'n. Un das waren doch auch noch nicht 'mal die Schlimmsten. Nein“ — sie schöpfte tief Atem — „ich möcht' so thun, wie Wilhelm es gewollt hat. Mag er sich auch sonst viel zu Schulden haben kommen lassen — mir is er immer 'n guter Bruder gewesen —“

„De Jung weer goot 'noog, awer de Deern, de Deern!“ murmelte der alte Janßen dazwischen.

Betty legte beschwichtigend die Hand auf seinen Arm. „Laß ihr in Frieden, Vater, sie hat mit ihr Leben dafür gezahlt.“ Abermals zu Mama gewendet, fuhr sie dann fort: „Doris hätt das Kind auch so wie so man ungern behalten.“

„Aber Betty,“ warf meine Mutter ein, „wie soll das denn werden? — Ich weiß doch nicht, ob ich Ihnen in Ihrer aller Interesse ernstlich raten darf, Ihren Plan auszuführen! Jetzt brauchen Sie für sich nicht weiter zu sorgen, Sie haben Ihren guten Lohn, zu dem wir Ihnen gern eine Zulage gewähren würden. Damit könnten Sie leicht ein Kostgeld für das Kind bestreiten. Wenn Sie Ihren Platz aber aufgeben — Ihrem Vater werden Sie doch nicht zur Last fallen wollen“ — Mama streifte die verfallne Gestalt des Greises mit einem vielsagenden Blick — „das geht doch nicht!“

Der Alte wollte etwas entgegnen, seine Tochter jedoch ergriff seine Rechte und befiel sie liebevoll in der ihren, während sie rasch antwortete: „Da is auch kein Gedanke an, Frau Kat. Ich bin jung un kräftig un kann arbeiten. Ich dacht', ich wollt' für ander Leute nähen un waschen, un bißchen schneidern

kann ich auch. Un wenn die Kleine erst etwas größer is, denn kann ich zu'n Scheuern un Aufwarten ausgehen. Sie war 'n bißchen verzogen, sagen sie alle, aber" — ein halbes Lächeln flog über das ernste, junge Gesicht — „das hat Doris ihr woll abgewöhnt, bei die wird sie selbständig genug geworden sein, da bin ich nich bange vor. Doris hat uns alle, als wir klein waren, gehörig auf'n Trab gebracht. Un ich dacht" — ihr Ton klang bittend — „wenn Frau Rat mich dann ihre Kundtschaft zuwendet und mir weiter empfiehlt" —

„Selbstverständlich," versetzte Mama gütig, „unser Haus ist Ihnen sicher. Aber, mein armes Kind, sind Sie sich darüber auch klar? Sie nehmen ein hartes Leben voller Verantwortung und Arbeit auf sich, härter und mühseliger, als Sie es bisher gekannt haben!"

„Das schad't nich, Frau Rat," erwiderte sie einfach, „ich möcht' bloß meine Schuldigkeit thun. Un auch für Vater is es woll ebenso gut, wenn er jemand um sich hat, der ordentlich für ihn sorgt. Er kann sein Arbeit doch man schwer noch ab."

Mein Vater trat plötzlich auf die Sprecherin zu und bot ihr die Hand. „Sie sind ein wackeres Mädchen, Betty," sagte er, indem er ihre verarbeitete Rechte kräftig schüttelte. „Ihnen muß es noch gut gehen im Leben. Wer so geduldig seine Pflichten auf sich nimmt und gleichzeitig das vierte Gebot so hoch hält, den wird der liebe Gott nicht verlassen. Handeln Sie, wie Ihr Herz Sie treibt und nehmen Sie unsere besten Wünsche auf Ihre fernere Laufbahn mit."

Betty war von der ungewohnten Lobrede ihres Herrn derartig verwirrt, daß ihre bis dahin blaffen Wangen sich mit dunkler Röte bedeckten und sie die freundlichen Worte, mit denen Mama ihr nochmals zusicherte, man werde ihr nach Möglichkeit in ihrem neuen Leben die Wege ebnen, kaum verstand. Erst als Mama sie scherzend fragte: „Na, Betty, haben Sie auch aufmerksam zugehört?" kehrte ihre gewöhnliche, ruhig-bescheidene Fassung zurück.

„Gewiß, Frau Rat, ich bedank' mich auch vielmals. Un — un nu hätten wir eigentlich noch 'ne Bitte." Sie blickte zaghaft vor sich hin.

„Nur zu, Betty!" ermutigte Papa sie, „so schlimm wird es ja nicht sein."

„Doch, Herr Rat, es is woll etwas viel verlangt. Aber würden Herr Rat vielleicht so gut sein un die Vormundschaft über die kleine Anna übernehmen? — Erst hat unser Fritz sie gehabt, aber der will ja schon seit das Unglück mit Gewalt auswandern, da is kein Halten. Er sagt, er kriegt da zuviel über zu hören von seine Bekannten. Wahrscheinlich geht er schon in Dezembermonat. Würden Herr Rat?" — —

„Selbstverständlich," entgegnete Papa bereitwillig, „und ich verspreche Ihnen, dieser Vormund läuft Ihnen nicht davon! Im Gegenteil, ich werde furchtbar scharf auf mein Mündel aufpassen!"

Über ihre vergrämten Züge glitt es bei Papas launig-gemüthlicher Sprechweise wieder wie leises Lächeln. „Wie soll'n wir Herrn Rat nur genug danken?" — Ihre klaren Augen standen voll Thränen. — „Ach, was hab' ich's hier schön gehabt!" — Durch ihre Stimme klang mühsam unterdrücktes Schluchzen, doch sie faßte sich schnell und fragte in ihrem gewöhnten höflichen Ton: „Darf ich Vater woll eben an den Omnibus bringen? Ich laß ihn in der Dunkelheit nich gern den ganzen Weg allein gehen."

„Gern, Betty. Adieu, Janßen, kommen Sie gut nach Hause."

Im nächsten Augenblick waren wir allein. Mama seufzte bitterlich. „Eine so nette Person bekommen wir so leicht nicht wieder!" klagte sie. „Warum müssen die schwersten Pflichten immer gerade so brave, gewissenhafte Menschen treffen?"

Papa war ans Fenster getreten und schaute gedankenvoll hinaus. „Weil weniger Brave, Gewissenhafte die Nothwendigkeit, eine solche Last auf sich zu nehmen, kurzerhand nicht anerkennen," antwortete er ernst. „Diesem Mädchen aber kommt gar nicht der Gedanke, die Bitte aus dem Grabe in etwas bequemerer Weise auszulegen. Die schwerste Pflicht ist ihr auch die heiligste Pflicht. — Sieh, dort gehen sie."

Mama und ich traten zu ihm. Ich hatte keinen Grund mehr, mein Infognito zu wahren — jetzt würde man mich kaum noch hinaus-

sehen. Papa begnügte sich auch mit der ironischen Bemerkung, ohne meine Anwesenheit wäre die Sache wohl wieder nicht gegangen, machte mir dann aber bereitwillig neben sich Platz.

Da sahen wir die beiden in der dicken Nebelluft, die allen Umrissen etwas unsicher Verschwommenes gab, bestrahlt von dem rötlich trüben Licht der Gaslaternen. Betty geleitete vorsichtig den alten Mann, der seinen Arm schwerfällig auf ihre, von der Last ein wenig auf die Seite gezogene Schulter stützte.

„Antigone,“ sagte Mama unwillkürlich.

Mein Vater nickte. „Derselbe Vergleich drängte mir sich auf. Jene dort hat es indes noch schlimmer, denn soviel ich weiß, waren weder Oteocles, noch Polynices so rücksichtslos, ihrer Schwester irgend welche heranzuziehende Nachkommenschaft zu hinterlassen. Möge das arme, junge Ding dort gleichfalls für die ihr Anvertrauten ein friedliches Kolonos finden! — Vor allem aber, möge die auf ihren Schultern liegende Bürde ihr nicht auf die Dauer allzu schwer werden!“ . . .

* * *

Einige Wochen noch, und Betty Jantzen sollte ihr neues Leben beginnen. Ihr Fortgehen weckte bei uns allgemeine Trauer. Jeder empfand jetzt erst, wie gern er das immer gefällige, anspruchslöse Geschöpf gehabt hatte. Klaus verstieg sich sogar dazu, seiner bisherigen Kameradin Herz und Hand anzubieten. Dieser Vorschlag verfezte Auguste, die in den Jahren war, wo manche Dienstmädchen — und, wie es heißt, nicht nur Dienstmädchen! — jede Heirat, bei der sie nicht der eine eheschließende Teil sind, als persönliche Beleidigung empfinden, in helle Entrüstung. Sie ließ sich zu allerhand spitzigen Fragen hinreißen: Wie Klaus sich das dachte? Ob er gesonnen sei, den alten Jantzen und die kleine Anna „mitsdurchzuhalten?“ — Klaus begegnete all diesen Erkundigungen mit dem würdevollen Schweigen eines echten Holsteiners. Als aber schließlich die ungestüme Fragerin es gar zu arg trieb, erwiderte er gelassen: „Ich sang' ein Grünkeller an — da können sie alle satt bei werden. Un Sie, Auguste, kriegen

da allens billiger, aber nur, wenn Sie jetzt ein für allemal gefälltigt Ihren Enabel halten.“ Die Köchin hatte wohl oder übel gehorcht. Sie wußte, wenn der blonde Niese in diesem scheinbar ruhigen Ton sprach, war nicht mit ihm zu spaßen.

Mein Vater, wiewohl von der Aussicht auf den Verlust seines langjährigen Faktotums gerade so wenig entzückt wie meine Mutter kurz zuvor von der Kündigung ihrer Betty, riet mit schier übermenschlicher Selbstlosigkeit Betty nachdrücklich, ihren Bewerber zu erhören. Klaus war sehr anständig, von vortrefflichem, verlässlichem Charakter und hatte außerdem in den langen Jahren seiner Dienstzeit, wie man bei uns zu sagen pflegt, „gehörig was auf die hohe Kante gelegt.“ Er würde die Last und Verantwortung, die für ein schwaches Mädchen beinahe erdrückend schien, wohl überhaupt kaum als solche empfunden haben.

Betty indes wollte nichts davon hören. Wie sie meiner Mutter erklärte, hatte sie den wackeren Klaus recht gern, aber nicht gern genug, um ein solches Opfer von ihm anzunehmen. „Wenn ich das thu, Frau Mat, denn muß ich ganz schrecklich viel von einem halten, mehr als ich's bei Klaus thu'. Er weiß, daß ich sowas kein ein zumuten würd', den ich man eben leiden mag. Un ihn was vorlügen, wenn's auch nicht direkt mit Worten is, kan un will ich nich.“ — Mama hatte erlaunt von der feinfühligem Logik dieses Kindes aus dem Volk Notiz genommen und stand hierauf von ihren Überredungsversuchen ab.

Auguste hingegen teilte, nachdem Betty's Korb Thatsache geworden war, jedem, der es hören wollte, mit, „Betty wäre die einzige Deern, die nich rein unklug würde, sowie die Mannsleute ins Spiel kämen.“

Was die Vielbesprochene selbst eigentlich von ihrer Zukunft hielt, das war nicht leicht zu sagen. Sie war sehr einsilbig geworden. Mama meinte in jenen Tagen einmal, sie magere sehr ab, was Auguste mit einer Art mürrischen Mitleids und dem Zusatz, „sie ist ja auch fast nichts und schläft kein bißchen des Nachts,“ bestätigte. Betty jedoch bestritt solche Behauptungen energisch, erklärte sich für völlig wohl und arbeitete mit doppeltem Eifer

weiter, um ihrer Nachfolgerin alles tadellos zu übergeben.

Sie hatte kleine Kinder immer gern gehabt und für ihr Nichtsden speziell einen regen Anteil gezeigt. Ob sie aber in ihrer pünktlichen Gewissenhaftigkeit nicht doch vor der Aufgabe, das Kind, das von seiner Mutter Gott weiß welche Anlagen geerbt haben mochte, zu einem brauchbaren Menschen zu erziehen, ein wenig zurückschreckte? Ein Auftritt, den wir damals beobachteten, schien das zu bestätigen.

Doris pflegte, seit über die nächste Zukunft solchermaßen entschieden war, die kleine Anna mindestens einmal wöchentlich zu ihrer Pflegemutter in spe, solange diese noch bei uns im Dienst war, zu bringen. Es war ein ganz entzückendes Geschöpfchen, das kleine Ding mit der Glorie goldblonder Locken um das puppenhafte, zarte Gesicht, den vergißmeinnichtblauen Augen und dem weichen, girrenden Stimmchen. Alle, die es beurteilen konnten, behaupteten, sie erinnere im ganzen unheimlich an ihre Mutter, als sie noch ein Kind war. Unser ganzes Haus erlag dem von dem zierlichen Nichtsden ausgehenden Zauber, meinen Vater selbst nicht ausgeschlossen. Wo immer er seines kleinen Mündels ansichtig wurde, streichelte er ihr wohlgefällig die Wangen; einmal schenkte er ihr sogar ein schönes Bilderbuch, das, wie meine jüngste Schwester mit nicht eben von Seelengröße zeugender, bei ihren jungen Jahren indes noch entschuldbarer Bitterkeit versicherte, ursprünglich für sie bestimmt war. Wir andern Kinder dachten schon größer und stifteten der Kleinen freiwillig einiges von unseren Spielsachen — allerdings meist ohnehin abgängige Stücke. — Mama hingegen suchte einen großen Haufen Kleider, die wir verwachsen hatten, hervor und übergab sie Betty mit der für uns unschmeichelhaften Bemerkung, Annchen würde darin entschieden hübscher aussehen als wir. Ja, sogar Auguste, die Grimmige, sorgte, wenn das Dirnchen erwartet wurde, dafür, daß etliche ein Kindermäulchen erfreuende Leckerbissen in der Küche vorhanden waren.

Der kleine Gast nahm alle diese Fuldigungen mit sonniger, unbefangener Fröhlichkeit, als etwas Selbstverständliches — etwa

wie eine kleine Königin es gethan hätte — hin. Der Mangel an Zärtlichkeit, dem sie in ihrem jetzigen liebelosen Dasein begegnete, hatte offenbar noch keinen verbitternden Einfluß auf sie geübt.

Und ihre süße, zuthuliche Art, die allerliebste Weise, wie die Worte, gleich holdem Vogelgezwitscher, dem weichen Mündchen entfloßen, brachte es mit sich, daß man ihr in den Küchenregionen Unarten passieren ließ, für die man uns, die Kinder des Hauses, ohne Gnade zur Ordnung gerufen hätte.

So hatte Annchen eines Tages ein prächtiges, violettes Seidenband, mit dem Auguste ihren Sonntagshut schmücken wollte, erwischt. Das Prunkstück unbarmherzig mit den dicken Fäustchen zerdrückend, wand sie es sich abwechselnd um den blonden Lockenkopf und um die viereckige, kleine Taille — nicht eben zum Vorteil der steifen Seide. Die Erwachsenen hatten anfangs nicht auf das Kind geachtet und wurden erst durch sein lustiges Jauchzen aufmerksam. Der winzigen Frevlerin das gemißhandelte Band entreißen, sie derb schütteln und den vorwitzigen Händchen ein paar kräftige Schläge versetzen, war für die gestrenge Tante Doris eins. Die bestrafte Kleine brach in das übliche Jammergeschrei aus und lief auf ihre andere Tante zu, die das arme Würmchen sofort auf den Arm nahm und es durch allhand Liebkosungen zu beschwichtigen suchte, während sie gleichzeitig vorwurfsvoll: „Aber Doris!“ sagte.

„Sawoll!“ entgegnete die Angerufene hämisch, „hier brüllt sie, weil sie weiß, sie wird bedauert. Die is ganz ander Prügel gewöhnt un steckt sie ein, ohne zu mucken. Meinst, die kriegst ohne Klaps groß? — Den! 'mal dran, von was fürn Art die kommt. Un das Puzen un Klauslieren, un nach jeden bunten Lappen packen — wir wissen doch, wo das her is un wie das denn weiter geht.“

Die letzten Worte übten eine gewaltige Wirkung auf Betty, die bis dahin voll stummer Opposition ihres Trösteramts gewaltet hatte. „Du hast recht, Doris!“ erwiderte sie mit dumpfer Stimme. Sie stellte das Kind auf die Erde. „Das darf Anna nich wieder thun,“ sagte sie dann, so ernst wie sie noch nie zu der Kleinen gesprochen hatte. „Gleich geh’

zu Auguste un sag', Anna faßt nie mehr was an."

Das kleine Mädchen schien die Sprecherin nicht ernst zu nehmen. „Anna will Band haben, hübsches Band!“ antwortete es mit drolligem Nachdruck.

„Anna kriegt kein Band,“ versetzte Betty noch strenger, „geh hin un sag', was du sagen sollst.“

„Will nich.“ — Die kleinen Füße stampften trotzig auf.

„Wahrhaftigen Gott, ganz wie ihr Mutter,“ murmelte Doris sehr hörbar.

Diese Bemerkung regte Betty grenzenlos auf. Fast noch rauher als vorhin ihre Schwester faßte sie jetzt das Dirnchen am Arm und sagte so drohend: „Thu, was du sollst!“ daß das eingeschüchterte Kind, nachdem es einen verzweifelnden, hilfeseuchenden Blick um sich geworfen hatte, ohne weiteres schluchzend gehorchte.

Auguste, die sich bis dahin wider ihre sonstige Gepflogenheit mit keiner Silbe an den Debatten beteiligt, sondern sich brummend damit beschäftigt hatte, ihren malträtierten Putzartikel zu glätten, schien beim Anblick des verängstigten Geschöpfchens ein menschliches Rühren zu empfinden. „Wie kann man so'n lütt Ding so ansfahren?“ rief sie tadelnd. „Wein' man nich, mein klein Deern, laß man, is schon gut. Sollst 'n klein Kuchen haben. — 'n Kind, das kein Eltern mehr hat!“ fuhr sie mit einem strafenden Blick auf die zwei Schwestern fort, „'n bißchen Gefühl hat man doch auch — na, Betty!“ . . .

Der letzte Ausruf war durch Bettys stürmisches Emporreißn der gescholtenen Kleinen veranlaßt. Bei Augustens Neben von heftigem Selbstvorwurf ergriffen, bedeckte sie Annchen, die den ersten Vorgang über dem von ihrer dicken Parteigängerin gespendeten Kuchen bereits verschmerzt hatte, mit leidenschaftlichen Küffen. Dann aber stellte sie das Kind plötzlich wieder auf die Füße, brach in Thränen aus und verließ die Küche.

Doris wollte ihr folgen, aber Auguste hielt sie zurück. „Lassen Sie ihr man in Ruh, Doris. Da wird sie besser allein mit fertig. Sie macht sich wohl Sorgen für später.“

„Na,“ meinte die andere, die sich anscheinend ihrer vorübergehenden, weiche-

Wallung schämte, „sie wollt' es ja nich anders un mußt' sich mit Gewalt den Balg auffaden. Aber mir soll wundern, was das für 'n Erziehung wird. Wenn das Gör allemal seinen Willen kriegen soll, wenn jemand dran erinnert, daß sie keine Eltern mehr hat.“ —

Augustens breites, gutmütiges Gesicht schaute bekümmert drein. „Ach was, so was schad't nich,“ meinte sie dann, — ein Grundsatz, mit dem ein Pädagoge von Fach kaum einverstanden gewesen wäre, — „besser zu weich als zu hart.“ Die Spitze dieser Bemerkung richtete sie unverkennbar gegen Doris, die sie nie leiden konnte, und die jetzt that, als fühle sie keinen persönlichen Stich heraus. „Aber sie wird es sich so gräßig schwer machen mit all so'n Wehleidigkeit. Un für das Kind is das vielleicht nich 'mal gut.“

„Ganzen gewiß nich, bei Gören tauzt so was nie. Aber mir geht das Gottlob nich mehr an,“ bemerkte Doris philosophisch. „Minschenwille is Menschenhimmelrik! — Deern, Anna, mach fix, wir müssen nach Haus.“

* * *

Jedenfalls that Betty, was in ihren Kräften stand, um der übernommenen Aufgabe gerecht zu werden. Sie hatte ihren Vater, wenn auch nur mit großer Mühe, veranlaßt, die Wohnung, in der er über dreißig Jahre gelebt hatte, aufzugeben und sein Domizil in einer entfernten, aber gleichfalls in der unmittelbaren Nähe des mächtigen Stromes belegenen Straße aufzuschlagen. Sie wußte, wäre sie mit dem alten Mann in ein ganz anderes Viertel gezogen, — sie hätte ihm damit die Lebensadern unterbunden. Wie so viele, an der „Waterkant“ geborene und groß gewordene Hamburger, hegte er eine heiße, tiefe Anhänglichkeit an die weite, glitzernde Elbe. Auf den täglichen Anblick ihres bald blau schimmernden, bald grau im Nebel verschwimmenden Spiegels verzichteten zu sollen, wäre sein Tod gewesen.

Aus der eigentlichen Gegend wollte sie jedoch des Kindes wegen heraus. Gar zu viele lebten noch dort, die Alma Lührs in ihrer frischen, festen Schönheit gekannt hatten und haarsträubende Geschichten von ihrem „flotten“ Lebenswandel erzählten. Geschichten, die nichts von ihrer Eindringlichkeit dadurch verloren, daß

sie fünf, sechs oder noch mehr Jahre alt waren und mittlerweile eine Wanderung durch doppelt so viele Münden zurückgelegt hatten.

Das Kind war bisher in glücklicher Unwissenheit über seine Eltern und die Ursachen, die es seines natürlichen Schutzes beraubt hatten, erhalten worden. Ihre Mutter hatte Anna ja kaum gekannt und daher auch nie vermist. Nach dem Vater, der ihr immer so schöne Sachen mitgebracht und sie stets gegen die scheltende Tante in Schutz genommen, hatte sie anfangs zwar häufig gefragt, sich indes nach Kinderart leicht durch beliebige Ausflüchte beschwichtigen lassen und ihn zum Schluß alsbald vergessen. So lange es irgend anging, wollte ihre brave, junge Pflegemutter sie in ihrer Unkenntnis belassen. —

„Nützt dich doch nichts,“ entschied Doris in ihrer schroffen Art, „meinst, in Schule soll sie das nicht erfahren? — Dafür giebt es zuviel Schlingels auf die Welt, die ein gern was Unangenehmes sagen.“

Betty sah von ihrer Näherer auf. Sie hatte ihr Wort wahr gemacht und sich um alle mögliche Arbeit bemüht; sie war keine Minute müßig. „Das Kind ist noch kein fünf Jahr alt,“ entgegnete sie gedankenvoll, „mit die Schule hat es noch gute Wege. An jeder Tag, der hingeht, ohne daß sie es weiß, ist doch nicht zum Schaden, Doris!“

Über das harte Gesicht der Schwester zog es wie schwache Nührung. „Kann sein, du hast recht. Aber du gehst bei das Gör zu sehr nach dich selbst un dein tutige Manier. Die verträgt eher 'n Puff. Un, — am Ende, wenn sie das erst zu wissen kriegt, wenn sie groß ist un mehr versteht, ist es für ihr noch schlimmer.“

Die Jüngere wurde unschlüssig. „Würd'st du wirklich, in Ernst, Anna was davon sagen? — ich mein' natürlich nicht allens, man bloß, daß ihre Eltern tot sind, un so, — wenn sie 'mal fragt.“

„Fragt sie?“ gab Doris zurück. „Wie sie noch bei mich war, hat sie das zuletzt garnicht mehr gethan.“

„Bis jetzt auch hier noch nicht; ich mein' ja auch nur für später, wenn sie 'mal was sagt.“

„Denn wart' man, bis es so weit ist,“ war die bündige Antwort. „Kommt Zeit,

kommt Rat; denn weißt du, Kind, — ich glaub' doch, so wie du's machst, ist es am besten. Sieh zu, daß du fürs erste dabei bleiben kannst.“

„Versuchen kann ich 's ja,“ sagte Betty, ein wenig geschmeichelt von der Anerkennung der damit sehr kargen, rechthaberischen Schwester. —

Das Geschick war ihr bei diesem Vorhaben günstig. Vielleicht war es die ganz veränderte Umgebung, denn in jener dicht bevölkerten Gegend kam solche Umsiedelung fast einem Umzug in eine fremde Stadt gleich, und ihre neuen Nachbarn wußten von den Familienverhältnissen der Janzens entweder garnichts oder doch nur ganz Ungewisses. Vielleicht aber zwang auch der unschuldige Liebreiz des kleinen Wesens selbst den Hofesten zu einer gewissen Zurückhaltung, — genug, die Kleine wuchs in der That heran, ohne daß eine Ahnung von jenen schrecklichen Begebenheiten ihren Kinderfrieden getrübt hätte.

In reichstem Maße war übrigens ihres sterbenden Vaters Bitte: „Laß mein Kind nicht ohne Liebe heranwachsen!“ gewährt worden. Der alte Janzen, der sonst mehr und mehr abstumpfend, für recht wenig noch Interesse empfand, konzentrierte seine ganze Zuneigung auf die schöne, kleine Enkelin, und bezeugte ihr mehr Zärtlichkeit, als er an seine Kinder insgesamt verschwendet hatte. Und Betty? — Fürwahr, keine Mutter hätte es mit ihren Obliegenheiten genauer nehmen, auf die Vorzüge der reizenden, winzigen Schmeicheltage stolzer sein können als sie.

Doris hatte richtig prophezeit, — eine sonderbare Erziehung wurde es. Dem großen Zauber des Kindes völlig unterliegend, war Tante Betty in vieler Hinsicht seine willigste Sklavin, froh und glücklich ob der ihr bezeugten warmen Liebe. Sie konnte, abgearbeitet, wie sie nach schweren Wasch- und Scheuertagen war, bis tief in die Nacht hinein aufsitzen, um für ihr Nichtchen zu nähen, es zu irgend einer Gelegenheit hübsch herauszustaffieren, wie überhaupt deren ganzer Anzug stets eine über ihren Stand gehende Zierlichkeit aufwies. Gewahrte sie dann aber, wie sehr solcher Tand das Kind beschäftigte, wie stolz die kleine Eitelkeit mit einem neuen Gewandstück vor ihren Altersgenossinnen prunkte, so schloß sie, des unseligen hierbei hervortretenden

Ertheils von Mutterseite gedenkend, die ganze mühsam zusammengestichelte Pracht in unbeugsamer Strenge einfach fort und begegnete allen dahin zielenden stürmischen Bitten des Kindes — dem sie sonst so leicht nichts abschlug — mit unerschütterlichem Widerstande.

Noch schroffer verfuhr sie einem andren mit der Zeit sehr ausgeprägt hervortretenden Charakterzug ihres Pfleglings gegenüber. Das winzige Ding war eine Erzfolette, die recht früh begriff, welche schier unbegrenzte Macht ihr reizendes Gesichtchen ihr verlieh, und die keine Gelegenheit versäumte, sie an aller Welt, vor allem an Angehörigen des sogenannten starken Geschlechts zu erproben. Wenn „Tante Betty“ das bemerkte, so rief sie Anna mitten aus dem besten Spiel ab und beschäftigte sie ohne Gnade für den Rest des Tages in ihrer Wohnung mit häuslichen Handreichungen. Doris behauptete sogar, das wären die einzigen Stunden, „wo das Gör gehörig zur Arbeit angehalten würde.“

Nun war es zwar in der bescheiden, ein wenig dunklen Etage sehr sauber, akkurat und alles nicht ohne eine gewisse, gefällige Anmut, — ob indes die engen Räume, besonders an schönen, hellen Sommernachmittagen für ein lebhaftes Kind sehr anziehend waren, mag dahingestellt bleiben. Die Kleine reagierte auf solche Maßregelung meist durch eine häßliche, mürrische Laune, von der ihre Pflegemutter gleichfalls genau wußte, von wem sie herstammte, und die zu besiegen ihr manchmal tagelang erfolgloses Streben war.

Einmal waren wir selbst Zeugen, teilweise sogar Mithandelnde bei einem derartigen Vorgang.

Es war in unserer Sommerwohnung — im Juli. Meine Mutter that, diesmal übrigens zu gänzlich ungewohnter Zeit, was alle Hamburgerinnen so gern thun, — sie ließ gründlich reinmachen. Wie stets bei ähnlichen Anlässen hatte sie Betty dafür zur Hilfe zu uns entboten. Ein für allemal war ihr gestattet worden, das Kind, wenn sie es in solchem Falle nicht anderweitig unterbringen könnte, mit zu uns zu nehmen. Meine Mutter hatte durch diese Erlaubnis zwei Menschen sehr glücklich gemacht, erstens Betty, die ihre Nichte immer ungern unter fremder Obhut wußte, vor allem aber die

Kleine Anna, die sich noch niemals frei in einem großen Garten hatte bewegen dürfen, und die das erste Mal förmlich mühsam Atem holte, als sie mit weit geöffneten Augen auf die sie umgebende Wunderwelt schaute. Es war etwas Rührendes um diese Freude des Kindes an Sachen, die wir verwöhnteren, jungen Sterblichen kaum noch eines Blickes würdigten. Bis zur Stunde meine ich das Sauchzen der Kleinen angesichts der grünenden, blühenden Pracht zu hören, die ekstatische Begeisterung zu sehen, mit der sie beide Händchen in ein dichtgefülltes Beet glutfarbiger Geranien versenkte.

Das war allerdings nun schon einige Jahre her, und Anna zu der Zeit, von der ich berichten will, bereits ein schmuckes, kleines Schulmädchen von acht bis neun Jahren, das seine Tante nur noch in den Ferien für den ganzen Tag zu uns hinausbegleiten konnte und dann der emsig Schaffenden schon manchmal mit drolliger Wichtigthuerei bei ihrem Werk zur Hand ging. Soweit es sich beurteilen ließ, standen die zwei vortrefflich miteinander, die Nichte schlug freilich bisweilen ihrer Pflegemutter gegenüber einen kameradschaftlichen Ton an, der ihr eigentlich durchaus nicht zuzam, den Betty aber, wenn sie nicht gerade einen ihrer gelegentlichen Anfälle von Strenge hatte, dem verzogenen Liebling gutmütig durchgeben ließ. —

Da die großen Sommerferien schon begonnen hatten, war Annchen diesmal mit ihrer Tante gekommen. Wir aber hatten sie darauf sofort gänzlich mit Beschlag belegt und Bettys Genehmigung dafür mit der Begründung: „Sie hat doch frei, laß sie doch laufen, Betty!“ erstritten. Was konnte das Kind für lustige Spiele angeben, welcher frischen Reiz wußte es den längst gekannten zu verleihen! Wie hell klang sein Lachen, wenn es zum Beispiel bei dem hübschen, uralten: „Treck op de Brück, treck dal de Brück, den Leßten wölt wie fangen!“ den greisenden Armen des Engels sowohl als des Teufels glücklich entronnen war! —

Heut jedoch hatten wir uns, wie wir meinten, etwas ganz Neues ausgedacht, ein Spiel, das aber in Wirklichkeit wohl fast so alt ist wie die Geschichte der Kinderspiele überhaupt und stets und immerdar die Wonne

jedes echten Kindes gewesen ist. Wir wollten uns verkleiden, Märchen aufführen, wenn auch, Gottlob, ohne jegliches zuschauende Publikum. „Rotkäppchen“ war zuerst vorgeschlagen und verworfen worden, — weil alle sich weigerten, die Rolle des bösen Wolfs zu übernehmen. Darauf aber schlachteten wir „Aschenbrödel“ zu großer, eigner Zufriedenheit aus, und jetzt wollten wir an „Dornröschen“ gehen.

Anna, die sich im „Aschenbrödel“ mit der Hauptrolle begnügt hatte, verlangte nunmehr deren zwei, zuerst die gute Fee, so lange Dornröschen ganz klein war und durch Friedas größte Puppe dargestellt wurde, und nachher natürlich Dornröschen selbst. Waren wir im allgemeinen auch nicht gerade sehr bescheiden und selbstverleugnend, so fanden wir uns doch diesmal ohne weiteres bereit, ihr die begehrten Paradeperle zu überlassen. Das Mädchen sah zu bezaubernd aus in einem ihr vor kurzem geschenkten, hellblauen Kleide von Frieda, das dem langaufgeschossenen Kinde trotz der vier Jahre, die zwischen ihm und jener lagen, paßte wie angegossen. Mamas vor Jahr und Tag gethaner Ausspruch, die Kleine würde in unsern Sachen immer besser aussehen als wir selbst, traf heut noch zu; so reizend wie Annchen hatte unserer guten, kleinen, vierschrötigen Schwester das Fädchen nie gestanden.

Der erste Akt war unter allseitigem Beifall absolviert. Die Fee, in eine lange, weiße Tüllgardine drapiert, hatte ihre Sache brillant gemacht. „Als Dornröschen behalt' ich mein blaues Kleid an,“ meinte Anna, — sie war sehr stolz auf ihr neues Gewandstück, — „nur 'ne Krone möcht' ich noch haben; Dornröschen ist doch 'ne Prinzessin.“

Den von Schwester Lottie für diesen Fall bereit gehaltenen, Gott weiß woher stammenden, blanken Messingreifen wies sie aber mit einem ausdrucksvollen „Nee!“ zurück. — „Das ist ja 'ne Königskrone, und dann,“ — sie deutete auf ihre aus den aufgelösten Zöpfen quellenden, wundervollen, lichten Haarmassen, — „man würd' sie da garnicht sehen. Die hat ja ganz dieselbe Farbe wie mein Haar. Nee, 'ne Blumenkrone möcht' ich haben.“

„Ja,“ sagte ich bedenklich, „wir bekommen aber übermorgen Besuch und sollen darum einstweilen keine Blumen mehr abpflücken.“

Anna schaute sehr betreten drein. „Nur ein paar davon!“ — Sie wies auf ein großes Beet gefüllter, weißer Nelken.

„Die nun 'mal ganz gewiß nicht,“ erklärte Lottie bestimmt, „das ist Edgars Beet; das dürfen wir nie anrühren.“

Bruder Edgar war ein großer Botaniker vor dem Herrn, in solchen Maß, daß er sogar jetzt, während der Vorbereitungen zum Abiturientenexamen, für seine Pflanzen noch ein lebhaftes Interesse hatte. Ihn um eine davon zu bitten, wäre uns, da wir von der Fruchtlosigkeit solchen Begehrens von vornherein überzeugt waren, nie eingefallen, besonders da er sich gerade in dem Alter befand, in dem man den Besitz von jüngeren Schwestern einigermaßen als Schmach empfindet.

„Ich frag' ihn!“ rief Anna. Ehe wir uns von unserm Erstaunen über ihre Keckheit erholt hatten, war sie schon davongeeilt.

Nach kurzer Zeit kehrte sie zurück, und zwar, — wir wollten unsern Augen kaum trauen! — in Edgars Begleitung. „Herr Edgar spielt mit,“ rief sie uns bereits von weitem triumphierend zu, „er will den Prinzen machen. Und Blumen kriegen wir auch.“

Wir hüteten uns wohlweislich, unsere Verwunderung zu äußern, um so mehr als Edgar in der That unbarmherzig zwischen seinen Nelken herumzuschneiden begann, uns aber zwischendurch mit einem Gesichtsausdruck fixierte, der uns dringend anzuempfehlen schien, unsere Kommentare für uns zu behalten.

Er opferte schonungslos seine besten Exemplare, bis das Kind, das sich mit angeborener Fingerfertigkeit flink einen Kranz daraus geflochten und auf die hauchigen, goldenen Haarwogen gedrückt hatte, selbst sagte: „Es ist genug.“

„Nun, dann schnell!“ brummte Edgar mit einem halbverlegenen Lächeln zu uns herüber, „viel Zeit habe ich nicht.“

Im Handumdrehen hatte Dornröschen sich an der Spindel gestochen und war in ihren tiefen Schlaf versunken. Dann wurde das Schlaftableau arrangiert. Heut noch steht es vor meinen Augen, könnte ich's bis in die kleinsten Kleinigkeiten malen. Es war so wunderlich. — In den Sommerpavillon, der das Turngemach, darin Dornröschen

schlummerte, darstellen sollte, fiel, durch die grünen Laubmassen gedämpft, ein zitterndes, golddurchschossenes Licht und wob um das auf einer mit Decken belegten Gartenbank ruhende Kind einen geheimnisvollen Schein. Edgar hatte eine schöne, rote Tischdecke malerisch als Mantel umgeworfen, sein braunes Kraushaar mit dem von Anna verschmähten Messingreifen geschmückt, und nahm sich als weckender Prinz gar nicht so übel aus. Wie er jetzt langsam auf die kleine Schläferin zuschritt und sich vorchriftsmäßig über sie beugte, da lag auf dem ganzen Bilde ein so holdes, eigener Zauber, daß wir Schwestern unsere Rollen als schlafende Hofdame, dito Koch und Küchenjunge vergaßen und statt wie bisher zwischen den Lidern hervorzublitzeln, mit weit offenen Augen auf die Gruppe starrten. Der Küchenjunge Frieda hielt es sogar für notwendig, Lottie und mich durch einen kräftigen Stoß noch extra darauf aufmerksam zu machen.

Der Königssohn schien nicht schlecht Lust zu haben, die Rolle ganz und gar durchzuführen und seine Prinzess durch den vorgeschriebenen Kuß aus dem Schlummer zu befreien. Dazu kam es indes nicht, denn wir waren nicht die einzigen Zuschauer der Scene geblieben. Unsere Mädchen, die Wasser aus der Gartenpumpe holen wollten, waren unserer Aufführung vom Erscheinen des Prinzen an mit großem Interesse gefolgt. Von dem anmutigen Anblick ebenso entzückt wie wir, hatte Auguste dann das Hausmädchen hereingeschickt, um Betty zu holen, in der wohlwollenden Absicht, sie an der Bewunderung ihrer reizenden Nichte teilnehmen zu lassen. Leider jedoch faßte Betty die Sache anders auf.

Wir hatten keine Ahnung, daß wir beobachtet wurden und fuhren deshalb verblüfft empor, als, gerade da sich der Prinz über Dornröschen neigte, ein scharfes „Anna!“ aus Betty's Munde zu uns herüberscholl. Unweit von uns stand die Korona der scheuernden Damen, etwas voran Betty, die nunmehr ihren Ruf mit dem Nachsatz: „Komm 'mal her!“ noch energischer wiederholte.

Eine Minute darauf war von dem ganzen Bilde keine Spur mehr zu sehen. Mit einem teils wütenden, teils beschämten Seitenblick

auf seine an der Sache doch wahrlich unschuldigen Schwestern hatte Edgar sich Messingreih und Tischdecke abgerissen und sich in des Wortes wörtlichster Bedeutung in die Büsche geschlagen. Etwas bedachtsamer verließen sodann auch wir Gesellschaften unsere Plätze, während die kleine Hauptperson sich widerwillig erhob, um dem an sie ergangenen Gebot zu gehorchen.

Als das Kind langsam auf seine Tante zuschritt, fiel sogar unsern ungeübten Augen der Kontrast zwischen dem zierlich gepuzten, wie die Verkörperung lachender Sorglosigkeit dreinschauenden Geschöpfchen und der dürrig gekleideten, abgearbeiteten Gestalt ihrer Beschützerin als etwas beinahe Widersinniges auf.

Gleich allen, die schwerere Arbeit thun müssen als ihre Kräfte eigentlich zulassen, war Betty furchtbar schnell gealtert. Ihr Vater war damals schon fast arbeitsunfähig und leistete in der Fabrik nur noch sehr wenig. Einstweilen hatte man ihm sein Gehalt freilich noch belassen und ihm außerdem für die Zeit, da er gar nichts mehr thun konnte, eine kleine Pension zugesichert. Betty wußte, daß die weitere Verkürzung der väterlichen Einnahmen nicht mehr hinauszuschieben war und daß sie womöglich bereits im voraus dafür durch doppelte Anspannung ihrer Thätigkeit aufzukommen hatte. Mit weniger als bisher konnten sie sich nicht einrichten. Und solche Erwägungen zeichneten ihr wohl die vielen Runzeln auf die Stirn und um die Augenvinkel, ließen die von jeher schwächliche Figur noch mehr abmagern. Sie machte, wie sie jetzt dort stand, die verarbeitete Hand zum Schutz gegen das blendende Nachmittagslicht über die Augen haltend, den Eindruck einer alten Frau. Kaum ein Zug erinnerte noch bei der damals wenig über dreißig Jahre Zählenden an die frische, anmutige Betty von einst.

Das Kind schritt zögernd auf sie zu. Sie faßte dessen Hand mit festem Griff. „Komm mit, Anna, du sollst mir helfen“, sagte sie, nicht gerade unfreundlich, aber mit einer Bestimmtheit, die jeden Widerspruch ausschloß. Nur Frieda wagte, dreist wie immer, noch eine Bitte. „O, Betty, laß sie uns noch ein bißchen hier!“

„Ne, Friedachen,“ war die kurze Antwort, „sie hat genug gespielt für heut.“

Damit entfernte sie sich, das kleine Mädchen an der Hand haltend und heftig auf das Kind einsprechend, während sie ihm mit der freien Rechten rasch die Blumen aus dem Haar nahm. —

Nach einer Weile wurden wir der kleinen Anna wieder ansichtig, und zwar in dem Zimmer, in dem augenblicklich just der Kleinlichkeitsteufel unter schäumenden Wogen von Seifenwasser sein Unwesen trieb. Ihr schönes, blondes Haar steckte, glatt zusammengeflochten, in einem festen Knoten am Hinterkopf, von dem ganzen zierlichen Figürchen war unter den steifen Falten einer groben, von Auguste entlehnten Küchenschürze fast nichts zu sehen. Mit einer Scheuerbürste bewaffnet, bearbeitete das Kind vollkommen sachkundig, und ohne aufzusehen, Thüren und Holzwerk. Auf der glatten Kinderstirn lagen zwei tiefe, böse Falten. Als ich mich indes mit einem leisen Neckwort zu der emsigen, kleinen Arbeiterin niederbeugte, verschwand blitzschnell der zornige Ausdruck aus den weichen Zügen, und die bis dahin hartnäckig gesenkten Augen schauten heiter-schelmisch zu mir auf. Einen Augenblick nur, — gleich darauf rief ihre Tante sie an und fragte nach dem Verbleib eines Scheuerobjektes. Sofort sprach wieder aus Annas Antlitz der feindselige Trotz von vordem, und sie antwortete dann mit einem Tonfall, so hart und schneidend, wie man ihn der süßen Kinderstimme überhaupt nicht zugekraut hätte. —

Später, am Abend, als Tante und Nichte nach Hause gegangen waren, nahm Mama, die zuvor eine Unterredung mit Betty gehabt hatte, uns ernsthaft ins Gebet. „Ihr dürft die kleine Anna nicht so ganz als Spielzeug behandeln,“ sagte sie tabelnd, „das Kind wird

größer und für seine eigentliche Sphäre durch euer Vertöhlen verdorben. Betty wünscht das durchaus nicht.“

„Betty wird eine gräßliche alte Großmutter,“ meinte Lottie ärgerlich, „was kann solch bißchen Spielen schließlich einem Kinde schaden?“

„Einem Kinde nicht, diesem Kinde aber ja,“ entgegnete Mama scharf. „Ihr kennt insgesammt die traurige Geschichte von Annas Eltern, mehr sogar, als eigentlich Not thäte. Betty hat ganz recht, wenn sie das arme Ding so einfach wie möglich halten will.“

„Schade ist es aber um die allerliebste, kleine Krabbe,“ bemerkte Lottie alsklug. „Sie ist so zierlich und hübsch, — könnte man sie nicht etwas Ordentliches lernen lassen, damit sie später ihr Fortkommen findet?“

Mama unterdrückte ein flüchtiges Lächeln über die würdevolle Rede ihres Backfisches. „Das Mädchen ist kaum acht Jahre alt. Man muß erst einmal sehen, wozu sie Geschick und Lust hat. Zeigt sie irgendetwelche besonderen Anlagen, so wird Papa ihr sicher gern bei ihrer Ausbildung behilflich sein. Vorläufig ist aber davon absolut keine Rede; sie lernt, wie Betty sagt, schwer und bringt sehr mäßige Zeugnisse nach Hause. — Laßt also euer Verhättseln, ihr macht Betty's Aufgabe dadurch noch schwieriger. Leicht ist es ohnehin nicht, hierbei das Richtige zu treffen, — das Kind streng zu halten, ohne sich seiner Liebe zu berauben.“

„Nein, gewiß nicht!“ sagte ich unwillkürlich. In Gedanken sah ich wieder die finstere, böse Art der Kleinen ihrer Pflagemutter gegenüber. Jung und lebensunerfahren wie ich noch war, fühlte sogar ich mich von der Furcht ergriffen, Betty möge durch ihre scheinbar unberechtigten Härte sich das Herz des kleinen Mädchens entfremden.

(Schluß folgt.)



Die Reform des französischen Arbeiterschutzes und die Frauen.

Von

Alice Salomon.

(Nachdruck verboten.)

Mit der Entwicklung der sozialen Gesetzgebung, deren Ausbau und Ausdehnung in immer weiteren Kreisen der zivilisierten Völker Freunde gewinnt, ist auch eine Bewegung zur Bekämpfung eines Teils dieser Gesetzgebung, der Arbeiterinnenschutzgesetze, entstanden. Die Bewegung, die in langsamem, aber ständigem Rückgang begriffen ist, hat ihre eifrigsten Vertreter in den Reihen der französischen Frauenrechtlerinnen gefunden, die auf den verschiedenen Arbeiterschutz- und Frauenkongressen der letzten Jahre lebhaft bemüht waren, ihren Glauben an die Nutzlosigkeit solcher Gesetze für das Gemeinwohl und an ihre schädlichen Wirkungen für das Frauenwohl zu verbreiten.

Demgegenüber hat es eine große Zahl von Frauenrechtlerinnen sich zur Aufgabe gemacht, für einen gesetzlichen Arbeiterinnenschutz einzutreten.

Sie haben aus der Geschichte der industriellen Entwicklung die Überzeugung gewonnen, daß die Lebensbedingungen der Arbeiter und mehr noch der Arbeiterinnen sich ohne gesetzlichen Schutz beständig verschlechtern, und daß unter allen Arbeiterkategorien die Frau, als Mutter der kommenden Geschlechter, am dringendsten des Schutzes vor Überanstrengung bedarf. Sie glauben, daß erst der gesetzliche Schutz die doppelt unfreien Frauen der arbeitenden Klasse in den Stand setzen kann, sich selbst zu helfen und zu schützen, sich zusammenzuschließen, um wie andere Frauen für die Befreiung ihres Geschlechts von Fesseln und Unterdrückung einzutreten, um wie andre Arbeiter für die Befreiung ihrer Klasse, für die Erlangung menschenwürdiger Existenzbedingungen, zu wirken.

Wiederholt wiesen sie darauf hin, daß die Arbeiterinnenschutzgesetze das beste Mittel seien, um die gesetzgebenden Körperschaften und die öffentliche Meinung von der Durchführbarkeit einer allgemeinen Regelung der Arbeitszeit zu überzeugen und eine solche zum Wohle aller Arbeiter herbeizuführen. Ist es doch in den zahlreichen Industrien, die auf gemischtes Personal angewiesen sind, nahezu unmöglich, den gesetzlichen Schutz nur auf weibliche Arbeiter anzuwenden.¹⁾

Dagegen bekämpfen die Gegner des Frauenschutzes die Ansicht, daß die Arbeiterinnenschutzgesetze als Ausgangspunkt eines allgemeinen Arbeiterschutzes zu betrachten sind und sehen in diesen Bestimmungen nur einen neuen Versuch, die Frauen zu unterdrücken, ihnen den Arbeitsmarkt zu verschließen.

¹⁾ Denselben Standpunkt vertritt auch der französische Handelsminister in einem Rundschreiben an die Präfekten über die Bedeutung und Anwendung des neuen Gesetzes. Die „Soziale Praxis“ vom 24. Mai bringt einen Auszug dieses Schreibens, dem wir folgenden Passus entnehmen: „Die Reform lag im Keime schon in der bisherigen Gesetzgebung, die mit ihrer verschiedenartigen Begrenzung der Arbeitszeit für die einzelnen Arbeiterkategorien nur Übergangsverhältnisse schaffen wollte und von der freien Initiative der Fabrikanten eine allmähliche Vereinheitlichung des Arbeitstages erwartete. Leider hatten sich diese Hoffnungen nur teilweise erfüllt. An eine sofortige gesetzliche Vereinheitlichung auf der Basis der für die schwächsten Kategorien festgesetzten Beschäftigungsdauer, wie sie wünschenswert wäre, konnte aus Rücksicht auf die Stetigkeit in der industriellen Entwicklung nicht gedacht werden. So entschied man sich zunächst für die Vereinheitlichung auf der Basis des Schutzes der mittleren Kategorien, aber hier dann auch mit aller Strenge in der Ausführung der Einzelheiten.“

Eine eigentümliche Konstellation auf der sozialpolitischen Landkarte hat es so gefügt, daß gerade in Frankreich, dem Lande, in dem der Arbeiterinnenschutz am stärksten bekämpft wurde, soeben ein kräftiger und überzeugender Beweis für den Nutzen dieser Gesetze geliefert worden ist. Die neueste Entwicklung des französischen Arbeiterschutzes hat die von den Freunden der Frauenschutzgesetze vorgebrachten Gründe gerechtfertigt und zu der Hoffnung berechtigt, daß man von hier aus zu einer Regelung der Arbeitsverhältnisse aller Arbeiterkategorien fortschreiten werde.

Das Gesetz, das diesen überaus wertvollen Beweis erbracht hat und die Frauen aller Länder zu einem energischen Eintreten für den Ausbau der Arbeiterinnenschutzgesetze ermutigen sollte, ist am 31. März 1900 (als Novelle zum Grundgesetz des gewerblichen Arbeiterschutzes vom 2. November 1892) in Kraft getreten und bestimmt die sofortige Einführung des 11stündigen Maximalarbeitstages für alle Arbeiter derjenigen Gewerbebetriebe, in denen gemischtes Personal, wo Männer und Frauen oder Kinder beschäftigt sind. Nach Ablauf von zwei Jahren wird die Arbeitsdauer auf 10½, nach weiteren zwei Jahren auf 10 Stunden herabgesetzt. Nach Mitteilungen des Handelsministers Millerand kommt diese Reform 2 148 157 Arbeitern zu gute, nämlich 433 637 Kindern, 603 185 Frauen und 1 111 335 Männern, d. h. ungefähr 82 Prozent der gesamten französischen Arbeiterschaft.

Damit ist der 11stündige Maximalarbeitstag jetzt für 82 Prozent der französischen Arbeiter Gesetz geworden; der 10stündige wird es in 4 Jahren sein. Bei ausreichender Gewerbeaufsicht wird die Einführung des Gesetzes aller Wahrscheinlichkeit nach die Verallgemeinerung dieses Maximalarbeitstages auch für die gesetzlich noch nicht geschützten Arbeiterkategorien nach sich ziehen.

Um den großen Fortschritt dieser Bestimmungen gegen das frühere Gesetz zu charakterisieren, muß ein kurzer Überblick über den bisherigen gesetzlichen Arbeiterschutz in Frankreich gegeben werden, aus dem der neue, gegenwärtige Rechtszustand hervorgegangen ist. Wie in England und Deutschland, so hat auch in Frankreich der gesetzliche Arbeiterschutz mit Vorschriften über die Beschäftigung von Kindern begonnen. Es folgten Bestimmungen über die Arbeit von Frauen und Einführung der Gewerbeinspektion, endlich hygienische Vorschriften, die auf alle Arbeiter Anwendung finden sollten, und erst durch das neue Gesetz eine Regelung der Arbeitszeit erwachsener männlicher Arbeiter.

Die Grundlage des zuletzt geltenden Arbeiterschutzes, auf dem die neue Reform sich aufbaut, beruht auf den Gesetzen vom 2. November 1892 und 12. Juni 1893. In der Hauptsache normieren diese Gesetze den Arbeitstag für Frauen und jugendliche Arbeiter (16—18jährig) auf 11, für Kinder von 13—16 Jahren auf 10 Stunden, das Zulassungsalter für Kinder auf 13 Jahre, und geben hygienische und Sicherheitsmaßregeln für alle Fabrikarbeiter. Wenn diese Gesetze nur in mangelhafter Weise zur Durchführung gelangten, so darf das keineswegs allein den Behörden, denen die Ausführung des Gesetzes zufällt, zur Last gelegt werden; auch die Gesetzgeber, die diese Bestimmungen nach allen Richtungen verklausulierte, durch Ausnahmen durchlöchert, durch Zusätze kompliziert haben, trifft ein guter Teil der Schuld an diesen Zuständen. Mit seinen klaren, einfachen Vorschriften, die geeignet sind, nicht nur auf dem Papier zu stehen, sondern auch in der Praxis Geltung zu finden, erleichtert das neue Gesetz die Kontrolle außerordentlich. Mit besonderer Genugthuung können die Frauen das neue Gesetz begrüßen. Für die französischen Arbeiterinnen, die, soweit sie verheiratet sind, ebenso wie die deutschen unter der doppelten Abhängigkeit vom Mann und vom Arbeitgeber zu leiden haben, die vielfach neben der anstrengenden Berufsarbeit häusliche und Mutterpflichten zu erfüllen haben, für sie bedeutet die Herabsetzung der Arbeitszeit auf 10 Stunden immerhin einen bedeutsamen und erfreulichen Fortschritt. Die Vereinheitlichung der Arbeitszeit für alle Arbeiterkategorien eröffnet ihnen Aussicht auf die Durchführung der Schutzbestimmungen, zumal sie auch der Absicht der Regierung, die Kontrolle zu vereinfachen und zu erleichtern, entspringt.

Leider ist die Reform nicht ohne einen augenblicklichen Rückschritt im Schutz der Kinder erreicht worden, der allerdings in 4 Jahren wieder aufgehoben sein wird.

Während nämlich Kinder nach den bisherigen Bestimmungen nur 10 Stunden täglich arbeiten durften, fallen auch sie jetzt unter die allgemeinen Vorschriften, die bis zum Jahre 1902 eine tägliche Arbeitszeit von 11 Stunden zulassen. Das hat auch die Sozialisten in der Deputiertenkammer veranlaßt, gegen das ganze Gesetz zu stimmen, eine Stellungnahme, die bürgerliche Sozialreformer kaum teilen dürften. Ganz abgesehen davon, daß der 10 stündige Arbeitstag der Kinder nie durchgeführt worden ist und das neue Gesetz daher den Kindern einen wirksamen Schutz bringen kann, den sie noch nicht besaßen, bedeutet das Gesetz einen so eminenten Fortschritt für die gesamte Arbeiterklasse, eine Reform, die durchaus auf dem Wege liegt, den auch die Arbeiter mit ihren Forderungen betreten haben, daß wir uns trotz des scheinbaren Rückschritts in bezug auf den Kinderschutz des Gesetzes freuen können. Das Bedeutsame der Initiative der französischen Gesetzgeber liegt eben darin, daß die allmähliche progressive Entwicklung des Arbeiterschutzes, die durch das Gesetz vorgezeichnet ist, auch den andern Nationen den Weg weist, auf dem eine Regierung sich den Forderungen der Arbeiter, die ihr in vollem Umfange zunächst unannehmbar erscheinen, schrittweise nähern kann. Die Reform, die soeben eingeleitet worden ist, kann und wird im Jahre 1904 zu keinem Abschluß gelangt sein; es ist zu hoffen, daß die Verwaltungsbehörden bis dahin dem Gesetz in der Praxis in vollem Umfange Geltung verschaffen, damit Versuche zum Ausbau und zur Ausdehnung der begonnenen Reform auf Erfolg rechnen können.

* * *

So kann dieser Beweis, daß der Frauenschutz zur Erweiterung des Arbeiterschutzes überhaupt führt, den Anhängerinnen des Frauenschutzes neuen Mut und neue Kraft geben, auch für einen besonderen Schutz der Frau einzutreten, wo er gar nicht entbehrt werden kann, für den Schutz der Mutter.

Die Gleichberechtigung der Frau auf wirtschaftlichem Gebiet, der das neue französische Gesetz die Frauen um einen Schritt näher bringt, ihre ökonomische Unabhängigkeit wird die Frau durch den schweren, erbitterten Kampf unseres Konkurrenzsystems in eine Lage bringen, die es ihr unmöglich macht, ohne schützende Gesetze eine gute, eine gesunde Mutter zu sein. Zu der Konkurrenz mit dem Mann gesellt sich bei der Mutter noch die Konkurrenz der Frau, die nicht Mutter ist. Wenn die letztere auf vielen Arbeitsgebieten im Wettstreit mit dem Mann als Siegerin hervorgeht, so wird das der Mutter nur in seltensten Fällen gelingen. Denn sie wird der andern Frau gegenüber immer im Nachteil sein, von ihr im Kampf um die Arbeit geschlagen, verdrängt werden, wenn sie sich nicht durch besondere Anstrengungen, durch vermehrte Tüchtigkeit hervorhüt. Und nur bei vereinzelt, hervorragend veranlagten Frauen wird die aufreibende Sorge und immerwährende Unsicherheit des modernen Berufslebens, die physische und geistige Anstrengung, die es erfordert, nicht schädlich für die Entwicklung und das Wachstum des jungen Lebens, der zukünftigen Generation sein. Darum wird jeder Fortschritt in der Befreiung der Frau auf wirtschaftlichem Gebiet den Schutz der Mutter notwendiger, dringender erscheinen lassen.

Wird solch ein Schutz, der einer weiteren Auffassung des gesellschaftlichen Wertes der Mutterschaft entspricht, als sie heut üblich ist, von einem Männerparlament zu erwarten sein, ein Schutz, der sowohl der Physis der Frau als auch ihrer wirtschaftlichen Lage in vollem Umfange Rechnung trägt? Oder bildet nicht vielmehr der ausreichende Schutz der Mutter, den unsre Zeit immer dringender erheischt, ein Motiv mehr dafür, die Frauen nach politischer Gleichberechtigung verlangen zu lassen?



Die Frauenwelt und die Geheimgesellschaften.

Bon

Leopold Katscher.

(Schluß von Seite 560.)

II.

In Ostindien gab es bis vor kurzem eine menschenmörderische Geheimsekte, die Thugs (oder Thags), d. h. „Schlingenwerfer“. Diese Anhänger der Göttin der Vernichtung, Bhowani, brachten alle in ihre Gewalt fallenden Andersgläubigen aus religiösem Fanatismus um. Eine bei ihnen besonders beliebte Art, junge Männer, die Wertsachen mit sich führten, anzulocken, ging dahin, daß eine hübsche, junge Frauensperson sich scheinbar sehr bekümmert an den Rand der Landstraße setzte und durch eine erdichtete Leidensgeschichte das Mitleid ihres Opfers erregte, das ihr dann in den Dschungel folgte, wo es von der im Hinterhalt lauerten Bande sofort erdroffelt wurde. — Die Wäscherinnen und alle ohne männliche Begleitung reisenden weiblichen Personen bildeten — neben den Lahmen, Schielenden und Verunstalteten — für die Thugs Ausnahmen, „deren Tötung unsrer Gottheit mißfallen würde“. In späteren Zeiten wurden trotzdem viele Frauen erdroffelt, — die strenggläubigeren unter den Thugs pfl egten den Verfall der Sekte von der ersten Ermordung eines Weibes zu datieren und die eingerissene Praxis zu mißbilligen. Nach Entdeckung der Sekte hatten die Engländer achtzig Jahre lang die größte Mühe, ehe es ihnen gelang, sie zu unterdrücken. Einzelne Thugs hatten es auf 600 bis 1000 Morde gebracht.

Auch eine andre räuberische Sekte, die spanische „Garduna“, die der Inquisition beträchtliche Helfersdienste leistete, bediente sich weiblicher Kräfte zu Schlepperzwecken. Einer ihrer neun Grade umfaßte die „coberteras“ (wörtlich „Decken“), d. h. zügellose Weiber, die sich entweder in Privathäuser schlichen, um Diebesgelegenheiten auszuspiionieren, oder die die Aufgabe hatten, Männer an abgelegene Orte zu locken, wo sie dann beraubt und oft auch ermordet wurden. Gewöhnlich jedoch verwendete die „Garduna“ als Lockvögel junge, schöne Weiber, meist die Maitressen hervorragender Mitglieder.

Eine dritte räuberische Gesellschaft, die „Fußbrenner“ („chauffeurs“), kennt man aus der Geschichte der französischen Revolution. Ihr Gottesdienst war eine Art Karrikatur des kirchlichen, und ebenso komisch wie seltsam waren ihre Trauungen. Am Hochzeitstage erschienen Braut und Bräutigam in Begleitung des Brautführers vor dem Priester, der zuerst irgend einen haarsträubenden Unsinn aus einem alten Buch las und einen Stock mit Weihwasser besprengte, den er sodann zwei Hauptzeugen anvertraute, die ihn zusammen in die Höhe hielten. Auf Geheiß des Priesters mußte der Bräutigam über den Stock springen; jenseits erwartete ihn die Braut, die ihn umarmte und emporhob, um dann ihrerseits über den Stock in die Arme des Bräutigams zu springen und von ihm möglichst lange in die Höhe gehoben zu werden. Von der Zahl der Sekunden, während der die Braut den Bräutigam hochhalten konnte, zog man Schlüsse auf das künftige Eheglück und den voraussichtlichen Kindersegens des jungen Paares. Während dieser Mutmaßungen saß das getraute Paar auf dem Stock, und der Priester steckte der Braut den Ehering an den Finger. Fast genau in der gleichen Weise geht die Vermählung der englischen Erdarbeiter noch heute vor sich.

Was die Scheidung betrifft, so konnte sie bei den Chauffeurs nicht nur wegen Untreue, sondern vernünftigerweise auch wegen Unverträglichkeit erfolgen. Der Priester

bemühte sich nach Kräften, eine Ausöhnung zu vermitteln; gelang ihm das nicht, so sprach er öffentlich die Scheidung aus, während er den Stod, der bei der Eheschließung des Paares benutzt worden war, über dem Kopf des Weibes entzweibrach. Danach durfte sich jeder Teil beliebig bald anderweitig verheiraten.

Eine eminent gesellschaftsfeindliche Geheimsekte ist die der Skopzen in Rußland. Dort hat nicht nur die politische, sondern auch die religiöse Geheimbündelei von jeher eine große Rolle gespielt. Zu den wahnwitzigsten unter den jetzigen Sekten gehören die in Sibirien sehr zahlreichen „soschigateli“, die den freiwilligen Feuertod für das Mittel halten, sich von der Unreinheit und Sündhaftigkeit dieser Welt zu befreien. Sie pflegen sich — Männer und Weiber —, in Gruppen von 15 bis 100 in großen, mit Heilig gefüllten Gruben oder Scheunen zu verbrennen. In der Gegend von Tjumen sollen im Jahre 1867 nicht weniger als 1700 Personen diesen Tod gewählt haben. Die „moreltschiki“ (= Selbstopferer) ziehen dem Feuer das Eisen vor und halten es für heilige Pflicht, einander zu töten. 1868 brachten auf einem Landgut an der Wolga 47 Männer und Weiber einander mit Dolchen um. Nicht minder verrückt sind die „Flagellanten“, die zuweilen auch den Nichtbrüdern gefährlich werden, wie z. B. im Sommer 1869 einmal im Gouvernement Saratow. Die Flagellanten des dortigen Städtchens Balaschow, mehrere hundert an Zahl, griffen bei der Rückkehr von einer ihrer fanatischen Übungen plötzlich die Zuschauer an, sie mit ihren Geißeln und Knotenstricken derart bearbeitend, daß mehrere das Leben einbüßten; andere wurden auf offener Straße verbrannt, ohne entfliehen zu können. Aber keine russische Sekte hat in neuerer Zeit so viel von sich reden gemacht wie die der Skopzen (oder Kastraten). Und während die vorstehend erwähnten Sekten fast gänzlich aus ebenso unwissenden wie wilden Fanatikern bestehen, gehören zu den Skopzen auch Männer und Frauen der „besseren“ Klassen, reiche und nicht ungebildete Leute. Daß das Leben oft seltsamere Blüten treibt als die Einbildungskraft, geht aus den fast unglaublichen, aber gerichtlich erhärteten Skopzen-Schrednissen hervor, an deren nähere Beschreibung wir hier nicht denken dürfen.

Die Sekte besteht unter den Männern schon seit 1757, Frauen werden jedoch erst seit etwa 1815 aufgenommen. Auf 10 Männer kommen jetzt etwa 4 Weiber. Es giebt sogar ziemlich viele weibliche „Getreue“. Im Jahre 1874 waren 1465 weibliche Personen als Skopzen bekannt. In den Versammlungen tragen die Frauen weiße Überhemden und dazu blaue Gewänder (in der Stadt aus Zig, auf dem Lande aus Ranking); den Kopf bedecken sie mit einem weißen Tuch. Zumeist tragen beide Geschlechter weiße Strümpfe, doch erscheinen sie bisweilen barfuß.

Von den neueren Skopzenprozessen, die zur Kenntnis des Auslandes gelangt sind, verdient besondere Erwähnung der im Dezember 1893 in Petersburg gegen einen sechzigjährigen Bankier und seine Nichte durchgeführte. Er wurde zu 15 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, während sie 10 Jahre Zwangsarbeit erhielt. An Strenge fehlt es also nicht, aber sie nützt wenig. Kürzlich noch (Mai 1900) war wieder einmal ein größeres Gerichtsverfahren gegen zahlreiche russische Skopzen im Zuge.

Die abstoßende Sekte der „Mucker“, ein krankhafter, gesellschaftsfeindlicher Ableger des Pietismus, tauchte zuerst gegen Ende des 17. Jahrhunderts auf, doch erhielt sie ihren eigentlichen Namen erst nach ihrer etwa hundert Jahre später erfolgten Erneuerung. Der ursprüngliche Bund wurde von dem Marburger Studenten der Theologie Gottfried Justus Winter gestiftet, der einigen sächsischen und hessischen Pietistenzirkeln angehört hatte. Er wurde später mit Eva v. Vestias bekannt und sehr vertraut, was ihren Mann, Johannes v. Vestias in Eisenach, bewog, sich von ihr scheiden zu lassen, worauf Eva wieder ihren Mädchennamen — v. Buttler — annahm und sich zu Winter gesellte, um mit ihm in der Schweger Anstalt (mit rund zwanzig Insassen) zu leben, die er zum Zweck der freien Ausübung ihrer gemeinsamen „Religion“ gegründet hatte. Bald wurden die Behörden auf die Sekte aufmerksam; ihre Nachforschungen ergaben die unzweifelhafte Unsittlichkeit des Treibens der „Mucker“ und führten zu deren Landesverweisung. Winter und Eva ließen sich dadurch jedoch nicht abhrecken, sondern wandten sich an den Herzog von Sayn-Wittgenstein, der

ihnen auf seinem zum Nassauischen gehörigen, aber unabhängigen Besitz die ungeförte Ausübung ihres „Glaubens“ gestattete und das Gut Saßmannshausen an sie verpachtete. Dort täuschten sie durch Scheinheiligkeit das Publikum über ihre empörenden Ausschweifungen, allein allmählich gelangte vieles durch Einschleicher und Abtrünnige zur öffentlichen Kenntnis. Der Herzog sah sich veranlaßt, eine Untersuchung anzuordnen, doch führten Bestechungen und die Geschicklichkeit des Sachwalters Dr. Vergenius, der beim Weglarer Reichskammergericht eine große Rolle spielte, zur Freisprechung der „Brüder“, und der Herzog ernannte Winter sogar zu seinem Privatsekretär.

Infolge dieses Triumphs wiegten die Mucker sich allzusehr in Sicherheit und legten sich keinen Zwang mehr auf. Eva geberdete sich wie eine Messalina. Die Geburt und der alsbaldige plötzliche Tod eines Kindes in der scheinheiligen Gemeinde — ein Ereignis, das trotz der ebenso grausamen wie abstoßenden Vorsichtsmaßregeln eintrat, die man dagegen ergriffen hatte — brachte das Gefäß zum Überlaufen. Der Herzog ließ die „Heiligen“ durch insgeheim in den Wänden ihrer Wohnräume angebrachte Öffnungen beobachten und so wurden die begangenen argen Ausschweifungen enthüllt. Vor Gericht legten die Schuldigen ein Geständnis ab. Indessen gelang es den meisten Rädelshörern, aus dem Gefängnis zu entkommen und nach Ludy zu fliehen, einem Städtchen in der Nähe von Pyrmont. Der vornehme Kurort verhalf den „Brüdern“ zu reichen Proselyten, mit deren Hilfe ein neuer Bund ins Leben gerufen werden konnte. Aber die Herrlichkeit dauerte auch in Ludy nicht lange, denn infolge der umständlichen Anzeige eines gewissen Sebastian Reuter wurden zwanzig Mitglieder verhaftet, darunter Winter und Eva; doch entwischten beide abermals, und man weiß nicht, was nachher aus ihnen geworden. Die nicht freigesprochenen Gästlinge wurden zur öffentlichen Peitschung verurteilt.

Einen ähnlich gearteten Bund — „die Theosophen“, vom Publikum jedoch „Mucker“ genannt — entdeckte man 1835 zu Königsberg in Preußen. Der Stifter war Johann Heinrich Schönherr (geb. 1771 in Memel, gest. 1826 in Königsberg). Zwei seiner Anhänger, die Pastoren Ebel und Diestel, erklärten, seine „dualistisch-gnostische“ Lehre laufe darauf hinaus, daß das Fleisch durch den geschlechtlichen Verkehr geheiligt werde. Das Treiben dieser Sekte, zu der selbstverständlich auch weibliche Personen gehörten, führte schließlich zu einer gerichtlichen Untersuchung, die aber niedergeschlagen wurde, weil sich herausstellte, daß viele hochgestellte Personen darin verwickelt waren; doch verloren die zwei erwähnten Pastoren ihre Stellen, und Diestel wanderte überdies ins Zuchthaus.

Auf dem Gebiet der politischen Geheimgesellschaften spielte die Frauenwelt keine hervorragende Rolle — mit einer Ausnahme. Ganz indirekt nur waren ihre Beziehungen zu der deutschen „Vereinigung der Ritter der Königin von Preußen“, die den Zweck hatte, die der Königin Luise durch Napoleon I. zugefügten Beleidigungen zu rächen und die Schmach von Jena auszulöschen. Der großen persischen Babilistensekte aber, aus der der Mörder des Schahs Nasr-ed-din hervorging, gehören ebenso viele Weiber wie Männer an. Die rasche Ausbreitung des fortschrittlichen Babilismus war in nicht geringem Maße der hohen Beredsamkeit und außerordentlichen Schönheit eines Mädchens aus guter Familie zuzuschreiben. Die junge Dame hieß Ferrin Tadsch (= Goldfrone), wurde aber Kurratu-l-Ayn (= Augentrost) genannt. Sie war eine der ersten Babilistinnen und predigte, ohne den Stifter der Sekte je gesehen zu haben, unverschleiert und begeistert in den Straßen dessen Lehre. Für ihren Glauben erlitt sie den Märtyrertod. Die Bab-Bibel schreibt den Frauen das Tragen von Amuletten in Kreisform vor. In der Frauenfrage sind die Babilisten den übrigen Afiaten sehr voraus; sie streben danach, die Lage der Frauenwelt zu heben. Sie bemühen sich um die Abschaffung des Schleiers und wollen dem schwachen Geschlecht alle bürgerlichen Rechte zugestehen.

Der berühmte irische Fenierbund zeitigte 1864 eine „Fenische Schwesternverbindung“, die so eifrig Parteigelder sammelte, daß sie binnen zwei Monaten eine Million Dollars in den Bundeschatz einzahlen konnte.

Die oben angebeutete Ausnahme aber ist der russische Nihilismus. In dieser radikalen Geheimbewegung nimmt die Frauenwelt einen ersten Platz ein. Zu den ersten Ergebnissen der Begeisterung der russischen Jugend für soziale und politische Freiheit gehörte der Eifer, mit dem neben vielen Jünglingen zahlreiche Mädchen aus angesehenen oder reichen, sogar auch adligen Familien „unters Volk gingen“, wie man es nannte, d. h. sie entsagten der Annehmlichkeit und Sicherheit des häuslichen Lebens, der Liebe und Achtung ihrer Verwandten, den Vorteilen von Rang und Stellung, um sich unter die Bauern und Arbeiter zu mischen, deren Kleidung, Kost und Arbeit sie teilten. Sie thaten das, um sie über die Menschenrechte zu belehren und ihnen radikale Grundsätze beizubringen. Die Aristokratin Sophia Perowskaja, die Tochter des Generalgouverneurs von Petersburg, verlegte sich auf das Impfen von Bauernkindern. Unter den jugendlichen Schwärmerinnen befanden sich auch die Töchter dreier Wirklicher Staatsräte und eines Generals. Die bei den Bauern erzielten Erfolge entsprachen aber keineswegs der aufgewendeten Mühe. Der russische Bauernstand ist eben allzu unwissend und furchtsam; auch ließen es viele der eifrigen Apostel — namentlich die weiblichen — an der nötigen Vorsicht fehlen, und das bewirkte, daß sie die Aufmerksamkeit der Behörden auf sich zogen und verhaftet wurden. Mittels Kerkers, Galgens, Verbannung und grausamer Behandlung rottete die Regierung die ganze Bewegung des „unters Volk Gehens“ aus.

Das Scheitern des theoretischen Nihilismus zeitigte den praktischen, kämpfenden. Die dabongefommenen Nihilisten und Nihilistinnen setzten an die Stelle der friedlichen Propaganda die aggressive. Zunächst bildeten sie in verschiedenen Bezirken Gruppen, denen die Aufgabe zufiel, nur unter solchen Bauern zu agitieren, die ihnen als vorsichtig und intelligent bekannt waren. Besonders groß war die Moskauer Gruppe, die zumeist aus ehemaligen Züricher Universitätsstudenten — darunter mehrere Mädchen — bestand, die teilweise Scheinheiraten eingingen, die in Wirklichkeit fast nie vollzogen wurden und nur den Zweck hatten, die Genossinnen unabhängig und passfähig zu machen. Sie selbst nannten diese Ehen in ihren Briefen „Poffen“, und vor Gericht stellte sich oft heraus, daß die betreffenden Mädchen trotz ihrer abenteuerlichen Lebensweise und ihres vertrauten Umganges mit Männern fast durchweg tugendhaft geblieben waren.

1876 entstand in Moskau eine neue geheime Vereinigung. Als man ihr im März 1877 auf die Spur kam und den Prozeß machte, wurden von den fünfzig Angeklagten, deren Alter sich zwischen 15 und 25 Jahren bewegte, zehn — darunter mehrere junge Mädchen — zu fünf bis zehn Jahren Zwangsarbeit, die übrigen zu Kerker oder Verbannung verurteilt. Zu den Angeklagten gehörte die dreiundzwanzigjährige Sophia Bardina, die ihre Studien mit Auszeichnung beendet hatte, aber dennoch eine gewöhnliche Fabrikarbeiterin wurde, um agitieren zu können. Wegen Verteilung freisinniger Flugschriften unter die Arbeiter verhaftet, blieb sie zwei Jahre ohne Prozeß in strengem Gewahrsam; in der soeben erwähnten Verhandlung gegen die fünfzig bekam sie neun Jahre Zwangsarbeit in Sibirien. Sie hielt damals vor Gericht eine glänzende, berühmt gewordene Rede, in der u. a. die folgenden Sätze vorkamen:

„Ich bin überzeugt, daß unser jetzt noch schlafendes Land erwachen und daß dieses Erwachen ein schreckliches sein wird. Es wird dann nicht länger gestatten, daß seine Rechte mit Füßen getreten und seine Kinder in den sibirischen Bergwerken lebendig begraben werden. . . . Die Gesellschaft wird ihr schwachvolles Joch abschütteln und uns rächen. Diese Rache wird furchtbar sein. . . . Richter mögen uns verfolgen, Henker uns töten; solange ihr über physische Gewalt verfügt, werden wir euch mit sittlicher Kraft entgentreten, denn wir verfügen über die Gleichheits- und Freiheitsideen, und die sind vor euren Bajonetten gesiegt!“

Bald folgte ein Prozeß gegen 193 Angeschuldigte (darunter viele weibliche) — nach vierjähriger Untersuchungshaft, die sich ursprünglich auf 770 Personen erstreckt hatte. Dieser und andere Prozesse, sowie das mißbräuchliche Spionier- und Verdächtigungssystem der Behörden, die unnötig grausame Strenge der Verurteilungen

wegen geringfügiger „Vergehen“, die ablehnende Haltung gegen alle Reformen — kurz, alles war geeignet, die Radikalen aufs Höchste zu erbittern, und sie rächten sich sowohl an den Spionen als auch an hohen Würdenträgern und Beamten, schließlich sogar am Kaiser. Den Anfang der Reihe von Attentaten bildete das der Wjera Saffulitsch auf den berühmten Petersburger Polizeichef Trepow im Januar 1878. Dieser General hatte den politischen Häftling Bogolinbow wegen eines kleinen Disziplinarvergehens peitschen lassen, und Wjera übernahm es ihn zu rächen, obgleich sie ihn gar nicht kannte. Dieses damals 26 jährige Mädchen war im 17. Lebensjahr verhaftet und zwei Jahre lang eingesperrt gehalten worden, weil sie für einen Nihilisten Briefe entgegengenommen hatte; dann schickte man sie von Ort zu Ort, bis man sie schließlich zwei Jahre lang unter Polizeiaufsicht in Charkow ließ. Ende 1875 kehrte sie nach Petersburg zurück. Der allgemeine Unwille gegen Trepow, den auch das nichtrevolutionäre Publikum den „Baschibofuk von Petersburg“ nannte, veranlaßte sie gelegentlich jener Peitschung zu einem Revolventenattentat auf den Polizeichef. Er erlitt eine schwere Verwundung, allein Wjera wurde von den Geschworenen freigesprochen — ein Urteil, das allgemeine Billigung fand. Trotz der Freisprechung wollte die Polizei sich ihrer, als sie davon fuhr, bemächtigen, doch widersetzte sich dem das Publikum, und in der Verwirrung konnte die Saffulitsch flüchten; Trepow aber erhielt vom Zar eine Auszeichnung.

Im nächsten Jahre erfolgte in Kiew die Beurteilung der im Besitz einer geheimen Druckerei betroffenen Personen teils zum Tode, teils zu 15 Jahren Zwangsarbeit; darunter befanden sich Töchter eines Stadtrats, eines Edelmanns und eines Staatsbeamten. Auch sonst ließ die Regierung furchtbare Strenge walten. Dadurch sah die „Schreckenspartei“ sich veranlaßt, dem Zar nach dem Leben zu trachten — lange vergeblich. Um das Eisenbahn-Attentat bei Moskau vom 1. Dezember vorzubereiten, hatten Sophia Perowskaja und mehrere männliche Gesinnungsgenossen ein dicht an der Bahnlinie liegendes Häuschen gekauft und ihre unterirdische Minierarbeit nachlässigerweise mit der Hand gethan, dabei bis zum Knie in eisigem Wasser stehend. Sie entflohen allesamt rechtzeitig und wurden nicht erwischt, obgleich man nach dem Attentat hunderte von Nihilisten einsperrte. Im Laufe des Jahres 1880 wurden zahllose „Verdächtige“ verhaftet und in geheimen Gerichtsverhandlungen zum Tode oder zur Verschickung nach Sibirien verurteilt. Im Frühling erwarteten in den Moskauer Gefängnissen fast 3000 „Politische“ — wie man sie kurz nannte — ihre Verschickung. 1879 waren ca. 11500 „Politische“ nach Sibirien gebracht worden. In seiner immer höher steigenden Erbitterung beschloß der nihilistische Vollzugsausschuß, den Tod des Zaren möglichst zu beschleunigen. Nicht weniger als 47 Gesinnungsgenossen meldeten sich freiwillig zur Ausführung dieses Beschlusses, und es wird wohl noch den meisten Leserinnen unerinnerlich sein, daß Alexander II. bereits am 13. März 1881 durch die von Myssakow und Grinewiski geworfenen Bomben getötet wurde. Die Zeichen zum Werfen hatten Sophia Perowskaja und Jessy Helfmann gegeben. Die Perowskaja sowie Myssakow und die anderen erwischten Verschwörer wurden — mit Ausnahme der schwangeren Helfmann — gehängt, während Grinewiski durch seine eigene Bombe ums Leben kam.

Für die im Jahre 1883 erlittenen, ungemein strengen Verfolgungen nahmen die Nihilisten Ende Dezember Rache, indem sie Oberst Sudeikin, den Leiter der geheimen Polizei, erschossen. Auch an Alexander III. machten sie sich zu derselben Zeit wieder heran. Die Verwundung wurde amtlich für einen Jagdunfall ausgegeben, in Wirklichkeit handelte es sich um ein Attentat von weiblicher Hand, bei dem dem Kaiser die rechte Schulter schwer verletzt worden war. Zwei Wochen vor der Ermordung Sudeikins erschien dessen nachmaliger Mörder Degajew (der eigentlich Jablonski hieß) in Begleitung eines Weibes bei dem Gatschinaer Oberwildheger des Kaisers mit einem angeblichen Brief Sudeikins, worin dem Mann befohlen wurde, das Weib bei sich aufzunehmen, damit es angeblich den in Gatschina bereits anwesenden Geheimpolizisten an die Hand gebe. Als Bauernjunge verkleidet, begleitete die Frau den Zaren auf allen Jagdausflügen. Eines Tages kam sie mit der Nachricht zurück, dem „Väterchen“

sei ein Unfall zugestoßen dadurch, daß einer der Wilbhüter so unachtsam gewesen sei, seine Flinte in nächster Nähe des kaiserlichen Schlittens abzufeuern und damit die Pferde des letzteren zu erschrecken. Am Tage nach dem Tode Subeifins kamen drei Detektive nach Gatschina und verhafteten die von Degajew dahingebachte Person; es heißt, daß sie wegen Teilnahme an dem Gatschiner Attentat insgeheim in den Kasematten der Petropawlowsk-Festung gehängt worden sei.

Im Sommer 1884 töteten Nihilisten viele Oessaer Gendarmerie-Offiziere, darunter einen Hauptmann und einen Oberst. Einen zweiten Hauptmann umzubringen, versuchte die kaum neunzehnjährige Kaufmannstochter Maria Kaljuschnja, die sich für die Verurteilung ihres Bruders zu lebenslänglicher Zwangsarbeit rächen wollte und von den Behörden wegen ihrer Verwandtschaft mit diesem „Politischen“ längst schlimm chikanirt worden war. Ein geheimes Kriegsgericht verhängte über sie zwanzig Jahre Zwangsarbeit. Damals wurden viele Verhaftungen wegen wirklicher oder vermeintlicher politischer Vergehen vorgenommen. Im Oktober fand in der Hauptstadt ein großer geheimer Prozeß gegen vierzehn Nihilisten statt, darunter sechs Offiziere und zwei Frauen; letztere acht Personen wurden zum Tode verurteilt, während die übrigen sechs in die sibirischen Bergwerke wandern mußten. Eine der Frauen war die berühmte Figner (auch Wjera Filipowa genannt), die die mehrerwähnte Sophia Perowskaja bei sich beherbergt hatte.

Das ruhige Verhalten der Nihilisten in den Jahren 1888 und 1889 hinderte die Regierung nicht an neuen, unsinnig harten Maßregeln und Verfolgungen. Wegen nichts und wieder nichts wurden harmlose Menschen erstochen, erschossen, zu Tode geprügelt, die schamloseste Willkür feierte unerhörte Triumphe, die Stappengefängnisse verbreiteten durch ihre entsetzliche Überfüllung Tod, Verderben und unsägliches Leiden, die Grausamkeit führte zu Hungerstreiks u. s. w. u. s. w. Wer erinnert sich nicht der denkwürdigen Enthüllungen dieser Zustände durch George Kennan? Frau Tischebrikowa, eine gesellschaftlich hochstehende Dame, die mit dem Nihilismus in keinerlei Zusammenhang stand, lenkte in einem berühmten gewordenen Schreiben die Aufmerksamkeit Alexanders III. auf die Mißbräuche im Verbannungswesen; und was war ihr Lohn für diese patriotische That? Verhaftung, Verbannung nach dem Kaukasus, Stellung unter Polizeiaufsicht! 1890 fand in St. Petersburg ein Prozeß statt gegen fünf Nihilisten — darunter die bekannte Sofie Ginzburg, die im Besitz von Bomben und aufrührerischen Schriften angetroffen worden war. Vier der Angeklagten endeten auf dem Galgen. In einer anderen Gerichtsverhandlung, die kurz darauf vor sich ging, spielte ein junges Mädchen namens Olga Zwanowsky die Hauptrolle, die Nichte eines Geheimrates, der einer Abteilung der Heiligen Synode vorstand; das Ergebnis wurde aus Schonung für diesen hohen Würdenträger geheimgehalten.

Von großem Nutzen erwiesen sich den Nihilistinnen und Nihilisten in vielen Fällen die sogenannten „ukrivaheli“ (= Fehler), von denen sie verborgen zu werden pflegten. Zahlreiche ukrivaheli waren Frauen. Großes leistete in dieser Hinsicht eine dänische Dame, namens Horn, die als Gattin eines russischen Polizeibeamten in ihrem 70. Lebensjahr „Fehlerin“ wurde und in ausgedehntem Maße nihilistische Schriftenvorräte, die Post vieler Terroristen und schließlich die letzteren selbst in ihrer Wohnung versteckte. Seit 4 bis 5 Jahren scheint die revolutionäre Bewegung zu ruhen; ganz ausgestorben dürfte sie aber kaum sein.

1833 trat als Zweig des jüdisch-johannitischen „Klerikats der Tempelherren“ zu Paris ein „Bund der Tempeldamen“ ins Leben — ein Ableger der Hochgrade-Maurerei. Ein anderer Ausläufer des Hochgrade-Unwesens ist „die Heldin von Jericho“ in Nord-Amerika. Dieser Grad wird lediglich Royal-Arch-Freimaurern sowie deren Gattinnen oder Witwen verliehen. Das Ritual beruht auf der Geschichte Rahabs im II. Kapitel des Buches Josua. Das erste Zeichen — man läßt ein Taschentuch zwischen den Lippen herabhängen — bildet eine Nachahmung der roten Leine, die Rahab vom Fenster herabließ, um den Kundschaftern zur Flucht zu verhelfen. Das große Notzeichen besteht im Erheben des rechten Arms, wobei man das Taschentuch zwischen Daumen und Zeigefinger herabhängen läßt. Bei der Einweihung

legt eine männliche „Helbin“ — jedoch nicht der Gatte der Kandidatin — die Hand auf die Schulter der letzteren und sagt: „Mein Leben,“ worauf die Kandidatin antwortet: „für das deinige.“ Den weiteren Saganfang: „Wenn du nicht enthüllst“ ergänzt die Kandidatin mit den Worten: „diese unsere Angelegenheit.“ Sodann wird der Dame das Wort „Nahab“ ins Ohr geflüstert, worauf sie einen Verschwiegenheitsseid leistet. Nun teilt man ihr mit, daß Nahab den Orden gestiftet habe, wie die Überlieferung des Bundes behauptet.

Mehrere nordkalifornische Stämme haben Geheimbünde, die entweder in eigenen Logen oder in Estufas¹⁾ sich versammeln und allerlei Mummenschanz treiben, um die Weiber zu erschrecken. Die Männer geben vor, mit dem Teufel in Verkehr zu stehen. Um dies glaubhaft zu machen, erfüllen sie den Versammlungsraum mit fürchterlichem Geschrei und Geheul. Zuweilen rennt ein als Teufel verkleidetes Mitglied wie ein Wahnsinniger durch das Dorf und bemüht sich, widerspenstige Frauen und Kinder nach Möglichkeit zu erschrecken. Obgleich dieser Gebrauch seit undenklichen Zeiten herrscht, lassen sich die Weiber noch immer foppen. Eine ebenfalls dem Erschrecken des schwachen Geschlechts dienende Geheimverbindung besteht bei den Mundingos, einem oberhalb der Gambiamündung lebenden afrikanischen Stamm. Wenn die Männer mit den Weibern Streit bekommen, wird der Götze Mumbo-Dschumbo, auch Mamma-Dschamba genannt, herbeigeholt — eine acht bis neun Fuß hohe Gestalt aus Baumrinde, mit einem langen Stoc versehen und mit einem Strohwisch gekrönt. Ein Mitglied der Geheimgesellschaft fungiert, unter dem langen Rock versteckt, als Richter. Selbstverständlich fallen seine Entscheidungen fast immer zu Gunsten der Männer aus. Wenn die Weiber ihn kommen hören, rennen sie davon und verbergen sich; aber er läßt sie holen, und sie müssen sich niedersetzen und nach seinem Belieben singen oder tanzen. Weigert sich eine zu erscheinen, so wird sie mit Gewalt vorgeführt und gepeitscht. Bei der Aufnahme muß man feierlich schwören, das Geheimnis keinem Ueingeweihten, am wenigsten einem Weib, mitzuteilen. Da Kinder geschwäzig zu sein pflegen, wird kein Knabe unter 16 Jahren zugelassen. 1727 enthüllte der König von Oshagra seiner ungemein neugierigen Gattin die Bundesgeheimnisse, und sie plauderte dieselben weiter aus; die Folge war, daß beide von Mitgliedern der Gesellschaft getötet wurden.

„Berrückte Ratsherren“ nannte sich ein 1809 durch Dr. Ehrmann zu Frankfurt a. M. gestifteter komischer Orden, dessen Diplome in scherzhaftem Latein abgefaßt und mit einem großen Siegel versehen waren. Zu den Mitgliedern gehörten u. a. Jean Paul, Arndt, Goethe, Zffland, wie auch mehrere Damen. Nach dem Ausstellen des hundertsten Diploms löste sich die Gesellschaft auf (1820).

Schließlich wäre noch zu erwähnen, daß es bei den „Odd Fellows“ außer den drei männlichen Graden auch einen weiblichen namens „Rebecca“ giebt und daß auf den mikronesischen Inseln eine Art weiblicher Geheimklubs besteht, deren Mitglieder bei Festlichkeiten zu Ehren fremder Gäste die Bedienung übernehmen.

¹⁾ Estufa = geheizter unterirdischer Raum, von den Pueblo-Indianern als Zusammenkunftsort benützt.



Die Laufbahn einer Frau im Osten. (Die Kaiserin von China.)

Von

Mme. Arède Barine.

Autorisierte Übersetzung aus den „Annales Politiques et Littéraires“ von C. Kroll.

Nachdruck verboten.

Seltfam und geheimnisvoll, unsichtbar und allmächtig waltet jene Kaiserin-Witwe von China, die aus der Verborgenheit ihres Palastes heraus Minister und Kaiser einsetzt und absetzt. Dementsprechend ist auch ihr Lebensgang sehr eigenartig und abenteuerlich gewesen. Alle Umstände waren gegen sie, und in einem Lande, wo die Frauen durch Gesetz und Sitte vom öffentlichen Leben ausgeschlossen sind, hat sie beides bezwungen.

Sie heißt Tuen und wurde vor mehr als sechzig Jahren geboren. Ihre Familie gehörte der tatarischen Rasse an, was für eine Frau bedeutungsvoll ist, da die Tataren die Füße ihrer Töchter nicht verstümmeln. Ihr Vater war durch eine der Empörungen, welche China periodisch verwüsten, ruiniert worden, und dem Hause fehlte das Brot. Als dies die kleine, damals elfjährige Tuen gewahr wurde, stellte sie ihren Eltern vor, daß sie weise daran thun würden, sie zu verkaufen, um ihre Ausgaben zu verringern und sich einiges Bargeld zu verschaffen. Man fand den Rat gut und verkaufte sie an den Vizekönig der Provinz als Dienerin seiner Frau und Schwiegermutter. Tuen erlernte das Spinnen, das Sticken und die andern weiblichen Handarbeiten. Sie erwarb sich darin große Fertigkeit, denn sie war geschickt, verständig und entschlossen; in allem, was sie unternahm, setzte sie ihre ganze Energie daran, Erfolg zu haben.

So seltsam das auch klingen mag, der Sklavenstand war äußerst günstig für ein ehrgeiziges Mädchen. Sie hatte das gewiß bedacht, als sie ihrem Vater sie zu verkaufen anriet, und an ihrem Opfer mochte Berechnung keinen minderen Anteil haben als Pietät. Die Chinesin, die sich verheiratet, ohne das väterliche Haus verlassen zu haben, geht nur von einem Frauengemach in ein anderes über; sie hat nichts vom Leben gesehen und soll nichts davon sehen. Der Verkehr mit der Außenwelt ist wie in allen Ländern, in denen die Frau eingeschlossen lebt, Sache der Sklavinnen. Die reden mit den Leuten, machen die Gänge und Besorgungen und sind daher über Tagesereignisse und Tagesgespräch viel besser unterrichtet als ihre Herrinnen. Tuen war ein höchst neugieriges Mädchen. Sie hat immer alles wissen wollen und immer ein Mittel gefunden, alles zu wissen. Man kann wohl annehmen, daß sie im Hause des Vizekönigs ihre Zeit gut anwandte und ihre unverkehrten Füße dazu benutzte, hierhin und dorthin zu traben.

Nach Verlauf eines Jahres schien ihr der rechte Augenblick gekommen, aus ihrer Verborgenheit hervorzutreten. Sie stiftete für ihren Herrn ein Gewand, das da schimmerte wie die Kleider der Märchenprinzen. Der Vizekönig war geblendet; er ließ die Urheberin des Wunderwerks kommen und versprach ihr, auch wieder wie im Märchen, ihr zu geben, was sie erbitten werde. Die Antwort war der Konsequenz angemessen, mit der Tuen beständig weiterstrebte. Sie kniete vor ihrem Herrn nieder und bat ihn um die Vergünstigung, lesen lernen zu dürfen. Wie die Legende weiter

erzählt, erhob der Bizekönig einige Einwendungen, die die Kleine unerschrocken bekämpfte, indem sie zuletzt geltend machte, daß sie doch nicht durch ihre Schuld „bloß ein Mädchen“ sei. Sie trug den Sieg davon, wurde interessant gefunden und später an Stelle einer verstorbenen Tochter an Kindesstatt angenommen.

Eine andere wäre mit dem Erreichten vollauf zufrieden gewesen, aber Tuen war nicht gewillt, mitten auf einem so schönen Wege still zu stehen. Als sie die Gelegenheit vor Augen sah, durch ein Hintertürchen in den kaiserlichen Palast zu schlüpfen, ließ sie sich die nicht entgehen. Ihr Pflegevater hatte vom Kaiser von China irgend einen Guldbeweis empfangen, für den er sich dem Monarchen erkenntlich zeigen wollte. Das Geschenk, das er ihm verehrte, war Tuen. Sie reiste zu Schiffe nach Peking in Begleitung eines dienenden Gefolges, das für die Wichtigkeit ihrer kleinen Person Zeugnis ablegte. Das übrige war ihre Sache. Als gewöhnliche Sklavin in den Palast aufgenommen, übersandt, wie etwa bei uns ein Schoßhündchen oder ein Papagei übersandt wird, fand sie sogleich Beachtung bei dem Sohn des Himmels und erhob sich zum Range einer Favoritin. Die Geburt eines Sohnes ließ sie die letzte Staffel erklimmen; sie erhielt den Titel der „zweiten Gemahlin,“ da der damalige Kaiser schon eine legitime Frau besaß. War sie nun zufrieden? Keineswegs. Sie meinte, in den Mauern des Frauengemaches ersticken zu müssen; ein leidenschaftlicher Durst nach Macht verzehrte sie. Zudem besaß sie ein zärtliches Herz, und die strenge Hut der Haremswächter schuf ihr Verdruß. Der Tod des Kaisers im Jahre 1861 eröffnete ihr erst ihre eigentliche Laufbahn. Nachfolger wurde der Sohn der Tuen, und dieser Sohn lag noch in der Wiege.

Aus den Mauern eines Harems heraus einen Staatsstreich ins Werk zu setzen, dazu gehört noch mehr als bloßes Erhabensein über Furcht und Gewissensbisse. Die kleine Mongolin, die das mehrmals vollbracht hat, verdient Bewunderung. Die Geschichte wird sie den Herrscherinnen von überlegenem Geist und männlichem Charakter, einer Brunichildis, Fredegunde, Katharina der Zweiten, an die Seite stellen. Und hätte sie weiter nichts geleistet, als sich, ohne ihre Schranken durchbrechen zu können, über das politische Personal eines Reiches wie China auf dem Laufenden zu halten, so würde man schon das allein für ein sehr ungewöhnliches Kunststück erklären müssen.

Sie empfand so lebhaft das Bedürfnis, über Menschen und Dinge unterrichtet zu sein, daß sie einen förmlichen Spionagedienst einrichtete, der tadellos funktionierte; hat sie doch inmitten der furchtbarsten Umwälzungen immer gewußt, zu welchen Hülfsmitteln sie greifen und auf wen sie sich stützen mußte. Als sie sich im Jahre 1861 der Herrschaft bemächtigte, schien das ein unsinniges Unterfangen zu sein. Der verstorbene Kaiser hatte testamentarisch für seinen minderjährigen Sohn einen Regentschaftsrat ernannt. Der hatte sein Amt bereits angetreten. Eine Frau an seine Stelle setzen zu wollen, und das in China, war eine solche Ungeheuerlichkeit, daß zu dem bloßen Gedanken Wahnsinn gehörte. Allein die meisten großen, weltgeschichtlichen Ereignisse sind das Ergebnis dessen gewesen, was die weisen und vorsichtigen Leute für Wahnsinn hielten.

Tuen nahm ihre Zuflucht zu den weiblichen Waffen. Sie brachte ihren Schwager, den Prinzen Kong, soweit, daß er ihr nichts mehr abschlagen konnte. Der Regentschaftsrat wurde in die andere Welt befördert, und die Kaiserin nahm den Titel „Regentin“ an. Offiziell herrschte der Prinz Kong; hinter ihm, im Schatten, gebot Tuen, und China ließ sie gewähren. Es war, als würde der Sultan in Konstantinopel von einer cirkassischen Sklavin gestürzt und die muhamedanische Welt wäre mit dem Lauf der Dinge einverstanden.

Auf diesem Punkt angelangt, gab die Kaiserin den entscheidenden Beweis ihrer Überlegenheit oder, man darf das Wort getrost gebrauchen, ihres Genies. Wäre diese Barbarin nicht zugleich ein großer Geist gewesen, ein so wunderbarer Erfolg hätte ihr den Kopf benommen, sie hätte sich eingebildet, daß ihr nichts mehr zu lernen bliebe. Tuen hingegen sah ein, daß ihr alles zu lernen blieb, schon allein, damit sie den Schwager zur Not entbehren könnte, wenn aus irgend einem Grunde auf ihn nicht

mehr zu rechnen wäre. Sie ging beim Prinzen Kong in die Schule und erlernte unter seiner Leitung mit Zähigkeit und Feuereifer die Wissenschaft des Regierens und die Praxis der Staatsgeschäfte.

Die Ereignisse haben ihrem Scharfblick recht gegeben. Die Kaiserin Tuen hat mehr als eine Krisis durchgemacht seit dem Tode, da sie die ehrwürdigen Traditionen Chinas über die Rolle, die ihrem Geschlecht im Haushalt der Welt zufäme, so frisch und fröhlich über den Haufen geworfen.

„Der Mann,“ so sagt Confucius, „ist für die Frau das, was die Sonne für den Mond ist. Die Sonne herrscht, und der Mond gehorcht, und so waltet die Harmonie.“

Seit neununddreißig Jahren herrscht nun im Kaiserpalast zu Peking der Mond, und die Sonne gehorcht, oder eigentlich mehrere Sonnen, denn der gegenwärtige Kaiser — wenn er überhaupt noch unter den Lebenden weilt — ist nicht mehr das Kind der Tuen. Die Kaiserin-Witwe hielt es im Jahre 1875 für angezeigt, ihren Sohn auf die Seite zu schieben, aus Gründen, deren Darlegung hier zu weit führen würde, und einen Neffen im zarten Kindesalter, den sie mitten in der Nacht entführen ließ, an seine Stelle zu setzen. Sie hat mehr als einen Menschen verschwinden lassen; außerdem möchte ein strenger Sittenrichter ihr vorwerfen, daß sie ihre glücklich erworbene Unabhängigkeit von den Haremswächtern benutzte und sich in mancherlei Abenteuer eingelassen habe. Aber es ist vielleicht pedantisch, hierauf Nachdruck zu legen. Die gelbe Moral ist nicht die weiße Moral.

Ernstler ist die Anschuldigung, sie habe durch eine schlechte Regierung dazu beigetragen, das chinesische Reich in seinen gegenwärtigen jämmerlichen Zustand zu versetzen. Die Anhänger der Kaiserin behaupten, das Übel greife nicht auf sie zurück; es seien ihr in den letzten Jahren die Hände gebunden gewesen, durch die Schuld einer mächtigen Opposition, an deren Spitze ihr eigener Neffe, der junge Kaiser, gestanden habe. Wenn man ihren Anhängern glauben darf, sind alle Regierungsfehler gegen Tuens Willen begangen worden, und, falls eine Rettung überhaupt noch möglich ist, hat der neueste Staatsstreich, der der alten Dame die absolute Gewalt zurückgab, China gerettet.

Wenn sie recht haben, wenn die Kaiserin Tuen ihrem Lande aus dieser Bedrängnis hilft¹⁾, so ist sie nicht nur den großen Königinnen zu vergleichen, vielmehr den größten Staatsmännern, die in die Weltgeschichte bestimmend eingegriffen haben. Scheitert sie, so wird sie nichtsdestoweniger eine der originellsten und bedeutendsten Gestalten unserer Zeit bleiben. Die kleine, unwissende Sklavin, die sich bis zu solcher Höhe emporgeschwungen und sich bald vierzig Jahre darauf gehalten hat, braucht um ihren Nachruhm nicht mehr besorgt zu sein.

¹⁾ Eine Ansicht, die die neuesten Ereignisse wohl arg widerlegt haben.



Zehn Jahre Allgemeiner deutscher Lehrerinnenverein.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

„Ob ich nit mag gewinnen,
Noch muß man spüren Treu!“

so schloß der letzte in der Reihe der Vorträge, die auf der ersten deutschen Lehrerinnenversammlung in Friedrichroda vor zehn Jahren die Notwendigkeit und die Ziele eines Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins nach ihren verschiedenen Seiten beleuchteten. Und diese Worte vor allem sind seinen Mitgliedern lieb geworden. Die unbedingte Gewißheit des eigenen Willens, der eigenen Begeisterung liegt ihnen zu Grunde und zugleich die besonnene Anerkennung der Hemmnisse und Schwierigkeiten, die damals noch bergehoch den Weg zum Ziel verstellten, von der Unreife der Lehrerin selbst und den freundlichen Diskussionen der Lehrerversammlungen, ob und inwieweit man Lehrerinnen beim Mädchenunterricht heranzuziehen habe, bis zu der üblichen „Heiterkeit“ im Parlament, wenn ja einmal die Lehrerin in den Gesichtskreis der höchsten Körperschaften trat.

Wie die Dinge für die Lehrerinnen lagen, das hatte ja wenige Jahre vorher noch der Eindruck der bekannten Petition einiger Berliner Frauen um Reform der höheren Mädchenschule mit ihrer Begleitschrift gezeigt. Das erste bestimmte, erschöpfende und scharf begründete Programm, das für die Stellung der Lehrerin innerhalb der Mädchenerziehung ausgegeben wurde, entfesselte die ganze Flut der mehr oder weniger klaren Gegenströmungen und zeigte damit deutlich genug den Weg, der zu gehen war.

Jetzt, zehn Jahre nach jener Gründung, darf das zurückhaltende „ob ich nit mag gewinnen“ im Hinblick auf das, was in der Zeit gewonnen ist, wohl ein klein wenig zuversichtlicheren Ton annehmen, und das „noch muß man spüren Treu“ wird zu einem Gelübde vieler, die seither zum Verständnis, zum Mitwollen alles dessen, was der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein erstrebt, erzogen sind.

Der Verein ist von Auguste Schmidt, Helene Lange, Marie Loeper-Houffelle gegründet in dem damals noch von wenigen in seiner ganzen Bedeutung erkannten Gedanken, daß die Erziehung der Mädchen in die Hand der Frau gehört und daß die Frau durch eine vertiefte Bildung, die nur ihre Eigenart feiner ausgestalten würde, zu diesem ihrem eigensten Beruf fähig gemacht werden müsse. Aus diesem Gedanken ergaben sich alle einzelnen Punkte seines Programms, der Verwirklichung dieses Gedankens diente die Arbeit seiner Führerinnen, seiner Zweigvereine.

In Friedrichroda, an der Stätte seiner Gründung, vereinigten sich seine Mitglieder in diesen Pfingsttagen zur Feier seines zehnjährigen Bestehens. Es sei ferne, zu untersuchen, wieviel von allem, was bisher in der Lehrerinnensache sich gewandelt hat, wie weit die größere Beteiligung der Frau am Mädchenunterricht, die Eröffnung einer wenn auch noch der Reform bedürftigen höheren, wissenschaftlichen Bildung, die

höhere Wertung der Lehrerin von Behörde, Kollegen, Publikum und schließlich von den eigenen Standesgenossinnen und was der schönen Dinge mehr sind, auf die Thätigkeit des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins zurückzuführen ist. Und noch ferner liege es, den Grund all dieser Anfänge zu Besserem allein bei ihm zu suchen. Davon hat keine der Festreden unserer Jubiläumsfeier gesprochen, und die gewöhnliche Jubiläumsbefriedigung darüber, daß man es so herrlich weit gebracht, ist es nicht gewesen, die den Teilnehmerinnen der Friedrichroder Festfeier die Pfingsttage dort zu unvergeßlichen machen wird.

Es ist vielmehr das Hochgefühl dessen, dem sich der Blick geweitet für die Größe seiner Aufgaben, der es gelernt, seine Arbeit sub specie aeternitatis, als Dienst an der Idee, und zugleich auch in der ganzen Weite ihrer praktischen Beziehungen zum sozialen und wirtschaftlichen Leben des Volkes anzusehen.

Es wird vielleicht eine Zeit kommen, wo der Allgemeine deutsche Lehrerinnenverein ein Faktor der realen Politik geworden sein wird. Der Schwerpunkt seiner Arbeit während dieser zehn Jahre liegt in dem, was durch ihn und seine Führerinnen die deutschen Lehrerinnen innerlich gewonnen haben. Darüber kann man keine Annalen aufstellen; aber das sprach in der Friedrichroder Festfeier desto deutlicher aus allen Grüßen und Wünschen, die dem Mutterverein von den Zweigvereinen dargebracht wurden, aus der Art, wie der Wert des Zusammenschlusses überall aufgefaßt, worin er gesucht und erfahren war.

Auch zu dem äußeren Bau des Vereins hat die Festversammlung beigetragen, auf doppelte Weise. Die Zweigvereine überreichten den drei Gründerinnen eine Summe von ca. 7000 Mark, die als Schmidt-Lange-Loeper-Stiftung den Zwecken des Vereins dienen sollte; — und dann ist eine neue Arbeit in Angriff genommen worden mit der Gründung einer Sektion für die Lehrerinnen höherer Schulen.

Die Gründung erfolgte im Anschluß an ein Referat über die leghin eingereichten Petitionen, betreffend eine gesetzliche Regelung der Gehaltsverhältnisse an den städtischen höheren Mädchenschulen Preußens. Die neue Sektion hat sich aber neben der Aufgabe, in dieser Sache die berechtigten Forderungen der Lehrerinnen zum Ausdruck zu bringen, für die Zukunft eine größere gestellt, die Umarbeitung der Lehrpläne der höheren Mädchenschule und der Seminare.

Heben wir aus dem Bilde, das die Friedrichroder Versammlung von dem Willen und den Zielen des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins gab, noch die Seite hervor, die der Vortrag „Kinderkonflikte“ beleuchtete, so dürfte deutlich sein, daß er die Aufgabe der Lehrerin in ihrem ganzen Umfang und in der psychologischen Vertiefung erfaßt, die ihr nur die Frau zu geben vermag. Die Rednerin, Fräulein Jordan-Danzig, die den Leserinnen der „Frau“ unter dem Namen S. Ludwig in ihrer eigenartigen Kraft, dieses Gebiet zu verstehen und zu beleuchten, bekannt sein wird, griff mit ihrem Vortrag in die tiefsten Schäden unseres sozialen Lebens und zeigte, wie sie in der Seele des Kindes des vierten Standes zu unlöslichen Konflikten führen müssen, denen es erliegt; sie zeigte, wie der Widerspruch von Schule und Haus, Schule und Staat, Schule und Kirche der Arbeit der Schule oft jede Möglichkeit eines Erfolges nimmt.

Für die Alten, für die die Friedrichroder Versammlung wirklich eine Erinnerungsfeier war an jene Gründung im Jahre 1890, mag bei aller Freude an der ungeahnten Entwicklung ihrer Schöpfung doch ein Schimmer von Behmut über den Tagen gelegen

haben. So rein und frisch, so unmittelbar zwingend und gewaltig wie in jenen Stunden des ersten Zusammenschlusses — das hörten wir Jungen aus manchem Wort, das sahen wir in manchem Auge — schien ihnen das Leben doch nicht wieder zum Ausdruck zu kommen, ein langer Weg durch manche Niederung mußte ihm ja etwas von der Intensität und Jugendfrische nehmen, in der es die ersten Stunden jener neuen Schöpfung gesehen.

Uns Jungen ziemt es, dies Gefühl zu achten. Aber um so freudiger fühlen wir es, daß der Geist, der damals der neuen Schöpfung das Gepräge gab, durch unsere Führerinnen in ihr lebendig erhalten wird und von uns ergriffen werden kann als die tiefste und mächtigste Quelle unserer Kraft. Und so glauben wir, daß an dem Allgemeinen deutschen Lehrerinnenverein das Wort wahr werden wird, daß

„keine Macht und keine Zeit zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.“



Das Überflüssige.

Skizze von

Heloise v. Beaulieu.

Nachdruck verboten.

„Rosen und Orchideen — ah!“

„O wie fein! Willst du sie malen? Oder sind sie für Tante Alma?“

„Faßt sie doch nicht so an — Blumen muß man nicht so anfassen,“ sagte eine ängstliche Stimme dagegen.

„Sehr geschmackvoll — wirklich,“ sagte Frau Detlef bewundernd; doch in der Tiefe ihres Blickes ruhte Mißbilligung. „Wohl nicht billig?!“

Clara Detlef murmelte etwas von „nicht besonders teuer“ und zog das Seidenpapier schützend um die Blumen zusammen.

„Bring's man gleich in die Kühle,“ mahnte Mama, „damit sich's hält bis morgen.“

Die Blumen in der Hand zog Clara sich nach der Thür zurück. „Sie brauchen sich gar nicht zu halten,“ sagte sie todesmutig, aber doch nach der Thürlinke greifend. „Ich will sie Hannchen bringen!“

Der gefürchtete Sturm brach los.

„Hannchen — ein Strauß Rosen und Orchideen für Hannchen! Auf so etwas Verdrücktes kannst doch auch nur du kommen.“

„Liebes Kind,“ sagte die Mama maßvoller, aber nicht weniger scharf, „das ist nun wirklich gänzlich überflüssig! Du thust mir leid — Hannchen thut mir auch leid. Unwillkürlich wird sie beim Anblick dieser Blumen, die morgen schon hin sein werden, sich ausrechnen, wieviel stärkende und nützliche Dinge man für den Geldwert hätte haben können. Wenn du so üppig fein wolltest, könntest du doch einen Topf Fleischertrakt nehmen oder eine Flasche guten Wein.“

„Aber ich dachte — Kranke freuen sich grade so an Blumen —“

„Aber nicht an solchen Blumen,“ sagte Frau Detlef entschieden, „die so gar nicht zu den Verhältnissen einer armen, kranken Näherin passen. Daß du dir das nicht selbst gesagt hast! — Ich muß sagen, ich finde das einen Mangel an — hm — Schicklichkeitsgefühl. Wenn es durchaus Blumen sein sollten, warum denn nicht ein Veilchensträußchen, oder noch besser eine Topfpflanze, ein Alpenveilchen! Für den Überschuß könntest du immer noch eine Rolle Bisquits mitnehmen!“

„Auf Draht sind sie auch natürlich!“ rief die jüngere Schwester. „Die Clara hat sich wieder mal beschummeln lassen!“

Beschämt, niedergeschlagen, dem Weinen nahe, stand Clara mit ihren geschmähnten Blumen da. Sie mußte zugeben, es war ein thörichtes Geschenk. Die Blumen waren wirklich auf Draht. Hätte sie doch lieber etwas anderes genommen, wovon das arme Mädchen mehr hatte.

Sie mochte gar nicht hinausgehen.

Aber sie that's doch. Tante Alma die Blumen bringen, die für Hannchen bestimmt gewesen, das ging nun gegen Claras Gefühl.

Zagend und verlegen trat sie bei Hannchen ein. Die Kranke sah ihr mit ausleuchtenden Augen entgegen.

„Ich habe Ihnen ein paar Blumen mitgebracht, Fräulein Hannchen,“ sagte Clara mit niedergeschlagenen Augen und legte mit einer ihr ganz fremden Linklichkeit den Strauß auf das Krankenbett.

Jetzt, in diesem ärmlichen Milieu, das nicht von krasser Not, aber von des Lebens Kargheit, von Arbeit und Entbehren sprach, schämte Clara sich ihres luxuriösen Geschenks. Es gehörte nicht hierher, es war ein schreiender Mißton, es mußte nur Wehmut, wenn nicht Bitterkeit in der Kranken wecken. Vor dem Bett lag ein dünner, verschliffener Lappen; — wenn sie doch lieber ein warmes Fußbedecken genommen hätte, oder einen netten Präsentierteller, Medizinflasche, Gläser u. s. w. darauf zu stellen oder —

Ein Aufschrei riß sie aus ihren bedauerlichen Visionen von Bettvorlegern und Fleischextraktöpfen, ein Schrei des Entzückens:

„Für mich!“ stieß die Kranke hervor, atemlos, zitternd vor Freude, und doch noch nicht recht wagend, die Freude wirklich zu glauben.

„Nun natürlich für Sie.“

Der Kranken Hände tasteten zitternd nach dem staniolumwickelten Stiel des Bouquets. Ihre Augen tranken den Reiz der Formen und Farben mit überschwänglichem Entzücken.

„Wie schön, wie wunderschön! Haben Sie die Blumen gestern auf dem Ball bekommen, gnädiges Fräulein?“

„Ich — o nein! Ich sah sie im Fenster, und sie gefielen mir so, und ich dachte gleich an Sie.“

„Also für mich, ganz für mich, nur für mich!“ Sie lachte vor Entzücken. Sie hielt ihre heftige Wange gegen die kühlen, frischen Blumen, berührte sie zärtlich mit den Lippen, sog mit tiefen Atemzügen krankhafter Gier den süßen, feinen Duft der Rosen ein.

Dann sprach sie, mehr für sich, als zu ihrer Besucherin:

„Ich hatte so manches Mal gedacht, ob ich wohl noch einmal die Rosen werde blühen sehen. Ich meinte es bis vor kurzem noch. Da wurde mir klar: du siehst keinen Sommer mehr. Das that mir so leid — der Rosen wegen. Und nun sehe ich sie doch noch einmal.“ Ihre Augen leuchteten.

Dann hielt sie den Strauß wieder in Armeslänge von sich und betrachtete ihn liebevoll.

„Rosen mitten im Winter — eigentlich ist das nur etwas für reiche Leute,“ meinte sie, und um ihre Lippen flog ein Lächeln von halb verschämtem Stolz. „Wer hätte das gedacht, nein, wer hätte das gedacht! Was wird die Müllern sagen!“ —

Sie war glücklich wie ein Kind.

„Es thut mir so leid, es ist sehr schade — die Blumen sind auf Draht,“ sagte Clara bekümmert. „Ich fürchte, Sie werden sich nicht lange daran freuen können.“

„Was thut das?“ murmelte die Näherin. „Es freut mich, ja es freut mich, daß ich mir auch einmal den Luxus leisten darf, ein Bouquet in ein paar Stunden welken zu lassen wie die reichen Damen! Ich bin so oft an den Blumenläden vorübergegangen, zum Stehenbleiben hatte ich selten Zeit, aber ich habe immer seitwärts gesehen. So geht unferneins ja an dem meisten vorbei im Leben und sagt sich: das ist nicht für dich. Es ist für die reichen Damen. Aber ich dachte doch bisweilen — Gedanken kosten ja nichts —“

Sie brach ab. Sie wagte die Ungeheuerlichkeit dieses Gedankens nicht auszusprechen.

Sie sah träumerisch zum Fenster hinaus, wo man, vorbei an einem Dachstuhl voll lärmender Spazern, ein Stückchen flammenden

Abendhimmels sehen konnte. Ihre Gedanken wanderten.

„Wenn ich half, die jungen Damen zum Ball anziehen, dann nahmen sie auch solche Sträuße in die Hand. Ich roch wohl mal verstoßen dran; wer mir gesagt hätte, daß ich auch noch einmal einen solchen bekommen würde! —

Sie sahen immer so hübsch aus, die jungen Damen, und ihre Augen glänzten so. Und sie hatten soviel zu lachen und zu sichern; manch eine, die zum erstenmal ausging, sagte wohl zu mir: Halten Sie den Daumen für mich, Hannchen! Aber sie meinten es ja gar nicht so. Ehe es los ging, fühlte sich jede als Ballkönigin in ihrem hübschen Kleide und dem Bouquet in der Hand.

Die Schönste von allen waren Sie aber doch, gnädiges Fräulein, gestern Abend. Ich kann nun nicht mehr gehen beim Anziehen zu helfen. Wie Sie da zu mir heraufkamen, das war wie eine Christbescherung.

Denken Sie mal — vorige Nacht träumte mir, ich stand im Ballkleide da von rosenroter Seide mit Gaze darüber. Und viele jungen Damen waren um mich herum und halfen mir, besteckten mein Kleid mit Rosen. Sie waren auch dabei und gaben mir ein Bouquet in die Hand. Dann stand ich in einem großen Saal voller Licht und Musik. Und ich lag jemand im Arm und tanzte. Ich konnte tanzen, es ging so leicht, als träte ich auf lauter Luft. — Nun ist alles vorbei. Nur den Strauß habe ich noch behalten. Sehen Sie nur — es war der Schönste von allen.“

Ihre dünne Hand tastete nach den Blumen. Clara wurde es unheimlich, — die Kranke redete irre.

„Ich gehe jetzt, und Sie sollten etwas schlafen, Fräulein Hannchen,“ sagte sie sanft.

Die Kranke fuhr mit einem kleinen Nuck zusammen. „Ich habe wohl Unsinn ge-

sprochen?“ fragte sie. Ihre Augen blickten wieder ganz klar. „Das passiert mir jetzt zuweilen. Es ist Schwäche, nichts als Schwäche.“

„Stärken Sie sich auch gehörig?“ fragte Clara. „Haben Sie auch noch Wein?“

Die Kranke wies lächelnd nach einem Tisch, auf dem allerhand milde Gaben aufgestapelt lagen.

„Die Herrschaften sind alle so gütig. Sie schicken mir Wein, Bouillon, warme Sachen, lauter gute, nützliche Sachen. Auch ein schönes, frommes Buch hat mir die Frau Pastorin geschickt — ich kann nur nicht viel drin lesen, es greift mich so an. Es steht ein bißchen viel vom Himmel drin und von der Sündenvergebung. —

Das muß ich überhaupt sagen und dankbar dafür sein: Not habe ich niemals gelitten in meinem Leben. Ich habe immer das tägliche Brot gehabt. Mehr soll man nicht verlangen.“ Ein Seufzer, der mehr nach Sehnsucht klang als nach Dankbarkeit, drang aus der schmalen, flachen Brust.

Dann tauchten ihre Blicke wieder träumend in das Bouquet. Die armen Hände, die immer nur genährt hatten ums tägliche Brot — in der ersten Stunde hielten sie Glanz und Überfluß umfaßt, die Fülle des Lebens. Nach der sie sich sehnen, alle, alle, die vorübergehen müssen an dem Überflüssigen. — —

„Daß ich noch mal so ein Bouquet bekommen würde,“ murmelte die Kranke wieder halb im Traum und strich zärtlich über die Rosen.

Ihre Lider fielen zu. Aber der Traum blieb drüber schweben, der Traum eines nie gelebten Glückes.

Dem jungen Mädchen wurde eigen zu Mut. Es war ihr, als begehe sie eine Indiskretion, wenn sie jenes seltsam lächelnde Gesicht dort beobachtete.

Auf den Zehen schlich sie hinaus.



Die Enthüllung des Luise Otto-Peters-Denkmales in Leipzig.

Von

Helene Adelman.

Nachdruck verboten.

Wer Luise Otto im Jahre 1865 bei Begründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gesagt hätte, daß ein Oberbürgermeister von Leipzig im Jahre 1900 in feierlichem öffentlichen Akt ihr Denkmal „in Pflege und Obhut“ namens der Stadt übernehmen würde, für den hätte sie wohl nur jenes charakteristische, halb sarkastische, halb gutmütige Lächeln gehabt, mit dem sie allzuhoch fliegende Ideen aufzunehmen pflegte.

Was damals undenkbar erschien, ist heute Ereignis geworden. Seit dem 10. Juni ist die Stadt Leipzig um ein Denkmal reicher. Und dieses Denkmal gilt einer Frau. Nicht einer Frau, die auf Fürstenthronen saß, sondern der „Mutter der Deutschen Frauenbewegung“, der „Führerin auf Neuen Bahnen“: Luise Otto-Peters.¹⁾ Von deutschen Frauen ist es errichtet worden. Frauen haben bei seiner Enthüllung gesprochen, Frauen brachten aus allen Teilen des deutschen Vaterlandes Lorbeerkränze dar; von Tilsit bis Augsburg, von Hamburg bis Nürnberg, ja über das Meer herüber sandten die deutschen Lehrerinnen in England der großen Toten ihre Lorbeerreifer.

Es war ein weisevoller Augenblick, als bei dem letzten Halleluja des einleitenden Chors die Hülle sank, und das massige Monument mit den feinen, vom Bildhauer Adolf Lehnert ausgeführten Reliefs sich den Blicken bot; oben die fein durchgearbeiteten Züge der Führerin, weiter unten eine symbolische Darstellung der Frauenbewegung in einzelnen charakteristischen Gestalten, ganz in dem idealen Sinne aufgefaßt, der für Luise Otto die Triebkraft der ganzen Frauenbewegung war. Und es klang wie ein Begleitertext, als die erste Vorsitzende des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins, Auguste Schmidt, in warmen Worten den Förderern des vollendeten Werks dankte, das den Frauen von heute, wie den kommenden Geschlechtern eine Mahnung sein möge, „mit ihren größeren Zwecken zu wachsen und echtes Menschentum zu erringen, wie Luise Otto es gelehrt und vorgelebt hat;“ als Henriette Goldschmidt die Charakteristik der Verstorbenen mit der Kennzeichnung ihrer Ideale gab: „Freiheit, Tugend, Gott.“ „Tugend aber verstand sie im antiken Sinne: Tugend ist virtus, ist Tapferkeit. Tugendhaft sein, heißt tapfer, tüchtig sein. Und zu tüchtiger Lebensarbeit fordert sie uns auf.“ Und Religion verstand sie im Sinn unserer humanen

¹⁾ Wir verweisen bei dieser Gelegenheit nochmals auf das von uns bereits besprochene Werkchen von H. Hösch und Auguste Schmidt: Frau Luise Otto-Peters. Verlag von H. Voigtländer, Leipzig. Preis 1 Mark.



Denkmal von Luise Otto-Peters in Leipzig.

Mit dem Kranzschmuck am Tage der Enthüllungsfest. (10. Juni 1900.)

Nach einer photographischen Aufnahme von Hermann Vogel, Leipzig.

Dichter und Denker, die in ihr das Einigungs-, das Bildungsmittel der Menschheit erblickten — sie glaubte an den guten Geist, der alles schuf und erhält — und sie glaubte an den Sieg des Guten. Und sie gehörte zu den wenigen Hochbegnadeten, die die Bestätigung ihres Glaubens noch erlebten!

Der dritten Rednerin, Helene Lange, blieb die Aufgabe, einen Blick in die Zukunft zu werfen. Sie that dies im Anschluß an die von Luise Otto und vom Allgemeinen deutschen Frauenverein immer wieder betonte Thatsache, daß die Frau eigenartige Kräfte einzusetzen habe, die bisher nur von der Familie gekannt und genutzt, auch der Allgemeinheit zu ungeahntem Segen werden müssen. „Man darf wohl sagen, daß der Grad, in dem dieser Gedanke verstanden und gefördert wird, ein Kulturmesser geworden ist. Und insofern feiern wir hier eine Stunde von höchster Bedeutung; dieses Denkmal ist nicht nur der großen Dahingeshiedenen errichtet: es verkörpert zugleich den Sieg der Idee und ehrt die Stadt, die diesen Sieg zu würdigen verstand. Wie Leipzigs Wälle dereinst den Sieg der „Ideologen“ über brutale Gewalt gesehen, so hat seine Bürgerschaft heute, voran allen deutschen Städten, der sittlichen Idee, die in der Frauenbewegung zu Tage tritt, ihre Huldigung dargebracht, der Weltanschauung, die den Geist wertet, nicht die Faust, die innere, nicht die äußere Macht. Und so darf uns diese Stunde zum Ausgangspunkt eines lebendigeren Hoffens werden, als Bürgen dafür, daß der deutsche Mann das, was er am Weibe von jeher hochgehalten, auch im großen Kreise zur Geltung kommen lassen will: ihre Liebe, ihren mütterlichen Sinn, ihr feines Verständnis für das, was andere quält und anderen frommt, daß er ihr freie Bahn schaffen will, um als ganzer und selbstverantwortlicher Mensch neben ihm zu stehen und in freudigem Zusammenwirken mit ihm die Menschheit einer reicheren, vielseitigeren Entwicklung entgegenzuführen. Dieser reicheren Entwicklung, dieser schöneren Zukunft sind wir sicher, so sicher wie alle, die zum Licht emporstreben.“

Die rückhaltlose Anerkennung, mit der der Oberbürgermeister Dr. Tröndlin der Führerin der Frauenbewegung gedachte, mit der er auf ihr Werk als eine Kulturarbeit von hohem Wert hinwies, hob die Bedeutung der Stunde in das hellste Licht. Man fühlte es durch: hier war nicht jenes herablassende Wohlwollen, mit dem man Frauenbestrebungen so gern abfertigt: hier sprach die lebendige Überzeugung eines ganzen Mannes, der den Extremen abhold, die kulturelle Bedeutung der großen Bewegung in ihrem ganzen Wert zu würdigen verstand.

Wer die große Stunde mit erlebt hat, wird sie nie vergessen. Es waren fast ausschließlich Frauen, die das Denkmal umstanden; sie schauten empor mit festem Blick zu dem Relief, wo sich gleichfalls Frauen die Hand zum festen Bunde reichen. Und wiederum klang ein Wort wie ein Begleittext zu dem Augenblicksbild, das sich darbot. Das Wort eines Mannes: „Von den Frauen können wir Männer lernen.“





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Petition des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins** betreffend gesetzliche Regelung der Besoldungsverhältnisse an den städtischen höheren Mädchenschulen Preußens wurde am 16. Mai im Abgeordnetenhaus verhandelt. Der Berichterstatter betonte, daß die Forderung der Petition, „das Gehalt der Lehrerin möge 75—80 Prozent von dem der betreffenden Lehrerkategorie betragen,“ als durchaus berechtigt anzuerkennen sei; er beantragte Ueberweisung an die Königliche Staatsregierung zur Berücksichtigung. Nach längerer Beratung wurde aber in anbetrach der Schritte, die bereits von der Regierung im Sinne der Petition gethan seien, Ueberweisung an die Regierung als Material beschloffen.

* **Den reichsdeutschen weiblichen Studierenden der Medizin** soll die Zulassung zu der ärztlichen Staatsprüfung wesentlich erleichtert werden. Es soll nach einem dem Bundesrat zur Beschlußfassung vorliegenden Antrag der Reichskanzler ermächtigt werden, in Uebereinstimmung mit der zuständigen Landeszentralbehörde bei reichsangehörigen weiblichen Personen, die vor dem Sommersemester 1899 sich dem medizinischen Studium an einer Universität außerhalb des Deutschen Reichs gewidmet haben, behufs Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen einmal die Vorlegung des Zeugnisses der Reife von einem humanistischen Gymnasium zu erlassen und sodann das medizinische Universitätsstudium, das sie nach einer im Ausland bestandenen Prüfung vor dem Wintersemester 1900/1901 zurückgelegt haben, auf die nach § 4, Absatz 4, Ziffer 3 der Bekanntmachung betreffend die ärztliche Prüfung vom 2. Juni 1883 nach vollständigem Bestehen der ärztlichen Vorprüfung, dem medizinischen Universitätsstudium noch zu widmenden vier Halbjahre anzurechnen.

* **Das erste Arbeiterinnenheim** zu Berlin SO., Brückenstr. 8, veröffentlicht nach 1¼jährigem Bestehen seinen ersten Bericht. Es wurde im Oktober

1898 in Berlin von einem kleinen Frauenkomité eröffnet, dessen Mitglieder zu dieser Gründung durch Beobachtungen und Erfahrungen angeregt waren, die sie in englischen Arbeiterinnenklubs und Abendheimen für Fabrikarbeiterinnen gemacht hatten. Das Heim sollte Fabrikarbeiterinnen, die in Schlafstellen wohnen, die keinen Raum ihr eigen nennen können und die ihre arbeitsfreie Zeit in engen, schlecht gelüfteten und beleuchteten, überfüllten Räumen zubringen müssen, für die Abendstunden einen behaglichen Aufenthaltsort bieten und ihnen die Möglichkeit geben, billige und kräftige Mahlzeiten sich zu verschaffen. Frei von jeder politischen oder religiösen Tendenz, sollte ein Mittelpunkt zur Pflege der Geselligkeit geschaffen werden, der den Bedürfnissen der großstädtischen Arbeiterin nach Unterhaltung, Abwechslung und Vergnügen Rechnung trägt, der sie den Plätzen fern hält, an denen ihrer Gesundheit und Sittlichkeit Gefahr droht.

Das Mißtrauen, das die ersten durch Plakate in Fabriken angelockten Arbeiterinnen der neuen Einrichtung entgegenbrachten, ist bald gewichen. Die Gäste zogen andere nach sich, die lebhaftes Interesse an dem Bestehen des Heims bewiesen, und ihren dringenden Wünschen, das Heim auch während der Mittagsstunden zu öffnen, wurde zu Ostern 1899 Rechnung getragen. Die Zahl der Abendgäste von der Eröffnung des Heims bis zum 1. Januar 1900 betrug 4027, die Zahl der Mittagsgäste vom April 1899 bis 1. Januar 1900 8724. Im Großen und Ganzen rekrutierte sich das Publikum aus sehr jungen Mädchen, die einen Anhalt, einen Ersatz für das Elternhaus suchten, und aus älteren alleinstehenden, die keinen Gefallen an dem Aufenthalt in Tanzlokalen finden. Wohl waren manche darunter, die in einem Jungfrauenverein nicht Aufnahme finden würden, wohl solche, die einen rauhen Ton, häßliche Gewohnheiten und leichten Sinn haben, aber sie haben die besseren Elemente nicht verschreckt, gerade ihnen ist das Heim ein Halt geworden, gerade sie haben im Ver-

tehr mit anderen Kamerabinnen einen Stützpunkt gefunden; sie haben sich abgeschliffen, äußerlich und innerlich. Während zuerst alle Abende nur zwangloser Unterhaltung gewidmet waren, wurde bald unter den Mädchen selbst der Wunsch nach Ausbildung und Belehrung laut. Einzelne fingen an, Gefallen an kleinen Handreichungen in der Wirtschaft zu finden, sich von der Hausmutter in der Küche anleiten zu lassen, und ihr, wenn sie sehr beschäftigt war, zur Hand zu gehen. Schon im Frühjahr 1899 sprach eine Arbeiterin den Wunsch aus, für die erste Hilfe in Unglücksfällen ausgebildet zu werden. Es wurde daraufhin ein Samariterkursus im Heim abgehalten, der von 20 Mädchen regelmäßig besucht wurde. Im Herbst wurde im Anschluß daran ein Kursus über Hygiene abgehalten, in dem über Wohnungs-, Kleidungs-, Hygiene u. s. w. gesprochen wurde. Nach Schluß dieses Kursus wurde auf allseitigen Wunsch ein Abend in der Woche für Abhaltung von Vorträgen beibehalten. Es sind Vorträge literarischen, naturwissenschaftlichen, kulturgeschichtlichen Inhalts und Vorträge über Arbeiterinnenfragen gehalten worden. Einmal wöchentlich findet unter Leitung einer Gesangslehrerin ein Gesangabend statt, an dem der Chorgesang gepflegt wird und der sich einer ganz besonderen Beliebtheit bei den Gästen erfreut. Ein Abend in der Woche ist als Fließ-, Näh- und Schneiderabend reserviert worden, an dem schon manch nütliches und hübsches Kleidungsstück unter Leitung der Hausmutter angefertigt worden ist.

Dabei ist aber auch für Feste gesorgt. Alle 4 bis 6 Wochen wird eine Gesellschaft gegeben, zu der die Arbeiterinnen ihre weiblichen Angehörigen und Bekannten einladen. — Es ist wohl kein Zweifel, daß die Einrichtung als bewährt gelten darf und ihr eine weitere Entwicklung und Ausdehnung sicher nicht fehlen wird.

* **Frau Käthe Freiligrath-Kroeker**, deren Nachdichtungen deutscher Poesien schon in einer biographischen Skizze (Januarheft 1897) in der „Frau“ besprochen wurden, ist inzwischen auch mit litterarhistorischen Vorträgen in England — zuerst in Forest Hill, ihrem ständigen Wohnort — an die Öffentlichkeit getreten. Und in dieser Thätigkeit, durch welche die feinsinnige Interpretin ihre bisherige Wirksamkeit zu ergänzen und zu fördern bestrebt ist, darf sie mit ihren Erfolgen schon jetzt durchaus zufrieden sein. Es ist dies um so anerkannter, als sie diese Erfolge mit der Besprechung zweier ihrer deutschen Lieblingsdichter erzielt hat, deren Eigenart für das englische Publikum etwas Fremdes und den Geschmack der Allgemeinheit Befremdendes hat. Als sie im

Herbst des vorigen Jahres über Grillparzer vor einem aus deutschen und englischen Elementen gemischten Auditorium sprach, hatte sie die Freude, auch bei letzteren ein überaus warmes, verständnisvolles Interesse zu wecken. Mit gleichem Erfolg las sie nun am 27. April über Gottfried Keller, und um den ihm eigentümlichen Humor an einem besonders charakteristischen Beispiel ihrem englischen Publikum nahe zu bringen, las sie ihre noch unveröffentlichte Übersetzung einer der „Sieben Legenden“ — *The Virgin and the rum*. Natürlich hält Frau Kroeker ihre Vorlesungen englisch. Und die Begeisterung der Vortragenden für ihren Gegenstand fand einen lebhaften Widerhall im Auditorium.

Ein bedeutsames Gebiet, das Frau Kroeker in den Bereich ihrer Vorlesungen gezogen hat, ist das der Märchenbildung. Ihr höchst bemerkenswerter Vortrag über den ethischen und erzieherischen Wert der Märchen — „*on the Ethical and Educational Value of Fairy Tales*“ — gehalten im letzten Herbst zu Forest Hill, wurde in diesem Frühling, am 24. Mai, in London vor einem größeren Publikum von ihr wiederholt. Und sicher ist niemand berufener, dies Thema zu behandeln, als die Übersetzerin Clemens Brentanos, die Verfasserin von „*Alice and other Fairy Plays*.“
Bertha Treumann-Koner.

* **Der erste weibliche Doktor der Medizin in Schweden** ist am 26. Mai in Stockholm promoviert worden. Es ist Frä. Anna Stecksén, die ihre Studien in Paris und Stockholm absolvierte.

* **Weibliche Stadträte in London.** Vor Kurzem hat das Unterhaus mit 248 gegen 129 Stimmen die Wählbarkeit von Frauen zu den städtischen Ehrenämtern als Vertreterinnen (Aldermen) zu den neuen Londoner Bezirksverwaltungen (Borough Councils) beschlossen.

In der vierstündigen Debatte wurde geltend gemacht, daß sich die Zulassung der Frauen zu den Verwaltungen der Kirchspiele, zur Armenpflege und Wohnungsinspektion durchaus bewährt habe. In den englischen Schulverwaltungen befänden sich 220 weibliche Mitglieder, davon 4 in der Stellung als Vorsitzende. In den Vormundschaftsbehörden säßen in England ungefähr 1000, in Irland 85 Frauen. 96 Kirchenratsmitglieder, 150 ländliche und 10 städtische Distriktsräte wären Frauen, und in London sind 15 weibliche Mitglieder in den verschiedensten Kirchspielvorständen. Da die Hauptaufgabe der neuen Bezirksverwaltungen (Borough Councils) in der Beobachtung und Durchführung der hygienischen und der Reinlichkeitsvorschriften sowie der Inspektion und Fürsorge für die Wohnungen der Armen bestehen soll, so ercheine die Zulassung der Frauen ganz besonders wünschenswert.

Wann wird — so fügt das Berliner Tageblatt seinem Bericht hinzu — man sich auch bei uns zu Lande dazu entschließen, die Frauen entschiedener als bisher in den Dienst der öffentlichen Armen-, Waisen- und Krankenpflegeverwaltung einzustellen? Daß auf diesen Gebieten der städtischen wie der provinziellen Selbstverwaltung die Mitwirkung ebenso zweckentsprechend wie ersprießlich sein kann, ist wohl kaum noch zu bezweifeln. Aber Dünkel und bürokratisches Vorurteil sind unter Umständen schwerer zu beseitigen als selbst chinesische Mauern. Schließlich müssen freilich auch chinesische Mauern fallen!

* **Mary Kingsley**, die Nichte von Charles Kingsley, ist kürzlich gestorben. Sie hat sich als Reisende und Schriftstellerin in gleicher Weise



ausgezeichnet. Sie war erst kürzlich nach Kapstadt gegangen, nachdem sie Vorbereitungen für eine neue Expedition nach Westafrika getroffen hatte. Dort aber erkrankte sie und starb. Mary Kingsley brachte die ersten 17 oder 18 Jahre ihres Lebens in South Wood-lane, Highgate, zu. In ihren „Erinnerungen an ihren Vater“ fällt manches Licht auf dieses Heim: „Karitäten aus allen möglichen fremden Ländern kämpften mit den Abhandlungen von einem halben Duzend gelehrter Gesellschaften um den Platz“. Die kleine Mary und ihr einziger Bruder sahen ihren Vater nicht oft, denn George

Kingsley brachte nur etwa zwei bis drei Monate des Jahres zu Hause zu, die übrige Zeit fuhr er über den Stillen Ozean oder wanderte rastlos durch Amerika. Schon in Highgate las Mary mit größtem Eifer alle Bücher, die sie bekommen konnte. Die Familie zog dann 1879 nach Begley-heath und später nach Cambridge. In den ersten Monaten des Jahres 1892 starben kurz hintereinander ihre Eltern. Bald darauf unternahm Mary Kingsley, die damals Anfang der Dreißiger stand, ihre erste Reise nach Afrika, und zwar nach St. Paul de Loanda. 1896 erforschte sie die Negerküste und besuchte Regionen, die nie vorher ein weißer Reisender betreten hatte. Die Früchte dieser Reisen sind die bekannten Werke „Reisen in Westafrika“ und „Westafrikanische Studien“. Besonders betrieb sie auf diesen Reisen das Studium alter Religionen und Gesetze, sie hat auf diesem Gebiet außerordentlich wertvolle Beiträge geliefert. Sie besaß Wit und Humor und die Gabe, sich anschaulich auszudrücken. Von Hause aus Zoologin, verstand sie es sich in die anthropologischen und andern wissenschaftlichen Fragen, die ihr entgegentraten, gründlich einzuarbeiten. Dabei war sie liebenswürdig und hatte ein angenehmes Aeußere. Die feine Stirn, der stetige, ruhige Blick der sanften Augen, die Strenge des Mundes und des Kinns offenbarten ihren Charakter und machten es erklärlich, wie Miß Kingsley trotz ihres gebrechlichen Körpers Schwierigkeiten überwand, die sogar robuste Reisende zu Grunde richteten. Aber der Mut allein hätte nicht genügt, die Schwierigkeiten zu überwinden, sie besaß einen feinen Takt und verstand es, die Wilden, unter denen sie unbeschützt wanderte, von ihrer besten Seite zu nehmen. Über die jungen deutschen Kolonien und die deutsche Art der Kolonisation hat sie ein freundliches Urteil gefällt. Vorurteilslosigkeit war nicht der kleinste ihrer Vorzüge.

* **Die Schweizer Frauenvereine** von Bern, Zürich, Genf und Lausanne hatten am 26. Mai eine Generalversammlung sämtlicher schweizerischen Frauenvereine nach Bern einberufen, welche von den Delegierten von 33 Frauenvereinen besucht war, die sich zum „Bunde schweizerischer Frauenvereine“ zusammenschlossen. Zweck des Bundes ist: 1. Gegenseitige Anregung und bessere Verständigung unter einander; 2. gemeinschaftliches Vorgehen der einzelnen Vereine bei den eidgenössischen Behörden; 3. angemessene Repräsentation der Schweizer Frauen dem Auslande gegenüber. Zur ersten Vorsitzenden des Bundes wurde Fräulein v. Müllinen-Bern gewählt.





Der Letteverein zu Berlin

(Vorstand: Frau Elisabeth Kaselowsky) veröffentlicht seinen Rechenschaftsbericht vom Jahre 1899. Wenn die Bemühungen, für den Bau eines neuen Lette-Hauses ein geeignetes Terrain zu finden innerhalb dieses Jahres noch nicht zum Ziel führten, so giebt der Bericht doch vorausgreifend die erfreuliche Nachricht, daß ein solcher Bauplatz am Viktoria-Louisenplatz zu Beginn des Geschäftsjahres 1900 erworben ist. Im Letteverein ist im vergangenen Jahre wie in den vorhergehenden unter der umsichtigen Leitung seiner Vorstehenden tüchtig gearbeitet worden. Alle seine Institute erfreuen sich eines gedeihlichen Fortgangs. Die Zahl der Schülerinnen ist in stetem Wachsen begriffen, und überall zeigt sich reges Streben und freudiges Schaffen. Das gilt von allen verschiedenen Abteilungen der großen Organisation, der Handelsschule, der Gewerbeschule, dem Bureaukursus, der photographischen Lehranstalt, der Kunstwebeschule, der Kochschule, der Wasch- und Plättanstalt, dem Kunsthandwerks-Atelier, der Seherinnenschule, der Haushaltungsschule. Für die Gewerbeschule mit ihren zahlreichen verschiedenen Klassen sind, den veränderten Ansprüchen entsprechend, neue Lehrpläne geschaffen. Im Frühling fand der vierte Kochkursus für Ärzte statt und unmittelbar an diesen und zum Teil durch ihn veranlaßt, schloß sich die Beteiligung des Lettevereins mit einer größeren Abteilung für Kranken- und Kinderkost an der Ausstellung für Krankenpflege in der Philharmonie, die am 20. Mai ihren Anfang nahm und bis zum 18. Juni währte. Reiche Anerkennung von Seiten der Ärzte und der Presse wurde dem Letteverein für seine Ausstellung zu Teil. Ihre Majestät die Kaiserin verlieh dem Verein die silberne Porträt-Medaille. Eine zweite ähnliche Ausstellung, die die Kochschule des Lettevereins besichtigte, die Ausstellung für Nahrungsmittel, die in Frankfurt a/D. vom 20. September bis 1. Oktober stattfand, brachte ihr die goldene Medaille ein. Durch diese Ausstellungen angeregt, eröffnete der Letteverein im November für Krankenpflegerinnen einen Kursus im Kochen, verbunden mit theoretischem ärztlichen Unterricht in Diätetik und Ernährungslehre. Es nahmen 40 Krankenpflegerinnen an diesem Kursus Teil. Weitere solche Kurse werden geplant und außerdem solche über Kinderernährung, welche nach Bedarf eingerichtet werden sollen.

Der Verein wurde subventioniert von Sr. Maj. dem Kaiser, vom Kultusministerium, dem Magistrat von Berlin und den Ältesten der Kaufmannschaft.

Ein Verein zur Gewährung zinsfreier Darlehen an studierende Frauen

hat sich Ende April in Berlin konstituiert. Die Kasse ist als Ergänzung des Stipendienfonds des Allgemeinen deutschen Frauenvereins geschaffen worden, der allein dem immer größer werdenden Bedürfnis in dieser Beziehung nicht zu entsprechen vermag. Die Form der Darlehnskasse ist gewählt hauptsächlich aus praktischen Gründen, wie die Möglichkeit, mit kleinem Kapital zu arbeiten, die Höhe der Unterstützung jedesmal nach dem speziellen Fall abzumessen, und im Notfall schnellste Hilfe zu gewähren. Das bisherige Kapital der Kasse beläuft sich auf ca. 17 000 Mark.

Über die Gewährung von Darlehen entscheidet der Vorstand. Es sollen für die Gewährung von Darlehen folgende Grundzüge beobachtet werden: Darlehen können gewährt werden: Allen Frauen deutscher Staatsangehörigkeit, die schon mindestens 2 Semester an einer Universität des In- oder Auslandes studiert haben und zur Zeit des Gesuches an einer deutschen Universität zugelassen sind. Sobald die Immatrikulationsfähigkeit der studierenden Frauen auf gesetzlichem Wege geregelt ist, wird von dem Verein ein ergänzendes Statut beschlossen, welches für die immatrikulierten und für die hospitierenden Studentinnen besondere Bedingungen aufstellt. Die Vorstehende des Vereins ist Fräul. Dr. Elsa Neumann, Berlin.

Der Verein Hauspflege,

Abteilung des berliner Frauenvereins, (Vorstand: Frau Oberbürgermeister Kirchner) bezweckt Familien, in denen die Führerin des Hausstandes durch Krankheit oder Wochenbett an der Leitung der Wirtschaft verhindert ist, durch geeignete Fürsorge vor dem Niedergange zu bewahren.

Er veröffentlicht seinen Jahresbericht 1899.

Dies Jahr brachte dem Verein „Hauspflege“ einen großen Verlust durch den Tod seiner Begründerin und ersten Vorstehenden Frau Jeannette Schwerin. An ihre Stelle trat Frau Oberbürgermeister Kirchner. Auch im dritten Jahre seines Bestehens haben sich sämtliche Einrichtungen des Vereins auf das beste bewährt.

Das Zusammenwirken mit dem Berliner Verein für häusliche Gesundheitspflege, dem Frauen-Groschen-Verein, dem Verein Wöchnerinnen-Heim und dem Wöchnerinnen-Verein zu einer gemeinsamen Fürsorge für Wöchnerinnen hat sich je nützlich erwiesen, daß in Gemeinschaft mit diesen Vereinen und noch einigen anderen auf gleicher

Grundlage eine gemeinsame Fürsorge für Kranke und Wöchnerinnen ins Leben gerufen worden ist.

Der „vereinigten Fürsorge für Kranke und Wöchnerinnen“ haben sich außer den genannten Vereinen angeschlossen: Der Volksheilstätten-Verein vom Roten Kreuz, der Verein Mädchenhort, der Kindererziehung-Verein und die Unterkunft für hilfsbedürftige Wöchnerinnen. Diese 9 Vereine haben einen gemeinsamen Fragebogen vereinbart, so daß die Recherche eines Vereins auch für die übrigen genügt, um sofortige Unterstützung zu veranlassen. Das Zusammenarbeiten mit den Gemeindschwestern und den Schwestern des evangelisch kirchlichen Hilfsvereins hat sich auch in diesem Jahre zu gegenseitiger Zufriedenheit immer mehr eingebürgert.

Die Einrichtung von halben Pflegetagen für leichtere Erkrankungen und Rekonvaleszenten, tages- und stundenweise Hilfe zum gründlichen Reinigen der Wohnung, sowie Waschtage für chronisch Leidenden und Siechen haben sich weiter bewährt, in ganz ausnahmweisen Fällen sind auch Nachtwachen gestellt worden. Unzuträglichkeiten in der Ausführung traten nirgends zu Tage, und ein Beweis für das Bedürfnis nach einer Hilfe, wie unser Verein sie leistet, darf wohl auch darin gesehen werden, daß die Zahl der Fälle erheblich zunimmt, in denen Familien, deren Verhältnisse es gestatten, eine kleine Zuzahlung leisten. Diese Zuzahlungen betragen im Jahre 1899 1060,95 Mark. Auch mehren sich die Fälle, in denen wir die Freude erleben, daß Familien, denen die Hauspflege über schwere Zeiten fortgeholfen hat, bei Verbesserung ihrer Verhältnisse unserem Verein als zahlende Mitglieder beitreten. Die Gesuche um Hauspflege steigerten sich in so bedeutender Weise, daß uns nur die eine Sorge drückt, ob unsere Mittel auch einigermaßen reichen werden, um der Nachfrage zu genügen.

Die Beschäftigung von Ateliers und Kunstsammlungen brachte uns einen Reinertrag von 6772 Mark, die Stadt Berlin gewährte uns für das verflossene Jahr eine Subvention von 300 Mark. Dank dieser Einnahme konnte der Verein im Laufe des Jahres 102 neue Stadtbezirke in den Bereich seiner Thätigkeit aufnehmen. Er hofft, mit der thätigen Hilfe seiner bisherigen Mitarbeiter und durch Gewinnung neuer Hilfskräfte, seine Organisation bald über ganz Berlin ausdehnen zu können. L.

Der Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen

zu Berlin (Vorsitzende: Frau A. Lessing, geb. Marschall von Bieberstein) giebt in seinem Jahresbericht 1898/1900 eine kurze Übersicht über sein Vereinsleben während der letzten zwei Jahre. Die Generalversammlung 1899 hatte beschlossen, aus Gründen der Zweckmäßigkeit die Vereinsausstellung nicht wieder mit dem Fest zusammenfallen zu lassen. Außerdem hat sich gezeigt, daß die allgewohnten Ausstellungsräume der Akademie nicht zu haben gewesen wären. Leider sind die Ausichten, soweit es sich um das Akademiegebäude handelt, auch für den nächsten Winter noch nicht sicher. Infolge des Beschlusses, einen Teil des Festertrages zur Ausschmückung der Ausstellung zu verwenden, sind von demselben 3000 Mark dafür bereitgestellt.

Von dem Reinertrag des Festes von ca. 11 900 Mark sind außerdem bisher 8800 Mark

dem Kapital der Hilfs- und Darlehnskasse zugeflossen.

Die Weihnachtsmesse von 1898, die zum 22. Male von Fr. Lobeck geleitet wurde, erzielte an Verkäufen den Ertrag von 13 680 Mark 15 Pf., an Eintrittsgeld 1097 Mark.

Die Summe der Verkäufe auf der Weihnachtsmesse 1899, von Fr. Marie von Keudell geleitet, betrug 15 176 Mark 35 Pf., des Eintrittsgeldes 1121 Mark 50 Pf.

Der Verein verlieh, wie alljährlich, eine Anzahl von Stipendien und veranstaltete mehrere Wettbewerbe.

Der Verein zählte im Jahre 1899 192 Künstlerinnen hier und 102 auswärts und 395 Kunstfreundinnen hier und 101 auswärts. Ehrenmitglieder zählt der Verein 32. Der Staatszuschuß von 2400 Mark wurde dem Verein auch in diesem Jahre durch Seine Excellenz Herrn Kultusminister Dr. Studt bewilligt, ebenso der Zuschuß der Stadt Berlin von 3000 Mark für die Mal- und Zeichenschule. Die Schule besteht aus 15 Vormittags- und 9 Abendklassen. Das Seminar wurde von 35 Damen besucht. In das Staatsexamen gingen 1899 12 mit, 3 ohne Zustimmung der Lehrer. Es bestanden 5 für höhere, 4 für Mittelschulen; die übrigen bestanden nicht. Die Schule wurde von 382 Schülerinnen besucht, gegen 390 im Vorjahre. Geleitet von dem Bunisch, eine Auskunftsstelle zu gründen, um den Künstlerinnen Aufträge von Verlegern und Druckern zu verschaffen, hat Fr. Hilbegard Lehnert versuchsweise Anfang März d. J. eine Sammelstelle für künstlerischen Buchschmuck eingerichtet; 22 Künstlerinnen hatten Einsendungen gemacht. Handelt es sich zunächst auch naturgemäß nur um einen kleinen Anfang, so ist es für die Interessenten wichtig, die Adressen der Künstlerinnen zu erhalten, um Bestellungen machen zu können, da nur in den seltensten Fällen Vorhandenes unmittelbar verwendet werden kann.

Auf der Generalversammlung am 18. März 1900 wurden die Berichte über alle Klassen des Vereins, welche zuvor durch eine gewählte Kommission geprüft worden waren, verlesen und Decharge erteilt. Bei der darauf statutenmäßig vorgeschriebenen Wahl des Gesamtverbandes wurden sämtliche Mitglieder wieder gewählt.

Hofstoder Frauenbildungsverein

(Vorsitzende Fr. Sophie Burckard). Das achte Vereinsjahr des Hofstoder Frauenbildungsvereins ist zurückgelegt, ein Jahr, in dem er in bezug auf Mitgliederzahl und Kassenbestand ein ganz erfreuliches Resultat zu verzeichnen hat, in dem aber alle seine Mitglieder noch bedrückend nachempfinden, daß ihnen die Gründerin und Führerin entzogen ward.

Schon im August 1899 ward die Reihe der Vorträge eröffnet. Außer den Einzelvorträgen, die über die verschiedensten Gebiete gehalten wurden, hatte Herr Prof. Holtzer wieder Literaturvorlesungen für den Frauenbildungsverein übernommen, und zwar über „Schiller und seine Dramen“. Die geplanten Vorlesungen des Herrn Prof. Bernhöft über „Das bürgerliche Gesetzbuch“ kamen leider in diesem Jahre aus Mangel an einer genügenden Zahl von Interessenten nicht wieder zustande.

Auch die Hörsäle der Universität waren Mitgliedern des Frauenbildungsvereins bei dem Herrn Prof. Ehrenberg, der über Wirtschafts- und Sozialpolitik des Fürsten Bismarck las, bei den Vorlesungen des Herrn Dr. Hegler über Bakteriologie und bei dem Herrn Prof. Erhardt, welcher das Leben und die Lehre Schopenhauers behandelte, geöffnet.

Endlich hat dieser Winter auch noch den lang gehegten Wunsch des Vereins nach einem gemeinsamen Lesezimmer verwirklicht, das, mit manchem guten Blatt, manchem schönen Werk versehen, zugleich der Lehrerinnensektion als Versammlungszimmer dient und vielleicht den Grund zu einer zukünftigen Vereinsbibliothek legt.

Landesverein Preussischer Technischer Lehrerinnen.

Die 3. Generalversammlung des Landesvereins Preussischer Technischer Lehrerinnen fand in den Ostertagen zu Halle a. S. statt. Der Verein hatte die Freude, durch einen Vertreter der königlichen Regierung und durch einen solchen der Stadt begrüßt zu werden. Die Berichte der Delegierten zeigten, daß der Verein überall eifrig weiter fortgeschritten und seinen Zielen näher gekommen war. Mit der Versammlung war eine Lehrmittelausstellung verbunden. Den wichtigsten Teil der Verhandlungen bildete der Vortrag von Fräulein Hermine Ridder, der Vorsteherin der königlichen Gewerbeschule zu Posen, über „Die Ausbildung der Handarbeitslehrerinnen und ihre Weiterbildung für Fortbildungs- und Gewerbeschulen.“ Es wurde beschlossen, Sr. Excellenz dem Herrn Kultusminister Stude eine Petition, betreffend Ausbildung der technischen Lehrerinnen, mit einer Denkschrift zu überreichen.

Frauenlesegruppe Stuttgart.

Seit vier Jahren besteht in Stuttgart neben dem Schwäbischen Frauenverein, der auf mehr als ein Vierteljahrhundert praktischer Thätigkeit zurückblicken kann, eine kleinere Vereinigung, gegründet im Anschluß an eine Reihe von Vorträgen, die unter dem Namen Frauenabende von Gustav Serot im Druck erschienen sind. Die Mitglieder hegen vor allem den Wunsch, sich über die Aufgaben und Bestrebungen der deutschen Frauenbewegung gründlich zu unterrichten und so ein eigenes Urteil zu gewinnen, das die Vorbedingung der eigenen Arbeit ist. Dazu diente von Anfang an eine Zeitschriftenzirkulation unter den Mitgliedern, die noch besteht; später kamen Diskussionsabende hinzu, die z. B. im vergangenen Winter pädagogische Fragen behandelten: „Die Anstellungsverhältnisse der Lehrerinnen in Württemberg“, „die Erziehung zur Selbstständigkeit“, „Erwerbsarbeit der Kinder“. Die mehrmals im Jahre stattfindenden öffentlichen Vorträge dienen hauptsächlich der Propaganda.

Die Mitgliederzahl ist von anfangs 30 auf 140 gestiegen. Langsam aber doch stetig wächst das Interesse an der idealen Seite der Frauenfrage, wie sie die Lesegruppe vertritt. Sie hofft noch mehr an Boden zu gewinnen, indem sie der Propaganda des Wortes künftig die Propaganda der That zugesellt.

So sollen im nächsten Winter Unterhaltungsabende für Frauen und Mädchen stattfinden und eine Rechtschutzstelle für Frauen aller Stände eingerichtet werden. Eine Anzahl Mitglieder hat sich für diese Arbeiten zur Verfügung gestellt, und auch Außenstehende sind zu Rat und Hilfe bereit. Es steht zu hoffen, daß die neuen Unternehmungen guten Erfolg haben.

Der Verein „Frauenbund“ in Brünn

kann mit Recht zwei Errungenschaften der Gegenwart auf dem Gebiete der Frauenbewegung in Mähren als Erfolge seiner Thätigkeit bezeichnen. Vor allem ist es die Erfüllung der Wünsche der Industriallehrerinnen in Mähren. Ihre Anstellung war bisher in den meisten Kronländern Österreichs provisorisch. Ungeachtet dieses Provisoriums ist der Gehalt ein wahrer Hungerlohn; so bezogen nach dem behördlichen Ausweis des Jahres 1898/99 in Mähren (Österreich) als Jahresremuneration von 100 bis 200 fl. 371 Handarbeitslehrerinnen, und zwischen 40 fl. bis 100 fl. jährlich 225 Industriallehrerinnen; dazu müssen viele von ihnen in verschiedenen Dörfern, die oft stundenweit von einander entfernt liegen, bei jedem Wetter in Sommer und Winter den Unterricht vornehmen. Außer der Remuneration haben dieselben gar keinen Anspruch auf eine Altersversorgung; selbstverständlich auch nicht auf ein Quinquennium oder sonst welche Aussicht auf Erhöhung ihrer Bezüge bei noch so langer und zufriedenstellender Dienstleistung. Wohl verkündeten unzählige Bittschriften alljährlich dem Landtage diese eines Landes unwürdige Lage der Industriallehrerinnen, stets wurden die Petitionen zur Kenntnis genommen, jedoch über sie zur Tagesordnung geschritten. In diesem Jahre nun überreichten die Präsidentin Henriette Dentschil und die Schriftführerin Fritzi Tauffig als Deputierte dem Abgeordneten von Brünn, Baron d'Elvert, ein Gesuch an den mährischen Landtag, worin der Verein die Petition der Industriallehrerinnen aus drücklichste befürwortete. In zuvorkommender Weise sagte sowohl dieser schulfreundliche Abgeordnete als auch der Referent dieser Angelegenheit, Dr. Gov. seine Unterfertigung zu. Dank dem thätigsten Eingreifen des gesamten Schulausschusses wurde das Gesetz mit seltener Einmütigkeit aller Parteien am 1. Mai 1900 angenommen, nach welchem den Handarbeitslehrerinnen an öffentlichen Volks- und Bürgerschulen in Mähren der Gehalt von 800 beziehungsweise 900 Kronen, nebst 10 Prozent Quinquennium und eine Altersversorgung vom Lande bewilligt wurde, woran jedoch die gesetzliche Bedingung geknüpft ist, daß die Lehrkraft ein Minimum von 16 Unterrichtsstunden ausweisen müsse. Fast wäre an diesem Umstande die Anwendbarkeit des Gesetzes für die Brünnener Industriallehrerinnen gescheitert, indem die Schulbehörde erklärt hatte, ihnen nicht mehr als die bisherige Zahl der Unterrichtsstunden (12—14) zuweisen zu können. Dem sofortigen Einschreiten des Frauenbundes gelang es nun, bei den maßgebenden Persönlichkeiten Einfluß zu gewinnen, so daß man den Industriallehrerinnen in Brünn die durch das neue Gesetz erforderliche Zahl von Unterrichtsstunden zusicherte.

Aber auch durch einen zweiten Erfolg hat die Landeshauptstadt Brünn das Centrum des Reiches überflügelt. Der Gemeinderat von Brünn ernannte

in seiner Sitzung am 17. Mai 1900 fünf Frauen zu Mitgliedern der städtischen Armenkommission. Die Veranlassung zu dieser Ernennung bot eine Deputation des Vereins Frauenbund, bestehend aus der Präsidentin und zwei Mitgliedern, die dem Bürgermeister Dr. Ritter von Wieser eine Liste

jener Frauen überreicht hatten, welche sich der Armenpflege zu widmen wünschen. Als schönste Antwort erfolgte der Gemeinderatsbeschluss: Mögen die Frauen Brünns durch die That beweisen, wie sehr sie würdig seien, an den kommunalen Anlässen thätigen Anteil zu nehmen.

Bücherchau.

„**Cysen.**“ Roman in 2 Bänden von Georg von Dmpetba. (Berlin 1900. F. Fontane u. Co.) Dmpetbas neuer Roman zählt unter die besten neueren Erscheinungen auf belletristischem Gebiet. Er ist eine ernste künstlerische Leistung. Eine Fülle scharf gezeichneter Charaktere, Verdichtung dessen, was unsere Zeit bewegt, straffe Komposition, Vertiefung eignen dem Buche. Und nicht mit Unrecht führt es den Untertitel „Deutscher Adel um 1900.“ Denn in den Geschicken dieser freiberrlich und gräßlich Cysenschen Familie entrollt sich wirklich ein Bild unseres gesamten Adels. Auch für die alte Cysensche Familie ist eine neue Zeit mit neuen Anforderungen gekommen. Die sich ihr nicht anzupassen wissen, gehen zu Grunde. Mit der Tradition, daß eben nur die Arbeit im Heeresdienst und auf den Gütern dem Adel zieme, muß gebrochen werden. Zur Arbeit ruft die neue Zeit, und zwar zur Arbeit jedweder Art, auch zu der am Comptoirisch, auch zu der in wissenschaftlicher Bethätigung. Dmpetbas neuer Roman ist ein ernstes und vorurteilloses Buch: als Nichtschwert gleichsam hat er die Arbeit aufgerichtet. Mitglieder der Cysenschen Familie, die in engem Hoffschranzament verkümmert sind, gehen zu Grunde, auch der flotte Kavallerieoffizier, Kennhabitus und Schuldenmacher büßt, was er verschuldet und was seine Eltern in blinder Liebe an ihm gesündigt. Und nicht heben sich gegen solche Gestalten die Persönlichkeiten des alten preussischen Ministers Kaiser Wilhelms I. und der hohe Generalstabs-offizier ab, die gleichfalls den Namen Cysen führen. Die neue Zeit kommt und stellt neue Anforderungen, aber sie heißt auch neue Opfer. Es ist charakteristisch genug, daß ein junger Sprößling der alten Adelsfamilie an unverstandenen, hypermodernem Ideen zu Grunde geht. „Deutscher Adel um 1900“: Es ist lange her, daß ein junger, deutscher Schriftsteller die Aufgabe unternommen hat, im Roman wieder ein Zeitbild zu geben. Dmpetba hat der Aufgabe nicht nur sich unterzogen, er hat sie auch künstlerisch gelöst.

„**Allerleirauh.**“ Sechs Erzählungen von Adalbert Meinhardt. (Berlin 1900. Verlag von Gebrüder Paetel.) In Adalbert Meinhardts — man weiß, daß sich hinter diesem Pseudonym eine Frau versteckt — neuem Novellenband giebt sich von neuem starkes, künstlerisches Können. Es sind feine, psychologische Probleme, denen sie nachgeht; in der Lösung dieser Probleme giebt sich ein gefestigter, selbstsicherer Geist. Und eine eigene Ironie ist der Weltanschauung, die diese Erzählungen trägt, zu eigen. Sie tritt zumal in der Novelle „Der Besuch“ scharf hervor. Sie treibt in der kleinen Bursche „Der Bruder des verlorenen

Sohns“ übermütiges, doch bedeutames Spiel. Sie wandelt sich in „Jungsein“ in erquickenden Humor. Zimmer sind die Gestalten lebensvoll gezeichnet, immer ist die Handlung spannend, überall wird ein tieferes Interesse nachgerufen. — Wir werden demnächst auf das bedeutame Buch in anderem Zusammenhang zurückkommen. Heute nur dieser kurze Hinweis und der Hinweis darauf, daß auch die zuerst in unsrer Zeitschrift veröffentlichte Erzählung „Beim Tanz in Castua“ in der neuen Novellenammlung sich wiederfindet.

„**Geschichten aus dem Forsthaufe.**“ Von Sophus Auidiz. Autorisierte Überetzung von Mathilde Mann. (Leipzig, F. W. Grunow. Pr. eleg. geb. 5 Mark.) Der altbeliebte Rahmen des Dekamerone, der Canterbury Tales, des Phantasius ist hier wieder einmal benutzt, um eine Anzahl lose zusammenhängender Geschichten zu einem Ganzen zu fügen, und zwar zu einem überaus anmutenden Ganzen. Man verläßt am Schluß ungern die einem zu lieben Bekannten gewordenen Menschen, für die das Forsthaus ein Sammelpunkt geworden ist und die allmählich vor unsren Augen angewachsen und alt geworden sind; der Dichter hat sie uns so lebendig vor Augen geführt, daß wir meinen, wir müßten ihnen im wirklichen Leben einmal begegnen. Unter den Geschichten, die sie am behaglichen Thectisch zum Besten geben, möchte „Trapa natans“ die Krone verdienen.

Im gleichen Verlag erschien auch wieder eine der beliebten Erzählungen von Charlotte Niese: „**Der Erbe.**“ Es wird darin freilich sehr mit den Requisiten des alten Romans gewirtschaftet: Kindertausch, Erbstreitigkeiten, geheimnisvolle Verbrechen, verlorene Briefe etc., aber die Fähigkeit der Erzählerin, wirkliche Menschen hinzustellen, verleugnet sich auch hier nicht und läßt uns die Thaten mit in den Kauf nehmen. Beide Bücher sind, wie so viele aus dem Grunowischen Verlag, als Familienbücher — die ja immer seltener werden — zu bezeichnen.

„**Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit**“ von Prof. Dr. H. Zander (Leipzig 1900, Druck und Verlag von B. G. Teubner). Aus einer Reihe von Vorträgen ist das kleine Büchlein entstanden, das vielen wertvolle Belehrung zu teil werden lassen wird. Interessant ist die Einleitung, die eine Übersicht über die Geschichte der Leibesübungen giebt; wertvoll besonders die Ausführungen darüber, wie einzelne Übungen auf die einzelnen Körperteile und Funktionen wirken. Das Büchlein befähigt den Laien, selbständig die Übungen auszusuchen und vorzunehmen, die seinem körperlichen Befinden gerade zuträglich sind.

„Im Lindenhof. Das Lob der Armut. Die Muttergottes von Altdilling.“ Drei Erzählungen von Adolf Palm. Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. Von den drei kleinen Erzählungen dürfte die letzte, die geschickt erzählt und psychologisch nicht ohne Feinheit ist, die beste sein; die beiden ersten gehen über Alltagsware nicht hinaus.

„Schulgesang und Erziehung.“ Ein offenes Wort an alle Erzieher, Eltern, Musiklehrer und Gesangsvereine von Heinrich Schöne. (Leipzig, Ernst Wunderlich.) Es ist herzlich zu wünschen, daß dieses Büchlein, das in so warmen Worten von der hochwichtigen Bedeutung des Gesangunterrichts für die allgemeine musikalische Bildung und für die gesamte Erziehung des Volkes spricht und in so klarer Weise die vorhandenen Schäden rügt und praktische Winke zur Bekämpfung derselben bringt, eine recht weite Verbreitung fände.



Kleine Mitteilungen.

Allen jenen Frauen, welche schon seit Jahren den Bestrebungen zur Verbesserung der Frauenkleidung ihre Aufmerksamkeit zugewendet haben, dürfte die Mitteilung von Wert sein, daß im August dieses Jahres zu Krefeld eine Ausstellung von Frauenkleidern nach Künstlerentwürfen stattfindet.

Wenn auch die Veranstalter dieser Ausstellung nicht ausdrücklich die Grundsätze des Vereins für verbesserte Frauenkleidung zu den ihrigen machen, so ist doch von dieser Ausstellung eine Förderung dieser Bestrebungen zu erwarten.

Anzeigen.

Die dreispaltige Nonparelle = Zeile (oder deren Raum) kostet 40 St. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigen = Annahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Korrespondenz“ Berlin S., Stauffschreiberstraße 34/35.



Dr. Theinhardt's Kindernahrung

Aerztlich vielfach empfohlen bei Rhachitis, Scrophulose und Brechdurchfall.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wttbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. *

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.

Auskunft: Frl. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart.

Soeben
erschienen:

Befreiung

Neue Gedichte von **Anna Ritter**

Preis elegant gebunden mit Goldschnitt M. 3.50.

Die vor kaum zwei Jahren erschienene erste Sammlung Nitterscher Gedichte hat den ganz außergewöhnlichen Erfolg gehabt, daß in dieser kurzen Zeit sieben Auflagen gedruckt werden mußten. Die neue, unter dem Titel „Befreiung“ erscheinende Sammlung zeigt dieselben Vorzüge der Dichterin wie ihr erstes Buch: hohen Schwung der Phantasie und eine schöne, blühende Sprache

— Zu beziehen durch die meisten Buchhandlungen. —

Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. C. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser Magenschwäche leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1.50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Strasse 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

Die gesundheitlich verbesserte Kleidung, welche sich so schlecht mit den Modestformen vertrug, wird sich weit besser mit Kleiderformen vereinigen lassen, welche, von Künstlern entworfen, ausgesprochenen Zweckmäßigkeit mit Schönheit zu vereinigen bestimmt sind.

* * *

Die Koch- und Industrieschule nebst Pensionat für Töchter gebildeter Kreise in Charlottenburg, Bismarckstraße 83, kann aufs beste empfohlen werden. Es ist erfreulich, daß ein solches Unternehmen, trotz der großen Konkurrenz in Berlin, einen so guten Fortgang nimmt, daß schon jetzt, nach zweijährigem Bestehen, die Räume nicht mehr ausreichen wollen. Fräulein Pauline Luther, die Begründerin und Vorsteherin dieser Kochschule und des Pensionats, welche selbst fachmännische Ausbildung im Vettehause und auf anderen Fachschulen gewonnen, hat eine ebenso fachgemäß ausgebildete Kochlehrerin neben sich. Auf Anregung von den verschiedensten Seiten hat sie ihr Unternehmen durch Industriekurse, denen Fräulein Krieg vorsteht, erweitert. Die Kochkurse finden, wie es in solchen Schulen allgemein üblich ist, dreimal in der Woche von 9—1 Uhr statt und werden im Interesse des Unterrichts nicht auf mehr als 12 junge Damen ausgedehnt. Eintritt kann zu jeder Zeit erfolgen, doch sind den Juli hindurch Ferien. Ein sehr zu empfehlender Separatkurs — unabhängig von den anderen Kochkursen — ist der am 8. August beginnende Einmachekursus, in dem nach verschiedenen bewährten Methoden das Einkochen und Konservieren von Früchten und Gemüsen gezeigt wird. — Prospekte verschiebt die Vorsteherin gern gratis und legt auf Wunsch die besten Referenzen vor.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder-Versicherung

der Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Frä. Henriette Goldschmidt, angeschlossen 80 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen elendliche Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprecht. tägl. 10—1 U.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogegeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade Tropon-Cacao

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts 3 fachen Nährwert gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.

Alleinige Fabrikanten

Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste
Schweizermilch
Altbewährte
KINDERNAHRUNG

W. Moeser Buchhandlung.

Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34. 35.

In unserem Verlage erschien:

Schellfisch-Kochbuch
fünzig in der Praxis erprobte Rezepte zurZubereitung des Schellfisches,
Abblaus u. vermaulter Fische,
von

Ella Hannemann,

Vorsteherin der Kochschule des Letzte-
Bereins in Berlin.

Preis mit Porto 63 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.
Gegen franko Einzahlung des Betrages
an die Verlagsbuchhandlung erfolgt um-
gehend portofreie Zusendung.


Maggi

zum Würzen
der Suppen, Saucen, Ge-
müse, Fleischgerichte
etc. wirkt überraschend.
Wenige Tropfen
genügen!
In Fläschchen von 25 Pf. zu
haben in Kol.- u. Delik.-Gesch.

Emmer PianinosFlügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.**Handelsinstitut für Damen**von Frau Elise Brevig, [1
gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin.
Berlin W., Blumenthalstr. 12 II.
Silberne Medaille.Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespon-
dentin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin.
Kleine Klassen. Tüchtige Lehrfr. Wäg. Hon.
Stellenvermittlung. Pension im Hause.**Stellenvermittlung**des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hofstraße 35.
Agentur für Berlin u. Provinz Branden-
burg: Frä. Gubner, Berlin W., Augs-
burgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch
und Sonnabend 1/28—1/24. [2**Singer Nähmaschinen**für Hausgebrauch, Kunststickerei und industrielle
Zwecke jeder Art.Die Nähmaschinen der Singer Co. verdienen ihren Belu-
ruf der musterghiltigen Construction, vorzüglichen Qualität
und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder alle deren
Fabrikate auszeichnen.Singer Electromotoren, speziell zum elektrischen
Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und
Industrie.Kostenfreier Unterricht in der Modernen
Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

frühere Firma: G. Neidlinger.

Kaiser Wilhelms-Spende,Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung,
verschert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar
frühzeitig beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von
je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Prudenzscheine versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf.
Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Aus-
kunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Adelsmann, Vorsitzende des
deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frä. Helene
Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.**Internationales Heim,**Berlin SW., Pallaschstraße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen
u. Damen best. Stände. Pensionspreis b.
geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk.
bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung.
des Zimmers pro Tag. [6Hr. v. Selma Spranger
Vorsteherin.**Nancy,** 1 rue Mably. Le Pen-Boyer se recommande tout par-
ticulièrement aux familles désirant
faire apprendre la langue française
à leurs filles. Vie de famille, rapports
très affectueux et très dévoués entre
les maîtresses et les élèves, excellente
nourriture et grands soins hygiéni-
ques. Des leçons de professeurs émi-
nents et d'institutrices expérimentées
sont une garantie certaine de succès
auprès des élèves étrangères qui
désirent passer les examens de
l'Alliance française.
La Maison peut fournir des ré-
férences sérieuses.**Familien-Pension I. Ranges**von
Elisabeth Joachimsthal [22
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Rich-
tungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Das Placierungsbureau

von Frau Joh. Simmel,
geprüfte Lehrerin,

Berlin W., Eintr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen
für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen,
Kinderärztinnen, Kinderpflegerinnen
und Hauspersonal.Es werden nur Stellenjuchende mit
mehrjährigem, tadellosem Zeugnis an-
genommen.Ueber die stets zahlreich vorhandenen
Balancen werden so viel wie möglich
Erkundigungen eingezogen.Honorar 2 1/2% des ersten Jahresgehalts
keine Einschreibgebühren. [9**Bezugsbedingungen.**„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch
die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk.,
ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buch-
handlung, Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im
Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung
eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14., Stallschreiberstraße 34—35
zu adressieren.**Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto
beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.**Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S.
Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



Herausgegeben
von
Helene Lange.

Verlag:
W. Moeser Buchhandlung,
Berlin S.

Der internationale Kongreß für Frauenwerke und Frauenshöpfungen in Paris.

Von

Marie Stritt.

Nachdruck verboten.

Mademoiselle Sarah Monod, die verdiente französische Führerin und Präsidentin des jüngst stattgehabten Kongresses, sprach in ihrer Eröffnungsrede davon, daß Paris im Augenblick „das Herz der Welt“ bedeute und daß darum auch die französischen Frauen es als ihre Pflicht betrachteten hätten, ihre ausländischen Schwestern zu einem Gedankenaustausch über die Lebensfragen, die heute die Frauen der Erde bewegen, einzuladen. Der mächtigen Pulsader der Welt, die gegenwärtig durch Paris flutet, entsprach freilich dieser letzte Kongreß, entsprach vor allem die verhältnismäßig geringe Beteiligung nicht, deren er sich zu erfreuen hatte. Man ist immer geneigt, Vergleiche zu ziehen, und da hier der Vergleich mit dem imposanten vorjährigen Londoner Kongreß noch besonders nahe lag, sich förmlich aufdrängte, so war wohl bei vielen auswärtigen Teilnehmern ein Gefühl der Enttäuschung wenigstens im Anfang vorherrschend. Vor allem ließ, während in London der riesige, komplizierte Apparat scheinbar spielend leicht funktionierte und die Beobachtung der parlamentarischen Formen eine mustergiltige war, das äußere Arrangement und die Disziplin sowohl in Bezug auf die Leitung wie auf das Publikum recht viel zu wünschen übrig.

Das ist wohl mit in dem leichtbeweglichen, impulsiven französischen Temperament begründet, das sich nur widerwillig an feste Formen und Regeln bindet, aber doch nur zum Teil. In erster Linie dürfte es darauf zurückzuführen sein, daß von einer richtigen, organisierten Frauenbewegung nach unsern deutschen Begriffen in Frankreich noch kaum die Rede sein kann. Man wurde von allen Seiten darüber belehrt, daß man hier drei feministische Gruppen unterscheiden müsse, eine radikal-sozialistische,

eine sogenannte gemäßigte mit stark hervortretender protestantischer Tendenz (die diesen Kongreß veranstaltet hatte) und eine christlich-katholische, aber man mußte den Eindruck gewinnen, daß es sich bei allen dreien vorläufig nur um einen kleinen Kreis zum Teil sehr begabter Führerinnen handelt, die noch keine Gefolgschaft hinter sich haben, um einen Generalstab ohne Armee. Die Masse der Frauen, obgleich in der Praxis längst im Erwerbsleben heimisch, steht in Frankreich den Theorien und Prinzipien der Frauenbewegung noch weit fremder und teilnahmsloser gegenüber, als es bei uns der Fall ist. Für sie giebt es keine Frauenkongresse und keine Frauenbewegung. Aber auch die Mehrheit der Vertreterinnen der beiden letztgenannten Richtungen scheint noch nicht weit über die philanthropischen Bestrebungen der älteren Schule hinausgekommen zu sein, wenige haben über ihr spezielles „oeuvre“ hinweg den Blick auf das Ganze, auf die großen sozialen Fragen der Gegenwart gerichtet. Unter diesen wenigen aber giebt es wie gesagt sehr begabte, bedeutende, interessante Persönlichkeiten, die als echte Kinder ihres Volkes, in der Kühnheit der Idee, im Mut der Initiative, in Energie und einer mitunter verblüffenden Beredsamkeit den Frauenrechtlerinnen germanischer Rasse im allgemeinen überlegen sind, in der Ausführung aber jedenfalls hinter ihnen zurückstehen.

Einen sprechenden Beweis dafür lieferte die Organisation des Kongresses. Der ganze Plan, die Einteilung der Sektionen und Sitzungen war sehr gut gedacht, aber zum Teil aus Mangel an Erfahrung, zum Teil aus Mangel an genügend geschulten Hilfskräften, nicht in entsprechender Weise ins Werk gesetzt. Schon der äußere Schauplatz war nicht glücklich gewählt. Der viel zu große, kahle — und leere Saal des Kongreßgebäudes in der Ausstellung, in dem die Plenarsitzungen stattfanden, machte einen unfreundlich-nüchternen Eindruck. Dazu ist seine Akustik die denkbar schlechteste, und da das angelsächsische Element diesmal fast gänzlich fehlte und mit ihm die geübtesten und bestgeschulten Rednerinnen der internationalen Frauenbewegung, die meisten Referentinnen des Kongresses aber mit viel zu leiser, verhauchender Stimme in ihr Manuskript hineinsprachen, und auch diejenigen, die über eine kräftige Lunge verfügten, vielfach nicht zu sprechen verstanden, so war es oft ganz unmöglich, den Verhandlungen zu folgen, im günstigsten Fall aber eine höchst anstrengende und ermüdende Aufgabe.

Es waren Delegierte aus fast allen europäischen Kultur- und Halbkulturländern, außerdem noch aus den Vereinigten Staaten erschienen, einige von ihren Regierungen entsandt, wie u. a. die Vertreterinnen für Holland, Ungarn, Griechenland. Das stärkste Kontingent von etwa zwanzig Delegierten hatte Deutschland gestellt. Die Kongreßsprache war fast ausschließlich die französische, nur die wenigen englischen und amerikanischen Delegierten machten von der Erlaubnis, sich ihrer Muttersprache zu bedienen, Gebrauch, in der Debatte auch wohl eine oder die andere deutsche Delegierte. Trotz dieser internationalen Zusammensetzung war natürlich das französische Element vorherrschend und der ganze Charakter des Kongresses spezifisch französisch. Vielfache, zum größten Teil berechtigte Klagen wurden laut, daß in den Verhandlungen — trotz der häufigen Ermahnungen, daß man es mit einem internationalen Kongreß zu thun habe — eigentlich nur französische Einrichtungen berücksichtigt wurden. Das war aber insofern fast selbstverständlich, als unsere lebenswürdigen Wirte im allgemeinen andere Einrichtungen nicht kennen, auch augenscheinlich gar nicht den Wunsch und das Bedürfnis haben, sie kennen zu lernen. Sie

freuten sich, daß wir alle gekommen waren, sie waren sehr herzlich, sehr zuvorkommend, und die deutschen Delegierten hatten sicher keine Ursache, sich über mangelnde Berücksichtigung zu beklagen — man hörte uns auch aufmerksam zu, wenn wir von unserer Arbeit berichteten, aber von einem wirklichen, tieferen Interesse für das, was die Leute treiben, die „hinter dem Berge wohnen,“ war offenbar keine Rede. Den Internationalismus müssen die französischen Frauenrechtlerinnen erst lernen. Hoffentlich gelingt es seiner begeisterten Verkünderin Mrs. Wright Sewall, der Präsidentin des International Council of Women, die gegenwärtig in Paris hauptsächlich zu diesem Zweck weilt und es sich außerdem noch zur besonderen Aufgabe gestellt hat, die drei genannten feministischen Gruppen zur Bildung eines französischen Nationalbundes und zum Anschluß an den International Council of Women zu bringen, nach beiden Richtungen erfreuliche Erfolge, vorläufig wenigstens bei den Führerinnen, zu erzielen. Die Anregung, die sie in der Schlußversammlung des Kongresses gab, wurde mit Begeisterung aufgenommen und von den Vorsitzenden der drei Organisationen zustimmend beantwortet.

Der eigentliche Kongreß war, wenn man den ziemlich unter Ausschluß der Öffentlichkeit abgehaltenen Begrüßungsnachmittag mit der offiziellen Eröffnung durch den Regierungsvertreter, der Wahl des Bureaus für Plenar- und Sektionsitzungen, den Ansprachen der Präsidentin, der Ehrenpräsidentin und der offiziellen Delegierten abrechnet, auf fünf Tage, vom 19. bis 23. Juni, beschränkt. Es war wie gewöhnlich ein allzu reichhaltiges Programm, das in fünf verschiedene Sektionen (Philanthropie und Nationalökonomie in 5, Gesetzgebung und Moral in 6, Individuelle und soziale Erziehung, Pädagogik in 6, Arbeit in 5, Kunst, Litteratur, Wissenschaft in 6 Unterabteilungen) zusammengedrängt, vormittags in verschiedenen Sitzungssälen behandelt wurde, in der Weise, daß mehrere (manchmal viel zu viele!) kurze Referate von Vertretern verschiedener Richtungen über den betreffenden Gegenstand gehalten wurden. Die vorbereiteten, eingehend debattierten und von der Mehrheit angenommenen Resolutionen dieser Sektionen wurden dann am Nachmittag der Plenarsitzung im großen Saal vorgelegt und gewöhnlich erst nach abermaligen endlosen Debatten auch vom Kongreß angenommen. Die schwerste Aufgabe fiel dabei den Referenten und Referentinnen zu, die vom Komitee ernannt, in 1½ Stunden die langen Vormittagsverhandlungen zusammenfassen und dem Kongreß in gedrängter Kürze darlegen mußten.

In den Sektionen für Philanthropie, Erziehung, Kunst und Wissenschaft wurden die Debatten verhältnismäßig ruhig und sachlich geführt, in der Sittlichkeits-, Rechts- und Arbeiterinnenfrage dagegen kam es häufig zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen. Die Anschauungen der internationalen Föderation, welche die Prostitution als ein Laster, nicht als ein Vergehen im juristischen Sinne betrachtet und sie mit indirekten Mitteln zu bekämpfen sucht, und der Anhänger der strafrechtlichen Verfolgung der gewerbmäßigen Unzucht standen sich so schroff wie gewöhnlich gegenüber, ebenso die Anhänger des gesetzlichen Arbeiterschutzes einerseits und der uneingeschränkten „liberté du travail“ andererseits. Die letzteren bilden unter den französischen wie unter den englischen Feministen die große Mehrheit, traten aber hier in ihrem Widerstand gegen jede gesetzliche Regelung der Frauenarbeit häufig so blind fanatisch auf, daß sie selbst die Widersprüche, in die sie ihre eigenen Theorien verwickelten, nicht gewahr wurden.

Die zur Sittlichkeitsfrage gefaßten Resolutionen deckten sich mit den Grundsätzen der Föderation; die zur Arbeiterinnenfrage lauteten auf Freigabe aller Berufe für die Frauen, auf Gewährung gleichen Lohnes für gleiche Leistung, Förderung des berufsgenossenschaftlichen Zusammenschlusses der Arbeiterinnen zc. — aber gegen jegliche gesetzliche Beschränkung, die unter dem Vorwand des Schutzes die Arbeit der Frau beeinträchtigt.

Die Verhandlungen über die rechtliche Stellung der Frau waren in noch höherem Maße als die anderen ausschließlich auf die französischen Verhältnisse zugeschnitten, aber gerade deshalb für uns Deutsche, die wir in den gleichen Kämpfen standen und stehen, umso interessanter und lehrreicher. Ein ergöglicher Vorfall, der sich in einer Sektionsitzung zutrug, verdient als besonders charakteristisch erwähnt zu werden. Auf der Tagesordnung stand 1. das eheliche Güterrecht; 2. die Gleichberechtigung der Eltern ihren Kindern gegenüber. Zum ersten Punkt stellte die Referentin in ihren Thesen die weitestgehenden Forderungen in Bezug auf vollständige Gütertrennung und absolute Selbständigkeit der Frau in der Ehe auf, Thesen, die zwar von einem illustren Korreferenten, Professor Michel von der Fakultät Montpellier im Interesse des Schutzes der Frau mit denselben Scheingründen, und beinahe mit denselben Worten, die wir in Deutschland so oft zu hören Gelegenheit hatten, bekämpft, aber von einem feministischen Schüler des Professors, M. Marc Néville, avocat à la cour d'appel, und von anderen Juristen warm verteidigt und schließlich mit allen gegen eine Stimme angenommen wurden. Mlle. Dr. Chauvin, die erste französische Rechtsgelehrte, die bei diesen Verhandlungen noch nicht anwesend war, hatte das Hauptreferat zum zweiten Punkt der Tagesordnung. Sie trat zwar für eine erhebliche Erweiterung der Rechte der Mutter ein, hatte aber ihre sehr vorsichtigen Thesen unter der Voraussetzung des ehelichen Entscheidungsrechtes vorbereitet, das wir eben so einmütig in der Theorie mit Stumpf und Stiel beseitigt hatten! Auch in dieser Verlegenheit erwies sich Mr. Néville als rettender Engel, und seine Thesen, die vollständige Gleichberechtigung der Gatten auch in der elterlichen Gewalt forderten, wurden in der Plenarsitzung angenommen. In einer anderen, der für Frankreich wichtigsten Frage stimmten, trotz sonstiger Meinungsverschiedenheit, die in stundenlangen stürmischen Debatten zum Ausdruck kam, die Ansichten sämtlicher Juristen merkwürdigerweise in dem einen Punkt überein, daß das bekannte Verbot der recherche de la paternité im Code civil nicht umgestoßen werden dürfe. Die Feministen begründeten es damit, daß die anerkannte Vaterschaft Rechte umfasse, die man dem unehelichen Vater nicht zuerkennen könne, sie verlangten aber — und die Resolutionen in diesem Sinne wurden angenommen — daß er zur Unterhaltungsleistung für sein Kind und zwar im weitesten Umfang bis zur Mündigkeit, gesetzlich herangezogen werden müsse. Naive Gemüter warfen die Frage auf, wie man das bewerkstelligen wolle, ohne den unehelichen Vater vorher festzustellen; der laienhafte Einwurf wurde aber nicht beachtet. In den deutschen Delegierten wollte sich angesichts dieser Logik zum erstenmal etwas wie Hochachtung vor dem bekannten ehemaligen § 15 des Entwurfes unseres Bürgerlichen Gesetzbuches regen, und beinahe fühlten sie sich versucht, als Auskunftsmittel eine Resolution vorzuschlagen, des Inhalts: „Der uneheliche Vater ist mit seinem Kinde nicht verwandt!“

Das Bemerkenswerteste an diesen Verhandlungen ist jedenfalls, daß — obgleich das französische Familienrecht für die Frau gegenwärtig weit ungünstiger ist, als unser Bürgerliches Gesetzbuch — doch sämtliche „voeux“ viel weiter gingen, als

3. B. die Forderungen, die der Bund deutscher Frauenvereine seinerzeit aufstellte und aufrecht erhält. Das war übrigens nicht nur auf diesem Gebiet, das war bei allen Resolutionen und in allen Sektionen zu beobachten — alle forderten volle Gleichberechtigung mit dem Mann in Erziehung, Berufs- und Erwerbsleben, Gesetzgebung etc., alle zogen die letzten Konsequenzen. Und doch war dies nur der „gemäßigte“ Kongreß — der „radikale“ für die „droits de la femme“ wird erst im Herbst tagen. Er wird selbstverständlich noch das politische Stimmrecht fordern, das einzige Frauenrecht, das hier nicht auf der Tagesordnung stand, das nicht diskutiert, nicht gefordert, aber bei jeder Erwähnung stürmisch bejubelt wurde, das einzige, worin die beiden Kongreßprogramme, die sonst einander fast zum Verwechseln ähnlich sehen, äußerlich von einander abweichen.

Ob irgend ein positiver Erfolg für die französischen Frauenrechtlerinnen von all diesen „voeux“ und Thesen zu erwarten ist? Kundige Leute versicherten uns: in Frankreich, wo man den Frauen schon manches wertvolle Recht zugestanden hat, ehe sie darum baten, eher als irgendwo — und etwas wird sicher dabei herauskommen. Vorläufig ist eine Kommission aus Mitgliedern des Kongreßkomitees gebildet worden, die dafür zu sorgen hat, daß die Forderungen des Kongresses maßgebenden Ortes geltend gemacht und alle Mittel in Anwendung gebracht werden, um ihre Ausführung zu ermöglichen.

Ein Umstand ist vielversprechend und dürfte auch diesem Kongreß einen gewissen Erfolg sichern. Es standen dem Komitee eine ganze Reihe tüchtiger männlicher Feministen zur Seite, zum Teil bedeutende und einflußreiche Persönlichkeiten, die dem Kongreß überaus wertvolle Dienste geleistet und sich nicht nur den Dank der französischen Frauen sondern aller Kongreßteilnehmer erworben haben. Sie erwiesen sich als Freunde von echtem Schlage, nicht von jener weitverbreiteten wohlwollenden Sorte, deren drittes Wort die bekannten „Grenzen“ sind, die dem Weibe — nicht von der Natur, denn diese Grenzen brauchen nicht geschützt und nicht erwähnt zu werden — aber durch andere Faktoren gezogen sein sollen, über die man sich nicht näher ausspricht. Es war, zumal für eine arme deutsche Feministin, eine wahre Herzerquickung, so viele prächtige warmherzige Vertreter des männlichen Geschlechts die Sache der Frauen verteidigen zu hören — in erster Linie M. Morfier in der Sittlichkeitsfrage, M. Réville und andere überaus gewandte und schlagfertige Juristen, der greise Frédéric Passy u. a. — ohne daß sie mit einem Wort diese geheimnisvollen Grenzen erwähnten. Ein einzigesmal wurden wir, zwar nicht direkt an sie, aber an den bekannten Damentoastil erinnert — als M. Mabilaud, der den Kongreß im Namen der Regierung eröffnete, denselben den „belles mains“ der Damen des Komitees feierlich übergab.

Ein Kongreß ohne Festlichkeiten ist nicht denkbar, und wenn sie hier auch keine so hervorragende Rolle spielten wie in London — entsprechend den viel kleineren Dimensionen —, so waren sie doch zum Teil zu bedeutsam, um mit Stillschweigen übergangen zu werden. An den Begrüßungsabend im Palais de la femme — bei dem ein überraschender Mangel an den sonst üblichen Formen die wichtige Frage, wer als Wirt und wer als Gast zu betrachten sei, unentschieden ließ — schloß sich ein offizieller Empfang der Kongreßmitglieder im Hôtel de Ville durch den Conseil municipal und den Seinepräfekten, wobei der Vizepräsident des Conseil den Kongreß im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit begrüßte. Ein Dejeuner ver-

einigte die offiziellen Delegierten und ein Nachmittagsthee im Bois de Boulogne alle Kongressisten bei dem ehemaligen Handelsminister Siegfried und dessen Gattin, die einen hervorragenden Anteil an den Kongressvorbereitungen genommen hatte. Außerdem fanden offizielle Empfänge im deutschen Hause und bei Mrs. Potter-Palmer, der Vertreterin der Vereinigten Staaten für die Frauenabteilung der Ausstellung, und zum Schluß ein großes Abschiedsbankett ebenfalls in der Ausstellung statt, das den Frauenrechtlerinnen der verschiedenen Länder die erwünschte Gelegenheit bot, einander auch menschlich näher zu treten, und sehr harmonisch ausklang. Die Krone der geselligen Veranstaltungen war jedoch zweifellos, zumal für uns Deutsche, der Empfang in dem wundervollen deutschen Hause durch den Reichskommissar. Wir haben ihn auf unsere Weise, als ein Zeichen dafür gedeutet, daß auch das Deutsche Reich die Frauenbewegung offiziell nimmt, und frohe Zukunftshoffnungen daran geknüpft. Aber auch allen anderen Teilnehmern wird das schöne Fest sicherlich in freundlicher Erinnerung bleiben.

Man kann bei Frauenskongressen zwei Kategorien unterscheiden: solche, die mehr propagandistisch und demonstrativ, als Ausdruck des erwachten bewußten Frauenwillens auf große Kreise wirken, und solche, die mehr für die Wissenden, für die Arbeiterinnen in der Frauenbewegung durch den lebendigen und belebenden Gedankenaustausch eine Quelle neuer Anregungen werden und den Horizont für die Arbeit auf den verschiedenen Gebieten weiten. Ich möchte, trotz aller Mängel, den letzten französischen — nicht internationalen! — Kongreß der letzteren Kategorie zuzählen. Er hat sicherlich allen, die mit Verständnis und offenem Blick daran teilnahmen, viele neue Gesichtspunkte und Anregungen geboten, die ihnen für ihre eigene nationale Arbeit von großem Wert sein können.



Tonika Do.

Von

D. Kürte.

Nachdruck verboten.

Im Jahre 1897 erschien in Hannover eine kleine Schrift: „Leitsaden der Tonika Do-Methode (Tonic Sol-Fa) für den Schulgebrauch. Nach dem Englischen von J. Spencer Curwen bearbeitet und mit deutschen Liedern versehen von Agnes Hundoegger.“

Eine Frau also ist's, die jene berühmte englische Methode, nach welcher Millionen englischer Kinder mit viel bewundertem Erfolge im Gesang unterrichtet werden, nach Deutschland zu übertragen übernommen hat.

Ich hatte den Vorzug, neulich die persönliche Bekanntschaft von Fräulein Hundoegger in Hannover zu machen und den Übungen ihrer Privatgesangsklasse beizuwohnen, und kann sagen, daß ich durch die praktischen Ergebnisse dieses Tages vollauf in der Anschauung bestärkt worden bin, die ich durch theoretisches Studium der englischen „Tonic Sol-Fa Method“ gewonnen hatte. Gewiß wird es die Leser interessieren, von einem Werk zu erfahren, dessen Durchführung und allgemeinere Verbreitung in Deutschland zur Hebung des Schulgesanges und der deutschen Volksmusik überhaupt eine Frau zu ihrer Lebensaufgabe gemacht hat.

Bevor ich meine eigenen Eindrücke schildere, will ich versuchen, kurz auf die Frage zu antworten, was denn eigentlich die „Tonika Do-Methode“ („Sol-Fa method“) ist.

In England existiert seit etwa 50 Jahren eine Gesellschaft der Solfeggisten, die den Gesangunterricht von Volksschulkindern nach einer von Miss Glover erdachten, von John Curwen ausgebauten Methode, eben der „Tonic Sol-Fa method“ betreibt. Sowohl was die Schönheit und Reinheit des so erzielten Gesanges, wie die Fähigkeit der Schüler, überraschend schnell vom Blatt singen zu lernen, anbetrifft, haben die Solfeggisten außerordentliche Erfolge aufzuweisen. Ein Forscher wie Helmholtz würdigte dies in einer überaus anerkennenden Besprechung in seinem großen Werke „Die Lehre von den Tonempfindungen.“

Ganz neu war schon damals der Gedanke dieser Methode nicht; ging sie doch bis in das 11. Jahrhundert zurück, d. h. bis in eine Zeit, da der Gesang alles, das Instrumentenspiel als Kunst noch nichts galt. Doch darauf näher einzugehen ist hier nicht der Ort.

Das Wesentliche an der Methode ist, daß sie das bloße nach dem Gehör Singen als einseitig verwirft und daß sie als Aufgabe des Gesang-Schulunterrichts hinstellt, selbständig Musik lesende Schüler zu bilden, die im stande sind, jedwede Melodie nach Noten und ohne Instrument mit eigener Kraft einzuüben. Sie zieht neben der rein sinnlichen Tonempfindung, die wir Gehör nennen, auch den Verstand als gleichberechtigten Faktor für die Ausbildung im Singen heran.

Was heißt nun: Töne mit dem Verstande greifen und begreifen?

Einen einzelnen Ton aufzufassen und wiederzugeben — in seiner absoluten Höhe —, ist rein Sache des Gehörs, der Nachahmung und schließlich der technischen Ausbildung. Auf diese Weise kann ein mit Durchschnittsgehör begabtes Kind verschiedene Töne mit der Zeit treffen lernen. Zur Bildung einer Tonleiter kommt dann das natürliche Empfindungsvermögen der Gehörorgane für den Unterschied von ganzen und halben Tönen zu Hilfe. Und so — durch die Mittel der Nachahmung und Dressur — lernen die Kinder zum größten Teil, wenn überhaupt, singen, so lange sie nämlich den Unterricht genießen. Für das Leben aber haben sie nichts gewonnen, sie sind hilflos neuen Erscheinungen gegenüber; ohne wirkliche musikalische Bildung verlieren sie das Interesse am Gesang oder fangen nun erst an, — übrigens die wenigsten unter ihnen — Musik begreifen zu lernen, ganz abgesehen von denen, die weiterer Kunstgesangsdressur oder instrumentaler Abrihtung anheimfallen.

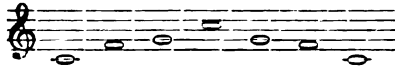
Kein Wunder, daß der deutsche Hausgesang, wie anerkanntermaßen auch der deutsche Kunstgesang, auf einer recht niederen Stufe stehen.

Schneller, sicherer und nachhaltiger als solche Dressur, muß in der That die Methode der Solfeggisten wirken, die das Kind gleich von vornherein nicht den absoluten Ton erfassen lehrt, sondern grundsätzlich das Verhältnis der Töne zu einander oder vielmehr den Ton in seinem Verhältnis zu einem anderen. Dazu muß das Kind neben dem Gehör seinen Verstand gebrauchen. Durch die Vereinigung beider Thätigkeiten wird jene Klarheit erzielt, die als bewußtes Tonempfinden die Leistungen der Schüler beherrscht und veredelt.

Das Mittel hierzu ist die uralte Solmisation, der der Gedanke zu Grunde liegt, daß sich Tonvorstellungen am sichersten und nachhaltigsten einprägen, wenn sie sich unlöslich mit Tonnamen associieren. Nun hat unsere moderne Notenschrift zwar auch Tonnamen, wie C, Cis, Dis, Es u. s. w.; dieselben repräsentieren aber an sich nur absolute Tonhöhen, und erst in der Verbindung mit dem Linienystem werden ihre Verhältnisse zu einander ersichtlich. Und was C eigentlich bedeutet, da es doch eben so gut ein Grundklang, wie auch zu einem anderen Klange die Sekunde, Terz oder Septime zc. sein kann, darüber schweigt die Notenschrift gänzlich.

Die Solfeggisten dagegen benutzen gerade die ausgeprägten Beziehungen der Töne zu einem Grundklang, den sie Do nennen, um sie dem Tonverständnis der Kinder näher zu bringen, sie in diesem ihrem Verhältnis zu Do zu charakterisieren, und zwar so, daß jeder Ton, wieviel Schwingungen er auch immer haben möge, nicht als solcher, sondern als relativer Ton erfasst wird.

Sie stehen damit streng auf dem Boden desjenigen, was wir Tonalität nennen. Was ist nun Tonalität? Ihr Material ist die moderne Tonleiter, zunächst Dur, dann aber auch, was wir Moll nennen, und schließlich ein Gemisch von beiden.



Füllen wir die Zwischenräume der Grundsäulen der Tonalität, wie sie vorstehend in unserer Notenschrift verzeichnet sind, mit irgend welchen beliebigen Ganz- und Halbtonschritten aus, so bleibt das Gefühl der Tonalität (hier der C-Tonalität) erhalten, sofern nur die Melodie von C aus beginnt und bei C endet. Diese Säulen bilden gewissermaßen das Rückgrat der Tonalität.

Tonal im weiteren Sinne ist das Volkslied und überhaupt die Musik des Volkes, da sie sicher auf einem Grundklange ruhen, sich um ihn drehen und zu ihm zurückkehren.

Tonal im weitesten Sinne ist ein modernes musikalisches Kunstwerk, wenn es, ungeachtet aller Modulation, in seinem architektonischen Aufbau die Beziehungen der einzelnen Glieder zu einem oder schließlich auch mehreren Grundklängen nicht aus dem Auge läßt, vielmehr im Gegenteil zur Befriedigung des Gemüts und des Geistes mit den zu Gebote stehenden Mitteln, wie namentlich durch die Wirkungen der Unter-Dominant-Dreiklänge, auf einen tonalen Abschluß hinsteuert.

Das tonale Prinzip beraubt schlechterdings jeden Ton seiner absoluten Freiheit im Reiche der Töne und stellt ihn in den Dienst eines anderen, herrschenden Klangs, zu dem er in ein klar erkennbares Verhältnis tritt.

Nennt also die Methode die Töne der Dur-Tonleiter: Do Re Mi Fa So (1. La Ti (si) Do, so ist Re, mag es nun absolut klingen wie es will, immer die große Sekunde zu Do, Fa nie etwas anderes als die Quarte (hier also F) und Ti der Leiteton der Tonalität.

Während nun ein nach dem Gehör lernender Schüler mit jedem Versetzungszeichen immer neue Gestalten vor sich auftauchen sieht, die seinem Tonempfinden Schwierigkeiten verursachen, insbesondere wenn damit eine Modulation in andere Tonarten verknüpft ist, bleiben diese lustigen, vieldeutigen Gestalten: Fis, Cis, Dis, Ges u. s. w. dem Tonika-Do-Schüler in ihrer absoluten Bedeutung zunächst erspart und unbekannt. Er fragt jeden vorkommenden Ton nicht nach seinem individuellen Namen, sondern er schätzt ihn ein nach seinem ihm in dem Wirkungskreise der augenblicklichen Tonalität zukommenden Verus oder Charakter; d. h. ob er zur Klasse der Re oder der So oder der La u. s. w. gehört.

In solchem Denkprozeß schult der Solfeggist seine Tonanschauung; eine Thätigkeit, zu der bereits ein kleines Kind von sechs Jahren befähigt ist. Bald befindet es sich im Reiche der Do-Tonalität wie ein Fisch im Wasser; es analysiert binnen kurzem mit erstaunlicher Klarheit, was ihm vorgesungen wird, indem es jeden Ton in seinem Verhältnis zur Tonika Do erkennt und nachsingt.

Die Töne sind für diese Schüler nicht blutlose Schemen, sondern Körper mit verschiedener Bedeutung für das Ganze; sie fügen sich gehorsam dem Verstande, der sie in die ihnen gebührenden Stellen einreißt, — mögen sie in der eigentlichen Notenschrift noch so verschiedene Namen tragen, mit einem Kreuze prunken oder mit einem b behaftet sein.

Diese Denkarbeit wird mit der Zeit zur Gewohnheit. Der Solfeggist denkt das ganze Gebiet der gebräuchlichen Töne und Tonschritte nur in den wenigen Tonnamen seiner Sprache.

Während also anders Erzogenen die Melodie lediglich Melodie im Sinne der Empfindung bleibt, deren musikalisches Verständnis ihm verschlossen ist, liegt dem jungen Solfeggisten oder Tonika-Do-Schüler nach einiger Übung bereits der innere Zusammenhang ihrer Töne klar vor Augen, und bald vermag er — je nach Begabung — nach einem gegebenen Grundklang jeden Ton oder Tonschritt zu treffen.

Bei Modulationen aber in neue Tonarten bedarf es nur der Auffassung des neuen Grundklanges, der neuen Tonika, und alles bleibt beim Alten, da die veränderten Tonhöhen ihn nicht berühren, er vielmehr immer wieder nur mit den alten Beziehungen — zu einer neuen Tonika — zu rechnen hat.

Wie nun die Methode im einzelnen dies anordnet und praktisch durchführt, darüber wird man sich am besten aus der eingangs erwähnten Schrift von Agnes Hundoegger informieren; ebenso wie aus den Publikationen der englischen Solfeggisten. Hier kommt es nur darauf an, das Prinzip der Methode festzustellen und die Eindrücke zu schildern, die der Beobachter bei praktischen Vorführungen empfangen hat.

Fräulein Hundoegger, mit jener feinen Bildung des Geistes und Gemüts begabt, wie wir sie einer Lehrerin nur wünschen können, unterrichtet nach der Tonika Do-Methode privatim etwa zwanzig junge Mädchen im Alter von sechs bis sechzehn Jahren wöchentlich eine Stunde. Die Kinder sind sehr verschieden nach Alter, Begabung und Bildung; da sie nur freiwillig den Kursus mitmachen, so ist Fräulein Hundoegger darauf angewiesen, die reichen Gaben ihres pädagogischen Könnens ausgiebig zu verwenden, um Lust und Liebe zur Sache in den Kindern zu erhalten. Dazu kommt, daß nur eine Stunde in der Woche zur Verfügung steht, und daß Fräulein Hundoegger die Aufgabe übernommen hat, mit ihrer Klasse zu den Festtagen in einer Kirche dreistimmige Sätze einzuüben. Unter diesen Umständen gehört viel idealer Sinn, Mut und Talent dazu, um methodisch fortzuschreiten; namentlich da eine Anzahl der Kinder nicht vom eigentlichen Schulgesang dispensiert sind, und deshalb die gewonnenen Resultate mit anderen Eindrücken, nicht immer zum Vorteil der Methode, zusammenstoßen. Und faßt man das alles zusammen, so ist man erstaunt, was diese Singklasse an Reinheit des Gesanges und Fertigkeit im Bombattfingen leistet. Was würde sie erst leisten, wäre die verfügbare Zeit reichlicher bemessen, wäre die Klasse in Stufen getrennt, käme ein stärkeres Interesse der beteiligten Kreise den Bestrebungen der Lehrerin entgegen.

Am klarsten treten die Vorzüge der Methode in den Treffübungen in die Erscheinung. Dieselben finden ein- oder zweistimmig statt, entweder mit Hilfe großer Wandtabellen, auf denen die drei Tonleitern der Grundtonika, der Ober- und der Unterdominante, zweckentsprechend angeordnet, verzeichnet stehen, — oder nach Handzeichen.

Beim Singen nach der Tabelle zeigt die Lehrerin mit einem bzw. zwei Stäben auf die betreffenden Tonnamen, die gesungen werden sollen, nachdem sie zuvor die Tonhöhe der Tonika durch den betreffenden Dreiklang singend kundgegeben hat.

Die eine Hälfte der Schüler singt nach dem Stabe der rechten, die andere nach dem der linken Hand, und mit überraschender Sicherheit folgen Augen und Stimmen den Bewegungen der Stäbe, die die verschiedenen Töne und Intervalle durchmessen, das Gebiet der zwölf Halbtöne berücksichtigen und nach den näheren oder entfernteren Tonalitäten übergreifen.

Selten kommt es vor, daß ein vielleicht noch nicht ganz geschultes Kind mit dem ausgesprochenen Tonnamen einen nicht zutreffenden Ton verbindet. Und auch solche Fehler sind durch den Hinweis auf die Beziehungen zur Tonika bald berichtigt.

Das Singen nach Handzeichen geschieht vorwiegend in den Anfangsstufen der Ausbildung. Jeder Ton der Dur-Tonleiter hat hier eine bestimmte charakteristische Stellung der Hand. Dies hängt zusammen mit der aus dem Englischen entnommenen Individualisierung der Toncharaktere überhaupt, indem Do als „bestimmt“, So als „lebhaft, hell“, mi als „ruhig“ und „milde“, re als „erwartend“, ti (Leiteton) als „scharf“ und „nach do strebend“, fa als „düster und drohend“, la als „traurig, klagend“ bezeichnet wird.

Mag man nun über die ästhetische Berechtigung dieser Charakterisierung denken wie man will: das eine ist nicht abzuleugnen, daß die Phantasie und damit das Interesse der Schüler auf das lebhafteste erweckt wird. Es ist überraschend zu sehen, wie Kinder von sieben oder acht Jahren zweistimmig nach solchen Handbewegungen

sicher und mit einem imponierenden Tonbewußtsein, wie ich es nennen möchte, zu singen verstehen.

Auf gewisse akustische Wahrnehmungen, die sich mir bei diesem Gesang von selbst aufdrängten und des wissenschaftlichen Interesses wohl wert sind, verfolge ich mir hier einzugehen. Der Eindruck des Gesanges aber war — namentlich, wenn nicht stark gesungen wurde, was die Solfeggisten bei Kindern mit Recht möglichst vermeiden — der des Lieblichen, Weichen, Zarten und Reinen. Daß ab und zu, bei der Ungleichheit der Begabung und des Alters, kleinere Intonationsstörungen vorkamen, hat mit der Methode selbstverständlich nichts zu thun. Grade das stark entwickelte, relative Tonbewußtsein ist offenbar von größtem Einfluß auf die Bildung reiner Intonation.

Die Solfeggisten bevorzugen das Kanon-Singen, und es ist in hohem Grade erfreulich, zu beobachten, wie die Methode grade die Fähigkeit, Melodien gegen Melodien aufzufassen und zu singen, erzeugt und fördert.

Die Notation mit den Solmisations-Silben ist denkbar einfach und geht leicht in Fleisch und Blut über; dabei hat sie den Vorzug der Übersichtlichkeit und Kürze. Alle Stücke werden zunächst auf diesen Silben gesungen, und erst später, wenn die Kinder darin fest sind, wird der Text untergelegt. Daß die Methode großes Gewicht auf technische Bildung des Tons und des Atems legt, ist selbstverständliche Voraussetzung. Aber freilich gehört hierzu doch viel mehr Zeit, als Fräulein Hundoegger augenblicklich zur Verfügung steht.

Die Rhythmik muß natürlich anders notiert werden als in unserer Notenschrist. Fräulein Hundoegger folgt hierbei nicht der etwas komplizierten Schreibart Curwens, sondern der älteren von Rousseau-Galin überkommenen, die sehr übersichtlich ist und den Kindern keine erheblichen Schwierigkeiten bereitet.

Endlich erhielt ich Gelegenheit, die Kinder vom Blatt singen zu hören. Es war in der That eine Freude, wie sie dreistimmige Volkslieder, die mit noch zwei oder drei dagegen kontrapunktierenden, sogenannten freien Stimmen durchweht, also fünf- bis sechsstimmig (in einem andern Sinne als gewöhnlich) waren, nach einmaliger Probe sowohl bezüglich der Intonation wie der nicht ganz leichten Rhythmisierung rein und lieblich zu Gehör brachten, was ihnen selbst ersichtlich großes Vergnügen machte.

Überhaupt muß ich besonders die Frische und Freudigkeit hervorheben, mit der die Schülerinnen den Anregungen der Lehrerin wie einem Zauberstab folgten, ein rechter Beweis dafür, daß sie mit dem Herzen sangen, nicht minder aber mit einem Verständnis, wie es eben lediglich der Bethätigung wirklich geistigen Erfassens der Aufgaben entspringen kann.

Lange Zeit hat Fräulein Hundoegger aufopferungsvoll und hingebend unter recht schwierigen Verhältnissen mit mancherlei Vorurteilen zu kämpfen gehabt. Woraus letztere entspringen, entzieht sich hier der Betrachtung. Aber in felsenfester Überzeugung von der Vorzüglichkeit ihrer übrigens ja in England längst bewährten Methode hat sie unermüdlich weiter gearbeitet und sieht nun endlich allmählich das Verständnis der Eltern auch in weiteren Kreisen heranreifen.

Als Beweis dafür möge zum Schluß noch angeführt werden, daß die Privattöchterschule von Fräulein Sudhaus in Hannover ihren Gesangunterricht nach der Tonika Do-Methode erteilen läßt. Hier wirkt eine ebenfalls in England vorgebildete Lehrerin, Fräulein Bräuer, mit großem Erfolg, wovon ich mich in einer Klasse von sechs- und achtjährigen Schülerinnen überzeugen konnte. Die Vorsteherin, deren Güte ich den Besuch der Klasse verdanke, war voll der Anerkennung bezüglich der Leistungen dieser Methode, die sie vor ein paar Jahren nach Überwindung mancher Bedenken in die Schule eingeführt hatte.

Meines Wissens giebt es in Deutschland kaum einen anderen Ort, wo die Tonika Do-Methode in Schulen eingeführt ist. Nur in wenigen Privatkursen ist sie bis jetzt in Übung.

Die Gesellschaft der Zifferisten, zurückgehend auf Rousseau, Galin, Chevé, Natorp, Stahl u. a., die nach ähnlichen Prinzipien arbeitet, hat meines Wissens weder eine erhebliche Ausbreitung in Privatkreisen, noch die Anerkennung von Schulen und staatlichen Autoritäten gefunden. Die Ziffer als Tonbezeichnung dürfte mit Recht dem musikalischen Sinn am allerwenigsten zusagen, und die Zeit, da sie tatsächlich auf Schulen eine Rolle spielte, ist längst dahin.

Im Interesse der Gesundung unserer deutschen allgemeinen Volkabildung auf dem Gebiet der Musik und insbesondere des Volksschulgesangs wäre es dringend zu wünschen, daß die Blicke der Pädagogen- und des Staates sich auf die Tonika Do-Methode richteten.

Dieselbe weist mit vollem Recht den Vorwurf zurück, daß sie etwa unsere moderne Notenschrift verdrängen wolle. Das kann sie gar nicht, denn sie ist weder tonisch noch rhythmisch imstande, den Anforderungen unserer weit vorgeschrittenen Instrumentalmusik zu genügen. Außerdem ist eine fast tausendjährige Notenschrift nicht so ohne weiteres zu verdrängen; sie entwickelt sich nur langsam und allmählich nach Maßgabe des allgemeinen Werdeganges der Musik als Kunst.

Wohl aber ist hervorzuheben, daß der Übergang von der Tonika Do-Notation zur modernen Notenschrift den Schülern wesentliche Schwierigkeiten nicht in den Weg legt. Im Gegenteil, gerade durch ihr Hauptprinzip: geistiges Durchdringen des Stoffes, erzieht sie die Jugend zu denkenden Musikern — und das wird der Musik als Kunst nur zu gute kommen. Man darf sich darüber nicht täuschen, daß das Bedürfnis zu wirklich musikalischer Erziehung der Kinder in einsichtigen Kreisen schon längst fühlbar geworden ist. Denkende Köpfe, wie neuerlich Carl Eiß in Eisleben u. a. m., wenden all ihren Scharfsinn und ihre psychologischen Erfahrungen auf, um den Gesangsunterricht auf Schulen aus einem bloßen Abrichten zu einem für das Leben und so auch für die Kunst wahrhaft fruchtbringenden zu gestalten.

Der Staat wird sich entschließen müssen, die eine oder die andere Methode, die auf Reform des Gesanges abzielt, für seine Schulen zu wählen. Aber gerade die Privatschulen sollten alte Vorurteile abstreifen und eine seit einem halben Jahrhundert bewährte Methode, wie die Tonika Do, zu ihrem Eigentum machen. Sie, die Kinder und die Eltern würden bald ihre Freude daran haben.

Die Vorbildung der Lehrer und Lehrerinnen für die Methode bereitet nicht so große Schwierigkeiten, wie man wohl denken möchte. Es ist durchaus nicht nötig, etwa nach England zu gehen, um sich die erforderlichen Fähigkeiten anzueignen.

Die Tonika Do-Methode will nur das eine: selbständig musikalisch denken und singen lehren. Das allein ist schon eine schöne und große Aufgabe, deren Lösung unserem deutschen Volke dringend not thut, will es seinen Platz als erstes Musikvolk der Erde auch fernerhin behaupten.

Der Frau aber, die diese Methode nach Deutschland verpflanzt hat, wünschen wir, daß das kleine Bäumchen, das sie auf deutscher Erde einsenkte, zu einem Baumriesen heranwache, unter dessen Schatten unsere Kinder und Enkel deutsches Volkslied und deutsche Musik pflegen zu ihrer und unserer Freude, wie zum Heil der deutschen Kunst.



Hans von Kahlenbergs neueste Romane.

Von

E. Otten.

Nachdruck verboten.

Nach vor mehreren Jahren Hans von Kahlenbergs erster Roman „Ein Narr“ erschien und darauf in rascher Aufeinanderfolge drei andere „Die Jungen“, „Misere“ und „Die Familie Barchwitz“, da schrieb die Kritik in feltener Übereinstimmung von einer „außergewöhnlichen Begabung, die die Beachtung weitester Kreise verdiene“, von „einem starken Talent, das selbständige Bahnen einschlägt und von dem noch viel Gutes zu erwarten sei“, — kurz alle jene alten, verbrauchten Phrasen, die so oft um plötzlich auftauchende vielversprechende Talente „herumgeschrieben“ werden, Talente, die dann oft ebenso plötzlich wieder untergehen, gleichsam, um diese allzu glänzenden Prognostika Lügen zu strafen.

Zu diesen Begabungen zählt Hans von Kahlenberg (laut Kürschner das Pseudonym einer Dame) keineswegs. Sie ist in der That ein eigenartiges Talent, und sie besitzt viele für den Schriftsteller unschätzbare, ja fast unentbehrliche Eigenschaften: sie ist klug, — die Weltklugheit der Erfahrung — sie ist geistreich, sie ist vielseitig, sie schreibt mit ungewöhnlicher Routine und noch etwas sehr Wesentliches: sie hat Mut, leider sogar oft den Mut zur Schamlosigkeit. Denn der gehört wahrlich dazu, um ein Buch wie „Nirchen“, Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten (Verlag Karl Reischer, Dresden und Leipzig) auf den Markt zu bringen.

In fast allen großen Berliner Leihbibliotheken ist Hans von Kahlenbergs neuester Roman „augenblicklich vergriffen“. Der Buchhändler hat zwar einige Reserverate; aber die sind für besonders bevorzugte Kunden bestimmt. Und so ist es wirklich nicht ganz leicht, dieses weniger berühmten als berühmten Buches habhaft zu werden. Wir „vom Bau“ wissen, daß irgend ein ganz besonderer Umstand diese Sensation hervorgerufen haben muß. Und daß es in unserer in jeder Art von Genüssen übersättigten Metropole immerhin nicht so ganz einfach ist, etwas wie Sensation hervorzurufen, das wissen wir ebenfalls. Zweifellos haben einige recht eigenartige Kritiken ihr ganz beträchtliches Scherflein zu dieser Sensation beigetragen. So z. B. setzt die in der Halbmonatsschrift „Die Gesellschaft“ erschienene Besprechung etwa folgendermaßen ein: „Ich habe eine Entdeckung gemacht. Der „Kürschner“ lügt. Denn er besagt, daß Kahlenberg, der Autor von „Nirchen“, Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten“, eine Dame sei, und das ist nicht möglich“ u. s. w., und Adolf Erdmann beschließt in den „Internationalen Literaturberichten“ seine ausführliche Kritik des letzten Kahlenbergischen Romans mit dem inhaltschweren Satz: „Ich bedaure jeden jungen Mann und jedes anständige junge Mädchen, dem dieses Buch in die Hände fällt“ — unter Hinzufügung einer ernststen wohlgemeinten Warnung an den Verlag, der solche Ware in den Buchhandel bringt.

Ich will hier nicht näher darauf eingehen, ob es Sache der Kritik ist, sich zum Tugendwächter aufzuwerfen oder nicht. Ich will nur, ehe ich mich mit diesem vielbesprochenen Werke etwas eingehender beschäftige, nochmals betonen, daß die Verfasserin einen für eine Dame immerhin ziemlich ungewöhnlichen Mut besitzt, der freilich von Sensationsbedürfnis aufgestachelt wird.

„Nirchen“, Briefwechsel eines Idealisten mit einem Realisten, trägt auf seinem Titelblatt noch ein anderes mit Rücksicht auf den Inhalt des Buches höchst seltsam

anmutendes Epitheton. Sollte das in der That ein zuverlässiger „Beitrag zur Psychologie unserer höheren Töchter“ sein? Hoffentlich doch nur ein Einzelgemälde, nicht das Charakterbild einer ganzen Mehrheit? Man hätte meiner Ansicht nach weit besser gethan, den anfangs vorigen Jahres erschienenen Roman „Die Sembriky's“ (Berlin, Vita, deutsches Verlagshaus) mit dem gewichtigen Satz — in etwas anderer Form natürlich — zu kennzeichnen. Denn zweifellos muß dieses Werk, auf das ich zunächst hier etwas näher eingehen möchte, auf jeden Unbefangenen den Eindruck machen, als sei es „Ein Beitrag zur Psychologie decadenter Adelsgeschlechter“.

Sie sind köstliche Typen, diese letzten Sprossen einer altadeligen Familie, die, mit regierenden Fürstenhäusern verschwägert, bei jeder Gelegenheit auf ihr königliches Blut pochen. Die beiden Schwestern Lotte und Susanne Sembriky stehen im Mittelpunkt der Handlung; sie bewohnen in Berlin W., in der Lutherstraße, im Hinterhause, ein paar bescheidene, fast ärmliche Räume. Während die ältere der beiden Schwestern mit der genialen Veranlagung ein für alle Mal auf alles „Standesgemäße“ verzichtend, ganze Tage in dem gemieteten Atelier verbringt und mit Ausspannung all ihrer Kräfte schafft und arbeitet, bis sie endlich „die“ Bildhauerin geworden, von der ganz Berlin spricht, lebt Susanne, kurzweg Su genannt, leicht und gedankenlos dahin, geht von der Radpartie zum five o' clock und vom five o' clock zum Diner oder Ball und unterhält dabei ganz en passant ein Verhältnis à la demi vierge mit einem entfernten Verwandten, den sie unter allerhand Vorwänden mindestens einmal wöchentlich in seiner Junggesellenwohnung besucht. Aber da ist noch eine Sembriky — verheiratet, Hauptmanns-Frau, die stets korrekt, aber auch nichts anderes ist als das, die die Beförderung ihres Mannes, des guten Job, niemals aus den Augen verliert, die bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit intriguiert und kagbuckelt — alles natürlich nur im Interesse der Beförderung! — und die ihre Zugehörigkeit zu den beiden Schwestern manchmal von Herzen gern verleugnen möchte. Und endlich der Bruder-Leutnant, der mit seiner etwas laxen Moral und seinem unerfütterlichen Phlegma zu allem ein Auge zudrückt, solange der Ruf der Sembriky's ungefährdet bleibt du lieber Gott, es könnte am Ende seiner Carriere schaden, man kann ihm das doch nicht verargen — Honny soit qui mal y pense

Es baut sich alles in diesem Roman geschickt auf. Wir wundern uns kaum darüber, daß die temperamentvolle Künstlerin, deren Weibnatur all die Jahre hindurch gleichsam verkümmert war unter dem heißen, vergiftenden Hauch des Ehrgeizes, unter der nervösen Hast nach Erfolg, nach Ruhm, nach Größe, endlich das Opfer des alternden verheirateten Mannes wird, den sie als ihren Meister verehrt, an dessen Seite sie jahrelang täglich mehrere Stunden verlebt, mit dessen Familie sie aufrichtigste Freundschaft verband, zu dem sie bewundernd, fast demütig aufgeschaut und in dem sie immer nur den Künstler und nie den Mann gesehen. Und gerade das macht es ihm verhältnismäßig leicht: ein brutaler Überfall in ihrem eignen Atelier, von einem Manne, in dessen Nähe sie niemals auch nur die geringste leidenschaftliche Regung empfunden — da konnte der Sieg nicht schwer sein. Aber sie rächt sich. Sie nützt seine sinnlose Verliebtheit aus. Sie quält und foltert ihn mit grausamem Raffinement, bis er endlich seine Ehe löst, — eine Ehe, die seit dreißig Jahren bestanden — seine Kinder verläßt und sie zu seinem Weibe macht. So wird sie Frau Wigand, die Gattin des gefeierten Berliner Bildhauers, der Kaiser und Könige zu seinen Freunden zählt, wird bewundert und beneidet, aber glücklich wird sie nicht. Es wird kein wahres Glück auf Trümmern aufgebaut. Und aller Glanz, aller Luxus, alle Befriedigung ihres künstlerischen Ehrgeizes vermag ihr nicht hinwegzuhelfen über die Qualen der Ehe mit einem ungeliebten Mann. . . . Und Susanne wird nach mancherlei Irrfahrten, die ihren guten Ruf oft stark bedrohten, von den „lieben“ Verwandten, denen sie anfängt sehr im Wege zu sein, fast gezwungen, den Antrag eines jungen bürgerlichen Fabrikanten anzunehmen, eines reichen Kaufmannssohns aus Hamburg, an dem sie alles bekräftelt: die plebejische gedrungene Figur, die vulgären Hände, die schlechten Manieren, den punktierten Schlips — dessen kostbare Geschenke

aber alles wieder gut machen. Widerstrebend folgt sie ihm in die Ehe — auch sie wird unglücklich.

Für den etwas leichtsinnigen Bruder-Leutnant sorgen einsichtsvolle Verwandte; man findet die standesgemäße Partie für ihn — eine nicht mehr ganz junge, sehr wenig reizvolle Aristokratin — und er „wird“ geheiratet.

Es wird so manches litterarische Erzeugnis, das es gar nicht verdient, ein Sittenbild genannt. Dieser soziale Roman ist eines. Keine Tendenz, dafür aber in unheimlicher Naturtreue das abschreckende Bild der langsam vom Westen herüberziehenden Decadence.

Dagegen läßt es sich nicht leugnen, daß Hans von Kahlenbergs letztem Roman eine vom künstlerischen Standpunkt aus keineswegs gerechtfertigte Beachtung zu teil wird. Das Buch ist perverts, ebenso wie die Voraussetzung, aus der es entstanden. Ein junger Gutsbesitzer, der sich in der Frische der Natur seine idealen, fast naiven Anschauungen bewahrt hat, schwärmt seinem Freunde, einem rasch berühmt gewordenen jungen Schriftsteller, der in Berlin lebt, ein erklärter Liebling der Frauen ist und sich nicht des allerbesten Rufes erfreut, in allen Tonarten von seiner jungen Liebe, seiner kaum sechszehnjährigen Braut — einem Berliner Geheimrats-töchterlein — vor. Es ist das Hohenlied der Liebe. Sie ist die Schönste, die Edelste, die Reinste. Fast fürchtet er, ihre Unschuld durch einen begehrliehen Gedanken zu verlegen. . . .

Die Briefe aber, die als Antwort aus der lärmenden, sündigen Großstadt nach dem stillen, patriarchalischen, vornehmen Rittergut hinüberfliegen, sind scharf, frivol, cynisch. . . Ein kaum sechszehnjähriger Backfisch — ein Berliner Geheimrats-töchterlein — hat ihn in seiner Junggesellenwohnung aufgesucht, das erste Mal in Begleitung einer gleichaltrigen Freundin. Sie haben beide seinen neuesten Roman „Verbotene Früchte“ gelesen. Er lächelt bei diesem Geständnis, ein leises verführerisches Lächeln. . . . So jung noch, und schon. . . ? Und die beiden Dämchen beichten ihm im Ubereifer, daß sie alle seine Bücher gelesen, heimlich natürlich, und daß sie sie alle entzückend finden. Beim Abschied verspricht Isolde, alias „Nirchen“, das nächste Mal allein wiederzukommen. Und sie kommt wieder. Und es entsteht zwischen dem verwöhnten Liebling der Frauen und dieser wohlherzogenen höheren Tochter mit dem unschuldigen Kindergesichtchen bald ein regelrechtes Verhältnis. Und schon nach kurzer Zeit darf das in den Treibhäusern von Berlin W. ängstlich behütete Pflänzchen mit Recht den klassischen Ausdruck citieren: „Ich habe schon so viel gethan, daß mir zu thun fast nichts mehr übrig bleibt.“ Aber sie ist klug und schlau. Eine gewisse Grenze wird sie niemals überschreiten. Sie weiß, was sie ihrem „guten Rufe“ schuldig ist. Und außerdem ist sie verlobt. Mit einem Gutsbesitzer, einem entsetzlich langweiligen, pedantischen Menschen. Aber gerade deshalb. . . .

Und das alles schreibt Herbert Gröndahl seinem Freunde Achim von Wustrow, und er giebt eine genaue Personalbeschreibung, er vergißt kein einziges Detail. Allein der Gute ahnt nichts. Mit heimlicher Bangigkeit denkt er an die Stunde, da er seine junge, unschuldige, ahnungslose Gattin wird heimführen dürfen.

Voilà tout. Wenig Inhalt, viel Frivolität. Und das Ganze läßt noch dazu das große technische Geschick vermissen, das wir in dem erstgenannten Roman „Die Sembriky's“ bewundern. Denn die Voraussetzung ist nicht nur perverts, sie ist auch unwahrscheinlich. So unerfahren, so weltfremd und so naiv kann auch der in ländlichster Abgeschlossenheit lebende Landjunker nicht sein, daß ihn die Briefe des Berliner Schriftstellers nicht auf allerhand unliebsame Vermutungen brächten.

Trotz alledem verrät auch dieses Buch Begabung. Bücher wie das „Nirchen“ aber repräsentieren eine Gattung, die unsere weiblichen Autoren gewiß nicht fördern sollten, — auch dann nicht, wenn sie sich (vielleicht einer letzten schwachen Regung weiblichen Empfindens nachgebend) hinter männlichen Pseudonymen verbergen, — eine Gattung, die es nicht verdient, mit dem Namen Litteratur bezeichnet zu werden. Wir können nur aufrichtig wünschen, daß Hans von Kahlenberg durch den gesunden Sinn, den sie in früheren Werken bewiesen, bald wieder auf andere Wege geleitet werde, denn

es wäre bedauerlich, wollte sie ihr tüchtiges Können auch fernerhin in den Dienst einer Art von „Litteratur“ stellen, die doch im Grunde genommen nicht viel mehr bedeutet als eine häßliche Spekulation.

* * *

Schlußbemerkung der Herausgeberin. Ich möchte unsere Leser bei dieser Gelegenheit auf die Kritik aufmerksam machen, die Hans von Kahlenberg in dem Buche „Mehr Goethe“ von Rudolf Huch erfährt. Huch kommt es nun zwar in seiner Schrift weniger auf eine objektive und allseitige Würdigung der „Modernen“ als auf eine scharfe Verurteilung ihrer Maßlosigkeit an, und eben deshalb ist er manchmal einseitig. Oder er wird durch die für litterarische Gerechtigkeit immer gefährliche Eigenschaft eines guten Wizes über das Ziel hinausgeführt. Aber man wird doch seinem Urteil über Hans von Kahlenberg der gesunden künstlerischen Anschauung wegen, die darin zu Tage tritt, durchaus zustimmen müssen.

„Sachlich“ — so heißt es bei ihm — „nur ein Wort. Fern sei es, sich in einen Tugendmantel zu hüllen und menschliches nicht menschlich zu beurteilen. Aber noch abstoßender als der Tugendstolz ist das Sichspreizen mit der zügellosen Hingabe an die Begierden — denn auf weiteres kommen diese stolzen ‚Freiheiten‘ im Grunde nicht heraus.“

Mit Recht macht Huch gegen Hans von Kahlenberg geltend, daß das absichtliche Suchen nach Unmoralischem, wie es zweifellos in dem perverfen Buch Kirchen — nach Huchs Urteil aber auch in den Sembrizkys — konstatiert werden kann, künstlerisch der moralischen Tendenzmacherei vollständig gleich zu bewerten ist.

Besonders scharf trifft seine Kritik — und insofern bildet sie in gewissem Sinne eine Ergänzung zu der oben gegebenen Charakteristik — die Zügellosigkeit Hans von Kahlenbergs in der Sprache. „In Einem,“ sagt er, „ist sie unerreicht, man darf wohl sagen, in der ganzen deutschen Litteratur: es ist die Sprache.“

Man weiß, wie groß einem Lessing das Wagestück erschien, in die deutsche Schriftsprache das eine neue Wort „empfindsam“ einzuführen.

Hans lacht über so altjungferliche Bedenlichkeiten.

Aus ihrem unerschöpflichen Vorrat nenne ich an dieser Stelle nur „grapschen“ und „blubbern“ — jenes mir aus der Kinderstube her in guter Erinnerung, während „blubbern“ erst aus dem Zusammenhange — nicht begriffen, aber doch genossen werden kann.

Die alte Lehnderg bei Frenzens hatte ‚Su‘ auf Felix Treppensiegen gesehen und der Geheimrätin gepecht. Su leugnete natürlich. Er dito. Aber es half nichts. —

Lotte hatte nur den einen Gedanken: Arnold Wiegand zu einer Heirat zu zwingen. Er sollte sie heiraten.

Sie war seine Geliebte. Von. So versuchte sie es auf die Weise der Geliebten.‘

Im Lapidarstil drückt man sich aus, wenn jeder einzelne Satz so viel sagt, daß er wuchtig für sich allein dastehen kann. — ‚Er dito‘. ‚Von‘.

Die Sprache wird hier zu einem Wunderwerk von Charakteristik, und Hans erreicht das, ohne sich den mindesten Zwang anzuthun. Mit souveräner Nichtachtung hüpfst und tollt sie jenseits aller Gesetze und Überlieferungen dahin. Was geht sie und ihr Publikum die hohe Gestalt des Meisters der deutschen Sprache an! Können wir nicht über Goethe hinaus, so tanzen wir an ihm vorüber. Evoé! Der Lebende hat Recht und — ‚es bezahlt sich gut‘.“



Unsere Betty.

Eine Erzählung aus dem Hamburger Volksleben

von

P. Faber.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 609.)

Seitdem sahen wir die kleine Anna nur noch selten. Im Herbst siedelten wir wieder in unsere Stadtwohnung über, zum erstenmal, ohne daß das Kind seine Tante begleitete, als diese wie gewöhnlich zur Hilfe beim Packen erschien. Sonst hatte die Kleine uns dann immer eifrig beim Zusammenräumen geholfen und war zum Lohn dafür mit allen entbehrlichen Sachen beschenkt worden. Diesmal mußten wir uns begnügen, Betty die bereits zurecht gelegten Stücke einzuhändigen. Sie nahm sie mit freundlichem Dank entgegen, unsere Fragen, weshalb Anna nicht gekommen und wann sie nun wieder zu uns käme, beantwortete sie jedoch ausweichend.

Sie verfuhr dabei offenbar einem vor-gefaßten Plan gemäß, denn auch nachher in der Stadt brachte sie das Kind nicht mehr zu uns. Nur zu Weihnachten, als ihr wie alljährlich mit der Kleinen zusammen bei uns eine einfache Bescherung aufgebaut wurde, hatte Betty ihre Pflegebefohlene nicht gut daheim lassen können. Allein da hatte das kleine Mädchen wohl zuvor strenge Instruktionen empfangen, oder das inzwischen verstrichene halbe Jahr hatte es uns wirklich schon entfremdet — genug, Anna gab sich entsetzlich scheu und blöde. Sie hielt sich dicht neben ihrer Tante, schlug die Augen hartnäckig zu Boden, antwortete auf etwaige Fragen sehr einfüßig mit leiser, bescheidner Stimme und erinnerte in nichts mehr an die sieghafte Dornröschenererscheinung des vergangenen Sommers.

Fragten wir Betty, weshalb sie nunmehr jetzt nie mehr mitnahm, so hieß es, das Kind müsse bei dem Großvater, der im Oktober einen Schlaganfall gehabt hatte, bleiben. Der

alte Mann erholte sich körperlich danach verhältnismäßig rasch, aber mit dem Arbeiten war es von nun an für ihn für immer vorbei. Betty fand sich mit der sie ja nicht unvorbereitet treffenden Thatsache in der stillen Art, mit der sie sich in alles sie und die übrigen Angehende fügte, ab. Erleichtert wurde ihr dies noch durch die Erwägung, daß sie jetzt das Kind, wenn sie es nicht mehr auf ihre Arbeitsstellen mitnahm, doch nicht ganz ohne Aufsicht, nur mit der aufgegebenen, nach Beschickung der wenigen häuslichen Verrichtungen zu strickenden „Zahl“ daheim wußte. Im übrigen suchte sie nach Kräften Beschäftigung bei sich im Hause zu erlangen; wir bekamen daher auch sie selbst allmählich weniger zu Gesicht.

Traf sie hiermit das Richtige? Vor allen Dingen dadurch, daß sie Anna für die jedem Kinde unentbehrliche Erholung nunmehr, wie es bei der beschränkten Wohnung nicht anders anging, ganz auf die Straße, auf den Verkehr mit den teilweise viel weniger sorgfältig erzogenen Nachbarskindern antwies? — Es war schwer zu sagen und noch schwerer wäre es zu ändern gewesen. Zu Spaziergängen mit dem Kinde hatte die Vielbeschäftigte in der Woche wahrlich keine Muße. Die Kleine führte täglich nach beendeten Schularbeiten den alten Großvater gewissenhaft eine halbe Stunde oder etwas länger spazieren; dann aber gehörte bei gutem Wetter die übrige Zeit fast gänzlich ihr. Spielte sie in der Nähe ihres Hauses, so warf wohl die Tante zuweilen einen beobachtenden Blick zu ihr hinunter. Aber natürlich gab es auch andere Spielplätze und -Gelegenheiten, vor allem übte, wie auf alle Hamburger Kinder, der Hafen mit seinem bunten Treiben

eine gewaltige Anziehungskraft auf das kleine Mädchen aus. Dann blieb Betty nichts andres übrig, als das Dirnchen mit der Weisung, zu einer bestimmten Zeit wieder daheim zu sein, zu entlassen. Ganz genau hielt Annchen den festgesetzten Termin nun nicht immer inne, gar manche Viertelstunde mußte die Tante in ungebuldigem Harren auf die kleine Ausreißerin verbringen. Kam diese dann endlich, so gab's zuerst sanfte, dann schärfere Vorwürfe, die das Kind anfangs sehr zerknirscht, nach und nach jedoch gelassener, ja zum Schluß sogar mit störrischer Gleichgiltigkeit hinnahm. Die neuen Freundschaften thaten ihr Werk.

Denn das war etwas, was Betty nicht genügend bedacht hatte, als sie mit fester Hand die Linie zwischen ihrer Nichte und den Angehörigen andrer Kreise zog. Vielleicht war Anna in der That von uns zu sehr als hübscher Zeitvertreib behandelt worden. Jedenfalls aber hatte sie in unserer Gesellschaft nie etwas gesehen oder gehört, wodurch sie an ihrer Seele Schaden nehmen konnte. Rohe und häßliche Worte kannte sie fast ebenso wenig wie wir.

Nunmehr indes, — auf besonderes Zartbesaitetsein pflegen die Anwohner des Hafens keinen Anspruch zu erheben. Man meint es durchaus nicht böse, allein eine gewisse Derbheit ist den meisten dort erb- und eigentümlich. Die Kinder wachsen in dieser Atmosphäre auf und ahmen nach, was sie sehen und hören, ohne sich etwas dabei zu denken oder von ihren Angehörigen für Verstöße, die in deren Augen überhaupt keine sind, zurechtgewiesen zu werden. Betty besaß einen angeborenen, durch die Jahre ihrer Dienstzeit in „Herrschaftshäusern“ noch verschärften Widerwillen gegen alles Rohe, — sie empfand es daher beinahe als körperlichen Schmerz, als das Kind eines Tages im Streit mit einer Spielgefährtin dieser ein gemeines Schimpfwort nachrief. Sie verbot Anna selbstverständlich, das Wort wieder zu gebrauchen, auch hatte sie ihr, in Hinblick auf jene andere, bei der Kleinen hervortretende Eigenschaft, das „Spielen und Strömern mit Jungsens“ vollkommen unterfagt. Beiden Geboten schenkte die Ernähnte nur eine sehr bedingte Beachtung; eins aber war noch viel schlimmer, und davon ahnte Betty nichts. Nicht lange dauerte es, und der Verkehr mit jenen teilweise bedenklich

frühreifen Kindern, die, ach schon soviel von der häßlichen Seite des Lebens kannten, zog vor der holden Kinderunschuld der kleinen Waise unerbittlich den noch so vieles verhüllenden Schleier hinweg. Das Kind hatte bis dahin nur gewußt, seine Eltern seien tot, und in glücklichem Jugendlichtsinn sich mit dieser von Betty auf eine gelegentliche Frage erteilten Auskunft begnügt. Allein, in jener Gegend gilt die Bezeichnung „Tante“ als Deckmantel für alle unklaren, zweifelhaften Verwandtschaftsbeziehungen. Was zuerst mit wichtigthuendem Köpfezusammenstecken verhandelt wurde, sowie das Kind sich entfernt hatte, wurde bald sehr unverblümt der Kleinen selbst angedeutet. Anna verstand zuerst absolut nichts davon, — ja, auch die hämische Frage einer etwa Vierzehnjährigen, für die der Baum der Erkenntnis schwerlich noch viel Unerforschtes besaß: „So, du heißt Jansen, und deine — Tante auch, un verheiratet ist sie nich?“, glitt ohne Wirkung an der Arglosigkeit des armen Dings ab.

Dann jedoch begannen die Altersgenossinnen sie aufzuklären, und Anna erfuhr, daß nach Ansicht der ganzen Nachbarschaft ihre Tante zu ihr in einem noch näheren Verwandtschaftsverhältnis stand. An Wilhelm Jansen und das mit ihm verknüpfte Trauerspiel dachte kein Mensch mehr, wenn überhaupt dort jemand von seinen weiteren Familienverhältnissen Kenntnis gehabt hatte.

Zu glauben, die Nachricht hätte auf das Kind ebenso gewirkt wie im gleichen Fall auf einen ängstlich gehüteten Sprößling der oberen Zehntausend, wäre ein Irrtum. Dafür kannte Anna schon zu vieles, wovon jene, in treibhausartiger Abgeschlossenheit Erzogenen manchmal noch weit später keine Idee haben. Sie zählte, als ihr diese Vermutung ausgesprochen wurde, etwa elf Jahre, und war verständig genug, einzusehen, wieviel Betty für sie that. Eine gewisse, leichtfertige Gutmütigkeit, wie sie auch Alma Lührs in ihrer Kindheit besessen, paarte sich bei ihr mit einer angeborenen, einst auch ihrem Vater eigen gewesenem, treuen Dankbarkeit, die sie einstweilen zurückhielt, bei etwaigen Zwistigkeiten, — selbst in auslodernem, wohl von beiden Eltern ererbtem Jähzorn, — den ihr eingeblasenen

Glauben laut werden zu lassen. Sie nahm alle ihr gespendete Güte ein wenig selbstverständlicher hin, ihr Ton Betty gegenüber wurde weniger respektvoll, so langsam aber, daß diese selbst zuerst nichts davon gewahrte und, als dies endlich doch der Fall war, eine Zeit lang vergeblich nach der Ursache dafür forschte. Zwischen durch zeigte ihr Anna dann wieder, gerade auf ihren Verdacht hin, eine sonderbare, heiße, spontane Zärtlichkeit, die sie schließlich auf die richtige Spur führte. Außerdem trat nach und nach eins noch hinzu, um ihr die Augen zu öffnen. Von ihren Gespielen aufgehetzt, ließ die Heranwachsende allmählich doch die anfangs beobachtete Zurückhaltung außer acht und antwortete auf Ermahnungen ihrer Tante in einer Weise, die eine scharfe Züchtigung geradezu herausforderte. So ließ sich auch die Scene erklären, die sich etwa zwei Jahre später abspielte.

Meine Schwester Lottie war Braut und sollte bald Hochzeit feiern. Mama hatte aus alter Freundschaft Betty versprochen, ihr das Zeichnen und Sticken eines Teils von der Aussteuer der ehemaligen „wilden, kleinen Lotte“ zu übertragen. Wir begaben uns deswegen an einem schönen Aprilnachmittag in Betty's Wohnung. Mama hatte sie zuvor von unserm Kommen benachrichtigt. Ich, die ich meiner alten Helferin aus Fleck- und Rißnöten eine warme Anhänglichkeit auch noch als Backfisch bewahrte, begleitete sie um so lieber auf ihrer Wanderung, als ich Betty sonst nur selten aufsuchen durfte. Mama hatte von Anfang an unsere Besuche dort ungern gesehen, obwohl wir, wenn wir uns früher doch einmal die Erlaubnis erbettelt und unter Augustens oder Klaus' Schutz zu ihr gedurft hatten, stets nachher um die Wette erklärten, „es wäre bei Janzens reizend“.

Wir ließen den Wagen an der Ecke halten und legten die wenigen Schritte bis zur Janzenschen Wohnung zu Fuß zurück. Mama erstand unterwegs noch in einem Bäckerladen einen großen, schönen Butterkuchen. „Für die kleine Anna“, erklärte sie, als sie mich, die ich außerdem eine Flasche Wein und ein Pfund Kaffee für den alten Vater trug, damit belud. „Ach, nimm ihr auch davon was mit, Mama!“ bat ich und wies auf eine am Trottoirrande

stehende, mit sogenanntem „Dattelmatsch“ beladene Karre, deren Inhaber seine Ware mit der lügnersischen Anpreisung „FrISChe Datteln!“ an den Mann zu bringen strebte. Für Nicht-hamburger sei bemerkt, daß man unter obiger Bezeichnung von Seewasser — oder vom Alter! — beschädigte Datteln versteht, die durch Billigkeit ersetzt, was ihnen an Wohlgeschmack abgeht.

Mama warf einen kurzen Blick auf das unappetitliche Gemengsel. „Na“, meinte sie dann, „um daran noch Gefallen zu finden, ist sie wohl schon zu groß.“

„Es scheint doch, nein“, entgegnete ich. Obwohl ich noch größer war, ertappte ich mich, nebenbei gesagt, gerade selbst auf einer flüchtigen Neigung, um alter Jugenderinnerungen willen, zu der braunen Masse. — „Sieh, dort steht sie und ist davon, soviel auf ihr Teil kommt.“ Ich wies auf eine in der Mitte der Straße stehende Kindergruppe; ihr Zentrum bildete ein halbwüchsiger Junge, der offenbar ein Kapital von mehreren Groschen in Datteln angelegt hatte. In der Hand hielt er eine riesige, damit angefüllte Tüte aus gelbem Strohpapier und ließ ihren Inhalt in gönnerhafter Weise den ihn umringenden, ihn mit unaufhörlichen Rufen: „Mir oof, Gusch, mir oof!“ bestürmenden Gefährten zukommen. Er bevorzugte hierbei besonders ein feingliedriges, in seinem sauberen rot und weiß gestreiften Schürzchen sehr hübsch dreinschauendes Kind mit herrlichen, langherabhängenden, blonden Flechten, — Anna Janzen.

Meine Mutter hielt die Vornette vor die etwas kurzfristigen Augen. „Nichtig! — Was ist das Mädchen gewachsen! — Anna, komm' mal her, und sag guten Tag!“ rief sie hinüber. Drei bis vier Kinderköpfe, deren Besitzerinnen wohl insgesamt diesen nicht gerade seltenen Namen führten, schauten sich um, um sich dann, mit Ausnahme des einen, richtigen, beim Anblick der ihnen völlig Fremden schleunigst wieder abzuwenden. Das angerufene Kind kam hierauf zu uns, langsam wie die teure Zeit, und von der Begegnung augenscheinlich sehr mächtig erbaut. Als sie jetzt vor uns stand, sahen wir von neuem, wie wunderhübsch Papas kleines Bündel mit den himmelblauen Augen, dem feinen Munde mit

den blaßroten Lippen zu werden versprach. Von dem zierlichen Geschöpf ging ein unbeschreiblicher Liebreiz aus, wenngleich das zarte Gesichtchen augenblicklich durchaus keinen freundlichen Ausdruck trug und sich darin, neben der jenem Alter eigenen Blödigkeit unverkennbar der Wunsch nach dem Ende der lästigen Unterbrechung ausdrückte. Wir störten sie gewaltig, und sie wurde auch nicht viel liebenswürdiger, als Mama mit den Worten: „Nun, Kind, kennst du uns denn noch? — Sieh, das haben wir dir mitgebracht!“ ihr den für sie bestimmten Kuchen hinhielt.

Sie war allerdings so herablassend, ihn mit einem gemurmelt: „Gewiß, Frau Rat, danke vielmals!“ anzunehmen. Weitere Fragen nach ihrer Schule und dergleichen beantwortete sie indes in so wenig entgegenkommender Weise, daß meine Mutter endlich, als sie auf die Erkundigung, ob Betty zu Hause sei, ein lakonisches: „Ja!“ empfing, gütig sagte: „So, Kleine, nun lauf nur wieder zu deinen Spielgefährten.“

Anna ließ sich das nicht zweimal sagen und machte eifertig ihren abschiednehmenden Schulmädchenknix. Der denselben begleitende, lachende Seitenblick war schon dem von uns so verhätschelten, zutraulichen Kinde von ehedem eigen gewesen. Einen Augenblick unterlag ich wieder dem von dem Dingelchen ausgehenden Liebreiz und blickte ihr lächelnd nach. „Sie ist so niedlich wie sie unhöflich ist!“ sagte ich dann.

Mama gab keine Antwort; ihr schien das kleine Mädchen direkt mißfallen zu haben. Auf ihrer Stirn lag eine leichte Wolke, wie ich zu meinem Erstaunen wahrnahm, als wir beim Licht der uns von Betty entgegengehaltenen Lampe die steilen, dunklen Treppen zur Jangenschen Wohnung emporkletterten.

Oben in der kleinen Etage war es wie immer sehr traulich und nett. Der inzwischen durch einen zweiten Schlaganfall fast vollständig gelähmte alte Janggen saß an seinem gewohnten Platz am Fenster und nickte uns, als er uns endlich erkannte — sein Verstand, vor allem sein Gedächtnis, hatte gelitten — freundlich zu. Das Stübchen selbst glich, wie wir immer behaupteten, vollkommen unserem ehemaligen Kinderzimmer. Betty hatte auf

eine dahinzielende Bemerkung einst auch zugegeben, es sei ihr Bemühen gewesen, mit den ihr von Mama nach und nach geschenkten Sachen etwas, jenem just nicht fürstlich eleganten Gemach möglichst Ähnliches herzustellen. — „Wenn ich mit all mein Arbeit fertig bin un setz' mich dann mit mein Nähkram an das ander Fenster“ — sie wies dabei auf ihren, dem des Vaters gegenüberliegenden Platz — „dann mein ich manchmal, ich bin noch bei Frau Rat, un sitz' nachmittags un paß auf die Rimmers un näh! Ach, wie einmal schön war das doch!“ . . .

Soviele hübsche Blumen aber, wie Betty sie besaß und größtenteils aus ihr früher von Edgar geschenkten Ablegern gezogen hatte, hatten wir unruhiges Volk nie unser Eigen genannt. Die bunten Primeln auf den Fensterbrettern, die hellbrennende Lampe, die Betty in Anbetracht der in der engen Gasse früh hereinbrechenden Dämmerung vorsorglich auf den mit einer weißen Serviette bedeckten Tisch stellte, die blankgebohten, mit verschoffenem, braunem Nips bezogenen Möbel, alles hatte etwas höchst Anheimelndes. Und wie Betty nun mit dem goldgeränderten, weißporzellanenen Kaffeefervice, das wir Kinder ihr zum Abschied gestiftet hatten, erschien und fragte, ob sie Frau Rat und Cissy — sie hatte zuerst einen von mir sofort vereitelten Versuch gemacht, mich mit „Fräulein“ anzureden — eine Tasse Kaffee anbieten dürfte, da wurde es wirklich urgemütlich. Als sie dann eine Schüssel mit den kleinen Theekringeln, deren Anfertigung zu Augustens stillem Ärger ihre unerreichte Spezialität war, vor uns stellte, da gebot ich meiner Bewunderung nicht länger Schweigen und rief: „Weißt du, Betty, es ist zu süß bei dir. Hier möchte man ja immer hausen.“

Über das magere Antlitz des Mädchens glitt ein geschmeicheltes Lächeln. Sie schenkte vorsichtig Mamas und meine Tasse voll und versetzte dann bedächtig: „Zimmer würd' es Fräulein woll nich gefallen — wollt' ich sagen, würd' es dich woll nich gefallen, Cissy.“

„Benigstens hier oben unbedingt bedeutend besser, als unten auf der kalten, windigen Straße. Ich begreife nicht, daß Anna nicht lieber bei dir ist als dort bei den wilden Rangen. Nein, was machen sie für einen

Lärm!“ — Es mußte draußen ein sehr lautes Spiel organisiert sein, das Toben und Rufen drang deutlich zu uns herauf; besonders häufig erschallte der Ruf nach „Anna Janßen“. Sie schien die Seele der geräuschvollen Veranstaltung zu sein.

Betty's Gesicht wurde noch sorgenvoller als gewöhnlich. Dann sagte sie entschuldigend: „Sie is man noch 'n Kind, Cissyhen, un Jugend will 'n bißchen austoben. Vater un ich sind alte Leute —“

„Wie alt sind Sie eigentlich, Betty?“ warf Mama scherzend ein. „Doch immer noch ein gutes Teil unter vierzig, nicht wahr? So sehr bejahrt ist das eigentlich noch nicht. Andererseits aber dürfte doch auch das Kind Ihnen nachgerade ein wenig zur Hand gehen. Groß genug ist es dafür.“

„Das thut Anna auch, Frau Rat, das thut sie auch,“ versetzte die andere eifrig, „sie is 'n ganz tüchtige kleine Deern. Im Haus hilft sie mich ganz gehörig. Un mehr soll sie noch nicht thun; ich möcht' sie eigentlich noch nich mitverdienen lassen; Zeitungen austragen un sowas könnt sie jawoll ganz gut. Da müßt' sie aber in jedes Wetter los, un ich denf' denn immer an ihren Vater mit sein schwache Brust. Es geht ja so auch. Aber was sie selbst gern möcht' — wenn Frau Rat un Fräulein Lottie erlauben — sie weiß ganz gut mit das Namenstücken umzugehen, wenn sie da vielleicht bei die Sachen für Fräulein Lottie 'n bißchen helfen könnt' — so bei die Küchenwäsche, wo es nich so furchtbar darauf ankommt.“ —

„Ganz gewiß!“ erwiderte Mama rasch, „Lottie ist sicher damit einverstanden. Dann wird Anna wenigstens solange nicht ganz soviel auf der Straße sein können. Ich fürchte, ich fürchte, Gutes lernt sie dort nicht.“

Betty zuckte mutlos die Achseln. „Was soll ich bloß machen, Frau Rat? — Immer hier in Stube sitzen kann sie auch nich. Un ich komm ja jetzt kaum noch vor die Thür, ich kann ja ihn“ — sie wies mit den Augen auf den still vor sich hindämmern den Alten — „kein Augenblick mehr allein lassen. Neulich, als ich 'mal sehen wollt', was sie angab, un 'runter nach die Vorseten gegangen bin, da is er mich in die Zeit vom Stuhl gefallen un

konnt' nich wieder auf. Na, wie sie da nach Hause kam, da that es ihr gräßlich leid, un 'n paar Tage blieb sie mehr bei uns. Aber nu is es längst wieder die alte Geschichte. Wo is sie denn jetzt eigentlich?“ unterbrach sie sich unruhig. Es war draußen völlig still geworden.

Sie trat ans Fenster und spähte hinaus. Im nächsten Moment riß sie den einen Flügel auf und rief streng hinunter: „Anna, gleich kommst du 'rauf!“

Ich war ihr neugierig gefolgt und sah über ihre Schulter hinweg auf die Gasse. Die Angerufene stand mit dem großen Knaben von vorhin allein ziemlich in der Mitte des schmalen Fahrweges. Er schien noch irgend eine von dem Kinde heißbegehrte Spielerei oder Näscherei gekauft zu haben, die er neckend aus dem Bereich der kleinen, verlangenden Hände hoch in der Luft hielt, während sie augenscheinlich mit all den Überredungskünsten, die einst die Menschheit um das Paradies brachten, nach dem Besitz des Versagten trachtete. Die graue, harte Dämmerung des allmählich herabsinkenden Aprilabends ließ beiden Kindergesichtern etwas Fables, Unjugendliches und ließ gleichzeitig im Anblick des Mädchens einen häßlichen, begehrlichen Zug, in dem des Knaben aber etwas mir ganz Fremdes, Brutal-Überlegenes scharf hervortreten. Das ganze Bild machte einen höchst unangenehmen Eindruck.

Auf den Anruf hin schaute das Kind empor. „Ich komm schon!“ gab es kurz zurück, ohne indes Anstalten zu machen, dem Wort die That folgen zu lassen.

Betty blickte ratlos drein. Meine Mutter legte begütigend die Hand auf ihren Arm. „Ich schicke Ihnen Ihre Richte gleich herauf, wenn wir jetzt fortgehen. Mich dünkt aber, Sie haben dadurch, daß Sie sie von uns fernhielten, nicht viel erreicht. Was Sie verhüten wollten, ist ja eher schlimmer geworden.“

„Was hätt' ich thun sollen, Frau Rat?“ fragte sie traurig. „So durst' ich es auch nicht weitergehen lassen.“

„Ich weiß ja, Sie wollten das Beste. Beruhigen Sie sich. — Nun aber erst einmal zu unseren Arbeiten.“ Und sie gab Betty

rasch Anweisungen für die bereits vorausgeschickten Wäschepackete.

Dann nahmen wir von ihr Abschied und kletterten die enge, steile Treppe, deren Atmosphäre mit einem widerlichen Gemisch von Küchendünsten aus sämtlichen Wohnungen erfüllt war, herab. Wir atmeten leichter, als uns die im übrigen auch nicht eben balsamische Luft der Straße wieder umfing.

Die ganze Kindergruppe hatte sich abermals zusammengefunden; Anna stand mitten dazwischen. Ein großes, rothaariges Mädchen machte sie auf uns aufmerksam, worauf sie schnell auf uns zukam und mit verlegener Höflichkeit ein „Adieu“ hervorbrachte.

Mama ergriff die noch nicht allzusehr verarbeitete Kinderhand und hielt sie einen Augenblick fest. „Du sollst doch nach Hause kommen, Anna!“ sagte sie mahnend.

„Ich geh' auch gleich, Frau Rat, ich sag' bloß noch den anderen was!“ war die hastige Entgegnung des Kindes, das sich hierauf schleunigst zu seinen Gefährten zurückbegab.

Raum hatten auch wir uns nunmehr ein Stückchen Weges entfernt, als die ganze Schar, die sich bis dahin leidlich ruhig verhalten hatte, von neuem in lärmendes Rufen und Schreien ausbrach.

„Vorwärts, vorwärts, Cissy!“ trieb Mama mich ärgerlich an. „Der Spektakel ist nicht auszuhalten. Was sagen sie da?“ — Sie verlangsamte ihren Schritt und wandte lauschend den Kopf.

Es war zufällig gerade verhältnismäßig still auf der Straße, so daß wir deutlich den höhnenenden Ruf der großen Rothaarigen vernahmen. „Na, Anna, geh' man hin zu dein — Tante, oder was sie sonst is!“

„Ich hab' woll noch 'n bißchen Zeit; da komm' ich noch früh genug!“ — Das war Annas Stimme.

„Natürlich, meinst Annas — Tante hat sich nich amesiert wie sie jung war?“ warf eine Dritte ein.

„Ganz gewiß. Const braucht' sie heut nich auf so'n Strömer wie Anna zu passen.“

Nun ergriff Anna wieder das Wort. „Ach was, wer woll mehr strömert von uns beiden, Etine Sievers, du oder ich? — Aber

alles, was wahr is — das alte Numtakeln is gräßlich. Immerzu un immerzu will sie, ich soll nach oben. Grad' solche, die haben sich nachher immer am dollsten.“

Meine Mutter war wie der Blitz umgekehrt und stand plötzlich wieder vor den verblühten Kindern. Zum erstenmal in meinem Leben sah ich die Augen der sonst so sanften Frau in heftigem Zorn aufblitzen. „Du gehst in dieser Minute nach Hause, Anna Janzen,“ sagte sie in einem Ton, der mir aus meiner Kindheit wohlbekannt war und dessen ruhige Bestimmtheit jeden Gedanken an Widerstand von vornherein ausschloß.

Auch diesmal verfehlte er seine Wirkung nicht. Anna war feuerrot geworden und schickte sich wortlos zum Gehen an, während der übrige Schwarm nach allen Seiten auseinanderstob. Im nächsten Augenblick war die ganze nichtsnutzige kleine Bande spurlos verschwunden.

Mama blieb stehen, bis das Kind die Thür des Hauses hinter sich geschlossen hatte. „So, nun fort!“ sagte sie kurz; sie war furchtbar verstimmt. So sehr, daß sie hierauf gänzlich verstummte und erst wieder zu reden begann, als wir schon längst im Wagen saßen und an der im letzten Abendstimmer liegenden Elbe vorbei durch das kaleidoskopartig bunte Getriebe des Hafens nach Hause rollten.

„Das war sehr häßlich,“ bemerkte sie endlich, halb für sich.

Mir war in meiner siebzehnjährigen Einsalt der ganze Vorgang nicht recht klar geworden. „Sie ist fürchterlich ungezogen geworden, unsere süße, kleine Anna, und frech, und undankbar obendrein,“ meinte ich.

„Arme Betty!“ seufzte Mama.

„Aber schließlich ist sie doch eben noch ein unerfahrenes Kind,“ sagte ich entschuldigend, „wenn sie erst verständiger ist, sieht sie wohl selbst ein, wieviel sie ihrer, einstweilen allerdings nicht gerade abgöttisch verehrten Tante dankt.“

„Es hat nicht den Anschein, als werde sie sehr leicht zu dieser Erkenntnis gelangen,“ antwortete Mama ernst — „ein Mädchen mit schlechten Anlagen in schlechter Umgebung“ — sie brach ab und fuhr nach einer Weile fort: „Ich sehe böse Stunden für die Zukunft vor-

aus. Das ist der Dank dafür, daß Betty dem Kinde ihres Bruders ihre ganze Jugend geopfert hat.“

* * *

Mit der Zeit verloren wir dann unsere frühere kleine Gefährtin noch mehr aus dem Gesicht. — Klaus, der Vielgetreue, entschloß sich, nachdem er sich bei seiner alten Flamme Betty einen abermaligen Korb geholt hatte, faute de mieux, Auguste seine Hand und einen hübschen, von einem Bruder geerbten Hof in der holsteinischen Marsch zu bieten. Und die Brave, die auf diesen Moment seit etwa zehn Jahren gewartet hatte, war weniger spröde als die von ihm zuerst Umworbene. Nach einem kurzen Braustand zogen die beiden, die nach Edgars Behauptung zusammen hundert Jahre zählten, in die grünen Triften des meerumschlungenen Holsteins. Mit ihnen schwand für uns ein großes Stück Erinnerung an die goldne Kindheit, vor allem aber auch ein Teil der Bande, die Betty noch mit unserem Hause verknüpften. Hatten wir selbst auch nicht oft zu ihr gedurft, so gingen doch bis dahin Klaus oder Auguste fast allwöchentlich zu ihrem ehemaligen „Nebenmädchen“, wie man bei uns sagt, und hielten uns dann über die Vorgänge im Jantzenschen Familienkreis auf dem Laufenden.

Nun war das aus, und von der sehr still und einsilbig gewordenen Betty selbst, die fortfuhr wie bisher bei uns zur Aushilfe zu erscheinen, erfuhren wir recht wenig. Von dem ehemals immer fröhlichen Mädchen war kein Zug mehr in der sorgengebrückten, schweigsamen Arbeiterin zu erkennen. Nur die peinliche Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihr Tagewerk vollbrachte, war die gleiche geblieben. Fragte man sie, ob ihr etwas fehle, so gab sie kurzen Bescheid — sie gräme sich über die zunehmende Schwäche ihres Vaters. Von Anna sprach sie nur, wenn man sich direkt nach ihr erkundigte, und dann mit möglichst wenig Worten.

Sie hätte diesmal übrigens von Herzen gern zu Klaus' Antrage „Ja“ gesagt. Der Freier hatte nicht verfehlt, hervorzuheben, er sei in seiner nunmehr noch günstigeren Lage womöglich noch bereiter als das erste Mal, die Sorge für ihre Schutzbefohlenen zu über-

nehmen. Er hatte das mit einer Zartheit, die man bei dem derben, vierschrotigen Menschen kaum gesucht hätte, vorgebracht. Seine ganze Art, besonders aber die aus jedem seiner Worte sprechende schlichte Treue und Zuneigung hatten auf die unter des Tages Last und Hitze fast Zusammenbrechende einen großen Eindruck gemacht. Aber sie wußte, Anna wäre ihr unter keiner Bedingung aufs Land gefolgt, und ihre Nichte ohne ihre Aufsicht in der Stadt bei den anderen Verwandten zurückzulassen — daran dachte Betty nicht. „Deswegen hat sie sich gewollt, bloß deswegen. Es ist schrecklich, wie das Gör ihr unter hat,“ erklärte Elise, unser jetziges Hausmädchen und Betty's Freundin, die dies alles mit gewaltiger Mühe aus der sehr Zurückhaltenden herausgefragt hatte.

Ja, sobald das Kind ins Spiel kam, traten bei Betty alle anderen Erwägungen in den Hintergrund. Das erfuhr auch Mama, als sie bald nach der oben geschilderten Begegnung eine sehr ernsthaftige Rücksprache mit ihr der Kleinen wegen hatte. Das Mädchen hatte die fertigen Stückerien abgeliefert und wollte sich wieder entfernen; Mama rief sie jedoch noch einmal zurück und begann in ihrem entschiedensten Ton: „Das geht aber so nicht weiter, Betty, Sie müssen Anna über ihre Herkunft aufklären. Wissen Sie, wofür das Kind Sie hält?“

Betty war abwechselnd rot und blaß geworden. Sie antwortete nicht gleich, endlich sagte sie leise: „Das weiß ich schon lange, Frau Rat.“

„Und was gedenken Sie dabei zu thun?“

Wie immer zuckte sie ergebungsvoll die Achseln. „Gar nichts, Frau Rat. Was kann ich dabei thun?“

„Aber Betty! Sie sehen doch, auf diese Weise hat das Kind vor Ihnen keinen rechten Respekt“ —

Zum erstenmal in ihrem Leben fiel Betty ihrer früheren Herrin ins Wort. — „Kein rechten Respekt? Das kann wohl sein; Frau Rat haben wohl recht. Aber lieber hat sie mir auch so. Sie ist doch 'n klein gutmütiges Gör, un manchmal seh ich's, wenn sie mich 'n paßige Antwort gegeben hat, denn dauert sie das nachher, un denn dauere ich

sie überhaupt, un sie schimpft sich selbst aus, un sagt sich, das hätt'st nich sagen dürfen, der hätt'st das nich sagen dürfen. Un denn sieht sie zu, daß sie mich irgend was zu Liebe thun kann. So was is gerade bei'n Kind wie Anna besser wie aller Respekt; sonst könnt' ich noch weniger mit ihr ausrichten. Nee, einstweilen möcht' ich's so gut sein lassen."

"Ist es Ihnen denn nicht unangenehm, daß die Kleine so etwas von Ihnen denkt?"

Sie schwieg abermals einen Moment. „Gewiß is es das!“ sagte sie dann mit erstüchter Stimme. „Aber was kommt es darauf viel noch an? Erst 'mal das Kind groß haben. Das Weitere find't sich!“

„Ich bewundere Sie!“ rief Mama staunend. „Solcher Selbstverleugnung wären die wenigsten fähig. Aber wenn Anna konfirmiert wird, muß sie ja doch die Wahrheit erfahren.“

Diese Idee gereichte Mama entschieden zu größerer Genugthuung, als es bei Betty selbst der Fall war. In ihrer gewohnten, bedrückten Art versetzte sie: „Ja, dann is sie ja erwachsen, dann muß das woll sein. Aber ich hab' ordentlich Angst davor.“

„Angst davor, daß das Kind erfährt, wie bewunderungswürdig Sie an ihm gehandelt haben? — Das ist nicht Ihr Ernst!“

„Ich weiß nich,“ erwiderte die Gelobte verlegen. Dann setzte sie sichtlich erleichtert hinzu: „'n paar Jahr is es ja doch noch hin. Un so lange, meinen Frau Rat doch auch, kann alles bleiben wie es is?“

„Ich meine gar nichts, Betty,“ erklärte Mama mit großem Nachdruck und fast mit denselben Worten, die Betty's Schwester Doris vor Jahren in ähnlicher Lage gebraucht hatte, „ich würde mir nicht erlauben, jemand, der seine Pflichten so hoch und selbstlos auffaßt wie Sie, in solchen Sachen einen Rat zu erteilen. Handeln Sie, wie Ihr Gefühl es Ihnen eingiebt, einen besseren Ratgeber können Sie nicht finden.“ —

Dabei blieb es. Anna Janzen verbrachte auch ihre letzten Kindheitsjahre in vollster Freiheit, sich ihr Verwandtschaftsverhältnis zu ihr, die ihr in des Wortes wahrstem Sinne die Mutter ersetzt hatte, auszumalen, wie es ihr beliebte.

* * *

Dann kam der Tag, an dem sie die Wahrheit erfuhr.

An einem Frühherbstnachmittag war's. Fast drei weitere Jahre waren verstrichen, ich hatte inzwischen den elterlichen Herd mit dem eigenen vertauscht und weilte jetzt zum erstenmal als jungverheiratete Frau wieder unter dem väterlichen Dach. Es war mir anfangs sehr drollig, dort, wo ich bisher den Platz einer recht nebensächlichen Person eingenommen hatte, nunmehr die Rolle des geschätzten Gastes zu spielen. Nach einigen Tagen hörte das indes von selbst wieder auf, und ich fand mich alsbald ganz und gar in meine alten Gewohnheiten hinein. Nur die größere Besessenheit, mit der die Eltern allerhand für meine Unterhaltung erfannen, erinnerte mich noch daran, daß meine wirkliche Heimat jetzt fast um die Länge des deutschen Reiches entfernt lag.

Für den in Frage stehenden Tag war abends der Besuch eines Konzerts geplant. Nach Tisch aber erklärte mein Vater, er könne uns nicht begleiten. „Ich hatte vergessen, daß ich heut Abend um acht Uhr noch eine Konferenz habe,“ fügte er hinzu.

Sofort verzichteten auch wir auf den projektierten Kunstgenuß; hierauf fragte Mama weiter: „So spät noch eine Konsultation?“

„Nein, es handelt sich um Vormundschaftsachen, um euren alten Schützling Anna Janzen. Sie wird Ostern konfirmiert, und Betty kommt heut her, um sich wegen der späteren Berufswahl des Mädchens mit mir zu besprechen.“

„Was ist da viel zu besprechen?“ meinte Mama, „besondere Anlagen, etwa zum Schneidern oder Putzmachen — von anderen Sachen kann ja bei dem kleinen Faulpelz überhaupt keine Rede sein — hat sie nie gezeigt. Bleibt also nur eine möglichst gute Stelle als Dienstmädchen, wo sie nach Kräften angelernt wird.“

„Wie ist sie geworden?“ fragte ich neugierig.

„Nun, nicht übertrieben angenehm. Sie soll einen sehr starken eigenen Willen besitzen, ich glaube, Betty hat keine glänzenden Tage mit ihr verlebt. Und darum wäre es gut für beide Teile, sie wäre bald zweckmäßig unter-

gebracht. Der alte Janzen ist vor einem Vierteljahr gestorben; wenn Anna auf eignen Füßen steht, kann Betty wieder anfangen, ein wenig für sich selbst zu leben, endlich, nach beinaß zwölf Jahren. Sie könnte entweder von neuem eine Stelle annehmen oder wenn sie dafür allgemach zu selbständig geworden ist, sich jedenfalls ihre Existenz mehr nach ihrem Behagen einrichten, als jetzt, wo sie für das große Ding mitarbeiten muß."

"Das 'große Ding' ist alles in allem noch keine fünfzehn Jahre alt," sagte ich nachdenklich, "und soll nun schon für seinen Lebensunterhalt ganz auf sich selbst angewiesen sein?"

"Ja, Kind, das ist nun einmal nicht anders, und du und ich, wir werden darin keinen Wandel schaffen. Soll sie müßig gehen, während ihre Tante, die sie ohnehin länger als bei ihresgleichen Sitte ist, zu Hause behielt, sich weiter für sie ganz von Kräften müht? — Sie hätte schon voriges Jahr eingesehnet werden können. Und wenn sie nun erst noch etwas lernen sollte, so müßte sie von jetzt an ebenso angestrengt, ja vielleicht noch angestrongter arbeiten, als sie es als Dienstmädchen thun wird. Nur mit dem Unterschied, daß sie so für ihre Mühwaltungen einen Entgelt bekommt, was bekanntlich bei einem Lehrmädchen nicht der Fall ist."

"Dafür lernt sie dann aber auch etwas!"

"Sie kann auch als Dienstmädchen genug lernen, und gerade das, was sie später im Leben brauchen wird," entgegnete Mama ruhig. "Vielleicht sind meine Ansichten altmodisch — aber ich bin derselben Meinung wie Annas Großvater, der bekanntlich mit Extrabildungsgelüsten der Seinen durchaus nicht sympathisierte. Nebenbei hegt das Mädchen selbst solche Gelüste nicht im mindesten."

"Was möchte sie denn werden?"

Mama suchte die Achseln. "Darüber habe ich eigentlich selten was gehört. Ich vermute, sie ist mit Betty's Plänen für ihre Zukunft einverstanden. Denn sie mag sonst sein wie sie will, ich glaube, darüber denkt sie recht vernünftig. Hätte sie sich in der Hinsicht widerspenstig gezeigt, so würde Betty das wohl gelegentlich erwähnt haben."

"Und wie hat sie sich äußerlich entwickelt?"

"Wunderhübsch. Sie ist das getreue Ebenbild ihrer Mutter, wenn du dich derer noch erinnerst — nur noch viel zarter und feiner. In einigen Jahren wird sie eine Schönheit sein. Und gerade darum ist es unbedingt notwendig, daß sie in gute Hände, unter gewissenhafte Aufsicht kommt. Wenn es nicht anders geht, wäre ich selbst bereit — wer ist da? Herein!" — unterbrach sie sich, durch ein leises Klopfen an der Thür dazu veranlaßt — "nun, Betty, so früh schon? Was giebt's? Wir sprachen gerade von Ihnen," und als Betty nunmehr, wie der Wolf in der Fabel, eintrat — "aber um Gotteswillen, wie sehen Sie aus? — Ist Ihnen etwas passiert?"

Der Ausruf war vollauf berechtigt. Ich würde übrigens in der hageren, nach Worten ringenden, vergrämten Frau vor uns weder die Betty von einst, noch die rüstige, thatkräftige Arbeiterin späterer Tage erkannt haben. Die Trauerkleidung, die sie um ihren Vater trug, ließ ihre Totenblässe, ihre rotgeweinten Augen scharf hervortreten, während in ihrer ganzen, gebrochenen Haltung etwas so Mitleidertweckendes lag, daß mein Vater und ich, vom selben Impulse beseelt, ihr gleichzeitig je einen Stuhl hinschoben.

"Einen braucht sie nur," sagte Papa in absichtlich leichtem Ton, "sehen Sie sich, Betty; so ist's recht. — Wollen Sie Annas Papiere haben, um sie zur Konfirmation anzumelden? Ich habe alles schon bereit gelegt. Zu welchem Prediger wollen Sie denn mit ihr gehen?"

Sie hatte sich ein wenig gefaßt. "Ich möcht' ihr in die St. Michaeliskirche konfirmieren lassen," antwortete sie leise.

"Das läßt sich auch sehr gut einrichten. Und haben Sie mit Anna besprochen, was sie werden soll? Es bleibt wohl beim Dienstmädchen?"

Betty setzte zweimal zum Reden an, ehe sie einen Laut hervorbrachte. "Deshalb wollt' ich gerade mit Herrn Rat sprechen, und deshalb komm ich so früh. Ich hatt' kein Ruhe mehr zu Haus. Ich hab' ein Streit mit Anna gehabt."

„Na, darum brauchen Sie sich doch nicht so aufzuregen, das ist doch schon öfter vorgekommen,“ tröstete Mama.

„Aber nicht so schlimm wie diesmal. Andere Leute haben ihr woll aufgeheßt. Sie will nicht dienen.“

„So, was will sie denn?“

„Sie meint' erst, sie wollt' Ladenmamsell werden oder in 'ne Fabrik arbeiten, weil sie dann wenigstens die Abende frei hat.“ Die Sprecherin erhob sich im Eifer der Rede, rascher und rascher kamen ihre Worte. „Herr Nat, das soll sie gerade nicht. — Un da, wie ich ihr sagte: als Ladenmamsell nehmen sie dir garnich, da bist du noch zu jung zu, Rinner's können sie dazu nicht gebrauchen — un für 'n Fabrik bist du nicht kräftig genug, da bist du gleich zu Schanden gerackert — da lacht' sie un meint — ,na, denn geh' ich in 'n Bierlokal als Kellnerin, da bin ich nicht zu jung un nicht zu schwach. Da nehmen sie mir jeden Tag, gerade, weil ich jung un hübsch bin; Alte taugen dafür überhaupt nicht. Un eigentlich paßt mich das auch am besten; nachher geh' ich hin un mach' das fest. Ich hab' schon mit zwei Wirten gesprochen, wer am meisten giebt, der kriegt mich.“ — Herr Nat, es war, als ob ich ihr Mutter da stehen sah. Grab' so hat sie gelacht, un grab' so hochig sich hingepflanzt, wenn sie ihren Willen durchsetzen wollte. Un wenn ich daran dacht', was da das Ende gewesen ist — — ,Anna', sag' ich, ,Anna, das kannst du garnich so ohne weiteres. Ich kenn' das mit die Gesetzen nicht so, aber ich hab' immer gehört, so'n Platz darf 'ne Unmündige nicht ohne Einwilligung von ihr Verwandten annehmen. Un ich erlaub' es nicht, nie un nimmer.“

Sie stampfte mit beide Füße auf — wie Alma früher, wie Alma! ,Du hast mir garnich zu sagen,‘ schrie sie, ,du bist nicht mein Mutter. Daß man 'ne Tante so gehorchen muß, hab' ich nie gehört.“

Nu war auch ich nicht mehr ruhig; man is doch auch man 'n Mensch. ,So?' sag' ich, ,das kommt da auf an, wie so 'ne Tante gewesen is. Ich hab' dich das nie vorgehalten, aber ich mein', ich hätt' an dich mein' Schuldigkeit gethan.“

Sie war ganz weiß geworden, nur ihre Augen, die glühten man so. ,Dein' Schuldigkeit? Weißt, was alle Welt sagt? — Es war man deine Schuldigkeit, du bist mein' Mutter. — Un wenn das wahr is, denn laß ich mir erst recht nix befehlen, un will dir man eins sagen. So eine hat garnich das Recht, so'n Gehab' un Gethu' zu machen. Hast du dein Leben genossen, will ich es auch thun.“

Ich wußt' ja, daß sie sich das immer eingebildet hatte, aber ihre gräßliche Manier, wie sie das sagte, ihre bösen Augen — das alles machte mir ganz dumm. Un wenn ich dacht', wie ich mein Leben genossen hatt', mit Arbeit von morgens Kloß bis bet avends Kloß elben — ich wüßt' nicht, wat ich seggen schall.“ — Sie war in der Erregung in ihr gewohntes Plattdeutsch zurückgefallen, fuhr aber dann nach einer Pause wieder auf Hochdeutsch fort: „Na, zu 'n Schluß sagt' ich: Anna, du weißt ganz genau, daß das gelogen is. Ich hab' nie ein Kind gehabt.“

„So — un Janzen heiß' ich. Wem sein Kind bin ich denn?“

Mein Bruder seins.

O Gott, wie hat sie mir angefuckt. Dann dreht' sie sich kurz um. ,Das glaub', wer will. Du hast man einen Bruder, Dankel Fritz, un der lebt lang in Amerika, seine Frau is tot, Kinder hat er nicht. Wenn ich nu wirklich sein Kind wär' — vielleicht nicht von sein' Frau — warum hätt' er denn mir nicht voriges Jahr nach New-York kommen lassen, statt Tante Doris' ihr Älteste? — Unter Mächten sucht man sich doch nur eine aus, wenn man keine Kinder hat. — Andere Brüder habt ihr nicht. Un wenn da wirklich noch ein wär' oder gewesen wär' — warum hast du mir nie was von ihm erzählt oder von mein Mutter? Un wenn sie beide tot, warum hast du mir nie ihre Gräber gezeigt? Einfach nicht wahr! — Un so'n Gestunker kann ich nicht vertragen.“

Damit war sie raus un hatt' die Thür hinter sich zugeschmissen. Ich war so kaput un so alle, daß ich mich erst garnich rühren konnt'. Frau Nat hatten mich es ja immer gesagt, daß es 'mal so kommen würde, aber“ — sie verstummte und startete vor sich hin.

Wir liehen unserer Empörung über das herzlose Geschöpf berebten Ausdruck. „Von Rechtswegen sollten Sie ihr einfach die Thür weisen,“ rief Mama erbittert.

Betty schüttelte den Kopf. „Da kann keine Rede von sein; das wissen Frau Rat auch. Aber was thut man nun?“ — Sie versank wieder in Schweigen.

„Haben Sie das Kind wirklich weggehen lassen, ohne ihm die Wahrheit zu sagen, ohne ihm jenen Glauben ein für allemal zu nehmen?“ fragte Mama ungläubig.

„Ich konnt' nich anders, Frau Rat, bei Gott im Himmel, ich konnt' nich anders,“ erwiderte das gequälte Mädchen tonlos. „Ihr sagen, dein Vater hat dein' Mutter todestochen un is dann im Zuchthaus gestorben, das wär' schon immer fürchterlich gewesen. Nu aber — nach so'n Zank, wo sie ein' so gräßlich weh gethan hat — dann damit 'rauskommen, das hätt' ja ausgesehen, als ob ich mir dafür rächen wollt'. Ne, das konnt' ich nich!“

„Aber ich kann es,“ sagte mein Vater ernst, „und ich werde es, heute noch. Auch Milde und Duldung haben ihre Grenze. Daß Sie für alle Ihre Opfer solche Behandlung erdulden müssen, ist einfach himmelschreiend. — Außerdem aber ist das Mädchen berechtigt, zu erfahren, wer ihre Eltern waren. Sie ist alt genug, um zu wissen, daß es nicht ihr zusteht, jene ob ihres Fehlens zu verurteilen; gleichzeitig jedoch muß und wird sie erkennen, wie gut es der Himmel mit ihr meinte, als er sie in Ihre Obhut gab. Sie soll jetzt hierher, Elise mag sie holen. Wenn sie mit der Pferdebahn fährt, ist sie spätestens in einer Stunde hier. Wo findet man sie denn übrigens?“

„Ich denke, zu Haus!“ meinte Betty klommen. „Sie war ja weggelaufen, aber ich kenn' ihr, nu hat sie Neue un sitzt woll längst wieder da und wartet auf mir. Ach, Herr, sie is gutmütig genug, man bitte nich so streng mit ihr!“

„Ich thue ihr nichts zu Leide,“ antwortete mein Vater mit halbem Lächeln. „Sie werden sich ja selbst davon überzeugen. Oder wollen Sie lieber nicht dabei sein, wenn wir mit ihr reden?“

Die Arme schien unsklüssig. „Ich weiß nich —“

„Sie können sich's ja noch überlegen,“ sagte Papa gütig. „Erst muß sie überhaupt einmal da sein. Cissy, bitte, klinge!; Elise soll Bescheid bekommen.“

Ich wurde der Mühe überhoben, denn fast im selben Moment erschien die Begehrte und meldete: „Draußen ist Anna Janßen und fragt nach ihrer Tante, sie möchte sie gern einen Augenblick sprechen.“

„Gut, führen Sie sie herein; sie kann sie hier sehen.“

Elise entfernte sich wieder. Wir schwiegen alle, dann bemerkte Papa: „Das Gewissen scheint ihr in der That zu schlagen. Ruhig, ruhig!“ — dies zu der zitternden Betty — „ich verspreche Ihnen, nicht hart mit ihr zu verfahren. Und eins muß ich jedenfalls zugestehen — daß das Mädchen jetzt kurzer Hand, auf die Gefahr hin, sich einer scharren Strafpredigt auszusetzen, hinter Ihnen herläuft, doch sicherlich in der Absicht, Ihnen ein gutes Wort zu sagen und Frieden mit Ihnen zu schließen —“

„Sicherlich,“ beteuerte Betty.

„Nun, das spricht unbedingt zu ihren Gunsten und soll ihr unvergessen bleiben.“ —

Die Vielbesprochene trat jetzt ein. Mama hatte nicht übertrieben, Anna Janßen war ein wunderhübsches Mädchen. Selbstverständlich fehlte der hochaufgeschossenen, unfertigen Gestalt noch die Rundung reifer Frauenschönheiten, aber die Linien waren von unendlicher Weichheit und Anmut. Besonders reizend war der Ansaß der Schultern und des Halses, der einen Kopf trug, dessen wundervoller, im Nacken zu einem großen Knoten geschlungener, goldener Haarschmuck die zarten Farben des reinen Gesichts klar hervortreten ließ.

Gekleidet war sie sehr einfach, aber wie von jeher mit einer gewissen Zierlichkeit, die bekundete, daß liebende Hände für alles, von dem schlichten, dunkelblauen Kleide bis zu der schwarzen, mit billigen Lizen besetzten Jade und dem gleichfalls schwarzen, mit einem winzigen Federflügel aufgepuzten Hüßchen sorgten —

Sie fühlte sich unter unserm Blicken augenscheinlich höchst unbehaglich und blick

nach einem schüchternen Gruß erst regungslos stehen, um dann ihrer Tante einige unsichere Schritte entgegen zu thun. Das tiefe Schweigen, dem sie begegnete, sagte ihr, daß wir um alles wußten.

Mein Vater sprach zuerst. „Komm her, Anna,“ sagte er, schroffer glaube ich, als es Betty recht war, „ich habe mit dir zu reden. Du hast heut von deiner Tante Aufschluß über deine Eltern begehrt, nicht wahr?“

„Ja, Herr Rat!“ stieß das Kind — denn das war sie, trotz ihrer stattlichen Länge in ihrer hilflosen Beklommenheit — hervor.

„Über die Art, wie du es gethan hast, sprechen wir nachher. Jetzt sollst du zuerst einmal erfahren, was du wissen willst.“

Er begab sich an seinen Schreibtisch, schloß ein Schubfach auf und entnahm denselben mehrere Scheine, die er vor sich ausbreitete. „Sieh her,“ sagte er dabei und zeigte ihr den Taufschein des Kindes Anna Alma Janzen, Tochter des Wilhelm Janzen und der Alma, geb. Lührs. „Hier ist ferner der Trauschein deiner Eltern,“ fuhr er fort, „und dies“ — er hatte bisher absichtlich völlig geschäftsmäßig gesprochen, nun hielt er aber doch einen Augenblick inne, um zuvor der in ihm aufquellenden, mitleidigen Regung Herr zu werden — „dies sind ihre Totenscheine.“ Er schien erst noch etwas hinzuzufügen zu wollen, unterließ es dann aber und reichte dem Mädchen wortlos das Blatt, auf dem der junge Arzt, der seinerzeit in der „Neuen Bierhalle“ der tödlich Getroffenen seinen Beistand geliehen hatte, das Ableben der Alma Janzen infolge eines Messerstichs ins Herz bestätigte. Hierauf hielt er ihr das große Schriftstück hin, in dem die Verwaltung der Straf- und Korrektionsanstalten den im Zuchthause erfolgten, durch Lungentuberkulose verursachten Tod des Sträflings Wilhelm Janzen kundgab.

Das Kind stieß einen unartikulierten Laut aus und taumelte zurück. Ihre Tante wollte ihr beispringen, mein Vater winkte ihr jedoch mit freundlicher Bestimmtheit ab. „Lassen Sie sie, Betty; wir wollen es so kurz wie möglich machen. Setz' dich Anna und höre zu.“ Einfach und sachlich, gleichzeitig aber

dabei nach Kräften die beiden Unglücklichen, speziell die schöne, unselige Alma schonend, erzählte er nun der mit tiefgesenktem Haupt Dastehenden die Lebensgeschichte ihrer Eltern und schloß mit den Worten: „Ein Kind darf nicht über Vater und Mutter richten. Gedenke ihrer, wenn du betest: ‚Vergieb uns unsere Schuld,‘ vor allem aber, wenn du betest: ‚Führe uns nicht in Versuchung.‘ Denn wir Menschen sind Sünder allzumal, und keiner von uns kann wissen, wie er der Verlockung zum Unrecht, die — wenn auch an jeden auf andere Weise — an alle herantritt, widerstehen würde. Deshalb hat ja der Herr gesagt: ‚Mein ist die Rache,‘ wie Er auch in seiner außerordentlichen Milde verheißen hat, daß über einen bußfertigen Sünder mehr Freude im Himmel sein wird, denn über zehn Gerechte.‘ — Und daneben, freilich ein Menschenwort, das du, mein Kind, noch nicht in seiner ganzen Tiefe begreifen kannst: ‚Alles verstehen, heißt alles verzeihen.‘ Er schwieg einen Augenblick und begann dann von neuem: „Was du aber heut schon verstehen kannst, Anna, das ist Gottes unerschöpfliche Gnade, die dir in deiner Tante einen so vollen Ersatz für das dir Entrissene gab; was du würdigen mußt, das ist die unvergleichliche Selbstlosigkeit und Aufopferung, mit der sie sich der ihr gestellten Aufgabe unterzogen hat. Nie — hörst du? — nie kannst du ihr dafür genügend dankbar sein. Was sie dir gewesen ist, brauche ich nicht auseinanderzusetzen, ich sehe, du fühlst das bereits ohnehin. Und so habe ich nichts mehr hinzuzufügen, als den Wunsch, du mögest dereinst ein ebenso braves Mädchen werden wie sie!“

„O Tante, Tante, verzeih' mir!“ — Sie hatte sich längst schluchzend in Betty's Arme geworfen. Und jene bemühte sich in ihrer grenzenlosen Güte so angelegentlich, das erschütterte junge Wesen mit allerhand geflüsterten Schmeichelworten zu beruhigen, daß sie darüber das ihr gespendete begeisterte Lob nicht im mindesten beachtete.

Papa gab uns einen leisen Wink. „Wir sind hier überflüssig; laßt sie allein.“ — Er öffnete für Mama und mich die ins Nebenzimmer führende Thür. Im Begriff, uns zu folgen, wandte er sich dann nochmals zurück.

„In den nächsten Tagen führen Sie Anna auf den Kirchhof. Sie soll die Ruhestätte ihrer Eltern sehen.“

* * *

Am folgenden Morgen schon sind sie hingegangen. In der Frühe des dultüberhauchten Septembertages traten sie ihre Wanderung durch die langsam erwachende Stadt an, hinaus nach dem Michaelisfriedhof. —

Sie sind schön, die alten, heut größtenteils geschlossnen Kirchhöfe, gleich vor den ehemaligen Thoren der großen Hansestadt. Mit ihren mächtigen Baumgruppen, ihren wohlgepflegten Gräbern, bieten sie das Bild des Raftorts nach dem irdischen Tagewerk, während wie von weither der Lärm des ruhelos vorwärts hastenden Lebens gedämpft zu ihnen hinüberklingt — gleichsam als ein Gruß der Gegenwart an die Vergangenheit.

Der alte Janzen hatte damals die Erlaubnis erlangt, seinen unglücklichen Sohn in aller Stille auf demselben Friedhof zu bestatten, wo vor langen Jahren seine Frau beigeseht worden war, und wo auch die schulbelastete Ursache so vieler Leiden — Alma — ihre Ruhestätte gefunden hatte. — Wilhelm's Grab war dicht an der Mauer des Gottesackers, das seines Opfers einige Reihen weiter entfernt. Selbst wenn es möglich gewesen wäre — es hätte sowohl Betty's als ihres Vaters Gefühl widerstanden, Mann und Frau Seite an Seite zu betten. Was das Leben getrennt hatte, konnte hier der Tod nicht wieder vereinigen.

Aber beide Grabhügel zierten dieselben schlichten Steine, beiden wurde die gleiche treue Sorgfalt zuteil.

Ohne ein Wort zu reden, legten die zwei ihren Weg zurück. Am Ziel angelangt, schmückte Anna erst Almas, dann Wilhelm's Ruhestätte mit Blumen. Vor dem Grabe ihres Vaters verharrete sie hierauf, den blonden Kopf tief geneigt, mit gefalteten Händen längere Zeit in stummer Andacht. Dann wandte sie sich zu ihrer Tante. „Ich mein' fast, ihn müßt' ich erinnern. Auf meine Mutter kann ich mich mit dem besten Willen nicht besinnen —“

„Die hast du auch man sehr selten gesehen,“ warf Betty halblaut ein.

„Aber mein Vater — nach allem, was du mir gestern Abend noch erzählt hast, mein' ich — bei Tante Doris, ehe ich zu dir und Großvater kam —“

Die Andere schüttelte zweifelnd den Kopf. „Möglich is es ja, Kind. Aber ich kann es doch eigentlich nich recht glauben. Du warst noch so schrecklich klein.“

„Einerlei, eins weiß ich; ich hab's nie gefühlt, daß ich keine Eltern hatte. Wie soll ich dir genug danken?“

Betty streichelte ihr die weiche Wange. „Kein' Ursache, mein klein Deern!“ sagte sie wie beschämt. „Un übrigens, wenn ich mich's ordentlich bedenke, müßt' ich ganz stolz drauf sein, daß du gemeint hast, ich wär' dein Mutter. Das zeigt doch, daß du es bei mich nich schlecht gehabt hast.“

„Nicht schlecht! — O Tante, wie undankbar muß ich mich betragen haben, daß du solch Wort nur sagen kannst. Er“ — sie wies auf ihres Vaters Grab — „hat wohl gewußt, was er that, als er mich zu dir schickte! Und hier und heut verspreche ich dir's, daß, komme, was kommen will, ich immer bei dir bleiben werde.“

Betty lächelte leise. „Na, mein Anna, das wollen wir 'mal abwarten. Du bist noch gräßlich jung — wenn du nun älter wirst, un denn —“

„Denn kommt einer, der mir ganz furchtbar gefällt, willst du sagen?“ — Das Mädchen, das so über seine Jahre hinaus ernst gesprochen hatte, wurde für einen Moment wieder zum wichtigthuenden Backfisch. —

„Aber ich glaub“ — in das junge Gesicht trat ein neuer, melancholischer Zug — „das wird nie was für mich sein, nach dem, was ich jetzt weiß, nicht. Ich hab' Angst für mich und Angst vor mir selbst. Ich glaub' überhaupt, ich kann nie wieder so recht von Herzen lustig werden, wenn ich an das denke.“

„Kind, das wär' doch schrecklich!“ rief ihre Tante bestürzt. „Aber du weißt wirklich noch von all sowas nig von. Wart', bis der Nech kommt. Was sollst du anders sein als alle andern?“

„Als alle andern!“ wiederholte Anna. „Sag' mal, Tante, hast du jemals jemand besonders gern gehabt?“

„Ich?“ entgegnete die Gefragte verlegen. „Ich hab' immer soviel zu thun gehabt, da konnt' ich nich viel an mich denken. Wenn man immer sein Arbeit hat — un darum müssen wir jetzt auch weg“ — brach sie hastig ab, als der Schlag einer entfernten Kirchenuhr durch die Luft drang. „Du mußt zur Schule un ich zum Nähen zu Röders. Wir wollen sehen, was die Zukunft bringt, einsteuilen thut jederein von uns sein Schuldigkeit so gut er kann.“

Anna wandte sich langsam zum Gehen. „So gut er kann!“ sagte sie gleichfalls, und aus ihrer Stimme klang es wie unterdrücktes Schluchzen; „aber hier schwöre ich's, meine erste Pflicht bist du immer und allezeit, Tante Betty. Er“ — sie kehrte nochmals um und strich mit scheuer Liebkosung über den kalten Stein des Grabkreuzes — „er, das weiß ich gewiß, würde dasselbe sagen . . .“

* * *

Gar mancher Schwur ist gesprochen worden und hernach so spurlos verhallt wie das Rauschen des Windes von gestern. Das Gelübde aber, das Anna Janßen an jenem herbstfrischen Morgen in einer Stimmung aussprach, die sie weit über die bisherigen Grenzen ihres Selbst hinweghob, ist getreulich gehalten worden bis auf den heutigen Tag. Die Enthüllungen über die Schuld und den tragischen Tod ihrer Eltern hatten ihre junge Seele so tief erschüttert, daß ihr Charakter seither verändert schien. Sie war über Nacht ein stilles, ernstes Mädchen geworden.

Nach ihrer Konfirmation trat sie in den Dienst meiner Eltern und machte in gewissenhafter Pflichterfüllung Betty's Erziehung alle Ehre. — Mit der Zeit fanden sich für das

schöne Mädchen manche Bewerber, allein sie wies alle Anträge schroff zurück. — „Ich heirate nie, mir fehlt der Mut dazu!“ antwortete sie kurz auf die gelegentlichen Vorstellungen ihrer Tante.

Dann verließ sie nach einigen Jahren das Haus meiner Eltern fast ebenso unerwartet, wie es einst jene gethan hatte. Betty war ernstlich erkrankt und behielt nach ihrer Genesung ein so schweres Augenleiden zurück, daß sie fast zu jeder Arbeit untauglich blieb. So ging Anna zu ihrer Tante zurück, wie diese einst zu ihr gekommen war und stellte ihre Kraft in den Dienst der Alternenden.

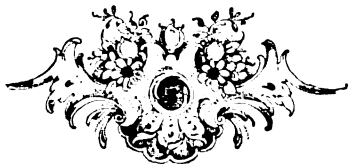
In der zu Hamburg gehörigen Willenskolonie Hohenselde liegt eins der vielen Stifte unserer Vaterstadt. Von einem sorgfältig gehaltenen Garten umgeben, ist es eine schmucke, friedliche Heimat für alle, die in des Lebens harter Arbeit müde geworden sind.

Dort leben die beiden zusammen. In jenem stillen Abendfrieden hofft Betty, ihre Tage zu beschließen, umgeben von der treuen Fürsorge des Mädchens, um dessentwillen sie einst auf alles, was ihr das Leben hätte versprechen können, verzichtete.

Ausnahmstweise ist es der in Folge ihrer Augenkrankheit ziemlich Hilflosen gestattet worden, ihre Richte zu ihrer Pflege bei sich zu behalten.

Ob Anna für sich selbst noch etwas und für ihre Zukunft wünscht? — Auf dahinzielende Fragen entgegnete sie meiner Mutter, fast mit denselben Worten wie einst Betty: „Ich hab' zuviel zu thun, um an mich selbst zu denken.“

In ihrem stillen Wesen hat sie heut nicht mehr viel Ähnlichkeit mit ihrer Mutter, der schönen Alma Lührs.



Weltausstellungsimpression

mit einem Aquarell als Ouverture.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Ein schwarzer Koloss, ein Riesenwalfisch mit hundert blinkenden Kristallaugen, so lag der „Große Kurfürst“ vor Bremerhaven. Ein Seeungeheuer, an das Plattland verschlagen, weit überragend die flachen leichten Holzhäuser an der Wasserkante. Und neben ihm am Ufer, wie eine Riesenbadewanne, das kolossale Trockendock. In die Erde gewühlt, eine steinerne Arena mit zahllosen Stufen und gehauenen Gängen, in die das Schiff gebettet wird, daß man's auf Herz und Nieren prüfe, ehe es herausfährt, um sich von Wetter und Sturm geschüttelt, im Zusammenwirken all seiner Teile „selbst zu finden“.

Rudyard Kipling hat in seinem Day's work, worin er die Poesie der Technik entdeckt, geschildert, wie „ein Schiff sich selber fand“, wie auf einer ersten Fahrt, die Einzelteile, alle Schrauben, Tragebalken, Winkelisen, Zahnräder, Stahlplatten sich zu einem Gesamtgefüge verschmelzen, wie in der Spannung des Zusammenarbeitens das Ganze ein Organismus wird.

Der „Große Kurfürst“, der vor Bremerhaven zur Abfahrt bereit lag, hatte sich schon selbst gefunden. Die alten Lloyd-Dampfer würden ihn ja freilich noch für ein grünes Semester erklären, aber die erste Fahrt hatte er doch schon hinter sich und glänzend bestanden.

Und als ich auf Kiplings Rat das Ohr an die Kajütenwand legte, um all die geschwägigen Stimmen bohren und summen, prusten und schluchzen, gurgeln, seufzen und quieken zu hören, „wie bei einem Telephon im Gewitter,“ da merkte ich, er hat sich selbst gefunden. Es war nicht mehr das tausendstimmige Schwagen, Keifen, Grunzen und Knirschen, das die jungen Schrauben und Nieten verüben, die sich erst mit einander vertragen sollen, es war eine tiefe dröhnende Stimme. Sie wußte, was sie wollte und nachdrücklich, widerspruchlos wuchtete sie und das Stampfen der Maschine schlug dazu den Takt: À Paris, à Paris.

Der „Große Kurfürst“ hatte seine ihm vom Lloyd gestellte Aufgabe, eine Gesellschaft deutscher Journalisten zu Schiff nach Frankreich zu führen, also klar erkannt.

Und die Weltausstellungskreuzfahrer zur See, die der Einladung des gastfreundlichen Lloyd folgten, konnten ohne die Hitze von Paris unter dem kühlen Windhauch des Meeres in Beschaulichkeit an diesem schönen Schiffe, dem brausenden vielgeschäftigen Innenleben seiner Maschinerie, etwas von dem voraus ahnen, was nachher in den deutschen Maschinenhallen auf dem Champ de Mars mit dem brüllenden Lärm ihrer Hammerwerke, dem dumpfen das Trommelfell spannenden Sausen ihrer Riesenräder so überwältigend wirkte: Day's work, das gewaltige Epos der Kraft . . .

* * *

In zwei Tagen von Bremerhaven nach Cherbourg . . .

Von seltsamstem Reiz der Abend vor der Abfahrt. Das Schiff lag still und festgefettet. Der Kiplingorganismus schlief. Nur ab und zu wie aus dumpfem Traum ein Gurgeln und Ächzen aus der Unterwelt des Kolosses. Das Schiff war heut nur ein schwimmender Palast, der seinen Gästen ein Fest gab. Doch in das glänzende Geflirr dieser üppigen Stunden, in diese rauschende Feierouvertüre, ferne Stimmen anderer Welt.

Hier die Reden, der europäische Komment der Hoch und Hurrah und der präsentierten Sektkelche, das Aufgebot der dahinfliegenden Stewarts, das blitzende Spiel der elektrischen Lampen im Silber und geschliffenen Glas, Blumen und Fruchtstillleben und in der Luft schwebend die Wolken der Importen, und jenseits für stille Blicke schwingende Stimmungspoesieen.

Die Fenster waren nicht, wie in den Sälen des Festlandes verhängt, und in diesen Fenstern zogen Bilder vorüber . . .

Der blaue Abend hing in ihnen, und unwirklich wie Spiegelungen schwammen am Horizont in samtiges Blau gehüllt grau-grün flimmernde Landzungen und zwischen ihnen silberblinkende Wasserbänder und Segel, Riesensegel, rostrot, gelb, glitten weich vorüber, wie großfiedrige Vögel.

Und dann auf Deck im Dämmer. Das Schiff begann zu erwachen, sich zu strecken und zu dehnen.

Geheimnisvoll unterirdisches Leben.

Flackerlichter der elektrischen Riesenblender.

Eine massige schwarze Kohlenbarte hatte sich eng an die Seite des Schiffes geschmiegt. Der Riese verproviantierte sich. Die Rüssel seiner Krähne zitterten auf in der Luft, mit hundert Fühlern greifen und tasten sie, sie senken sich und packen mit ihren spitzen Zähnen, und auf schwingt sich's mit dem Raub und senkt ihn in das unergründliche Riesenest und wieder herunter und wieder herauf, und der Fischzug geht die ganze Nacht.

Und die Nacht wird nicht dunkel. Es schimmert gelb über der See. Drüben die Lichter von Bremerhaven und in dem fahlen Zwieschein körperlos die Schatten der Schiffe, der eisernen Hebebrücken und das Gespinnst der Taue . . .

Wierundzwanzig Stunden weiter nur noch Himmel und Meer.

Ich liege oben auf Sonnendeck, wo alles von Licht und Luft flimmert, im Rocking chair. Die weißen Rettungsboote hocken wie schlafende Seehunde.

Wie Riesenschalltrichter, Orgelpfeifen des Dzeans, wachsen luftgraue, gekrümmte Ventilationsröhren aus dem Boden.

In den dicken Glasplatten der Verdachung, in dem blanken Messingrahmen blinkendes Sonnenspiel.

Gleich großen Treibhaus Scheiben sind die Glasdächer aufgestellt, durch die man metertief hinabsieht in den tiefen Brunnen schacht, wo dumpf stampfend die Maschinen ihre wilden Erobererrhythmen singen . . .

Eine ganze moderne Kultur in nuce, so schwimmt dies Schiff über das Meer, eine Konzentration des besten und tauglichsten jedes Lebensgebietes. Selbst eine Weltausstellung im Extrakt, ein Resumé, eine Summe gegenwärtigen Könnens, gegenwärtigen Geschmacks.

Überwunden scheint mit ihm die stillose Prunksucht, die Jahre lang unsere Schiffsinnenarchitektur beherrschte. Es waren damals die Zeiten der unsachlichen Schmuckwut, und eine losgelassene ohne Takt waltende Phantasie lieb für die Salons der Dampfer den schwelgerischen Barockpomp französischer Königsschlösser mit Bronzen, Brokaten, üppig geschweiften Formen. Statt aus den konstruktiv originellen Schiffsräumen etwas Originelles Entsprechendes zu entwickeln, adaptierte man ihnen etwas, das ihre Eigenart ganz verwischte.

Der „Große Kurfürst“ stammt schon aus der anderen Periode, wo man sich auf zweckvolle Dekoration und Sachlichkeit besann. Da merkte man, daß der Schmuck dieser leicht schwimmenden, kolossalen und doch so elegant und schlankhüftig gebauten Wasservillen nicht drückend, faltenschwer sein dürfe, sondern heiter, schlicht, zierlich, die helle Eleganz des vornehmen Landhauseß.

Man wird hierin noch viel weiter gehen können. Die Anfänge zu einem modern-dekorativen Schiffstil sind es erst, die dieser in leichten Lufttönen gehaltene Speisesaal unseres Schiffes zeigte.

Man müßte den dekorativen Schiffstil entwickeln aus dem Stil, den die Utensilien des Schiffes haben. Z. B. diese Kajütensenster, die prachtvollen kräftig und heiteren Linien in dem blinkenden Messingrahmen gefaßt, mit den starken Ring-schrauben, in ihrer sicheren Sachlichkeit so elegant.

Helle exotische Hölzer, viele farbige Fliesen, Kupfer und Messing, wenig Schnitzwerke, schöne weiche organische Linien, leichte Stoffe, Matten, das sind die Ingredienzen dieses Stils, und Van de Velde, der Belgier, dessen sparsame Sachlichkeitsmöbel in heimischen Interieurs oft kühl und nüchtern wirken, wäre der Mann, einem Schiff das organische Kleid anzupassen . . .

Auf dem Sonnendeck spinnt Nachmittagmuße Sonnensäden. O, diese Trägheit. Kann man auf dem Lande mit solcher Kunst faul sein, als auf dieser schwimmenden Insel, dem Bimini dreier Tage?

Fern am andern Ende, vom Unterland der Insel klingt dünne Musik und Singen. Auf dem Zwischendeck ist ein buntes polnisch-russisches Dorf erstanden, Auswanderer, die melancholisch farbige Staffage der großen Luxusdampfer.

In Bremerhaven wurden sie eingeschifft. Sentimentalisches Empfinden konnte in dem schmalen Steg, den ihr langer, lastvoller Zug trat, eine Seufzerbrücke sehen. Gebeugte, verhußelte Weiber mit dem Gebetbuch und dem Rosenkranz, junge Mägde mit hohen Stiefeln, stolpernde Kinder, grün und rot gestickt die Leibchen, Reste uralter dürftiger Heimatskunst, und bunt geblümete Truhen, mühsam geschleppt.

Doch über die Seufzerbrücke fanden auch sie zu einem Bimini. Wir stiegen herunter auf den Marktplatz dieses Auswandererdorfes. Zu den pfeifenden Klängen einer Harmonika tanzten die Paare mit tiefem Ernst den Krakowiat.

Arbeiterkölste für eine Woche, in Sicherheit, und geborgen vor dem Leben. Die Legende von dem Inferno des Zwischendecks ward hier endgiltig zerstört. Für die Mehrzahl dieser Europaflüchtlinge muß in Pflege, Ernährung, Wohnung dies Intermezzo voll Muße ein glückliches Eiland bedeuten.

Gegen Abend hängt's am Horizont wie schwere graumassige Wolken, und mehr und mehr verdichtet's sich und ballt sich zu Höhen, Abhängen. Die Kreidefelsen Englands schroff und rissig; in finster trozigem Ernst Dover Castel.

Und unser Schiff grüßt hinüber in diese schwerwuchtige balladeste Walter Scottlandschaft mit spitzzüngelnden Wimpeln: Der „Große Kurfürst“ auf dem Wege nach Cherbourg. Alles wohl an Bord.

Und am Morgen erwachen wir auf französischem Boden vor den fahlen verwaschenen Hasenkulissen Cherbourgs mit seinen steingehauenen Forts, den rothofigen Posten, den zweirädrigen lang bespannten Lastwagen, die vier Pferde schwer wandelnd am Quai entlang schleppen. Und in der verschlafenen Frühe schallt durch die heiße Stille, wie ein Vorklang Pariser Straßenrhythmen das Schreien der halbwüchsigen, barfüßigen Zeitungsjungen: „le petit Journal, le petit Journal!“

Der „Große Kurfürst“ steuerte zum Ozean, und wir flogen im Salontwagen durch die Salzweiden der Normandie, vorbei an den gothischen Kirchtürmen der normannischen Städte, und als es wieder zum Abend ging, stieg aus einer weißschimmernden Stadt flimmernd in der Spätsonne lustiges Filigrangespinnst auf, der Eifelturm, und auf der andern Seite thronte feierlich auf Montmartre die Kuppel von Sacre Coeur

* * *

Eine weißschimmernde Stadt mit breiten Feststraßen und stolz geschwungenen Brücken, mit Palastfassaden und Blumengärten, einem Canale grande, an dessen Ufer sich die Schlösser der Völker ziehen, ist mitten im Herzen von Paris, am Platz der Welt, an der Place de la Concorde entstanden.

Diese Stadt ist ein Truggebilde, wir sehen es beim ersten Blick. Karnevalssoffiten der Vergänglichkeit, und als närrisches Symbol erhebt sich das Portal dieser Welt, ein Triumphbogen wie aus farbigem Zuckerwerk, Bijouteriestil ins Maßlose gesteigert.

Und die Architektur dieser Stadt, in den abgelebten höfischen Formen französischer Glanzzeiten, ohne das Ahnen eines neuen Geistes; der Repräsentationspomp des alten Jahrhunderts in Surrogatmaterial noch einmal vorgeführt, Louis XV. und Louis XVI. in Gips.

Es ist nicht die Stadt der Zukunft, es ist ein Panorama der Vergangenheit, das sich an der Wende des Jahrhunderts aufthut, um in illusionistischer Weise zu zeigen, was war, und dann wie eine Seifenblase zu zerstäuben. Ein Truggebilde, ein Riesentheater, dessen Dekorationen nicht allzunahe betrachtet werden dürfen, dessen Marmor abfärbt, und dessen prahlerische Ornamente bröckeln, aber ein Theater, als Gesamtbild, in Freskodistanz gesehen, mit Geschmack und Glück inszeniert, daß sein verführerischer Reiz die Kritik immer wieder umschmeichelt.

Man denke, Berlin wollte eine Gewerbeausstellung machen, packte seine fahrende Habe, ginge extra muros und baute in einem Vorort eine Kolonie. Paris ließ aus seiner Mitte heraus wie eine Wunderblume seine Weltstadt für sechs Monate erstehen, eine Metropole für sich, die doch durch tausend Fühler mit der Mutterstadt verwachsen ist.

In natürlichster Gliederung streckt sie sich an den Ufern der Seine von der Konkorde bis zum Trokadero. Das blinkende Wasserband reiht am linken Ufer die Repräsentationsbauten der Staaten auf und wird so zu einer Venetianischen Palazzostraße, auf der man in den Vaporettis entlang gleitet.

Dies Wasser- und Brückenbild giebt dem Ganzen ein unbeschreiblich Großes. Und so ungezwungen teilt sich durch die Seine und ihre Aquädukte das Terrain.

Die Seine ist die große Längsare. Gegen sie stehen, die Ausstellung links und rechts abgrenzend, zwei große Queraren. Die eine ist die neue Alexanderbrücke, die von der Straße der Champs Élysées mit dem großen und kleinen Palais (für Kunst und antikes Kunstgewerbe) herüber führt zur Straße des Invalides, die auf der einen Seite das gesamte französische und auf der andern das ausländische Gewerbe beherbergt. Die andere Querare ist die Jenabrücke, die vom Trokadero mit seinem buntscheckigen, exotischen Bild der Kolonien, mit Moscheen, Minarets, indischen Pagoden, Buddha's, Elefanten, Lotoablumen durch die Beine des Eiselturms hindurch auf den Champs de Mars leitet, zwei langgestreckten Seitengebäuden, und als Mittelstück das Chateau d'Eau, das Wasser- und Lichtenschloß, das an den Abenden ein leuchtendes Wunder wird. Diese beiden mächtigen Querstraßen verbunden durch die Längsstraßen der Seineufer.

Das wirkt und greift ineinander, als wäre es von je so gewesen. Die große altpariser Kultur der Straßenzüge hat hier noch einmal triumphiert. Der Straßenzug ist nie Selbstzweck, er dient immer dekorativer Absicht. Er muß eine Perspektive sein, die in einen bedeutenden Punkt ausläuft. Die Kunst des Straßenbaus ist die Kunst Durchblicke zu schaffen.

Wenn man auf dem Konfordeplatz steht, dann sieht man durch jede Straßenlinie wie durch die Röhre eines Riesensfernrohrs etwas Monumentales. Die rue royale wächst aus zur erhabenen Madeleine, und ihre Säulenhalle grüßt auf der andern Seite den griechischen Tempel der Deputiertenkammer. Die Wipfelstraße der Champs Élysées steigt schwellend auf zum großen Triumphportal und scheint nur dazu da, um in dem blau-luft-durchzitterten rundgewölbten Bogen seine Erfüllung zu finden.

Solche Gaben des Schauens giebt auch die Ausstellung, und künstlerisches Raffinement ist's, wie gerade als Motive, als Points de vue in dieser neuen Stadt die alte Stadt benutzt ist.

Die Alexanderbrücke und die Ausstellungsstraße an der Esplanade des Invalides ist so geführt, daß die Parallelen ihrer weißen Façadenzeilen sich in dem alten düsteren Invalidendom treffen. Wie dienend scheinen sie sich ihm zu neigen und ihn auf ihren Schultern zu erheben.

Das ist eine Perspektive voll Stimmung und klingender Assoziationen. Die Geschichte blickt hinein in diesen Jahrmarkt der Welt, die große Vergangenheit läßt sich als Gast herbei, und die Glocken der Ewigkeit läuten . . .

* * *

Die große Vergangenheit . . . das ist die Signatur der Ausstellung. Die große Vergangenheit strahlt auf in tausend köstlichen Blüten, wie man sie niemals wieder so reich wird genießen können.

Durch retrospektive Ausstellungen jeder Gruppe ist gewissermaßen ein Familientag der kostbarsten Werke französischer Kunst berufen worden. Die Elite edeler Arbeiten, die im Land verstreut, in der sonst so geizigen Gut scheuer und feinfühligster Sammler leben, ist für diese kurze Frist aus der Diaspora erlöst, und hat sich zusammengefunden.

Auferstehungen feiern wir und traumhaft zwingendes Miterleben verwelkter Zeiten. Die Davidbilder der Napoleonjahre in Räumen mit den alten stolzen Möbeln, die von der Antike ihre kalte Größe borgten. Im Petit Palais objets

d'art aus allen großen Epochen Frankreichs in Zusammenstellung und Fülle, wie man sie nie wieder sehen wird.

Und nicht nur die Objekte sind's, die imponieren. Die ganze Kultur, die solche Privatsammler hervorbrachte, die Bornehmheit und adlige Noblesse des Besizens, die von diesen Dingen ausgeht, schaffen einen wunderbaren Bannkreis.

Man fühlt die verschiedenen Welten. Die großen Pathetiker, die nach dem Wehen weltgeschichtlichen Odems verlangen, die die Seelen der Königsdramen in dem Repräsentationspomp der Möbel alter Schlösser suchen. Und die Intimen, die Amateure, die mit den Liebesgöttern galanter Zeiten kokett präziöse Zwiesprache halten und mit unendlich zärtlichen Fingern die Souvenirs des XVIII. Jahrhunderts, Dosen und Niechfläschchen, Ballmemoires mit Tauben, Grazien, Amoretten, Devisen und Spruchbändern in bauschige Viturien bergen.

Überhaupt, welch leidenschaftlicher Kultus der alten Zeit, welch Bewahren und Konservieren, welch Vergnügen an der Vergangenheit. Das Historische wird grandios, und das Altmodische als lieblich empfunden. Ja, das Altmodische wird pikanter als das Historische.

Bei der Retrospektion der Kostüme sind nicht Molière und Watteau Trumpf, sondern die Vindebänder und die Krinoline Mimi und Musettes Mürgers.

Und die koketten, duftigen in hellen Hölzern und gefältelten Stoffen schimmernden Rojen der Parfümericausstellung schmücken sich mit galanten Kupfern aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts.

So kann diese merkwürdige Ausstellung die feinsten artistischen Freuden vermitteln, dieselbe Ausstellung, die ebenso gut, wenn man sie einmal anders ansieht, die Nerven brutalisiert und mit ihren Clous, dem auf dem Kopf stehenden Haus, dem Weltrad und anderen Messcharivari auf ganz banale Geschmacksinstinkte spekuliert. Sie ist eben ein Garten der Erkenntnis, und die Buntschekigkeit ihrer Früchte ist das charakteristische des Weltbildes.

* * *

Aber eins ist sie sicher nur in sehr begrenztem Umfang: ein Durchschnitt gegenwärtigen Schaffens. In der Technik vielleicht noch am ehesten. Wollte man aber aus den Abteilungen des Kunstgewerbes, wie sie sich hier finden, ein Resumé ziehen über die verschiedenen Geschmacksrichtungen, über die maßgebenden nationalen Faktoren, wollte man vergleichen und charakterisieren, so würde man zu unvollständigen Resultaten kommen.

Belgien mit seinen kräftig gesunden Bestrebungen in der Möbellekunst ist nicht durch seine markanten Meister Van de Velde und Horta vertreten, sondern ganz neutral und farblos.

England zwar sehr vornehm und bestechend durch eine Reihe in ein entzückendes Häuschen eingebauter Intérieurs, deren Innenarchitektur, Möbel und Vertäfelungen aber durchaus Kopien alter Stile sind. Ashbee, die englischen und schottischen Guilds scheinen garnicht ausgestellt zu haben.

Auch die jüngere französische Richtung, die von dem traditionellen Louis XV. und Louis XVI. zu neuen Formen strebt, zu einer Mischung belgisch rustikaler Einfachheit mit französischer leicht spielender Eleganz, die Plumet, Selmersheim, Aubert, Saubage, waren auf den Jahresausstellungen besser und bezeichnender zu

sehen. Die Zufälligkeit der Firmenausstellung ist überwiegend, statt der planmäßigen Disposition, Künstler zu Wort kommen zu lassen.

Diesen höheren Gesichtspunkt hat am reinsten Deutschland und Oesterreich zum Ausdruck gebracht. Keine Möbel von Geschäften, sondern Intérieurs von Künstlern erdacht, eine Festhalle von Melchior Lechter, in der eine moderne Prunkphantasie nach pathetischem Ausdruck ringt, ein Musikzimmer von Eckmann, das von einem beliebigen Geschäft freilich ebenso gut hätte ausgestellt werden können, die im Vergangenheitsstil schwelgenden Räume Gabriel Seibls, mit den Stuckischen hellenistischen Möbeln, die Olbrichschen Intérieurs in einem etwas aufgebauschten Tändelstil, die schlicht natürlich, heiterorganischen Niemer Schmiedschen Möbel. —

Wie matt die Ausstellung der Gegenwart den Abdruck ihrer Gestalt vorhält, wird am klarsten vielleicht in dem zierlichen Chateau am Eiffelturm, dem Palais de la femme.

Auf einer Weltausstellung durften die Trophäen und Fahnen des großen geistigen Befreiungskampfes der Frau am Ausgang des Jahrhunderts nicht fehlen. Dies Haus schien eigens für sie errichtet.

Es giebt aber einen merkwürdigen Begriff von dem Stand der Frauenbewegung. Ihre Pole in diesem Spiegel sind eine Bar und ein Pantomimentheater, auf dem Kultur-Genrezenen, eine Art Théâtre du costume aufgeführt werden.

Zwischen diesen Polen ist eine Ausstellung künstlerischer und kunstgewerblicher Arbeiten, die mit wenigen Ausnahmen das Niveau einer mittleren Weihnachtsbazar-ausstellung nicht überschreiten.

Nur Französimen sind vertreten.

Interessant ist eine Selbstbüste der Sarah Bernhard. Überhaupt ist die bildende Kunst, auch die Plastik, besser als das Kunstgewerbe.

Von einigen Limogesarbeiten abgesehen, halten die objets d'art französischer Frauen mit den reifen Arbeiten unserer Kunstgewerblerinnen, Hildegard Lehnert, Marie Kirchner, Marie von Brocken, den Vergleich nicht aus.

Recht fatale Dinge finden sich, Porzellanmalereien in Provinzgeschmack, konventionelle Brennarbeiten, tantenhafte Tapissereien.

Auch die neue Leidenschaft der Schmuckkunst, das transparente Email in mattem, gelb, braun und grün gefärbtem Gold hat eine strebende Jüngerin gefunden. Sie hatte Mut, sich mit ihren Versuchen zu produzieren, in derselben Ausstellung, die die raffinierten transluciden Emaildichtungen des Künstlers Lalique enthält.

Lalique schafft mit den durchsichtigen farbigen Emailen, die er mit Gold umspinnt und als schimmernde Seen und ziehende Wolken in die hochgewölbten Griffe kostbarer Schildkrotkämme einläßt, aus denen er verwirrend changierendes Pfauengefieder und Libellenflügel zaubert, die Märchen der tausend und einen Nacht.

Bei dieser Nachahmerin wurden es keine Märchen, es blieb gefärbtes Glas.

Die Frau von wirklich künstlerischer Bedeutung auf der Weltausstellung ist nicht im Palais de la femme vertreten.

In der skandinavischen Provinz auf der Invalidenesplanade, in Norwegen muß man sie suchen. Sie heißt Frida Hansen, und sie hat hier gewirkte Teppiche aufgehängt von modernstem Gefühl und vollendetster Kunst.

Man ist mit Gobelins verwöhnt, wenn man die Ausstellung durchwandert hat. Die französischen Schlösser haben ihre schönsten hergegeben. Im belgischen Hause,

an der Rue des nations, in der großen Kaminhalle, dem Rathaus von Dubenard nachgebildet, leuchten die Wände im moosig mattgrünen Glanz der Tapissereien des sechzehnten Jahrhunderts. Im spanischen Schloß enthüllen sich die Königsgobelins, die in der Heimat so streng in verschwiegener, abgesperrter Velasquezpracht gehalten werden, daß sich nur zweimal im Jahre der Kiegel für sie öffnete. Und in dem englischen Herrenhaus, dem vornehmsten in der Straße der Nationen, grüßen die erlesenen abligen Linien Burne Jonesscher Teppiche.

Das sind die höchsten Maßstäbe. Aber Frida Hansens Wirkereien interessieren und fesseln und bestehen in ihrer ganz eigenen Schönheit.

Den primitiven Arbeiten des norwegischen Webstuhls mit seinem Charakter der Volkskunst, den auch die Scherrebecker Schule beibehalten hat, tritt jetzt mit diesen Stücken eine raffinierte Kultur entgegen. Ein koloristischer Geschmack, der auf das Besondere ausgeht, sich nicht genug thun kann, zeigt sich hier.

In einem Tanz der Salomé schwebt Moreaus dumpfe Farbenslut und seine erregenden Ertafen der Linie.

Und der Fries der klugen und thörichten Jungfrauen, in violette Nacht gebettet, ist wie eine Orientvision, geträumt von Baudelaire . . .

Die Teppiche Frida Hansens, die Schmuckphantasien Laliques, die alte Kunst, das sind die Edelsteine der Weltausstellung . . .

* * *

. . . Und viele werden sein, die sich an ihr ärgern. . . . Wer die Ausstellung allzu ernsthaft nimmt, wer in ihr die Inventurkonferenz der Völker sucht, der wird den Ärger nicht vermeiden. Als bunten Festplan muß man sie beschreiten, mit der Freude an menschlicher Mannigfaltigkeit und der beschaulichen Erkenntnis menschlicher Begrenztheit. Dann wird uns alles ein nachdenklicheres Schauspiel. Und schwebend über Höhen und Tiefen werden wir unsre Lust haben an den Kindern dieser Erde, ob sie Gaukler und Charlatans oder Künstler und Fürsten sind.



Durch die Nacht.

Wir gingen beide durch die stille Nacht;
Ein weiches Träumen lag auf allen Zweigen,
Kein Ton der fernen Stadt zog durch die Luft,
Und mit uns wanderte ein trautes Schweigen.

Der Mond schien nieder auf die dunkle See,
Wo weiße Segel in die ferne rauschten
Uns klang ein längstverscholl'nes Lied ins Herz, —
Wir standen beide schweigend still und lauschten.

Wilhelm Tobrien.



Ernst Ahlgren

(Victoria Benedictson).

Von

Ellen Key.

(Autorisierte Übersetzung von Francis Maro.)

Nachdruck verboten.

For in the veindrawn, ashencoloured palm
 Death's hollow hand holds water of sweet draught
 To sip and slake dried mouths at, as a deer,
 Specked red from thorns, laps deep and loses pain.
 Swinburne.

I.

Unter den Märchenschätzen der Völker findet sich ein tiefsinniges Gedicht, das in einer nach dem Volkscharakter wechselnden Tracht die überall gemachte Erfahrung von der Unberechenbarkeit des Lebens einkleidet. Es ist das Märchen von den guten und bösen Schicksalsmächten, die sich an der Wiege eines Kindes begegnen, wo die eine ihre herrlichsten Gaben niederlegt, während die andere an jede derselben eine Verwünschung knüpft.

Ernst Ahlgren war in seltenem Grade ein Gegenstand dieses unheilvollen Wettbewerbs der Schicksalsmächte.

Sie wurde geboren mit den tiefen Forderungen einer Dichterseele an Entwicklung, Wechselwirkung mit verwandten Naturen, Sympathie, reiche wechselnde Eindrücke, Bewegung, mit einem Worte: Leben in großen Formen — und sie war genötigt, beinahe ihr ganzes Leben im „Winkel des Kleinsinns“ zu verbringen, eingepreßt in die engen Alltagsverhältnisse einer schwedischen Provinz.

Sie war von Freiheitsliebe durchglüht, und sie stieß all ihr Lebelang mit der Stirne gegen Vorurteile und Zwang; sie liebte die Wahrheit und wurde von Kindheit an in Verstellung hineingedrängt. Sie war eine spontane Natur, die die Erziehung nötigte zu verstummen und zu erstarren; sie war ein einheitlich angelegtes Wesen, und beinahe jedes ihrer Lebensverhältnisse ward ein zersplittertes.

Ihr Ideal von Glück war die Liebe in der Ehe — und die Ehe wurde für sie eines, die Liebe ein anderes; die körperliche Mutterchaft eines, die Mütterlichkeit des Herzens ein anderes.

Sie war ein bewegliches Freiluftgeschöpf, ein aktiver Thatenmensch, und sie wurde jahrelang an das Krankenbett, fürs Leben an ein paar Krücken gefesselt. Sie hatte einen heftigen Arbeitsdrang, und die Arbeitskraft ließ sie im Stiche; sie wollte vollendete Schöpfungen bilden, aber sie erreichte nie ihr eigenes Maß, und ihre liebsten Dichtergedanken wurden Fragmente.

Sie hatte die Neigung des Künstlertemperaments zu unmittelbarem, generösem Lebensgenuß, sie liebte es, Behagen und Freude um sich zu verbreiten, und sie wurde von kleinen Nahrungsforgen gequält, von der Furcht, ihren Lebensunterhalt nicht sichern zu können. Sie war dazu angethan, die Verhältnisse zu beherrschen, und sie wurden ihr übermächtig. Sie liebte das Leben mit einer tiefen, gesunden Liebe und beschloß es in unheilbarer Lebensmüdigkeit. Sie bebte vor der Dual des Todes zurück und gab sich selbst einen qualvollen Tod.

Die Ursache zu diesem Ende liegt teilweise in dem Konflikt zwischen all diesen unverföhrbaren Gegensätzen.

Ein Arzt hatte einmal Stärke genug, Stunde für Stunde, zum Nutzen der Wissenschaft den Verlauf seines selbstgewollten Todes aufzuzeichnen.

Ernst Ahlgren versuchte etwas Ähnliches zu thun. Aber die Kraft verließ sie, und von der begonnenen Schilderung finden sich bloß einige Zeilen vor. Dort äußert ein Mann, daß sein ganzes vorübergehendes Leben ihm nur eine Vorbereitung zu dem Ende durch eigene Hand schien, das nun kommen sollte. Dieses selbe tiefe Gefühl des Schicksalsbestimmten ist allen Mitteilungen Ernst Ahlgrens über ihren Seelenzustand in den letzten Jahren aufgeprägt. Es ist eine fixe Idee, die lange ihre schwarze Kette um den goldenen Faden der Künstlerfreude und den roten der Lebensliebe schlingt, bis sie beide ganz verbunkelt.

Aber dieser Seelenzustand beruhte nicht allein auf einer tiefen, im Temperament schlummernden Schwermut. Er beruhte auch auf dem Lebensverlauf selbst.

Ernst Ahlgren fürchtete, daß ihr Leben nach ihrem Tode der mythenbildenden Phantasie anheimfallen würde, die gern um tragische Schicksale thätig ist. Sie hegte den allgemein menschlichen Wunsch, von der Gegenwart — oder der Zukunft — nicht mißdeutet zu werden. Aber Ernst Ahlgren hatte dabei das Gefühl der produktiven Persönlichkeit, daß ihr Leben der Mitwelt gehörte. Ihre Lebenserfahrungen wollte sie — so weit ihre Kräfte reichten — am liebsten in die Form der Dichtung umsetzen.

Aber auch als die Kräfte zu der heftigen Seelenanstrengung, die jene höchste Form des Selbstbekenntnisses erfordert, nicht hinreichten, hegte sie den brennenden Wunsch, daß die Erfahrungen ihres Lebens der Mitwelt zu Nutzen kommen möchten; und sie teilte dieselben darum sowohl schriftlich als mündlich ihren Freunden mit.

In diesen Mitteilungen liegt etwas von der unbestechlichen Ehrlichkeit einer Sterbenden; und sie sind aus der vehementen Lebensliebe der zum Tode Verurteilten entstanden. Diese Liebe war es, die es für sie zu einem Bedürfnis machte, ebenso wie jener sterbende Arzt, der Nachwelt ihre Erfahrungen als Erbe zu hinterlassen.

Andere Freunde Ernst Ahlgrens haben wertvolle Beiträge zur Schilderung ihrer Persönlichkeit geliefert. Ich füge hier nur einige Züge zu dem Bilde; es war ihr eigener Wunsch, daß ich einst ihre Geschichte erzählen sollte.

* * *

Ernst Ahlgren bemerkte einmal in der für sie eigentümlichen, wortkargen, langsamen und leisen Art, die einem solche ihrer Worte für immer ins Gedächtnis eingrub: „Der Lebensüberdruß ist schon seit meiner Geburt und durch sie geheimnisvoll mit meiner Natur vermengt. Ich kam unmotiviert auf die Welt; darum kann das Leben mich nicht recht paßen. Der Faden, der mich ans Dasein knüpft, ist gebrechlicher als der, der andere bindet.“

Und dann erzählte sie von ihrer Geburt. Ihre Eltern hatten durch ungefähr zwanzig Jahre jedes in einem anderen Teil des Hauses gelebt und sich nur im Speisezimmer getroffen, aber als man die Verlobung ihrer ältesten Schwester feierte, wurde Frieden geschlossen. „Ein sehr kurzer Friede, denn als ich bald darauf zur Welt kam, hatte sich der Unfrieden schon wieder eingestellt.“ Zuerst wurde um den Namen des Kindes gestritten, dann über seine Erziehung.

Der Vater Thure Brugelius, aus der bekannten Pastorenfamilie, hatte seinem Wunsch, den militärischen Beruf zu erwählen, nicht folgen dürfen und wurde anstatt dessen ein Landwirt wider Willen. Er hatte etwas von jener Anlage, die dann verstärkt bei der Tochter wiederkam, ein cholertisches und melancholisches Temperament, mit einer unbefriedigten Sehnsucht in der Tiefe. Die Mutter war ein streng religiöser, willensstarker Prinzipienmensch, von dem die Tochter die Energie des Wesens und ein seltenes Vermögen der Selbstbeherrschung geerbt hat, zum Teil auch den dichterischen Sinn: die Mutter schrieb nämlich religiöse Poesie. Schon in frühesten Jugend bekam das Kind Einblick in den Unfrieden des Heims. Der Vater, der sich anderswo für

die fehlende eheliche Einigkeit getrübt hatte, kam zuweilen, von dem Wunsch nach einer Versöhnung angetrieben, zu seiner Frau, die ihn, ohne daß sich eine Miene in ihrem Gesicht regte, zu ihren Füßen weinen ließ. Das Kind vergaß diese Auftritte nie, auch nicht das brennende Gefühl der Scham, mit dem sie die Vestefechungen — in der Form von Fünfundzwanzigörestücken oder ähnlichem — entgegennahm, durch die die Mutter die Tochter von der Seite des Vaters und der Frau zu loden suchte, die die Nebenbuhlerin der Mutter war. In der Seele des Kindes wurden all diese unklaren, widerstreitenden Eindrücke von lebensbestimmendem Einfluß. Sie riefen teils Mißtrauen, teils die ungestüm auf die Spitze getriebene seelische Reflexion hervor, wie man sie fast nur bei jenen Menschen findet, die eine verschlossene und gedrückte Kindheit hinter sich haben.

Zwischen diesen Eltern, die diametrale Gegensätze waren, sollte das Kind sich teilen; sechs Stunden am Tage war sie das Eigentum ihrer Mutter; und da dieselbe eine für ihre Zeit ungewöhnlich gute Erziehung erhalten hatte, unterrichtete sie die Tochter selbst. Aber, erzählt diese:

„In meiner freien Zeit stahl ich mich immer fort, um mit meinem Vater zusammen zu sein. Er hatte zwei Eigenschaften, die mich unwiderstehlich lockten: Sinn für Freileben und die Gabe zu erzählen. Er lehrte mich reiten, ringen, Pistolenschießen und andere männliche Übungen; er behandelte mich im ganzen genommen wie einen Jungen.“ — Bei seinen melancholischen Erzählungen weinte das Mädchen unaufhaltsam, aber sobald sie befürchtete, daß die Mutter sie und den Vater sehen könnte, glitt sie von seinen Knien, und wenn die Mutter sie fragte, warum sie geweint hatte, antwortete sie: „Wegen nichts.“

„Doch meistens lag über dem, was er erzählte, ein unwiderstehlicher, mitreißender Humor; und das humoristische Element zog mich immer mehr an als das tragische. Meine Mutter war immer tragisch, streng tragisch, ohne Thränen. Als Kind hörte ich sie manchmal sagen, daß sie in ihrer Jugend geweint hatte. Ich glaubte ihr nicht; es erschien mir ebenso unmöglich wie die Wunder in der biblischen Geschichte, die ich auch nicht glaubte. Die Feindlichkeit meiner Eltern machte meine Stellung zu beiden schief: ich wollte mit beiden gut stehen — und ich war genötigt, sie beide zu belügen. Diese Kindheits Erfahrung hat, nachdem ich erwachsen war, meine Wahrheitsliebe beinahe brutal gemacht. Im ganzen haben die eigentümlichen Verhältnisse, unter denen ich aufwuchs, tiefe Spuren in meinem Leben hinterlassen — — —“

„— — Ich wurde, als ich ein Kind war, gezwungen, wie ein alter Mensch zu sein, darum ist etwas von der Kindernatur tief drinnen in mir stecken geblieben. Ich kann konventionell in meinem Benehmen sein, aber nie in meinen Gefühlen und meinem Gedankengang.“

Schon lange früher hat Ernst Ahlgren (in „Ein Realist“) dieses Doppelleben ihrer Kindheit geschildert, und in einigen später erschienenen Skizzen bekommt man auch einen Einblick in die Leidenschaften und Leiden dieser verschlossenen Kinderseele. Dazu gehörten die unaufhörlichen Hindernisse, die sich gegen ihre Wünsche erhoben, in der Form von Erinnerungen daran, daß sie ein Mädchen war. Der Unterschied in der Auffassung der Rechte und Möglichkeiten eines Mädchens und eines Knaben quälte das Kind schon, als es noch umhersprang und „Vaters Junge“ zu sein vorgab; der Gegensatz zwischen dem Rechts- und Pflichtenkreis des Mannes und der Frau wurde dann für ihr späteres Leben verhängnisvoll. Ihre letzte Beichte, „Aus dem Dunkel“, ist der gesammelte Ausdruck all des Leidens, das sie erfahren, nur weil sie ein Weib war, d. h. „ein Paria, der sich nie aus seiner Kaste erheben kann.“

Der Ort, wo Ernst Ahlgren ihre Kindheit verlebte, ein altes Haus in der flachen Trelleborger Gegend, war auch nicht derart, daß die Natureindrücke befreiend wirken konnten. Der Schönheits Sinn fand keine Nahrung an solchen Naturreizen, die zu Träumen locken und lyrische Stimmungen wecken. Der Natursinn wird bei Bewohnern der Ebene pittoresk, nicht poetisch. Sie bekommen eine klare und bestimmte Be-

obachtungsgabe, einen entwickelten Sinn für Form und Farbe, gerade durch die Einförmigkeit dessen, was dem Auge begegnet. Und diese Art Natursinn wurde der Ernst Ahlgrens. In ihren Landschaftsschilderungen ist nichts vom Lyriker, doch so manches vom Maler. Die Naturschilderung ist jedoch nicht die stärkste Seite ihrer Dichtung. Ihre reichsten Eindrücke entstanden nicht in der Kontemplation, sondern in der Bewegung. Sport war für sie das beste Mittel, in lebendige Berührung mit der Natur zu treten. Aber ihre Eigenschaft als Frau schloß sie in gewissem Maße immer von einem ungezwungenen Freiluftleben ab, und späterhin wurde die Krankheit das große Hindernis für ihren Naturgenuß. Dieser wurde durch die Krankheit von einer weicheren, mehr kontemplativen Art. Aber als sie von der Nähe des Todes zum Leben wiederkehrte, raubte ihr das Leiden nach und nach die Empfänglichkeit für den ruhespäsenden Einfluß der Natur. Ernst Ahlgren war sich dieser Veränderung bewußt und empfand sie als einen Teil der großen Leere, über die sie klagte. Der Sinn für das Leben der Menschen und Tiere war doch stets bei Ernst Ahlgren stärker als jeder andere. Sie konnte sich von der herrlichsten Landschaft abwenden, um eifrig irgend einer ganz alltäglichen Erscheinung menschlicher Art zu folgen. Und dieser Grundzug tritt schon in der Kindheit zu Tage. Die fröhlichsten Stunden, deren sie sich außer dem Freiluftleben mit dem Vater erinnerte, waren die, wo sie sich gegen das ausdrückliche Verbot hinab in die Leutestube schlich. (Geschildert in ihren Erzählungen und Entwürfen.) Durch diese gestohlenen Freuden entwickelte sich früh bei ihr jenes Verständnis des Volkslebens, das Ernst Ahlgrens Volkslebensbildern jene geniale weder in „Herrschaftssprache“, noch in „Herrschaftsstimmung“ umgekehrte Auffassung der Volksart verleiht. Sie brauchte die Höhe nicht fortzuidealisieren, um echtes Mitgefühl mit dem echt Menschlichen des Volkes hervorzurufen, denn ihr sympathischer Blick hatte das Wesentliche entdeckt, das andere über dem Unwesentlichen übersehen. — Sie war selbst überzeugt, daß ohne diese Kindheit und Jugend auf dem Lande, wo die wenigen Eindrücke um so viel tiefer werden, und ohne diese Streifzüge in die Gesindestube ihrer Dichtung einer der charakteristischsten Züge gefehlt haben würde, und nicht nur ihrer Dichtung, sondern ihrem ganzen Temperament, nämlich seine echte, volkstümliche Richtung. Sie konnte das Herzensvertrauen der kleinen Leute gewinnen, sie betrachtete deren Verhältnisse nicht von oben herab; sie fühlte sich im Gegenteil dem Tagelöhner mehr als ihrer eigenen Gesellschaftsklasse geistig verwandt. Deren, besonders der Frauen, müßiges Dasein war für sie eine akute Qual. Arbeit und Entbehrung, bis man sich durch die Arbeit Mittel zum Genuß verschafft hatte, das war ihre Lebensweisheit. Sie fürchtete die Genußsucht im Zusammenhang mit ökonomischer Unselbstständigkeit. „Das wird das Unglück der jungen Generation“, sagte sie oft. „Auf diesem Wege werden sie in Versuchung geführt, ihren Ansichten untreu zu werden. Und darum werde ich diese Schwäche bis in ihre Schlupfwinkel verfolgen — falls ich am Leben bleibe.“

Sie schreibt 1887 in einem Briefe:

„Ich fühle, daß ich underclass bin, auch wenn ich nicht darnach aussehe; ich bin roh von Natur, aus Neigung, aus Opposition gegen die ganze väterlicherseits und mütterlicherseits ererbte Beamtenhoffart, darum — wenn ich mit Menschen zusammenkomme, die nur Schönheit und Harmonie lieben — häumt sich etwas in mir auf. Im Herzen und in der Seele bin ich Demokratin.“

Wenn ich ohne Modifikationen meinen eigenen Neigungen folgen sollte, würde ich sehr spartanisch sein; meine Zimmer würden wie klösterliche Studierkammern aussehen. Aber jetzt ist es nicht so. Ich habe Geschicklichkeit im Arrangieren, und ich suche alles so zierlich, so weich und so einschmeichelnd ich kann zu machen. Warum? Ich habe Farbensinn und all das. Ich verabscheue Luxus, und doch könnte ich mich damit umgeben, wenn ich die Mittel hätte. Das ist eine kleine Inkonsequenz, über die ich selbst lache. — Ich hasse es, die Seide an meinem eigenen Körper rauschen zu hören — und ich trage sie doch. Ich habe ein solches Bedürfnis, es denen, die ich lieb habe, behaglich zu machen.“

Sie wäre wohl keine Künstlernatur gewesen und kein Weib, wenn ihr diese „Inkonsequenz“ gefehlt hätte.

Daß nicht die Noheit an und für sich es war, die Ernst Ahlgren zum Volke hinzog, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Es war die Natürlichkeit, die Gesundheit und Einfachheit, es war vor allem die Herrlichkeit des Arbeitslebens, die sie ergriß. Denn sie liebte die Arbeit nicht nur, weil sie des Lebens Brod gab, nein als Brod des Lebens selbst liebte sie sie. Die Arbeit war für sie der große ernste Erzieher zu echter Lebensfreude. Sie hat die Arbeit überall verherrlicht, aber nirgends so wie in „Frau Marianne“, ein Buch, das sie weniger zur Ehre der Liebe als der Arbeitsliebe gedichtet hat. Sie läßt allerdings die Liebe zu Høye Marianne in die Arbeit treiben, aber diese selbst wird es, die unbewußt, aber sicher ihren neubelebenden Einfluß übt. Die Unterströmung dieses Buches ist nur von einer Minderzahl genügend beachtet worden.

Zusammenarbeit in Liebe — das war Ernst Ahlgrens Auffassung vom Glück in der Ehe. Und sie war in dieser Hinsicht der Mehrzahl in ihrer Forderung einer Umgestaltung des Gegenwärtigen weit voraus. Sie hoffte, daß vieles von der alten Romantik im Verhältnis zwischen den Geschlechtern einer wirklichen Gemeinsamkeit der Bestrebungen Platz machen würde. Die Arbeit sollte dieser Umgestalter der Ehe werden.

„Ich wünsche Ihnen“, schrieb sie einer jungen Schriftstellerin vor deren Verheiratung, „ein gesundes, starkes, inneres Glück, das auch das Häßliche, das Prosaische verträgt und dennoch blüht, sobald nur die Sonne scheint.“

Ernst Ahlgrens Glaube an die Macht der Arbeit grenzte beinahe an Aberglauben. „Du wirst sicher glücklich, denn du liebst die Arbeit“; „du kannst nicht ganz unglücklich sein, denn du vermagst zu arbeiten“ — solche Worte äußerte sie oft. Und wenn ihr selbst die Arbeitskraft erhalten geblieben wäre, dann hätte sie wohl auch genug Lebenslust bewahrt, um leben zu können.

* * *

Dieser hier angedeutete Grundzug von Ernst Ahlgrens Temperament sprach sich in ungewöhnlich bestimmter Weise bei ihr aus, noch als sie kaum die Kinderschuhe ausgetreten hatte. Sie wollte eine eigene Arbeit, ein Lebensziel haben. Das war damals ein sehr ungewöhnlicher Wunsch bei einem jungen Mädchen aus wohlhabendem Hause. Außer der ihr innewohnenden künstlerischen Anlage und dem energischen Arbeitsdrang trugen noch andere Verhältnisse dazu bei, ihren Sinn so früh nach außen zu richten. Sie träumte nicht wie andere Mädchen vom Glück der Liebe und des Heims. Die Freude und Ruhe eines Heims hatte sie nie gekannt, war ihr doch selbst die Elternliebe durch Zersplitterung und Zwietracht zerstört worden. Sie glaubte nicht, daß ihr Liebe beschieden sein würde. Sie war in dem Glauben erzogen, daß sie abstoßend häßlich sei; ihre lange, magere Gestalt in den geschmacklosen Kleidern — in der Kindheit halb Knaben-, halb Mädchenkleider — war ihr eine stete Qual, die ihre außerordentliche Scheu und Verslossenheit noch erhöhte, Eigenschaften, die sie ihr Lebelang nicht verließen. Sie schrieb (während eines längeren Besuchs in Stockholm 1885):

„Ich leide unter einem wirklichen Unglück: ich kann nicht sprechen. Ja, Sie lachen, aber für mich ist es wahrhaftig kein Spaß, daß ich mich nie mündlich ausdrücken kann. Sie können nicht glauben, wie ein solcher Naturfehler einen Menschen zu isolieren vermag. Aber wäre es ein Naturfehler, so wäre es vielleicht erträglich, denn dann würde es wahrscheinlich mit meinem Charakter übereinstimmen. Nun ist es jedoch so, daß diese qualvolle Scheu nur ein Pflöpfreis ist, das sich während einer besonders unglücklichen Kindheit in meinem Wesen stark gewachsen hat. Und dieses Pflöpfreis widerstreitet meinem offenen unerschrockenen Charakter.“ „Aber“ — schließt sie — „wer weiß, ob mich nicht dieses Gebrechen meiner Zunge zur Schriftstellerin gemacht hat?“

Diese nie besiegte Scheu war in den ersten Jugendjahren so außerordentlich, daß das Gesellschaftsleben für sie eine Tortur wurde, und obgleich sie sich leidenschaftlich danach sehnen konnte, frei und froh zu sein, wie andere junge Mädchen, fiel es ihr nicht ein, daß sie sich je durch etwas anderes glücklich und frei fühlen könnte, als das, was Tag und Nacht ihre Gedanken beschäftigte: die Kunst. Ihre jungen, naiven Träume hat sie selbst in „Geld“ geschildert, wo Selmas getäuschte Hoffnungen nach ihren eigenen Erfahrungen gezeichnet sind. Denn als Victoria Bruzelius zu ihren Eltern mit der Bitte kam, ihre zeichnerischen Anlagen an der Malerakademie oder wenigstens an der Kunstgewerbeschule in Stockholm ausbilden zu dürfen, da stieß sie wieder auf das Hindernis, das sie seit ihrer Kindheit so wohl kannte, das Hindernis, das sich zwischen sie und so manche unschuldige Freuden stellt: sie war ein Mädchen. Und noch dazu ein Mädchen aus guter Familie, in günstiger Vermögenslage. In solchen Familien pflegen die Töchter keine Künstlerinnen zu werden. Sie pflegen das Haus für ihre Eltern angenehm zu machen, bis sie selbst ein neues Heim gründen. Das war das Passende, folglich auch das Rechte für ein Mädchen, also ebenfalls das Natürliche und Glückliche für sie.

Aber dieses junge Weib besaß nicht die Voraussetzungen, ein Familienmädchen zu werden. Sie antwortete ihren Eltern, als sie ihr die Mittel zu ihrer Ausbildung verweigerten, daß sie sich selbst das Geld für ihr Studium verdienen wolle, denn sie hoffte noch, daß der Widerstand wesentlich auf der Geldfrage und auf dem Zweifel an dem Ernst ihres Willens beruhte. Sie verschaffte sich in einer bekannten Familie eine Stelle als Gouvernante und begann mit frischem Mute für ihre künstlerische Zukunft zu arbeiten.

In diesen drei Jahren — von siebzehn bis zwanzig — begann ihre Jugend. Sie machte jetzt verschiedene Erfahrungen, die die Meinung, die sie über sich selbst hegte, erschütterten. So z. B. erzählte sie, wie ihr Selbstüberdruß die erste Linderung erfuhr, als sie einmal bei einem Besuch in Malmö ein paar vorbeigehende Jünglinge klistern hörte: „Was für ein schönes Mädchen!“ Sie fühlte sich ganz schwindelig, so, als hätte die Gasse geschaukelt und die Häuser um sie getanzt. War vielleicht ihr ganzes peinvolles Gefühl, aller weiblichen Reize bar zu sein, eine Folge eines der vielen Mißgriffe in ihrer Erziehung? War sie wirklich nicht anders als andere Frauen? Würde auch sie Liebe wecken, Glück mitteilen können?

Von dieser Stunde an war sie gleichsam in eine wärmere Zone versetzt. Sie begann etwas weniger scheu zu werden; sie wagte in ihrer verschämten Art ihren jugendlichen Sinn für Freude und Freundlichkeit zu zeigen. In dieser Zeit durchlebte sie eine erotische Erfahrung, die in Mißverstehen schloß, ohne daß eines der beiden über das Gefühl des anderen — vielleicht nicht einmal über das eigene — zu Klarheit kam. Er fuhr nach Amerika; sie glaubte — wie alle Mädchen unter Zwanzig bei ihrem ersten Schritt in die Vorhöfe von Cros' Allerheiligstem — daß sie für immer die Geschichte ihrer Liebe abgeschlossen hätte. Und umso fester wandte sich nun ihr Sinn der künstlerischen Laufbahn zu.

Aber als sie wieder zu den Eltern kam und ihnen zeigte, daß sie sich wirklich selbst die Mittel für das erste Jahr eines Aufenthalts in Stockholm verdient hatte, und die Hoffnung aussprach, daß dies sie von dem Ernst ihres Entschlusses überzeugen würde, begegnete sie ganz derselben Antwort wie das erste Mal.

Sollte sie also nie ein Ziel für den Arbeitsdrang, für die Thatkraft erhalten, die in ihr lebte? Ja, sie mußte sich um jeden Preis einen Lebenszweck schaffen, sie mußte die Freiheit erringen.

Und beides glaubte sie zu gewinnen, als ein beharrlicher Freier ihr wieder seine Liebe und sein Heim anbot.

Er war 28 Jahre älter als sie, Witwer mit fünf Kindern und galt allgemein als ehrenhafter und tüchtiger Mann. Sein Alter und seine Erfahrung hatten sicherlich der jungen in voller Entwicklung begriffenen Lehrerin imponiert, die sich mit wirklichem Vertrauen an ihn schloß. Und gegen die Einwendungen der Familie — die sich gegen den Altersunterschied richteten — gab sie ihm endlich ihr Jawort. In einem Falle

hatte man sie gehindert, über ihre Zukunft und ihre Entwicklung zu bestimmen; nun wollte sie selbst entscheiden.

Was während der kurzen Verlobungszeit die Gedanken der Braut vor allem beschäftigte, war, daß sie jetzt von all dem Druck befreit sein würde, den ihr eigenes Heim geübt, daß sie eine reiche Thätigkeit, ein warmes Heim haben sollte, und sie war voll der innigsten Vorsätze, gut und nützlich zu sein. Daß die Ehe eine andere Art von Zwang mit sich bringen würde, daran dachte sie nicht, um so weniger, als sie gar keine Vorstellung von der Ehe hatte. Sie war in der gewöhnlichen, für Unschuld gehaltenen Unwissenheit über die großen natürlichen Bedingungen des Lebens erzogen worden. Und da sie über das, was nicht verfehlen konnte, ein Gegenstand ihres Nachdenkens zu werden, keine ehrliche Aufklärung bekommen, hatte sie sich eine phantastische Erklärung zurechtgemacht, die der Wirklichkeit wenig entsprach.

Im Herbst 1871 vermählte sich Victoria Bruzelius mit dem damaligen Bankdirektor und Postmeister Ch. Benedictson in Hörby. Ihr Seelenzustand nach der Erfahrung einer Ehe ohne volle persönliche Hingebung wird durch die Thatfache gekennzeichnet, daß ihr erster Selbstmordversuch in die ersten Jahre ihrer Ehe fiel, und auch durch ihre Aeußerung, daß sie, als sie das eine der beiden Kinder begrub, die sie in ihrer Ehe gebar, keinen Schmerz fühlte — nur Erleichterung.

Ernst Ahlgren konnte nie ein Thema berühren, das an das Gebiet dieser persönlichen Erfahrungen grenzte, ohne daß ihre Stimme von so tiefer Leidenschaft erfüllt wurde, daß sie beinahe erlosch; der Blick verdunkelte sich, und die Linien der Lippen wurden eisenhart.

Ihr ganzes Wesen schien in solchen Momenten Haß zu sein: Haß gegen die konventionelle Brüderie, die ein Lebensschicksal wie das ihre möglich gemacht hatte, und dieser Haß fand seinen stärksten Ausdruck in „Geld“, einem Buche, das weder das Temperament der Verfasserin, noch ihre ganze Lebensgeschichte schildert, aber das ohne diese Geschichte nicht entstanden wäre. Den Schluß von „Geld“ fand sie später unkünstlerisch und wollte ihn — für den Fall einer neuen Auflage — umarbeiten. Aber gerade die Empörung, die da aus Selmas erstarrtem Wesen hervorbricht, war der gesammelte Ausdruck des tiefsten Leidens der Verfasserin, war eine so starke Lebenswirklichkeit, wie sie nur je in einer Dichtung pulsierte.

Für eine monogamische Natur — und so nannte sich Ernst Ahlgren — ist es jedoch unmöglich, einen Teil seiner Persönlichkeit gegeben zu haben, ohne zu versuchen, das Zusammenleben in Harmonie mit der Ahnung dessen zu bringen, was eine Ehe sein soll. Eine solche Bemühung ist oft der Grund zur Treue bei so mancher verkehrten Verlobung, die mit der Ehe schließt, so mancher Ehe, die nicht mit der Scheidung endet. Meistens ist es die Frau, die am längsten an der Möglichkeit festhält, ein Verhältnis umzugestalten, in das sie sich begeben, ohne daß sie eine ganze Liebe darin schenken oder empfangen kann.

Und Victoria Benedictson suchte auch ein reicheres Zusammenleben zu stande zu bringen. Um wenigstens eine Art gemeinsamen Interesses zu schaffen, nahm sie ihre Zuflucht zu ihrem Universalmittel, der Arbeit. Sie wurde die Helferin des Mannes in seiner Thätigkeit als Vorsteher der Filiale der Schoonischen Bank in Hörby, und sie gewann dadurch eine vielseitigere Menschenkenntnis und einen Einblick in praktische Verhältnisse, der dann ihrer Dichtung zugute kam.

Doch sonst blieb alles beim Alten. Unvereinbare Gegensätze können nicht durch guten Willen verschmolzen werden. Wäre ein einziger Berührungspunkt des Verständnisses und der Sympathie vorhanden gewesen, so würden vielleicht doch die energischen Bemühungen des einen Teils das Verhältnis nach und nach umgewandelt haben.

So jedoch vergrößerte sich der Abstand von Jahr zu Jahr. Victoria Benedictson füllte die Leere durch Arbeit, Studien, Zerstreuungen aus — alles war besser, als Zeit zu haben, dazusitzen und über das immer aufreizendere Bewußtsein der Erniedrigung, das stets wachsende Gefühl der Empörung nachzugrübeln.

Die Stiefkinder waren die besten Helfer. Sie war ihre Freundin, Kameradin, Erzieherin, sie suchte das Heim für sie und ihre Freunde froh und gut zu machen; sie war selbst noch so jung, daß sie auch für ihre eigene Person mit Lust und Liebe an den einfachen Vergnügungen teilnehmen konnte, die sie ihnen anordnen half. Sie malte und zeichnete noch immer, obgleich es ihr klar zu werden anfang, daß ihre eigentliche Anlage sie nicht auf diese Richtung hinwies. Sie glaubte später doch, daß ihre Malerei nutzbringend für ihre Dichtung gewesen, weil sie ihre Beobachtungsgabe ausbildete.

Das große Landstädtchen Hörby mit mehreren Herrenhöfen in der Nähe brachte ziemlich viel gesellschaftlichen Verkehr mit sich. Wo die stattliche Frau Benedictson sich zeigte, erweckte sie Respekt und Verwunderung. Sie war nicht nur in äußerlichem Sinn einen Kopf höher als alle Leute, auch im inneren Sinne mußten die Menschen zu ihr aufsehen, eine Situation, die bei gewissen Menschen Zuneigung hervorruft, aber bei anderen Widerwillen.

Die, welche bei einem oberflächlichen gesellschaftlichen Zusammentreffen Victoria Benedictson als steif, stolz, kalt beurteilt hatten, wurden jedoch von der Herzensgüte ihres Wesens durchwärmt, wenn sie durch irgend einen Schmerz oder eine Freude, die sie teilen konnte, mit ihr in Berührung gebracht wurden.

Klatschinteressen hingegen teilte sie niemals, und sie pflegte sich bei Gesellschaften aus dem von diesen Interessen belebten Kreis der Frauen hinaus zur Jugend zu retten. Dort ließ sie sich am Klavier nieder und spielte unverdrossen Tanzmusik, zur dankbaren Freude der jungen Leute. Fröhlich saß sie dann selbst unter der Jugendschar, die sie umdrängte und um die Wette bestrebt war, ihr ihre Bewunderung und Zuneigung zu zeigen. Ihre Macht über die Jugend war unbegrenzt. Ihre Stiefkinder beteten sie an und waren stolz auf sie. Sie war ein gerade durch ihre geheimnisvolle Verschlossenheit bezauberndes Wesen, das mit einem Worte lenken, mit einem Blicke Einhalt gebieten und durch eines ihrer seltenen Lobesworte oder ihre noch selteneren Liebfosungen Glückseligkeit erregen konnte. Ihr Mißfallen war vernichtend; ihre Güte rührte immer in innigerer Weise als die anderer.

Nicht nur Kinder und Jugend empfanden die unwiderstehliche Anziehungskraft dieses stillen, tiefen Wesens. Die junge Gattin des gealterten Mannes war oft der Gegenstand der Huldigung anderer Männer, einer Huldigung, die wenigstens einmal auf der Grenze zu einem ernsteren Gefühl stand. Diese Freundschaft brachte einen Reichtum von Sympathie, von entwickelndem Gedankenaustausch, von Wärme in ihr Leben. Als Schwierigkeiten entstanden, war es nicht der Gatte, der ihr bei der Pflichterfüllung eine Stütze war — eine derartige Andeutung findet sich in „Aus dem Dunkel“. Und diese Erfahrung erweiterte gleich einem Erdbeben die Kluft zwischen Mann und Frau.

Noch etwas anderes hatte angefangen, das Zusammenleben stark aufzurühren. Der dichterische Schaffensdrang war in Victoria Benedictson erwacht. Und der stieß jetzt, nur verstärkt, auf das Hindernis aus der Kindheit und Jugend.

War sie nicht Gattin und Mutter? Sollte eine Frau um eines unweiblichen Ehrgeizes willen ihre nächsten Pflichten versäumen? Die Schreiberei war im allgemeinen unpassend für eine Frau, und sie war der Frau unwürdig, die den Beruf einer Gattin hatte. Sie sollte nicht nach den Auszeichnungen eines Blaustrumpfs trachten. Sie würde vielleicht außerdem eine verunglückte Schriftstellerin werden, die nur ihren Mann lächerlich und das Haus unbehaglich machte, ohne doch einen einzigen litterarischen Erfolg zu erreichen.

Und so kämpfte sie zum zweitenmale ihren Freiheitskampf, einen härteren Kampf als den ersten, aber einen schließlich siegreichen. Die künstlerische Persönlichkeit hatte jetzt ihr richtiges Ausdrucksmittel gefunden, und damit auch neue Kräfte zur Selbstbehauptung.

Hier beginnt Ernst Ahlgrens eigentliche Lebensgeschichte, und die will ich nun versuchen zu schildern.

II.

In demselben niedrigen, damals strohgedeckten einstöckigen Hause, in dem das Postamt Hörbys untergebracht war, befand sich, von den übrigen Räumlichkeiten durch ein enges Vorzimmer getrennt, ein kleines Gemach, das von Anfang an eine starke Anziehungskraft auf die junge Frau ausgeübt hatte. Das war der Buchladen Hörbys, eine Filiale der Cronholm'schen Buchhandlung in Malmö.

Derfelbe wurde von den weiblichen Mitgliedern der Familie verwaltet; vor allem war die Hausfrau eine eifrige Leiterin, denn was sie selbst im Laufe des Jahres an solchen Büchern beziehen durfte, für die es in Hörby nur eine einzige Käuferin gab, hing davon ab, wie groß die Prozente von den verkauften Kalendern, Katechismen und anderer in der Provinz gangbaren litterarischen Ware waren.

In diesem ländlichen Diminutivum eines Buchladens, der sein Gepräge durch die mit ein paar einfachen Brettern bedeckten Wände erhielt, stand an einem Fenster ein aufgeklappter Spieltisch, und das war der Lieblingsplatz der jungen Frau Postmeisterin. Hier fühlte sie sich als Herrscherin über all die Bücherschätze, hier wurde begehrtlich jedes neuangekommene Buchpäckchen geöffnet — es konnte schon damals passieren, daß eines oder das andere weniger verkäufliche Buch mitgekommen war. (Späterhin wurde es zur Regel, daß ein Exemplar jeder neuer erschienenen schönlitterarischen Arbeit mitfolgte.) Zum letzten, doch nicht zum geringsten: hier konnte sie sich in ungestörter Ruhe den sprachlichen und litterarischen Vorstudien widmen, die dann ihr — der Autobiografin — Auftreten in der Litteratur ermöglichten.

Wie wohl sich Victoria Benedictson in diesem unansehnlichen Versteck fühlte, hat Ernst Ahlgren später in zwei kleinen Erzählungen geschildert, in „Nach dem Marktgang“ und in „Großhandel“. Besonders die letzte dieser Erzählungen teilt ein Interieur mit, glücklich erfaßt und mit wenigen Pinselstrichen auf die Leinwand geworfen, ein Genrebild, in dem die Stimmung mit Feinheit wiedergegeben und die Hauptfigur ein Selbstporträt ist.

Alle ernstern belletristischen Arbeiten Ernst Ahlgrens sind im Buchladen entstanden. Dort, an dem aufgeklappten Spieltisch sind die meisten der Erzählungen von „Aus Schoonen“ und der größte Teil von „Geld“ geschrieben; hier sind die ersten heftigen Kämpfe zwischen Gedanken und Sprache ausgefochten; hier sind unter gespannter geistiger Anstrengung eine unglaubliche Menge jener Erstlingsversuche geboren worden, die das Maß ihrer Selbstkritik nicht erreichten und darum nie veröffentlicht wurden, oder die in der tastenden Unsicherheit der litterarischen Gärungszeit auf's Geratewohl in die Welt geschleudert worden waren, um von einem unbekanntem, strengen Richter verworfen zu werden. Der hartnäckige Mißerfolg der beginnenden schriftstellerischen Thätigkeit Ernst Ahlgrens hat in ihrer Entwicklung tiefe Spuren hinterlassen. Die Künstlersehnsucht, die sich in den Jahren, wo sie vom Kinde zum Weibe heranwuchs, noch halb schlaftrunken gereicht hatte und damals durch den Machtpruch des Vaters erstickt wurde, kam jetzt wieder, nur stärker, intensiver und bewußter. Auch jetzt stieß sie auf Widerstand von außen, aber ebenso wenig wie früher war ihr Mut durch Widerstand zu besiegen. Es war eine Zeit der fehlgeschlagenen Hoffnungen, aber auch eine Zeit der energischen Willenserziehung und der harten Arbeit, und in diesen Jahren des Wählings reifte Ernst Ahlgrens dichterische Anlage durch Arbeit, Seelenkampf und Leiden.

In diesem Lebensabschnitt trat auch die Krankheit ein, die für Ernst Ahlgrens Zukunft von so durchgreifender Bedeutung werden sollte.

Ein Kniegeschaden, wie sie glaubte, durch einen Stoß verursacht, entwickelte sich im Frühling 1881 zu einem gefährlichen Leiden, das sie zwei Jahre ans Krankenbett fesselte, zuerst in Hörby, dann in Lund und Malmö. Sie ertrug in diesen Jahren mehr physische Qualen, als die meisten anderen in ihrem ganzen Leben durchmachen. Ein Mal ums andere wurde sie den schmerzhaftesten Operationen unterworfen; der Arzt riet Chloroformierung an, aber sie wollte — in Folge einer gewissen Idiosynkrasie gegen künstliche Betäubungsmittel — es nie zugeben; und während das Messer seine

Arbeit verrichtete, lag sie still mit zusammengebissenen Zähnen, ohne eine Klage. Ein Mal ums andere brachte sie das Fieber an den Rand des Grabes, doch sie bewahrte dieselbe Ruhe vor dem großen Mysterium, die dann, in der langen Genesungszeit, ihrem Gemüt jenen Grundton der Ergebung und des Gleichmuts verlieh.

Die Nähe des Todes ließ sie das Leben wärmer lieben als zuvor. Es giebt in unserer neueren Litteratur eine Skizze „Glück“ (von Axel Lundegård) die ohne Zweifel eine Schilderung aus dieser Periode von Ernst Ahlgrens Leben ist. Da liegt eine todkranke Frau in ihrem Bette und sieht durch das Fenster hinaus in den alten halb verwilderten Garten dort draußen; und in diesen müden Augen spiegelt sich die Natur mit einem Glanz wie nie zuvor. Jeden Sonnenstrahl, jedes Farbenspiel, jede wohlbekannte Kontur in diesem Garten, der viele Jahre hindurch der Horizont ihres Lebens gewesen, saugt sie jetzt mit einer so tiefen Empfindung von der Holdseligkeit der Natur ein, wie sie sie nie zuvor erfahren. In dieser Empfindung liegt nur ein kleiner Schimmer der Wehmut der Vergänglichkeit; die einzige schwache Disharmonie in ihrem Seligkeitsgefühl ist der Gedanke daran, daß die Schönheit dieser Natur mit ihr selbst sterben soll, denn kein anderer wird sie so tief, so befreiend fühlen können, wie sie, die Sterbende.

Aber in ihren vom Leiden gefurchten Zügen liegt doch ein Schimmer von stillem Glück. Sie hat die Rechnung mit dem Dasein abgeschlossen; die Krankheit hat ihr das gegeben, wonach sie dürstete, die Freiheit, und nun kommt der Tod zur rechten Zeit als Abschluß eines verfehlten Lebens. Sie träumte, sie auch, einmal von einem Lebenswerk, von etwas, um dafür zu leben, oder doch wenigstens dafür zu sterben, aber sie fand weder das eine noch das andere, und sie konnte es nie finden; sie war ja eine Frau.

Jedoch nicht nur die Freiheit sollte die Krankheit Victoria Benedictson schenken. Sie entwickelte auch die Zuneigung zwischen ihr und ihrer jüngsten Stieftochter, die ihre Krankenpflegerin war, zu einem persönlichen Zärtlichkeitsverhältnis, und dieses Verhältnis füllte dann teilweise die Leere im Leben der Stiefmutter aus.

Die Krankheit war es auch, die ihre dichterische Veranlagung der Reife zuführte; sie gab ihrer Dichtung die Resonanz, gab ihr den tiefen, stimmungsvollen Contraton des Leidens.

Nun erwachte die Schaffenskraft wie nie zuvor, mit einem Reichtum neuer Stoffe, ausdrucksvoller Szenen, Bilder, die ungesucht Form und Farbe annahmen. Dies war der Frühlingsanbruch des Seelenlebens; von dieser Zeit an war sie eine Dichterin.

Sie arbeitete während der Krankheit gerade so, wie sie dann bewußt weiterarbeitete: in sich veranschaulichte sie ihre Persönlichkeiten, sprach mit ihnen, versetzte sie in alle möglichen Situationen — um sie bis auf den Grund kennen zu lernen —, malte sich Episode für Episode aus, knüpfte Replik an Replik, konzentrierte die Schilderung, so daß sie das Charakteristischste herausbekam, bevor sie noch die Feder eintauchte, um den Stoff auszuarbeiten. So war z. B. „Geld“ in allem Wesentlichen in der Krankheit selbst fertig, obgleich es erst später niedergeschrieben wurde.

Erst nachdem also die Krankheit ihr die Ruhe verschafft hatte, ihre eigentümliche, äußerst langsame Arbeitsmethode zu finden und zu entwickeln — deren sichtbare Resultate zuweilen nur fünf bis sechs Zeilen am Tage sein konnten —, ebenso wie sie der Dichterbegabung selbst eine von persönlichen Konflikten ungestörte Zeit zum Reifen gab, erst dann wird Victoria Benedictson Ernst Ahlgren, die schriftstellerische Persönlichkeit mit der stark ausgeprägten Eigenart. Dieser Name wurde späterhin ihr selbst und ihren Freunden die liebste Benennung; und nur für fremde Menschen war sie Frau Victoria Benedictson. Dieser Name bezeichnete für sie die Spießbürgerlichkeit und Kleinsinnigkeit; Ernst Ahlgren hingegen war die Freiheit, der weite geistige Horizont, der Dichterberuf.

Im Jahre 1883 kehrte sie nach Hörby als Rekonvalescentin zurück, doch mit einer in vieler Beziehung gebrochenen Gesundheit und an jene Krücken gebunden, die sie nur in den letzten Jahren für kürzere Zeiten entbehren konnte.

Sie hatte jetzt ihre ganze Kraft zu einer Entscheidung über ihre persönliche Stellung in der Familie gesammelt. Sie verlangte volle Freiheit, als getrennte Frau zu leben, mit einer selbständigen Thätigkeit, aber auch mit der Pflicht, selbst alle unmittelbaren Ausgaben zu bestreiten.

Eine öffentliche Scheidung wünschte sie aus verschiedenen Gründen nicht, besonders der Kinder wegen, und man blieb daher bei diesem privaten Übereinkommen.

* * *

Im Mai 1881 hatte Hörby einen neuen Pfarrer bekommen, der wie so mancher andere Mann des Glaubens in diesen Zeiten den Geist der Verneinung in seinem eigenen Fleisch und Blut verkörpert sah.

Daß des Pfarrers Lundegård nächstältester Sohn, Axel, das „häßliche Entlein“ des Landstädtchens werden mußte, war aus den erwähnten Gründen ganz natürlich; und zu Ernst Ahlgrens Krankenbett drang das Gerücht von dem jungen Studenten, der so rücksichtslos gegen alle Landstädtchenetikette war, so aufrührerisch gegen alle überkommenen Ansichten, sowie er seinerseits von der kranken Postmeistersfrau sprechen hörte, von deren litterarischen Interessen damals wohl noch niemand erzählte, wohl aber von ihrer Malerei. Eine persönliche Bekanntschaft wurde eigentlich erst im Frühling 1884 angebahnt, als Axel Lundegård (der nach einem Bruch mit seinem Vater versuchte, sich in Stockholm auf eigene Hand durch litterarische Arbeit durchzuschlagen) einen Brief von Ernst Ahlgren erhielt, der mit dem Worte: „Kamerad!“ anfang und in dem sie ihr Interesse für sein Streben ausdrückt, mit dem sie sympathisieren konnte, nachdem sie „acht Jahre unter fünf verschiedenen Pseudonymen in fünf verschiedenen Zeitungen“ gegen dieselben litterarischen Widerwärtigkeiten angekämpft hatte, und sie fährt fort:

„Ich weiß, daß unsere Ansichten in vielen Fällen dieselben sind, und daß wir beide, wenigstens teilweise, für dieselbe Sache kämpfen werden, denn Sie sind ja ‚einer der Unrigen‘ — des verkehrten ‚Jungschwedens‘. Aber wenn dies auch nicht der Fall wäre, so würde mich das nicht hindern, Ihnen diesen kameradschaftlichen Handschlag anzubieten, denn Kastengeist ist mir das Allerverhäßteste. Ehrlichkeit, das ist die Hauptsache! Eine ruhige, besonnene Ehrlichkeit und ein unermüdeliches Streben nach Wahrheit, das müssen wir vor Augen haben. Es ist gar schwer, seinem eigenen Selbst nicht untreu zu werden, aber darauf muß alle Selbsterziehung hinzielen.“

Dieser erste Brief giebt schon die Art des Freundschaftsverhältnisses an, das (nachdem Axel Lundegård Waffenstillstand mit seinem Vater geschlossen hatte und wieder Hörby besuchte) im Sommer 1884 begann und den kleinen Buchhandel zum Schauplatz hatte.

Jetzt kam Ernst Ahlgren zum erstenmale in lebendige Berührung mit den Gedanken der neuen Zeit, äußerst radikal in jeder Hinsicht, so wie sie sich im Sinne eines Jünglings gestalten. Nun fand sie einen Ausdruck für die Opposition gegen allen Konventionalismus, alle Heuchelei im Zusammenleben der Menschen, die sie selbst empfunden, aber gegen die so loszustürmen sie sich nicht hatte träumen lassen; jetzt wurde sie von verschiedenen weiblichen Vorurteilen über das wirkliche Leben befreit, durch die rückhaltlosen Aussprüche eines jungen Mannes darüber, wie das Leben sich dort draußen unter den Männern ausnahm. Zugleich fand sie diese männliche Individualität genügend sympathisch angelegt, daß sie ihm ohne Scheu ihre weibliche Anschauung entwickeln konnte. Beide entdeckten so in einander verwandte Naturen, die in vieler Hinsicht dasselbe liebten, dasselbe haßten und vor allem dasselbe hofften: eine Zukunft als Dichter. Und wie wesentlich für ihre Entwicklung ihr diese Berührung erschien, geht aus folgendem Ausspruch hervor:

„Ein einsamer Mann oder eine einsame Frau entwickelt sich immer einseitig. Es ist nun einmal so, daß die zwei in irgend einem Verhältnis zu einander stehen müssen, ich meine, einem Verhältnis der Seelen, wenn die Entwicklung so reich werden soll, als die Möglichkeiten des Individuums es gestatten. Das ist meine bestimmte Überzeugung, ja mehr als das, meine ganze Lebenserfahrung. Darum ist es auch

mein geheimes Stedenpferd. Ein Mann, der nie gefühlt hat, daß er einem weiblichen Wesen wirklich nahe steht: einer Mutter, Schwester, Gattin, Tochter, Freundin, Geliebten, was es nun sein mag, ich meine, ihr in dieser Weise nahe gestanden hat, daß sie wirkliches, ruhiges, wahres Vertrauen zu einander hatten, ein solcher Mann wird sich nie so harmonisch entwickeln, als er es sonst gekount hätte; es giebt keine Schattierungen in seinem Seelenleben, die nie hervorkommen. Und so ist es auch mit uns Frauen, ja vielleicht in noch höherem Grad; denn unsere Erziehung ist von Anfang an darauf angelegt, uns einseitig und beschränkt zu machen. Ich kenne alte Fräuleins, ja ich kenne sogar Frauen mittleren Alters, die immer nur weibliche Freunde hatten, die ebenso einseitig waren wie sie selbst. Was sind das doch für wunderliche Geschöpfe! Verschrumpft und hartherzig in ihren Urteilen, mit einer eigentümlichen Trockenheit der Seele behaftet. Sie kommen mir immer wie halbe Menschen vor. Es ist nichts Ganzes und Vollständiges in ihnen. Solche Menschen kann ich ihrer guten Eigenschaften wegen schätzen, aber ich kann ihnen nicht gut sein, und nie in alle Ewigkeit kann ich mich ihnen gegenüber anders als fremd fühlen."

Daß sie beide um diese Zeit einen solchen Freund brauchten, mit dem sie Arbeitspläne, Ideen, Bücher, Lebenserfahrungen auf ganz kameradschaftlichem Fuß besprechen konnten, hatte die Folge, daß der Briefwechsel auf beiden Seiten gleich eifrig in den Jahren 1884—86 fortgesetzt wurde, wo Axel Lundegård von Stockholm nach Kopenhagen übersiedelte.

Dieser Briefwechsel birgt nicht nur rückhaltlose Mitteilungen über die Entwicklung und die Lebenserfahrungen dieser beiden, sondern er ist ein Teil dieser Entwicklungsgeschichte. Ernst Ahlgren zählte allerdings zehn Jahre mehr als ihr Freund und fühlte sich durch Krankheit und Leiden älter als sie war. Aber sie fand, daß sie dessen ungeachtet manches von dem jüngeren Freunde zu lernen hatte, so wie dieser in anderer Hinsicht von ihr lernen konnte. Schon ihr zweiter Brief, der die Antwort auf einen sehr nutzlosen von Axel Lundegård ist, zeigt, in welcher Richtung ihr Einfluß sich geltend machte. Sie schreibt da unter anderem:

"Ganz und gar das Schicksal zu bezwingen, steht nicht in menschlicher Gewalt, aber gerade ein Stückchen Terrain gewinnen zu können, betrachte ich als einen Sieg, wenn auch neue Kämpfe harten, ja sogar eine Niederlage. Kann man leugnen, daß Austerlitz ein Sieg war, obgleich Waterloo nachfolgte? Wie hätte mein eigentliches ‚Ich‘ am Leben bleiben können, in all dem Elend, worin „das Passende“ seine Opfer einspinnt, wenn nicht der Glaube an meinen redlichen Willen seine Lebenslust gewesen wäre? Nach vielem Suchen glaube ich dieses vom Konventionalismus halb erdrückte ‚Ich‘ endlich gefunden zu haben, und nun beabsichtige ich wahrlich nicht locker zu lassen. Jetzt weiß ich, was ich will."

Und sie fährt fort, als Antwort auf die Erinnerung des Freundes an das Ibsensche Wort, daß der Einsame der Stärkste ist, daß auch sie diesen Gedanken verstehe und daß sie wohl das Bedürfnis nach einem Zusammenwirken fühle, aber nicht in der Art, daß die „litterarische Linke“ eine kompakte Partei bilden solle und das Individuum verpflichtet wäre, das Programm der ganzen Partei zu acceptieren. „Umgekehrt: wir sollen gerade das Recht und die Pflicht des Individuums, sein Selbst zu sein, verfechten. Dies ist wenigstens das Alpha und Omega für mich. Ich liebe die Kunst, aber ich verabscheue die Verkünstelung." Aber während sie so ihre Sympathie mit dem energischen Individualismus des Freundes ausdrückt, fährt sie dann fort:

"Du sagst, daß man nicht immer besonnen sein kann, und das ist gewiß wahr, aber das verhindert nicht, daß man versuchen kann, es so lange als möglich zu sein. Du gestehst selbst zu, daß es keinen Enthusiasmus giebt, der nicht seine Mißgriffe hätte, und so ist es auch; aber Du kannst doch wohl nicht in Abrede stellen, daß allzu viele Mißgriffe auch der besten Sache schaden können?"

In ihrem ersten Briefe hatte sie den jungen Schriftsteller ermahnt, sich eine feste ökonomische Stellung zu verschaffen, „denn bei schwedischen Schriftstellerhonoraren muß man oft seine Überzeugung aufs Spiel setzen, wenn man nicht verhungern will."

Er antwortete: „Um sich Brot zu verschaffen, ist es in den meisten Fällen nötig, zu heucheln oder seine eigene Meinung zu ersticken. Ich würde das thun, wenn ich das Leben eines solchen Opfers wert hielte, aber das finde ich nicht.“

Und mit bezug auf diese bitteren Worte schreibt sie:

„Ich weiß nicht, was ich darum gäbe, Dir in diesem widersprechen zu können. Aber ich kann nicht — ich kann nicht! Es ist so, daß man sich selbst zerreißen könnte, wenn man nur daran denkt! Wie auch der Wahrheitsliebendste manchmal dazu getrieben wird zu heucheln!

Aber sollen wir darum alles aufgeben? Nein, tausend Mal nein! Ich will es wenigstens nicht, nicht so lange ich noch ein bißchen Kraft übrig habe.

Und Du — Du Junger, Freier, Starker — Du solltest zu Kreuze kriechen, wie ein artiges, gezüchtigtes Kind, Dich hinlegen und von allem wegsterben, weil das Leben es nicht wert ist? Aber wenn Du das thust, dann kenne ich Dich nicht, dann verstehe ich Dich auch nicht, und dann weißt Du nicht, was Ibsen mit der „Arbeitsfreude“ meint.

Ich gehöre allerdings nicht zu jenen, die meinen, man müsse lieber das elendeste Leben weitererschleppen, als ihm ein rasches Ende machen; aber das bei der geringsten Widerwärtigkeit zu thun, ist jämmerlich.

Du dürftest fragen, was mich ans Leben bindet. Ich glaube, es ist die Indignation; wenigstens ist es weder Furcht vor dem Tode, noch Liebe zu meinem eigenen Dasein. — — — — —

Hast Du nie den schwarzen Troß gefühlt, der die Hände ballt und sagt: ich kann alles, ich kann mich sogar hinab zur Erde beugen, nur um der Freude willen, mich aufrichten zu können, wenn man es am wenigsten erwartet? Fühlst Du nicht, wie gerade unsere Erbitterung uns zwingt, in den Gang der Ereignisse einzugreifen, wenn die Gelegenheit zur Hand liegt? Siehst Du nicht, daß wir uns das elende Geld erkämpfen müssen, weil es uns Macht giebt und weil Macht Freiheit schenken kann? Und empfindest Du niemals den Einfluß der Naturmächte, die die Griechen Dämonen benannten? Ich meine, diese geheimnisvollen Verwandtschaftsverhältnisse, die zwischen unserem eigenen Wesen und der Arbeit bestehen, die wir auszuführen haben, und uns ihr mit der Kraft der Naturnotwendigkeit entgegentreiben. An sich ist die Kraft weder gut noch böse, aber unsere besten Handlungen und unsere schlimmsten fließen aus dieser selben Quelle.

Siehst Du nicht ein, daß man zu Zeiten die Zähne um seiner Überzeugung willen zusammenbeißen kann, gerade weil man sie einmal so hinausrufen will, daß sie gehört werden muß? Kannst Du es verwinden, daß jemand von Dir sagte, Du taugtest zu nichts und ihm dennoch nicht zeigen, daß er damals ein Lügner war? Wenn in einem nicht der Stoff zu Gutem so wie zu Bösem liegt, dann taugt man wahrlich nicht für diese Welt; es bedarf eines gewissen Muts, um den Kampf mit dem Leben recht aufzunehmen. Und dann — schließlich — hast Du nie eine so schreiende Ungerechtigkeit gesehen, daß Du weder Raft noch Ruh fandest, bis sie geahndet war?“

Dieser Brief ist ein sehr charakteristischer Ausdruck für Ernst Ahlgrens Seelenleben in der Zeit, in der ihre schriftstellerische Laufbahn beginnt, und gleichzeitig auch für die ethische und litterarische Wechselwirkung, die zwischen den beiden Freunden vor sich ging.

Sie hat selbst gesagt, daß sie niemals Männer in jener lebenswirklichen Art hätte schildern können, die ihre Arbeiten so wesentlich von denen der meisten Schriftstellerinnen unterscheidet, wenn ihr nicht das Leben und die vielseitige Erfahrung verschiedene Männercharaktere, die Möglichkeit der Zusammenarbeit mit einer männlichen Intelligenz auf der Grundlage vollkommener Gleichheit gegeben hätte. Dieser Kamerad hatte ihr gegenüber keinen Schimmer von männlicher Arroganz oder männlicher Galanterie gezeigt, und dies flößte ihr von Anfang an jenes große Gefühl der Sicherheit ein, das sie wagen ließ, sie selbst zu sein. Er war ebenso streng ehrlich in seiner einsichtsvollen Kritik als freigebig mit seiner Aufmunterung, und sie fühlte, daß ihr beides not that, aber vor allem Aufmunterung, um ihr von den vielen Mißerfolgen geschwächtes Selbstvertrauen zu stärken.

Ruhig und frei fuhren sie fort, die Fragen der Zeit, die Bedingungen der Arbeit, die Aufgaben und Ausdrucksmittel der Dichtung zu behandeln. Und sowohl die Art dieser Zusammenarbeit als des persönlichen Verhältnisses zwischen Ernst Ahlgren und Axel Lundegård — ein Verhältnis, das so ungewöhnlich war, daß es Mißdeutungen nicht entgehen konnte — ist durch das von Lebenswirklichkeit durchdrungene Werk „Die Mutter“ an den Tag gelegt. Die Details sind ungedichtet, die Charaktere bewahrt, obgleich der des Sohns vielleicht dadurch verloren hat, daß Ernst Ahlgren ihm nicht all die sympathischen Züge, die sie ihm geben wollte, mitzuteilen vermochte. Die Gestalt der Mutter hingegen ist im Großen gesehen das wirklichkeits-treueste Bild aus einem Gusse geworden, das die Zukunft von Ernst Ahlgren besitzen wird.

Diese starke Wechselwirkung hätte möglicherweise bei anderen Naturen für die Freiheit beider hemmend werden können, oder sie hätte das geistige Wachstum eines der beiden verkrüppelt. Aber in diesem Fall kam der glückliche Umstand dazu, daß eines jeden Natur gerade das verlangte, was die des andern zu geben hatte, und daß beider Entwicklung so parallel lief, daß keiner um des andern willen den Schritt beschleunigen oder hemmen mußte; ja, sogar wenn jeder für sich ein Stück Weges zurückgelegt hatte, trafen sich beide doch später auf demselben Punkt. Und diese seltene Gleichheit und Gemeinsamkeit der Entwicklung, diese nie versagende Erfahrung eines schließlichen Sichganzverstehens — trotz des einen oder anderen Konflikts oder Meinungsunterschiedes, wie er bei ausgeprägten Individualitäten nicht zu vermeiden ist — nährte das Gefühl geistiger Verwandtschaft, das beide immer fester aneinander knüpfte. Diese Freundschaft fand ihr schönes Denkmal in „Die Mutter“ und eine Fortdauer auch nach dem Tode in Ernst Ahlgrens literarischem Testament an Axel Lundegård. Dieses Testament über das Kostbarste, das ein Mensch dem anderen geben kann — seine Gedanken zu deuten, seine Arbeiten auszuführen, sein Lebenswerk zu vollenden — wurde in dem großen Vertrauen zu des Empfängers Willen und Fähigkeit, die Aufgabe würdig zu lösen, gegeben. Oftmals, besonders gegen das Ende zu, drückte Ernst Ahlgren ihre Freude darüber aus, daß dieses Lebensverhältnis wenigstens das geworden, was es sein sollte, das gegeben, was es geben konnte. Es hatte keinen tragischen Konflikt, keinen unlösbaren Widerspruch geborgen, sondern von Anfang bis zu Ende die Färbung bewahrt, die sie in ihrem ersten Brief durch das Anredewort „Kamerad“ angab — die Anrede, die auch ihren letzten Brief an den Freund einleitet, der in vollem Versehen ihre Arbeitsfreude auf dem Erntefeld geteilt, auf dem sie ihn nun allein zurückließ.

* * *

Von 1883—1886 erstreckt sich Ernst Ahlgrens glücklichste Arbeitszeit. Im Frühling 1884, etwas später, als der oben angeführte Brief geschrieben wurde, kam „Aus Schoonen“ heraus und spannte die Erwartungen in Bezug auf das nächste Buch des Verfassers sehr hoch. Und dieses war „Geld“ (1885) — von vielen noch als Ernst Ahlgrens bestes Werk betrachtet — das mit einem Schlage ihre Popularität begründete. Der Erfolg war umso echter, als er im wesentlichen von der Kritik unbeeinflusst war; das Publikum nahm sich — sowie später bei „Frau Marianne“ — die Freiheit, enthusiastisch zu sein, bevor noch ein angesehenes Kritiker die Erlaubnis dazu gegeben. Und leider ist die lesende Allgemeinheit nicht oft so wagemutig.

Ein Ausdruck der vielen warmen Sympathien, die „Geld“ in den allerverschiedensten Kreisen der Verfasserin einbrachte, war die Einladung von Frau Sophie Adlersparre, ein Gast ihres Hauses zu sein, die im Herbst 1885 Ernst Ahlgren nach Stockholm führte. Dies war ihr erster längerer Aufenthalt in der Hauptstadt, die sie vorher nur drei Mal für kurze Zeit besucht hatte.

(Schluß folgt.)



Seine Jugendliebe.

Von

Gertrud I. Kleff-Berlin.

Nachdruck verboten.

I.
In der Nähe von Malmö, unweit der Küste, liegt der alte Herrensitz der Thengholms. Es ist ein großes, schönes Gut, das seinem jeweiligen Besitzer ein recht reichliches Auskommen gewährt. Die freie Natur ringsumher, der weit, fast unendlich sich ausdehnende Horizont, die Nähe des unergründlichen, ewig wechselnden und ewig gleichen Meeres drückt den Bewohnern jener Gegenden einen unverkennbaren und unverwischbaren Stempel auf. Wie die sie umgebende Natur, haben sie einen Zug ins Weite, Freie, Gleichmäßige; sie sind Menschen von großen, manchmal beinahe starr und schwerfällig wirkenden Linien, Menschen, wie sie der nervöse Großstädter von heute kaum mehr zu verstehen vermag.

Die Thengholms, die vor wenigen Jahrzehnten auf Thengholmslund lebten, waren frische, kräftige Menschen von ruhigem Temperament und mäßigem Verstand. Sie hatten eine einzige Tochter, Estrid, ein großes, schlankes, blühendes Mädchen, das mit hellen, ruhig blickenden Augen durchs Leben ging. Doch von ihr soll hier weniger die Rede sein als von einem Vogel, der zur Familie der großen Seeadler gehörte und Hans Thengholm hieß. Denn so liebenswürdig Estrid auch war, ihre bessere Hälfte war dennoch Hans, ihr Adler, der dabei nicht nur ihre bessere Hälfte, sondern zugleich ihr Ein und Alles war.

Ein verwegener Bauernbursche hatte ihn vor etwa fünfzehn Jahren als halbflüggeltes Tier mit Lebensgefahr aus dem Horste gehoben. Die Hände des kühnen Burschen wiesen für den ganzen Rest seines Lebens erhebliche Spuren seines Kampfes mit dem ritterlichen Adlerkind auf; denn es hatte sich tapfer gewehrt. Er schenkte seinen Fang der

damals zehnjährigen, bei den Leuten sehr beliebten Estrid, und die Eltern erlaubten ihr gern, den Vogel zu behalten und aufzuziehen. Er war in einem Alter, da er der elterlichen Pflege nicht mehr unbedingt bedurfte, und Estrid, eine leidenschaftliche Tierfreundin, wußte so unwiderstehlich zu bitten, daß die Eltern ihr diesen Wunsch nicht abschlagen konnten und mochten. Ein besonderer Raum wurde für den Adler hergestellt. Er verursachte Mühe und Kosten genug, denn königliche Logiergäste sind bekanntlich „eine Ehr' und machen den Beutel leer.“ Ganz so schlimm war es nun freilich in diesem Fall nicht; denn Hans, so vornehm er auch war, legte auf Tafelfreuden nur sehr geringen Wert. Er fraß um zu leben, nicht um zu genießen.

So wuchsen die beiden jungen Geschöpfe miteinander heran. Estrid hatte sich allmählich zur guten Fee der armen Leute herausgebildet; sie liebten das Mädchen — auch abgesehen von ihren Wohlthaten — alle. Estrid redete ihre Sprache mit ihnen und war ihnen in ihrem einfachen, ungekünstelten Wesen verständlich und verwandt. Hans war ihr unzertrennlicher Begleiter bei ihren Besuchen in den Hütten und Höfen — bald hüpfend, bald mit seinen gestutzten Schwingen schwerfällig am Boden hinfliegend — so begleitete er sie auf allen ihren Wegen. Sie brachte den Leuten stets allerhand gute und nützliche Dinge mit, Dinge, deren Besitz sie einen schweren Kampf mit der Haushälterin gekostet hatte; — auch klingende Münze, wie es Pflicht und Schuldigkeit einer guten Fee ist, stets Geld im Beutel zu haben.

Eine recht stattliche Fee war sie — hochgewachsen, schlank und kräftig, mit einem frischen, klaren Gesicht, dem man den be-

ständigen Aufenthalt in der freien, herben Luft ansah. Wenn Hans den Platz auf ihrer Schulter, den er in seiner Kindheit oftmals inne gehabt hatte, allzu dringend begehrte, so war sie sogar jetzt noch imstande, ihn eine Weile so zu tragen — eine wahrhaft großartige Kraftprobe, denn der Adler war nun drei Fuß lang, mit über sieben Fuß Flugbreite. Er hatte, wie seine Herrin meinte, mehr als Menschenverstand — eine Behauptung, die sich freilich nicht mit Sicherheit feststellen ließ, denn für den Verstand giebt es weder Maß noch Gewicht, und Worte fehlten ihm. Doch hatte er ihr schon Beweise einer fast unheimlichen Intelligenz gegeben, die das Mädchen förmlich mit Eheu vor dem unergründlichen Gefährten erfüllten.

Höchst ungern nur entschloß sie sich dazu, das schöne Tier zu verstümmeln, indem sie ihm die Schwingen stutzen ließ. Doch hatte man ihr dazu geraten, weil, wie die Leute meinten, die Zeit kommen werde, da er Liebesgelüsten nachgeben und seine Freundin verlassen würde. Aber der Adler schien keine Liebesansichtungen zu kennen.

II.

Estrid kam in die Küche, um sich wie schon oft ein Gericht Fische für ihren Liebling zu erkämpfen. Sie war sehr erfreut, als sie ein paar große Hechte im Fischeimer bemerkte. Doch die Haushälterin eilte darauf zu wie eine Gluckhenne, deren Brut bedroht wird, und rief:

„Die Fische sind für die Leute bestimmt, Fräulein Estrid! Ich kann Ihnen keinen davon abgeben!“

„Geben Sie den Leuten doch Fleisch,“ schlug Estrid vor; „das wird ihnen lieber sein als die immerwährenden Fische! Da hängt ja ein großer Braten in der Speisekammer! Und wie ist's mit den Feldhühnern, die der Verwalter gestern schoß?“

„Hat alles schon seine Bestimmung!“ antwortete knurrig die Haushälterin. „Ihrem Adler schadet es nichts, wenn er einmal einen Tag leer ausgeht!“

In diesem Augenblick trat der Stallknecht ein mit einem Kaninchen in der Hand. Er mußte das Tierchen eben erst geschossen haben,

denn es zeigte noch schwache Spuren von Leben.

Die Kaninchen waren in Estrids frühesten Kindheit ihre Spielgefährten gewesen, hatten sich dann, nach Kaninchenart, stark vermehrt, waren ausgebrochen und nun in Feld und Wald zu Schädlingen geworden, die jedermann schießen durfte. Es war nicht das erste Mal, daß der gutmütige Stallknecht die Nahrungssorgen Estrids und ihres Adlers zerstreute.

„Schönen Dank, Peter!“ sagte die junge Herrin froh. „Du mußt es ihm aber selbst bringen. Du weißt, etwas Lotes nimmt er nicht, und ich kann es nicht sehen, wie er solch ein Tier frißt. Bei den Fischen, die er ja auch viel lieber nimmt, mache ich mir weniger daraus, und er macht ihnen ja auch gewandter und barmherziger den Garauß, als eine Köchin es thun würde.“

Hans hatte gespeist und gab sich seinen Gedanken hin, in die er ganz versunken schien. Doch als Estrid auf ihn zukam, wurde er lebendig. Er hing mit großer Innigkeit, mit verhaltener Leidenschaftlichkeit an ihr. Sein Leben hätte er für sie hingegeben — und wirklich sollte es ihm beschieden sein, um ihretwillen zu sterben und sie durch seinen Tod vor einem Schicksal zu bewahren, das ihr vermutlich Leid gebracht haben würde.

„Wollen wir an den Strand gehen, Hans?“ fragte Estrid.

Er war gleich bereit. Sie hatte einen Auftrag an eine der Wäscherinnen, die dort eben die Wäsche klopften. Während das Weib mit Estrid plauderte, setzte sich der Adler auf die frischgewaschene Wäsche, die auf einem flachen Stein lag. Das Weib eilte herbei, um ihn wegzujagen. Der Adler legte mit sanfter Mahnung einen seiner Fänge flach auf ihren Arm. Sie kreischte. Das gefiel ihm nicht. Mit einem verächtlich nachgiebigen Blick stieg er herunter und stellte sich wie ein zu Diensten stehender Kavalier neben Estrid, welche sagte:

„Ach, ihr Leute, ihr kennt doch meinen Hans seit so vielen Jahren und wißt, daß er noch nie ernstlich Schaden angerichtet, geschweige denn jemand verlegt hat!“

„Aber,“ meinten die Weiber, „er sieht so grausam gefährlich aus. Er könnte beißen!“

„Wir alle könnten alles mögliche Böse thun und thun es doch nicht! Komm, Hans, wir machen einen Krankenbesuch bei Mutter Evenson!“

Die beiden Unzertrennlichen zogen ab.

Während Estrid in der Hütte bei Mutter Evenson war, blieb der Adler draußen auf der niederen Treppe sitzen und wartete. Das eine seiner durchdringenden, klugen Augen blieb zu scharfer Beobachtung offen, während sich das andere über wer weiß welchen Grübeleien schloß. So saß er unbeweglich und wartete — ein Bild des Tiefsinns und der Geduld.

III.

Estrid reiste zu entfernten Verwandten in die Nachbarprovinz, und die Jugendfreunde trennten sich zum erstenmal für längere Zeit. Des Adlers guter Freund, der Stallknecht, übernahm seine Pflege. Er war der einzige von den Gutsbewohnern, der, außer Estrid, Verständnis für ihn zeigte. Gewandt im Schreiben, wie er bei seiner guten schwedischen Volksbildung war, schrieb er dem Fräulein einen um den andern Tag ein Bulletin. Es war nicht zu befürchten, daß der Adler durch die Trennung Schaden erleiden würde, er war zäh, war Stoiker und Herr seiner Leidenschaften, schien auch zu wissen, daß er Estrid wiedersehen würde; denn im jahrelangen, ununterbrochenen Verkehr mit ihr hatte er wohl gelernt, sie zu verstehen.

Aber Freunde sollten — wennmöglich — Trennungen vermeiden; weiß man doch nie, wie man einander wiederfindet. Auch mit Estrid vollzog sich eine Veränderung. Eric Sundvall, der älteste Sohn ihrer Gastfreunde, verliebte sich in sie und fand Erwidierung seiner Gefühle.

Es ist schon soviel Unwahres und Nürrisches über die Liebe geschrieben worden, daß man über diesen einen besondern Fall von Verliebtheit füglich hinweggehen darf. Estrids Liebe war vielleicht nur der Tribut, den jeder Mensch ein oder das andre Mal diesem Tyrannen der Menschheit entrichten muß. Aber ihre unwahre Liebe sollte dazu bestimmt sein, ihre wahre Freundschaft zu verderben.

Die jungen Leute verständigten sich und verabredeten, daß Eric eine Woche nach

Estrids Heimkehr sich auf Thengholmslund ihren Eltern vorstellen sollte.

Als Estrid nach Hause kam, freute sie sich natürlich sehr, ihren alten Hans wiederzusehen. Doch hatte sie etwas Zerstreutes, Gedankenvolles an sich, das ihr Freund gewiß schmerzlich empfand. Sie bemerkte nicht einmal die äußerliche Veränderung, die allmählich mit ihm vorgegangen war. Die alten Flugfederstummeln waren ihm ausgefallen und durch neue Federn ersetzt worden. Hans war jetzt ein imposanter, gewaltiger Vogel; aber da Estrid sehr in Anspruch genommen war und fast immer zu Hause blieb, konnte er ihr seine Flugkünste noch nicht vorführen.

Der junge Sundval war mittlerweile angekommen, hatte sich aber den Eltern gegenüber noch nicht erklärt. Doch wußten sie durch ihre Tochter um seine Absicht und waren damit einverstanden.

Am Tage nach seiner Ankunft machte Estrid einen ihrer gewohnten Krankenbesuche, aber ohne den Adler mitzunehmen, da Sundval ihr entgegenkommen wollte. Zur bestimmten Zeit machte er sich auch auf den Weg und nahm seine Flinte mit, um womöglich ein paar Wildenten zu schießen.

Unterdessen schwang sich Hans, der Adler, aus seinem nach oben zu offenen Zwinger, um nach Estrid auszuspähen, die er offenbar vermißte. Es war sein erster richtiger Flugversuch, und er gelang ihm noch nicht ganz nach Wunsch. Doch stand er bald ziemlich hoch oben in der Luft, gerade über der Stelle, wo Estrid wartend und träumend im Haidekraut lag. Sie sah nicht auf und bemerkte ihn nicht. Langsam ließ er sich niedergleiten.

Da plötzlich krachte ein Schuß. Der Adler taumelte, sank und fiel schwer vor Estrids Füßen nieder. Er schlug noch einmal mit den mächtigen Flügeln und schaute seine Herrin aus treuen, klugen Augen noch einmal an. Dann war er tot.

Estrid war wie betäubt vor Schreck. In einem wahren Thränenstrom warf sie sich über den toten Gefährten. Sie beachtete es nicht, daß Sundval neben sie trat und sie erstaunt fragte:

„Wie können Sie um einen erlegten Adler so weinen?“

„Es war mein eigner Adler, mein Hans!“ stammelte sie mühsam, „und ich hing so sehr an ihm!“

„O wie leid mir das thut!“ sagte der junge Mann. „Wenn ich das hätte ahnen können! — Aber ich wußte ja von nichts! Nicht wahr, Sie zürnen mir nicht, Estrid?“ drang er in sie.

„Nein, nein!“ murmelte sie gedankenlos. Sie dachte damals in ihrem Schmerz und auch später, als sie ruhiger geworden war, nicht daran, daß sie bei Sundbals mehr als einmal ihres Adlers Erwähnung gethan hatte.

Schweigend gingen sie nach Hause. Der junge Mann dachte, als er Estrids Verstört-heit sah, daß dieses Tier wohl unter Umständen den Frieden seiner zukünftigen Häuslichkeit erheblich hätte stören können, und so leid es ihm um Estrid that, so wünschte er sich doch im Innersten Glück dazu, daß sein tüchtiger Schuß so gut getroffen hatte.

Die Sache verhielt sich nämlich doch etwas anders, als er sie dargestellt hatte. Als er den Adler in der Luft hatte stehen sehen, hatte er sehr wohl geahnt, daß es Estrids Adler sei; aber ein brutales, unwiderstehliches Verlangen hatte ihn gepackt, das herrliche Tier zu schießen. Auch war es ihm eigentlich recht erwünscht, den unbequemen, zukünftigen Hausfreund aus der Welt zu schaffen, so lange er es noch thun konnte, ohne daß ein Verdacht auf ihn fiel.

Derartiges zu argwöhnen, kam Estrid nicht in den Sinn. Sie selbst kannte keinerlei Hinterhältigkeiten, auch keine unbewussten. Sie war die verkörperte Wahrhaftigkeit, und ihrer einfachen, gesunden Natur mußten Mißtrauen und kleinliche Berechnung fremd sein.

Der Verlust des Freundes schmerzte sie tief. Sie hatte das Gefühl, daß sie mit ihm zugleich den besten Teil ihrer kraftvollen, gesunden Jugend verloren habe, und daß ein neues, ein reizloseres, nüchterneres Leben für sie beginne.

Sundbal war ungemein verblüfft über die Wirkung seines Schusses. Er fand es albern und excentrisch, ein Tier so lange und so tief zu betrauern. Die Eltern dagegen hatten großes Mitleid mit ihr, denn sie kannten die

Innigkeit des Verhältnisses zwischen ihrer Tochter und dem ritterlichen Jugendfreund.

Nach ein paar Tagen näherte sich der junge Mann seiner Erwählten wieder, und sie versuchte auch, ihm entgegenzukommen. Hegte sie doch keinen kleinlichen Groll gegen ihn, der, wie sie meinte, nur das Werkzeug des Zufalls gewesen war, während die eigentliche Schuld auf ihr selbst lastete. Aber — gewissenhaft wie sie war, erschrak sie sehr, als sie gewahr wurde, daß sie nichts mehr für ihn empfand. Sie begriff sich selbst nicht. Sie hatte den Mann doch lieb gehabt und um feinetwillen sogar den alten Jugend- gespielen vernachlässigt und dadurch geopfert.

Sie war zu unerfahren und unweltlich, um zu wissen, daß das, was man meist Liebe nennt, ein trügerisches Ding ist.

Sundbal schien ihr nun, was er in Wirklichkeit, ohne ihr Wissen immer gewesen war — ein Fremder. Fühlte sie mit dem Instinkt der unverfälschten, lauterer Natur die Lüge, und war es diese Lüge, vor der ihre Liebe zerstorben war?

Der Schmerz um die verlorne, ungewöhnliche Freundschaft, und die Scham darüber, daß sie die gewöhnliche menschliche Liebe nicht festzuhalten vermochte, zehrten an ihr und setzten ihre Walkürenkraft herab. Die Eltern baten den jungen Mann, einstweilen abzureisen und meinten, Estrids Zuneigung werde sich mit der Zeit und bei ruhiger Überlegung ihm wieder zuwenden.

Aber Estrid wandte sich weder ihm noch einem andern zu. Sie blieb unverheiratet, und noch nach vielen Jahren konnte man der hochgewachsenen, schlanken Gestalt auf ihren Wegen durch Feld und Wald begegnen. Sie war jetzt eine weißhaarige, aber immer noch gute, aufopfernde und von jung und alt geliebte Fee. Ihren Jugendgefährten vergaß sie nie, oft und gern sprach sie von ihm. Jedenfalls hätte sie sich rühmen können, die einzige zu sein, deren Herzensfreund ein Adler gewesen. Neben den vielen berühmten Liebespaaren darf wohl auch dieses unberühmte, aber in seiner Art vielleicht einzig dastehende Paar genannt werden.





Neue Lehrkurse für Kinderkranken- pflegerinnen.

Von Amalie Junst.

Nachdruck verboten.

So vortrefflich und vielseitig auch immer die Ausbildung ist, die das Pestalozzi-Fröbelhaus, unsere Kindergärten und andere Lehranstalten den Kinderpflegerinnen und Kindergärtnerinnen für ihren Beruf zu teil werden lassen, es fehlte die Schulung zur Kinderkrankenpflege. Diesen Mangel haben nicht nur die Kinderpflegerinnen selbst oft schmerzlich empfunden, sondern ebenso die Mütter der Kleinen. Junge Mädchen, denen die Obhut der Kleinen anvertraut ist und die ihres Amtes mit Liebe und Freude walten, werden nur ungern in Krankheitsfällen die Pflege ihrer Schutzbefohlenen geschulteren Händen überlassen. Und ebenso wertvoll muß es der Mutter sein, wenn sie das schwierige Amt der Krankenpflege mit der Kinderpflegerin teilen kann, an die das Kind gewöhnt ist und zu der es Vertrauen hat. Darum ist es mit großer Freude zu begrüßen, daß sich unter der Leitung des Direktors des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses, Dr. Baginski, eine Lehranstalt aufgethan hat, die eine gründliche Schulung in der Kinderpflege mit Rücksicht auf die Bedürfnisse der Kleinen selbst, wie auch auf die Besonderheiten der Krankheitsformen des kindlichen Alters gewährt. Daß die Angliederung dieser Lehrkurse an eine Anstalt, wie das Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhaus, eine ganz besonders vielseitige Ausbildung gewährleistet, bedarf kaum der Erwähnung.

Die Anmeldung zur Aufnahme geschieht, wenn möglich, durch persönliche Vorstellung, sonst schriftlich bei der Oberschwester; die Entscheidung über die Aufnahme trifft die Direktion.

Die Aufnahme kann jederzeit erfolgen. Die Lehrkurse beginnen am 1. Mai und 1. November. Bedingungen zur Aufnahme sind:

a) ein Alter von 20—30 Jahren, sofern nicht unter besonderen Umständen Ausnahmen zugelassen werden;

b) ein befriedigendes ärztliches Gesundheitsattest mit besonderer Berücksichtigung überstandener Infektionskrankheiten (Masern, Scharlach u. s. w.);

c) eine ausreichende allgemeine Bildung;

d) ein selbst verfaßter und selbst geschriebener Lebenslauf;

e) Empfehlungen bekannter Personen oder ein Führungsattest von einem Geistlichen oder der Ortsbehörde.

Wird die Bewerberin angenommen, so hat sie sich schriftlich zu verpflichten, den für die Pflegerinnen dieser Anstalt geltenden Bestimmungen Folge zu leisten. Das Lehrgeld, welches beim Eintritt zu entrichten ist, beträgt 100 Mark. Die Ausbildung dauert ein Jahr und umfaßt alle Zweige der Kinderkrankenpflege, einschließlich der Säuglingspflege. Die Schülerin wird während dieser Zeit im Kinderkrankenhaus beschäftigt, erhält Wohnung, Verköstigung und Reinigung der Wäsche, Dienstkleidung und nach Ablauf von sechs Monaten ein Taschengeld von monatlich 10 Mark.

Die Direktion hat das Recht, eine Schülerin, die sich als nicht geeignet zur Krankenpflege erweist, am 1. oder 15. jeden Monats nach vorausgegangener vierzehntägiger Kündigung zu entlassen. Die Schülerin hat in den ersten zwei Monaten das Recht, nach vierzehntägiger Kündigung auszuschiden; es werden in beiden Fällen von dem gezahlten Lehrgeld für jeden Monat 50 Mark für Pension in Anrechnung gebracht, ein etwaiger Rest wird zurückgezahlt.

Jede Schülerin wird Mitglied der allgemeinen Ortskrankenkasse, die im Erkrankungsfall für sie eintritt. Die Beiträge werden von der Anstalt gezahlt.

Nach beendeter Ausbildung erhält die Schülerin ein Abgangszeugnis. Auch wird die Anstalt bemüht sein, für ein weiteres Fortkommen zu sorgen. Denn naturgemäß werden häufig genug Anfragen nach derartig geschulerten Pflegerinnen der Anstalt selbst zugehen.

Die neue Einrichtung wird in erster Linie den Kindergärtnerinnen und Pflegerinnen vermehrte Ausichten auf Erwerb geben, denn es leuchtet ein,

daß Kinderpädagoginnen, die ihrer Ausbildung nach sich diesem Spezialkursus in der Kinderkrankenpflege anreihen, sicher gesucht und ihren vermehrten Kenntnissen entsprechend um so besser honoriert werden. Aber auch solche, welche sich nur der Pflege widmen wollen, werden leicht Verdienst finden, denn gerade Kinderkrankheiten, besonders die Infektionskrankheiten, machen ja oft die Hinzuziehung

einer Pflegerin notwendig. Die Leistungen der Pflegerinnenschule zeigen, daß die Ausbildung keine allzu großen Geldopfer erfordert, da ja die Lehrzeit schon bezahlt wird.

Anmeldungen sind zu richten an die Oberschwester des Kaiser und Kaiserin Friedrich-Kinderkrankenhauses, Berlin N. Reinickendorferstraße 32. Die Anstalt selbst ist in der Magstraße 13c.

Für Haus und Familie.



Ein außerordentlich praktischer neuer **Douche-Apparat** ist seit kurzem durch die Firma M. Pech, Verbandstoffabrik, Berlin W., Karlsbad 15, zu beziehen. Der Apparat, den wir obenstehend abbilden, besteht aus einer am Innenrand mit Löchern versehenen Celluloid-Röhre, der man, da Celluloid in heißem Wasser biegsam wird, jede beliebige Form geben kann, und die daher natürlich auch für Erwachsene zu gebrauchen ist. Durch einen Schlauch wird diese Röhre mit der Wasserleitung in Verbindung gesetzt. Dadurch, daß sich die Röhre dem Körper eng anschmiegt, wird das Herumspritzen des Wassers verhindert, so daß schon eine kleine Wanne genügt, um das Wasser aufzufangen. Die Celluloid-Röhre kostet 2,50 Mark, der dazu gehörige Wasser Schlauch 1,50 Mark pro Meter. Eine Gummiwanne mit Etui liefert dieselbe Firma zum Preise von 12,50 Mark. Der Apparat wird für Reisen und Sommerfrischen gewiß manchem willkommen sein.

Ein noch junges Erzeugnis unserer Industrie, das sich aber bei allen, die es in Gebrauch genommen, bereits des besten Rufes erfreut, ist die **Sunlight-Seife**. Die Fabrik, die das Recht der Herstellung dieses Fabrikats für Deutschland von der englischen Firma erworben hat und es nun unabhängig von ihr ausübt, ist eines der größten industriellen Etablissements auf der fabrikreichen Rheinau bei Mannheim. Um die Vorzüge des Fabrikates in möglichst weiten Kreisen bekannt zu machen, hatte die Direktion Anfang Juli die Ver-

treter der Fabrik in Deutschland und Vertreter der Presse zu einer Besichtigung der Fabrikanlagen und zu einer „Schau-Wäsche“ mit Sunlight-Seife eingeladen. Die Vorzüge der Seife bestehen vor allem darin, daß ihre Anwendung sowohl das Brühen als auch das Waschen, Bürsten und übermäßige Reiben der Wäsche überflüssig macht. Man braucht die Wäsche nur einzuseifen, in lauwarmem Wasser zusammengerollt einige Stunden stehen zu lassen und dann auszuwaschen. Um das zu beweisen, wurden die Waschdemonstrationen auf doppelte Weise vorgenommen. Zuerst wurde Wäsche, die am Abend vorher eingeseift war, ausgewaschen. Dann wurde ein Haufen sehr schmutziger Wäsche eingeseift, zusammengerollt und in Wasser gesteckt. Das Auswaschen erfolgte nach einigen Stunden, während derer die Zuschauer die Fabrik besichtigten. Beide Demonstrationen ergaben nach der Versicherung aller Anwesenden ausgezeichnete Resultate. Die einfache Behandlung genügte vollkommen, um die Wäsche zu reinigen, ein Erfolg, den sich nun gewiß manche Hausfrau zu nütze machen wird.

Die Fabrikanlagen selbst entsprechen allen Anforderungen modernster Technik, sowohl in bezug auf den Maschinen-Betrieb, als auf die hygienisch vorzügliche Einrichtung der Arbeitsräume, so daß auch in dieser Hinsicht die Besichtigung außerordentlich interessant war.

Die **Industrieschule von Frau Gizela Farkas** in Bäuffy Hunyad in Siebenbürgen wird uns im Anschluß an den Artikel der Juninummer, „Frauenbestrebungen in Siebenbürgen“, durch die Präsidentin des Wiener Frauen-Gewerbevereins als eine ganz besonders bemerkenswerte Institution zum besten der erwerbenden Frauen genannt. In dieser Schule verfertigen ca. 600 Frauen, die im Sommer im Felde arbeiten, im Winter Hand-Leinwandstickereien, die nach dem Ausdruck erster Kapazitäten sowohl um der ausgezeichneten Ausführung willen als auch als Unterrichtsmaterial zu dem Westen gehören, was Frauenarbeit auf diesem Gebiet leistet. Die Arbeiten sind mehrfach prämiert, sie fanden sowohl auf der kürzlich veranstalteten Frauen-Gewerbeausstellung in Wien als auch jetzt in Paris ungeteilten Beifall und wurden mit der goldenen Medaille ausgezeichnet.



Frauenleben und -Streben.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Der Verein Frauenbildung-Frauenstudium** hielt am 30. und 31. Mai seine diesjährige Mitgliederversammlung in Weimar. Die zahlreich erschienenen Teilnehmer wurden von Fräulein Natalie von Milde am Abend des 29. Mai im Saale des Hotel Erbprinz empfangen. Die Vormittage des 30. und 31. Mai waren den geschäftlichen Sitzungen gewidmet, die von Fräulein von Doemming geleitet werden. Aus dem zuerst vorgetragenen Jahresbericht des Vereins heben wir als wichtig hervor: Die Satzungsänderungen auf der außerordentlichen Generalversammlung zu Wiesbaden behufs Eintragung des Vereins in das Vereinsregister, die dann im Februar 1900 erfolgt ist; die Schenkung von 20 000 Mark an den Verein durch Frau Lenz-Heymann und schließlich die Genehmigung der Immatrikulation weiblicher Studierender durch die badische Regierung an den Universitäten Freiburg und Heidelberg. Die Berichte der Abteilungen lagen gedruckt vor und lieferten ein anschauliches Bild von der sehr verschiedenartigen, überaus regen Tätigkeit, die diese im Laufe des Jahres entfaltet haben. Nach Erledigung des Geschäftlichen ging man zur Beratung der Anträge über. Der besonders wichtige, weil tief einschneidende Antrag Mannheim, Belehrung und Arbeit auf sozialem Gebiete in das Vereinsprogramm aufzunehmen, da mehrere der Abteilungen tatsächlich nach dieser Richtung hin arbeiteten und schöne Erfolge erzielten, wurde von der Vertreterin der Abteilung Mannheim, Frau Baffermann, selbst zurückgezogen, da die Diskussion die Gefahren einer derartig schrankenlosen Erweiterung des Vereinsprogramms scharf beleuchtete. Damit fielen auch zwei ähnliche Anträge, die Baden und Heidelberg gestellt hatten.

An Subventionen wurden bewilligt 900 Mark für das Progymnasium in Baden-Baden, 2800 für den Gymnasialzirkel in Königsberg, 3000 für eine in Frankfurt neu zu errichtende Anstalt mit gymnasialem Unterricht, 1000 Mark für die notwendig gewordene Vergrößerung des Internats in Karls-

ruhe, dessen Kapital man hierfür nicht angreifen wollte. Die Oberaufsicht für das Internat, sowie die Verwaltung seines Vermögens wurden in die Hände eines Ausschusses gelegt, bestehend aus Fräulein Dr. v. Doemming, Fräulein Dr. Gernert, Fräulein Otten, Herrn Bürgermeister Siegrist und Herrn Dr. Knittel. Der Subventionsantrag von Frankfurt erregte eine lebhafte Debatte, da seine Forderung, eine Unterstützung des geplanten Unternehmens auf mehrere Jahre hinaus zuzusichern, nicht bewilligt werden konnte. Außerdem kam es dabei zu einer Erörterung prinzipieller Natur darüber, welche Anstalten vorzugsweise Anspruch auf Unterstützung durch den Verein hätten. Fräulein Dr. Winterhalter betonte, daß man zwar durch die Schulbehörde gezwungen worden sei, der Frankfurter Anstalt den Namen „Gymnasialkurse“ zu geben und nur solche Schülerinnen aufzunehmen, die die höhere Mädchenschule absolviert hätten, daß man aber die feste Absicht hege, den Kursus nach unten hin zu erweitern, sobald man die Erlaubnis dazu erwirken könne. Ihre Ausführungen überzeugten die Versammlung davon, daß man in Frankfurt ganz im Sinne des Vereins arbeiten wolle, der auf eine möglichst gründliche Vorbereitung zum Studium dringt, ohne die gleichwertigen Knabenschulen allzu ängstlich kopieren zu wollen.

Lebhaftes Interesse erregte ein Antrag von Fräulein Schlobtmann mit daran anschließendem Referat über die Stellung des Vereins zur Mädchenschulfrage, dem ein Korreferat von Fräulein Hagemann folgte. Der Antrag von Fräulein Schlobtmann, die Versammlung möge eine Kommission erwählen, die Vorschläge für die vom Verein gewünschte Reform der höheren Mädchenschule mache, wurde dahin verändert angenommen, daß nicht die Versammlung, sondern der Vorstand diese Kommission ernennen solle und Fräulein Schlobtmann die bezügliche Vorschläge mache.

Fräulein Hagemann wurde beauftragt, einen Kranz im Namen des Vereins an dem Denkmal

von Frau Luise Otto-Peters bei dessen Enthüllungsfest niederkulegen.

Die Neuwahl des Vorstandes ergab eine große Veränderung für den Verein, da die erste Vorsitzende, Fräulein Dr. von Doemming, zum großen Bedauern des Vereins erklärte, ihr Amt nicht wieder übernehmen zu können. Es wurden gewählt: Frau Adelheid Steinmann, Freiburg, erste Vorsitzende, Fräulein Dr. Winterhalter, Frankfurt a. M., zweite Vorsitzende, Fräulein Paula Schlotmann, Freiburg, Schriftführerin, Frau Kohlhepp, Freiburg, erste Schatzmeisterin, Frau Bertha Neumann, Freiburg, zweite Schatzmeisterin, Fräulein Dr. Gernet, Karlsruhe, Frau Wasserwirth, Mannheim, Frau Marianne Weber, Heidelberg, Frau Klara Reichmann, Königsberg.

Fräulein Dr. Mensch brückte zum Schluß in warmen Worten Fräulein Dr. von Doemming den Dank des Vereins aus für ihre treue Leitung und die vielen Opfer, die sie ihm gebracht hat.

Am Abend des ersten Versammlungstages hielt Herr Professor Rein aus Jena einen Vortrag über „Gemeinsame Schulerziehung von Knaben und Mädchen,“ am zweiten Abend Frau Marie Stritt über „die Frauenfrage eine Menschheitsfrage.“

Das erste sichtbare Zeichen einer Wirkung der diesjährigen Hauptversammlung ist die Gründung einer neuen Abteilung in Weimar, deren Leitung Fräulein Natalie von Milbe freundlichst übernommen hat. An die Weimarer Abteilung haben sich die Jenaer Mitglieder des Vereins angeschlossen, die durch einen durch Fräulein Dr. Mensch gehaltenen Propagandavortrag ebenfalls einen nicht unbedeutenden Zuwachs erhalten haben.

* **Die Universität Leipzig** läßt jetzt Frauen, die eine geeignete Vorbildung nachweisen, auf Grund besonderer Genehmigung des Kultusministeriums und mit Vorbehalt der Zustimmung der betreffenden Dozenten als Hörerinnen zum Besuche der Vorlesungen und zur Benutzung der akademischen Anstalten zu. Als geeignet vorgebildet gelten solche Frauen, die in einem deutschen Bundesstaate die Reifeprüfung eines Gymnasiums oder Realgymnasiums bestanden oder die Befähigung zur Übernahme eines selbständigen Lehramtes als Lehrerin erworben haben oder, sofern es sich um das Studium der Zahnheilkunde handelt, den Nachweis der von den Studierenden dieses Faches geforderten Vorbildung erbringen. Zulassungsgesuche sind an die Immatrikulationskommission der Universität Leipzig zu richten. Zugleich hat das Königl. Sächs. Ministerium zwei Studentinnen der Philologie, welche jetzt in Leipzig studieren und

früher die Leipziger Gymnasialkurse besucht haben, mitgeteilt, daß sie nach Vollendung ihrer Studien zur staatlichen akademischen Oberlehrerprüfung zugelassen werden sollen. Auch die Semester, die sie bis jetzt studiert haben, sollen ihnen angerechnet werden.

* **Die philosophische Fakultät in Wien** promovierte am 14. Juni Fräulein Cäcilie Wendt. Die Doktorandin hatte sich bereits durch bemerkenswerte Arbeiten in ausländischen mathematischen Fachschriften einen Namen erworben. Sie bereitet sich zur Zeit zur Lehramtsprüfung für Mittelschulen vor, einem Examen, das etwa unserm pro facultate docendi entspricht.

* **Der österreichische Gewerkschaftskongreß**, der in Wien um die Mitte Juni tagte, nahm einen Antrag an, wonach Frauensektionen „überall dort, wo das Bedürfnis nach Organisation der weiblichen Mitglieder sich geltend macht, zu errichten sind.“ Diese Sektionen haben dann im Einvernehmen mit der Leitung der Organisation, der sie angehören, agitatorisch und organisierend zu arbeiten.

* **Die Baumeister-Schlußprüfungen** bestand Ende April Fräulein Erika Paulas in Budapest. Sie war zuerst Zeichnerin am städtischen Ingenieuramt zu Bistritz, bestand dann die Maurerprüfung und hat jetzt schon eine mehrjährige Praxis als Baumeisterin ohne offizielle Anerkennung hinter sich, während der sie zwölf größere Bauten leitete.

* **Ein Frauen-Meeting** zum Zweck energischen Protestes gegen den südafrikanischen Krieg fand am 13. Juni unter Vorsitz von Mrs. Courtney in London statt. Fast einstimmig wurde die Resolution angenommen: „Die heutige Versammlung von Frauen aus allen Teilen des vereinigten Königreichs verurteilt den jetzt in Südafrika wütenden unglücklichen Krieg, der hauptsächlich ein Resultat der schlechten Politik der Regierung ist, einer Politik, die bereits an Toten, Verwundeten und Vermissten über 20 000 unserer tapferen Soldaten und Millionen Geldes von den Ersparnissen und dem Schweiß des britischen Volkes gekostet hat, während sie den zwei kleinen Staaten, mit denen wir Krieg führen, völligen Ruin bringt.“

* **Frauen als Recherchentinnen für Schulversäumnisse.** Die Schuldeputation (Schoolboard) von New-York hat den Frauen einen neuen Wirkungskreis eröffnet, indem sie zur Probe vier bis fünf Schulrecherchentinnen anstellen will, deren Zahl nach Bedarf vermehrt werden soll, falls sie sich bewähren, woran niemand zweifelt. Die allgemeine Auffassung ist, daß Frauen besser geeignet sind, dem Übelstand der Schulversäumnisse

auf den Grund zu gehen als Männer, da sie es besser verstehen, mit den Müttern zu verhandeln, die meist dabei das Wort führen, und daß sie den Zutritt auch in solche Häuslichkeiten gewinnen, die sich keinem Manne aufstun.

* **Mrs. Kraus-Boelte**, die Begründerin der Kindergartensache in Amerika, feierte am 26. Mai in New-York das 40jährige Bestehen ihres Werkes. Sie hat in Deutschland mehrere Jahre bei Froebels Witwe gelebt und ist durch sie mit seinen Ideen vertraut gemacht. Darauf gründete sie in New-York den ersten Kindergarten und später daselbst ein Kindergärtnerinnen-Seminar, das bis heute etwa 800 Schülerinnen ausbildete.

Über die Ausbreitung der Kindergartenbewegung in den Vereinigten Staaten orientieren die folgenden Zahlen: Während man im Jahre 1873 in den Vereinigten Staaten nicht mehr als 42 Kindergärten mit 1252 Zöglingen zählte, waren bei der neuesten Zählung nicht weniger als 4364 Kindergärten mit 189 604 Schülern vorhanden. New-York allein besitzt 600, Philadelphia 201, St. Louis 115, Boston 67, Chicago 63 Kindergärten. Fast alle wichtigen Städte haben den Kindergarten in ihr Schulsystem eingeführt, von Baltimore erwartet man daselbe in nächster

Zeit gleichfalls. In St. Louis verband man 1872 als Experiment den ersten Kindergarten mit einer öffentlichen Schule. Eine Mitbegründerin des selben, Miß Susan E. Blow in St. Louis, hat soeben eine Denkschrift über die „Kindergarten-erziehung in den Vereinigten Staaten“ veröffentlicht.

* **Aus Washington** wird gemeldet, daß nach dem Jahresbericht der Superintendentin über die Indianerschulen, Miß Estelle Keel, diese Dame auf ihren Dienstreisen im verfloffenen Jahre nicht weniger als 23 378 englische Meilen zurückgelegt hat, von denen 1384 zu Wagen und in Postkutschen bewältigt werden mußten. Miß Keel drückt in berebten Worten ihre Überzeugung aus, daß das Problem der Zivilisation der Indianer am sichersten und praktischsten dadurch zu lösen sei, daß man ihnen eine gründliche gewerbliche Unterweisung zu teil werden läßt, eine Auffassung, der andere hervorragende Pädagogen, gründliche Kenner von Land und Leuten, sich gleichfalls stark zuneigen.

* **Die Schulinspektion** für den Distrikt Ponca auf Porto Rico wurde Mrs. Ruth Schaffner-Etnier übertragen. Der Distrikt umfaßt ungefähr vierzig Schulen, und Mrs. Schaffner-Etnier ist die erste Frau, welche für ein solches Amt auf der Insel gewählt wurde.

Frauenvereine.

Der Deutsch-Evangelische Frauenbund

(Vorsitzende Fräulein Knutzen) hielt seine erste Jahresversammlung am 6. und 7. Juni in Kassel ab, nachdem am Abend zuvor ein Festgottesdienst den Kongreß eingeleitet hatte. Die Beteiligung aus allen Kreisen Deutschlands war eine recht zahlreiche, im ganzen nahmen an den öffentlichen Versammlungen etwa 250 Personen teil. Am 6. Juni fand zunächst eine geschäftliche Sitzung statt, in welcher innere Fragen, den Frauenbund betreffend, beraten wurden. In der Hauptsache beschäftigte man sich mit der Beratung der Satzungen und anderer Organisationsfragen. Von allen Seiten wurde sehr betont § 1 und 6 der Satzungen, wonach der Deutsch-Evangelische Frauenbund eine Vereinigung von Frauen und Frauenvereinen sein will, die an der Lösung der Frauenfrage und an der religiös-sittlichen Erneuerung des Volkslebens mitarbeiten wollen. Zur Erreichung dieses Zweckes soll eine Weiterbildung der Frauen in der christlichen Liebesthätigkeit dienen, sowie die Fortbildung für die hauswirtschaftliche, gewerbliche, soziale, wissenschaftliche Berufsarbeit der Frauen, Stellenvermittlung, Hilfskassen und Heimstätten, Berufsvereine und Rechtsschutz. Die Mitglieder des Bundes wollen teilnehmen an der Armen-, Kranken- und Waisenspflege, sie wollen mitarbeiten an dem Schutz und der Rettung der Gefährdeten und Gefallenen. Durch Fürsorge für die Elenden aller Art, namentlich der Kinderwelt, durch Be-

kämpfung des Mißbrauchs geistiger Getränke und der öffentlichen Unsitlichkeit wollen sie dem deutschen Volksleben dienen. Der Bund wird an verschiedenen Orten Kurse zur Belehrung über innere Mission und soziale Fragen veranstalten.

Seit einjährigem Bestehen zählt der Bund bereits über 1300 Mitglieder, 18 Ortsgruppen und 21 Vereine.

In der ersten öffentlichen Versammlung wurden folgende Vorträge gehalten: Frau Grub-Kassel sprach über „Die Erziehung der Tochter höherer Stände“, Korreferent Pfarrer Weber-Gladbach, und Fräulein Martin, Oberlehrerin in Landsberg, sprach über das Thema: „Soll die christliche Frau studieren?“ Korreferent Direktor Doblin-Herlorn. Die zweite Versammlung war am 7. Juni. Zunächst wurden in nicht öffentlicher Sitzung die Organisationsberatungen fortgesetzt und die scheidungsreifen Neuwahlen vorgenommen. Die durch das Los ausgeschiedenen Mitglieder des Hauptvorstandes wurden wieder gewählt. In zwei weiteren öffentlichen Verhandlungen wurde über den Kinderschutz und über die Dienstbotenfrage gesprochen. Die Referentin über Kinderschutz war Fräulein Crank-Potsdam, Korreferent Herr Pfarrer Lie. Sardedemann-Wehlheiden. Den Vortrag über die Dienstbotenfrage hielt Fräulein Paula Müller-Dannover. Das Korreferat hatte Pfarrer Fritsch-Berlin.

B. W.

Bücherchau.

„**Bis die Hand sinkt**“, Roman von S. Hochstetter. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reischer. 1900. Der neu erschienene Roman von Sophie Hochstetter ist, einer Vorbemerkung der Verfasserin zufolge, vor dem vorher veröffentlichten „Der Dichter“ entstanden. Die Vorbemerkung, deren Zweck im übrigen nicht ganz klar ersichtlich ist, giebt immerhin einen kleinen Anhalt zur Erklärung der Thatsache, daß „Bis die Hand sinkt“ hinter den Erwartungen zurückbleibt, die man an den „Dichter“ knüpfen konnte. Die Charakteristik ist nicht ohne psychologische Feinheiten, vor allem die allmähliche Trennung der Heldenin Juliane von ihrem Gatten, dem gutherzigen, aber grobnervigen Fachmenschen, Pfarrer Marfolt, ist in allen verwickelten und grelleren Stimmungen und Vermittlungen eines solchen Konflikts intim nachempfunden. Aber diese Feinheiten zeigen sich mehr in der Wiedergabe der einzelnen Situation, als in der Durchführung der Charaktere, die durchweg vielleicht klar concipiert sind, aber in der Ausgestaltung wieder verwischt, oder doch nicht zur vollkommenen Selbstdarstellung gebracht werden. Man möchte im Hinblick auf früher erschienene Werke der Verfasserin das allerdings weniger auf einen Mangel an Kraft als auf einen Mangel an künstlerischer Reife und innerer Technik schieben, der die Anfängerin verrät. Derselben Mangel zeigt das häufige stilwidrige Einsetzen der Reflexion in die Erzählung, die etwas schematische Verwendung irgend eines Effektmittels jedesmal am Schluß eines Kapitels, vor allem aber die unnotig breite in der Episode des „Verleger-Suchens“ am Anfang der Schriftstellerlaufbahn der Heldenin. Es mag ja für junge Schriftstellerinnen ganz lehrreich und gesund sein, über die kaufmännischen Grundlagen des Büchermachens in dürren Zahlen aufgeklärt zu werden; aber für die innere Entwicklung von Juliane, deren Schriftstellerei daran scheitert, daß sie in sich mehr kritische als produktive Anlagen entdeckt, kommen all die lehrreichen Zahlen so wenig in Betracht, daß man den ganzen Passus als einen etwas naiven Herzenserguß der Verfasserin über eigne Erlebnisse störend empfindet.

So legt man das Buch trotz oder auch wegen der schon erwähnten guten Seiten mit dem Gedanken weg: Es ist schade, daß Sophie Hochstetter nicht strengere Selbstkritik vor der Veröffentlichung geübt hat. A. H.

„**Deutsche Prosa**“. Ausgewählte Reden und Essays. Zur Lektüre auf der obersten Stufe höherer Lehranstalten zusammengestellt von Margarete Hensche. (Wera. Theodor Hofmann. 1900.) Es ist hier nicht der Ort, die pädagogische Bedeutung einer Sammlung wie der vorliegenden, eingehender zu würdigen. Aber sofern die Frage nach der passenden Lektüre mit der der Mädchen-erziehung überhaupt zusammenhängt, wird man auch in nicht sachlichen Kreisen Verständnis für den Wert dieser Sammlung voraussetzen können. Jeder, der mit heranwachsenden Mädchen verkehrt,

hat Gelegenheit genug zu konstatieren, wie ablehnend sie sich im allgemeinen gerade gebiegener Prosa nicht belletristischer Art gegenüber verhalten. Daß dieser Umstand zweifellos auf eine Überfütterung mit Poesie während der Schulzeit, besonders während der letzten Jahre, zurückzuführen ist, ist ebenso klar wie die andere Thatsache, daß gerade das Verständnis für die zeitbewegenden Fragen und Ideen nur an der historischen, volkswirtschaftlichen, naturwissenschaftlichen zc. Prosaliteratur, soweit sie Laien zugänglich ist, geweckt und gebildet werden kann. Die Herausgeberin der vorliegenden Sammlung füllt also wirklich eine oft beklagte Lücke aus, indem sie von hervorragenden Prosasaiten aus den verschiedensten Gebieten Aufsätze und Reden, Bruchstücke aus größeren Werken zum Gebrauch in den Selekten, wahlfreien Kursen, auch wohl in den ersten Klassen der höheren Mädchenschulen zusammenstellt. Die Voraussetzungen, die sie dabei in bezug auf die Reife der Schülerinnen macht, mögen auf den ersten Blick als ein wenig zu weitgehend erscheinen — die Sammlung enthält u. a. „Vom Geist der Geschichte“ aus Herders Briefen zur Beförderung der Humanität — aber das Buch ist ja zur Lektüre unter Leitung des Lehrenden bestimmt, und meist schadet gerade das „zu Hohe“, bei dem noch ein Rest zu verarbeiten bleibt, weniger, als unsere methode-geängsteten Schulmeistergewissen oft fürchten. Ganz besonders glücklich ist die Auswahl der volkswirtschaftlichen Essays. Das Ganze ist von einem weitherzigen, gesunden Idealismus getragen, dem Idealismus, der angesichts der großen, sozialen Aufgaben, die unsere Zeit bringt, in den Frauen der heranwachsenden Generation vor allem zu erziehen wäre.

„**Das neunzehnte Jahrhundert in Bildnissen**“ (Berlin, Photographische Gesellschaft) bringt in seinen letzten Lieferungen wieder eine Reihe ausgezeichnet reproduzierter Porträts und durch Knappheit und Schärfe der Charakteristik hervorragender Lebensstizzen. Wir erwähnen aus Lieferung 60 besonders die Reproduktion eines Angelischen Porträts von Henry Stanley und die Charakteristik seiner Bedeutung und Persönlichkeit von Wilhelm Bölsche, das Bild und die Lebensstizze von Edgar Allan Poe. Die 52. Lieferung bringt Porträts von Charles Kingsley, Robert Hamerling, Robert Franz und Johann Strauß, Heinrich Barth und David Livingstone und zum Teil ausgezeichnete biographische Beiträge von Julius Hart, Leopold Schmidt, Wilhelm Bölsche. Je weiter das Werk fortschreitet, umso mehr festigt sich in dem Leser und Beschauer die Überzeugung, daß es ein außerordentlich glücklicher Gedanke war, das 19. Jahrhundert einmal auf diese Weise, durch die Persönlichkeiten, die ihm das Gepräge geben, durch Wort und Bild zu charakterisieren, ein glücklicher Gedanke, dem die gediegene Ausführung gewiß noch ein weiteres Publikum gewinnen wird.

„Die Theorie des Milieu.“
 Von Dr. Eugénie Dutoit.
 (Bern, C. Sturzengger.) Die vorliegende Doktor-Dissertation dürfte ein Anrecht auf Beachtung in weiteren Kreisen haben. Nicht etwa als Dissertation einer Frau, sondern weil sie ihre überaus schwierige Materie mit erschöpfendster Sach- und Litteraturkenntnis, zugleich aber mit voller geistiger Unabhängigkeit behandelt. Um so beachtenswerter sind die Resultate zu denen sie kommt: „Nur das entwickelte Bewußtsein, das sich selbst und den Einfluß des Milieu erkannt hat, vermag sich mit demselben zu messen. Der Naturmensch, der sich dieser Einwirkung nicht bewußt ist, hängt noch ausschließlich, wenn auch indirekt, von derselben ab und wird, wie Hunderte seines Gleichen, einseitig davon gekennzeichnet. . . . Geistige Entwicklung allein bringt hohe Differenzierung des einzelnen hervor; nur die stark ausgeprägte Individualität ist im Stande, ihrer Umgebung das Gleichgewicht zu halten, den nivellierenden Einfluß des Milieu durch selbständige Gedankenarbeit bewußt entgegen zu treten. . . . „Sei Person“, so lautet Nictes knappes Postulat. Aber nicht um ein Ausleben der Persönlichkeit im Sinne Nietzsche kann es sich hier handeln, für den die ganze Geschichte bloß ein Umschweif war, um zu dem vollkommenen Individuum Nietzsche zu gelangen. Umgekehrt sei die vollkommene Entwicklung des einzelnen bloß das Mittel — die Evolution aller der Zweck.“

„Lesebuch für das erste Schuljahr.“ Nach phonetischen Grundsätzen bearbeitet von G. H. Brüggemann, Volksschullehrer in Straßburg i. E. Preis geb. 60 Pf. Verlag von Ernst Wunderlich in Leipzig. 1900.



Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.
 Anzeigen-Aannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Frau“
 Berlin S., Stallgreiberstraße 34/35.



Dr. Theinhardt's Kindernahrung

Aerztlich vielfach empfohlen bei Rhachitis,
 Scrophulose und Brechdurchfall.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien,
 sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. *

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
 Auskunft: Frä. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

St. Hug's Hall. Oxford.

Vacation course for women Students on English language and literature. The Hall is quite full for July. There are still a few vacancies for August and September. Apply to Mrs. Burch, St. Hug's Hall, 17 Norham Gardens, Oxford.

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Hospital-Versicherung, versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 56. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Drucksachen versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache auf
 Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—180 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Adelsmann, Vorsitzende der deutschen Lehrerinnen-Vereine, London, 16, Wyndham Place und Frä. Helra Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essenzen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit in Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser Magenschwäche leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N.,
 Chaussee-Strasse 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenzen.

Kleine Mitteilungen.

Ein Rezept zur Verwendung der an diesem Orte bereits öfter empfohlenen Magginwürze wird als Ergänzung des darüber Gesagten gewiß von Interesse sein. Wir bringen daher nachfolgendes zum Abdruck: Spinat-Pudding mit Champignon-Sauce; Kochdauer 1½ Stunden. 6 Personen 4 Eßlöffel voll durch ein Sieb gestrichenen Spinat vermischt man mit einem eingeweichten, gut ausgebrühten Weißbröckchen, einem flachen Teller mit gebacktem, rohem Fleisch oder Bratwurstfüßel, einer Zwiebel und einem Eßlöffel feiner, in Butter gedämpfter Petersilie und mengt alles gut durcheinander.

Nun rührt man 40 Gramm Butter glatt, giebt 3 Eigelb und die Spinatmasse dazu, zieht den steifen Schnee der 3 Eiweiß durch, füllt den Pudding in eine mit Butter und Krumen vorbereitete Form, kocht ihn eine Stunde im Wasserbade und richtet ihn mit halbierten, gekochten Eiern verzieren an.

Aus 50 Gramm Butter und 60 Gramm Mehl bereitet man eine Mehlschwitze, die man mit etwas Bouillon und Champignonwasser ausrührt. Man nimmt eine ½-Pfunddose eingemachter Champignons, schneidet sie einmal durch, giebt sie in die Sauce und läßt sie gut durchkochen. Man schmeckt die Sauce nach Salz ab, würzt sie mit einem Theelöffel Citronensaft und 1½ Theelöffel Magginwürze und reicht sie zum Spinatpudding.

Internationales Heim,

Berlin SW., Pallasstraße 17, 1. Stock am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen best. Stände. Pensionspreis 6. geteilt. Zim. 2 Mk., b. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung des Zimmers pro Tag. [8

Mrs. Selma Spranger
Bortheberin.

Familien-Pension I. Ranges
von [21]
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Die Geschäftsstelle der

Lebens-, Pensions-, Invaliditäts- und Kinder- Versicherung

der Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Fräulein Henriette Goldschmidt, angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Versicherung für das Alter und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—12.

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 86.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Fräulein Gübner, Berlin W., Augustenburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend ½8—½9.



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskelsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.
Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts 3 fachen Nährwert gegen andere Cacao- und Schokoladefabrikate.

Tropon-Cacao

Alleinige Fabrikanten

Barthel Mertens & Cie., Mülheim-Rhein.

NESTLÉ's Kindermehl

enthält beste
Schweizermilch
Altbewährte
KINDERNAHRUNG

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Millkennung nicht besprochenen Bücher ist nicht möglich.)

Die Geschichte eines Ausbruchs. Kunstgeschichtliche Abhandlung von Prof. Julius Lange. (Gebd. 2 Mark. Verlag von Carl Jacobson, Leipzig.)

Kochbuch für drei und mehr Personen von H. Lamyrecht. Ausgegeben auf der Kochkunst-Ausstellung München mit der Goldenen Medaille. 4. Auflage 8°. 320 Seiten. Eleg. geb. 2,50 Mark. Verlag von Enßlin & Vaiblin in Neutlingen.

Wie erziehen und befehren wir unsere Kinder während der Schuljahre. Für Eltern und Erzieher von Karl Richard Löwe. 3 Mark. 338 Seiten. Verlag von Carl Meyer, (Gustav Prior) Hannover.

Der Not gehorchend. Roman von A. v. Gersdorff. (4 Mark, eleg. geb. 5 Mark) Richard Taendlers Verlag, Berlin.

Der Schürzenbauer. Roman aus dem Hochgebirge von Adolph Ott. (3 Mark, eleg. geb. 4 Mark) Richard Taendlers Verlag, Berlin.

Die Klagen und die Schlauen. Roman von Arthur Japp. (4 Mark, eleg. geb. 5 Mark.) Richard Taendlers Verlag, Berlin.

Wainhard Gelpmpergers Denkwürdiges Jahr. Erzählung von E. von Gabel-Mazetti. (5,80 Mark, geb. 7,20 Mark.) Jos. Roth'sche Verlagsbuchh., Stuttgart.

Die Gelsbrüden der Sittlichkeit. Eine Antwort der Antiphrister von Georg Leben. (50 Pfg.) Verlag von Georg Minuth, Berlin.

Los von Hauptmann von Hans Landsberg. (1 Mark.) Verlag von Hermann Walthers, Berlin.

Die Frau an der Jahrhundertwende. Dichtung von Elisabeth Bounch. (50 Pfg.) Verlag von Erich Peterfon, Breslau, Altbücherstr. 42.

Adreßbuch für die Frauen Leipzig. (25 Pfg.) Verlag von E. Remppe, Leipzig.

Führer durch die Badenorte des Verbaudes Deutscher Ostseebäder. (15 Pfg.)

Witze. Gedichte von Elise Kasner-Michalitschke. (2 Mark.) Verlag von Wilhelm Braumüller, Wien.

Emilie de Wörfler. Neben und Fragmente bearbeitet von A. Kühner-Brenner. (1,60 Mark.) J. Güblers Verlag, Frauenfeld.

Um Witternacht. Neue Dichtungen von Hero Max (Eva Hermine Peter.) E. Piersons Verlag, Dresden.



Singer Nähmaschinen

für Hausgebrauch, Kunststickerei und industrielle Zwecke jeder Art.

Die Nähmaschinen der Singer Co. verdienen ihren Ruf auf der musterzünftigen Construction, vorzüglichen Qualität und großen Leistungsfähigkeit, welche von jeder aller ersten Fabrikate auszeichnen.

Singer Electromotoren, speciell zum elektrischen Betrieb von Nähmaschinen für Hausgebrauch und Industrie.

Kostenfreier Unterricht in der Modernen Kunststickerei.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges. Hamburg.

frühere Firma: G. Neidlinger.



Zehn Farben-Hyazinthen

(echte Haarlemer) als 2 weisse, 2 rote, 2 blaue, 2 gelbe, 1 rosa, 1 purpur zu Mk. 1,50 für Töpfe, zu Mk. 2.— für Gläser.

— Ganz besonders empfehle meine berühmten Namen-Hyazinthen, als 10 St. in 10 Prachtsorten für Töpfe zu 3 Mark, für Gläser zu 4 Mark. Namen- oder Sorten-Hyazinthen sind die besten! — Meine, mit prächtig bunter Farbentafel geschmückte Hyazinthen - Broschüre lege Ordres gratis bei, sonst gegen Einsendung von 30 Pf.

Friedr. Huck in Erfurt 13 B.

Telegr.-Adr.: Hyazinthenhuck.

Nancy, 1 rue Nably. Le Prof. Boyer se recommande tout particulièrement aux familles desirant faire apprendre la langue française à leurs filles. Vie de famille, rapports très affectueux et très dévoués entre les maîtresses et les élèves, excellente nourriture et grands soins hygiéniques. Des leçons de professeurs éminents et d'institutrices expérimentées sont une garantie certaine de succès auprès des élèves étrangères qui désirent passer les examens de l'Alliance française.

La Maison peut fournir des références sérieuses.

Handelsinstitut für Damen

von Frau Elise Breyer, 11 gepr. Lehrerin u. gepr. Handelslehrerin. Berlin W., Blumenthalstr. 12 11. Silberne Medaille.

Ausbildung zur Buchhalterin, Korrespondentin, Bureauamtsin, Handelslehrerin, kleine Klassen. Tüchtige Lehrer. Maßlose Stellenvermittlung. Pension im Hause.

Das Placierungsbureau von Frau Joh. Simmel, geprüfte Lehrerin, Berlin W., Dinstfr. 16

vermittelt die Besetzung von Stellen für geprüfte Lehrerinnen, Erzieherinnen, Kinderpflanzstätten, Kinderpflegerinnen und Hauspersonal.

Es werden nur Stellensuchende mit mehrjährigem, tadellosem Zeugnis empfohlen.

Ueber die nicht zahlreich vorhandenen Vakanzten werden so viel wie möglich Erkundigungen eingezogen. Honorar 2 1/2 % des ersten Jahresgehalt. Keine Einschreibegelder. 10

Bezugsbedingungen.

„Die Frau“ kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2710) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau“ (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau“, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34-35 zu adressieren.

Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.



Die Summe eines Dichterlebens.

Ein Wort an Marie von Ebner-Eschenbach.

Von

Helene Lange.

(Nachdruck verboten.)

In einer ihrer hübschesten Parabeln erzählt Marie Ebner-Eschenbach, wie eine Frau in einen Laden tritt, um Gewürz einzukaufen. Die Wände darin sind bis zur Decke mit Schränken verkleidet; jeder Schrank hat Abteilungen und Unterabteilungen, die wieder in Fächer und Fächerchen, Laden und Lädchen eingeteilt und bis zum kleinsten etikettiert und numeriert sind. Eine Anzahl ernsthaft aussehender, bebrillter Herren ist an einem Tisch beschäftigt, Püppchen nach Vorlagen berühmter, bekannter, halb bekannter oder auch vergessener Dichter und Schriftsteller anzufertigen, die dann verglichen und nach lebhaften Verhandlungen gleichfalls mit Nummer und Etikette versehen in das passende Fach gethan werden. Auf das Verlangen der Frau nach Gewürz wird ihr die Antwort, würzig sei hier nichts; sie befinde sich auch nicht in einem Laden, sondern in einem Taxierungsbureau. Gern aber giebt man ihr etliche gefangen gehaltene, lebendige Geisterchen mit, die nirgends hinpaßten und für die sich alle vorhandenen Lädchen als zu groß oder zu klein erwiesen. Diese Mißgebilde, die in keine Kategorie passen wollten, konnten immer als Kinderspielzeug dienen. Aber siehe da, den seltsamen Wesen wachsen in der Freiheit Flügel, sie schwirren empor und erfüllen die Welt mit ihrem Gesang, und obwohl sie entschwinden scheinen, leben sie fort, denn ihre Gefänge finden sich wieder auf den Lippen der Kinder und in den Herzen der Menschen.

Das Taxierungsbureau! Es ist so weit, als die Druckerschwärze reicht, und das Anfertigen lebloser Litteraturpuppen, das Sortieren und Etikettieren giebt heute unzähligen Existenzen Haus und Hof, Kleider und Schuh.

Auch Marie Ebner-Eschenbach ist gewogen und gemessen, numeriert und etikettiert und in dieses oder jenes Fach gelegt worden. Seit Jahren bilden ihre Werke ein ständiges Taxierungsobjekt der litterarischen Zeitschriften und Litteraturgeschichten, und wenn an ihrem siebenzigsten Geburtstag die bebrillten Herren ihre Abstimmung halten, so dürfte sich ergeben, daß sie in jenes obere Fach verwiesen wird, in dem sich die Zweifellofen befinden und das mit weit leuchtenden Buchstaben die Aufschrift „Klassiker“ trägt.

Aber mit dieser Schublade hat es eine eigene Bewandnis. Die bebrillten Herren sehen nicht, daß auch ihr jene lebendigen Geister entschwirren, die die Luft durchweilen und deren Gesang nachzittert in den Herzen der Menschen. Sie ahnen nicht, daß unter der Aufschrift „klassisch“ für unbebrillte Augen noch eine andere leuchtet, ein Wort von Marie Ebner-Eschenbach:

„Unsterblich wandelt durch der Zeiten Frist
Das Wort des Denkers, der ein Künstler ist“

und daß dieses „unsterblich“, das sie selbst so gern als papiernes Epitheton ornans verleihen, eine lebendige Wahrheit ist.

Eine lebendige Wahrheit. Denn was bedeutet es anders, als die Kraft, Herz zu Herzen zu zwingen, lebendiges Sein zu gestalten, und im Menschenherzen das glimmende Fünkeln vom Lichte des Höchsten zu finden. Das ist auch ihres „Handwerks“ eigentlicher Inhalt gewesen, wie es der „Blaustrumpf“ dem Petrus am Himmelsthor kündigt:

„Wär' dir bekannt mein Lebenslauf,
Du wüßtest, daß in sel'gen Stunden
Ich meinen Herrn und Gott gefunden —
(Mein Handwerk brachte das mit sich)
Im Menschenherzen. Wunderlich
War dort der Höchste wohl umgeben;
Oft blieb von seines Lichtes Weben
Ein glimmend Fünkeln übrig nur,
Und führte doch auf Gottes Spur.“

Das ist die „Summe ihrer Existenz.“

Damit ist sie für uns über einen „Artikel“ hinausgewachsen. Wir haben einen solchen in der ersten Nummer des ersten Jahrgangs dieser Zeitschrift gebracht und damit Marie Ebner-Eschenbach und unsrer Zeitschrift zugleich den Rang bestimmt.

Daß ihr Bild die „Frau“ auf ihrem ersten Gang geleitete, ist kein Zufallsgriff gewesen: Marie von Ebner-Eschenbach, die der eigentlichen Frauenbewegung fern steht, gehört zu denen, die ihren Theorien die mächtigste Stütze verleihen durch den „Beweis des Geistes und der Kraft.“



Der Edelmann.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Steorg von Ompteda hat in seinem Roman „Eysen“, einem Sendschreiben an den deutschen Adel von 1900, eine nachdenkliche Aristokratenrevue gegeben. Er beruft den Familientag eines Geschlechts und zeigt uns so viel Zweige, so viel Typen: Armeeadel, Junker, Hofmann, Beamtenadel und dann die Glieder, die mit der Tradition gebrochen und sich den bürgerlichen Berufen zugewendet, den adligen Kaufmann, den adligen Arzt. Und diese letzten Glieder sind in diesem Traktat wichtige Faktoren. Denn darin klingt er aus: der Adel soll zur Arbeit. Schwert und Pflug genügen nicht mehr, allen Arbeit zu schaffen. Darum soll der Adel heraus aus seinem gekrönten Ghetto und mitthun Schulter an Schulter.

Das sind ernste und feste Gedanken. Aber eines fehlt mir in diesem Buch und fehlt in den meisten Büchern, die sich mit der Charakteristik des Adels in den letzten Jahren befaßt haben.

Fast immer nur, auch bei Fontane, der Typus aus dem Armeeadel und dem Junkertum, abgesehen von denen, die eben aus der enggezogenen traditionell adligen Sphäre auf die breitere Öffentlichkeitsbühne getreten sind. Ganz und gar verschwunden scheint jene Gruppe, die das Ästhetische der Adelsidee am reinsten verkörpert, all das, was uns trotz unserer unbedingten Anerkennung jener unerbittlichen Forderungen einer neuen Zeit, die mit den Exklusivanschauungen der Vergangenheit aufräumt, so unendlich verführerisch und liebenswert an der aristokratischen Vorstellung erscheint.

Kurt Martens in seinem „Tagebuch einer Baroness von Treuth“ ließ etwas von der Sphäre dieses Adels, den ich Kulturadel nennen möchte, ahnen. Ein Menschentum, verfeinert durch uralte Tradition, immer nur durch das Erlesenste geistig genährt, nicht durch kleinliche Erwerbsangst gelähmt, im Austausch mit den Besten. Menschen, deren Beruf vor allem ist zu existieren als Vorbilder einer edleren Humanität, Kulturwerte zu schaffen, in ihrer Lebensführung vom Außerlichen der Kleidung angefangen, in Formen, Sitten, Geselligkeit, Geschmacksbethätigungen, künstlerischem Genießen ein im Rahmen menschlicher Unzulänglichkeit möglichst vollendetes ästhetisches Schauspiel zu geben.

Das klingt theoretisch, hat aber doch schon Realität gehabt. Man gehe durch den Tegeler Park, wo die Humboldts in Größe und Stille liegen, und man wird etwas von dieser Sphäre ahnen. Und man lese das Buch „Gabriele“, und man wird diese Welt sehen.

Dies Humboldtsche, von dem wissen die Adelschronisten unserer Tage nichts zu künden. Aber solch geistiger Humboldtsproß hat doch unter uns gelebt. Vielleicht war es der letzte.

Es war Georg von Bunsen. In dem feinen Portrait, das seine Tochter, das Fräulein Marie von Bunsen, in sprechender Darstellung und vornehmstem Takt entworfen, wird das zum Ereignis, was uns an der Adelsidee immer wieder so unwiderstehlich anzieht.¹⁾

* * *

Georg von Bunsen ist eine Neinkultur des Kulturadels.

Theodor Fontane hat uns den märkischen Junker in seiner festgewurzelten, eigen sinnigen, dickschädigen Art nahe geführt, und wir mögen ihn — bei Ompteda finden wir in dem Herrn von Polze jetzt wieder solch Fontanesken märkischen Edeln — in seiner ganz charakteristischen, runden, durch nichts im Stil gestürzten Originalität gut leiden. Aber Kulturadel ist das sicher nicht.

Marie von Bunsen legt denn auch ihr adliges Bild im ausgesprochenen Gegensatz zum Märkertum an.

Dies Märkertum scheint ihr Anmaßung, Mangel an der diskreten Zurückhaltung einer älteren überlegenen Kultur; Unfähigkeit, Kunst um der Kunst willen zu begreifen; Verständnislosigkeit für alle selbstlose wissenschaftliche Tätigkeit; Abwesenheit jeder Verfeinerung; Freude an derben robusten Genüssen; besonders aber völliges Entbehren jeder schönen Absichtslosigkeit, statt dessen immer Zweckmäßigkeitsideen, religiöse, politische, wirtschaftliche Beweggründe . . .

Der Boden der Bunsenschen Welt freilich war ein ganz anderer als der konventionelle des märkischen Adels.

Georg von Bunsen, der preussische Edelmann, war, und das hebt ihn aus den engpreussischen Kastenbegriffen völlig heraus, in der Jugend weder Soldat gewesen, er war also auch nicht Reserveoffizier, noch Korpsstudent.

Er war von Anbeginn dazu prädestiniert, alles Einengende, einseitig Beschränkende zu vermeiden und auf das Weitesten, Vielseitigsten auszugehen. Schon durch seine Abkunft und Jugend.

„Auf einem der merkwürdigsten Plätze der Welt wurde er geboren, in dem von Orangedüften durchzogenen Palazzo Caffarelli, gerade auf der Stelle, wo die alte Burg der Römer und der berühmte Tempel des Jupiter stand. Auf dem Hügel, auf den einst die Gallier hinaufflogen, um das Kapitol zu erobern; auf dem die großen Römer im Triumph einzogen, wenn sie einen Teil der Welt erobert hatten“, so schrieb sein Vater, der dreiunddreißigjährige Legationsrat 1824.

Dem väterlichen deutschen Blut war — und das giebt der späteren internationalen Neigung dieses Lebens die Richtung, — das englische der Mutter gemischt, die aus vornehmer und reicher Familie stammte.

Und dann die ganze Sphäre seiner Jugend. Die ersten Eindrücke, wie es den Kindern Wilhelm von Humboldts beschieden war, in Rom. Der Spielplatz zwischen den zertrümmerten Säulen des Forums. Ein Aufwachsen im Zauber alter Villen.

Diese alte Kultur umklungen von einer neuen: die Geselligkeit im Palazzo Caffarelli. Im Hause des deutschen Diplomaten blühte regstes geistiges Leben, Künstler gingen dort aus und ein, es war die Herberge der Besseren. Die deutsche Malerkolonie: Cornelius, Overbeck, Koch, Schnorr und Beit waren ständige Gäste. Und wie man dort den Reiz besonderen Genießens verstand, sieht man daraus, daß

¹⁾ Berlin, 1900. Wilhelm Herz.

die Bunsens von dem päpstlichen Chor sich zu Haus altitalienische Kirchengesänge singen ließen.

Und wie es dabei zunging, das war eben das Unnachahmliche, das niemandem, der Bunsens Stellung erstrebte, wieder so gelang. Einzig ihm war es ganz natürlich, sich den verschiedensten Menschen zu geben, ohne Gefuchtheit, ohne Eitelkeit, nur als selbstverständlicher Ausfluß seines Wesens.

Dann als irdisch-realen Gegensatz gegen die für den Knaben vielleicht zu verfeinerte Kulturlust der Frühzeit, gegen die Sphäre hochgebildeter, in Formen und Ausdruck sorgsam wählender Elitemenschen, die derberen Lehrjahre eines deutschen Alumnats.

Aber auch diese wieder durch ein ganz außergewöhnliches Intermezzo unterbrochen. Eine Augenschwäche zwingt ihn auszusetzen, und in dieser Pause ruft ihn der Vater nach London. So verlebt der Siebzehnjährige nach der römischen Jugend seine Jünglingszeit in einer neuen, bedeutenden Umgebung.

Er kommt an der Hand des Vaters, der nun Gesandter ist, sofort in die große Welt. Er muß dem Vater sogar als Sekretär zur Seite stehen, er muß helfen, als es gilt, dem preussischen König Friedrich Wilhelm IV., als Gast der Gesandtschaft, eine Gesellschaft von Künstlern, Politikern, Gelehrten einzuladen, mit denen der König sonst nicht in Beziehung gekommen wäre. Beim Lord Mayor speist er und sitzt mit oben an. Die „Königliche Existenz“ der reichen englischen Großen wird ihm wohlvertraut und das fürstliche Sommerresidieren auf den Landsitzen.

In die strenge, schlichte Schulzucht fand er sich nachher wohl zurück, aber die Kleinbürgerlichkeit, die er in den unbemittelten Bürgerfamilien manches Mitschülers sah, erschien, wenn er auch von jeder Überhebung weit entfernt war, seinen Augen als etwas Merkwürdiges, Fremdes, als ein Studierobjekt, das kennen zu lernen ihn interessiert.

Dies frühe Bewegen auf der Scene der großen Welt, die Erwerbung der besten Verkehrsformen zu sicher selbstverständlichem Gebrauch, das Ein- und Ausgehen in der ersten internationalen Gesellschaft hat ein starkes inneres Gegengewicht in der gründlichen und allseitigen geistigen Ausbildung, einer humanistischen Bildung im feinsten Sinne dieses Wortes. Griechisches Denken und künstlerisches Fühlen erfährt er mit seltener Schmiegsamkeit. Und wie ihm die Dinge gegenwärtig sind und wie er sie mit sicherem Stilgefühl genießt, das zeigt jene Briefstelle, die sich mit einer für ihn auffallenden Heftigkeit gegen die modern philologischen Ausgaben der alten Klassiker ausspricht.

Den Studienneigungen des Gymnasiasten blieb auch der Student treu. Er hörte in Bonn und Berlin Philosophie, Geschichte, Sanskrit.

Auch diese Studienjahre werden, wie die Schulzeit, durch diplomatische Episoden, durch Reisen in die offizielle Welt des Vaters, unterbrochen.

So pendelt von früh auf charakteristisch Georg von Bunsens Leben zwischen dem Studierzimmer und dem Salon, zwischen der stillen gelehrten und der offiziellen großen Welt. Erst mit siebenundzwanzig Jahren hat er promoviert.

* * *

Uns interessiert nun, wie sich ein so angelegtes Leben entwickelte und erfüllte. Und dabei erscheint nun als das Wesentlichste, daß Bunsen niemals zu einem sogenannten Beruf gelangte. Um seinem wirklichen inneren, ihm von der Natur bestimmten Beruf gerecht zu werden, das Vorbild einer veredelten Existenz mit reicher allseitiger Beschäftigung zu geben, mußte er ohne die hemmenden Schranken des Amtes dastehen. Er ward ein Beispiel jenes in Deutschland so seltenen Typus des „Unab-

hängigen Herrn“; auf keine Kaste eingeschworen; kein Vasall; in sicherem Besitz; durch die althergebrachte angesehenere Stellung der Familie in engster Fühlung mit der ersten Gesellschaft der Welt. Und diese äußere Lebensrepräsentation innerlich vertieft durch vornehmste geistige Regsamkeit, durch Bildung höchster Art, die ihn noch im hohen Alter befähigte, an neuen Regungen einer neu aufkommenden Kunst helle Freude zu haben, — also auch ein Fernsein jedes Schöngeisttums.

Das Wehen Goetheschen und Humboldtschen Geistes geht durch das Leben dieses vollendetsten Dilettanten, das Wort im höchsten Sinne genommen. Tassostimmung, mäze, Anmut und Würde, edle Linien; ein Reizenzug edler Frauengestalten mit schlanken adligen Händen und sicherem Fühlen, geführt von seiner Mutter, die ihn als erste Frauenswert ehren lehrte und beschloffen von seiner Gattin; Weimarer Atmosphäre der Geselligkeit, die würdig-einfache, etwas gehoben stilifizierte Lebensart voll der schlichten ungefuchten Vornehmheit des Junozimmers im Goethehaus; die Humanität der „Wanderjahre“ mit stetem Denken an die Weiterentwicklung und Höherführung der Menschheit . . .

Und wo wir es grüßen und ihm begegnen, ob im Palazzo Caffarelli, ob in Carlton Terrace in London, wo es seine Reception empfing, ob in Frankfurt, wo ihm (1849) die politische Mission klar wurde und er erkannte, „das auferstehende deutsche Reich ist mein Gebiet“; ob auf der Burg Rheindorf, wo er kurze Zeit die eigene Scholle bebaut, ob als Abgeordneter, der in seiner Erkenntnis: „unsere Hoffnung liegt in dem entwickelten politischen Denken und Wollen unserer Bevölkerung“ sich durch keine traditionelle Standeskonventionen irre machen ließ und zur Linken trat, ein aufrechter Mann auch vor dem König; ob am Ausgang in seinem Beltriguardo in der Berliner Maienstraße, wo der Geist der verfeinerten Geselligkeit fortlebte, die er in seiner Jugend im väterlichen Hause genossen hatte — immer haben wir das Schauspiel eines höheren Menschentums, das wahrhaft nur durch sein bloßes Dasein Kulturwerte schafft, das jeden beschenkt, der in seine Kreise tritt.

* * *

Bunsens Leben ist auf das engste verknüpft mit den Ersten seiner Zeit, mit den Ersten des Geistes unter Männern und Frauen und den Ersten und Vornehmsten der großen Welt. Der Betrachter dieses Lebens sieht in seinem Spiegel die Höhepunkte menschlicher Kultur dieser Epoche.

Vor allem gilt das von England.

Jene exklusivste Gesellschaft thut sich auf, in der Vornehmheit und Eleganz mit lebendigsten, geistigen und künstlerischen Interessen sich verbindet, jene Gesellschaft, die dem intellektuellen Leben den „so ästhetisch wirkenden Rahmen des ererbten selbstverständlich sich gebenden Reichtums, guter Formen, alter angesehenener Stellung“ schafft.

Am charakteristischsten für jene „beste“ englische Geselligkeit erscheint der Kreis der „Grange“, des Landsitzes des Lord Ashburton. Er, von feinsten Bildung, und sie, Lady Harriet, eine Frau, von der Carlyle schrieb, „sie hatte die Seele einer Fürstin und Anführerin“. In der „Grange“ fand eine Vermittlung zwischen der Londoner Gesellschaft und dem Londoner Schriftstellertum statt.

Hier in diesem Kreis von Staatsmännern, hohen Geistlichen, Diplomaten, Künstlern, die unter sich einen ungenannten Bund der Besseren bildeten, muß etwas von dem gewesen sein, was in der heutigen Geselligkeit so schmerzlich vermisst wird. Ellen Key umschreibt das einmal in einem ihrer Essays: sie spricht fast zärtlich von der

alten Kultur, von dem Vornehmen in dem selbstbeherrschten Maß, der feinen Rücksicht, der anmutigen Würde, dem liebenswürdigen Zuhören, der fein zugespitzten Replik, der gut erzählten Anekdote, dem epigrammatischen Urteil, dem eleganten Wortgefecht, der leidenschaftslosen Diskussion.

Das lebte in der „Grange“, diesem Cour d'esprit, an dem der Bischof von Oxford, der vornehme Kirchenfürst, die Kunst, ein Gespräch zu führen, in einem witzigen Wortgefecht zu kourbettieren, so glänzend zeigte, als käme er von der Tafel der Macchiavelli und Aretino; an dem Lord Granville mit seiner geschliffenen Feinheit und Grazie und seiner anmutigen Formvollendung, einen letzten Abglanz der reifen und doch so zarten Lebenskultur des achtzehnten Jahrhunderts brachte.

Und die Frauen an diesem Hof, vor allem Lady Harriet und die Lady Dufferin, sie hatten jene présence d'esprit und présence de coeur. In dieser Akademie gewann einer vom andern, er gewann, was Ellen Key so hoch stellt: „die reiche Facettierung, das Feuer, das das Abschleifen aneinander unter in gewissem Maß gebundenen Formen verleiht“.

Und kein kargeres Bild bietet das Leben im Bunsenschen Hause in London oder auf dem Landsitz in Tottridge. Hier gelangt das Goethesche Wort vom „Augenblicke höchster Blüte im Dasein eines Familienkreises“ zur Anschauung.

Volles Leben in Gemeinsamkeit und doch wieder die Möglichkeit, sich zu stiller Arbeit zurückzuziehen. Sie haben die Fähigkeit, „das Mahl zu einer Phantasie zu gestalten, bei der alle Sinne genießen und die Reden um alle Themen gaukeln“, wie Ellen Keys Ästhetik auf dem Jagdschloß.

Dann wieder Freiluft und Gartenspiele auf dem weiten englischen Rasen, abends erlesene Musik und dazwischen für jeden Zeit freier geistiger Tätigkeit, in der sich Georg von Bunsen zu Plato und Homer zurückzog.

Zu dieser Londoner hohen Schule als Ergänzung ein Pariser Intermezzo, Frühling 1850. Auch hier Umgang erlesener Art.

Die St. Aulaire in ihrem Château d'Étiolles. Sie jugendlich, lebhaft und fein, im Gespräch von reifsten Ansichten. Er Staatsmann, von durchgebildetstem Geschmack, in der Literatur aller Völker bekannt.

„Wie wieder,“ sagte der Graf Prokesch-Dsten, „habe ich so reiche Begabung an dem, was gesellige Berührung angenehm machen kann, in einem Familienkreis wieder gesehen.“

Bunsens ästhetisches Fühlen entzückt der letzten Duc de Montmorency.

„Trotz meines langen Aufenthaltes in England bin ich doch erst hier zu einem Glauben an menschliches Vollblut bekehrt worden — denn obwohl ohne irgend eine Bedeutung im Aussehen hat der Mann ein Gesicht, das man sofort unter einen Connétable-Helm hätte stecken können, auf allen Zügen schien eine lange Vergangenheit ihre Spuren zurückgelassen zu haben.“

So großen Stil wie diese für den jungen Bunsen am Empfangen überreichen Auslandjahren in ihrer einzigen Mischung vornehmster Weltlichkeit und vornehmster Geistigkeit, haben seine Mannesjahre in Deutschland nicht. Auf deutschem Boden fanden sich die beiden Elemente, die Bunsen selbst so eigen in sich vereinigte, nicht so leicht in einander.

Und da wurde ihm denn im Alter in Berlin das Geistige lieber als das Weltliche, und das Feine und Besondere, das er so liebte, ward ihm dabei in der Fülle zu teil. Edle

Erlebnisse, die solch feinem Fühler genügen, ganze Lebensjahre davon zu zehren, wie jene Geburtstagsfeier bei Lepsius, bei der nach Mozartscher Musik Curtius zu feierlicher Verkündigung sich erhob: in Olympia ist die Siegesgöttin des Paionios ans Licht gekommen, das erste von den Deutschen ausgegrabene Kunstwerk.

Dann die Graecaabende, der erlesene Kreis der Hellenisten, die sich zur Lektüre griechischer Dichter vereinten; die Geselligkeit im eigenen Heim in der Marienstraße, wo sein Nomadenleben nun Ruhe fand: zwei Linden stehen nach altsächsischer Sitte vor dem roten Haus und in der Nische der Wand die Statue des Friedens mit dem kleinen Plutus im Arm . . .

* * *

Dieser Mann ist wesentlich, nicht durch das, was er positiv utilitaristisch gemacht hat, sondern durch das, was er gewesen ist.

Die rein praktischen Resultate dieses Lebens erscheinen gering. Marie von Bunsen nennt selbst das Bild ihres Vaters ein Bild aus dem Lager der Besiegten, und sie bezeichnet ihn mit gut gefundenem Wort als einen politischen Vorläufer. Ja, Bunsen hatte das tragische Geschick der Vorläufer, er verkündete alles das, was einer späteren Generation in den Schoß gefallen ist: das deutsche Reich, die zweijährige Dienstzeit, die Notwendigkeit politischer Entwicklung im Denken bei der Bevölkerung, als das noch befremdend und gefährlich traditionsstörend wirkte, und er ward, das war das Tragischste seines Lebens in seiner feinen stillen Menschlichkeit von der gewaltigen Gestalt Bismarcks einfach zu den Schatten geworfen.

Aber, Marie von Bunsen wird Recht behalten, eine ruhiger wägende Zeit wird liebevoller sich in die interessante Epoche der schwerringenden politischen Vorläufer versenken und „neben den unmittelbaren die mittelbaren Faktoren des Erfolges zu schätzen verstehen“.

Wichtiger nun als der Inhalt seiner politischen Überzeugungen erscheint für das Bild des Mannes die Art, wie er sie vertrat.

Im Parlament ruhig und bestimmt, durchaus antipathisch allem Redensartlichen gegenüber, dem beschränkten Fraktionswesen, dem Schwagen über Formalitäten und Parteifragen. Vor dem König, der ihn gern von den militärischen Neuerungsideen bekehren und hinüberziehen will, fest beharrend in der Einsicht des für ihn als richtig Erkannten; dabei in taktvollster Haltung, der Edelmann, der weiß, was er selbst ist, der aber auch weiß, was die Person der Majestät repräsentiert; gleichweit entfernt von Polonius-Servilität wie von einem renommiertem Männerstolz vor Königsthronen. Liberale Opposition im sicher und selbstverständlich getragenen Gewand der besten Formen europäischer Höfe — das ist nichts Alltägliches.

Und was stellt er noch dar?

Frische, nie alternde Verständnissfähigkeit für Künstlerisches und Menschliches. Ohne Stehenbleiben, ohne eigensinniges Verschließen, stets hellhörig und hellichtig für das Gegenwartsmoment, seine Bedingungen, seine Forderungen.

Marie von Bunsen erzählt, wie ihr Vater, der in Thorwaldsen- und Cornelius-Bewunderung aufgewachsen, mit Palestrina, Händel, Mendelssohn groß geworden, mit bereitem Empfängnisgefühl bei Böcklin und Klinger einkehrte und sich vom Tristan tief erschüttern ließ.

Wie er, erwachsen in der mageren Geschmacksepoch der Mitte des Jahrhunderts mit der verwahrlosten, kümmerlich durch Stiche und Gips gehobenen Möbelkunst

lebhaft den neuen dekorativen Bestrebungen für Innendekoration sein Interesse gab, wie er (hier tritt die englische Seite seines Wesens hervor) aufs feinste den neuen Zweckgeschmack verstand, der nicht von Schmuck- und Prunkprinzipien ausgeht, sondern vom Menschen und seinen Bedürfnissen.

Der einstige Bewunderer der Rachel und der Ristori brachte gern seinen Tribut der Eleonore Duse. Wie sein Stilgefühl in der Comédie française den Reiz des *l'art de bien dire* wohl erkannte, so sah er ebenso verstehend, unbestochen in die andere Welt, in die vollendete Natürlichkeitskunst des Théâtre Libre Antoinès.

Er, dessen Hausgötter Goethe und Shakespeare waren, war weit entfernt von jedem pedantischen erstarrten Klassizismus, von jedem Scheinidealismus und ließ sich von Kipling, Maeterlinck, Gerhart Hauptmann gern sagen, was für neues Wünschen, Wollen und Schauen jetzt das Schicksal der Menschen ist.

Und wie im Künstlerischen so im Menschlichen.

Der Frauenbewegung brachte er die wärmsten Sympathien entgegen. Auch hier wieder echt Bunsensch, ohne Fanatismus, ohne leidenschaftliche Gewalttätigkeit, mit Feingefühl für die Bedingungen weiblicher Natur, mit der auch hier wie immer entschieden ausgesprochenen Abneigung gegen alles Generalisieren. Individuelle Behandlung ist die Hauptsache.

„Man frage nicht immer, was frommt den Frauen, man frage, was frommt dieser Frau,“ sagte er.

Und weiter führte er aus: Zu jeder harmonischen, reichen Kultur gehört eine weitere Bildung der Frauen. Dadurch verliere nicht, dadurch gewinne die Einzelne, ihre Familie, ihr Haus, ihr Land. Wie in einem gesunden Staatswesen alle denkenden Bürger sich um ihre Institutionen, um deren Entwicklung — also um die Politik kümmern sollten, so auch die Frauen als Teil der berechtigten öffentlichen Meinung.

Außerordentlich hoch stellte er das politische Urteil seiner Schwester Frances, und nach dem Tode seiner anderen Schwester, Theodora von Ungern-Sternberg, schrieb er an den Legationsrat Abeken (1862):

„Nach allen Seiten ist es ein Verlust, sogar nach der politisch-nationalen. Mit der bescheidensten Art bearbeitete sie das den Frauen zu eigen gegebene Feld der Politik, die Begeisterung. Und da ein jeder erkennen mußte, daß keinerlei Exaltation in ihrem Innern Wurzel greifen konnte, so hätte die kältere Art unserer höheren Frauenkreise notwendig eine Änderung erfahren müssen, wenn sie sich überzeugten, daß man gebildet und *comme il faut* und doch liberal, ja sogar national sein kann.“

* * *

Bunsens Antlitz, das läßt sein Bild erraten, muß reine Herzensheiterkeit geatmet haben, Serenität. Unter der hohen geistig belebten Stirn leuchteten weite Augen, in der leichten Neigung des Kopfes, stets wie bereit einen andern zu hören, ahnt man seine Anmut und seine Herzenshöflichkeit. Der ganze Ausdruck dieser Menschlichkeit hatte das, wofür Marie von Bunsen ein beneidenswertes Wort Anatole France's findet: „*cet air joyeux qu'on ne voit qu'aux hommes qui travaillent beaucoup sans y être forcés.*“

Ein Edelmann auf den Höhen der Menschheit, ein Erfüller des Kalokagathieideals der Vergangenheit, ein Verstehender und Mitwerber ersehnter zukünftiger Güter, so sehen wir ihn — doch seines Gleichen nimmer . . .



„Keine Zeit?“

Eine zeitgemäße Betrachtung.

Von

Elisabeth Winter.

Nachdruck verboten.

Wer in seiner Vereinsthätigkeit oft in die unangenehme Lage kommt, Arbeit ausbieten zu müssen, der kennt die gewöhnliche Entschuldigung „keine Zeit.“ Und diese Entschuldigung pflegt mit dem Anspruch der Unwiderleglichkeit ausgesprochen zu werden, wenn sie auf die Arbeit im „Haushalt“ zurückgreifen kann. Auch kinderlosen Hausfrauen oder Müttern erwachsener Kinder lassen diese „häuslichen Pflichten“ oft nicht die geringste Zeit für anderes übrig.

Ich dachte an all diese Entschuldigungen und an all die wohlgeordneten Hauswesen, die den Hintergrund für das „keine Zeit“ abgeben, als mir neulich einmal ein ganz besonders lebhafter Eindruck davon gegeben wurde, auf welche ein Minimum von Zeit die Not oft die Erfüllung dieser Hausfrauenpflichten beschränkt und welche hohen Anforderungen sie an das „Organisationstalent“ sowohl als die körperliche Leistungsfähigkeit der Hausfrau stellt.

Es war bei Mitteilungen über das Leben einer Arbeiterfrau auf dem Lande, die mir eine Pastorentochter aus einem Dorfe der Magdeburger Börde gelegentlich aus ihren persönlichen Erlebnissen heraus gab.

Ich denke, eine oder die andere Thatsache daraus mag zu Nutz und Frommen all der Frauenarbeit, zu der wir so oft vergeblich rufen, einen ähnlichen Eindruck auf „nachdenkliche Leser“ machen und auch wohl an sich von Interesse sein, und gebe deshalb diesen schlichten Bericht hier ungekürzt wieder. Ist er auch nicht in den Rahmen einer komplizierten nationalökonomischen Enquête gespannt, so ist er jedenfalls in jeder Einzelheit erlebt und mag doch zu allerlei Schlussfolgerungen Anlaß geben.

„Es ist bei uns selbstverständlich, daß auf dem Bauernhof, auf dem der Mann als Arbeiter angestellt ist, die Frau und die arbeitsfähigen Kinder bei der Arbeit helfen. So giebt es fast ununterbrochen von April bis Mitte November, auch länger oder kürzer, je nach der Witterung, Arbeit und Verdienst für die Frauen, noch außerhalb ihres eignen Hauswesens und ihres kleinen Besitzes, der meist aus einigen Morgen Pachtacker besteht. Von April bis Ende Juni beschäftigt sie zumeist das Hacken; oft stehen 20 und mehr Arbeiterinnen in einer Koppel, wie sie es nennen; sie grüßen sich bei der Ankunft auf dem Felde noch vielfach mit dem Gruß: „Gelt Gott! — Schön Dank!“ Es wird auch beim Hacken, da diese Arbeit an sich nicht so anstrengend ist, viel gesungen, Choräle und geistliche Lieder ebenso wie Volkslieder. Die Arbeitszeit ist von 6 Uhr morgens bis 6 Uhr abends mit zweistündiger Mittagspause; der Lohn beträgt 1 Mark.

Für die Hausfrau dauert natürlich die ganze Tagesarbeit beträchtlich länger; muß sie doch, ehe sie aufs Feld geht, erst ihr eignes Haus bescheiden, also ist es schon vor 4 Uhr mit der Nachtruhe für sie aus. Sie hat ihr Vieh zu versorgen, das Schwein, die Ziege, manchmal auch einige Hühner, und nach der Ernte die Gänse. Dazu muß das Mittagbrot für ihre Familie zugerichtet werden; da sie es bis Mittag

nicht wiederfieht, so muß die Art der Zubereitung jegliches Nachsehen bis dahin überflüssig machen. Fleisch, Gemüse (Hülsenfrüchte), Kartoffeln kommen mit dem nötigen Wasser, das sie in ihrer kleinen Koksgrube bereits über Nacht erwärmt hat, in einen Topf; während sie es zum Kochen bringt, wird inzwischen in der sogenannten Aschengrube die Asche durch recht helles Mohnstrohfeuer glühend gemacht; in diese glühende Asche wird dann der Topf förmlich eingegraben, und so kocht er über sechs Stunden fort. Diese Art der Zubereitung wird als sehr schmackhaft gelobt; jedenfalls befolgen die Frauen ganz unbewußt die jetzt so viel empfohlene Methode der Erhaltung der Nährsalze in den Speisen. Die Mahlzeit wird gleich so reichlich berechnet, daß sie zum Abendbrot noch einmal alle satt macht.

Oft müssen auch die Frauen erst noch auf den Höfen, für die sie arbeiten, melken helfen, falls dort kein oder ein untüchtiges Dienstmädchen ist; denn der Mangel an guten Mädchen, die sich noch gern der Stallarbeit unterziehen, macht sich auch hier fühlbar. Das ist insofern zu verwundern, als die Mädchen eigentlich an den Töchtern ihrer Herrschaft ein gutes Vorbild haben; denn vielfach sind bei uns noch die reichen, zum Teil wirklich gebildeteren Bauerntöchter beim Melken anzutreffen. Manah ein Versuch, den Mädchen den hohen sittlichen Wert einer jeden Arbeit begreiflich zu machen, scheitert an den Gründen, die sie sich zurechtlegen und die manchmal höchst komischer Art sind. So antwortete mir einmal ein Mädchen, das Selma hieß: „Ja, meine Freundin hat auch gesagt: Selma! So'n schönen Namen! Und denn in'n Kuhstall!“

Für die Aushilfe beim Melken wird natürlich die Arbeiterfrau wöchentlich besonders bezahlt, doch wäre wohl zu wünschen, daß sie darin durch gute Dienstboten auf den Höfen entlastet würde. Für ihre Kinder hat sie früh vor der Arbeit meist keine Zeit mehr; das Anziehen der kleinen und Fertigmachen der schulpflichtigen besorgt eins der größern; die zwei- bis sechsjährigen sind sich dann selbst überlassen, wenn nicht eine Großmutter im Haus ist, oder eine Nachbarin, die vielleicht eines ganz Kleinen oder eines Kranken wegen nicht zur Arbeit gehen kann, sich um sie kümmert.

In der gegenseitigen Hilfe sind sie groß; den Kranken, den Wöchnerinnen wird aufs treueste beigestanden. Sind Klein-Kinderschulen am Ort, so sind ja auch die noch nicht schulpflichtigen Kinder wohl aufgehoben. Jedenfalls ist es gut, daß um 11 Uhr die Schule aus ist und die größern Mädchen frei werden, die kleinen Geschwister zu bemuttern. Es ist oft ein rührender Anblick, die 7- bis 10jährigen Kindermütterchen mit ihrem Gesolge zu sehen, eins im Kinderwagen, zwei rechts und links daneben, um den Hals an einem Band den großen Haus- oder Stubenschlüssel; sie sind meist sehr geduldig und besorgt mit ihren Kleinen, schützen sie vor Wind, wenn's mal um eine zugige Ecke geht, und sind vorsichtiger, als man ihnen zutrauen sollte. Oft tragen sie die Kleinen schon im Kindermantel, der ihnen natürlich besondere mütterliche Würde verleiht. Was Wunder, daß einmal ein ärmeres, achtjähriges Mädchen durch eine Puppe, die es zu Weihnachten geschenkt bekam, ganz in Verlegenheit gebracht wurde; sie hatte ja schon so viele lebendige Puppen zu versorgen. Aber auch — was Wunder, als einmal ein Mädchen, die etwa schon sechs kleine Geschwister hatte warten helfen, bei der Ankunft des siebenten sagte: „Wer das noch bestellt hat, kann's nun aber auch selbst warten.“

Oft nimmt die Mutter den Kinderwagen und das Kleinste mit aufs Feld; doch kann sie das natürlich nicht, wenn sie auf Tagelohn arbeitet, sondern nur auf ihrem eigenen Acker. Die größern Kinder bringen den Nachmittag auch auf dem Felde zu; sie werden beim Hacken, beim Verziehen der Rüben, beim Kartoffelauflesen, im Herbst beim Abhacken der Rübenblätter und beim Abbrechen der Cichorien angestellt. So haben auch sie meist ihre Arbeit und sind jedenfalls dadurch vor Gefahren, die das ohne Aufsicht sein mit sich bringt, geschützt.

Die Arbeit im Tagelohn ist allerdings um sechs beendet; dann aber eilen die Frauen und Mädchen, überhaupt wer noch Zeit hat, so lange es das Tageslicht erlaubt, auf ihr eignes Feld, oder auf den einen Morgen, den die Familie sich zur

Bearbeitung vom herrschaftlichen Felde „angenommen“ hat. Als Lohn dafür erhalten sie im Herbst einen Prozentsatz von dem Ertrag, und daran liegt ihnen sehr viel, da er gewöhnlich die Miete decken muß, die im Herbst fällig ist. Kommen sie dann endlich heim — gewöhnlich gehen ihnen die Kinder entgegen und feiern vorm Dorf fröhliches Wiedersehen — dann wartet ihrer noch viel Arbeit. Da sieht man oft, wie der Vater das Kleinste im Mantel trägt, bis die Mutter glücklich so weit ist, es ihm abzunehmen.

Diese arbeitsreiche Zeit wird jedoch auch von ruhigeren Tagen unterbrochen; da sind schon die Regentage, an denen dann aber schleunigst gewaschen und geslickt wird; auch tritt zwischen der Hack- und Erntezeit eine kleine Pause ein. Zu den Erntearbeiten gesellt sich das Bedienen der Dreschmaschinen; zu jeder sind etwa 20 Frauen oder Mädchen nötig; da dauert die Arbeitszeit von 5 bis 7 Uhr, und der Tagelohn erhöht sich dementsprechend auf 1,50 Mark. In der Zwischenzeit werden die Kartoffeln eingeerntet. Mitte September beginnt das Aufgraben der Cichorien und Rüben; diese Arbeit dauert 6 bis 8 Wochen und wird in Akford gelohnt. Dies ist die anstrengendste Zeit des Jahres; das herbstliche Wetter, das die Arbeit erschwert, die mühsame Arbeit des Aufgrabens, das Zusammentragen der Früchte in Kiepen zc., das alles möchte man gern den schwächeren Mädchen und jungen Müttern ersparen, denn obwohl auch viel Männer dabei mit thätig sind, so sind doch alle weiblichen Kräfte des Dorfes in dieser Zeit nötig. Es kommt auch vor, daß solche, die vielleicht ohne diesen Verdienst ihr Auskommen hätten, sich also nicht so zu plagen brauchten, es doch nicht lassen können, oder schließlich von denen, die noch Hilfe brauchen, so lange gebeten werden, bis sie wieder mitgehen.

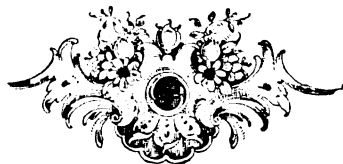
Der stille Winter ist dann hochwillkommen. Und doch, zieht wieder der Frühling ein, dann wird von den meisten auch die Hackzeit ganz freudig begrüßt, obwohl sie doch der leichte Anfang von langer, allmählich schwerer werdender Arbeit ist.

Es ist nicht zu verwundern, daß diese Lebensweise dem ganzen Wesen der Frauen etwas Entschlossenes, Hartes, fast männlich Derbes giebt; doch ist das weiche Frauenherz unter dieser rauhen Außenseite oft überraschend zu merken, vor allem da, wo es auf Hilfsbereitschaft bei fremdem Leid und fremder Not ankommt.“

* * *

Vielleicht steigt einer oder der anderen unserer Hausfrauen, die ihre Zeit für „vollkommen ausgefüllt“ halten, angesichts dieses Tageslaufs, dem der unerbittliche Taktstock der Not das Tempo angiebt, einmal ein Zweifel daran auf, ob sie mit der Arbeit, die sie leistet, wirklich schon die Grenze des Möglichen erreicht hat. Ganz gewiß wird es niemand einfallen, zu wünschen, daß die Haushaltsführung im allgemeinen auf das Maß des bei der Tagelöhnerfrau Möglichen und Üblichen herabsinke. Ebenso wenig sollte aber auch, wie das bei so vielen unserer wohl-situierten Familien der Fall ist, das häusliche Behagen Selbstzweck sein. Schließlich wurzeln die oft geradezu raffinierten Ansprüche an die häusliche Behaglichkeit, in deren Befriedigung man die Frau gelehrt hat aufzugehen, in ihrer heutigen Ausdehnung denn doch in dem Boden eines ästhetisch und ethisch verkleideten Egoismus.

Eine behagliche Häuslichkeit hat ihre Berechtigung nur als Kraftquelle für die Erzeugung sittlicher Werte. Und diese sind nicht etwa, wie viele heutzutage zu glauben scheinen, identisch mit der Erfüllung „gesellschaftlicher Verpflichtungen.“



Der Sohn.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Wenn sich der Pfarrer aufmachte, um seine Wiesen zu besuchen, die eine Stunde vom Dorfe entfernt an dem nichtsnutzigen, unberechenbaren Fließchen lagen, traf er meistens den Bauer Valantin auf seinem Acker. Das Gehöft des Bauern lag abseits von allen andern menschlichen Behausungen, nach dem Dorfe zu begrenzt von einem Stück Ödland, auf dem der freundliche Wind hier und da Kiefern angesamt hatte; leider gediehen sie schlecht, sie blieben zerzaust, niedrige Büsche, keiner brachte es zu der richtigen Gestalt eines Baumes. Jenseit von Valantins Acker, diesen zum Teil umschließend, breitete sich eine sumpfige Trift aus mit vielen helmrückischen Tümpeln und Kaulen, daran schloß sich ein bewaldeter, schmaler Streifen mit des Pfarrers Wiesen bis an den Flußlauf dahinter.

In bester Laune war der Pfarrer nie, wenn er sich mit seinen Wiesen abgab; er sah es schon immer als selbstverständlich an, daß, wenn er aus dem Schatten der Haselnußbäume trat, ihm freches, spitzes Wasserfunkel entgegenblitzte, ein Zeichen, daß das Fließchen sich einmal wieder über Gebühr ausgedehnt und seine Wiesen überschwemmt hatte.

Der Pfarrer blieb breitbeinig stehen, schüttelte mit dem Kopf und blies die Backen auf. Bah, immer die alte Geschichte.

Seine Blicke überflogen die Bescherung. Links stand das Wasser in großen Lachen blank und glatt in der Sonne, daneben war es durchpicht von Grashalmen, auf anderen Stellen wieder breitete sich der Graswuchs in trügerischer Dichtigkeit aus. Das Gras gedieh prächtig bei soviel Feuchtigkeit — jawohl —

der Pfarrer lachte höhnisch auf — warum sollte es nicht wachsen! Wer aber sollte es ernten? Sollte er vielleicht wie im vorigen Jahre Sensenmänner ausscheiden, die halbnacht im Wasser standen und das mühsam zusammengefishte Gras dann zur Hälfte als Lohn nahmen, wobei sie ihn, den Pfarrer, natürlich übervorteilten? Nein, das that er dies Jahr nicht, auf keinen Fall, er ging an die Regierung; sie mußte Abhilfe schaffen, den Flußlauf reinigen oder sonst etwas Eingreifendes thun. Was, das war ihre Sache.

Ärgerlich drehte er den Wiesen den Rücken und verschwor sich, nicht wieder zu kommen, aber sonderbarerweise kam er doch immer wieder, um sich die Galle an dem Anblick der im Wasser lachenden, schadenfroh smaragdgrünen Wiesen zu erregen.

Gewöhnlich traf er, nachdem er auf seinem Rückweg den Waldbrand durchschritten, den Bauer Valantin; dies konnte seine Laune auch unmöglich verbessern, obgleich ihn die Geschichte, die mit diesem zusammenhing, nicht mehr so aufbrachte wie vor zehn Jahren. Valantin lebte nämlich seit zehn Jahren in wilder Ehe mit einer Frauensperson, die seine Magd gewesen war, nach seines rechtmäßigen Eheweibs Tode. Gegen die Frauensperson war eigentlich nichts zu sagen, auch nichts gegen Valantins sonstigen Lebenswandel; er war fleißig, nüchtern und sparsam bis zum Geiz. Der dunkle Punkt blieb eben der, daß das Paar nicht getraut war, und es kam dem Pfarrer zu, immer wieder auf diesen Punkt zurückzukommen.

Auch dieses Mal fand die Begegnung auf dem Acker statt.

„Na, Bauer Balantin, wie steht's, wie geht's?“ fragte der Pfarrer.

„Danke, Hochwürden.“ Der Bauer zog an der Leine, die um seinen sehnigen, braunen Hals lag, um sein kleines, aber gut genährtes Pferdchen vor dem Pfluge zum Stehen zu bringen. „Soweit ganz gut, wenn die Witterung anhält, kriegen wir das Pflügen bald fertig. Es ist noch Zeit für die Sommerung, aber immerhin, wenn's gethan ist, ist's gethan.“

„Eure Saat steht gut, man sollt's gar nicht glauben! Nach dem Stück Ödland findet man so guten Roggen.“ Der Pfarrer streckte, den lobgepriesenen, grünen Roggen mustern, seine kleine, fette Hand aus. „Jeder, der von Osten aus dem Dorf geht, denkt, hier hört die Welt auf, und dann kommt ihr mit eurem ordentlich bestellten Grundstück.“

Der Bauer zog den schmalen Mund in die Breite, den Unterkiefer, der sonderbar lang bei ihm war, vorschubend, während er auf des Pfarrers schmeichelhafte Reden lauschte. „Ja, so ist das, wer sich's nicht verbrießen läßt, auch künstlichen Dünger anwenden thut, der kriegt auch was in die Scheune.“

Die beiden Männer standen ein Weilchen stumm und sahen aneinander vorbei in die Weite. Balantin wußte, was nun kommen würde, im voraus verstärkte sich schon das Grinsen auf seinem rasierten, wie aus Holz geschnittenen Gesicht. Aber zunächst kamen erst die nassen Wiesen, der Herr Pfarrer mußte seinem Ärger Luft machen, ein bißchen in gemäßigter Weise über die Regierung herziehen und anfragen, wie er sein Vieh ohne Heu den Winter durch füttern sollte.

Balantin wußte es nicht, es genügte ihm, wenn er wußte, wie er sein Vieh durchfüttern würde, es interessierte ihn gar nicht, wie es der Pfarrer machte, da er annahm, daß dieser Geld hatte. Bei dessen Klagen und Reden schüttelte er nur gelegentlich mit dem Kopf, während seine kalten Augen verrieten, daß er keine Theilnahme für den Fall besaß.

Beinahe wäre der Pfarrer gegangen, ohne eine Ermahnung laut werden zu lassen, da fiel's ihm doch noch ein, schon halb umgewandt, drehte er noch einmal um. „Hört mal, Balantin, ich kann die Gelegenheit nicht

vorübergehen lassen, ohne euch nochmals zu erinnern: Ihr lebt in großer Sünde und geht ein öffentliches Argerniß! Laßt euch mit der Marianne trauen! Seid kein solcher Eisenkopf, sondern fügt euch dem Gesetz und der Sitte.“ Dem Pfarrer stieg das Blut etwas zu Kopf, seine Stimme wurde beim Sprechen voller, ähnlich wie er sie in der Kirche von der Kanzel aus ertönen ließ. Jetzt hob er die Hand. „Fürchtet auch nicht die Lächerlichkeit, der ihr euch aussetzt, wenn ihr als ältere Leute nach so langen Jahren in die Kirche tretet, um den Bund einzusegen zu lassen. Kümmeret euch nicht um das Geschwäg der Leute, sondern thut das, was die Kirche von euch fordert.“

Balantin hatte bisher an die Lächerlichkeit vor der Welt noch gar nicht gedacht, auch Läufigkeit und Mißachtung der Kirche war es nicht, wie der Pfarrer wahrscheinlich annahm, was ihn davon abhielt, Marianne zu seiner Frau zu machen. Seine Gründe lagen tief und versteckt, durch seine Zähigkeit und Härte wie versteinert in seiner Seele dunkelstem Winkel, da schien nicht Sonn', nicht Mond hinein. Also sagte er das, was er immer sagte, wenn der Pfarrer ihm damit kam: „Die Sünde ist nicht so groß, Hochwürden, ich schädige keinen Menschen damit und keiner braucht sich zu ärgern, daß ich hier in diesem Winkel, wo sich selten ein Mensch blicken läßt, mit der Marianne leben thue oder nicht. Sie ist ja auch zufrieden damit wie's ist, oder hat sie Herrn Pfarrer geklagt?“ Der Bauer blickte schadenstroh lauernd seinem Gegenüber ins Gesicht.

„Geklagt hat sie nicht,“ mußte der sich entschließen zu sagen.

Im Geist stellte sich ihm die ganze Szene dar, wie er das Weib im vorigen Herbst an einem frischen, klaren Tage aufgesucht und eine etwas einfältig aussehende, aber durch eine ebenmäßig gebaute, tüchtig mütterliche Gestalt und ein herb-gutmütiges Gesicht angenehme Person in ihr gefunden. Sie schien früh gealtert, etwas scheu und gedrückt im Wesen, die Stirn voller Falten, als sei sie abgequält mit nutzlosem Denken, aber das mochte auch täuschen; arbeitende, einsame Frauen haben oft diese abgequälten, müden

Stirnen. Jedenfalls hatte sie keinen leichtfertigen Eindruck gemacht, auch keinen direkt unglücklichen, wenigstens konnte er kein Wort der Klage aus ihr herauslocken . . . Aber das war nun ganz egal, ob sich dies Geschöpf wohl in dem heidnischen Zustand fühlte oder nicht, oder vielmehr um so schlimmer!

„Mein Sohn will's doch nicht zugeben, daß ich noch einmal heirat,“ erklärte der Bauer, als wenn er sich plötzlich auf den stichhaltigsten Grund besonnen hätte. „Es ist mein einziger Sohn, und er will's doch partout nicht leiden! Was ist da zu machen?“

Der Pfarrer wurde nervös, die Geschichte von dem Sohn wurde ihm jedesmal aufgetischt. „Immer kommt ihr mit dem Sohn. Ich meine, ihr hättet in eurer Familie noch immer euren Willen gehabt. Was ist denn euer Sohn, wo wohnt er? Sucht ihn auf, stellt ihm die Sache dar, schickt ihn zu mir!“ Der Pfarrer echauffierte sich ordentlich. „Mir ist so, als habe ich gehört, ihr hättet euch mit ihm veruneinigt.“

„Nee, nee, das kann wohl nicht wahr sein.“ Der Bauer lächelte schlau, fuhr aber sogleich über seinen Mund, um mit der Hand das Lächeln zu verbergen. „Er ist in seiner Art so sehr peinlich, da kann ich ihn nich' vor'n Kopf stoßen.“

„Ihr seid verstockt!“ rief der Pfarrer ärgerlich mit auffunkelnden Augen. „Es liegt an eurem Willen. Die Sünde vor Gott, vor eurem eigenen Gewissen gilt euch gar nichts! Man sollte gerichtlich einschreiten, da ihr euch der milden Zucht der Kirche widersetzt.“ Nach diesen Worten knöpfte er seinen langen, schwarzen Rock zusammen, drehte sich hastig um und ging seines Wegs. Valantin schnalzte mit der Zunge, das ausgeruhte, fuchsröte Pferdchen setzte sich munter in Bewegung, den leichten Pflug durch das Erdreich ziehend; eine frische, warmbraune Scholle wälzte sich sachte zur Seite.

Um die Besperzeit kam eine Gestalt vom Gehöft her über das Feld gegangen, eine große, kräftig gebaute Frau mit breiter, wenig gewölbter Brust und mageren, starken Armen, auf kräftigem Halse einen kleinen Kopf. Sie ging barfuß einen grasigen Rain entlang, der zwei Ackerstücke voneinander trennte; das

weiße Kopftuch wehte ihr in einem spitzen Zipfel nach, und die blaue, verwaschene Schürze über ihrem geflickten, rötlichen Rock klatschte in großen Falten um ihre Beine. Der Bauer hörte das Geräusch, das der Wind mit dem Kopftuch und der Schürze verursachte, es klang beinahe so, als wenn Tauben mit den Flügeln klappten; er nahm die Leine von seinem Hals, wuschte sich den Schweiß vom Nacken und setzte sich auf eine kleine Erhöhung des Rains, einige Schritte von der Ackerfurche entfernt, dabei überlegte er, ob es nicht zuviel Entgegenkommen sei, daß er Marianne erwartete; eigentlich mußte sie doch auf ihn warten.

Das Weib nahm eine Flasche mit Kaffee und eine Schnitte helles Brot aus dem Tuch, das an ihrem Arme hing, dann setzte sie sich auf den Rain, ihre nackten Füße auf den weichen Acker stellend.

„Gebuttert hab' ich schon, und die Wäsche hängt auf der Leine, nu werd' ich morgen Brot baden, aber heut Abend flic' ich der Bertha das Zeug,“ sagte sie mit ihrer rauhen, unbiegsamen Stimme. Der Bauer kaute ruhig und nahm in regelmäßigen Zwischenräumen einen Schluck Kaffee zu sich, den er schlürfend noch mehr zu genießen trachtete. Er hatte Marianne noch mit keinem Blick angesehen, während sie ihm bei jedem neuen Satz seitwärts in das Gesicht sah.

„Im Garten is auch genug zu thun, die Mohrrüben müssen verzogen werden und der Kohl, dann kommt der Sonnabend, da puß' ich Fenster. Das Geschirr muß auch geschuert werden, auch die Dielen und Bänke.“

„Und wenn wirst du die Wruken auf dem Feld behacken?“ Valantin sah sie mit einem kalten, unzufriedenen Blick an, so, als ob er ihr die grimmigsten Wortwürfe mache, daß sie sich ihr Leben herrlich und schön einrichte und die Arbeit dabei vergäße.

„Die Wruken?“ fragte sie. „Ich dacht', der Knecht . . .“ Ihre niedrige Stirne legte sich in erschrockene Falten und ihre Augen blickten verduzt und leer.

„Knecht! Hat sich was! Morgen fahr' ich in die Stadt, Schweine verkaufen.“

Marianne lauschte auf diese unerwartete Neuigkeit mit geöffnetem Munde. Der Bauer

freute sich, sie so verblüfft zu haben, wodurch er in eine ganz gesprächige Laune kam. „Der Pfarrer war auch hier,“ erzählte er, ein Stück Brot abbrechend. „Mit seinen Wiesen ist nichts los, die stehen blank unter Wasser. Er hat mir auch wieder wegen der Trauung zugefetzt.“ Es entstand eine Pause, Mariannens von Wind und Arbeit rauhes Gesicht sah wie versteinert unter ihrem Kopftuch aus.

„Immer wieder fängt er davon an, wenn ihn keiner danach fragt. Ein für allemal: der Sohn leid's nicht, daß ich die Marianne heirat', denn is 's doch gut, sapperlot!“ Valantin lachte und zeigte seine platten, gelbweißen Zähne.

Marianne sagte gar nichts, ihre verarbeiteten Hände lagen schwer und grau in ihrem Schoß, gedankenverwirrt sah sie nach dem Pferde vor dem Pflug. Sie brauchte einige Zeit dazu, um zu fassen, daß Valantin die Schweine verkaufen wollte, die sie gemästet. Da erhob sich der Bauer, reckte seine sehnigen, langen Glieder und machte sich wieder mit leicht gekrümmtem Rücken ans Pflügen. Marianne saß noch einen Augenblick auf ihrem Platz; als sich das Pferd vorwärts bewegte, erhob sie sich, ergriff die Flasche und das Tuch und ging den Rain entlang dem Gehöft zu. Der Wind klappte ihr weißes Kopftuch nach vorn, und ihre Schürze wehte ihr voraus.

An dem kleinen Garten vor dem Hause, in dem niedrige Kirschbäume auf Kartoffel- und Gemüsebeeten standen, kam ihr Bertha entgegen, ein hageres Schulmädchen mit des Vaters langem Gesicht und feinen markierten Zügen, die in einem Kindergesicht gar nicht angenehm wirkten; sie zog ein Zickelchen an einem Strick hinter sich her.

„Mutter, Sie werden mir doch mein Kleid machen, wenn Abend ist?“ fragte sie unartig fordernd. „In der Schul' sagen sie, ich geh' wie eine Zigeunerfische daher. Werden Sie mir aber heut mein Kleid machen?“

„Reiß du das Zickel nich' so am Band! Es soll sich wohl erwürgen. Geh her.“ Marianne war ärgerlich. „Wenn du nich' vernünftig mit dem Vieh umgehen thust, nehm' ich's dir fort!“ Sie bückte sich, den Strick von einem weißen, steifen Weindchen

lösend, um das er gewickelt war, und hob das Tier auf, mit einer Hand hielt sie es bequem und sorglich. „So komm mit rein, ich werd' dir Kaffee geben.“

„Aber mein Kleid,“ brummte Bertha etwas kleinlaut.

„Nu quäl nich! Morgen muß ich auf'm Feld arbeiten, da kann ich nich' die Nacht mit deinem Zeug aufsitzen.“

Warum nicht, dachte Bertha, aber laut sagte sie es nicht, weil sie vor der starkknochigen Frau mit den harten, großen Händen doch Respekt hatte. Sie war es gewöhnt, daß die Mutter spät und früh arbeitete, vom Vater wie eine Magd geschickt und angestellt wurde, sich nie Ruhe gönnte. Sie dachte, das müßte so sein; warum brauchte die Mutter schlafen, sie konnte doch bei der Lampe aufbleiben und nähen.

Der Bauer fuhr am nächsten Morgen mit Schweinen auf den Markt, den Knecht nahm er mit und seine Tochter, die bis zum Dorf mitfuhr, wo sie in die Schule ging. Sie ist über die Fahrt mit ihrem Vater sehr froh und darüber, daß sie neue Schuhe anhat. Morgen soll ein Schulfest im Walde gefeiert werden, da bleibt sie gleich die Nacht bei einer bekannten Familie im Dorf. „Na, Vater, fahren Sie nun?“ Sie poltert mit den Absätzen an die Bretterwand unter ihrem Sitz. Vor den offenen Kälbertwagen sind zwei kleine Fische gespannt; das Pferdchen, das den Pflug zog, und sein Paßgänger, der ihm sehr ähnlich sieht.

„Schließ das Haus ab, wenn du auf dem Felde arbeiten thust, Marianne, im Hause bast du ja auch nichts zu suchen, is' genug Arbeit draußen. Und gieb dich nicht mit dem Gefindel ab, mit Hausierern oder Bettelvolk,“ sagte Valantin auf den Wagen kletternd. Er hatte ein ausgesprochenes Mißtrauen gegen alle, die fremd und armselig auf seinem Hof kamen, besonders auch deshalb, weil er sich fürchtete, etwas herausrücken zu müssen. „Daß du keinem 'was giebst, auch kein Brot, das leid' ich nich.“ Sein strenger Blick streifte Marianne, die vor der Hausthür stand, ihre nassen Hände langsam an ihrer Schürze trocknend. Es war eine Anspielung darauf, daß sie vor wenigen Tagen einem bettelnden,

abgebrannten Röhner ein vier Pfund schweres Brot gegeben.

„Es kann spät werden, bis ich nach Hause komm'. Ich werd' dreimal an die Thüre klopfen, dann weißt du, daß ich's bin und machst auf.“

„Vater, werden Sie nun bald fahren?“ erkundigt sich Bertha ungeduldig.

„So, denn kann's los gehen. Abje, halt gut Haus.“

Der leichte Klappertwagen mit den zwei aufgrunzenden, fetten Schweinen fuhr rasch vom Hofe herunter. Das Fuhrwerk sah ungemein lustig aus. Marianne sah ihm nicht nach, ihr gesenkter Blick betrachtete die Steinchen und Halme auf dem Erdboden, welche die Sonne freudig beschien.

Arbeit war genug da; das schmale, aber ziemlich lange Stück, mit Wrufen bepflanzt, war stark verunkrautet, da wuchsen Heberich in mattgelben Büscheln, Disteln und zähe Dueden mit langen Wurzeln. Jede Morgenfrische verschwand bald, die Sonne brannte immer heißer auf die immer heller werdenden Äcker, selbst auf das frisch gepflegte Land legte sich ein grauer Sandton.

Marianne arbeitete auf dem Felde, wo es keinen Schatten gab; ihre Hände wurden zusehens brauner. Es schien, als schliche die Zeit langsam bei der Hitze. Wolken gab es nicht im weiten Blau, und kein kühlendes Lüftchen kam vom Flußlauf her; ganz still den Sonnenstrahlen preisgegeben lag die Landschaft. Zuweilen schlich der Arbeitenden der Gedanke an die Berge Hausarbeit, die sie bis zum Sonnabend bewältigen mußte, durch das müde Hirn und füllte sie mit einer trüben Verzweiflung; dann richtete sie ihren Rücken auf und ließ die Hade sinken. Die niedrige, große Stube, in der Schatten war, erschien ihr wie ein Paradies; am dritten Fenster, das auf den Garten sah, stand ein Stuhl und ein Tisch mit Näharbeit drauf. Wenn's nun auch nicht Näharbeit sein durfte, aber überhaupt im Hause zu schaffen mußte ein Laßal sein.

Am Nachmittag zeigten sich Wolken, sie waren plötzlich da; wie ein Ring von grauen, wolligen Lämmern um einen blauen Teich lagerten sie rings um den Horizont. Der Abend brachte ein vollkommen mit durch-

einander geschobenen Gebilden verhangenes Firmament, die Luft lag immer noch schlafend und brünstig warm über der Landschaft. Man wußte nicht, was kommen würde, wahrscheinlich ein Unwetter.

Als Marianne in die Stube trat, lag diese in Dämmerung; besonders den Winkel, wo das Bett stand, verhüllte Dunkelheit. Sich in diese Schwärze zu bergen, lockte sie sehr; sie legte sich sogleich zum Schlafen hin, obgleich es noch früh war. Das schwere Deckbett über den abgearbeiteten Gliedern, lag sie still wie ein Stein, mit dumpfem Kopf, nichts fühlend, nur ausruhend; bald schlief sie ein.

Es rauschte von einem gewaltigen Regenguß, als sie aufwachte; nach dem minutenlangen, gleichmäßigen Geräusch der auf das Strohdach herabfallenden Wassermassen wurde es still. Dann setzte der Wind ein und verstärkte sich rasch zu einem lauten Sturme. Die Fenster klirrten und die Hauswand bebte. Der bleiche Schein, der eben noch durch die Scheiben gedrungen war, verschwand. Rabendunkel überall. Nun fing es auch wieder an zu regnen, die Tropfen wurden gegen die Wände geschleudert, als sollten sie eindringen, um von der Stube Besitz zu ergreifen.

Die Uhr schlug zwei schnarrende, eilige Schläge. Marianne fiel es nun ein, daß Valantin immer noch nicht zu Hause war; aber er wollte ja spät kommen, vorsichtig wie er war, saß er gewiß trocken und sicher in einem Wirtshaus in der Stadt. Gerade als sie wieder zurück in ihren schweren Schlaf verfallen wollte, hörte sie Schritte draußen; ein Scharren, als ob sich jemand dicht an die Hauswand drängte, ein suchendes Tasten. Nun rüttelte es an der verschlossenen Thür, eine hastige, schreiende Stimme wurde laut, die undeutlich Einlaß forderte.

Marianne lag still in ihrem Bett und lauschte. Valantin war es nicht, gewiß hatte sich ein Verirrter bei dem Unwetter hierhergefunden. Sie sprang aus dem Bett mit der Absicht, die Thür zu öffnen. Einen Rock aufrassend, tastete sie dahin; plötzlich blieb sie aber stehen: ihr fiel Valantins Weisung ein, sein strenges Verbot, niemand einzulassen. Aber sehen wollte sie wenigstens, wer

draußen war. Wieder rüttelte es an der Thür, und dieselbe schreiende Stimme forderte Einlaß.

Sie trat ans Fenster, die Scheiben waren beschlagen, der Sturm trieb laut aufstöhnend gegen das Haus. Mein Jesus, bei dem schlechten Wetter hat sich einer hierher verirrt, dachte sie, den Rockbund zubindend, und dann machte sie Licht.

Sobald das Streichholz aufflammte, näherte sich der Fremde dem Fenster, pochte mit beiden Händen an und rief etwas, was unverständlich klang.

„Ich darf ja nicht,“ jammerte Marianne, der die Furcht vor dem Bauern einen Schauer über den Leib jagte. Sie schnalzte mit den Lippen und verhielt sich still einige Schritte vom Fenster entfernt. Furcht hatte sie nicht vor dem da draußen, nur Mitgefühl mit ihm. Schlechter und ärmer wie sie selber war, konnte er doch nicht sein!“

Ihre Hände zuckten nach dem Fensterriegel. Da — es slog auf und in demselben Augenblick erschien ein dunkler, runder Kopf im Fensterrahmen, ein dunkles Gesicht, aus dem zwei Augen grell und gierig in das Licht sahen. „Obdach — ich weiß nicht wo —“ der Sturm riß die Worte von den Lippen des Fremden.

Marianne stand wie gelähmt da; Valantins Faust lag ihr schwer im Nacken, obgleich der zwei Meilen ab im Wirtshaus saß. Sie wagte nichts zu sagen und zu thun.

Da wehte das Licht aus und krachend schlug das Fenster zu, zwei Hände zurückdrängend, die sich emporgehoben hatten. Wie in einem Sack von Finsternis stand das Weib da und zitterte. „Ich darf ja nicht,“ murmelte sie, an ihren Händen ziehend. Und als es draußen still blieb, tastete sie sich zurück in ihr Bett. Es war noch ganz heiß, zu heiß, um es zu ertragen, sie warf das Oberbett zur Seite und lag da, horchend und wartend. Allmählich überkam sie eine sonderbar fiebrische Erregung, immerfort mußte sie an den denken, der da draußen in dem Unwetter in ihrem Hause Schutz suchen wollte. Nun war er fortgegangen. — Es war ein betrunkenener Kerl, der nichts Gutes im Sinn hatte, versuchte sie sich einzureden, aber ihr Herz sagte

nein, es war ein armer, verirrtter, schwarzköpfiger Mensch, der unterkriechen wollte, ein hungriger, nasser, müder Junge. Das Herz fing ihr an weh zu thun vor Gram über den Fremden und darüber, wie sie es hatte über sich gewinnen können, nicht die Thür aufzumachen.

Aus den Federn stieg eine brütende, widerliche Wärme. Marianne wälzte sich auf die Herzseite und dachte an Valantin und an ihr Leben bei ihm. Die Gedanken kamen, seit Jahren hatten sie geruht, von Dumpfheit, Not und Sorge überdeckt, nun kamen sie und zeigten dem vernichteten, verbrauchten Weibe die Vergangenheit. . . . Vor zehn Jahren war sie in das Haus gekommen, eine arbeitsame, ehrbare Magd mit starken Händen und frühlichem Sinn. Die Frau des Valantin war bettlägrig gewesen, alle Hausarbeit lag auf ihr. Der Bauer fing an ihr nachzustellen, sie wies ihn von sich, tief gekränkt, weil doch die arme Frau dem Tode nahe war. Sie mochte ihn auch nicht sehr leiden, sie spürte seine Kälte und Habgier und Ungerechtigkeit durch all seine freundlichen Worte hindurch. Andre Männer betranken sich oder waren faul und schimpften; das that er nie, aber er war neidisch, er gönnte keinem seine eigene Art und Ruhe, und scharf war er, der richtige Aufpasser. Nun starb die Frau und wurde begraben; da stand Valantin am offenen Grab neben dem Pfarrer, ganz gebeugt, schluchzend wie ein Kind, ließ sich trösten und faltete die Hände. Marianne stand in ihrem schäbigen, schwarzen Rock ganz unter den Leuten um die Gruft Versammelten, ihr wurde heiß und kalt, wie sie ihn sah. Vor drei Tagen hatte er die Frau mit all ihrem Jammer so vergessen, daß er die Magd aus der Küche lockte unter dem Vorwand, sie solle in den Stall kommen, eine Kuh wäre krank geworden; und als sie über den Hof ging und die Stallthür öffnete, stand er an den Pfosten gedrückt und griff plötzlich mit beiden Armen wie mit eisernen Klammern um ihren Leib und küßte sie mit harten Lippen, daß ihr beinahe die Sinne vergingen; aber sie riß sich gewaltsam los, gebrauchte ihre Muskelkraft und stieß ihn fort. Sie schimpfte laut unter Thränen auf ihn und rannte in das Haus. Als sie in die

große, niedrige Stube trat, lag die Frau tief in den Kissen mit spitzer Nase, ihre Finger griffen auf dem Deckbett herum. „Um Gottes Jesu willen, die Frau stirbt,“ jammerte Marianne, deren warmes, schwaches Herz an der unglücklichen Kranken hing. „Liebe Frau, trinken Sie einen Wein, liebe, goldne, einzige Frau!“ Mit ihren großen, flatternden Händen hielt sie der Sterbenden eine Tasse an die Lippen. Die Frau starb noch in derselben Nacht, von Marianne leidenschaftlich beweint; am Begräbnis war sie ganz erschöpft von diesen Thränenbächen. Nachdem sich die Gäste an Kaffee und Kuchen erlabt hatten, gingen sie heim. Marianne machte rasch Ordnung mit dem Geschirr, gab dem Knecht, der bescheiden gewartet hatte, sein Teil und ging dann zu dem Bauern in die Stube. Die zweijährige Bertha war auch da, sie spielte mit den Pantoffeln der Verstorbenen, die sie irgendwo gefunden. Das Kind saß mitten auf der Diele, der Bauer auf der Ofenbank in seinem feierlichen, schwarzen Sonntagsrock, die Schultern eng und hoch zusammengezogen, die breiten, knöchigen Hände zwischen den Knien gefaltet. „Ich wollt um den Looschein bitten und um das übrige Geld,“ sagte Marianne, rauh an der Thür stehen bleibend. „Ich bleib' hier nicht, wo die Frau tot ist.“ Der Bauer sagte darauf nichts. — „Wenn's denn auch nicht gleich ist, daß ich geh“ — Marianne wurde das Herz weich, wie sie auf das Kind sah und seinen Vater — „ich werd' solange bleiben bis 'ne andre in Dienst zu euch kommt. Aber gehen thu ich . . .“ Balantin hob seinen großen, länglichen Kopf und sah Marianne starr an. „Du willst die Arbeit im Stich lassen?“ — „Ihr wißt ganz gut, warum ich gehen will . . .“ — „Warum? Weil du dumm bist.“

Marianne legte sich auf den Rücken und ächzte in ihrem heißen Bett. Gräßlich, sie war geblieben, sie hatte Schande auf sich gehäuft, sie hatte gelebt wie eine Gefangene, ausgenutzt und geringschätzig behandelt von dem, der ihr die Sündenlast aufgebürdet. Nichts gehörte ihr, nichts hatte sie zu beanspruchen, es waren alles Geschenke, was er ihr zukommen ließ. Sie blieb die arme, unzüchtige Magd, obgleich sie die Frau des

Bauern war, aber sie hatte nur Arbeit davon, die Stellung und die Rechte hatte sie nicht. Ausgehen durfte sie nicht; Balantin wußte es ihr so darzustellen, als müsse sie sich vor jedermann schämen. Ehe ihr Kind geboren wurde, das nach drei Monaten starb, flehte und bettelte sie Balantin, ihre Furcht vor ihm besiegend, er solle sie heiraten, sie wieder zu Ehren bringen. Und nun tauchte zum erstenmal die Schreckgestalt des Sohnes vor ihrem gemarterten Denken auf.

Mariannens Brust senkte sich tief und hob sich breit und keuchend. Der Sohn — sie wußte nicht, was er war, wo er war, es mußte ein Mann sein, dem's gut ging, der viel vor sich gebracht hatte, ein großer, mächtiger Kerl mit steinhartem Gemüt, der sich nichts draus machte, wenn sie vor Gram umkam. Er schrieb Briefe, in denen er den Vater bedrohte, wenn der nochmals heiratete — was mußte das für ein Mensch sein — der Vater that ihm seinen Willen!

Stand er da nicht in der Ecke, dick und maffig mit fleischenden Zähnen nnd grinste sie an? Er packte nach ihrem Herzen, ein wahres Teufelsgesicht an Härte und Bosheit sah sie an . . .

Marianne brach der Schweiß aus allen Poren, ihre Glieder waren wie Blei, es war wie ein Sterben, das über sie kam. Da wurde dreimal ans Fenster geklopft. Balantin war da. Marianne fuhr zusammen, sprang aus dem Bett und machte ihm auf. Draußen lag die verregnete, dampfende Landschaft in einem schwachen Schein, auf dem Hof standen glatte Pfützen, die Bäume hinter der Scheune bogen sich auseinander, da noch immer ein starker Wind wehte.

„Ein Teufelswetter,“ sagte der Bauer, sich auskleidend. „Na, gehst' nich auch zu Bett?“

Marianne hatte sich auf die Ofenbank gesetzt, mit kranken Augen sah sie nach dem Fenster, während sich ihr die trüben Gedanken im müden Kopf herumwälzten.

„Noch hast 'ne Stunde Zeit zum schlafen.“ Balantin gähnte und stieg ins Bett. „Wirst denn da sitzen bleiben?“

„Is ja gleich Morgen. Hier war auch einer an der Thür!“

„Wer war's? Hast ihn doch nicht rein gelassen?“ Valantin drehte seinen Kopf von der Wand.

„Nee, er klopfte und schrie, ein Verirrter.“

„'n Rumstreicher“

„Nee, 's war 'n Verirrter.“

„Schneck, laß mich schlafen.“

Am Morgen, es war soeben auf Valantins Hof lebendig geworden, kamen drei Fischer auf den Hof, die vom Dorf nach dem Flüsschen unterwegs waren. Nachdem sie Valantin, den sie kannten, die Hand geschüttelt hatten, sagte Ruck, ein alter, gebeugter Mann mit kupferrotem, weißumrahmtem Gesicht: „Da liegt einer im Tümpel hinterm Hof, er ist da erfossen. Wir müssen ihn rausholen.“

Die beiden andern Fischer, zwei magere, junge Männer, standen betrübt und wiesen mit den Augen nach der Stelle des Unglücks.

„Da im Tümpel, wo die Enten sind?“

„Nein, in dem nick, weiter rechts in dem kleinen Loch.“

Sie machten sich alle vier auf, um dahin zu gehen, während sie ihre Meinungen über den Fall austauschten. „Hat sich wohl einer bei dem düstren Wetter verirrt,“ sagte Ruck.

„Na, er wird wohl feins gehabt haben.“

Valantin machte die Bewegung des Trinkens. „Wohl so'n Rumtreiber.“ Ihm fiel ein, was ihm Marianne von dem Pochen in der Nacht erzählt hatte.

Sie näherten sich unterdessen dem Tümpel, über das mit kurzem Gras bewachsene Weideland stolpernd, das sich unter ihren schweren Füßen wie ein nasser Schwamm eindrückte. Der Tümpel war von Morast und Schilf umgeben, nur ein kleines, eiförmiges Wasser in der Mitte spiegelte den bewölkten, silbrigen, dunstigen Himmel.

„Wo denn? Ihr habt wohl Gespenster gesehen?“ sagte Valantin den Hals reckend zu Ruck, mit dem Wunsch, es möchte wirklich ein Irrtum sein. Vorhin auf dem Hofe hatte ihn die traurige Nachricht ungerührt gelassen, nun aber an dem Teichrand wurde ihm unbehaglich zu Mut.

„Nee, nee, das ist so, wie wir sagten.“ Ruck schnäuzte sich. „Da links am Mande, da —“

Etwas Dunkles lag da dicht unter der Oberfläche des Wassers, eine kleine Insel von nassem, schwarzem Stoff ragte heraus. Die Männer drangen durch das Blattgewirr bis an die Stelle, wo der unheimliche, schwarze Fleck den wolfigen Wasserspiegel verdunkelte, alle sahen es zu gleicher Zeit: da lag ein Mensch, ein Mann auf dem Bauch, die Beine von Wurzeln und Schlamm umstrickt.

Wie konnte das Unglück geschehen? Ihre Augen musterten die Umgebung. Der Uferstrand gerade an der Stelle war etwas hoch, dann kam der Schilfstrand, in dem sie standen. Der Unglückliche mußte einen Fehltritt getan haben, man konnte eine Abschwüfung des Erdbreichs sehr wohl unterscheiden, dann war er weiter ins Wasser hereingeraten, schließlich gestolpert und gefallen; bei hellem Tage erschien es ganz wunderbar, daß ein ausgewachsenes Mannsbild in solch elendem Wasserloch seinen Tod finden konnte.

Die Männer standen und starrten um sich und schwiegen. „Der is nu mausetot, das hilft nichts, wir müssen ihn rausholen,“ unterbrach Rucks Stimme das Schweigen. Der eine von den jungen Fischern seufzte und bewegte die Lippen.

„Ja, das hilft nu nichts,“ wiederholte auch Valantin. „Ihr habt lange Stiebel's an, ihr Fischer, geht rein und zieht ihn ans Land, ich werd' ihn dann aufs Trockne bringen.“

Die beiden jungen Fischer traten in das lautwarme, trübe Wasser und bückten sich, von Grauen und Mitgefühl erfüllt. „Es ist ein Schornsteinfeger,“ hörte man den einen leise sagen. „Wahrhaftig ja, wohl erst 'n Lehrling.“

Der alte Ruck bückte sich und faßte den Körper an den Füßen, so schleppten sie ihn durch das verworrene Schilf.

„Ach nee, nee, dreht ihn nich um!“ schrie Valantin, Ruck in den Arm fallend, der soeben den Verunglückten auf den Rücken drehen wollte. „Ich kann keine Leichen sehen,“ stammelte der Bauer, wandte sich ab und erklomm mit steifen Knien das Gelände, ein paar Schritte stolperte er vorwärts, dann blieb er mit hängenden Armen stehen, sich vergeblich bemühend, seinen furchtbar zitternden Unterleib still zu halten.

Die Fischer hatten den Ertrunkenen nun ganz herausgezogen, er lag auf dem Rücken, sein Gesicht mit den halbgeöffneten Augen war voll dem Himmel zugekehrt. Es war ein kleines, kümmerliches Gesicht, schwarze Flecken und Rinnen bedeckten es neben kalkweißen Stellen, und der Stempel eines gewaltigen Todes gab den alltäglichen Zügen einen furchtbaren Ernst. Wie gebannt umstanden ihn die Fischer, jede Einzelheit, die armseligen, triefenden Kleider, die nackten, mageren Füße, noch halb von Lappen umwickelt, betrachtend; im Gürtel steckte das Eisen, in den gefrallten Händen lag Schlamm.

Ruck sah sich nach Valantin um, der vielleicht zehn Schritte von ihnen stand, soweit vorgebogen, als ob er hinstrützen müßte. Vom Gehöft her kam jetzt eine Gestalt über die Trift angelaufen; es war Marianne; von schrecklicher Ahnung getrieben, rannte sie keuchend dem Tümpel zu. Der Bauer sah sie kommen, bei ihrem Anblick erhellte sich sein Gehirn. Er machte sich auf, ihr zu begegnen.

„Marianne, steh, steh,“ schrie er ihr entgegen, und als er bei ihr anlangte, faßte er in die Falten ihres Kleides, wie um an ihrem Körper einen Halt zu suchen. „Den sie da raus gezogen haben aus'm Tümpel — is mein Sohn,“ hauchte er ihr ins Gesicht.

Zuerst begriff sie nicht. Valantin drängte sich näher an sie heran. „Es is mein Sohn — aber es braucht niemand zu wissen, verstehst's.“ Sein Gesicht verzerrte sich zu einem Grinsen.

„Der Sohn, der Sohn!“ Mariannens Kopf zuckte, alles drehte sich mit ihr im Kreise, die Trift ging in Wellen und der Himmel senkte sich herab. Und dann stieß sie den Bauern von sich wie ein zudringliches Tier und floh von ihm fort zu dem dunklen Körper auf dem grünen Teichrand.

Sie konnte ihre Augen gar nicht rasch genug zum Sehen zwingen. Das war der Sohn! Der Verirrte, dem sie das Haus ver-

schlossen, das war der Sohn, dieser armselige Schornsteinfeger mit dem kleinen, kläglichen KinderGesicht!

Sie hochte sich zu ihm hin und besah mit graufendem Jammer den Verunglückten, ein Wimmern drang über ihre Lippen. So ein magerer, armer Bengel, in der Kindheit verprügelt, von seinem harten Vater in die Welt hinausgestoßen, das war der Sohn!

Mariannens Oberkörper sank nach vorn, bis ihre Stirne auf die nasse, harte Brust des Ertrunkenen fiel, sie wollte, sie wäre von Stein gewesen, damit ihre müde, schulbige Stirn daran zerbräche. Sie gehörten beide zusammen, sie und der Sohn, beide zunicht gemacht durch des Bauern ungerechten Willen . . .

„Frau, Frau, hört doch auf, was macht ihr, ihr könnt den Toten nich wieder lebendig machen mit Schreien.“ Der alte Fischer rüttelte unwillig an Mariannens Schulter, bis sie sich aufrichtete; ihr Mund stand weit offen, sie wußte es selber nicht, daß sie ihren Jammer in die Welt schrie.

„Da geht nach Haus, der Bauer ging auch schon.“

Marianne erhob sich schwankend auf ihre Füße, sie schloß die Lippen und keuchte, Worte fand sie nicht, nur einen langen, anklagenden Finger streckte sie nach dem Gehöft aus und schüttelte den mit verzerrtem Gesicht und erhob dann ihre vor Gram eingesunkenen Augen zum Himmel.

Ruck dachte, er hätte es mit einer Wahnsinnigen zu thun, voll Furcht und Widerwillen faßte er sie am Arm und versuchte es, sie nach dem Gehöft zu schieben. „Nu geht, geht, Frau . . .“

Sie aber riß sich wild von ihm los, einen Augenblick stand sie wie außer sich drohend da, dann spie sie aus und drehte dem Gehöft und dem Fischer den Rücken. An dem Toten vorbei ging sie in der Richtung nach dem Fließchen mit langen Schritten über die Trift.



Die plattdeutsche Dichterin Alwine Wuthenow.

Zu ihrem achtzigsten Geburtstage (16. September).

Von

Eugen Isolani.

Nachdruck verboten.

Es gilt ein Unrecht gut zu machen; es gilt eine Dichterin zu feiern, die eine wirkliche, echte Dichterin ist, keine Gedichtmacherin, und die gleichwohl der großen Menge der Gebildeten ziemlich unbekannt geblieben, unbekannt freilich nur dem Namen nach, denn viele ihrer Gedichte sind häufig abgedruckt worden, in Kinderlesebüchern und Anthologien (Schtermeyer), sind wohl gar oftmals auswendig gelernt worden und haben in ihrer rührenden Junigkeit sicherlich jedem, dem sie irgendwo begegnet, ans Herz gegriffen. Aber die Frau, die diese Lieder sang, die sich mit den besten Dichtungen eines Klaus Groth messen können und ihnen auch oftmals würdig an die Seite gestellt wurden, trat stets freiwillig in bewundernswerter Bescheidenheit, und durch ein schmerzliches Lebensgeschick gezwungen, hinter ihre Schöpfungen zurück. Auf dem Titelblatt ihrer Gedichtsammlung, die sicherlich die Aufmerksamkeit erregen mußte und in der That auch erregte, denn kein Geringerer als Fritz Neuter gab diese erste Sammlung ihrer Poesien heraus (1857) — auf diesem Titelblatt: „En vor Blomen ut Annmariet Schulten ehren Goren“ steht der Name der Dichterin nur mit den Anfangsbuchstaben „A. W.“ vermerkt, und so ist es geblieben auch bei den weiteren Auflagen des Buchs. Und daran trägt, ich sagte es schon, nächst ihrer Bescheidenheit das schwere Lebensgeschick von Alwine Wuthenow die Schuld: die Dichterin war seit ihrer Jugendzeit einer schweren Nervenkrankheit verfallen; sie hat lange Jahre fern von dem geliebten Gatten und ihren Kindern in Heilanstalten zubringen müssen.

Nun lebt sie schon seit vielen Jahren in Greifswald in einem Hause, das ihr verstorbenen Gatte einst hauptsächlich ihretwegen erwarb, und das sie schon seit Jahren fast nie mehr verläßt, nicht weil sie schwach oder gebrechlich, nein sie ist eine große, kräftige Frau, eine wahre Walküriengestalt; aber eine schwer zu überwindende Entschlußlosigkeit, die in ihrem Nervenleiden wurzelt, läßt sie nur selten ihr altes, ehrwürdiges Wohnhaus verlassen, durch dessen Fenster ihr Blick auf den prachtvollen, aus dem Mittelalter stammenden gothischen Bau der Nikolaikirche fällt.

Die greise Frau, die jetzt, gepflegt von ihrer jüngsten Tochter Hermine, behaglich auf dem Altenteile lebt, hat viel durchlitten, und manches ihrer schönsten Lieder singt von diesen Leiden. Dr. Mary Möller, der vor ein paar Jahren eine neue Auswahl ihrer Gedichte herausgab („Blomen ut Annmariet Schulten ehren Goren.“ Herausgegeben von Dr. Mary Möller. Greifswald, Verlag und Druck von Julius Abel, 1896), schickt dieser Sammlung schätzenswerte biographische Mitteilungen über die Dichterin voran. Auch Karl Theodor Gaedert widmet in seinen 1890 erschienenen „Fritz Neuter-Studien“ (Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung) ein Kapitel ihren Beziehungen zu Fritz Neuter.

Gestützt auf diese beiden Quellen und auf einige private Mitteilungen einer Tochter der Dichterin, die diese Nachrichten ergänzen, zum Teil berichtigen, will ich hier ihr Lebensbild in Kürze zeichnen.

Alwine Wuthenow, geborene Balthasar, erblickte am 16. September 1820 als Tochter eines Pastors in Neuenkirchen bei Greifswald das Licht der Welt. Ihr Vater

war ein gläubiger Mann, empfänglich für alles Schöne; die Mutter, eine geborene Otto (die Tochter der Jugendliebe des Dichters Rosegarten), war eine Frau voll heiterer Liebenswürdigkeit. Aber die Mutter starb frühzeitig, im Jahre 1827 — der Vater war inzwischen zum Superintendenten ernannt und nach Güglow versetzt —, und schon in dieser frühen Jugendzeit zeigten sich bei Alwine die ersten Spuren der erwähnten geistigen Krankheit, die sich damals noch in absonderlichen Gepflogenheiten



Alwine Wuthenow.

bekundete, die wohl den Spott und die Neckereien der Gespielinnen, aber noch nicht die Besorgnis der Angehörigen hervorriefen. Auch die zweite Mutter, die Superintendent Balthasar seinen Kindern in einer geborenen v. Bohm, verwitweten v. Lepel gab, und die sich der Stiefkinder in der liebevollsten Weise annahm, erkannte die Gefahr nicht, denn Alwine war abgesehen von zeitweilig auftretenden Zwangsvorstellungen ein geistig hochbegabtes Mädchen, und man glaubte schließlich, es fehle ihr nur an Anregung. Man gab sie daher sofort nach ihrer Einsegnung in das Haus des Greifswalder Professors Hornschuch, wo sie drei Jahre verblieb, während deren ihr Zustand sich aber

keineswegs besserte, so daß ihre Eltern das siebzehnjährige Mädchen in die Heilanstalt Sachsenberg bei Schwerin schickten.

Hier, wo sie praktisch beschäftigt wurde, nähen und schneidern mußte, schien sie in der That die erhoffte Genesung zu finden. Und hier entstanden auch wohl ihre ersten Gedichte. Mary Möller teilt ein Gedicht aus jenen Tagen mit, „Gefahr und Hilfe“ betitelt, das so recht ihr Gottvertrauen bekundet; er erwähnt auch, daß in der Jugendzeit insbesondere religiöse Schriftsteller einen tiefen Eindruck auf sie machten. Indessen weiß mir eine Tochter der Dichterin zu berichten, daß Heines „Buch der Lieder“ wohl auch nicht einflußlos auf ihre geistige Entwicklung gewesen sein mag, denn das Buch habe, so erzählte die Dichterin einst der Tochter, sie in ihrer Jugendzeit auf Schritt und Tritt begleitet; abends beim Schlafengehen habe sie es sich unter Kopfkissen gelegt. Außer dem „Buch der Lieder“ mag sie freilich wenig oder nichts von dem viel umstrittenen Unsterblichen kennen gelernt haben, und in ihren Gedichten lassen sich kaum Spuren eines merklichen Einflusses Heines erkennen.

Im neunzehnten Lebensjahr verließ sie, scheinbar völlig hergestellt, die Anstalt. Aber doch war das Leiden nicht ganz gehoben; des Nachts stellten sich oft noch Zwangsvorstellungen ein; doch konnte die Kranke, die übrigens stets ihres krankhaften Zustandes sich völlig bewußt war, im Elternhaus verbleiben.

So lernte sie der Bürgermeister von Gützkow, Ferdinand Wuthenow, kennen. Als Sohn eines Postsekretärs im Jahre 1812 in Brandenburg geboren, hatte sich Wuthenow in Halle und Berlin der Jurisprudenz gewidmet und war im Mai 1834 zu Raumburg als Auskultator bestellt worden. Doch schon am letzten Juni desselben Jahres schleppten ihn Gerichtsboten nach der Berliner Hausvoigtei in Haft und Untersuchung wegen Teilnahme an der Hallenser Burschenschaftsbewegung, und am 4. Juni 1835 wurde er nach der Festung Silberberg in Mittelschlesien gebracht, wo ihm und seinen Leidensgefährten, unter denen sich auch Fritz Reuter befand, am 28. Januar 1837 das Todesurteil vorgelesen, doch zugleich die königliche „Wegnadigung“ zu dreißigjährigem Festungsarrest kundgegeben wurde.

Als König Friedrich Wilhelm III. starb, kam Wuthenow durch die gewährte Amnestie frei; seinem Wiedereintritt in den Justizdienst stand nichts im Wege; er war erst Auskultator am Stadtgericht zu Kyritz in der Priegnitz, wo sein Vater Postmeister war, dann wurde er beim Hofgericht in Greifswald als Referendar beschäftigt, und im Dezember 1842 zum stellvertretenden Bürgermeister in Gützkow gewählt.

Wuthenow war ein kenntnisreicher, sprachkundiger und auch dichterisch veranlagter Mann. Er wurde späterhin (1849) Mitglied des Kreisgerichts zu Greifswald, ein Jahr darauf Kreisrichter, 1855 Kreisgerichtsrat, und als solcher ist er am 5. Juni 1882 gestorben. Der frühere „Hochverräter“ erhielt später vom König den Roten Adlerorden, und wiederholt wurde ihm von seinen Mitbürgern ein Abgeordnetenmandat angeboten, das er aber in Rücksicht auf seine Familienverhältnisse ablehnen mußte.

Dieser Mann verliebte sich in die anmutige Tochter des Superintendenten Balthasar, die stattlich wie er war, geistvoll und witzig gleich ihm, und trotzdem ihm die Krankheit der Geliebten bekannt wurde, trotz aller Gegenvorstellungen, ja selbst trotz dringenden Abmahns der Eltern wollte er nicht auf sie Verzicht leisten. Wie er, mochten wohl auch die Eltern hoffen, daß die Ehe wohlthätig auf den Zustand des Mädchens einwirken würde.

„Und wir können,“ so meint wohl zutreffend Mary Möller, „wohl begreifen, daß gerade Wuthenow volles Verständnis für das Geschick der Armen hatte; er wußte ja aus eigener Erfahrung, was es heißt, lange Zeit fern von den Seinen eingekerkert zu sein.“

Die ersten Jahre der Ehe waren vom sonnigsten Glück begleitet; die junge Frau schien von Tag zu Tag mehr zu gesunden. An allen Sorgen und Arbeiten des Gatten nahm sie thätigsten Anteil, und als ihr gar Mutterfreuden beschieden waren, schien sie dauernd von jeder Gefahr befreit zu sein.

Da kam das „tolle“ Jahr 1848; und der Sturm, der durch Deutschland toste, fand auch in Gützkow nur zu lauten Widerhall, und da nun einmal der Super-

intendant und der Bürgermeister die „Behörden“ im Städtchen waren, richtete sich vornehmlich gegen sie die Aufregung des Volkes. Frau Wuthenow aber sah damals wieder ihrer Niederkunft entgegen, und zum Schutze der Wöchnerin mußten beständig Bewaffnete vor ihrer Stube Wache stehen.

Kein Wunder, daß das alte Leiden sich bald nach der Entbindung wieder einstellte. Sie mußte bald von neuem eine Anstalt auffuchen und mit kurzen Unterbrechungen weilte die unglückliche Frau beinahe ein Vierteljahrhundert fern von ihren Angehörigen. Im Jahre 1849 ging sie auf dreizehn Monate nach Sachsenberg; 1853 brachte ihr Mann sie nach dem St. Katharinenstift zu Klostock, wo sie neun Jahre lang verweilte, von da nach Winnenthal bei Stuttgart zum Medizinalrat von Zeller, bei dem sie zwar auch nicht gesundete, aber doch mannigfache geistige Anregung im Kreise hochbegabter Menschen erfuhr. Im Jahre 1867 kehrte sie dann versuchsweise auf ein Jahr nach Hause zurück; dann aber brachte Wuthenow die kranke Gattin wieder ins St. Katharinenstift, wo sie doch nach und nach soweit gesundete, daß sie 1874 dauernd nach Hause zurückkehren konnte.

„Würde Alwine geheilt, so wäre ich glücklich“ schrieb einmal Wuthenow seinem Schwiegervater. Er hat dies Glück nicht erfahren; auch den bescheidenen Glücksanteil, die geliebte Gattin in seinem Hause wieder als Genesende schalten und walten zu sehen, hat er nur acht Jahre lang genossen.

Aber vielleicht hat gerade ihr Leiden das poetische Talent in ihr zur Reife gebracht. Den Schmerz, von Mann und Kindern getrennt sein zu müssen, sang sie, sobald ihr Geist sich freier fühlte, in rührenden Lauten, wie sie eben nur das echte Talent zu finden vermag.

Und als Fritz Reuter Ostern 1855 das „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ begründete, da sandte ihm sein alter Festungsgenosse Wuthenow einige Gedichte seiner Gattin, und erfreut dankte ihm Fritz Reuter in einem Brief, in dem es heißt: „Wie es möglich ist, daß Deine arme, beklagenswerte Frau in ihrem Zustand gerade solche, durch Einfachheit der Empfindung und Korrektheit der Form ausgezeichnete Gedichte machen kann, ist mir ein Rätsel. — — Lieb würde es mir sein, wenn dieser freundliche Anfang nicht das Ende wäre, und Du mir von Zeit zu Zeit noch etwas schicken könntest.“

Und das hier erwähnte erste, in der Nummer vom 17. Juni 1855 abgedruckte Gedicht lautet:

„Dubenmutter.

Dubenmutter sitt so still
Up ehr lüttes Nest,
Fast, as ob sei seggen will,
Dit's mien Allerbest!

As wenn unner ehre Flücht
Sei dat Leiwste hölt,
Wat sei nich vertuschen mügg
Mit de ganze Welt.

Dubenmutter, ward de Lieb
Di denn gor nich lang?
Segg, wat di dorfür geschüht
Un wat is dien Dank?

Kickst mi an so wunderlich?
Ach, du denkst gewiß:
„Du, lütt Dümmling, weist man nich,
Wat 'ne Mutter is?“

Un wenn du man weiten wullst,
Wat id giern di lihr:
Unse Herrgott hett Geduld
Mit di noch vel mihr!“

In einer der nächsten Nummern erschien dann das folgende Gedicht, das in ergreifender Weise die Sehnsucht der Unglücklichen zum Ausdruck bringt:

„An Em.

Magst mi noch lieben,
Hest mi noch leiw?
Ach, legg dien Hart doch
Mit in den Dreif!

Will mal upsluten,
Wat darin steiht,
Ob noch dien Wiewing
Wahnen d'rin d'ist.

Ob sei noch hett den
 • Leivlichsten Platz,
 Ob sei noch d'rin dien
 Allerbest Schatz.

Wenn ik dat seihn hew,
 Slut ik dat tau,
 Keiner fall weiten,
 Wat mi givt Kauf."

Das Gedicht fand dann auch soviel Beifall, daß ein Sekretär Schliemann aus Travemünde an Reuter eine Antwort darauf „An Ehr“ sandte, deren Aufnahme Reuter jedoch in Rücksicht auf den krankhaften Zustand der Dichterin verweigerte.

Leider aber legte schon Reuter nach Jahresfrist die Herausgeberschaft des Blattes nieder, nachdem etwa ein Duzend Gedichte von Frau Wuthenow erschienen waren. Das letzte möge hier noch Platz finden:

„Dat Kind sien Nachtgebed.

It bün so mäud un sleprij,
 De Dagen gahn mi tau —
 Kann kum die Hän'n noch folgen (falten),
 Weit nich, wat'k bedden dau —

Müggat seiwene Gott blot seggen,
 Dat giern ik orig wier,
 Un dat hei seiw müggat hebben,
 Mi ümmer doch recht sijn! —

Un dat ik nu woll sachten
 In sienen Schoot müggat rauhn —
 Dat Anner segg'k di morren;
 Leiw Gott, du wardst't woll daun!"

Da Fritz Reuter verschiedentlich die Gedichte der „A. W.“ als „die besten Sachen, die im Unterhaltungsblatt gestanden“ bezeichnet hatte, wagte Wuthenow den Freund zu bitten, daß er den Wunsch seiner unglücklichen Gattin, ihre Schmerzenskinder gesammelt zu sehen, verwirkliche, und Reuter erklärte sich gern bereit dazu. So erschien denn im Jahre 1857 im Verlag von Theodor Runke in Greifswald ein zierlicher Band in klein Quarto unter dem Eingang erwähnten Titel.

Im Vorwort, das nach der Ansicht von Gaedertz zu dem Schönsten gehört, was wir in hochdeutscher Sprache von ihm besitzen, sagt Reuter:

„Gern will ich eingestehen, daß, wo meine Hand zuweilen zur Berichtigung der Form und des Ausdrucks sich hervorstreckte, mancher Blütenstaub von den freundlichen Blumen durch dieselbe abgeseiht ist. Dies ist jedenfalls ein Verlust; und wenn ich den Grund meiner Eingriffe zur Entschuldigung für dieselben anführe, so geschieht dies weniger zu meinem eignen Besten, als zum Besten des Lesers, dem sonst vielleicht teilweise die vorzüglichsten und innigsten Gedichte der anonymen Verfasserin unverständlich bleiben dürften. Obgleich mir die ausdrückliche Erlaubnis dazu geworden ist, so zögere ich doch den Schleier zu lüften, der ein großes, tiefempfundenes Unglück stets den Augen der Öffentlichkeit entziehen sollte, und nur der eben angeordnete Umstand des sonst vielleicht obwaltenden Unverständnisses läßt es mich wagen, und die Natur jenes Unglücks mag zur Erklärung dienen, warum eine fremde, vielleicht ungeeignete Hand die zarten Blumen zum Strauß binden mußte. — Auf der Dichterin ruht schon seit Jahren die dunkle Nacht einer Krankheit, die sie fern hält von ihrem an häuslichem Segen reichen Kreise und sie außer Stand setzt, den Pflichten als Gattin und Mutter zu genügen; ihre Seele ist stunden- und tagelang von den quälendsten Vorstellungen beunruhigt, so daß durch die verzehrende Aufregung ihr Körper ebenfalls leidet, weshalb sie denn auch schon jahrelang in einer Heilanstalt unter den Händen eines geschickten Arztes sich befindet, der Hoffnung auf ihre gänzliche Wiederherstellung hat. Den qualfreien, lichten Momenten hat das Publikum diese Gedichte zu verdanken, die — ohne der Kritik vorzugreifen zu wollen — durch Naivetät, Gemüt und kindliches Hingeben in die scheinbar strengen Beschlüsse des Schöpfers einen Platz in dem Herzen des Lesers sich erobern und in ihrer Frische Zeugnis ablegen werden für die ursprüngliche Innigkeit und Kraft eines Geistes, der selbst unter so unsäglichem Leid den erheiterten Blick in das Verständnis der Natur und des Menschenlebens sich offen zu halten mußte. . . . Vor allem ist es die Liebe zu ihrer Muttersprache, der niederdeutschen Mundart, gewesen, das Lächeln ewiger Jugendfrihe und den hellen und doch so tief und weich klingenden Glockenton ungekümmelten Naturlebens“ nennt, durch welche sie zur Abfassung und schließlich Veröffentlichung ihrer Gedichte sich getrieben fühlte; deshalb, um dieser Liebe nicht zu nahe zu treten, habe ich auch geglaubt, das Idiom der Dichterin, in welcher sie geboren ist, Neuworponnern, sowie ihre Schreibart, soviel mir irgend thunlich schien, beibehalten zu müssen. . . . So lege ich denn im Namen der Dichterin diese Strauße an das Herz derjenigen, die hinlängliche Bildung und Gerechtigkeit besitzen, in unserer herrlichen Muttersprache die Klänge der Liebe und Treue, den heiteren Humor des Schalles wie den fernigen Ernst des norddeutschen Niedermannes zu vernehmen, statt derselben mit abweisendem Vornehmthun den Platz in den Reihen des Volks anzuweisen, an das Herz aller derjenigen, die gern von dem lebendigen Aemtszuge freier Natur angeweht sind, in die reinliche Stätte der Armut treten, mit Liebe die Erinnerungen der Jugend pflegen und mit kindlicher Hingebung an einen höheren Willen ein schweres Leid zu tragen wissen.“ —

Das Buch ist Claus Groth zugeeignet mit einem Gedicht, aus dem, wie Reuter sagt, hervorgeht, welchen Einfluß die Gedichte von Groth auf die Verfasserin geübt haben. „Wer aber in ihren Gedichten,“ so meint Reuter, „bloße Abklatsche jener naturkräftigen Bilder suchte, dürfte sich getäuscht finden; vor solcher Handwerkermäßigkeit hat sie ihre eigene Originalität glücklich bewahrt.“

Groth selbst urteilt über die Gedichte äußerst günstig, obwohl er schreibt, daß er sie „mit dem gewöhnlichen Vorurteil zur Hand nahm, womit man nun schon plattdeutsche Gedichtsammlungen ansieht.“ „Der Geist wie die Form,“ sagt er, „sind ansprechend, sind anmutig. Die Frau schreibt einfach, wie ihr ums Herz ist, und schreibt das so treuherzig, wie man es nur im heimlichen Stübchen der Mutter, dem Liebsten, dem Kindchen oder dem Vater dort oben aussprechen kann, es ist immer ein Rosen oder Gebet, oft auch das herzliche Lachen oder Weinen, wie es das vertraute Ohr gewohnt ist. Sie künstelt sich nirgends erst einen Geist oder ein Gefühl oder eine Stimmung an, weder eine hohe noch eine rohe, um dann dafür mühsam Worte und Reime zu suchen, aber sie hat Geist und Gefühl und spricht sie aus, oft tieferschütternd. Wenn man in der Kunst von Natur sprechen kann, so muß man diese Harmonie zwischen Innerem und Äußerung Natur nennen.“

Auch andere Kritiker lobten die Gedichte, so Robert Pruz im „Deutschen Museum“, auch in der Spener'schen Zeitung wurden sie gebührend hervorgehoben; das Publikum kaufte das Bändchen, und so konnte nicht nur sehr bald eine neue Auflage erscheinen, sondern die Dichterin gewann auch Mut, ein zweites Bändchen folgen zu lassen, das ebenfalls bei Kunze in Greifswald unter dem Titel „Nige Blomen ut Annmariet Schulden ehren Goren von A. W.“ 1861 herauskam, und zwar von Reuter gesichtet und geordnet, doch nicht von ihm eingeführt wurde. Die Dichterin selbst schrieb ein Vorwort dazu, in dem sie die uneigennützigte Hilfe des Freundes mit innigen Dankesworten erwähnt.

Im folgenden Jahr erschien dann ein Band „Hochdeutsche Gedichte“, die indessen nach einstimmiger Ansicht aller nicht dieselbe glückliche Ursprünglichkeit des Ausdrucks zeigen. Wir sind diese Gedichte leider nicht zu Gesicht gekommen. Weder dieser Band noch die „Nigen Blomen“ erlebten eine Neuauflage, während das erste Bändchen im Jahre 1873 in Oktavformat im Verlage von Julius Bindewald, Greifswald, in dritter Auflage erscheinen konnte.

Und nachdem alle diese bisherigen Ausgaben ziemlich vergriffen waren, unternahm der erwähnte junge Landsmann der greisen Dichterin, aus den beiden älteren plattdeutschen Sammlungen und aus dem Schatz neuerer bisher ungedruckter Dichtungen das Beste in einem Großoktav-Bande auszuwählen, der bei Julius Abel in Greifswald erschien.

Leider fehlt auch auf dem Titelblatt dieser Neuausgabe wieder der Name der Dichterin. Ich weiß nicht, ob's auf Wunsch der bescheidenen Frau geschah. So aber wird leider auch diese Sammlung der Gedichte nicht sonderlich viel dazu beitragen, ihren Namen bekannt zu machen und ihr das Recht angedeihen zu lassen, das ihr gebührt. Möge dennoch der Dank der Mitwelt sie noch in ihrem Greifswalder Witwenheim erreichen!

Dort lebt sie still in ihrem alten Hause mit ihrer jüngsten Tochter, — die andern Kinder sind längst ausgeflogen, die Söhne wirken in achtungswerten Ämtern und Würden. Hinter dem alten Hause, das ganz mit Epheu umrankt ist, liegt ein Gärtchen; Fliederbüsche und Goldregen winken im Frühling in die altmodischen Fenster, und ein uralter, mächtiger Nußbaum breitet seine grünen, schattigen Zweige über das kleine, heimliche Stückchen Erde. Daß sich in diesem gemütlichen Heim gern Freunde und Verwandte einfinden, läßt sich denken. Und die lebhafteste Greisin, die selten ihr Haus verläßt, empfängt im Garten und in ihrem freundlichen Stübchen gar gern die Bekannten, die ihr von draußen, aus der Welt erzählen müssen. Unausgesetzt ist sie noch geistig thätig, liest, was ihr die Freunde bringen und empfehlen, auch die Schöpfungen der Modernen, die — freilich nicht ihren Beifall finden. Und dann schreibt sie wieder — noch ohne Brille, während all ihre Kinder längst schon zu

Augengläsern greifen mußten — auch heut noch Verse nieder, aber lezthün nur hochdeutsche Lieder, die der Ursprünglichkeit entbehren, die ihre plattdeutschen Dichtungen auszeichnen. Sie weiß das auch selbst:

Wat plattbütsch ic dau seggen,
Dat hett all Hand un Faut,
Un klingt dat of wat knullig,
So ist 't of just so gaud.

Ik gah darin so düchtig,
As stünn mi sünst nicks an,
Fräl mi darin so säter,
En hel' un ganzen Mann.

Mi is 't as sünm mien Hergott
Mi beter so verstahn,
As würd mien Bidd so neger
Em an dat Hart 'ran gahn.



Elektrische Lichtbäder.

Von

M. v. d. Osten.

Nachdruck verboten.

Den letzten Dezennien unseres verfloffenen Jahrhunderts war es vorbehalten, den großen Umschwung in der medizinischen Wissenschaft hervorzubringen, der sie immer mehr und mehr von den Medikamenten ab und den Mitteln der Naturheil-methode zuführt: zu frischer Luft, Licht, Wärme, Wasser, Bewegung. Als einen großen Schatz hat nun die medizinische Wissenschaft die Sonnenbäder und lezthün die elektrischen Lichtbäder in sich aufgenommen.

Die elektrische Lichtheilmethode ist eine der jüngsten Wissenschaften und daher in die breiten Massen noch wenig eingedrungen.

Aber in der wissenschaftlichen Forschung und in der Empirie hat sie sich Geltung errungen, und in den Lichtheilanstalten werden eine Menge Kranker geheilt, die jahrelang umsonst anderswo Heilung suchten.

Man unterscheidet zwei Arten elektrischer Lichtbäder: das Glühlichtbad und das Vogenlichtbad. Ersteres wirkt ähnlich wie ein Dampfbad schweißertregend und den Stoffwechsel befördernd; aber es wird viel besser vertragen, da es das Herz keineswegs anstrengt, keine Beängstigungen, sondern im Gegenteil ein Lust- und Freudegefühl erregt. Regelmäßig hin und wieder genommen ist es ein vorzügliches Vorbeugebad gegen Krankheiten, das angenehmste gegen Fettleibigkeit und das beste Bad zur Verschönerung der Haut und zur Pflege des Körpers. Endlich nähern wir uns damit wieder dem Standpunkt der Kultur, auf dem die Alten standen, eine durchgreifende Pflege des Körpers anzustreben. Das Vogenlichtbad aber wirkt im Gegensatz zum Glühlichtbad vermöge der in ihm besonders zahlreich enthaltenen chemischen Lichtstrahlen bei vielen Krankheitserscheinungen heilend. Die eigentliche Schweißzeugung tritt dabei mehr in den Hintergrund.

In der Lichtheilmethode arbeitet man nicht nur mit der ganzen Farbenstrahlung des Spektrums, wie es optisch zur Empfindung kommt, sondern auch mit einzelnen Teilen desselben, so mit den roten, warmen Strahlen, die im Glühlicht besonders enthalten sind, oder mit den mehr kleinwelligen, das sind die blauen und violetten Strahlen des Vogenlichtes. Die farbige Strahlung ist wieder ein besonderer Teil der Lichtheilkunde, die unter dem Namen Chromotherapie zusammengefaßt wird; letztere befindet sich allerdings noch in den Kinderschuhen.

Das Bogenlichtbad, das vermöge seines Reichthums an violetten Strahlen eine allgemein beruhigende, blutreinigende Wirkung hat, besitzt in noch höherem Maße als das Glühlichtbad bakterientötende Kraft, da bekanntlich die farbigen Strahlen, ganz besonders die kleinsten, im höchsten Grade Fäulnis- und Krankheitskeime zerstören. Es belebt die Nerventhätigkeit, regt den Stoffwechsel und die Verbrennungsprozesse im Körper an, erhöht den für das Leben so bedeutungsvollen Faktor, die Hämoglobinbildung im Blut. — Wie man aber über das Einzelne niemals das Große, Ganze aus dem Auge verlieren darf, so sollte bei der Behandlung eines kranken Organs unseres Körpers niemals die Allgemeinbehandlung außer Acht gelassen werden. Und gerade dafür bietet sich in dem Lichtbad ein so vorzügliches Mittel.

Um diese Einwirkung zu begründen, muß man sich das Licht als Totalerscheinung vergegenwärtigen, in seiner Einwirkung im Gegensatz zur Dunkelheit. Der große Einfluß des Lichtes auf die Psyche ist ja bekannt, wenn auch lange noch nicht genug gewürdigt. Daß die Pflanze nicht ohne Licht dauernd leben kann, ist eine Thatsache, die jedermann bekannt ist.

Forscher und Gelehrte haben an Versuchstieren, an Fröschen, Kaninchen und andern, die Wirkung des Lichts beobachtet: sie nehmen im Hellen mehr Sauerstoff auf und geben mehr Kohlenstoff in Form von Kohlenensäure ab als im Dunkeln, auch fängt im Dunkeln der Verbrennungsprozeß sogleich an geringer zu werden, während er im Hellen wieder steigt. Daraus kann man schließen und an dem Experiment wird es bestätigt, daß das Licht auch in dem Menschen einen stärkeren Stoffwechsel, erhöhte Sauerstoffaufnahme und gesteigerte Kohlenensäureabgabe hervorbringt, und zwar durch die Schwingungen des Äthers, jenes feinen Stoffes, der in alle Körper hineindringt und das Licht in seinen Wellenbewegungen trägt. Wie ein Forscher auf diesem Gebiet schreibt: „Die Lichtschwingungen haben Einfluß auf die chemischen Vorgänge innerhalb des Organismus, daß sie die meisten Prozesse verursachen, welche sich in Bewegung und Arbeit umsetzen. Jede Thätigkeit aber im Organismus ist geknüpft an chemische Vorgänge, an Verbrennungsprozesse, Sauerstoffaufnahme, Kohlenensäureabgabe. Die molekulare Einwirkung des Lichts muß man sich dergestalt vorstellen, daß die in Bewegung befindlichen Ätherwellen diese ihre Bewegung auch innerhalb des Moleküls fortsetzen, ihre eigenen Bewegungen den Körperatomen mitteilen, diese in Schwingungen versetzen, sie mehr oder weniger trennen, Atomgruppen aus dem Gefüge von Molekülen loslösen und sie zum Verfall bringen, und so gewährt das Licht durch seine Ätherschwingungen die Möglichkeit der Abspaltung einer Atomgruppe aus dem Molekül und deren Wiederersatz und bedingt dadurch einen regeren Stoffwechsel. In der Dunkelheit fällt diese Möglichkeit weg, die Moleküle erhalten keine Bewegungszweige und damit nicht die Bewegung für den Stoffwechsel.“

Wärme und Elektrizität wirken natürlich ähnlich wie das Licht.

Aus der Wirkung des Lichts in seiner Totalität ergibt sich naturgemäß der Schluß auf die ähnliche Wirkung des elektrischen Lichtbades, vermöge der Bestandteile, die in den Strahlen des Sonnenlichts wie in denen des elektrischen Lichts vorhanden sind — soweit nämlich das künstliche das natürliche, das elektrische Bad das Freilichtbad zu ersetzen im Stande ist.

Das elektrische Lichtbad als solches besteht aus einem mit elektrischen Glühlampen oder mit Bogenlampen armierten Kasten, dessen Seitenwände spiegelnde Flächen bilden, die das Licht reflektieren. Der Badende sitzt also sozusagen von einem Lichtmeer umgeben.

Er badet im Licht. Und hier in unserm Norden, wo die Sonne so überaus kärglich ihr Licht spendet, muß man den Ersatz des Sonnenlichts als Heilfaktor freudig begrüßen, wie ihn Forschung und Wissenschaft im elektrischen Lichte erprobt haben.

Das Glühlichtbad ist von Amerika zu uns herüber gekommen, wo Dr. Kellog in Battle-Creek eines der bedeutendsten Sanatorien der Welt hat. Erfunden wurde es von einer Frau. Das Lichtbad in Deutschland eingeführt zu haben ist das

Verdienst des physiologischen Chemikers Herrn Dr. W. Gebhardt, der es in Chicago auf der Weltausstellung sah. Während man in Amerika das Lichtbad nur als ein sehr zweckmäßiges Wärmebad auffaßte, kam Dr. Gebhardt zu der Überzeugung, daß die spezifische Wirkung darin eine hervorragende Rolle spiele und wurde so auf die Erfindung des Vogenlichtbades geführt, in dem, wie oben auseinandergesetzt, die physiologisch wirkungsvollen Strahlen ganz besonders zur Wirkung kommen. Er machte eingehende Versuche über die bactericide Wirkung des Lichts an lebenden Tieren, an Mäusen, die er mit Bazillen impfte und von denen die, die er in einem Kasten unter Beleuchtung setzte, munter ohne Nachteil weiterlebten, während die Kontrolliere im Dunkeln starben.

Er war es dann, der die ersten Lichtkästen in Berlin aufstellte, das Verfahren der Bestrahlung einzelner Körperteile begründete und ausgestaltete. Die von ihm errichtete Lichtkuranstalt, Karlsbad, Potsdamerstr. 27b, wo sie noch besteht, ist sozusagen die Mutteranstalt aller übrigen Lichtheilanstalten Deutschlands geworden. Die Anstalt wurde am 1. Oktober vorigen Jahres bedeutend erweitert und mit zum Teil ganz neuen Apparaten versehen. Neuerdings ist auch ein sogenannter Finsenscher Apparat aufgestellt. In letzter Zeit haben nicht nur die Ärzte, sondern auch verschiedene Professoren ein großes Interesse der Anstalt entgegengebracht. Nicht nur in Berlin sind verschiedene solcher Anstalten entstanden, sondern auch an vielen Orten Deutschlands und anderer Länder, so z. B. in Dresden, München, Cassel, Braunschweig, Wiesbaden, Hannover, Stettin, Paris, Petersburg, Odessa, Baden-Baden, Darmstadt, Welten, Wien, Graz u. s. w. Diese Anstalten haben zum Teil die Apparate durch Dr. Gebhardt bezogen.

So sind schon in den wenigen Jahren, die seit der Ausstellung in Chicago verstrichen sind, durch die getreuliche Arbeit der Ärzte und Forscher bis dahin schwer heilbare Leiden heilbar geworden: Neuralgien, Ischias, chronische Hautausschläge. Auch für die Wundbehandlung eröffnen sich durch die Lichtheilkur große Perspektiven. Erwähnt seien auch die Stoffwechselkrankheiten: Sicht, Rheumatismus. Für die Behandlung der Bleichsucht sind die Lichtbäder besonders angezeigt.

Jeder normale Mensch besitzt circa 50 000 000 roter Blutkörperchen nach der Berechnung der Forscher, der Bleichsüchtige nur 3 000 000 bis 4 000 000. Und da die roten Blutkörperchen die Träger des Hämoglobin sind, dieses für das Leben so wichtigen Bestandteils im Blut, und das Licht als Heilfaktor angewendet, die Eigenschaft besitzt, Hämoglobin-vermehrend zu wirken, so ist ersichtlich, daß eine wesentliche Besserung, wenn nicht gar Heilung durch elektrische Lichtbäder bei Bleichsüchtigen erzielt werden kann.

Noch zum Schluß sei Erwähnung gethan der Nervenleidenden mit sehr zarter Konstitution, die an fehlerhafter Blutverteilung kranken und bei denen Wasseranwendungen oft nicht angezeigt sind, da genügende Körpertemperatur nicht vorhanden ist. Bei solchen Patienten wendet man mit vielem Erfolg das Licht an, um sie zu späterer Wasserbehandlung kräftig zu machen, auch um beides, Appetit sowohl wie Schlaf, anzuregen.

Sicher wird in dem neuen Jahrhundert die Erkenntnis der Heilkraft des Lichts immer mehr Platz greifen und dazu führen, daß sie zu einem allgemein anerkannten Heilfaktor werde.



Weibliche Philanthropie.

Von

Clara Dürkerhoff.



Es war in London und an einem wundervollen Sommertage, einem Sonnabend, der jenseits des Kanals bekanntlich als halber Feiertag angesehen wird. Ich hatte unmittelbar vorher die großartigen humanitären Einrichtungen des thatkräftigsten aller Londoner Kinderfreunde, des Dr. Thomas J. Barnardo, aus eigener Anschauung kennen gelernt, und man hatte mich bei der Gelegenheit aufmerksam gemacht auf die verwandten Bestrebungen der berühmten Philanthropin Miß Nye. Es wurde mir gesagt, sie sei den armen, verlassenen, obdach- und elternlosen Mädchen Londons, vom jüngsten bis zum vollkommen erwachsenen, eine eben solche Wohlthäterin, wie Barnardo es namentlich den Knaben, den Mädchen erst in zweiter Linie, sei. Sie sei sogar seine Vorgängerin und Pfadfinderin in der Methode, ihre Zöglinge über das Meer zu verpflanzen und so im Vaterlande Raum zu schaffen für andere Aufnahmebedürftige.

Ich begab mich also voll lebhaften Interesses nach Avenue House, Beckham, im Süden Londons, wo Miß Nye ihr Heim aufgeschlagen hat, während Dr. Barnardo sich mit seinen verschiedenen „homes“ im Ostende, dem allerärmsten Teile Londons, niedergelassen hat. Ich hatte, nach dem Namen „Avenuehouse“, die Anstalt in einer breiten, halbwegs eleganten Straße vermutet und war nicht wenig überrascht, sie mit Mühe und Not endlich mitten im Gemirr enger Straßen und Häuserkomplexe aufzustöbern, von außen nur an einer hölzernen Tafel über der Eingangsthür kenntlich, auf der zu lesen stand: Miß Nye's Heim für hilflose Mädchen. Noch größer war meine Überraschung, als ich das etwas von der Straße zurückliegende Grundstück betrat und das Haus durchschreitend, mich auf einem wohl fünf Morgen großen freien Platze, halb Gemüsegarten, halb Rasenplatz, sah, den ich ganz sicher inmitten dieses dicht bebauten Stadtviertels nicht vermutet hätte.

Das rotwangige Mädchen, das mich einließ, erklärte mir, Miß Nye befinde sich im Schulhause inmitten ihrer Zöglinge, zu denen übrigens meine blühende Pfortnerin auch gehörte. Sie führte mich auf meine Bitte über die grüne, sonnenbeschienene Fläche, die mitten in der öden Stein- und Häuserwildnis dem Auge doppelt wohlthat und in der ein alter knorriger Hagedorn in voller Blüte stand, unter dem eine Anzahl kleinerer Mädchen mit Schaufeln im Sande grub. Jenseits des freien Platzes bildete das „Schulhaus“ den Abschluß; ursprünglich unverkennbar ein weitläufiger Stall, der aber durch seine Größe, Helle und Lustigkeit sich für seine jetzige Bestimmung sehr wohl eignete. Die innere Einrichtung war freilich nach unsern Begriffen recht primitiv; die Subsellien waren schon mehr vorwärtsstullich, den Forderungen moderner Schulhygiene war in keiner Beziehung Rechnung getragen; als Schmuck war an den Wänden nichts vorhanden als eine Anzahl gedruckter und auf Pappe gezogener Bibelsprüche. Das Bild, das sich mir beim Näherkommen durch die offenstehende Thür bot, war nichtsdestoweniger äußerst anheimelnd. Es gefiel mir so,

daß ich still stand und die Scene eine Weile beobachtete. Etwa sechzig Mädchen, vom zarten Kindes- bis zum jungfräulichen Alter, hatten sich im Halbkreis um einen Tisch aufgestellt und sangen Kirchenlieder, Volkslieder und Kindergartenweisen in bunter Reihenfolge, aber mit Lust und Begeisterung und guter gefanglicher Vorbildung. An dem Tisch in der Mitte saß eine Dame reiferen Alters und hörte dem vergnügten Gesang mit sichtbarem Vergnügen zu. Sie war eine stattliche, imposante Erscheinung; ihr Gesicht drückte ungewöhnliche Herzensgüte aus; Mienen und Blicke ihrer Pflöglinge sprachen beredt genug von einer unbegrenzten Anhänglichkeit an sie. Sie trug ein Spizenhäubchen auf dem ergrauten, welligen Scheitel und erschien mir als das vollendete Bild liebevoller Mütterlichkeit, eine Caritas im wahrsten Sinne des Wortes. Ihr Anzug war sehr einfach, ebenso der ihrer Mädchen. Sie waren alle gleichgekleidet und zwar in einem haltbaren Waschstoff, bequem gearbeitet und von einer weiten, grauen Leinenschürze zum größten Teil bedeckt. Alle, „Mutter“ und Kinder, sahen aus wie die verkörperte Gesundheit und Zufriedenheit selbst.

Eine Pause entstand, die Miß Rye dazu benutzte, den Sängern ein paar freundliche Worte der Anerkennung zu sagen. Ich machte mich bemerklich, indem ich auf die Dame zuschritt. Sie erhob sich, die Mädchen traten bescheiden zur Seite, und ich stellte mich als Ausländerin vor und sprach die Bitte aus, mir ihre Anstalt ansehen zu dürfen.

„Mit vielem Vergnügen“, antwortete sie gütig lächelnd. „Viel Glänzendes und in die Augen Fallendes giebt es zwar hier nicht. Allein was man so recht von Herzen lieb hat, pflegt man ja auch gern andern zu zeigen.“ Damit machte sie mich mit den im Halbkreis herumstehenden Mädchen bekannt, die ich schon während des Gesanges mit Muße in Augenschein genommen hatte, und die durch ihr höfliches, bescheidenes und offenes Wesen einen ausnehmend guten Eindruck auf mich gemacht hatten. Dann führte sie mich ins Haus.

„Es ist ein recht solides und behagliches Bauwerk“, sagte sie scherzend, „nur leider zur Sommerresidenz eines reichen Citybewohners, als welche es vor mehr als einem halben Jahrhundert erbaut wurde, sehr viel geeigneter als für die Zwecke, denen es jetzt dienen muß.“

Die gediegene Holztäfelung der Vorhalle und des Treppenhauses, die soliden Mauern, der überall reichlich bemessene Raum, die ganze behagliche Bauart bestätigten ihre Worte: es mußte eine sehr wohlhabende, an Luxus gewöhnte Familie gewesen sein, die sich zu einer Zeit, als London sich noch nicht so ausgedehnt hatte wie jetzt, dies angenehme Heim hatte herstellen lassen; für die Unterbringung von soviel armen Proletarietkinder war es freilich nicht berechnet worden. Es reichte so wenig dafür aus, daß nahezu für die doppelte Anzahl der hier untergebrachten (ca. 60) Mädchen in einer auf der andern Seite der Straße belegenen Filiale hatte Raum geschaffen werden müssen. Die oberen Stockwerke wurden durch die langen Reihen schneeweißer Betten und Bettchen fast vollständig als Schlafsäle in Anspruch genommen; nur für eine große Badestube, für ein paar Arbeitszimmer und für Wäsche- und Vorratsräume war noch Platz erübrigt worden. Die am höchsten gelegenen Zimmer boten, nebenbei bemerkt, einen Ausblick in die Ferne (bis Denmarkhill hinüber), wenn auch über die Dächer der niedrigeren Nachbarhäuser hinweg, wie man ihn in diesem eng eingebauten Stadtviertel nicht für möglich gehalten hätte. Das Parterregeschloß wurde von den Geschäftsräumen, dem Empfangszimmer und Miß Ryes Privatgemächern ausgefüllt. Eine ansehnliche Waschküche befand sich nebst der ebenso geräumigen Kochküche im Kellergeschloß, wie in jedem englischen Einfamilienhause.

Diese unterirdischen Räume spielten im Leben der Hausbewohner eine wesentliche Rolle. Die armen, meist von der Straße aufgesuchten Kinder waren in der Regel durch ihre bisherige Umgebung an irgend welche Ordnung nicht gewöhnt, selbst dann nicht, wenn sie etwas wie ein Elternhaus ihr eigen konnten. Sie brachten vom Reinmachen, von der Wäsche, vom Flickern, Stopfen und Nähen, von der Zubereitung des Essens, auch wenn sie schon fast erwachsen waren, meist kaum den entferntesten Begriff mit, vom Decken und Zurichten des Tisches schon ganz zu schweigen.

Wurden sie nun in Miß Nye's Home eingeliefert, was nicht selten durch die Eltern selbst geschah, die sich außerstande erklärten, für ihren Unterhalt zu sorgen, so galt es, ihnen zuerst die allerprimitivsten Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit beizubringen. Dies geschah außer in den Arbeitsräumen, wo sie im Ausbessern ihrer Sachen unterwiesen wurden, zum größten Teil in den unterirdischen Regionen des Hauses, wo die Mädchen in jeder Woche einen Tag am Waschfaß stehen und bei der Reinigung der im Hause gebrauchten Wäsche selbst mit Hand anlegen mußten, was sie übrigens, dank der durch ihren gutmütigen Humor alle anfeuernden Vorsteherin, sehr schnell mit Vergnügen thaten. Das Trocknen der Wäsche auf dem weiten Rasenplatz galt sogar allen als eine Art Festlichkeit. Damit zugleich wurde ihnen das Reinigen der Treppen, Flure und Stuben gezeigt, was sie sich mit so gutem Erfolg zu eigen machten, daß das ganze alte Haus buchstäblich vor Sauberkeit bligte. Ebenso wurden alle, Große wie Kleine, unterrichtet im Putzen und Zurechtmachen der Gemüse, im Kartoffelschälen, im Feueranmachen und Ofenheizen, im Lampenputzen u. dgl. mehr. „Dem Umstande, daß sie in all diesen Dingen von Hause aus fast durchgängig garnichts lernen“, sagte mir Miß Nye, „verdanken sie es, daß sie so durchaus unfähig sind, anders als in der Fabrik ihr Brot zu verdienen, wenn sie so weit herangewachsen sind, und daß sie nach ihrer Verheiratung so äußerst selten ihren Hausstand verständig, sauber und sparsam führen können, woraus einerseits die endlosen Sorgen und Zwistigkeiten zwischen den Eheleuten, andererseits die ebenso ungenügende Kindererziehung zu erklären sind. Da aber in Avenuehouse großer Fleiß darauf verwendet wird, sie in allen Obliegenheiten einer Dienstmagd und späteren Hausfrau aufs gründlichste auszubilden, so sind für sie stets sehr leicht einträgliche Stellungen zu finden, und sie sind durchaus befähigt, im Falle ihrer Verheiratung gediegene, pflichttreue Gattinnen, Hausfrauen und Mütter abzugeben.“

Der Schulunterricht, der ihnen daneben im Hause erteilt wurde, beschränkte sich auf Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen. Übrigens bemerkte man in Miß Nye's Anstalt sehr viel mehr von ihrem persönlichen Eingreifen und Zuthun, als man es von Dr. Barnardo in dessen Homes gewahr wird, was sich freilich aus der weit ausgedehnteren und verzweigteren Anlage dieser letzteren leicht erklären läßt, was aber für Miß Nye's Heim einen entschiedenen Vorzug bildete.

Das Prinzip, nach dem Miß Nye verfuhr, um ihre in der Mehrzahl der Fälle dem Verderben anheimgeliebenen Mädchen zu nützlichen und glücklichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen, war, daß sie sie, sobald sie genug dafür gelernt hatten und ein gewisses Alter erreicht hatten (nicht unter 12 Jahren) aus der heimischen Umgebung nach Kanada verpflanzte. „Dort werden Mädchen ebenso dringend gebraucht, wie sie hier überflüssig sind“, sagte sie mir. „Ich befolge dabei nur den Grundsatz, sie nicht in die großen Städte, überhaupt nicht in bevölkerte Ortschaften zu geben, wo ihrer nur neue sittliche Gefahren warten, sondern zu den zerstreut wohnenden Farmern, die gewöhnlich noch mehr als andere Einwohner des Landes um weibliche Dienstmoten in Verlegenheit sind. In ihren Kreisen besonders hat sich's längst herumgesprochen, daß meine Zöglinge brauchbar, anständig, sauber und praktisch sind, so daß ich stets mehr Mädchen unterbringen könnte, als ich zu vergeben habe. Sie haben sich auch in ihrer neuen Umgebung bis auf wahrhaft verschwindende Ausnahmen, kaum vier Prozent, so gut eingelebt und bewährt, daß in einer ganzen Anzahl von Fällen (im ganzen fünfzehn Prozent) die Familien, die sie anfangs nur als Dienstmädchen ins Haus genommen hatten, sie an Kindesstatt adoptiert haben. Die meist sehr jung heiratenden Farmersleute, die ihre Kinder schon einen eigenen Hausstand gründen sehen, wenn sie selbst, die Eltern, noch im rüstigsten Alter stehen, fühlen sich dann in ihren von menschlicher Gesellschaft oft weit entfernten Besitzungen gewöhnlich furchtbar vereinsamt und sehnen sich nach jugendlichen Hausgenossinnen. Schlägt dann solch ein frisch hinüberverpflanztes Wesen in ihrem Hause gut ein, so fesseln sie es gern ganz an sich, und sein Glück ist gemacht.“

Eben in diesem Verfahren ist, wie ich schon oben erwähnte, Miß Nye die Vorgängerin Dr. Barnardos. Schon im Jahre 1862 hatte sie den praktischen Gedanken,

daß ich still stand und die Scene eine Weile beobachtete. Etwa sechzig zarten Kindes- bis zum jungfräulichen Alter, hatten sich im Halbkreis aufgestellt und sangen Kirchenlieder, Volkslieder und Kindergartenreihenfolge, aber mit Lust und Begeisterung und guter gesanglicher An dem Tisch in der Mitte saß eine Dame reiferen Alters und hörte Gesang mit sichtbarem Vergnügen zu. Sie war eine stattliche, imposante ihr Gesicht drückte ungewöhnliche Herzensgüte aus; Mienen und Blicke sprachen beredt genug von einer unbegrenzten Anhänglichkeit an sie. Spitzenhäubchen auf dem ergrauten, welligen Scheitel und erschien in endete Bild liebevoller Mütterlichkeit, eine Caritas im wahrsten Sinne. Ihr Anzug war sehr einfach, ebenso der ihrer Mädchen. Sie waren und zwar in einem haltbaren Waschstoff, bequem gearbeitet und in grauen Leinenschürze zum größten Teil bedeckt. Alle, „Mutter“ in aus wie die verkörperte Gesundheit und Zufriedenheit selbst.

Eine Pause entstand, die Miß Nye dazu benutzte, den freundliche Worte der Anerkennung zu sagen. Ich machte mich ben auf die Dame zuschritt. Sie erhob sich, die Mädchen traten bescheiden ich stellte mich als Ausländerin vor und sprach die Bitte aus, mir i zu dürfen.

„Mit vielem Vergnügen“, antwortete sie gütig lächelnd. „N in die Augen Fallendes giebt es zwar hier nicht. Allein was Herzen lieb hat, pflegt man ja auch gern andern zu zeigen.“ Da mit den im Halbkreis herumstehenden Mädchen bekannt, die ich Gesanges mit Ruhe in Augenschein genommen hatte, und die t bescheidenes und offenes Wesen einen ausnehmend guten Eindruck hatten. Dann führte sie mich ins Haus.

„Es ist ein recht solides und behagliches Bauwerk“, sagte leider zur Sommerresidenz eines reichen Citybewohners, als wiew einem halben Jahrhundert erbaut wurde, sehr viel geeigneter denen es jetzt dienen muß.“

Die gezielte Holztäfelung der Vorhalle und des Treppen Mauern, der überall reichlich bemessene Raum, die ganze behagliche ihre Worte: es mußte eine sehr wohlhabende, an Luxus gewöhnt sein, die sich zu einer Zeit, als London sich noch nicht so ausgebreitet dies angenehme Heim hatte herstellen lassen; für die Unterbringung Proletarierkinder war es freilich nicht berechnet worden. Es aus, daß nahezu für die doppelte Anzahl der hier untergebracht werden müssen. Die oberen Stockwerke wurden durch die langen Betten und Bettchen fast vollständig als Schlaffäle in Anspruch eine große Badestube, für ein paar Arbeitszimmer und für räume war noch Platz erübrigt worden. Die am höchsten gelegenen nebenbei bemerkt, einen Ausblick in die Ferne (bis Denmark über die Dächer der niedrigeren Nachbarhäuser hinweg, wie eingebauten Stadtviertel nicht für möglich gehalten hätte. Davon von den Geschäftsräumen, dem Empfangszimmer und Miß ausgefüllt. Eine ansehnliche Waschküche befand sich nebst Kochküche im Kellergeschloß, wie in jedem englischen Einfamilien

Diese unterirdischen Räume spielten im Leben der Hausrolle. Die armen, meist von der Straße aufgesuchten Kinder durch ihre bisherige Umgebung an irgend welche Ordnung nicht, wenn sie etwas wie ein Elternhaus ihr eigen nennen vom Reinmachen, von der Wäsche, vom Flickern, Stopfen, Zubereitung des Essens, auch wenn sie schon fast erwachsen entferntesten Begriff mit, vom Decken und Zurichten des Tischs.

Burden sie nun in Miß Nye's Home eingeliefert, was nicht selten auch in der
 selbst geschah, die sich auferstande erklärten, für ihren Unterhalt zu sorgen. Sie
 ihnen zuerst die allerprimitivsten Begriffe von Ordnung und Reinlichkeit beibrachten.
 Dies geschah außer in den Arbeitsräumen, wo sie im Ausbesen der Stuben und
 wiesen wurden, zum größten Teil in den unterirdischen Kammern der Fabrik, wo
 Mädchen in jeder Woche einen Tag am Waschtisch stehen und bei der Reinigung
 im Hause gebrauchten Wäsche selbst mit Hand anlegen mußten, was in dem
 dank der durch ihren gutmütigen Humor alle anfeuernden Socken und
 Vergnügen thaten. Das Trocknen der Wäsche auf dem weiten Hofe war
 allen als eine Art Festlichkeit. Damit zugleich wurde ihnen der Umgang mit
 Flure und Stuben gezeigt, was sie sich mit so gutem Erfolg zu eigen machten,
 das ganze alte Haus buchstäblich vor Sauberkeit blühte. Eine untere Klasse
 wie Kleine, unterrichtet im Putzen und Zurechtmachen der Sewer, in
 im Feueranmachen und Ofenheizen, im Lampenputzen u. dgl. m. In dem
 daß sie in all diesen Dingen von Hause aus fast durchgängig gewohnt waren,
 mir Miß Nye, „verdanken sie es, daß sie so durchaus unfähig sind, in einer
 Fabrik ihr Brot zu verdienen, wenn sie so weit herangezogen in die Welt
 nach ihrer Verheiratung so äußerst selten ihrem Haushalt nachhelfen, wie sie
 sparsam führen können, woraus einerseits die eckeligen Eingeübten
 zwischen den Eheleuten, andererseits die ebenso unglücklichen Hausfrauen
 sind. Da aber in Avenuehouse großer Fleiß darauf verwandt ist, die
 Obliegenheiten einer Dienstmagd und späteren Hausfrau aufzubereiten,
 so sind für sie stets sehr leicht einträgliche Stellen zu finden, die sie
 befähigt, im Falle ihrer Verheiratung gediegen, prächtige Kleider, Möbel
 und Mütter abzugeben.“

Der Schulunterricht, der ihnen daneben im Hause erteilt wurde, umfaßte
 Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen. Dieser Unterricht wurde
 Anstalt sehr viel mehr von ihrem persönlichen Eifer als von dem der
 von Dr. Barnardo in dessen Home gemacht wird, und ist nicht nur in
 gedehnteren und verzweigteren Anlage, die hier keinen Platz haben,
 für Miß Nye's Heim einen entschiedenen Vorzug bilden.

Das Prinzip, nach dem Miß Nye verfährt, ist die Erziehung der
 dem Verderben anheimgegebenen Mädchen zu einem menschl. Wesen,
 der menschlichen Gesellschaft zu machen, was bei ihnen in ihrer
 gelernt hatten und ein gewisses Alter erreicht haben, um in ihrer
 heimischen Umgebung nach Kanada verschickt zu werden. In der
 dringend gebraucht, wie sie hier überliefert sind, ist es nicht
 nur den Grundsatz, sie nicht in die großen Städte zu schicken,
 Ortschaften zu geben, wo ihrer nur eine kleine Anzahl ist, sondern
 zerstreut wohnenden Farmern, die gewöhnlich mit ihren Familien
 Landes um weibliche Dienstmädchen in der Gegend umherziehen,
 hat sich's längst herumgesprochen, daß sie sehr gute Arbeiterinnen
 praktisch sind, so daß ich stets mehr Mädchen kommen sehe, als
 habe. Sie haben sich auch in ihrer neuen Umgebung sehr gut
 Ausnahmen, kaum vier Prozent, die nicht in der Lage sind, ihren
 Anzahl von Fällen (im ganzen fünfzig Prozent) zu beibringen,
 als Dienstmädchen ins Haus genommen werden. In der Regel
 Die meist sehr jung heirathende Farmleute, die in der Regel
 Hausstand gründen sehen, wenn sie sich in der Gegend umherziehen,
 fühlen sich dann in ihrer neuen Umgebung sehr wohl, und sind
 gewöhnlich furchtbar verzweifelt, wenn sie nicht ein solches Mädchen
 Schlägt dann solch ein solches Mädchen ihnen vor, so sind sie
 jesseln sie es gern ganz an sich, und sie sind sehr glücklich,
 Eben in diesen Verhältnissen ist es, daß sie in der Regel
 Borgängerin Dr. Barnardo's. Eine in der Regel

Erüden
 raucht
 Etwas
 dung,
 ücken.
 schaft
 nften
 n in
 mit-
 olgte
 inem
 es,
 weil
 nütz
 eln.
 hes
 lbt
 kes
 ner
 ren
 em
 eit
 em
 ie,
 sch
 r,
 d
 e
 =
 =
 t
 früberer
 lieferung
 Haaren,
 ung nach
 Böglingen
 in vielen
 ung, sei es
 e entfernte
 loß in der
 altung, dem
 selben Person
 ste Konterfei
 r Entwicklung
 em Menschen-
 gen, gebeugten
 unter dem Ein-
 rse, zuträglicher
 d Thüren, und
 de Veränderung
 len Photographie
 die aus Kanada
 anken nahe, wie
 ländlichen Nieder-
 roßstädten. Ganz
 von denen einige
 eine Ahnung davon
 Bevölkerung hervor-
 en Treiben in den
 dentlich erkennen lieh-
 erin von Avenuehouse,
 ausreichten, namentlich
 e dreißig Male zurück-
 dem sie ihre ganze Zeit
 untergehe, sondern von
 ngen mit ihren Freunden
 London und Kanada an
 rge für die verwahrloste
 sich ebenfalls, durch die
 en, verlassenen und mehr

oder minder verkommenen Kinder nach Kanada zum Ziel gesetzt hat, aber auch in London und andern großen Städten Englands selber eine ganze Anzahl von „homes“ (84) zur vorübergehenden oder in gewissen Fällen dauernden Unterbringung ihrer Pflöglinge besitzt, deren sie im Januar 1900 im ganzen 2800 zu versorgen hatte und zwar ausschließlich durch milde Gaben.

Miß Nye's musterhafte Gründung ist also in die geeignetsten Hände übergegangen und wird ganz in ihrem Sinne fortgeführt. Sie selbst lebt hochbetagt in tiefster Zurückgezogenheit in Hemel Hempstead, 37 englische Meilen von London entfernt, unvergessen von den Unzähligen, die sie aus dem Schlamm traurigster Verhältnisse herausgezogen und denen sie ein neues, nützliches und glückliches Leben erschlossen hat — gewiß das schönste Denkmal hochherziger weiblicher Philanthropie.



Ernst Ahlgren (Victoria Benedictson).

Von

Ellen Key.

(Autorisierte Übersetzung von Francis Maro.)

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 691.)

Es war ein Gesellschaftsabend in Neu-Idun (ein Frauenverein in Stockholm) im Herbst 1885. Ein lebhaftes Gespräch war in vollem Gang, als eine hohe, schwarzgekleidete Gestalt sich unter all den wohlbekannten Gesichtern zeigte, eine Gestalt, um die das Gemurmel mit einem Male gedämpft wurde. Wer war diese Fremde?

Ein edler Kopf; klein, feingehformt wie der einer antiken Statue; wie schön sah er auf der schlanken, gutgewachsenen Gestalt! Das dunkle Haar war zu einem einfachen, griechischen Knoten aufgenommen. Die starken, wie mit Kohle gezeichneten Brauen, die offene, intelligente Stirn, die kräftig geformte Nase, der Mund mit den zugleich lieblichen und energischen Linien — all dies verriet Mut und Lebenskraft. Aber eine tiefe Furche war zwischen die einander naheliegenden Augenbrauen gegraben; sie mußten sich oft in Schmerz zusammengezogen haben; feine Furchen, so wie sie nur jahrelanges Leiden zeichnet, zeigten sich um den Mund; und Melancholie lag auf dem Grunde dieser beobachtenden, stahlblauen Augen. So mühte die tragische Muse dargestellt werden oder Elektra — ein Lächeln lockte gerade da einen so schönen Ausdruck auf die strengen Züge, daß man gleich hinzufügte: „oder Antigone.“

„Frau Victoria Benedictson, das heißt, Ernst Ahlgren!“

Sah sie so aus, die Postmeistersfrau aus dem schooniischen Kleinstädtchen, sie, die sich hinter dem männlichen Pseudonym verbergen sollte? Dann mußte ihre eigene Lebensgeschichte noch ergreifender sein als irgend eine der Lebensgeschichten, die sie geschildert.

Etwas von ihrer eigenen Geschichte erfuhr man gleich, als sie die neben ihr lehrenden Krücken ergriff und sich zu einem Sofa begab. Und doch geschah das mit so elastischer Anmut, daß man kaum bemerken konnte, daß der Weg mit Hilfe der damals unentbehrlichen Stützen zurückgelegt wurde. Freiheit und Kraft war in

so hohem Grade der Totaleindruck, den Ernst Ahlgren mitteilte, daß die Krücken nie zu ihr zu gehören schienen, sondern jedesmal gleichsam nur zufällig gebraucht wurden.

Das einfache und stilvolle Kleid, das sie trug, war ein Trauerkleid. Etwas anderes zu tragen war ihr in den letzten Jahren eine wirkliche Selbstüberwindung, so stark war da ihr Bedürfnis, auch durch das Äußere ihr Inneres auszudrücken.

Wer sich Ernst Ahlgren in der Hoffnung auf ein Gespräch in einer Gesellschaft näherte, wurde enttäuscht. Niemand schwieg bei größeren Zusammenkünften unerschütterlicher als sie; und auch bei kleineren mischte sich ihre Stimme selten in ein lebhaftes Gespräch. Nur unter vier Augen war sie imstande, sich reich mitzuteilen. Aber wie verstand sie es dafür, zu lauschen! Mit welch klugem Blick folgte sie der Wechselrede; mit welch blitzschnell verstehendem Lächeln begegnete sie einem intuitiven Gefühl, einem originellen Gedanken; wie dankbar und wie leicht war es, das halblaute, aber kindlich perlende Lachen hervorzulocken, das so rührend war, weil es all die unterdrückten Freudequellen offenbarte, die auf dem Grunde ihres Gemüts verborgen lagen.

Ernst Ahlgren besaß eine seltene Gabe, einen Kreis um sich zu versammeln. Nur selten war es leer in ihren zwei kleinen Zimmern, wo die Einfachheit ein solches Gepräge ruhiger Vornehmheit und warmer Gemütlichkeit durch die Hausfrau selbst erhielt, die oft auf einer Chaiselongue halb ausgestreckt lag — die für ihr krankes Knie linderndste Stellung — während irgend eine kleine Gruppe oft sehr verschiedener Personen um sie plauderte.

Sie machte keinen Versuch, Salon zu halten oder zu geistigen Turnieren anzuspornen, um selbst als Preisrichterin aufzutreten. Sie belebte den Kreis nur, indem sie selbst so ganz mit darin war, weil sie ein so echtes Interesse für die Persönlichkeit eines jeden hatte, daß sie Mitteilungen hervorlockte, durch die das Beste in jedem Charakter sich ungezwungen ausdrückte. Sie besaß eine so geschmeidige Sympathie, eine solche Freiheit von liberalen oder konservativen Vorurteilen und Dogmen, daß weitgetrennte Ansichten bei ihr wohlwollende Aufnahme fanden. Aber wer sich dadurch verleiten ließ, an volle Gefinnungsverwandtschaft zwischen sich und ihr zu glauben, trug selbst die Schuld. Denn Ernst Ahlgren kämpfte fanatisch dafür, nie zu irgend einer Partei gezählt zu werden; Freiheit war ihr Lebensbedingung, und sie suchte stets ihren Freunden klar zu machen, in welchem Grade sie ein Mensch des augenblicklichen Eindrucks war, wie ganz sie in dem Gegenwärtigen aufging, welches Vermögen sie hatte, das Wesentliche jedes Gedankengangs aufzunehmen, der ihr den Eindruck echter Überzeugung machte.

Daß es den Menschen so schwer fiel, dies von ihr zu glauben, beruhte hauptsächlich auf ihrem äußeren Wesen, das die feurige, impulsive Künstlernatur unter ruhiger, kühler Selbstbeherrschung verbarg, sie so gut verbarg, daß man nicht leicht ahnte, daß unter dieser äußeren Erscheinung — die so augenscheinlich einer ungewöhnlich gesammelten, in sich einigen Persönlichkeit, einem unbestechlichen und unerschütterlich überzeugten Prinzipienmenschen anzugehören schien — eine unermeßliche Tiefe unmittelbarer Leidenschaft mit beständig wechselnden, aber immer intensiven Stimmungen wogte. Sie charakterisiert sich selbst mit großer Klarheit in folgendem Brief:

„Ich sage jetzt und ein für allemal, daß ich zu ausschließlich Künstlerin bin, um „Fragen“ theoretisch nehmen zu können. Für mich wird alles relativ, ich betrachte jede Theorie von verschiedenen Seiten, aber ich bin immer in einem bestimmten Verhältnis zu derselben oder zu dem Individuum oder einer so und so beschaffenen Situation. Wollte ich als Moralphilosoph auftreten, dann wäre das ein furchtbarer Mangel bei mir, aber meine Aufgabe ist es nicht, meiner Zeit zu predigen, sondern sie abzubilden. Ich habe die leidenschaftliche Liebe zu Fleisch und Blut. Was soll ich mit Dogmen!

Meine Sympathie für alles, was menschlich ist, verleitet mich so leicht, mit den Augen des Menschen zu sehen, mit dem ich spreche, ich gerate in seinen Gedankengang, natürlich am allermeisten, wenn es ein Mensch ist, den ich lieb habe. Das ist

nicht Falschheit gegen die Abwesenden. Es ist auch nicht so recht Unselbständigkeit, denn ich kann ja manchmal einsam gegen eine Übermacht stehen, das habe ich hier bis in die letzten Jahre gethan (in Hörby); aber da gilt es nicht allgemeinen Sätzen, da gilt es Handlungen, es gilt das lebendige Leben. Ich will auch nicht nach gewissen Menschenformen gegossen sein; ich bin so ganz davon ausgefüllt, die lebenden Menschen, jeden für sich, als Individuum zu studieren, ich schreibe nicht für eine Tendenz, ich kann meine ethischen Prinzipien nicht als System aufstellen, ich will es nicht, es kommt mir nicht zu; will man ein solches System aus meinen Äußerungen herausbekommen, so wie sie flüchtig gesprächsweise auftauchen können (und ich spreche nie so leicht wie brieflich), so wird das System keinen Groschen wert sein. Ich habe ja Meinungen und Grundsätze, aber die sind gewissermaßen für den Privatgebrauch. Ich handle danach und nach meiner Natur, aber ich fühle nicht das lebhafteste Verlangen, sie anderen einzupumpfen. Alles andere wird von dem Durst verschlungen, die Persönlichkeit fassen zu können, mit der ich spreche. Ich will etwas herausholen und nicht geben. Meine Natur ist so eingerichtet. Ich brauche Stoff, Stoff, Stoff! Ich brauche Mannigfaltigkeit, Schattierungen, Leben. Sowie es gilt, für oder gegen eine abstrakte Idee zu kämpfen, bin ich vollkommen wertlos. Als Parteimensch bin ich untauglich. Ich finde, daß beinahe jeder Mensch recht hat, von seinem Gesichtspunkt betrachtet, und so werde ich mitgerissen und sehe die Sache solange aus dem Gesichtspunkt an, als ich in dem Gedankengang dieses Menschen bin. Das ist nicht Wankelmuth. Wenn es sich darum handelt, einen Entschluß für meine eigene Rechnung zu fassen, so sehe ich auch mit meinen eigenen Augen.“

Aus dem oben Angeführten dürfte hervorgehen, daß keine Partei das Recht hat, sich Ernst Ahlgren anzueignen. Nicht in ihren privaten Äußerungen, weder in ihren maßvollsten, noch in ihren radikalsten findet man Ernst Ahlgren ganz, sondern nur in ihren Arbeiten.

Besonders gilt das von jener Frage — dem Verhältnis zwischen den Geschlechtern — die in ihren letzten Lebensjahren einen so hervorragenden Platz in der öffentlichen Diskussion einnahm und in der man glaubte, daß Ernst Ahlgren einen so äußerst radikalen Standpunkt eingenommen habe.

Sie schreibt über diesen Gegenstand:

„Es interessiert mich ungeheuer, beide Teile zu hören, aber glauben, daß es etwas absolutes Rechtes giebt, das in allen Sagen und auf alle Individuen angewendet werden kann, wenn es sich um die Geschlechtsfrage handelt. . . nein, das kann ich nicht. Wenn man mich totschlagen wollte, könnte ich nicht sagen, zu welchem „Lager“ ich gehöre. Ich lebe wie eine Asketin, und ich verabscheue Unsitlichkeit. Jawohl. Aber ich glaube nicht, daß jeder Mann, der zu einem käuflichen Weibe gegangen ist, ein liederlicher Gesell sein muß, und ich weiß, daß so mancher, der nur mit seiner Frau lebt, einer sein kann. In solchen Dingen kann ich anders sehen als die meisten Frauen. — — Die sind beinahe immer so einseitig, dogmatisch, konventionell. — —

Alle, die sich für meine Ansichten interessieren, müssen sie in meinen Arbeiten und meinen Handlungen suchen und sich nicht an das hängen, was andere für meine Gedanken ausgeben. Ich bin zu verschlossen, als daß mich jemand so wie seine eigene Tasche kennen könnte. Es ist ganz einfach lächerlich, darüber zu disputieren, ob ich ein Sittlichkeits- oder Unsittlichkeitsapostel bin. Ich bewege mich nie im Abstrakten oder Absoluten, alles ist für mich relativ.“

Diese ihre Stellung machte sie äußerst ungeeignet zu jedem theoretischen Ausspruch, sei es in der Form einer Zustimmung oder eines Protestes. Sie motiviert ihre Abneigung folgendermaßen:

„Über meine Handlungen bin ich Herr, kälter Herr als die meisten Menschen, aber mein Sinn wechselt wie Wind und Wellen, ich kann nicht wie ein Wegweiser immer gleich dastehen, den anderen die Richtung zeigend. Ich habe zuviel von der gefeglofen Natur meines Vaters in den Adern. Das macht mich vielleicht zur Schriftstellerin. (Ich meine, Darstellerin des Lebens, nicht Predigerin.) Den meisten Menschen fehlt die Fähigkeit, etwas zu erleben, ich meine, mit solcher Intensität zu erleben, daß

das Erlebte die Kraft hat, sich weiter zu selbständigen Bildern zu entwickeln. Ich habe diese Intensität. Und dann bin ich nicht feig; ich habe keine Angst vor dem Ungewöhnlichen, es lockt mich. Ich meine bei andern. Selbst thue ich, was ich kann, um wie eine aus dem Duzend zu werden.“

* * *

Während dieses selben Stockholmer Aufenthalts, wo sie so gierig wie eine lange dürstende Erde das Wasser aufsaugte, neue Eindrücke zu trinken schien, und zwar mit einer so frischen Teilnahme an den Interessen anderer, daß man ihre persönliche Geschichte für immer abgeschlossen glaubte und sie selbst für die Zukunft ganz ihrer Dichtung hingegeben — damals kämpfte sie schon bewußt gegen die Versuchung zum Selbstmord an. Sie war in der Krankheit der Freiheit durch den Tod so nahe gewesen, daß die Freiheitssehnsucht noch immer um die Todesgedanken kreiste.

Eben der Eifer, mit dem sie in Stockholm Verbindungen mit Menschen anknüpfte, Bekanntschaften suchte, sich Eindrücken hingab, entsprang — wie stets bei ihr — der Sehnsucht, sich aus vielen feinen Fäden hier im Leben ein Nest zu bauen. Sie wollte kein „windgejagter Sturmvogel“ bleiben, sie wollte das Gefühl der Leere überwinden, das sie als tödlich empfand.

Vor allem hoffte sie von der Dichtung, daß sie diese Leere ausfüllen würde. Und sie konnte in vertraulichen Stunden von dieser ihrer Hoffnung so sprechen, wie eine Mutter von dem Sohne spricht, der einstmal ihre Stütze werden soll, wenn sie ihn so stark und gut machen kann als sie wünscht.

Neben „Frau Marianne“ hatte sie damals auch eine größere Novelle im Kopfe fertig gedichtet, zu der ihr inneres Leben während der Krankheit teilweise den Stoff bildete, nämlich „Sterben“. Sie blieb unvollendet, und einige kleine Skizzen sind alles, was sie von dieser reichen Zeit innerer Entwicklung mitzuteilen vermochte. Ihr Lebenswerk, ihr „großer Roman“, sollte Lady Macbeth werden; der Stoff war eine so tiefe Tragödie aus dem Leben eines künstlerisch begabten Weibes, daß sie diese Arbeit nicht in Angriff nehmen wollte, ehe sie eine so hohe litterarische Stellung und künstlerische Reife erreicht hatte, daß sie ganz so schreiben konnte wie sie wollte.

Aus dem Stockholmer Aufenthalt ist eigentlich nur ein Eindruck unmittelbar in Ernst Ahlgrens Dichtung übergegangen, aber dieser eine wurde ein Meisterwerk unserer Litteratur, „Herr Tobiasson“, wo sie ihr eigenes Stockholmer Weihnachten und eine Seite ihrer Persönlichkeit in so individueller Weise geschildert hat, daß sie scherzweise auf ihr „zweites Ich“ Herrn Tobiasson verwies, wenn sie Äußerungen oder Handlungen Ernst Ahlgrens erklären wollte.

Wenn Ernst Ahlgren am Leben geblieben wäre, so würde sie wahrscheinlich dauernd Stadtbewohnerin geworden sein, und welche Eindrücke da ihre Dichtung vorzugsweise wiedergegeben hätte, ist jetzt unmöglich zu entscheiden. Immer mehr und mehr fürs Theater zu schreiben — das sie leidenschaftlich liebte — war eine der Aufgaben, für die sie sich ausbilden wollte. Aber daß sie sich in ihrem damaligen Entwicklungsstadium wesentlich als Darstellerin der Provinz fühlte, steht fest. Sie betrachtete diese als ihr eigentliches Gebiet, weil sie von dort ihre stärksten Eindrücke menschlichen Lebens in den Jahren empfingen, wo sich die Eindrücke am schärfsten fixieren, den Jahren der Kindheit und der Jugend. In dieser Beziehung sowie in manchem anderen — z. B. der strengen Arbeitsmoral, dem tiefen Verständnis alles Menschlichen, dem herzlichen Humor und dem optimistischen Glauben ans Leben — glich sie George Eliot, mit deren früherer Entwicklungsgeschichte die Ernst Ahlgrens auch verschiedene Ähnlichkeiten aufweist. Aber George Eliot wurde zur rechten Zeit all das zu teil, was Ernst Ahlgren ihr ganzes Leben lang entbehren mußte. Wer weiß, wie nahe Ernst Ahlgren sonst jener Schriftstellerin gekommen wäre, deren Arbeiten sie erst in den letzten Jahren ihres Lebens kennen lernte, aber die dann der einzige weibliche Autor war, der ihr leidenschaftliche Bewunderung und Verehrung einflößte.

Was die Weltliteratur im übrigen betrifft, so hatte sie das Gefühl, von Shakespeare und Dickens, Flaubert und George Sand, Turgenjew und Tolstoj am meisten gelernt zu haben. Unter den Gründen, die sie einige Monate vor ihrem Tode dafür anführte, daß sie es versuchen wollte, zu leben, war der — Goethe zu lesen, der auf ihrem Regal stand, aber den sie sich noch nicht hatte aneignen können. Sie litt tief unter ihrer unvollständigen litterarischen Bildung, darunter, daß ihr sowohl die Mittel fehlten, sich Bücher anzuschaffen, als die Zeit, die, welche sie besaß, gründlich zu studieren. Denn auch in der Aneignung der Produktion anderer arbeitete sie langsam. Inbezug auf ihre eigene Produktion sah Ernst Ahlgren ein, daß ihre Stärke in der Schilderung dessen bestand, worin sie sich gründlich eingelebt, hingegen nicht darin, eine flüchtigere Stimmung festzuhalten, einen oberflächlicheren Eindruck wiederzugeben. Und was die Arbeitsmethode selbst anlangt, so verwarf sie ganz und gar die Manier, das Erlebte ohne Auswahl zu schildern. Sie komponierte ihre Arbeiten ungemein genau. Auch in der Ausarbeitung war sie die sorgsam prüfende und suchende Künstlerin. Sie kämpfte mit den Worten, bis sie den treffendsten Ausdruck fand; sie fügte hinzu und nahm weg, bis sie die lebenswirkliche Darstellung erreicht hatte. So wie der Maler sein Portefeuille mit Skizzen füllt, von denen die wenigsten nachher Bilder werden, so hatte Ernst Ahlgren ihr „großes Buch“, in dem sie Gespräche, Naturbilder, Charakteranalysen unmittelbar nach dem Leben aufzeichnete, alles als Vorstudien zu ihren Arbeiten, denen sie ohne dieses gewissenhafte Festhalten der Eindrücke keinen so echten Wirklichkeitsgehalt hätte geben können, während sie gleichzeitig dadurch, daß sie mit genialem Unterscheidungsvermögen den Stoff umbildete, das Gepräge der Zufälligkeit entfernte und ihren Dichtungen den Stempel des Künstlerischen aufdrückte.

Folgender Ausspruch von ihr selbst giebt das beste Bild ihrer Arbeitsweise:

„Meistenteils bekomme ich die ganze Geschichte eines Charakters, ich bekomme sie blitzartig, wie als Geschenk. Aber dann entfaltet sie sich nach und nach, ich weiß kaum wie, und bildet von selbst Szenen und Situationen, die gleichsam Ruhepunkte werden — Fakten — wenn ich zu schreiben anfangen. Diese erste Arbeit im Kopfe, ohne alle äußeren Mittel, das ist etwas so Gesundes und Stärkendes, das lenkt die Gedanken von den eigenen kleinen Sorgen ab, das erweitert den Blick fürs Leben. Aber wenn dann die Feder aufs Papier gebracht wird, dann brauche ich meine ganze Willenskraft, denn ich bekomme nicht immer die Worte geschenkt, ich muß sie aus meiner eigenen Seele hervorpfeifen. Das ist Arbeit und Selbsttortur, aber diese Arbeit liebe ich doch. Wie kann ich unter meinem Wortvorrat suchen und tasten und wägen, wenn es gilt, den richtigen Ausdruck für das Eigentümliche im Wesen eines Menschen zu finden! Meine Erinnerung des Erlebten ist eine Stimmgabel, aber wie schwer ist es nicht, unter all den Worten gerade das herauszubekommen, das den richtigen Ton giebt! Ich muß das Ohr anlegen und horchen und wieder horchen. Aber wenn es dann stimmt — welcher Genuß! Das kann niemand anders als ein Autor sich denken. Für gewöhnliche Leute ist ein Synonym so gut wie das andere; mir ist es nie so, unter allen Worten kann es nicht mehr als eines geben, das das richtige ist, und manchmal ist selbst dieses einzige nicht vorhanden. Ich bin verzweifelt, wenn eine fremde Sprache einen vollgiltigen Ausdruck für alles das hat, was ich sagen will, während er meiner eigenen Sprache fehlt. „s'acharner à“ — ist ein Ausdruck, den ich, was eine gewisse Art von Sinnlichkeit betrifft, mit Gold aufwiegen möchte, weil er mit „chair“, Fleisch und Blut, verwandt ist; durch eine unbewusste Ideenassociation giebt er ein wildes und kräftiges Etwas, das ich im Schwedischen nicht herausbringen kann. Und ich ärgere mich krank, daß ich für den kleinen Mund meiner jetzigen Gelbdi¹⁾ keinen solchen Ausdruck wie „boudeuse“ finden kann; alle unsere entsprechenden Worte sind zu schwer; ich habe im Lexikon nachgeschlagen und nichts gefunden. Darum sollte es erlaubt sein, gewisse gute Provinzialismen aufzunehmen, um mehr Schattierungen zu bekommen.“

¹⁾ Frau Marianne.

Diese äußerst gewissenhafte Arbeitsmoral war Ernst Ahlgrens Beitrag zur Lösung der Frauenfrage.

Ihre eigenen Erfahrungen hatten sie zu einer warmen Anhängerin jeder Bestrebung, die auf ökonomische und rechtliche Gleichstellung der Frau mit dem Manne abzielt, gemacht.

Aber sie war der Ansicht, daß man durch eine solche Befreiung noch sehr wenig gewonnen hätte, wenn ihr nicht eine innere Befreiung der Frauen folgte, vor allem von Vorurteilen, aber auch von unrichtigen Ansprüchen. Und zu diesen unrichtigen Ansprüchen rechnete sie die Meinung, daß nur die Verhältnisse, nicht auch die Naturanlagen, den Unterschied zwischen der geistigen Produktivität von Mann und Frau so groß gemacht haben. Sie glaubte, daß die Frau nur ausnahmsweise auf dem Gebiet der geistigen Arbeit sich mit dem Mann auf gleicher Höhe halten könne.

„Aber,“ schreibt sie, „wenn man alles wird, was man werden kann, so thut man genug, gleichviel ob man nun ein Mann oder ein Frauenzimmer ist. Halten wir uns daran und gehen wir nicht weiter. Wenn die Männer uns als kleine, tüchtige Kameraden betrachten wollen, so sollen wir zufrieden sein, denn das, glaube ich, ist die Absicht der Natur. Daß die eine oder andere Frau — eine oder ein paar in jedem Jahrhundert — sich über die Menge erhebt, ändert nichts für uns andere Durchschnittsmenschen.“

Alle höhere Bewertung der Frauenarbeit als solcher war ihr widerwärtig; erst wenn die Arbeit der Frau unparteiisch beurteilt würde, wie die der Männer, erst wenn die Frauen dieselben Ansprüche an sich selbst stellten, wie sie die Männer in bezug auf gewissenhafte, produktive Arbeit aneinander stellen, erst dann, fand sie, könne von Gleichheit die Rede sein. Als Schriftstellerin mit Rücksicht darauf beurteilt zu werden, daß sie eine Frau war, empörte Ernst Ahlgren wie eine Beleidigung, selbst wenn das Urteil lobend war. Und gegenüber weiblicher Puscherei war sie selbst ein sehr unmißlicher Richter.

Diese Arbeitsmoral Ernst Ahlgrens ging bei ihr bis in die Fingerspitzen; sie drückte sich sogar in ihren Manuskripten aus, die in jedem kleinsten Detail Schönheitsfuss und Gewissenhaftigkeit verrieten, und in denen die verkrumme, feste Handschrift so gleichmäßig und klar dahinfließ. Auch in dieser Hinsicht prägte sich Ernst Ahlgrens innere Entwicklung in der äußeren aus. Ihre frühere Handschrift war deutlich, aber fast kindlich und gar nicht ungewöhnlich; je mehr sie im Schreiben Herr über Inhalt und Form wurde, desto mehr erhob sich die Handschrift, sie wurde breit und kräftig mit einer ganz besonderen Individualität in den geraden Buchstaben, die so leicht leserlich waren wie Druck.

Einen noch tieferen Abscheu, als sie Puscherei und leeren Ansprüchen entgegenbrachte, richtete Ernst Ahlgren gegen Konventionalismus und Halbheit, vor allem bei Frauen, aber im übrigen, wo immer sie sie antraf. Jeder anderen Lebenserscheinung bot sie die Hand des Mitgeföhls; diese allein ließen sie zu Waffen greifen.

Ganz oder halb — in Arbeit und in Liebe — das war für sie die Frage, wenn es den Charakter einer Person galt. Das entschied über ihre Sympathie, während die Ansichten so verschieden als nur möglich sein konnten, ohne daß es ihre Freundschaft störte, vorausgesetzt, daß man nicht bevormundend und dogmatisch ihrer eigenen individuellen Freiheit Fesseln anlegen wollte.

Hatte sie zwanzig Jahre hindurch vergeblich daran gearbeitet, so wie andere zu werden, so wollte sie jetzt, sagte sie, ihr übriges Leben wagen, ihr eigenes Selbst zu sein.

Bei der Anknüpfung jedes persönlichen Verhältnisses war sie in der Regel langsam. „Scheu und Warmblütigkeit lagen miteinander im Streit.“ Die Furcht vor der Kühle anderer, auch vor einem Umschlag in ihrer eigenen Gesinnung brachte sie dazu, eine aufkeimende Zuneigung zurückzudrängen und es der Zeit zu überlassen, das Verhältnis zu festigen, ehe sie sich frei gab. „Man kennt nicht einmal seine eigene Natur, bis sie sich in Handlungen umgesetzt hat,“ ist eins ihrer vielen tief sinnigen Worte. Aber wenn sie endlich jemandes Freundin wurde, war sie wie

selten jemand offen und dankbar für Freundlichkeit. Außerst kennzeichnend für ihre Natur ist, was sie einmal von einer beginnenden Zuneigung sagt: „Jemanden lieb haben heißt aufs neue Kind werden, und jung sein, das heißt fühlen, daß man arbeiten kann.“

Die Arbeit — das war für sie das erste und letzte in ihrem ganzen Leben außer einigen wenigen persönlichen Verhältnissen.

Man steht da vor einem neuen Gegensatz in Ernst Ahlgrens Persönlichkeit. Während sie intellektuell so modern angelegt war, so geschmeidig, sich so gut vielen abweichenden Temperaments- und Meinungsrichtungen anpassen konnte, war sie in ihrem eigenen, innersten Gemüt eine sehr exklusive Natur, ganz ohne die Möglichkeit, ihre gewaltsam starken Gefühle zu teilen oder zu dämpfen, eine Natur ohne Ersatzmöglichkeiten.

Ein kleiner Zug beleuchtet diese ihre Fähigkeit, ein einziges Verhältnis leidenschaftlich zu umfassen. Sie hatte in „Die alte Sevresporzellangruppe“ ihren Schmerz geschildert, als dieses kleine Kunstwerk aus dem Heim fortverkauft wurde. „So lange das da war, sah ich das, was im Hause unbehaglich und unschön war, kaum; die Gruppe gab allem ein festliches Gepräge; ich suchte, so gut ich konnte, alles zu einem würdigen Hintergrund für dies eine Kunstwerk zu ordnen. Als das weg war, ließ ich alles sein; es lohnte ja nicht mehr die Mühe.“

Es waren jedoch nicht viele, die bis auf den Grund von Ernst Ahlgrens Natur sahen und dort diesen Wesenszug entdeckten.

Sie machte umgekehrt im allgemeinen den Eindruck, von vielen nehmen und sich nach vielen Seiten teilen zu können. Von außen gesehen, war dies auch der Fall; im Innersten bedeuteten sehr wenige Menschen etwas Wesentliches für sie. Dies schloß jedoch keine egoistische Kälte in sich, denn sie konnte in der heftigsten Weise anderer Freuden teilen und ihre Schmerzen fühlen, so tief, daß auch dies ihre Widerstandskraft gegen ein Dasein aufbrauchte, das viele Möglichkeiten zum Mitleiden, doch wenige zur Mitfreude giebt. Aber ihr innerstes Wesen war von jener Art, wie es in „Die Mutter“ geschildert wird.

„Solche Menschen wie ich sollten bei der Geburt totgeschlagen werden, sie passen nicht unter die anderen. Wo andere Haut und Knochen haben, da haben sie nur ein ganz dünnes Häutchen, und ihr Herz hängt sich an Eins, ein einziges Verhältnis, werden sie daraus losgerissen, so verbluten sie daran.“

Der Kreis, an den Ernst Ahlgren sich in Stockholm am nächsten angeschlossen, war jene Gruppe Schriftsteller der achtziger Jahre, die man „Das junge Schweden“ nannte; sowohl ihre Lebensanschauung als ihre persönlichen Sympathien führten sie dorthin. Mit Gustaf af Gevevstam, „dessen helle und offene Natur,“ wie sie fand, in so wohlthätiger Weise ihre eigene „düstere und verschlossene“ ergänzte, stand sie seit 1885 in einem vertraulichen Freundschaftsverhältnis, und wie mit Georg Nordensvan wurde auch hier die Freundschaft durch einen eifrigen Briefwechsel unterhalten. In diesen beiden Beziehungen schätzte sie vor allem das kameradschaftliche Gepräge; daß sie ganz einfach als Mensch behandelt wurde, war ihr besonders wertvoll. Ernst Ahlgren schrieb ebenso leicht, als sie ungern sprach, und sie freute in ihren letzten Lebensjahren so viele wechselvolle Aussprüche nach so vielen Seiten aus, daß, wer sich aus ihren Briefen ein Bild von ihr machen will, genau unterscheiden muß, was in ihren Stimmungen wesentlich und was wechselnd ist, was ihr eigenes Temperament und was nur ein Widerklang des Wesens, zu dem sie spricht. Denn ohne sich je zu verstellen, hatte sie unbewußt die Neigung, jeder sympathischen Natur gerade den Ton anzuschlagen, von dem sie fühlte, daß er in der Seele eines anderen am stärksten vibrieren würde.

Als unerschütterlichen Grundzug ihres Wesens muß man die überall hervorbrechende Freiheitsleidenschaft hervorheben, die sie davor zurückschrecken ließ, in einer Schar, selbst mit ihren Gesinnungsgenossen im Kampf gegen die alte Lebensanschauung aufzutreten, und die sie außer sich brachte, wenn sie von den Vertretern derselben

gegen die Jugendgruppe ausgespielt wurde, der sie doch am nächsten stand. Diese Einsamkeitsleiden der Selbständigkeit hatten keinen geringen Anteil an der Furcht, mit der sie der Zukunft entgegen sah und schließlich vor ihr floh.

* * *

Nachdem Ernst Ahlgren im Spätwinter 1886 von Stockholm nach Hörby zurückgekehrt war, begann sie an „Frau Marianne“ zu arbeiten und genoß einen der relativ glücklichen Zeitabschnitte in Hörby, wo sie für den Augenblick kleinliche Unbehaglichkeiten, die fehlende Sympathie ihrer Umgebung, die Enge der Dorfverhältnisse über eifriger Arbeit vergessen konnte, und bei langen, einsamen Wanderungen auf ihrer lieben Gaide oder in einer schattigen Allee des hochgelegenen Kirchhofs, von dem man eine weite Aussicht über die schöne Gegend mit dem Ringsee hatte. Aber sie sehnte sich stets nach größeren Weiten.

„Ich fühle,“ schreibt sie, „ein unbändiges Verlangen. Ich wollte auf einer Höhe haufen, mit weitem Blick und Sonne über der Ebene. Ich wollte das Meer wie eine scharfe Messerschneide unten am Horizont sehen, das ist es, woran ich von Kindheit an gewöhnt war. Und wir Bewohner der Ebene brauchen eine grenzenlose Fläche, um uns frei zu fühlen, es darf nichts geben, was den Blick hemmt. Da ist es, als würde zugleich der Gedanke abgeschnitten. Und ich will, daß der meine sich weit, weit erstreckt — so weit er kann.“

Eine anonyme Gabe, die sie zu dieser Zeit von einem weiblichen Mäcen empfing, setzte sie in den Stand, sich ein paar kleine Zimmer in einem Seitengebäude einzurichten. Bei jener frischen Genußfähigkeit, jenem Vermögen zu kindlicher Freude, das in ihrer düsteren Natur lag, so wie Sonnenglitzern über Meeresstiefen, konnte ein solches Ereignis eine reiche Freudenquelle sein. Ein wirkliches Schreibzimmer zu besitzen, ein Zimmer mit Bücherborden, Ruhesofa, Teppich und Hängelampe, aber vor allem mit einem richtigen Schreibtisch, war ein so heißer Wunsch von ihr gewesen, daß seine Erfüllung ihr — eine Zeitlang — traumhaft herrlich dünkte.

In einem Briefe aus Hörby, nachdem sie von Stockholm zurückgekommen ist, konzentriert sich gleichsam alles, was ihr in den Heimverhältnissen wohl thut und was sie quält. Sie spricht von der Zuneigung der Kinder, des Mannes und der Dienerin, von deren Bemühungen, ihren Wünschen zuvorzukommen; vom Garten mit seinen Tannen im Hintergrunde, „durch die der Himmel wie durch eine dunkle, durchbrochene Spitze sichtbar ward und wo sonst alles wogendes Grün ist“; sie spricht von ihrem Entzücken an der Stille, die sie als ihr wahres Element liebte; von ihrer unge störten Arbeitsruhe und der Freude, allen Widerstand gegen ihre litterarische Thätigkeit besiegt zu haben.

Aber sie spricht auch von ihrer Unruhe, nicht von ihrer Arbeit leben und nicht arbeiten zu können; von dem großen Einsamkeitsgefühl, das dadurch genährt wurde, daß niemand in ihrer Umgebung dasselbe liebte wie sie, und was sie liebten, dafür hatte sie ihnen die Augen geöffnet. Das gab ein Gefühl der Armut und des Stillestehens; so wie wenn man auf einem abgeweideten Grasplatz angebunden ist. „Und dann die Alltäglichkeit der Typen ihrer Umgebung, und das Bedürfnis nach „etwas von außen, etwas Neuem, Neuem, Neuem,“ darnach, Leben durch alle Poren einzufaugen. Aber vor allem quälte sie ein Widerwille gegen den Ort selbst, der daher kam, daß sie dort „zu einer Zeit, wo sie jung und froh sein sollte, soviel gelitten hatte.“

Dieses Anziehende und Abstoßende in den heimatlichen Verhältnissen macht Ernst Ahlgren in den letzten Jahren so veränderlich. Bald hörte man warme Ausdrücke des heimischen Behagens, bald heftige Unwillensausbrüche gegen Hörby, das sie „erstickte“; bald sehnt sie sich hin, bald kann sie nicht rasch genug von dort wegkommen. Diese wechselnden Stimmungen stehen ganz gewiß im Zusammenhang mit dem immer zunehmenden Seelenleiden, das die geänderten Verhältnisse in erheblichem Grade gesteigert zu haben scheinen. Es war, als hätte sie nicht genug Seelen- oder Körperkräfte gehabt, um die neuen, reichen Eindrücke zu ertragen, nach denen sie sich stets

gesehnt; sie brachten sie aus dem Gleichgewicht, sie überanstrengten und lockten sie zu gleicher Zeit.

Die Überanstrengung trieb sie zurück nach Hörby, wo sie stets für eine Zeitlang die Ruhe wohlthwendig empfand.

Aber dann wurde sie fortgetrieben durch die Schwere der Hörbyer Luft, durch die Pein all der Nadelstiche, die sie mit jedem Male, wo sie nach längerer Abwesenheit zu kurzem Besuch wiederkehrte, immer reizbarer empfand. Sie hatte ihre Natur solange unterdrückt, daß deren Forderungen, auf ihre eigne Art zu leben, nun heftig, egoistisch, wenn man will, hervorbrachen.

Denn sie hatte in dem alten Heim noch unabgeschlossene Mutterpflichten, die sie einsah. Aber sie sah zugleich ein, daß es nun galt, ihr eigenes, geistiges Dasein zu retten, ihren Dichterberuf — und diese beiden Mutterpflichten vermochte sie nicht zu erfüllen. Außerdem gehörte sie nicht zu den Menschen, bei denen die natürlichen Bande Einfluß auf das Gefühl oder Pflichtgefühl haben. Nur ein Verhältnis ganz freier Wahl konnte für sie lebensentscheidende Bedeutung erhalten.

Familienbände hatten stets, nach ihren eigenen Worten, für sie jeder Bedeutung entbehrt.

Daß der dichterische Beruf für ihr Gefühl die heiligste Mutterschaft war, dürfte aus folgendem Ausspruch hervorgehen:

„Alles, was mich in meiner Arbeit nicht hindert, was es mir nicht versagt, unter den Gestalten zu leben, die meine eigene Welt bevölkern, ist für mich leicht zu tragen. Wenn ich mich zerrissen fühle, wie ein gejaagtes, gehetztes Tier, dann ist es für mich Ruhe und Friede, in meine Arbeit zu versinken oder stundenlang auf dem Friedhof einherzugehen und Szene um Szene von dem, was kommen soll — wenn ich am Leben bleibe — sich vor meinen Augen aufrollen zu sehen, diesen wohlbekannten Stimmen zu lauschen. Dadurch werde ich wieder ruhig und stark. Kein Unglück wäre größer, als wenn jemand mir das nehmen könnte. Glaube nun nicht, daß ich überspannt oder eigensüchtig bin. Ich bin es sehr wenig und ich habe auch nicht so sehr viel Ehrgeiz. Meine Schreibsucht ist nicht groß, ich arbeite langsam, beinahe mit Anstrengung. Aber es regen sich Menschen in meinem Innern, Menschen, die ich gesehen, oder Menschen, die sich, ich weiß nicht wie, geformt haben; ich höre sie, ich sehe sie, für mich sind sie lebend wie aus Fleisch und Blut. Der bloße Gedanke, sie sterben zu lassen, will mich selbst ersticken, es ist, als legte ich Hand an etwas wirklich Lebendes, an alles, was mir teuer und lebenswarm gewesen, es wäre für mich dasselbe wie für Hedwig, die Wildente zu töten.“

Verstehe mich nun recht: ich glaube nicht, ein Genie zu sein; ich kümmere mich ganz einfach nicht darum, was ich bin, wenn ich nur meiner eigenen Natur folgen darf, und die besteht darin, alles unzusammenhängend und neu zu formen, was meine Sinne auffassen. Ob ich hervorragend oder unbedeutend in meinem Beruf sein werde, das weiß ich nicht. Aber daß dieser Beruf der meine ist, das weiß ich. Und meines eigenen, redlichen, festen Willens bin ich sicher. Im übrigen möge kommen, was da wolle. Ich bin ein kleiner Radzahn an seinem bestimmten Platz. Der Radzahn fragt nicht warum, sondern gräbt sich ein, solange er zusammenhält.“

Wäre ihre einzige Leidenschaft wirklich die Arbeit gewesen, dann hätte sich ihr Leben von jener Zeit an immer mehr vereinfachen können. Aber sie hatte daneben die leidenschaftlichste Sehnsucht nach persönlichem Glück, den jugendlichsten Glauben an den Reichtum des Lebens, zugleich mit dem Gefühl, daß sie zu altern anfing, ohne etwas von all dem besessen zu haben, wofür sie mehr als die meisten geschaffen war und wonach sie sich sehnte.

So wurde ihr Leben im Gegenteile immer verwickelter und das Gefühl der Leere immer tiefer.

III.

Im Herbst 1886 begannen Ernst Ahlgrens längere Besuche in Kopenhagen, und in dieser Stadt hielt sie sich in den letzten zwei Jahren hauptsächlich auf. Eine Unterbrechung bildeten nur die kurzen Besuche in Hörby, sowie ein zweimaliges Ver-

weilen in Paris. In diesen Jahren begann ihr brennender Durst nach ästhetischer Entwicklung, verfeinerterem künstlerischen und intellektuellen Verkehr, Abwechslung und Lebensreichtum befriedigt zu werden. Aber gleichzeitig brachten die neuen Lebenserfahrungen neue Konflikte mit sich, die für eine stolze und ganze Natur besonders aufreibend waren. Dazu kam, daß neben ihrer erhöhten Verfeinerung, ihren gesteigerten Lebensansprüchen wie eine Drohung ihr ökonomisch unsicheres Dasein stand, seit sie von ihrer eigenen Arbeit leben sollte, etwas, das die stark verminderten Einkünfte des Hauses in den letzten Jahren notwendig, nicht nur für ihr Selbstgefühl wünschenswert, machten.

Wäre Ernst Ahlgren jung und gesund gewesen, würde sie ökonomisch besser gestellt gewesen sein, als die meisten unserer jüngeren Autoren; denn sie bekam relativ hohe Honorare und alles, was sie schrieb, wurde überall mit Eifer angenommen. Außerdem kam im letzten Jahr die Unterstützung der Schwedischen Akademie hinzu. Aber ihre körperliche Schwäche, die angestrengte Arbeit unmöglich machte, ihre langsame Art zu arbeiten, ihr unabweisliches Bedürfnis nach zeitweiliger, vollkommener Ruhe machte sie abhängiger vom ökonomischen Druck als andere. Der ist daher auch das stets wiederkehrende Gespenst, das sie in den letzten Jahren verfolgt. Sie wollte, sie konnte nicht ums Brot schreiben; sie mußte auf ihre eigene, ruhige Art arbeiten, um etwas Tüchtiges zu produzieren. Die ökonomische Sorge war nach ihrem eigenen bestimmten, verschiedenen Menschen gegenüber wiederholten Ausspruch eine der Hauptursachen ihres Todes. Gewiß waren bei ihr so wenig wie bei anderen ihre Äußerungen immer übereinstimmend; denn jeder fühlt bald den Druck der einen, bald den der anderen Last stärker. Aber hier stimmen ihre Aussagen doch so sehr überein, daß man das Recht hat zu behaupten: wenn Ernst Ahlgren ein sorgenfreies, ökonomisches Dasein gehabt hätte, mit gesicherter Arbeitsruhe und der Möglichkeit zu häuslicher Gemütlichkeit in einer ihr sympathischen Umgebung, wäre sie wahrscheinlich der Litteratur unseres Landes erhalten worden.

Kennzeichnend für ihre ungeheure Niedergeschlagenheit, wenn sie fühlte, daß die Armut ihr die Wege zur Entwicklung verschloß, und für die Fähigkeit ihrer Natur, bei jedem Freudenschimmer wieder elastisch emporzuschwellen, sind die beiden folgenden Briefauszüge:

„Ich habe die fixe Idee, daß irgend ein Mäcen es so einrichten müßte, daß ich bei einem Buchhändler die Bücher beziehen könnte, die ich zu meinen Studien brauche. Ach, daß es kein Stipendium giebt, das man bekommen könnte! Voriges Jahr kriegte ich ja dieses herrliche anonym, aber heuer ist wieder derselbe Jammer. Denke dir, daß ich Shakespeare nicht besitze! Ich kann so nach ihm dürsten, daß ich manchmal ganz toll werde . . . Siehst du, leben kann ich vielleicht von meiner Feder. Aber Bücher? Nein. — Und ich bin im allererstaunlichsten Grade unwissend. Das bringt mich manchmal fast an den Rand der Verzweiflung.

Diese Zeilen kamen in die Hand des erwähnten weiblichen Mäcens und veranlaßten sie, eine Postanweisung unter der Chiffre — „Shakespeare“ zu schicken. Ernst Ahlgren schrieb sogleich:

„Mein erster Gedanke war nicht, von wem es kam, mein erster Gedanke war nur, was auf dem Kupon stand: ‚Shakespeare, Shakespeare!‘ Und was ich fühlte, formulierte sich in dem zurückgedrängten Ausruf: ‚Ich bin der glücklichste Mensch auf Erden.‘ Ganz so fühlte ich. Noch kein Gedanke, woher es kam, nur ein Sturmgefühl, daß alle Menschen so gut gegen mich sind; daß des Himmels Segnungen auf mein Haupt regnen; daß ich — die ich Jahr für Jahr nach Zuneigung geschmachtet habe — offenen Armen begegne, wohin ich mich wende. Wie wild, wie wahnsinnig, wie närrisch glücklich ich mich fühle, wenn ich sehe, daß sich jemand wirklich um mich kümmert, kann sich kein Mensch denken. Es fehlt mir nichts anderes als der Glaube. Ich bin so gewöhnt an Gegenwind, daß ich in der Windstille bebe: es ist so, als holte der Gegenwind Atem. Aber das geht vorüber, wenn man sich schließlich an die guten Zeiten gewöhnt.

Mein Kopf ist ganz wirt vor lauter Überraschung. Ich weiß ja kaum, was ich da aufs Papier schmiere. Ich bin so froh, so wahnsinnig froh. Es giebt Leute, die mich lieb haben! Das ist die Melodie zu dem Kriegszanz, den meine Gedanken aufführen.“

Daß ein für die meisten Schriftsteller unseres Landes beinahe typisches Unglück, die Armut, bei ihr mit einem außergewöhnlich intensiven Vermögen zu leiden und mit einer unheilbaren Krankheit zusammenfiel, ist mehr als hinreichende Ursache zu einem tragischen Geschick.

Von all den vielen Äußerungen aus dem letzten Halbjahr von Ernst Ahlgrens Leben dürfte die folgende am klarsten den Anteil beweisen, den die ökonomische Frage an diesem Schicksal hatte.

„Wer doch die Mittel hätte, nur dann zu schreiben, wann man es könnte, und es inzwischen bleiben zu lassen! Aber diese furchtbare Angst, den Zwang zum Schreiben zu fühlen, die Notwendigkeit, Geld zu schaffen — sie zu fühlen, wenn man nicht schreiben kann, wenn man sich ausruhen müßte!

Aber es lohnt nicht, darüber zu sprechen. Das Finanzielle wird mich knien. Ich kann nicht zur Überproduktion greifen, ich bin zu stolz und zu wahr dazu. Also werde ich mich nicht ernähren können. Sie sollen nur keine romantische Geschichte über mich zusammenbrauen — künftig einmal. Ich bin so nüchtern; laß sie mich also nicht als ein Opfer der Sentimentalität ausmalen; wo das Ganze doch eine reine Geldfrage ist. — — — Denke nicht, daß sich etwas thun ließe, denn wenn ich auch augenblicklich in keiner Geldklemme wäre (und das bin ich auch nicht, ich kann noch vier Monate leben), so würde doch früher oder später die Müdigkeit so groß werden, daß ich mich um jeden Preis ausruhen müßte. Und dann — denn alles, was ich verdiene, kann ja nur gelegentlich sein; ein Bissen, um ihn gleich in den Mund zu stopfen. — — —

Es ist wunderbar, so einsam zu sein, so ohne Wurzeln; treiben oder sinken, wie man es eben kann. Aber ich will das lieber, als unfrei sein. Es giebt kaum irgend eine Zeit in meinem Leben, die ich gegen diese eintauschen möchte. Ich habe es jetzt besser als ich je gehofft. Ich bin frei, ein wirklich freier Mensch, und das ist besser als alles andere. Besser als reich sein und sich ausruhen können. Ich möchte die Zeit nicht wieder haben, wo ich die Hände voll Geld hatte, ich möchte sie nicht wieder haben, nicht für eine ganze Million. — — —

Ich bin so müde, daß es in meinen Ohren läutet wie zwei große Kirchenglocken. Aber ich werde mich zusammenrappeln. Ich will noch nicht schwachmatt werden. Ich habe es manchmal schlechter gehabt als jetzt und bin ebenso müde gewesen.

Die armen Reichen! Die wissen nicht, wie herrlich die Ruhe schmecken würde — ganz sorglose Ruhe. Denn sie sind nie gejagt worden, wie wir anderen geldgehetzen Sklaven.

Ich sehe so froh aus, daß ich durch meine Miene eine ganze Truppe bei gutem Mut erhalten könnte. Aber wenn ich eine Feder in die Hand nehme, kann ich fast nie lügen. — — —

Die anderen armen Schriftsteller, die männlichen, die so wie ich keine Männer haben, von denen sie leben können, haben es wohl ebenso schwer wie ich. Und niemand kann sich wundern, wenn sie schwache Arbeiten machen. Es bedarf übermenschlicher Kräfte, um etwas Taugliches hervorzubringen.“

Keine Ungesundheit der Lebensanschauung wirkte bei Ernst Ahlgrens Lebensüberdruß mit. Im Gegenteil, ihre tiefe Liebe zum Leben spricht noch aus ihren letzten Worten; das Leben war mild, war reich und voll Glücksmöglichkeiten, obgleich es sie zermalmt hatte, die „zu weich war, um zu leben“; die Menschen waren nicht böse, das Dasein nicht verzweifelt; und mit stummer Innigkeit, rührend wie die Dankbarkeit eines kranken Tieres, nahm sie jedes bißchen Bärtlichkeit entgegen. Nichts, das ihr inneres Dunkel erhellen konnte, wies sie ab; sie wollte sich von dem einzigen kranken Punkt ihrer Seele befreien; sie wollte „nicht sterben müssen“, und es findet sich in allen ihren Mitteilungen nicht ein Wort, das die geringste Koketterie mit ihrer

eigenen Schwermut zeigt. Diese war im Gegenteil so wesentlich im Widerstreit mit ihrer Persönlichkeit, daß sie sie selbst richtig beurteilt und behandelt, wenn sie sie eine fixe Idee nennt, hervorgerufen durch das Leiden, und schließlich ganz unabhängig vom Willen.

Nichts — also auch nicht ihre eigenen Aussprüche — können eine solche Seelenkrankheit erklären. Man kann suchen, ihren Äußerungen zu folgen, aber ihre innerste Ursache, aus der sie sich herleiten, vermag man nicht zu entdecken; die geheimnisvollen Tiefen der Menschennatur gehören dem Gebiete des „Unfaßbaren“ an. Das immer mehr zunehmende Selbstanalisieren, das fieberhafte Bedürfnis nach Abwechslung; der Mangel an Übereinstimmung zwischen ihren Worten und Handlungen; das ganz rückhaltlose Aufgehen in der Pein des Augenblicks, mochte diese nun ihre Arbeit, die Geldfrage oder irgend ein menschliches Verhältnis berühren, und andere ähnliche Züge deuten auf jene Abnahme der Macht des Willens und der Reflexion zugleich mit dem Zunehmen der Gewalt der zufälligen Impulse und der nervösen Empfindlichkeit, die mit Erscheinungen einer seelischen Krankheit zusammenhängen können. Solche Symptome sollen in ihrer Familie vorgekommen sein; ob sie selbst in gewissem Grade davon heimgesucht wurde, oder ob ihr seelisches Leiden ausschließlich durch den Druck der Verhältnisse hervorgerufen war, ist schwer zu entscheiden. Jeder ihrer einzelnen Aussprüche aus der letzten Zeit ist vollkommen zusammenhängend; der Mangel an Zusammenhang macht sich nur in der Intensität fühlbar, mit der von einander wesentlich getrennte Stimmungen oder Motive zu Handlungen umfaßt werden. Man steht vor einem Rätsel, dessen Lösung noch niemand gefunden hat. Am wenigsten hege ich den Glauben, dies gethan zu haben; meine Hoffnung war nur, Stoff zu einer etwas richtigeren Vorstellung ihres tragischen Schicksals und der psychologischen Ursachen zu geben, die dabei mitwirkten.

Und für jeden, der sich künftighin mit derselben Aufgabe befassen wird, gilt Ernst Ahlgrens eigene Äußerung:

„Ein Motiv ist nie — nie eines; es ist nur ein Faden; ein kleiner Faserfaden ist nie stark genug, die kleinste, winzigste Handlung in Gang zu setzen. Nein, ein Motiv ist immer aus vielen kleinen Fäden zusammengesetzt, so wie es ein starkes Tau ist, und wenn man zusieht, gehen diese gedrehten kleinen Fäden nach verschiedenen Richtungen; gerade das macht es, daß das Tau zusammenhält. Der Menschen Sinn ist eine wunderliche Maschinerie, dessen Räder von vielen solchen Teilen getrieben werden.“

Bei einiger Kenntnis dieser psychologischen Motive scheint es einem wunderbar, wenn man die Äußerung hört: Ernst Ahlgrens Mangel an Religiosität hätte es ihr unmöglich gemacht, die Lasten des Lebens zu tragen.

Wenn man unter Religiosität das Vermögen versteht, sich etwas Höherem als man selbst ist, hinzugeben, dann besaß Ernst Ahlgren die Arbeit als ihren Kultus, und das Leben selbst in all seiner Mannigfaltigkeit war der Gott dieser Religion. Wenn man aber unter Religiosität die Hingabe an eine bestimmte Religionsform versteht, dann gab es bei Ernst Ahlgren nichts derartiges. In keiner Epoche ihres Lebens ist sie in diesem Sinne religiös gewesen; sie hatte sich den kirchlichen Formen ohne Qual unterworfen, aber an die christliche Lebensanschauung weder im tieferen Sinne geglaubt, noch an ihr gezeifelt.

Das Leben selbst in all seiner Mannigfaltigkeit war der Gott dieser Religion. Sie nahm selbst in ihren späteren Lebensjahren die Möglichkeit des Daseins Gottes an, und ihre ganze innere Stellung in dieser Hinsicht beleuchten die Worte in ihrem letzten Brief: „Ich glaube nicht, daß ich an Gott glaube, aber ich werde doch wohl, wenn es zu Ende geht, zu ihm beten,“ nämlich um dann, „die Nähe eines lebenden Wesens zu fühlen.“

„Lebendes Wesen“ — dies ist das bedeutungsvolle Wort. Für sie war die Frage nach einem Gott nicht die Frage nach Hilfe, Trost, Gnade oder Veröhnung, sondern die Frage, ob ein größeres, intensiveres Leben als das unsere durch dieses Dasein pulsierte oder jenseits desselben war. Entwicklung und Lebenserfahrungen

hatten sie mehr und mehr nicht nur von der christlichen Erklärung der Welt, sondern auch von den ethischen Idealen des Christentums entfernt. Nicht als hätte sie das Schöne in der Selbstverleugnung übersehen, der Hingabe an die Wohlfahrt anderer, der Geduld und Treue im Kleinen, dem unweltlichen und demütigen Gemüt, das nicht nach Eigenem trachtet. Ihre Dichtung hat im Gegenteil öfter als einmal gerade solche Züge aus dem Leben verherrlicht. Aber ihre eigene, innerste Natur stand nicht in Harmonie mit den ethischen Forderungen des Christentums, sondern war in ungewöhnlich hohem Grade dem Heidentum verwandt, dem Lebens- und Schönheitskult der Hellenen sowohl wie der Kraftanbetung der Nordländer.

Die folgende Äußerung giebt einen sehr richtigen Eindruck ihrer Veranlagung in dieser Beziehung:

„Ich bin zu sehr Heidin, um die Selbstverleugnung vornehmen zu können. Alles Verkrüppelte und Unnatürliche erweckt zwar mein Mitleid, aber es ist mir unsympathisch — es ist unschön — es ist nicht das große Herrliche, das natürlich Gesunde, das meine Religion ist.“

Ich bin gerührt über jemanden, der allem entsagt und dennoch gut ist — aber dieser Mensch ist nicht von meiner Rasse und nicht von meinem Glauben. Ich spreche natürlich hier nicht von dem relativen Verzicht, der von der Gewalt des Willens über die Neigungen kommt; ich meine die sich alles abschlagende Entsaugung, die die Selbstquälerei als eine Art Verdienst auffaßt, unbekümmert darum, ob sie einem anderen Menschen nützt oder nicht. Die feige Selbstaufgabe, die niemals wagt, nach etwas zu greifen und zu sagen: „Das ist mein.“ Kleine Seelen mit patentierter, allgemeingiltiger Seminaristenmoral, ich kann sie ganz gut leiden, so wie man Ameisen und Ähnliches leiden mag, das interessant anzusehen ist und seinen kleinen Zielen nachstrebt, aber mich ihnen verwandt fühlen, das kann ich nie!“

Doch wie gesagt, ungeteilt Heidin war sie nicht, ebensowenig wie ungeteilt Christin. Ihre Lebensanschauung war vielleicht eher die des zwanzigsten Jahrhunderts, von dem man hoffen kann, daß die Probleme von der Abwägung des Rechts des Altruismus sowohl wie des Egoismus, der Vereinerung der Ideale der Antike und des Christentums ihrer Lösung näher gekommen sein werden.

Ich sage vielleicht. Denn jene neuen Gedanken und Gefühle, die die Brücke zwischen diesen Gebieten bilden — z. B. das Solidaritätsgefühl mit dem mitlebenden Geschlecht, das Verantwortlichkeitsgefühl gegenüber dem kommenden Geschlecht u. s. w. — hatten für sie beinahe ebensowenig allgemeingiltige Bedeutung wie andere Wahrheiten, die zu dem Gebiet der religiösen oder philosophischen gehörten. Sowohl die tieferen Probleme als die oberflächlicheren Streitfragen bedeuteten auf diesem Felde wenig für sie; sie verneinte ebensowenig als sie glaubte. Für sie war das Leben nicht das Leben der Gedanken, sondern nur „Bewegung, Gefühle, Handlungen,“ wie sie kurz vor ihrem Tode schrieb.

Und solche Menschen giebt es, Menschen nicht ohne Bedürfnis nach einer Religion, aber ohne Bedürfnis nach einer positiven Welterklärung, Menschen, für welche die mit dieser Materie zusammenhängenden Fragen nie eine entscheidende Bedeutung bekommen können. Aber sie sind so selten, daß sie von allen Meinungsgruppen mehr oder weniger mißverstanden werden.

Zu Ernst Hlgren, wenn man so will, heidnischer Lebensauffassung gehörte ihre unererschütterliche Gewißheit, daß man, wenn des Lebens Qual nicht mehr zu ertragen ist, das Recht hat, diese Qual durch einen freiwilligen Tod zu enden. Die Grenze für die Möglichkeit des Ertragens fiel für sie mit der Möglichkeit zusammen, sein besonderes Lebenswerk zu vollbringen. Solange die Kräfte der Seele und des Körpers zur Arbeit hinreichten, wollte sie versuchen zu leben; dann beabsichtigte sie zu sterben. Sie sprach jahrelang von diesem Tod wie von einer beschlossenen Thatsache in ihrem Leben; sprach davon, so wie Seneca oder ein anderer der Stoiker zu sprechen pflegte, und niemand, der sie in dieser Hinsicht nicht voll verstand, niemand, der etwas anderes als seine Zuneigung in die Waagschale der Entscheidung legen wollte, konnte ihr nahe stehen. Dieser stets bewußte, um der Arbeit willen bekämpfte Todesgedanke ist der

dunkle Hintergrund, gegen den ihre intensive Fähigkeit zu sonnenheller Lebensfreude sich so klar abzeichnet. Sie wollte vom Leben alles nehmen, was sie konnte, sie wollte nicht sterben, bevor sie gelebt hatte.

Dieser Gegensatz von Lebenskraft und Todesmut — ebenso wie von Lebensüberdruß und Todesfurcht — ist nur ein scheinbarer Widerspruch. Die Krankheiten der Seele wie des Körpers brechen die Starken am leichtesten. Wenn das Seelenleiden eine lebenskräftige Natur ergreift, wendet sich die Stärke — die nicht auszurotten ist — auf die Vernichtung. Und für Ernst Ahlgren gab es keine Hilfe in der rein animalischen Lebenslust, denn die hatte die Kränklichkeit zerstört. Sie sagte oft, niemand könne die Summe täglicher Qual ermessen, die ein Freiluftmensch wie sie dadurch empfand, daß die Krankheit sie der vollen Bewegungsfreiheit beraubt hatte, oder die unerhörte Kraftsumme, die nur darauf ging, unter dem Druck der Krankheit den Mut aufrecht zu erhalten. Schließlich waren die Kräfte aufgebraucht, und das wenige, was an Lebensenergie übrig war, erhöhte nur die Energie des Leidens.

Wer kann übrigens in irgend einer Hinsicht das Leiden eines andern messen? Jeder Mensch leidet auf seine Weise, aber Künstler leiden mit den Leidensmöglichkeiten vieler Menschen zusammengenommen, und ein Stich, der einen gewöhnlichen Menschen kaum verletzt, kann bei ihrem Temperament ein unheilbarer Schaden fürs Leben werden.

Während ihres Aufenthalts in Kopenhagen kam Ernst Ahlgren dort sowie in Stockholm in Berührung mit der Litteraturgruppe, die die moderne Lebensanschauung repräsentiert, besonders Georg Brandes, und sie erhielt so viele starke Anregungen sowohl für ihre künstlerische als ihre menschliche Entwicklung, ein reiches Maß von Bildungsstoffen zu verarbeiten, aber auch von Widersprüchen zu lösen. Besonders bedeutungsvoll für ihre Dichtung wurden die strengen Urteile, die von dieser Seite ihre schriftstellerische Tätigkeit trafen. Sie erhöhten ihr durch die früheren Mißerfolge hervorgerufenes Mißtrauen gegen sich selbst. Und all die übrigen, immer zahlreicher werdenden Erfolge — u. a. der dramatische von „Durchs Telephon“ — konnten das Selbstvertrauen nicht wiedererwecken. Doch ihre litterarische Veranlagung wies ihr so bestimmt den Weg, den sie zu verfolgen hatte, daß ihr Schwanken nicht von tieferer Bedeutung werden konnte.

Sie äußert selbst mit Bezug auf diese mit ihrem dichterischen Temperament unvereinbaren Einflüsse:

„Ich muß schreiben, so wie ich schreibe, und wenn man mich auch zu Tode höhnt. Ich habe dabei keinen freien Willen. Es ist, als nähme mich die Arbeit und sagte: Gehorche! — — Wenn ich mich auch zu einer Kopie umformen wollte, so würde es mir nicht möglich sein, es auszuführen. Ich glaube überdies, daß die Frische gerade darin liegt, daß jeder sein eignes Selbst ist und eine bestimmt ausgeprägte Individualität hat.“

Und auch nicht in Bezug auf die ethische Richtung, die ihre frühere Dichtung hatte, hat sich ein neuer Gesichtspunkt geltend gemacht. Einige Monate vor ihrem Tode äußerte sie z. B. in der Frage, wo ihre Ansicht am umstrittensten war:

„Meine Natur, meine Auffassung, meine Erfahrung, alles weist auf die Einohe als Ideal hin.“

Wenn also sowohl in Bezug auf den Inhalt als die Darstellungsweise ihre starke, schriftstellerische Persönlichkeit ihre Selbständigkeit zu behaupten wußte, hatte sie hingegen einen anderen, wirklich kranken Punkt, das Mißtrauen gegen sich selbst, genährt in den vielen Jahren, wo sie dem dichterischen Trieb „wie der ärgsten Schande“ entgegengearbeitet hatte, und wo die Mißerfolge zu beweisen schienen, daß dieser Veruf nicht der ihre war.

Die immer stärker hervortretende Frage für sie wurde nun die, ob sie es je zur vollwertigen Künstlerschaft bringen würde? Sie, die alles Pfuschwerk in der Kunst haßte, — war ihre eigene Arbeit vielleicht nichts anderes?

Je mehr Anerkennung ihr wurde, desto höher setzte sie ihr eigenes Ziel, desto mehr schärfte sie ihre unerbittliche Selbstkritik.

Vom Sommer 1887 an begann sie zu fürchten, nie das Große in der Kunst zu erreichen, und mit dieser Furcht kehrt sie wieder zum Todesgedanken zurück. Das Leben hatte ihr außerdem in so vielen anderen Beziehungen große Forderungen mit kleinen Möglichkeiten beantwortet. Sie stand schon in diesem Sommer vor dem Selbstmord, mit einem so gereiften Entschluß, aber gleichzeitig so hartnäckiger Lebensliebe, daß ein gelegentlicher Lichtstrahl sie diesmal an der Gefahr vorbeiführen konnte. Das Gedicht, das sie in der Nacht zu dem Tage schrieb, an dem sie zu sterben beschloßen hatte, „Verbrecherblut“, ist der Tiefe eines bebenden Herzens entsprungen.

Ein Sommeraufenthalt in Gustaf of Geijerstams Heim und ein Herbst in Stockholm verscheuchte für eine Zeitlang den hartnäckigen Kreislauf der Gedanken um die Todesruhe als das einzig Ersehenswerte; und als Zerstreuung von den trüben Gedanken schrieb sie in dieser Zeit das Lustspiel „Theorien“.

Im Herbst dichtet sie aus ihrem Innersten „Lebensüberdruß.“ Da lebt in jeder Zeile ihr eigenes, gequältes Leben, von dem sie schreibt:

„Die Hand des Todes ist stark, auch wenn sie nicht schlägt; mein ganzes Inneres ist wie eine einzige blutende, zitternde Masse, bloß von der leichten Berührung dieser Hand, die uns alle treffen soll. — — — Sie und da kommt noch wie eine lange Schlagwelle ein Selbstmordgedanke. Der geringste Zufall könnte meinen schwachen Entschluß zu leben wieder umstürzen.“

Drei Briefe — der erste vom Sommer 1887 an ihre jüngste Stieftochter — scheinen mir nach so vielen Seiten hin charakteristisch, daß ich sie hier fast vollständig mitteile.

„Kind — wie nahe sind wir nicht einander in letzter Zeit gekommen! Du hast dich entwickelt, du bist ein Mensch, und du verstehst das, was menschlich ist. Wie ich dich lieb habe! Warum? Weil du nicht verlangst, daß ich leben soll. Ich will so lange unter euch gehen, als Arbeit für mich da ist. Ich will euch lieben und mich des Beisammenseins freuen. Aber wenn ich recht müde bin — zufrieden wie nach einem langen Tag wechselnder Beschäftigung — dann will ich schlafen, süß schlafen, ohne diese furchtbare Angst vor Qualen.

Einmal wird das Menschengeschlecht in der Entwicklung soweit kommen, daß dies als das Natürliche und Vernunftgemäße betrachtet werden wird. Man bereitet den Tieren den schmerzlosesten Tod, den man sich ausdenken kann, aber dem Menschen — — —

Nicht Ehre, nicht der größte Erfolg, nicht Reichthum noch aller Menschen Achtung, nichts von all dem, wonach Menschen streben und trachten, könnte mir so viel wert sein, als ein stilles, schmerzloses Einschlummern ohne Furcht.

Glaube nicht, daß ich jetzt melancholisch bin. Ich bin froher und zufriedener jetzt als ich — Arme — in deinem Alter war. Und nicht einmal da war ich unglücklich.

Ich habe keine Wurzeln im Leben. Ich bin nur ein Zuschauer, auch wenn ich mit der größten Intensität liebe und lebe. Darin liegt das Geheimnis.

So wird der, der vom Leben alles zu fürchten, aber nichts zu erhoffen hat. Schlechter als jetzt kann es mir jeden Tag gehen, aber nie, nie besser.

Arbeite und freue dich des Lebens, mein Kind! Das Leben ist nicht arm. Glaube das nie! Es ist so mannigfach, wechselnd; jede Arbeit birgt eine heimliche Quelle des Reichthums und der Befriedigung für den, der sie lieben gelernt hat.

Ich bin Jahr für Jahr umhergegangen und habe eine große Leere getragen. Eine Leere ist nie zu etwas nütze. Und nichts macht einen so müde wie das Bewußtsein, daß das, was man herumträgt, ganz unnütz ist und es in alle Ewigkeit bleiben wird. Darum wird man von dem Verlangen gepackt, diese großen, leeren Dinge von sich abgleiten zu lassen, und selbst am Wegestrand niederzusinken und einzuschlummern.

Wenn du Sorgen und Leiden hast — und das wirst du manchmal haben — dann denke nur, wie froh du doch sein kannst, daß du nicht umhergehen und solch eine unsichtbare, verzauberte Bürde mit dir schleppen mußt, solch eine große Leere.

Ob ich diese verzauberte Bürde ein bißchen länger oder kürzer trage, thut nichts zur Sache, wenn ich nur weiß, daß ich sie endlich abwerfen kann.

Und ich habe noch eine Menge zu schreiben. Ich muß mir Luft machen, ehe ich gehe.

Frischen Mut!“

Die beiden anderen Briefe sind vom Dezember 1887:

„Eines weiß ich — ich werde das Leben immer lieben. Ich meine, alles was lebt, das Ganze. Auch in jener Nacht, wo ich da stand und das Gefühl hatte, als könnte ich nicht leben, auch da liebte ich all das, was nach mir dableiben würde; alles, was nach mir leiden und sich freuen wird.

Ich glaube, daß ich ohne Bitterkeit sterben können werde.

Wie sagst du: ‚Das Leben trifft immer den verwundbaren Punkt in unserem Herzen, durch den wir am leichtesten verbluten.‘

Ja, aber hat es nicht das Recht dazu? Es findet ja auch den Punkt, wo alle Freude liegt und wächst. Ich bin so arm gewesen, ich meine, so einsam arm, und doch werde ich von allem mit einem großen, warmen Dank scheiden, wenn ich weiß, daß ich schmerzlos sterben darf. Dieses Bewußtsein ist für mich das Größte und Reichste. Wer mir Morphinum gab, der hat mir die größte Wohlthat erwiesen, die ein Mensch dem anderen erweisen kann. Es ist, als gradete sich mein ganzes Wesen nach einer langen Tortur aus und arbeitete sich langsam zu Gesundheit und Kräften hinauf. Wenn das Leben für mich zu hart ist oder ich zu weich für das Leben — es ist ja gleich, welches von beiden — so küsse ich seine Hand und gehe. Aber ich bin froh, gelebt zu haben, wenn ich ohne Furcht sterbe. — — — — —

Ich bin ruhig, glücklich, harmonisch und von den Gedanken an meine Arbeit ausgefüllt. Mein Stück ist fertig, und ich fange ‚Sterben‘ an. Nun bin ich reif, es zu schreiben.

Gestern bekam ich das Honorar für ‚Volksleben‘. Bis zum März kann ich vollkommen sorglos leben, vom ökonomischen Gesichtspunkt betrachtet, und ich werde ruhig, gleichmäßig, stetig arbeiten, so wie ich es liebe — ohne Nervosität, ohne einen Blick auf den morgigen Tag und ohne Furcht vor der Kritik. Ich will versuchen, nur an eines zu denken: Wahrheit. Und dann komme was da will.

Ich bin jetzt ausgeruht, so herrlich ausgeruht. Aber ich kann mich nicht mit der Arbeit eilen, denn sie würde darunter leiden, und ich würde überanstrengt und seelisch krank werden. Jeder, der mich kennt, weiß, daß ich nicht träge bin. Es ist nicht meine Natur, nervös und gejagt zu sein; Ruhe und Gleichgewicht des Gemüths, das ist das Normale für mich, darum ist diese stetige, langsame Arbeitsweise die einzige, die für mich taugt. Kann und will man in meinem Vaterland zur Sicherung der nächsten Jahre etwas für mich thun, so nehme ich es ohne ein Gefühl der Unfreiheit oder Demütigung an, denn mein Streben, durch künstlerische Reise, unerschrockene Wahrheitsliebe und feste Ehrlichkeit dies zu verdienen, ist so ohne jeden Vorbehalt, daß ich mich gleichsam als ein Eigentum der Litteratur ansehe. Alles, was ich leide, lebe und erfahre, ist meines Landes Eigentum, sowie der Honig, den eine kleine Biene in ihrem Körper destilliert hat, dem ganzen Bienenkorb gehört.

Ich bin so einfach glücklich. Ich möchte sagen so kindlich glücklich oder so andachtsvoll. Es hat nicht lange gedauert und es wird vielleicht kurz dauern. Das Leben kann mit mir machen, was es will. Ich bin wie eine Traube in einer großen Hand — des Lebens warmer, starker Hand — und diese Hand hält mich einen Augenblick hinauf an die Sonne. Die Traube weiß nicht, daß die Hand sich schließen kann, pressen und zermalmen, und der, welcher dann den Wein trinkt, denkt auch nicht daran.“

Im Januar 1888 war es, daß die Todessehnsucht soviel stärker als die Lebenslust wurde, daß Ernst Abigren (mit Morphinum) einen Selbstmordversuch machte, der mißlang. Wie stark der Lebensüberdruß nun geworden, zeigte sich in dem Schmerze, mit dem sie von diesem Mißlingen sprach, das ein weniger tiefes Grauen vor der

schweren Aufgabe des Lebens geheilt haben würde. Von dieser Stunde an waren die Körper- und Seelenkräfte dahin.

In der nächstfolgenden Zeit schreibt sie:

— — — „es wird gewiß sehr lange dauern, bis ich imstande bin, fürs Brot zu arbeiten. Ich möchte so gerne leben. Ich bin nicht unglücklich, aber ich bin gebrochen. Der Körper ist der Überanstregung und den inneren Konflikten unterlegen. Man muß bedenken, wie sehr mich meine mehrjährige Krankheit geschwächt hat.

Wenn ich in Worten beschreiben könnte, wie Axel Lundegård gegen mich war und noch ist! Er weiß alles, alles von mir, wir sind ja so alte Freunde, wir haben wie Kameraden gelebt, bevor noch irgend ein Mensch Ernst Ahlgren kannte, bevor „Aus Schoonen“ herauskam, und jetzt erst fühle ich, wie tiefe Wurzeln die Zuneigung hat. Wenn du dir denken könntest, wie er mich betreut!

Könntest du hören, wie er sagt, daß ich meine Freiheit haben soll, wenn das Leben zu schwer ist, aber wie er durch die zärtlichste Liebe die Fäden wieder zu knüpfen sucht, die zwischen mir und dem Dasein gerissen sind! — — — Ja, ja; ich will leben, wenn ich kann, ich meine, wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, daß ich je noch arbeiten kann. Aber es wird wohl lange Zeit vergehen, bevor ich wieder Kräfte und Lebensmut habe. Ich wünschte, ich könnte meinem treuen Kameraden die tausend Wohlthaten vergelten, die er mir in dieser kurzen Zeit erwiesen hat. — — —

Ich kann nicht die Hälfte von all der Zuneigung verdient haben, die an mich verschwendet wird, und doch fühle ich mich so wunderbar arm. Wie ungenügsam man ist. Ich bin die Nächstnächste für so viele! Die Nächste? Niemals! Das ist wohl, weil ich nichts anderes haben soll, als meine Arbeit.

Könnte ich nur so sehr in der Form wie im Sinne Künstlerin sein, dann würde ich gerne soviel leiden, als ich schon gelitten, wenn mir nur das Leiden die Fähigkeit gäbe, alles Menschliche zu verstehen und wiederzugeben. Ich liebe die Kunst mehr als mich selbst, mehr als das Leben, mehr als alle, die mir nahe gestanden. Wenn ich könnte! Ich wollte zufrieden sterben, wenn ich nur wüßte, daß ich so wahr, so wahr und so recht aus Fleisch und Blut geschrieben habe, daß es lange nach mir leben würde.“

Über einen im Gange begriffenen, erfolgreichen Versuch, ihr ein privates Stipendium zu verschaffen, schrieb sie:

„Nur wer von allen Seiten frei ist, kann eine gute Arbeit machen. Freiheit ist eines Künstlers Lebensluft.

Mein Freiheitsverlangen ist unbändiger denn je. Keine Partei! Keinen Knebel in den Mund! In mir liegt das Gesetz des Ebenmaßes, und das ist das einzige, worunter meine Feder sich beugen will.

Ich bin auf dem Wege der Besserung. Ökonomische Verzweiflung darüber, nicht „vielschreiben“ zu können, lag auf dem Grunde des Ganzen.

Lundegård ist mir noch immer zugleich Mutter und Bruder und Kamerad und alles, was ein guter Mensch für einen solchen einsiedler wie mich sein kann. Ich glaube, ich werde gesund, wenn die Nahrungsforgen mir nichts anhaben können.

Ich habe eine Menge Stoffe — kleine, lebende Kinder mit Herzen und Lebenswärme!“

Sie schrieb doch später, daß sie zur Ausführung dieser Stoffe noch nicht Gemütsruhe hätte. Nichtsdestoweniger suchte sie beharrlich zu arbeiten.

„Romeos Julia“, „Aus dem Dunkel“ und das Fragment eines Trauerspiels entstand so in dieser Zeit. Sie suchte mit der Angst des zum Tode Verurteilten sich an das Leben anzuklammern, jede ausgestreckte Hand zu ergreifen, die sie zurückhalten wollte. „Ich gehe herum wie ein Hund, der weiß, daß er sterben soll, aber gerade deshalb den Menschen Liebkosungen abbettelt,“ sagte sie kurz vor dem Ende. Alles wurde ihr in dieser Zeit zu so intensiver Qual, daß man kaum zu fassen vermag, wie sie sich so ungeheuer über unwesentliche Dinge aufregen konnte, wüßte man nicht, daß es ein

Leiden giebt, das sich wie Feuer ebenso auf die Späne wie auf den Wald wirft, das in allem seine Nahrung sucht. Der letzte große Versuch zur Selbstverteidigung gegen den Tod war die Reise nach Paris in Gesellschaft einer Freundin; aber auch dieser mißlang.

Bevor sie fuhr, schrieb sie von Hörby, wo sie sich eine Zeit fast allein aufgehalten:

„Ich lebe wie ein Eremit, und bei meinem nach Freundlichkeit lechzenden Sinn kann mich das fast gemütskrank machen. Darum reise ich jetzt nach Paris, wo ich Freunde habe, unter anderem Jonas Lie mit Frau — prächtige, prächtige, herzensgute Menschen, die freundlich sein können; das können Schoonen fast nie. Ich bin im Begriff, geistig zu verhungern, wenn ich lange nur diese reservierten, schoonischen Gesichter gesehen habe, so ähnlich meinem eigenen. — — — Es bedarf bloß eines herzlichen Wortes, und all meine Steifheit ist verschwunden, und ich selbst bin ein anderer Mensch. — — —

„Ich, wer doch den ganzen Sommer ohne einen Gedanken an Arbeit leben könnte!“

In Paris begegnete sie der Freundlichkeit, die sie zu finden gehofft hatte, aber alles, worin sie in dieser Zeit Hilfe suchte, erwies sich als ohnmächtig gegen die Seelenqual. Sie schreibt auch an ihre jüngste Stieftochter von Paris, unmittelbar bevor sie zurückkehrte:

8. Juni 1888.

„Mein bösarziges Herzklopfen mit den gleichzeitig auftretenden Erstickungsanfällen hat sich in bedenklichem Grade verschlimmert. Ich vermag nicht zu arbeiten. Ich versuche und versuche; es geht nicht . . . Mein Arbeitsvermögen ist total gebrochen. Wenn wir uns wieder treffen, so frage mich nie nach meiner Arbeit oder ‚wie es heute mit dem Schreiben gegangen ist‘ oder sonst etwas, was das betrifft. Ich klettere auf Papier, weil es gewissermaßen ein kleiner Trost ist, nur Buchstaben schreiben zu können. Aber meine seelische Spannkraft ist dahin. Ich bin nur ein Arbeitspferd, das sich das Rückgrat gebrochen hat. Mich zu fragen, ob ich mich aufrichten kann, heißt nur mir in aller Wohlmeinung unfähliches Leiden zufügen. Laß das alte Pferd noch ein bißchen im Sonnenschein herumwanken, wenn es kann; daß es zu nichts mehr taugt, quält das arme Geschöpf selbst am meisten!“

Befreie mich von der Pflicht zu ‚hoffen‘ und von der Pflicht, froh auszusehen. Ich trage Leid über das, was mir am teuersten war: meine Arbeit.

Sprich nicht mehr davon. Erwähne es nie. Alle Fragen peinigen mich. Ich kämpfe gegen eine Seelenkrankheit, und je einsamer ich mit ihr sein kann, desto besser.

Ich sollte hier bleiben; als ich reiste, gedachte ich nie zurückzukehren. Hier aus dem Dasein gelöst zu werden, hieße so leicht vergessen sein. Das wäre am besten für die Meinen. Aber ich hoffe noch auf eine Genesung. Und mein Geld ist noch nicht zu Ende. Niemand kann glauben, wie stark ich am Leben hänge, oder richtiger an der Hoffnung, wieder mit dem Leben verknüpft zu werden.

Ich habe hier einen ganzen Haufen geschrieben. Ich will zeigen, daß ich nicht aus Faulheit nichts hervorbringe. Es ist so wunderbar, das zu lesen. Worte, Worte, Worte! Das Leben fehlt. Ich kann massenweise schreiben — es taugt nicht, gedruckt zu werden. Es ist nicht wirt, aber es zeigt einen geistigen Starrkrampf. Es ist wie die Arbeit eines Blinden: ordentlich, aber ohne Farbe. Es ist wie Holz — ausgeschmittenes, unbemaltes Holz. — — —

Wenn ich sage, daß ich seelisch krank bin, so bedeutet das nicht, daß ich verwirrt bin oder auch nur ‚nervös‘. Es ist eine Künstlerkrankheit, und ich glaube, man sollte sie Arbeitsangst nennen.“

Sie beabsichtigte zuerst in Paris zu sterben. Aber sie fand die Stadt zu groß, während Hörby zu klein war. Sie wählte Kopenhagen, wo sie sich in den letzten Wochen aufhielt, unter verzweifeltsten Arbeitsversuchen und Versuchen zum Widerstand, bis zu allerletzt. Aber der Todesgedanke schlich sich immer näher, lockend, erschreckend. In ihrem Abschiedsbrief sagt sie, sie sei „von übermenschlichen Seelenqualen hinab in

die schwarze Tiefe gezwungen.“ Seelenqualen, die nun endlich ihre Furcht vor der Dual des Todes und ihren Willen zum Leben besiegt hatten. Ihre Selbstbeherrschung war doch noch stark genug, um nicht zu verraten, daß der Beschluß unwiderruflich gefaßt war, nicht einmal Axel Lundegård gegenüber, der sie am Abend des 21. Juli besuchte.

Einsam wie sie gelebt, starb Ernst Ahlgren durch eigene Hand in der Nacht zum 22. Juli 1888.

* * *

Schon am 18. Juli hatte Ernst Ahlgren einige Worte „an die Überlebenden“ geschrieben. Diese letzten Worte schließen so:

„Ich bin nicht in der Gemütsstimmung, in Worten meine Gefühle für all die auszudrücken, die mir Wohlwollen und Güte bewiesen. Ich bitte alle, die mir nahe gestanden, nicht zu glauben, daß dies aus Herzlosigkeit geschieht. Es thut mir weh, daß ich Kummer verursachen muß. Aber thut den Lebenden all das Gute, das Ihr mir gönntet, all das Gute, das ich selbst hätte ausführen wollen, wenn es mir möglich gewesen wäre, zu leben.“

In demselben Schreiben machte sie Axel Lundegård zu ihrem litterarischen Erben. In einem Briefe, der sich auf ihrem Tische vorfand, ist dieses Erbe ihm selbst mit einigen schlichten Worten der Dankbarkeit und Freundschaft übergeben. Als ihren Wunsch sprach sie auch aus, in Kopenhagen begraben zu werden.

Sie ruht dort nahe dem Meer. Der Denkstein trägt nur den Namen Ernst Ahlgren und zwei italienische Worte, die eine eigene Aufzeichnung von ihr zur Grabchrift bestimmt:

Implora pace.

Diese Bitte war schließlich die einzige, die Ernst Ahlgren an das Leben stellte. Aber auf diese Bitte giebt das Leben keine andere Antwort als — den Tod.



E i n G a n z e s .

Von

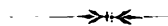
Carl Brvilsky.

Aus dem Schwedischen übersetzt von Auguste Kempe.

Leins mußt Du sein mit Deiner ganzen Kraft,
Es lassen nie;
Selbst Riesenkraft nur Zwergesthaten schafft,
Zersplittert sie.

Du mußt des Lebens Unheil oder Heil
Erwählen hier!
Ob Schale oder Kern Dir wird zu teil,
Das steht bei Dir.

Der suchte Perlen, — Schaum der andere sich
Im Lebensschwall;
Doch klage nicht, wenn bald der Schaum entwich,
Dein war die Wahl.





Anstellung von Frauen in Hefekontrollstationen.

Von Hildegard Jacobi.

Nachdruck verboten.

Auf Anregung des „Centralinstituts Alkohol“ sind Frauen schon seit längerer Zeit mit den mikroskopischen Arbeiten im Gebiete der Hefeindustrie in gut bezahlten Stellungen im Auslande und in deutschen Fabriken beschäftigt. Es öffnet sich ihnen neuerdings eine weitere Erwerbsmöglichkeit auf demselben Gebiete — die Stellung in den Hefekontrollstationen.

In der Erkenntnis des Rückganges der einst so blühenden deutschen Hefeindustrie beschloßen die Hefefabrikanten einstimmig, dem Minister für Handel und Gewerbe eine Eingabe einzureichen, in der ein Gesekentwurf für den Betrieb ihres Industriezweiges niedergelegt werden soll. Durch ein solches Gesetz soll der deutschen Hefeindustrie der unentbehrliche Schutz verliehen werden, der allein die Preßhese-Fabrikanten sowohl als die Konsumenten vor schwerwiegenden Mißständen zu schützen vermag.

Um den in erschreckender Weise zunehmenden Verfälschungen der reinen Getreidehese mit Bierhese und Kartoffelzusatz endgiltig abzuhelfen, wurde durch die lebhafteste Agitation des Centralinstitutes „Alkohol“ ein Gesek in ins Leben gerufen, der zunächst in Berlin, dann in verschiedenen größeren Städten Deutschlands, und zum Schluß in allen deutschen Provinzialstädten Hefekontrollstationen errichtet wird.

Diese Hefekontrollstationen sollen ausschließlich mit Frauen, die ihre Ausbildung bei dem Centralinstitut erhalten haben, besetzt werden. Sie werden nach dem Muster der Centralstationen für Trichinenuntersuchung eingerichtet. Es werden in jeder Station zwei, resp. drei Abteilungen gebildet. Das

Fabrikat wird von Vertrauenspersonen aufgekauft, in vier gleiche Teile geteilt und zunächst jeder Station ein Teil überwiesen. Das Produkt wird also von drei Damen gleichzeitig untersucht, deren Untersuchungsergebnisse sich decken müssen. Treten in den Untersuchungsergebnissen Differenzen auf, so wird der zurückbehaltene vierte Teil vom Leiter der Station selbst untersucht. Werden bei den Untersuchungen Verfälschungen festgestellt, so werden die betreffenden Händler oder Fabrikanten in erster Reihe gewarnt unter Mitteilung des Untersuchungsergebnisses. Im Wiederholungsfall wird die Angelegenheit zur weiteren Verfolgung der Staatsanwaltschaft übergeben. Es ist die Absicht gewesen, diese Kontrollstationen schon am 1. Juli in Kraft treten zu lassen. Doch da die Vorarbeiten für eine systematische Durchführung zu viel Zeit beanspruchten, so ist der 1. Oktober als Aufnahme-termin in Aussicht genommen.

Die weiblichen Angestellten der Hefekontrollstationen werden vom Centralinstitut unentgeltlich mit der Verpflichtung ausgebildet, daß sie 1½ Jahr kostenlos arbeiten. Erst nach dieser Zeit erhalten sie ein Honorar, entsprechend dem der schon genannten übrigen Mitarbeiterinnen des Instituts.

Nimmt die Einrichtung der Hefekontrollstationen erst größere Ausdehnung an, so bietet sich damit für viele Frauen ein wertvolles neues Arbeitsgebiet. Anmeldungen sind einzureichen bei dem Centralinstitut „Alkohol“, Berlin N., Schönhauser Allee 141a.

Der Verband deutscher Arbeitsnachweise wird auf seinem zweiten Verbandstag, der am 24. September dieses Jahres in Köln stattfindet, in einer besonderen Arbeitsnachweis-Konferenz das Thema: „Die Arbeitsvermittlung für weibliche Personen und Diensthboten“ verhandeln. Die Referenten sind Rechtsrat Dr. Menzinger-München, Beigeordneter Dr. Kayser-Worms.





Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die 4. Generalversammlung des Bundes Deutscher Frauenvereine** findet in Dresden von Freitag, den 28. September, bis Dienstag, den 2. Oktober, statt. Die Sitzungen der Generalversammlung und der Kommissionen werden in Brauns Hotel, Pirnaische Gasse, abgehalten. Für die öffentlichen Versammlungen hat man den großen Saal des Gewerbehauses in der Ost-Allee gewählt. Das Programm wird in der ersten Septemhernummer des Centralblatts des Bundes Deutscher Frauenvereine veröffentlicht werden.

* **Der Deutsche Bundesrat** hat beschlossen, auf Grund der Bestimmungen des § 29 der Gewerbeordnung, den Reichskanzler zu ermächtigen, in Übereinstimmung mit der zuständigen Landesbehörde bei reichsangehörigen weiblichen Personen, die vor dem Sommerhalbjahr 1899 sich dem medizinischen Studium an einer Universität außerhalb des Deutschen Reichs gewidmet haben, zur Zulassung zu den ärztlichen Prüfungen die Vorlegung des Zeugnisses der Reife von einem humanistischen Gymnasium mit Rücksicht auf ein ausländisches Reifezeugnis zu erlassen und das medizinische Universitätsstudium, das sie nach einer im Auslande bestandenen Prüfung vor dem Winterhalbjahr 1900/1901 zurückgelegt haben, auf die in der Bekanntmachung über die ärztliche Prüfung vom Jahre 1883 erforderlichen vier Halbjahre medizinischen Universitätsstudiums anzurechnen.

* **An den deutschen Universitäten** sind in diesem Sommer 618 Damen zum Besuche der akademischen Vorlesungen zugelassen, neun davon als immatrikulierte Studentinnen (fünf in Freiburg und vier in Heidelberg), die übrigen als außerordentliche Hörerinnen. 293 davon fallen auf Berlin allein, gegen 406 im letzten Winter, 61 auf Bonn, 47 auf Halle, 41 auf Breslau, 31 auf Göttingen, 27 auf Leipzig, 16 auf Gießen, je 15 auf Königsberg und Würzburg, 13 auf Heidelberg, 12 auf Freiburg, je 11 auf München und Straß-

burg, je 8 auf Kiel und Marburg, 5 auf Tübingen, je zwei auf Erlangen und Rostock. Die Schweizerischen Universitäten weisen 624 immatrikulierte und 182 als Hörerinnen zugelassene Frauen auf. Von den ersteren sind 187 in Genf immatrikuliert, 186 in Bern, 174 in Zürich, 74 in Lausanne und 3 in Basel; 392 studieren Medizin, 224 Philosophie oder Naturwissenschaften und 8 Jurisprudenz. Nur 82 sind Schweizerinnen, 542 Ausländerinnen; unter den letzteren kommen insbesondere in Betracht 423 Russinnen (darunter 327 Medizinerinnen), 50 Deutsche (28 in der philosophischen oder naturwissenschaftlichen und 22 in der medizinischen Fakultät), 19 Bulgarinnen und 17 Österreicherinnen.

* **Eine neue Ordnung für die Oberlehrerinnenprüfung** hat der preussische Unterrichtsminister erlassen. Sie tritt mit dem 1. April 1901 in Kraft. Auf ihren Inhalt kommen wir noch zurück.

* **Der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein** hat im vergangenen Jahre durch seine Agenturen in Deutschland und die mit ihm verbundenen Zweigvereine 801 Lehrerinnenstellen besetzt, 440 in Deutschland, 361 im Ausland. In Bezug auf die Erzieherinnenstellen in Rumänien haben der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein, sowie verschiedene Behörden schon mehrfach Warnungen ausgesprochen. Wir können diese nur in verstärktem Maße wiederholen. — Die Centralleitung der Stellenvermittlung des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins befindet sich in Leipzig, Hofstraße 35.

* **Die Einführung weiblicher Aufsichtsbeamten** hat sich den Jahresberichten der Großherzoglich Hessischen Gewerbeinspektion für 1899 zufolge vorzüglich bewährt, besonders bei der Enquete über die Beschäftigung verheirateter Frauen in Fabriken. In den vier Aufsichtsbezirken des Großherzogtums wurden gemeinsam mit den Assistenten 2879 Revisionen vorgenommen, davon 58 nachts und 75 am

Sonn- und Festtagen. 1617 Anlagen wurden einmal, 357 zweimal und 247 drei- oder mehrmal besucht. 1015 Revisionen wurden von den Assistentinnen allein unternommen, davon 48 nachts und 8 an Sonn- und Festtagen, dabei wurden 310 Anlagen einmal, 164 zweimal und 195 drei- oder mehrmal besucht. — In Sachsen sind auf Beschluß des Ministeriums des Innern weibliche Vertrauenspersonen für die staatliche Gewerbeaufsicht vom 1. Juli d. J. ab angestellt.

* **Vor der philosophischen Fakultät in Heidelberg** legte am 29. Juli Fräulein Elisabeth von Richthofen in Nationalökonomie ihr Doktor-examen summa cum laude ab. Schon wenige Tage darauf ist Fräulein Dr. v. Richthofen als erste weibliche Hilfskraft des badischen Fabrikinspektors vom Ministerium des Innern angestellt worden.

* **Der Großherzoglich Badische Oberschulrat** hat auf eine Eingabe der Abt. Pforzheim des Vereins Frauenbildung — Frauenstudium gestattet, daß am Gymnasium in Pforzheim ein junges Mädchen — bisher Schülerin des Karlsruher Mädchengymnasiums — an dem Unterricht in Oberprima teilnimmt, falls sie die hierfür nötigen Vorkenntnisse in einer Aufnahmeprüfung nachweist.

* **Einer Statistik der deutschen Frauenarbeit** des Professors Dr. Rauchberg, Prag, entnehmen „Die Dokumente der Frauen“ folgende interessante Zahlen:

Die meisten Frauen sind beschäftigt (und zwar hauptberufsmäßig) in der Landwirtschaft (2 745 840, gleich 33,67 Procent aller hier Erwerbsthätigen), im Handelsgewerbe (299 829, gleich 24,88 Procent aller hier Erwerbsthätigen), im Gast- und Schankgewerbe (261 450, gleich 53,07 Procent aller hier Erwerbsthätigen), in den Nahrungs- und Genussmittel herstellenden Gewerben (140 333, gleich 15,38 Procent aller Erwerbsthätigen), in der Textilindustrie (427 961, gleich 45,38 Procent aller Erwerbsthätigen), in den Gewerben für Bekleidung und Reinigung (713 021, gleich 47,12 Procent aller darin Erwerbsthätigen). Die Zahl der gewerblich thätigen Frauen und Mädchen, denen diese Arbeit Hauptberuf ist, betrug im Jahre 1895 zusammen 4 853 880 Personen oder 25,67 Procent aller Erwerbsthätigen; in diese Berechnung ist die Landwirtschaft eingeschlossen. Fabrikarbeiterinnen gab es 1895 739 755 und 1897 deren 822 462. Bei der Herrschaft lebende Dienerinnen zählte Deutschland im Jahre 1895 1 313 957; sie bildeten 98,11 Procent aller häus-

lichen Dienstboten. Die überraschende Erscheinung, daß in einigen weiblichen Berufen die Zahl der Männer sehr stark zugenommen hat — so in der Putzmacherei um 50 Procent, in der Kleider- und Wäschekonfektion um 98 Procent — legt Professor Rauchberg mit Recht dahin aus, daß sich viele dieser Erwerbe vom Kleinbetriebe zum großen, kaufmännisch organisierten Betriebe entwickelt haben; die kaufmännische Thätigkeit ist den Männern zugefallen, die gewerbliche aber, die Herstellung der zu verhandelnden Ware, den Frauen verblieben.

* **Das österreichische Ministerium** für Kultus und Unterricht hat in jüngster Zeit den Rechtsfakultäten Gutachten über die Frage abverlangt, ob Frauen zu den juristischen Studien, zu den judiziellen und politischen Staatsprüfungen und den akademischen Würden zuzulassen seien. Die Rechtsfakultäten in Wien und Prag haben sich in bejahendem Sinne ausgesprochen. — Das Gutachten des Professors Vernapf in Wien über die Angelegenheit ist in der Bücherschau dieses Heftes besprochen. — In ihrer letzten Sitzung gab die Grazer Fakultät vorerst der Rechtsüberzeugung Ausdruck, jene Frage sei nicht im Wege ministerieller Verordnungen, sondern nur durch ein Gesetz zu entscheiden. In der Sache selbst gelangte mit acht gegen drei Stimmen der Antrag zur Annahme, das Ministerium möge zuerst Erhebungen über die Erfahrungen anstellen, die man in andern Staaten mit der Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien gemacht habe, und bekannt geben, zu welchen juristischen Berufen die Regierung entschlossen sei, die Frauen zuzulassen. Endlich beantragte die Fakultät, die in dieser Sache von den österreichischen Fakultäten gemachten Gutachten und Anträge in Druck zu legen.

* **Als Direktor der Ersten ungarischen Schlosser- und Blechwaarenfabrik-Aktiengesellschaft** in Erlau ist Frau Emilia Gebhardt-Kauhbauer gewählt und mit dem Recht der Firmazeichnung betraut worden.

* **Der französische Arbeitsrat** (Conseil supérieur du Travail) hat sich in einer Sitzung vom 8. bis 18. Juni unter dem Vorsitz des Handelsministers für die Wählbarkeit der Frauen in die Prud' hommes-Gerichte erklärt.

* **Der „Congrès international de la Condition et des Droits des Femmes“** wird vom 5. bis 8. September im Palais des Congrès tagen. Alle darauf bezüglichen Anfragen sind zu richten an Mme. Marguerite Durand, Rue Saint Georges, 14, Paris.

* Die weiblichen Angestellten im Post- und Telegraphendienst in Frankreich haben zur Vertretung ihrer Interessen eine Zeitschrift „L' Union des Dames de la Poste“ gegründet, die vom 1. Juli des Jahres ab erschienen ist.

* Das „Dictionary of National Biography“, ein biographisches Riesentwerk von 63 Bänden, das eben jetzt zum Abschluß gebracht ist, weist unter seinen anerkannt bedeutendsten Beiträgen die Biographie von Elisabeth Browning von Frau Richmond Ritchie auf.

* Die Juristin Mrs. M. Lloyd Kennedy aus Sioux-City wurde von der obersten Behörde von Iowa zum Examinator bei den juristischen Prüfungen ernannt. Sie ist die erste Frau, die dieses Amt bekleidet.

* **Margarete Walbau.** Als die erste hervorragende deutsche Künstlerin auf dem Gebiete der Architekturmalerei hat Margarete Walbau auch über die Fachkreise hinaus Interesse erregt. Bekanntlich ist sie von dem Deutschen Reich beauftragt worden, den Buchgewerbesaal des deutschen Hauses auf der Pariser Weltausstellung zu schmücken. Die beiden Kolossalgemälde (8 1/2—2 1/2 m): Mainz als die Wiege der Buchdruckerkunst, Leipzig als die Centrale des deutschen Buchhandels, sind von der Presse genugsam kritisiert und gewertet und nahezu einstimmig als fein in der Charakteristik und gelungen in der Technik anerkannt. Kaiser und Kaiserin haben nach der Besichtigung Worte gnädigster Anerkennung der Künstlerin ausgesprochen. Uns werden einige Notizen über ihr Leben zur Verfügung gestellt, die für unsere Leser von Interesse sein werden. — „Fräulein Margarete Walbaus Vaterstadt ist Breslau. Die architektonischen Schönheiten des dortigen Rathauses und der mannigfachen alten romanischen Gebäude regten wohl zuerst in dem talentvollen jungen Mädchen die Lust zu eigenem künstlerischen Schaffen an. In der Schule sprach man ihr kurzweg jedes Talent zum Malen ab. Das entmutigte sie keineswegs. Ohne Vorkenntnisse malte Grete Walbau das romanische Portal der Magdalenenkirche, das sie täglich beim

Schulweg passierte und wagte den Versuch, es bei dem ersten Kunsthändler Breslaus öffentlich auszustellen, ein Versuch, der von Erfolg begleitet war. Die Eltern, auf deren Wunsch sie sich auf das Lehrerinnenzegamen vorbereitete, glaubten schließlich an das sich immer mehr bahnbrechende Talent ihrer Tochter und gaben nunmehr die Erlaubnis zur künstlerischen Ausbildung. Fräulein Walbau wurde zuerst eine Schülerin Graeb's, um nach dessen, leider bald erfolgtem Tode Perspektive bei Streckfuß zu studieren und dann noch kurze Zeit Stunden bei Ritter in Nürnberg zu nehmen. Da des Meisters „graue“ Theorie aber nicht in Einklang mit der Farbenfreudigkeit seiner Schülerin zu bringen war, zog Fräulein Walbau es vor, nur noch die Natur als Lehrmeisterin zu nehmen, und so entstanden neben tüchtigen und gewissenhaft ausgeführten Zeichnungen für verschiedene illustrierte Zeitschriften Städtebilder und Kircheninterieurs der verschiedensten Art, die auf den internationalen Ausstellungen zu Berlin, München, Wien und London, bei Schulte zc. Platz fanden. — Gleich das erste größere Werk der Künstlerin: das Innere der Lorenzkirche in Nürnberg, wurde vom König von Rumänien gekauft, der es im Schlosse zu Sinajia in die Wand einfügen und mit der Architektur verbinden ließ; ein zweites Kirchenbild: das Innere der Sebalbuskirche, kaufte die Liechtensteingalerie zu Wien, — ein drittes: der Hochaltar des Klosters Grüssau, erregte vor einiger Zeit bei Schulte das gerechtfertigte Aufsehen aller Kunstverständigen und Liebhaber und wurde von einzelnen für ein Werk Renzels gehalten. Von andern Bildern der Künstlerin sind vor allem noch das Rathaus und der Eisenkram zu Breslau, die Ansichten von Danzig und Stettin, sowie die fünf Wandgemälde zu nennen, die vor kaum Jahresfrist von ihr für das Haus eines Breslauer Patriziers gemalt, im Kunstgewerbemuseum zu Berlin dem Publikum zugänglich gemacht waren und wohl die Aufmerksamkeit kompetenter Persönlichkeiten auf diese hervorragende Vertreterin eines Gebietes, das sehr viel feltner als jede andre Malerei weibliche Kräfte anzuziehen pfllegt, lenkte.“

W.





Der Hauspflegeverein Charlottenburg

(Vorsitzende: Frau Kommerzienrat Seyl) ist sehr schnell in der Bevölkerung bekannt geworden, und insolgebeffen hat auch die Inanspruchnahme der durch ihn geleisteten Hilfe bedeutend zugenommen. Durch die Verlegung der Geschäftsstelle aus der Wohnung der Frau Kommerzienrat Seyl in die der Frau Stadtrat Weber, Leibnizstraße 19, wurde am Ende des Jahres eine wesentliche Änderung in der Verwaltung eingeführt. Das Bureau liegt nunmehr ziemlich in der Mitte der Stadt, und es ist dadurch ein reger, persönlicher Verkehr der Geschäftsleiterin mit den Aufsichtsdamen und den Pflegerinnen ermöglicht. Die Pflegerinnen wurden durch die Aufsichtsdamen scharf beaufsichtigt, unzuverlässige und untüchtige wurden ausgeschieden. Im allgemeinen aber haben die meisten sich gut bewährt. Es wurde den Frauen möglich dauernde, regelmäßige Beschäftigung durch den Verein gegeben, so daß sie in ihrer Existenz auch gesichert sind. Für die Pflegerinnen, sowie für die Aufsichtsdamen ist eine genaue Geschäftsanweisung ausgearbeitet, die jeder Pflegerin und Aufsichtsdame übergeben wird. Beschäftigt wurden 35 Pflegerinnen, von denen 22 im Dienste des Vereins verblieben und mit Vereinstarten versehen wurden, während 13 nicht mehr beschäftigt werden. Von jetzt angestellten Pflegerinnen wurden in diesem Jahre je 3 bis 24 Pflegen übergeben. Durch die Verbindung mit anderen Vereinen wurde den gepflegten Familien häufig eine weitere Unterstützung ermöglicht, besonders oft wurde der Elisabeth-Frauenverein in Anspruch genommen. Der Hauspflegeverein unterhält im Hause der Frau Stadtrat Weber ein Depot für Nähr- und Kräftigungsmittel, sowie für allerlei für die Krankenpflege notwendige Gegenstände. Die Ausgaben waren in diesem Jahre sehr hohe, da die meisten Familien nicht zu den Kosten herangezogen werden konnten. Beantragt wurden 350 Pflegen, von denen 322 bewilligt wurden, und zwar wurden sie an 2819 ganzen und 634 halben Tagen ausgeübt. In 12 Fällen wurde der ausgelegte Betrag von den gepflegten Familien ganz zurückerstattet, in 35 Fällen teilweise. Der Verein wird von der Stadtbehörde subventioniert.

Der Bund der Frankfurter Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit

(Vorsitzende Frau Geheimrat Hartwig) wurde am 12. Mai vorigen Jahres auf Anregung des Frankfurter Hauspflegevereins gegründet. Man hatte immer deutlicher erkannt, daß bei dem

ständigen Wachstum der Stadt, namentlich ihrer ärmeren Bevölkerung, es einem einzelnen Vereine nicht möglich sei, wirksam dem gewerbsmäßigen Bettel entgegenzutreten, den wirklich Bedürftigen aber ausreichend zu helfen. Eine Kommission trat zusammen, die die vorbereitenden Arbeiten zur Gründung des Bundes leistete. Der Verein sollte ein Mittelpunkt sein für alle Bestrebungen auf dem Gebiet der Armenpflege und Wohlthätigkeit. Siebzehn Vereine erklärten sofort ihren Beitritt, denen sich in kurzer Zeit sechzehn weitere Vereine anschlossen. Die erste Arbeit des Bundes war die Zusammenstellung eines Zettelkatalogs mit den Namen derjenigen Armen, die von den einzelnen Vereinen unterstützt werden und über welche dieselben Auskunft geben können, der täglich erweitert und vermehrt wird. Es gelang dem Bund bald, zahlreiche Helfer und Helferinnen für die verschiedensten Gebiete der Liebeshätigkeit zu gewinnen. Die Volkskindergärten, die Fließschulen, die Kinderhorte, die Kleinkinderschulen fanden durch die Vermittlung des Bundes tüchtige Helferinnen. Mehrere junge Mädchen erlernten die Blindenschrift und ermöglichten dadurch die Anlegung einer Leihbibliothek für Blinde. Angesichts des ständig zunehmenden Mangels an Wohnungen für minder Bemittelte wurde der Magistrat durch eine Petition aufgefordert, im Anschluß an den städtischen Arbeitsnachweis eine Vermittlung für kleine Wohnungen einzurichten; die Petition wurde aber von den Stadtverordneten abgelehnt. Einen befriedigenden Erfolg hatten die Bestrebungen des Bundes, die Weihnachtsbescherungen zu regeln. Mit den städtischen Behörden, einer bereits bestehenden Centrale für private Fürsorge und dem Lehrerinnenverein suchte der Bund mit Erfolg Beziehungen anzubahnen. Eine Kommission arbeitet an der Herausgabe eines Nachschlagebuchs über sämtliche Wohlfahrts-Einrichtungen Frankfurts; eine zweite Kommission beschäftigt sich mit der Einführung junger Mädchen in die soziale Arbeit.

Der **Dresdner Zeitung** vom 20. Juli entnehmen wir folgende Nachricht:

„Dem unter dem Protektorate Ihrer K. K. Hoheit der Frau Prinzessin Friedrich August stehenden Lehrerinnenheim zu Dresden ist seitens eines hochherzigen Gönners eine bedeutende Schenkung zuteil geworden, indem Herr Privatius Karl Louis Ufke das ihm gehörige Grundstück Carolastr. 14 und Feldgasse 19 zum Andenken an seine verstorbene Gattin als Erdmutter-

Auguste-Stiftung dem Lehrerinnenheime für dessen Vereinszwecke schenkungsweise überwiesen hat. — Das Grundstück mit einem großen, schönen Gebäude von über 60 Zimmern und einem prachtvollen Garten, insgesamt 4000 qm Umfang, im Zeitwerte von mindestens 300 000 Mark, wird nun den im Lehrerinnenheim mit Feierabendhaus aufgenommenen Lehrerinnen und Erzieherinnen einen herrlichen und gesunden Aufenthalt in der inneren Stadt bieten, unsere Stadt aber wird eine Wohlthätigkeitsanstalt besitzen, über die jeder Menschenfreund eine herzliche Freude haben muß. Das Lehrerinnenheim verfolgt bekanntlich den Zweck, Lehrerinnen und Erzieherinnen aller Nationalitäten vorübergehend eine gute und billige Unterkunft zu gewähren, während in dem mit dem Heim verbundenen Feierabendhause betagte deutsche Lehrerinnen und Erzieherinnen dauerndes Unterkommen für ihren Lebensabend finden. Die Übergabe des Grundstückes ist auf den 30. September festgesetzt und das Lehrerinnenheim wird vielleicht noch im Oktober sein bisheriges Heim, Cranachstraße 11, verlassen und sein prächtiges, neues Heim beziehen.“

Wir fügen hinzu, daß die Damen des Feierabendhauses eine geringe Pension zahlen, während die Passantinnen gegen den Tagespreis von 1,60 Mark bis 1,80 Mark, je nach der Lage des Zimmers, aufgenommen werden. Ausländerinnen

zahlen täglich 0,25 Mark mehr. Die Leiterin ist augenblicklich Fräulein Staubb. Das Haus wird von allen, die es besucht haben, aufs wärmste empfohlen.

Der Verein deutscher Lehrerinnen in England

(Vorsitzende Fräulein Helene Abelman) veröffentlicht seinen 23. Jahresbericht.

Die Mitgliederzahl ist, wie schon seit 15 Jahren, sich gleich geblieben. Im Sanatorium und im Erholungsheim sind eine große Anzahl Kranke mit bestem Erfolg gepflegt worden.

Mit aufrichtiger Gemüthung erfüllte es den Vorstand, daß die Prinzessin Victoria von Battenberg, die älteste Tochter der hochseligen, unvergesslichen Prinzessin Alice, Großherzogin von Hessen, Patronin des Vereins geworden ist. Die Resultate des Stellengeschäfts sind durchaus befriedigend, und sind der beste Beweis dafür, daß der Verein sich fortgesetzt des öffentlichen Vertrauens erfreute. 197 Stellen sind im verflossenen Jahre besetzt worden. Auch die in der Rechnungsablage verzeichneten freiwilligen Beiträge zur Unterhaltung der Anstalten des Vereins bezeugen das Wohlwollen und das Vertrauen des Publikums.

Mit dem Dank für den Schutz und die Hilfe, die dem Verein von allen Seiten erwiesen ist, verknüpft der Vorstand die Hoffnung, daß der Verein seine Lebenskraft auch weiterhin beweisen wird.



Für Haus und Familie.

Die „Geschäftsstelle der Versicherung der Mitglieder Deutscher Frauenvereine“¹⁾, die im März 1899 in Anschluß an die Gesellschaft „Friedrich Wilhelm“ in Berlin auf Anregung des „Vereins zur Förderung des Frauenerwerbs durch Obst und Gartenbau“ gegründet wurde, ist bereits zu einer Organisation geworden, der sich schon 30 Frauenvereine in Deutschland angeschlossen haben.

Die Leiterin derselben, Fräulein Henriette Goldschmidt, ist täglich vormittags von 10 bis 1 Uhr in dem dafür errichteten Bureau, Berlin W., Behrenstr. 60/61, anwesend, um jeder Frau, auch Nichtvereinsmitgliedern, mündlich oder schriftlich Auskunft zu erteilen, wie sie nach ihren Mitteln und Wünschen am besten Vorsorge für ihre Zukunft treffen kann.

Der Zweck der ausgedehnten Organisation ist, Propaganda dafür zu machen, daß jedes Mädchen, jede alleinstehende und erwerbende Frau sich selbst, daß Eltern ihre Kinder und Familienväter ihre Ehefrauen so früh wie möglich durch kleine Ersparnisse sicherstellen, sei es für eine Alterspension oder für ein kleines Kapital zur Erlernung eines Berufes oder zur Selbstständigkeit und praktischen Erwerbsthätigkeit in demselben, um so den immer wachsenden Notständen in der Frauenwelt vorzubeugen. Auch älteren Frauen in jedem Lebens-

stadium ist dieses noch möglich, wenn sie die für einen kürzeren Zeitraum bemessenen und deshalb höhern Beiträge nicht scheuen. Bedeutend billiger ist es, wenn sie ein kleines Kapital hierfür anlegen können, welches dann lebenslänglich die höchstmögliche Rente einbringt.

Die Pensionierung ist an keinen besonderen Zeitpunkt gebunden; — jede Frau kann denselben selbst bestimmen.

Besonders wichtig ist die Versicherung gegen eintretende dauernde Erwerbsunfähigkeit, hervorgerufen durch Krankheit oder Unfall, deren Beiträge sehr gering sind und die an jede Versicherungsform angeschlossen werden kann. Sie gewährt eine Invalidenrente bis zur vollen Höhe der Pension oder bis zu 10 Prozent des versicherten Kapitals, hebt die Beiträge für die übrige Versicherung auf, ohne daß diese beeinträchtigt wird und schützt so vor Not und Entbehrung, bis die volle Pension oder das Kapital fällig werden. Den Grad der Invalidität bestimmen der eigene Arzt und der Vertrauensarzt der Gesellschaft gemeinsam. Freiwillige Voruntersuchung, auf Wunsch bei weiblichen Ärzten, und Konstatierung eines guten Gesundheitszustandes heben jede Wartezeit auf.

Neuerdings ist neben der weiter bestehenden, älteren Form auch noch eine „Lebensversicherung ohne ärztliche Untersuchung“ eingerichtet, welche es manchem Familienvater, besonders aber den Müttern

¹⁾ Siehe Anzeigenteil.

erleichtern wird, ihren Kindern oder Geschwistern und Freundinnen, sich gegenseitig für plötzlichen Todesfall und für die Zukunft sicherzustellen.

Außerdem giebt es eine Kapitalversicherung, bei der im frühzeitigen Todesfalle den Angehörigen die geleisteten Beiträge mit einem geringen Abzuge für Unkosten zurückerstattet werden, die aber viel billiger ist und im Erlebensfalle ganz daselbe gewährt.

Bei eintretender Zahlungsunfähigkeit kann jede Versicherung, die 2 Jahre bestanden hat, in eine prämienfreie umgewandelt werden, ohne daß

ungerechtfertigte Verluste entstehen. Wiederaufnahme der Beiträge ist stets gestattet.

Die Beiträge können jährlich, halb- und vierteljährlich, sogar auch in kleinen Monatsraten entrichtet werden.

Es finden sich jetzt überall in den Vereinen Frauen, die für diese allgemeine Altersversicherung wirken wollen. Die Möglichkeit freierer Aussprache mit ihnen als mit männlichen Agenten ist entschieden eine Annehmlichkeit. Es werden noch weitere Erleichterungen für Vereinsmitglieder in Aussicht gestellt.

Bücherchau.

„Die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien.“ Ein Gutachten, verfaßt von Dr. Edmund Bernasik, Professor an der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Wiener Universität, und herausgegeben vom Verein für erweiterte Frauenbildung in Wien. 1900. (Im Selbstverlag des Vereins.) Das Gutachten steht im Zusammenhang mit der Frauenstudiumsbeziehung in Österreich. Anknüpfend an die 1896 von der Unterrichtsverwaltung verfügte Zulassung der Frauen zur Maturität, der Zulassung der Restriktion eines im Auslande erworbenen Doktorats und die 1897 erfolgte Eröffnung aller philosophischen Fakultäten für Frauen stellte der Verfasser, Professor Dr. Bernasik, an die Wiener juristische Fakultät den Antrag, das Ministerium um Zulassung der Frauen zu allen juristischen Fakultäten als ordentliche Hörerinnen zu ersuchen. Ein von der Fakultät zur Besprechung der Sache bestelltes Komitee brachte den Antrag mit Majorität von neuem ein und daraufhin beauftragte die Fakultät den Verfasser, ein Gutachten — das hier vorliegende — über die Angelegenheit auszuarbeiten. Zunächst betont der Verfasser mit aller Schärfe, daß diese Zulassung, sowie die weitere zu den Staatsprüfungen und den juristischen Berufsweigen nur eine Konsequenz der Zulassung zur Maturität sei, der sich die Regierung nicht werde entziehen können, ohne sich der Halbheit schuldig zu machen. Es liegt deshalb im Interesse der Antragsteller, auch zu dieser letzten Frage Stellung zu nehmen. Der Verfasser entscheidet sie dahin, daß unter den augenblicklichen Verhältnissen Frauen zu den Anstellungen nicht zugelassen werden könnten, die mit dem Publikum in direkten Verkehr zu treten bestimmt sind und außerdem dabei die staatliche Autorität zur Geltung zu bringen hätten, wie das Richteramt und der politische Dienst. Aber auch hier wären Frauen zu den Posten befähigt, die vorzugsweise manipulative, öfters oder rechnungsmäßige Thätigkeit erfordern. Analoge Stellen sind seiner Meinung nach den Frauen bei den autonomen Behörden, Bezirks- und Gemeindeverwaltungen zc. zugänglich zu machen, und schließlich würden auch die Stellungen der Anwälte, Notare zc. von Frauen ausgefüllt werden können. In durchaus vorurteilloser Weise, wie man das nicht oft von maßgebenden Seiten bei der Erörterung dieser Fragen

erfährt, widerlegt er dann die Einwände, die gegen die erwerbenden Frauen als Lohndrückerinnen erhoben werden, und ebenso den immer wiederholten und immer noch wirksamen, daß man die Frau ihrem „natürlichen Beruf“ nicht entziehen solle, und kommt mit seiner Widerlegung zu einem energischen Protest gegen das in all diesen Einwänden zum Ausdruck kommende männliche Klassenbewußtsein, das mit den Prinzipien unserer modernen Civilisation durchaus nicht vereinbar sei.

Die von Prof. Bernasik gegebene Anregung hat den Erfolg gehabt, daß am 9. Februar 1900 die Wiener juristische Fakultät beschlossen hat, das Unterrichtsministerium um die Zulassung der Frauen zu den juristischen Studien, Staatsprüfungen und Rigorosen zu ersuchen.

Auch ohne diesen Erfolg wäre das Gutachten mit der scharfen und eingehenden Widerlegung aller Gegengründe für den Fortschritt der Frauenbewegung von außerordentlichem Werte.

„Bund für Vogelschutz“. Kalender für 1900. Herausgegeben im Auftrag des Bundes von Friedrich Arnold. (Kommissionsverlag von Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.) Der Zweck des Bundes für Vogelschutz ist, in umfassendster Weise zum Wohl unserer nützlichen Vögel zu wirken. Der von ihm veröffentlichte Kalender dient diesem Zweck durch einen Bericht über die umfassende Thätigkeit des Vereins, durch eine interessante Zusammenstellung über Lebensweise, Nahrung zc. der nützlichen deutschen Vögel, Anweisungen über Vogelschutz in der Häuslichkeit, Nistkasten und Futterhäuschen zc. Die Beiträge, durch gute Abbildungen illustriert, sind nicht nur von Liebhabern, sondern zum Teil aus der Feder Sachverständiger. Der Bund für Vogelschutz ist 1898 von Frau Lina Hähnel in Stuttgart gegründet. Da er u. a. auch „die thörichte Mode, Vogelbälge auf den Hüften zu tragen,“ energisch bekämpfen will, ist er in gewissem Grade auf das Interesse der Frauenvwelt angewiesen. Jedenfalls ist es trotz des augenblicklichen Zurückgehens dieser Geschmackslosigkeit nicht überflüssig, dagegen aufzutreten. Weiß man doch nicht, ob man es nur einer Modelaime verdankt oder der Einsicht der Beteiligten. Und zu dieser Einsicht sollten die Frauen aller Kreise geführt werden.

Heinrich Seibels erzählende Schriften. Erscheinen vollständig in 53 Lieferungen zu 40 Pf., alle 14 Tage eine Lieferung. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H.

Wir haben schon mehrfach auf diese vorzügliche Ausgabe der Seibelschen Schriften hingewiesen. Über den Autor selbst noch etwas zu sagen, erscheint bei der Stellung, die er in der deutschen Litteratur einnimmt, allmählich überflüssig. Auch die in den vorliegenden Lieferungen 24 bis 30 enthaltenen Heimatgeschichten haben ihm viele Freunde erworben. Mit ihnen ist der vierte Band vollendet und der fünfte begonnen.

„Privat testament und Not testament nach dem Bürgerlichen Gesetzbuche für das Deutsche Reich“ von J. Marcus, Amtsgerichtsrat. — Seitdem wir im vorigen Jahre auf dies damals soeben im Verlage von Louis Marcus, Berlin S.W. herausgekommene Buch aufmerksam machten, hat dasselbe einen Absatz von 3000 Exemplaren und Übersetzungen ins Polnische und Litthauische erfahren. Dies Interesse für sein Werk hat den Verfasser veranlaßt, der zweiten Auflage einen größeren Umfang zu geben. Ein Abschnitt über Stempel und Gerichtskosten ist hinzugekommen, die Beispiele zu Testamenten sind vermehrt worden, und eine dankenswerte Neuerung ist die Einteilung des systematischen Teiles des Buches in Paragraphen, wodurch eine weit bessere Übersicht erzielt wird. War das Werk schon vorher empfehlenswert, so ist es das jetzt noch im erhöhten Maße und besonders für Frauen, da das eheliche Güterrecht, sowie überhaupt das ganze Familienrecht, insofern es mit

Anzeigen.

Die dreigespaltene Nonpareille-Zeile (ober deren Raum) kostet 40 Pf. bei Wiederholungen wird Rabatt gewährt.

Anzeigenannahme bei allen Annoncenbureaus und in der Expedition der „Franz“ Berlin S., Stallschreiberstraße 34/35.



Dr. Theinhardt's Kindernahrung

Aerztlich vielfach empfohlen bei Rhachitis, Scrophulose und Brechdurchfall.

Vorrätig in den Apotheken und Drogerien, sonst direkt durch

Dr. Theinhardt's Nährmittel-Gesellschaft, Cannstatt (Wtbg.)

Städtisches Mädchengymnasium und Internat, Karlsruhe. *

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 600 Mk. jährl.
Auskunft: Frä. Dr. Gernet, Karlsruhe i. B., Redtenbacherstr. 16.

Künstlerinnen-Verein München. Damon-Akademie.

Wintersemester 1. Okt.—31. März. • Sommersemester 1. April—31. Juli.

Zeichnen u. Malklassen (Kopf u. Akt) nach leb. Modellen, die Herren: Maxim. Tafio, Angelo Sant, Deur. Anirr u. Chr. Landenberger. — Landschaft u. Stillleben: Adulian u. Kempter. Beginn 16. Oktober. — Abend-Akt: die Herren Maxim. Tafio u. Angelo Sant, nur Wintersemester. — Zeichnen nach der belleideten Figur (Abendkurs): Herr Fritz Gegenbart, Sommersemester. — Illustrieren u. Radieren: Herr Maxim. Tafio. — Anatomie: Herr Bildbauer Hermann, nur Wintersemester. — Anfragen u. Anmeldungen zu Perspektive: Fräulein v. Welschbrum, 1. Semester. — adress. an das Sekretariat des

Künstlerinnen-Vereins, Barerstraße 21, zweites Gartengebäude.

— Anstiftung 1. und 2. Oktober, 9—12 Uhr ebenfalls selbst. —

Kaiser Wilhelms-Spende,

Allgemeine Deutsche Stiftung für Alters-Renten- und Kapital-Versicherung, versichert kostenfrei lebenslängliche Renten oder das entsprechende Kapital, zahlbar frühestens beim Beginn des 50. Lebensjahres oder später, gegen Einlagen von je 5 Mark, die jeder Zeit in beliebiger Anzahl gemacht werden können.

Auskunft erteilt und Prudenzien versendet

Die Direktion, Berlin W., Mauerstrasse No. 85.

St. Alban's College,

81, Oxford Gardens, Notting Hill, London W.

nimmt Schülerinnen zu gründlichem, schnellem Studium der englischen Sprache an.

Pensionspreis, Unterricht eingeschlossen, 120—160 Mark monatlich. Nähere Auskunft erteilen: die Vorsteherin Miss Bowen; Frä. Abelmann, Vorsitzende des deutschen Lehrerinnen-Vereins, London, 16. Wyndham Place und Frä. Helene Lange, Berlin W., Steglitzer Straße 48.

Schering's Pepsin-Essen

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. D. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Weichsücht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser Magenschwäche leiden. Preis 1/2 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1.50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Chaussee-Strasse 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogeriehandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essen.

dem Erbrecht zusammenhängt, besonders berücksichtigt ist, und die neu hinzugekommenen Beispiele fast alle dem Interesse der Frauen dienen. — Der Preis von 2 Mark, der auch für diese vermehrte Auflage festgehalten ist, erscheint bei dem 196 Seiten starken Bande als sehr billig.



Aufruf.

Am 27. Oktober d. J. feiert die Lehrerinnenbildungsanstalt zu Eberfeld das Fest ihres 50 jährigen Bestehens. Die früheren Schülerinnen derselben werden hierdurch zur Teilnahme freundlichst eingeladen und gebeten, ihre Adressen möglichst bald an den Unterzeichneten gelangen zu lassen.

Dr. Haßfeld,
Direktor der städtischen höheren Mädchenschule in der Weststadt und Leiter der Lehrerinnenbildungsanstalt.

Internationales Heim,

Berlin S.W., Daleschstraße 17, 1. dicht am Anhalter Bahnhof, f. Lehrerinnen u. Damen bef. Stände. Pensionspreis b. geteilt. Zim. 2 Mk., d. eigen. Zim. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. je n. Größe, Lage u. Einrichtung. des Zimmers pro Tag. [8]

Mrs. Selma Spranger
Vorsteherin.

Familien-Pension I. Ranges

von
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Eine bis auf die Neuzeit geführte reichbibliothek deutscher, englischer, französischer, ital. Werke ist in Königsberg i. Pr. zu verkaufen. Näheres unter Adresse Fr. L. Nithack, Königsberg i. Pr., Mühlstr. 2.

Die Geschäftsstelle der

**Lebens-, Pensions-,
Invaliditäts- und Kinder-
Versicherung**

der Mitglieder deutscher Frauenvereine „Friedrich Wilhelm“, Berlin W., Behrenstraße 60/61, Leiterin Fr. Henriette Goldschmidt, angeschlossen 30 Frauenvereine in Deutschland, bietet allen alleinstehenden und erwerbenden Frauen die umfassendste Sicherstellung für das Alter und gegen eintretende Erwerbsunfähigkeit. Treueste Beratung zugesichert. Sprechst. tägl. 10—12.

Emmer Pianinos

Flügel, Harmoniums
BERLIN C. 292, Seydelstr. 20.
Allerhöchste Auszeichnungen etc.

Stellenvermittlung

des Allg. Deutsch. Lehrerinnenvereins.
Zentralleitung: Leipzig, Hohestraße 36.
Agentur für Berlin u. Provinz Brandenburg: Fr. Gübner, Berlin W., Augustburgerstr. 22. Sprechstunde Mittwoch und Sonnabend 1/2—1/4. [8]



Nahrungs-Eiweiss.

1 Kilo Tropon hat den gleichen Ernährungswert wie 5 Kilo bestes Rindfleisch oder 180—200 Eier. Tropon setzt sich im Körper unmittelbar in Blut und Muskulsubstanz um, ohne Fett zu bilden. Tropon hat daher bei regelmäßigem Genuss eine bedeutende Zunahme der Kräfte bei Gesunden und Kranken zur Folge und kann allen Speisen unbeschadet ihres Eigengeschmacks zugemischt werden. Bei dem äusserst niedrigen Preise von Tropon ist dessen Anschaffung einem jeden ermöglicht. (80)

Zu beziehen durch Apotheken und Drogengeschäfte.

Tropon-Werke, Mülheim-Rhein.

Tropon-Chocolade

Tropon-Cacao

Barthel Mertens & Cie., Malheim-Rhein.

besitzen in Folge ihres hohen Eiweissgehalts 3fachen Nährwert gegen andere Cacao- und Chocoladefabrikate.

Alleinige Fabrikanten

NESTLÉ's Kindermehl enthält beste Schweizermilch
Altbewährte KINDERNAHRUNG



transit

